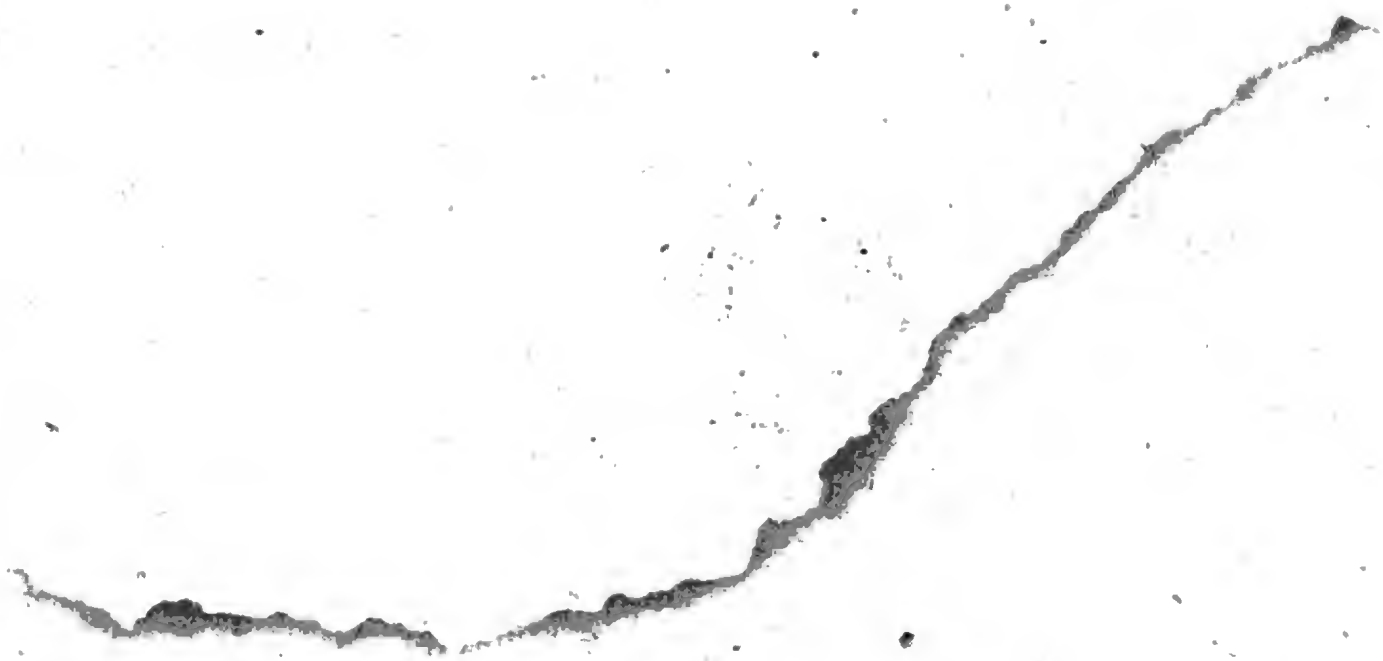
~~V 1056c.(6)~~

E. w. G. III. (6.)

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier und C. F. Kämtz.

Sechster Theil.

ORPHANITEN — OSTEOLOGIE.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1835.

wi

Digitized by Google

AE 27
A6
Sect. 3
v.6

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O — Z.

Sechster Theil.

ORPHANITEN — OSTEOLOGIE.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln,
welche mit dem Sechsten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Ort, Ortsarbeit, Ortslänge, Ortstrog und Ortung.	Bergbau.
Ortsprofil.	Bergbau.
Ort.	Geometrie.

Digitized by Google

Digitized by Google

ORPHANITEN.

ORPHANITEN, eine Partei, zum Theil auch Secte der Hussiten, waren bis zu ihres Feldherrn Ziska's [1]) Tode im J. 1424 eins mit den Taboriten, trennten sich aber nun, als ein Theil derselben zu Ziska's Nachfolger Procop Holy (**Procopius Rasus**) wählten, versicherten, es sei Niemand in der Welt würdig, dem verstorbenen Vater Ziska zu folgen, nannten sich Waisen, und ließen alles durch mehre Hauptleute verrichten, unter welchen Procop der Kleine der vorzüglichste. Die vier Parteien der Hussiten (Taboriten, Orphaniten, Orebiten und Prager) vereinigten sich nur dann und handelten gemeinschaftlich, wenn sie von einem auswärtigen Feind angegriffen wurden, oder ein, zwei, drei Parteien schlossen sich aneinander, wenn sie einen Raubzug in das Ausland thun, oder nach dem Ausdrucke der Hussiten das Land der Philister, der Idumäer und Moabiter heimsuchen wollten. Zwischen den Taboriten und den sich von ihnen trennenden Orphaniten blieb noch immer eine engere Verbindung, als zwischen ihnen und den andern Parteien. Die Orphaniten, sich mit den Taboriten vereinend, eroberten im J. 1424 die Stadt Weinwanzicz und viele Schlösser in Mähren. Während hierauf die Taboriten mit den Pragern in Baiern und Österreich einfielen, erfüllten die Waisen mit den Orebiten den ganzen Herbst hindurch Schlesien und die Lausitz mit Raub, Brand und Mord. Bei den Orphaniten erschienen im J. 1425 die Magister Przibram, Christian Medicus und Peter von Wladonowicz, welche von den Pragern, weil sie sich mit Petrus Anglicus nicht vergleichen konnten, waren auf das Rathhaus gefangen gesetzt und dann auf Vorbitten des Magister Johann Rokyzanus freigelassen worden, und klagten über die Prager. Die Waisen hörten dieses gern, da sie eine Ursache erhielten, ihrem heimlichen Grolle gegen die Prager Luft machen zu können. Sie zogen 4000 Mann stark vor Lytomißl, welche Stadt die Prager besetzt hatten, weil sie vordem zum prager Bisthum gehört, nahmen sie durch Sturm und schleiften sie. Von hier zogen sie ihren Brüdern, den Taboriten, zu Hilfe, welche die Stadt Swietla belagerten, erstürmten und verbrannten sie. Herzog Albrecht, welcher die Stadt entsetzen wollte, kam mit seinem Heere zu spät, und verlor in der Schlacht vom 5. Nov. 1425 den Sieg. Die Sieger verbrannten hierauf Meyto, welches die Prager inne hatten, und machten dann den 6. Dec. einen nächtlichen Angriff auf Prag selbst, wurden jedoch von den Mauern wieder herabgetrieben. Die Prager klagten des Morgens darauf durch eine Gesandtschaft über diesen Angriff ohne Ursache auf die Hauptstadt des Landes, und der den Pragern holde Procop Holy brachte es bei den Waisen und Taboriten dahin, daß sie einen Frieden mit den Pragern aufrichteten. Um Ostern des J. 1426 wollten die Taboriten und Waisen, welche in Klattau überwintert, in das Baiernland einfallen. Da aber überall das Gerücht erscholl, wie sich die teutschen Fürsten zur Ausrottung der aufrührischen Böhmen verbunden, unterließen sie den Einfall ins Baiernland und verglichen sich mit den Pragern, um dem gemeinsamen Feinde begegnen zu können [2]). Der gefährlichste Gegner der Hussiten unter den teutschen Fürsten, welche außer dem Herzog Albrecht von Österreich ziemlich unthätig blieben, war der Kurfürst Friedrich der Streitbare, dessen Heer im J. 1425 den Hussiten, als sie nach Zerstörung der Stadt Tachau im Heimzuge begriffen, einen Verlust von über 3000 beibrachte [3]), jedoch selbst gegen 4000, worunter acht Grafen, in der unglücklichen Schlacht bei Brix verlor [4]). Im J. 1426 vereinigten sich die Waisen, Taboriten, Prager und andere Hussiten, und beschlossen, die Teutschen völlig aus Böhmen zu vertreiben. Nach Eroberung und Zerstörung von Leipe, Biela, Trebnitz, Töplitz und Kraupen [5]) ward den 6. Jun. zur Belagerung von Außig geschritten. Zur Entsetzung sandte die Kurfürstin Katharina, welche in Abwesenheit ihres Gemahls auf dem Reichstage zu Nürnberg die Regierung führte, ein Heer der Meißner und Thüringer von ungefähr 20,000 Mann. Dieses griff,

1) *Aeneas Sylvius*, Histor. Bohemica. Cap. 47. Opera Geographica et Historica. p. 72, 73.

2) Theobald, Hussitenkrieg. S. 314—320. 3) *Hermann. Corner.* Chron. bei *Leccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 1267. 4) Eberhard Windeck, Gesch. des Kaisers Siegismund, Cap. 143, bei *Mencke*, Script. T. III. Windeck setzt Prucke (Beür, Beir) nach Meißen selbst, da es doch an den Markgrafen von Meißen nur verpfändet war, und im böhmischen Gebiete lag. Seine Angabe der Zahl des Verlustes der Meißner in der Schlacht bei Brüx wird von *Engelhus* Chron. bei *Leibnitz*, Script. T. II. p. 1142, und der Fortsetzung desselben bei demselb. S. 85 bestätigt. 5) *Balbinus*, Epitome Hist. Boh. Lib. IV. p. 467.

noch von dem Tag und Nacht fortgesetzten Marsch ermüdet, sogleich die hinter ihrer Wagenburg verschanzten Hussiten den 15. Jun. wüthig an, focht den ganzen Tag auf das Hartnäckigste, verlor jedoch den Sieg und gegen 12,000 Mann, unter ihnen viele Grafen und Edelleute auf der Wahlstatt, während der Verlust der Böhmen nur 3000 betrug. Die Sieger eroberten die Nacht darauf Außig und machten es zu einer Einöde [6]). Durch den Sieg bei Außig gewannen die Hussen, wie die teutschschreibenden Zeitgenossen sie nennen, sowie auch speciell die Orphaniten [7]), einen den Teutschen Schrecken einflößenden Namen und hierdurch viel an Gefährlichkeit. Als die Waisen und Taboriten von Außig gekommen, gedachten sie ihrer alten Feindschaft gegen Boczko von Podiebrad, weil er seinen Vetter Gindrzich heimlich auf dem Schlosse Kostomblat gefangen genommen, belagerten den 6. Aug. das Schloß Podiebrad, erlitten bei Bestürmung großen Verlust, da Boczko's Büchsenmeister die berühmtesten in ganz Böhmen waren, setzten die Belagerung bis den 3. Nov. fort, wo sie wegen der nahenden Kälte, des Mangels an Lebensmitteln und der Festigkeit des Schlosses abzogen. Boczko that hierauf auf das von ihnen eingenommene Nimburg, wo sie überwinterten, einen unglücklichen Angriff den 25. Nov., wobei er das Leben verlor. Die aus Prag vertriebenen Magister Peter von Wladonowicz, Hussens getreuer Gehilfe auf dem kostnitzer Concil, Johann Przibram und Christianus Medicus waren, weil sich die Orphaniten ihrer angenommen, wieder in ihre vorigen Stellen eingesetzt worden. Während ihrer Verbannung hatte Petrus Anglicus (Peyne) sich ungestört vernehmen lassen, daß das Brod des hochwürdigen Sacraments des Altars schlechtes Brod, der Wein ein schlechter sei, also daß man den Leib und das Blut Christi allein durch den Glauben empfangen müsse. Jetzt suchten die zurückgekehrten Lehrer ihn von seiner Meinung zurückzubringen, und den 3. Jan. 1427 disputirte Przibram öffentlich wider ihn, woraus die Flamme von Neuem emporschlug. Wegen des Zankens und Lärmens, besonders in der Fasten, nahmen die Prager, die es mit Petrus Anglicus hielten, die genannten Lehrer, denen die Waisen und Taboriten Beifall gaben, und Magister Laurentius, Pfarrherrn bei St. Heinrich, den Pfarrherrn in der Kirche zum heiligen Kreuz und andere mehr gefangen, und schafften auch die Taboriten aus dem Prager-Städtlein. Deshalb lagerten sie sich den 24. März vor Prag, erst bei Modzan, dann bei Zabiehlitz, und verlangten in Prag eingelassen zu werden. Dieses geschah nur mit Procop Holy, Jan Rohacz, Jan Walkam vom schwarzen Adler, und Procopius dem Kleinen, dem Hauptmanne der Waisen, der Friedensunterhandlungen wegen. Zu diesem Behufe schickten auch die Saatzer, Launer und Schlaner ihre Gesandten nach Prag. Aber die Unterhandlung führte zu nichts, da die Taboriten mit List umgingen, denn Jan Rohacz berücksichtigte nur seinen Vortheil, und suchte eine Gelegenheit, die Stadt zu überwältigen. Da dieses den Pragern verrathen ward, mußten alle Taboriten (und Waisen, wie der Zusammenhang lehrt) sogleich Prag verlassen. Während die Waisen und Taboriten mit den genannten Hauptleuten wegen ihrer eignen Streitigkeiten mit den Pragern vor Prag lagen, und außerdem von den böhmischen Herren angetrieben wurden, den von den Pragern gefangen gehaltenen Siegismund Koributt durch Gewalt befreien zu helfen, jedoch in dieses aus Mistrauen gegen Koributt nicht eingehen wollten, sammelten sich diejenigen Taboriten und Waisen, welche um Jaromir, Nahod, Königingrätz, Trautenaw, Politz und Latisch überwintert, wählten zum Hauptmanne Welek Kaudelink, thaten einen Einfall nach Schlesien, und verwüsteten Goldberg, Lauban, Brieg und andere kleinere Städte, Dörfer und nicht wohl verwahrte Schlösser, und brachten so viel Raub, namentlich geraubtes Vieh, heim, daß sie 15 Ochsen oder Kühe um zwei böhmische Schock oder zwei Thaler verkauften. Auf ihrer Heimkehr eilten sie denen von Königingrätz und Königshoff, welche das Schloß Rottenburg belagerten, zu Hilfe, und erstürmten und schleiften es. Da jene Waisen und Taboriten vor Prag gesehen, daß sie nichts ausrichteten, hatten sie sich gegen das mit den Pragern verbundene Schlan gewendet, und es nach heftiger Belagerung den 25. April überwältigt, und darin alle ohne Unterschied erschlagen. Von Schlan zogen sie nach Leitmeritz und nahmen es durch Übergabe ein. Die Waisen, die unlängst mit ihrem Hauptmanne Welek Kaudelink in Schlesien gewüthet, stießen zu ihren Brüdern, raubten und brannten um Kaurzim und Böhmisch-Brod, und erstürmten Kwietnicze, den Sitz des Proknopek Trczka, den sie darin mit all den Seinen verbrannten, suchten dann den pilsener Kreis mit Raub, Brand und Mord heim, eroberten die Schlösser Schwihow und Oborzischit, stießen wieder zu ihren Brüdern, belagerten und nahmen das Schloß Zleby, und lagerten sich dann vor Prag bei Wrschowicz. Da schickten die Saatzer Gesandten zu den Waisen und Taboriten und den Pragern, und ließen sie ermahnen, daß sie sich vergleichen sollten, weil der Kaiser das ganze römische Reich aufgeboten und sie bezwingen wolle. Die Gesandten brachten auch einen Frieden zu Stande, vermöge dessen die gefangenen Magister freigelassen wurden. Doch weil

6) Annal. Vetero-Cellens. bei *Mencke*, T. II. p. 416. Fortsetzung derselben bei demf. S. 417, 418. Rothe, Thüring. Chr. bei demf. S. 1818, 1819. *Andreas, Presbyter Ratisbonensis*, Diarium Sexennale bei *Oefele*, Script. T. I. p. 27, 28. Chron. Terrae Misnensis bei *Mencke* T. II. p. 836. *Hermann. Corner.* p. 1268, 1269. Vergl. Horn, Lebensgesch. Friedrichs des Streitbaren. S. 514—530. *Dubravius*, Histor. Boeh. Lib. XXVII. p. 704. *Hageccus*, Boëhm. Chron. p. 732. 7) So erwähnt bei dem furchtbarsten aller Einfälle in das benachbarte Land im J. 1430 Hermann Cörner blos der Waisen, obschon auch die Taboriten Theil nahmen, indem er sagt: *Haeretici Hussitae de secta Orphanorum* intrantes Misniam cum grandi exercitu etc. und zum J. 1432 S. 1314 sagt er: Magdeburgenses quia alias *Husitarum et Orphanorum haereticorum* verisimiliter formidantes etc. Hussiten in engerer Bedeutung hießen die Prager, so z. B. sage Windeck c. 215. S. 1274: etliche hießen sich Hussen, etliche die Waisen, die andern die von Tabor, so sagt Kunze, der Kastellan des Schlosses Karlstein, in seinem Briefe an den Kaiser (bei Hermann Cörner S. 1338): Exercitus autem Husitarum et Orphanorum ac Taboritarum etc.

Digitized by Google

die Prager fürchteten, daß die Taboriten (und Waisen) etwas im Schilde führten, wollten sie sie nicht in die Stadt lassen, setzten auch einige Rathsherren, welche es mit ihnen hielten, ab [8]). Der von dem Papste nach Teutschland gesandte Cardinal Heinrich von Wincheſter betrieb den von den Kurfürsten beschlossenen Zug gegen die Böhmen mit großem Eifer. Drei Heere drangen in Böhmen von verschiedenen Seiten ein. Das eine, wie man vermuthet, das meißnische, lagerte sich den 23. Jun. vor Mies [9]). Die Prager hatten sich unterdessen gerüstet, zu den Waisen und Taboriten gesendet, und sie ermahnt, das Vaterland in dieser Gefahr nicht im Stiche zu lassen. Die Waisen und Taboriten zogen nach Prag, wo sie die Nachricht von der Belagerung von Mies hörten. Die Prager waren so in Schrecken, daß ihr Mistrauen gegen die Waisen und Taboriten überwogen ward, und sie dieselben durch die Stadt ziehen ließen. So gingen durch Prag den 12. Jul. Waisen und Taboriten mit 300 Wagen, den 13. Jul. andere Orphaniten mit 200 Wagen und den 15. Jul. Procop Holy mit 1000 Mann und 200 Wagen [10]). Sobald das Heer vor Mies den 21. Jul. die Hussen anrücken sah, vertauschte es, von allgemeinem Schrecken ergriffen, die Belagerung mit der Flucht, und brachte in die erst heranziehenden Heere ebenfalls Unordnung. Gegen 10,000 wurden von den nachsetzenden Böhmen getödtet und sehr viele Kriegsgeräthe erbeutet, worauf die Sieger Tachau belagerten, den 11. Aug. erstürmten, ein fürchterliches Blutbad anrichteten [11]) und mit Taboriten die Stadt als Grenzmauer besetzten. Die Waisen nahmen als Denkmal ihres Sieges ein übergroßes Stück Büchse, genannt Chemyk, mit nach ihrer Stadt Tabor. Unterwegs wollten sie ihr Glück an Pilsen versuchen, erlitten aber von der Bürgerschaft so tapfern Widerstand, daß sie nur die Vorstadt anzünden konnten. Während die Böhmen sämmtlich gegen die Teutschen ziehen mußten, machten die Schlesier einen Einfall in Böhmen, um sich wegen des Schadens zu rächen, den ihnen die Waisen im Frühlinge dieses Jahres (1427) zugefügt, belagerten Nachod, zogen ab, als sie die Niederlage der Teutschen erfuhren, brachten den nachsetzenden Nachodern und Grätzern eine große Niederlage bei, belagerten Nachod von Neuem, zogen aber ab, als die Kriegsmacht der Prager, welche von ihrer Heerfahrt gegen die Teutschen heimgekehrt, heranzog. Da Diwisch Borzek, der Hauptmann der Stadt Kolin, sich den Waisen und Taboriten und Pragern widersetzte, beschloß Procop Holy diese Stadt in Verbindung mit den Pragern zu belagern. Um auf die Prager desto größern Einfluß üben zu können, bewirkte Procop Holy durch Einflüsterung, daß die Neustadt sich von der Altstadt trennte, und sich selbst einen Rath setzte, erhielt auch von den Pragern eine ziemlich starke Hilfe, und rückte mit ihr und den Taboriten und Waisen vor Kolin, welches an drei Orten belagert ward, wobei die Waisen unten gegen das Wasser lagen. Den 15. Oct. thaten die Koliner einen Ausfall in das Lager der Prager, und brachten diese in große Noth, bis die Taboriten ihnen zu Hilfe eilten. Den 17. Nov. versuchten die Waisen ihr Glück an der Stadt, und nahmen zuerst die Mühle und zündeten sie an, und dann die Badestuben. Als sie aber die Stadt ersteigen wollten, erschlugen ihnen die Koliner, die einen Ausfall machten, 150 Mann. Die Taboriten, welche oben gegen das Wasser lagen, sahen der Waisen tollkühnes Unternehmen und große Gefahr, wollten ihnen keine Hilfe leisten, sondern spotteten ihrer und fragten sie, wie die Rohaczen oder Martinshörnlein geschmeckt. Den 25. Nov. unternahmen die Taboriten, Waisen und Prager einen Gesammtsturm, aber da das Eis brach, mit solchem Verluste, daß sie den Entschluß faßten, die Stadt blos durch Hunger zu bezwingen. Den 3. Dec. mußte sich dann auch die Stadt übergeben, und ward mit Taboriten, Waisen und Pragern besetzt. Auch verglichen sich jetzt die drei Parteien dahin, daß sie auf einer Zusammenkunft zum neuen Jahre zu Beraun sich in der Religion vereinigen wollten. Bei dieser Zusammenkunft der Taboriten, Waisen und Prager den 1. Jan. 1428 geriethen sie wegen der Kirchengebräuche bald in Uneinigkeit, denn Procop Holy, der Taboritenanführer, der studirt hatte und der Sachen kundig war, und mit ihm die Taboriten sagten, man könne wol ohne die Kutten die Messe halten und den Gottesdienst verrichten; man sollte auch die Elevation nicht gebrauchen, vielweniger das gesegnete Brod anbeten oder ihm göttliche Ehre erweisen. Die sieben Sacramente wollten sie nicht ganz, und von dem freien Willen des Menschen, von der Rechtfertigung, von der ewigen Gnadenwahl zu dem ewigen Leben, die Lehre der Prager nicht annehmen, sondern begaben sich hinweg, und wurden, als sie nach Prag kamen, nicht eingelassen, und Procop Holy ging erzürnt nach Raudnitz, Waisen dagegen durften in Prag einkehren. Die drei Parteien schickten Gesandte mit Vollmachten nach Kolin, um sich wegen dieser Stadt zu vergleichen. Sie stellten die Entscheidung dem Loos anheim. Dieses fiel den Waisen zu, welche nun ihre Hauptleute dahin schickten und die Stadt regieren ließen. Zu Kuttenberg hielten die Waisen eine Zusammenkunft und verhandelten über die Kriegsangelegenheiten, besonders zogen sie die Belagerung des Schlosses Lichtenberg in Berathung, weil ihnen von demselben mächtiger Schade geschah. Ungeachtet der Heimlichkeit dieser Verhandlung erlangten doch die auf dem Schlosse Kenntniß davon, nahmen zur List ihre Zuflucht, und verlangten auf 14 Tage einen Stillstand, damit sie sich mit ihnen vergleichen möchten. Die Waisen versahen sich keiner List, willigten ein und unterhandelten so lange in guter Hoffnung, bis die Versammlung in Kuttenberg ein Ende nahm. Da schrieben die vom Schloß an den orphanitischen Hauptmann, Welko Kubelnik, dem die ganze Sache befohlen worden

8) Theobald S. 321—334. 9) Nach Theobald S. 334 vereinigten sich die drei Heere den 14. Juni bei Taus, und schlugen vereint den 23. Juni ihr Lager bei Mies auf. Die von den nähern Umständen dieses Zuges sich widersprechenden Nachrichten beleuchtet Horn S. 530—534. 10) Theobald S. 334. 335. 11) *Aeneas Sylvius* Cap. 48. p. 74, 75. Chronicon Monasterii Melicensis bei *Pelz*, Script. Hist. T. I. p. 255. Windeck Cap. 151, 152. S. 1201, 1202. *Balbinus* Lib. IV. p. 469.

Digitized by Google

war, sie könnten sich mit einem solchen Räubervolk in keine Verbindung einlassen. Obwol diese Antwort die Waisen sehr verdroß, konnten sie sich doch sobald nicht rächen, sondern zogen in der Fastenzeit (1428) nach Schlesien, und übten, wie sie gewohnt waren, Raub und Brand. Als ihr Hauptmann, Welko Kudelnik, den 11. März durch einen Sturz vom Pferde das Bein brach, und in Daczicz der Heilung wegen verbleiben mußte, wollten die Waisen wieder nach Hause, doch einige waren dagegen und brachten es dahin, daß sie Blasius von Kralup zum Heerführer wählten, der dann um Jauer, Parchwitz, Neumark und Lissa alles mit Raub, Brand und Mord erfüllte. Da aber die Breslauer sich ihnen entgegenstellen wollten, wandten sie sich nach Mähren, machten unterwegs einen Anfall auf die Stadt Neiße, die aber in zu gutem Vertheidigungszustande war, als daß sie sie hätten nehmen können. In Mähren knüpften sie mit einigen Bürgern jener Stadt eine Verbindung des Verrathes gegen dieselbe an. Da sie sich jedoch zu schwach fühlten, schickten sie an den Procop Holy, der ihnen auch zu Hilfe eilte. Da sie aber die Sache jener eingeleiteten Verbindung nicht schnell genug verfolgten, erhielt die Stadt Brünn Kunde davon, ging damit so versteckt um, daß weder die Verräther, noch die Waisen zu erfahren vermochten, daß ihr Vorhaben entdeckt sei, ermahnte ihre Bürger wegen der streifenden Feinde bis auf den 14. Mai in der Rüstung zu sein, ließ an diesem Tage die Stadt schließen, die Bürgerschaft versammeln und die aufgefangenen Briefe öffentlich verlesen, die Verräther gefangen nehmen und keinen Menschen aus der Stadt sich entfernen. Am 17. Mai, dem festgesetzten Tage, wo die Stadt übergeben werden sollte, zogen die Waisen früh vor Tages Anbruch in aller Stille vor die Stadt, wähnten, da sie Niemanden auf den Mauern oder sonst Anstalten zum Widerstande bemerkten, alles sei der Verabredung gemäß angeordnet, und ließen sich in die Gräben hinab, um die Stadt zu ersteigen. Als eine gute Anzahl sich in den Gräben befand, fiel die Bürgerschaft aus den Thoren mit gewaltigem Getöse unter die erschrockenen, nicht geordneten Feinde. Die in den Gräben sich befindenden wurden sämmtlich mit Steinen zu Tode geworfen. Vor der Stadt währte das Gemetzel drei Stunden, bis beide Theile stillhielten und darauf mit erneuerter Wuth einander anfielen. Das Geschütz auf den Mauern brachte die Feinde zum Weichen. Procop Holy, welcher sich in dem Nachzuge verzögert hatte, erhielt Nachricht, wie es den Waisen erging, eilte zu Hilfe, und kam eben noch zur rechten Zeit, da die Waisen sich bereits zerstreut auf der Flucht und die Brünner in frischem Niedermetzeln derselben befanden. Nun nahm die Schlacht einen neuen Schwung und währte bis vier Uhr, wo die Brünner, da die Feinde auch abgemattet waren, unbelästigt in die Stadt zurückzogen. Den Böhmen hatte der tapfere Widerstand der Bürger die Hoffnung zur Einnahme der Stadt abgekühlt, und sie zogen in der Nacht davon, die Waisen nach Böhmen, die Taboriten nach Österreich. Die Waisen kamen eben zu gelegener Zeit in Böhmen an. Während Procop Holy außer Landes war, hatten die auf dem Schlosse Bechine das Schloß Radischtin unterhalb Tabor eingenommen und angezündet, die von den Taboriten erbaute Festung Ostromecz erobert und geschleift, die Stadt Przibeniczlan zu einer Brandstätte gemacht, und waren vor Tabor, den Hauptsitz der Waisen, gezogen, welchen sie erobert hätten, wenn sie von den aus Mähren heimkehrenden Waisen nichts hätten befürchten müssen. Als Procop Holy von seinem Raubzug aus Österreich zurückkam, sammelte er alle Taboriten und belagerte seit dem 16. Jul. das Schloß Bechine. Procop der Kleine nahm die Waisen zu sich und belagerte das Schloß Lichtenberg, da die Lichtenberger im Frühlinge die Waisen so meisterlich zum Besten gehabt. Im September sandte Kaiser Siegismund eine Botschaft an die Prager, Waisen und Taboriten. Sie ward von den Pragern und Waisen zu Kuttenberg angehört, und suchte den rechtlichen Anspruch des Kaisers auf die böhmische Krone geltend zu machen. Die Prager und Waisen antworteten: er habe sich selbst der Krone beraubt, und nichts Freundliches wäre von dem zu erwarten, der so viele feindliche Heere in ihr Land geschickt. Procop Holy hingegen schöpfte aus der Zusage, welche Siegismund Ziska'n gethan, Hoffnung, dergleichen Ehre und Hoheit zu bekommen, ließ sich in Unterhandlung mit der kaiserlichen Botschaft, die sich heftig über die Prager und Waisen beklagte, ein. Während Procop Holy das Schloß Bechine zur Übergabe, welche den 14. Oct. statthatte, zwang, lagen auch die Waisen noch vor dem Schlosse Lichtenberg, in fester Überzeugung, es zu erobern. Da es ihnen aber an Proviant zu mangeln anfing, gedachten sie an die reiche Beute, die sie in Schlesien gemacht, besetzten alle von ihnen vor dem Schloß aufgeworfenen Schanzen, machten darüber zu Hauptleuten Kralowecz und Welko, und zogen den 1. Nov. nach dem schlesischen Lande. Nun machte der lichtenberger Schloßhauptmann einen nächtlichen Ausfall, bei welchem er gegen 100 Mann Waisen erlegte, und die Zäune, mit welchen die Belagerer das Schloß umgaben, zerriß und verbrannte, und führte ohne Verlust seine Schar auf die Feste zurück. Als die Waisen die Niederlage der Ihrigen erfuhren, schickten sie eilig Verstärkung, um den Belagerten das Ausfallen zu verwehren. Kralowecz, der mit seinen Brüdern in Schlesien [12]), nämlich nach dem ältern unbestimmtern Sprachgebrauche, nach welchem auch die Lausitz mit unter Schlesien begriffen wird [13]), eingefallen, brachte um Zittau raubend, so viel Vieh und Getreide zusammen, daß er hinlänglichen Proviant für den Winter zu haben glaubte. Während er aber sorglos nach Hause zog, wurde er von den Schlesiern (wie aus dem Zusammenhange zu schließen, zum Theil auch Lausitzern) bei dem Städtchen Chrastawa (Krahau an der Neiße) angegriffen. Bevor sich die Wai-

12) So Theobold S. 351. 13) So nennen sich z. B. Michael Reander von Sorau in der Lausitz und Adam Schröter von Zittau Schlesier, s. *Manlius*, Comment. Rer. Lusatic. Lib. I. Cap. 40. de Lusatia, quod non sit pars Silesiae bei *Hoffmann*, Script. Rer. Lusat. T. I. p. 146.

Digitized by Google

sen gehörig aufstellen konnten, wurden sie getrennt, niedergehauen, in die Flucht geschlagen und bis gegen Reichenbach verfolgt, sodaß 600 Orphaniten auf dem Wahlplatze blieben, und aller Raub wieder verloren ging. Die Waisen, zu Hause angekommen, benachrichtigten Procop Holy'n von der durch die Schlesier erlittenen Schmach, sammelten auch selbst eine Anzahl Volk, griffen zuerst die Umgegend um Glatz an, und raubten dann die Neiße hinab nach Möglichkeit. Die Schlesier, die neulich den Sieg über sie erhalten, sammelten sich, namentlich Fürst Johann von Münsterberg und Fürst Wenceslaus von Troppau, und warteten, wenn die Räuber heimkehren würden. Da fiel im scharfen Treffen auf Seite der Waisen Wysso von Gira, jüngst Hauptmann zum Buntzel, und auf Seite der Schlesier Johann von Münsterberg. Da aber kein Theil weichen wollte, und die Orphaniten sich auf den nachfolgenden Procop Holy verließen, lagerten sich beide Theile gegen einander, bis die Schlesier, von Procops Anzuge benachrichtigt, sich über den Fluß begaben und alle ihre Wagen verlassen mußten, welche die Böhmen in ihr Land führten. Als im J. 1429 der Winter so hart war, daß man nicht wohl zu Felde liegen konnte, suchten die Hauptleute der Taboriten und Waisen die beiden prager Städte zu vereinigen, die aus geringen Ursachen sich so entzweit hatten, daß ein Theil den andern auszurotten trachtete, und ordneten hierzu Welko Kaudelnik und Wazko Bobkowsky ab, die zwar alle Mittel, die Prager zu vergleichen, anwandten, aber vergebens, weil ein Theil auf den andern so erbittert war, daß sie die Entscheidung der Sache nur dem Schwert anheim geben wollten. Die Altstädter, welche der Neustädter Vorhaben merkten, erwählten sich zum Hauptmanne Czarda'n, setzten ihn als Burggrafen auf das Schloß, und ließen gegen die Neustadt auf den Gräben hölzerne Schranken bauen. Die Neustädter beriefen Welek Kaudelnik mit den Waisen, welcher auch den 20. Jan. erschien. Die Neustädter schossen mit ihren Feldschlangen in die Altstadt, und die Altstädter antworteten mit Feuerpfeilen, bis Czarda mit Kaudelnik zusammenkam und einen Friedensstand bis auf Pauli Bekehrung machte. Dieser ward den Tag vor Lichtmeß bis Jacobi erneuert. Den Sonntag vor Fastnacht verhandelten alle Stände der Krone Böhmen im großen Collegiengebäude zu Prag, wie man den Frieden herstellen und den Kaiser Siegismund annehmen könnte. Procop Holy ließ die Frage herumgehen, ob sie Siegismunden, wenn er sich zu ihrem Glauben bekennen wollte, annehmen wollten. Einhellig ward dieses bejaht. Nur die Neustädter und die Waisen bedachten sich, und gaben zur Antwort, sie wollten ihn als König und Herrn anerkennen, wenn er nebst den Ungern das göttliche Gesetz annähme, das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfinge und ihnen in allen Dingen zu Willen wäre. Procopius schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser, aber ohne Erfolg, da Siegismund die katholische Religion nicht aufgeben wollte. Nun schlug nicht nur die Flamme des Bürgerkrieges in Böhmen zwischen den Katholischen und Hussiten wieder verderblich auf, sondern die Lava wälzte sich auch wieder über die böhmischen Gebirge herab. Die Waisen und die andern Hussiten beschlossen, die Meißner auf den Herbst heimzusuchen, welche nicht mehr der kriegserfahrene Friedrich der Streitbare, sondern sein noch junger Sohn und Nachfolger, Friedrich der Sanftmüthige, regierte. Als die Waisen und ihre Glaubensgenossen sich zum Einfalle nach Meißen versammelt, nahmen sie zuvor die Sache der Prager vor, und stellten zwischen ihnen einen mit 4000 Schock verbürgten Frieden auf, und wählten dann Procop Holy zum allgemeinen Heerführer [14]). Die Waisen und ihre Verbündeten fielen nun in Meißen ein, ließen zuerst die Gegend zwischen Dippoldiswalde und Pirna ihre Wuth empfinden, belagerten Pirna und den Sonnenstein vergebens, nahmen Altdresden ein und verbrannten das Kloster der Eremiten; Friedrich war nach Dresden geeilt, und ließ den Thurm auf der Brücke anzünden, damit ihn der Feind nicht eroberte. Da die Wütheriche nicht fleißig Wache hielten, that der Hauptmann der Stadt einen nächtlichen Ausfall, zündete die Badstuben an, schlug den Feind in die Flucht und warf die Gefangenen in die Elbe. Die Waisen und ihre Verbündeten verbrannten hierauf die Weinpressen zu Keitschwar, verwüsteten die Weinberge, beraubten die Dörfer bis an die Stadt Meißen, fielen diese an, nahmen den Bischof Johann IV., der auf dem Concil zu Kostnitz Hussen hatte verdammen helfen, gefangen, beraubten die Kirchen, unterließen aus Furcht vor dem Adel und der Bürgerschaft die Belagerung der Stadt selbst, verschütteten hierauf die Bergwerke zu Scharfenberg, versuchten sich vergebens an der wohlbesetzten Stadt Hain, verheerten weit und breit das Land, verbrannten das Kloster Rissa, die Stadt Strehla, Belgern, die Vorstadt zu Torgau, und raubten bis an das Stift Magdeburg, da Niemand sich ihnen entgegenzustellen wagte. Auch der Erzbischof Günther von Magdeburg wollte ihnen keine Schlacht anbieten, obwol er ein wohlgerüstetes Heer versammelt hatte. Sie ließen deshalb Magdeburg in Frieden, schlugen eine Schiffbrücke über die Elbe, durchstreiften die Mark und die Lausitz, ohne jedoch feste Städte anzugreifen, verbrannten und zerstörten nur die unbefestigten Orte, äscherten das Kloster der Stadt Guben ein, machten die Stadt zu einem Grab und Steinhaufen, hieben den Mönchen des Klosters Altenzelle Arm und Bein ab, foderten Görlitz auf, sich loszukaufen, welches aber ihre Gesandten erkaufte, und von dem Grimm und der Rache der Feinde nichts litt, da diesen das Belagerungszeug abging, und hofften Bautzen einzunehmen, da sie ein heimliches Verständniß mit dem bestochenen Stadtschreiber hatten, der Wasser in das Pulver goß. Doch der Verrath wurde noch zeitig genug entdeckt und der Stadtschreiber büßte durch Viertheilung. Durch Unterhandlung eines Herrn von Cotbus, der auch den Verrath entdeckt, kaufte Bautzen sich für 300 böhmische Schock los [15]). Um Weihnachten kehrten die Wü-

14) Theobald S. 335. 15) Rothe, Thür. Chr. S. 1819, 1820. *Matth. Doering*, Continuat. Chron. Engelhusii, bei *Mencke* T. III. p. 5.

Digitized by Google

theriche mit großem Raube heim [16]), der aber ihre Raubbegierde nicht sättigte, sondern nur noch mehr entflammte, indem sie zugleich durch Rachgier gesteigert ward. Durch einen Überfall, zwei Tageweiten von Görlitz, hatte ihnen der schlesische Landeshauptmann wol 120 Wagen abgenommen, und 500 der Besten gefangen, und mehr als 500 Mann erschlagen [17]). Mit den Waisen vereinigten sich nach dem neuen Jahre 1430 nicht nur die übrigen hussitischen Böhmen, sondern auch die Mähren. Ganzer acht Tage rathschlagten sie, was sie thun wollten, einige wollten nach Österreich, andre nach Baiern, andre nach Schlesien, andre nach Polen. Endlich wählten sie wieder Meißen zum Schauplatz ihrer Greuel, und zu Hauptleuten Procop Holy und Zmrzlyk [18]), kamen wieder vor das zu feste Pirna, zogen vor Dresden vorüber, vor Lommatzsch, verbrannten Koldiz, Mügeln, Döbeln, Dahlen und Oschatz und die Dörfer, erschlugen die Bauern ꝛc. Aus Oschatz hatte vor ihnen der Markgraf von Brandenburg nach Leipzig weichen müssen, wo der Erzbischof Günther von Magdeburg, der Kurfürst von Sachsen, seine Brüder und andre Fürsten, Grafen und Herren mit einem Heere gegen 100,000 Mann stark lagen, während das Heer der Waisen und ihrer Verbündeten gegen 70,000 oder nach Windeck und andern, z. B. dem Verfasser des Bilderzeitbuches (bei Leibnitz T. III. S. 405) auch gegen 100,000 betrug. Ein Theil des teutschen Heeres (800 Reisige) unter Johann von Polenz griff die Böhmen vor Grimma in ihrer Wagenburg an. Diese fielen heraus, fingen gegen 150, unter ihnen den standhaften Bannerführer, Georg von Witzleben und Berka, erlegten gegen 400, unter denen viele vom Adel, namentlich Dietrich von Witzleben, des Landgrafen von Thüringen Rath, Georg von Wangenheim, Friedrich Vitzthum. An Leipzig wagten sich die Sieger nicht, da ein starkes Heer sich darin befand, plünderten Altenburg aus, wütheten gegen die Einwohner und Klöster, und verbrannten, um, wie sie sagten, Hussen einen Grabstein aufzurichten, die Stadt, sowie auch Schmölln, Crimmitzschau, Werdau und Reichenbach, erstürmten das Schloß zu Plauen, machten Alles darin bis auf die Frauen nieder, verwüsteten die Stadt [19]), sowie auch Hof, Baireuth, Kulmbach [20]), ließen Bamberg sich für 12,000 und Nürnberg für 13,000 Gulden loskaufen. Über 100 Städte und Schlösser und gegen 1400 Dörfer hatten sie auf diesem Zuge verwüstet, und so viel Beute gemacht, daß sie kaum auf ihren 3000 Wagen, von denen einige mit 12 bis 14 Pferden bespannt waren, fortgebracht werden konnte [21]). Doch noch waren die Räuber nicht gesättigt, sondern fielen in drei Haufen getheilt noch im nämlichen Jahre mit dem einen in Polen, mit dem andern in Österreich und mit dem dritten (10,000 Mann) in Ungern ein [22]), wo sie die Schlacht bei Tirnau gewannen [23]). Als sie hörten, wie der über ihre Siege erschrockene Kaiser einen Reichstag auf das künftige Jahr (1431) zu Nürnberg ausgeschrieben, sannen sie auf Mittel, wie sie der drohenden Gefahr begegnen könnten, und ließen auf den Frühling (1431) eine Versammlung der Geistlichen ausschreiben, um in der Religion, in der sie keineswegs einig waren, sich zu vereinigen. Den 1. Mai 1431 hatte die Versammlung der Geistlichen, der unter beiderlei Gestalt communicirenden Böhmen statt, und waren in drei Theile getheilt, nämlich in Prager, vorzugsweise die Hussiten genannt, in Taboriten, welche später die Brüder hießen, und in Waisen, welche später mit dem Namen Boleslavianer (von Boleslavia, Alt-Bunzlau) bezeichnet wurden. Heftig stritten sie mit einander, und die Nachricht, wie sich die Reichsfürsten zu einer Heerfahrt anschickten, Herzog Albrecht von Österreich schon mit Heeresmacht gegen Böhmen anrückte, und daß auch schon ein Einfall bei Biela geschehen, bewirkte, daß sie unverrichteter Sache nach Hause zogen, und statt der Betreibung des Wortkampfes sich zum Schwertkampfe rüsteten. Im Frühlinge 1431 zog Albrecht mit seinem Heere gegen Böhmen bis Cromaw (Krumau), hob aber dessen Belagerung auf, als die Taboriten, Prager und Waisen im Anzuge waren, und wandte sich nach Mähren, und von da nach Hause. Im August 1431 rückte das große vom Kaiser durch Anfeuerung des päpstlichen Legaten Julianus Cäsarinus zusammengebrachte Heer der Reichstruppen, das von einigen auf 80,000, von andern auf 130,000 Mann angegeben wird, unter dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg als obersten Befehlshaber in Böhmen ein, während Herzog Albrecht von Österreich auf der Seite von Mähren das Unternehmen unterstützte, richtete hussitengleiche Verheerungen an, und belagerte das mit Taboriten besetzte Tachau. Da eilte von den Pragern gerufen eilig Procop Holy, der mit seinen Taboriten und den Waisen im pilsener Kreise bei Chotieschow lag, um die Grenze zu beschützen, zu den Pragern bei Mies, und zog so heimlich als möglich den belagerten Tachauern zu Hilfe; doch ward sein Anrücken den Feinden bekannt, und diese verließen Tachau und setzten sich bei Taus. Da schöpften die Waisen und ihre Verbündeten, als sie sahen, wie das große Heer ihnen auswich, Muth, eilten ihm nach, und als die Nachricht von ihrem Anrücken sich im Lager der Reichstruppen verbreitete, brachen die Herzoge von Baiern mit ihren Völkern noch in der Nacht auf, und eilten in größter Unordnung nach Regensburg. Der oberste Befehlshaber selbst, der Kurfürst von Brandenburg, zog fliehend sich in den frauenburger Wald. Nun ward die Unordnung unter dem gemeinen Volke so groß, daß es zum Theil seine Fahnen selbst zerriß und davon lief. Der erstaunte Cardinal Julian sammelte wieder einen Theil der Flüch-

16) Theobald S. 357, 358. 17) Windeck Cap. 44. S. 1208, 1209. 18) Theobald S. 359. 19) Rothe S. 1820, 1821. Continuatio Chron. Engelhusii, bei *Leibnitz* p. 86. Fortsetzung der altzellischen Jahrbücher. S. 418. Chron. Terrae Misnens. p. 357. Theobald S. 360. 20) *Matth. Doering* p. 6. 21) Windeck Cap. 168. S. 1219. Vergl. über der Waisen und ihrer Verbündeten größte Raubzüge Häberlin, Reichshistorie. 5. Th. S. 460. Not. q. und S. 475. Not. d. und die von ihm angeführten böhmischen Schriftsteller.

22) Hermann Corner S. 1295. 23) Windeck Cap. 170. S. 1221.

Digitized by Google

tigen bei Riesenburg. Als jedoch die Waisen und ihre Verbündeten anrückten, erneuete sich das Schrecken unter den Reichstruppen, und die Böhmen hatten nichts zu thun, als die Fliehenden niederzumetzeln, und mehr als 8000 Wagen mit Büchsen, Pfeilen und Pulver und Spießen in Empfang zu nehmen [24]). Im November 1432 thaten die Waisen [25]) einen Einfall in Österreich, während die Taboriten Ungern, und auf ihrer Rückkehr Mähren heimsuchten. Auf dem böhmischen Landtage 1432, auf welchem verhandelt ward, ob man Gesandte auf das Concil zu Basel, das die Böhmen hierzu eingeladen, und die von den Böhmen den 27. April beschlossene Form, nach welcher man sich auf dem Concil verhalten wollte, bestätigt hatte, schicken sollte, wollten dieses die Herren nebst den Hussiten in engerer Bedeutung, die Waisen, Taboriten und Orebiten, nebst dem gemeinen Manne, das Gegentheil, indem sie darauf hinwiesen, wie es Hussen und Hieronymus auf dem Concil zu Kostnitz ergangen. Doch siegte die Überredung Mainhards von Neuhaus. An die Spitze der Gesandtschaft stellte sich Procop Holy, der Einäscherer so vieler Städte, der Würgengel so vieler Menschen, vorzüglich der Mönche und Nonnen, und zeigte dadurch, daß er das Concil trotz Hussens Feuertod zu besuchen wagte, noch größern Muth, als er in der Schlacht gezeigt. Dem Concil wurden die vier sogenannten prager Artikel (s. d.) vorgelegt. Vom 16. Jan. bis 6. März 1433 ward auch über die vier Artikel hinaus disputirt, ohne daß man sich vereinigen konnte. Vorzüglich hinderte dieses der Haß der Waisen und Taboriten gegen das Mönchswesen, welcher noch dadurch gesteigert ward, daß die beiden Procope, der Geschorene, Anführer der Taboriten, und der Kleine, vornehmster Hauptmann der Waisen, abgefallene Mönche waren. Um die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, schickte das Concil eine Gesandtschaft nach Prag. Die gemäßigten Hussiten oder die Calixtiner, die hauptsächlich nur auf den Gebrauch des Kelches im Abendmahle bestanden, waren zum Vergleiche bereitwillig; aber die Waisen und Taboriten widerstrebten. Diese Spaltung wußte die baseler Gesandtschaft so geschickt zu benutzen, daß sie mit den Calixtinern zu Prag den unter dem Namen der Compacten bekannten Vergleich den 30. Nov. 1433 zu Stande brachten, durch welchen die Communion unter beiden Gestalten bewilligt und die übrigen Foderungen durch weise Einschränkungen gemildert wurden [26]). Die Waisen und Taboriten schalten auf die Herren und den Adel, daß sie dem Concil zu viel nachgegeben. Daher wurden die Herren gezwungen, daß sie rathschlagten und klagten, daß sie ohne königlichen Herrn lebten und einem beschorenen Pfaffen (dem Procop) dienten, und brachten es dahin, daß in dem folgenden J. 1434 den 2. Jan. zu Prag ein allgemeiner Landtag gehalten werden sollte [27]). Noch im J. 1433 kam Czazko (Czazek), der Heerführer der Waisen, aus Preußen zurück, wo er dem polnischen Könige wider die Kreuzherren beigestanden [28]), und den Preußen schrecklichen Schaden zugefügt [29]), und zog nebst Wilhelm Costka und dem Priester Bedrzich, welche in Mähren und Böhmen viel Kriegsvolk zusammengebracht, den Taboriten vor Pilsen zu Hilfe, welche Stadt als Hauptsitz der Katholiken, die sich mit den Hussitischen Böhmen nicht vereinigen wollten, Procop Holy seit dem 15. Jul. 1433 belagerte. Da die große vor Pilsen versammelte Macht das Wachehalten vernachlässigte, erlitten durch einen Ausfall der Pilsener die Waisen großen Verlust an Menschen und Habe, und unter dieser ihr Kameel, welches sie so verdroß, daß sie nicht abziehen wollten, als bis sie ihr Kameel wieder hätten. Aber es ging ihnen so wenig nach Wunsche, daß die Pilsener das Kameel behielten, und zum ewigen Zeugniß ihrer Ausdauer im Widerstande vom Kaiser Siegismund ein Kameel in ihr Wappen bekamen. Auf dem Landtag im Februar 1434 stellte Mainhard vor, wie Böhmen durch die bisherigen Verhältnisse zerrüttet und dem Untergange nahe gebracht worden, und Niemand dadurch Nutzen geschehen, als dem Procop, dessen Joch die Böhmen trügen, und schlug als Heilmittel vor, einen aus der Ritterschaft zu wählen, welcher nebst andern die Regierung führe. Die Stände nahmen dieses an, und wählten zum Gubernator Aleß Wrzeschtiowsky (Alzo de Rezemburg [Riesenburg], alias de Wiziestiow, Gubernator Regni Bohemiae, wie er sich selbst in einer Urkunde [30]) von 1335, Alscio de Risemburg, wie ihn Äneas Sylvius nennt), und gaben ihm den Fürsten Mainhard von Neuhaus, nebst den Herren Ptaczek und Czenko von Welis bei Mainharden, schickten die zu Basel versammelten Väter, welche das von den Waisen und Taboriten auf das Äußerste bedrängte Pilsen um Hilfe gebeten, 8000 Dukaten, damit er Kriegsvolk anwerbe und Pilsen entsetze. Zu dieser Zeit waren die Streitigkeiten zwischen den Pragern oder den Hussiten in engerer Bedeutung auf der einen und den Waisen und Taboriten auf der andern Seite dahingekommen, daß die Neustädter sich mit den Waisen und Taboriten vereinigt hatten, und die Waisen die Neustadt besetzt hielten. Befehlshaber dieser Besatzung war der

24) Theobald S. 365, 367, 368. Windeck Cap. 179. S. 1238, 1239. *Aeneas Sylvius*, Cap. 48. p. 75, 76. *Matth. Doering* p. 6. *Andreas Ratisbonens.* Chron. bei *Schilter*, Script. p. 48, 50. *Balbinus* p. 476. 25) Waise auch waren vermuthlich bei Procopius, als dieser mit seinen Taboriten im J. 1431 das Egerland, und hierauf Schlesien und im J. 1432 das Voigtland und Pleißenland heimsuchte. Da jedoch die Waisen nicht ausdrücklich bei diesen Raubfahrten genannt werden, so deuten wir sie nur an, und verweisen in Beziehung auf die Belagerung von Reichenbach im J. 1431 und die Vertreibung der Hussiten aus Schlesien auf Rothe S. 1321 (vergl. Weiße, Gesch. der kursächs. Staaten. 1. Bd. S. 299, und in Beziehung auf die übrigen Umstände der Heerfahrten von 1431 und 1432, und namentlich der Eroberung Taucha's auf Theobald S. 366 und 393. (Vergl. Heinrich, Handbuch der sächs. Gesch. 1. Th. S. 885, 3o6.)

26) Compacta Pragensia inter legatos Concilii Basiliensis et Bohemos bei *Leibnitz*, Mantissa Cod. Jur. Gentium. P. II. N. 18. p. 138—140 enthalten zugleich auch die vier prager Artikel. 27) *Aeneas Sylvius* Cap. 51. p. 80, 81. 28) Theobald S. 396—405. 29) *Matth. Doering* p. 7. *Aeneas Sylvius* p. 83. 30) Urk. bei *Leibnitz*, Mant. C. J. G. P. II. N. 19. p. 141.

Digitized by Google

dem Rokyczan feindliche Presbyter Lupus, welcher gegen ihn das Volk durch Predigten aufreizte, während Rokyczan in der Altstadt wohnte und auf Lupus schmähete. Da so die Erbitterung wuchs, verschlossen die Waisen den Zugang der Altstadt in die Neustadt, errichteten hohe hölzerne Thürme und beschossen die Altstadt. Diese Gelegenheit benutzte Aleß, stellte den Ständen vor, wie seine Regierung nichtig sei, da sie von den Waisen und Taboriten verachtet werde. Da ward beschlossen, mit der durch Mainhard zum Entsatze Pilsens zusammengebrachten Mannschaft erst nach Prag zu gehen. Als man in die Altstadt angelangt, ward der Befehl an die Waisen erlassen, die hölzernen Thürme hinwegzuschaffen und dem Aleß zu gehorchen. Die Waisen sagten, daß Aleß nicht als Gubernator gelten könne, da weder sie selbst, noch die Taboriten ihn als solchen angenommen. Nun ein Einfall der Altstädter in die Neustadt bei einem Roßmarkte, dann gegenseitige Beschießung der Altstadt durch die Neustadt, und dieser durch jene, den Tag darauf Untergrabung der Palisaden der Waisen durch die Altstädter und Einnahme der Neustadt. Als viele der Waisen gefallen, rettete sich ihr Befehlshaber, Lupus, durch die Flucht [31]). Großer Schatz der Waisen und Taboriten, welchen sie auf ihren Raubzügen zusammengebracht, fiel in die Hände der Sieger [32]). Diese verstärkten noch ihre Streitmacht, indem sie alles Volk in Prag unter ihre Fahnen versammelten. Die Waisen und Taboriten unter Procop Holy, welche Pilsen bedrängten, hoben von den Pilsenern verhöhnt, als sie gewisse Nachricht von der Niederlage ihrer Brüder erhielten, die Belagerung auf, eilten grimmig gegen Prag und verwarfen den ihnen von gemeinsamen Freunden angetragenen Friedensvertrag, in welchen sie nur willigen wollten, wenn ihnen die Prager Neustadt zurückerstattet und Pilsen in den Stand zurückgebracht würde, in welchem es vor Aufhebung der Belagerung gewesen. Die streng katholischen Pilsener dagegen waren so klug, sich durch Annahme der vier Artikel mit den Pragern zu vergleichen und Mainhards Kriegsmacht zu verstärken. Da von dem alles mit Feuer und Schwert verheerenden Taboriten und Waisen kein Friede zu hoffen, schlug Mainhard mit seiner Kriegsmacht gegen sie die Schlacht bei Hrziby auf einer großen Ebene unter Leipan zwischen Prag und Kaurzim den 28. Mai 1434. Durch verstellte Flucht ließen sich die Waisen und Taboriten aus ihrer Wagenburg, welche sie schon vor mancher Niederlage geschützt, herauslocken, und fanden größtentheils (nach gleichzeitiger Sage einiger, welche Andreas von Regensburg aufbewahrt, über 10,000) ihren Tod, und unter ihnen nach heldenmüthigstem Kampfe die beiden Procope und andre Hauptleute. Nur wenige entkamen mit Czapek, der die Reiterei befehligte. Alle ihre Wagen, Geschütze ꝛc. fielen in die Hände der Sieger [33]).

Viele Tausende Waisen und Taboriten wurden zu Gefangenen gemacht. Ihnen, denen Krieg und Raub zu Gewohnheit geworden, die Freiheit wieder zu geben, schien mit solcher Gefahr für die Ruhe des Landes verbunden, daß man, um die gefährlichern aus den minder gefährlichen, nämlich von den Bauern, welche zum Kriegsdienste gezwungen worden waren, auszuscheiden und zu verderben, auf Mainhards Rath zu folgender Arglist und Grausamkeit seine Zuflucht nahm. Man ließ durch Herolde ausrufen, wie da Czapek entkommen, der Krieg noch nicht zu Ende sei, sondern man Kolin, in welches er sich geworfen, erobern müsse, und wie man auch die Böhmen benachbarten Völker, welche Böhmen verheerten, bezähmen müsse; man brauche hierzu tapfere, kampfgeübte Leute, die unter den beiden Procopen gedient, und wolle solche besolden; es möchten daher alle, welche Kriegsdienste nehmen wollten, sich in die nächsten Scheunen begeben, aber keine in dem Kriegshandwerk Unerfahrene mit hineinlassen, diese sollten vielmehr die Felder bebauen. Mehre Tausende abgehärtete Waisen und Taboriten begaben sich in die Scheunen, wurden darin verschlossen und verbrannt [34]). So ward die Macht der Waisen und Taboriten nur durch die Böhmen selbst, welche der zwanzigjährigen Unruhen müde geworden, nicht durch auswärtige Macht [35]) gebrochen. Nach langen Unterhandlungen wurde auch Czapek dahingebracht, daß er sich mit den Waisen und der Stadt Tabor dem Gubernator unterwarf. Bei der Gesandtschaft der Böhmen, welche den 26. Jun. 1434 von Taus nach Regensburg zum Kaiser sich begab, war von Seiten der Waisen Czapek. Böhmen war noch nicht ganz beruhigt, weil sich die Geistlichen, vorzüglich die Taboriten, nicht vertragen konnten. Während daher im J. 1435 die böhmischen Herren durch Waffengewalt die Taboriten zur Ruhe zwangen, indem sie das von den Taboriten erbaute Schloß Ostrowecz schleiften, Przebenicz, das auch den Taboriten gehörte, eroberten und die Stadt Lompnicz zur Übergabe zwangen, hatten die Waisen ihre Ansprüche auf Kolin erneuert, es belagert und eingenommen. Doch der Priester Bedrzich zog mit seinem Volke vor Kolin, und entriß es den Waisen wieder. Darum wollten sie ihn überziehen und zum Friedenhalten zwingen, aber die Taboriten legten sich ins Mittel, sodaß die Stadt Kolin unter Mainhard so lange sequestrirt ward, bis sich die Waisen und Taboriten darum vergleichen würden. Aus den 14 Artikeln, welche die Böhmen dem Kaiser Siegismund, als sie ihn wieder zu ihrem Herrn annahmen, vorschrieben, und der Kaiser annahm, heben wir den neunten aus, welcher die Waisen allein betrifft, nämlich, daß sich die Waisen ohne Bewilligung ihrer Freunde nicht verheirathen dürfen. Auf der Ver-

31) *Aeneas Sylvius* Cap. 51. p. 81, 82. Theobald S. 367—409. 32) *Hermann. Corner.* p. 1388. 33) Bericht Kunzo's des Kastellans von Karlstein, welcher der Schlacht beiwohnte, bei Hermann Görner S. 1338, 1339. *Andreas Ratisbon.* sagt p. 54: Ex hinc quum praedicti Hussitae, qui singulari nomine *Orphani* vocabantur etc. Er nennt bei der Belagerung von Pilsen und der Schlacht bei Hrziby blos die Waisen, wegen ihrer bedeutenden dabei gespielten Rolle.

34) *Aeneas Sylvius* p. 84, 85. 35) Siehe die Betrachtungen Windecks (Cap. 194. S. 1250, 1251) welche er an die Erschlagung der Thaboreer (Taboriten) und Waisen zu Vischerad und in der neuen Stadt zu Prag und an die darauf folgende endermeitige Ausrottung derselben anknüpft.

Digitized by Google

sammlung der Geistlichen zu Beraun ward den 18. Jul. 1435 die Vereinigung völlig getroffen, nach Art und Form, wie sie in den Compacten enthalten ist, indem diese die Waisen nebst den Taboriten, den Hussiten und den Lehrern der prager Universität annahmen. Im J. 1436 beschwor auch der Kaiser, der sie noch ergänzte [36]), und Herzog Albrecht die Compacten. Siegismund ward den 23. Sept. 1436 von den Böhmen herrlich empfangen, und begabte besonders Tabor, die Stadt der Taboriten und Waisen, mit Freiheiten [37]). Da die Waisen und Taboriten vermittels der von ihren eigenen Landsleuten erlittenen Niederlagen so geschwächt waren, so schrieb man ihr Fortbestehen, welches den Zeitgenossen ein Greuel war, nicht mit Unrecht der weisen Gütigkeit des Kaisers zu [38]). Die Überbleibsel der Orphaniten erhielten von ihrem nachmaligen Hauptsitz Alt-Bunzlau (Boleslavia) den besondern Namen Boleslavianer, besser Boleslavienser (**Boleslavienses**), und werden mit ihren andern Glaubensverwandten unter dem allgemeinen Namen der böhmischen und mährischen Brüder begriffen.

(*Ferdinand Wachter.*)

Orphanotropheum, s. **Waisenhaus.**

ORPHEIDES *Hübner* (**Insecta**), Tagschmetterlingsgattung, deren Arten sich durch die an beiden Seiten mit einem Augenflecke bezeichneten Hinterflügel auszeichnen. Es gehört hierher **Papilio Demoleus** *Linné* und **Erithonius** *Cramer* uit. Kapell. 231. A. B. (**D.** *Thon.*)

ORPHEUS, ein mythischer Sänger der griechischen Urzeit, dessen mit der Finsterniß verwandter Name sehr sprechend das Dunkel vorbedeutet, das durch Mystik alter und neuer Zeit über seine Gestalt gehäuft ist. Es ist ihm eben gegangen wie den Pelasgern: beiden schreibt eine spätere Zeit, die nicht viel Einzelnes mehr von ihnen zu sagen weiß, eine hohe Bedeutsamkeit in ihrer verschwundenen Vorwelt zu, zwischen welcher und der berichtenden Zeit selbst Jahrhunderte liegen, die kaum eine Spur vom Dasein Beider andeuten. Könnte man nun wegen dieser Ähnlichkeit der Schicksale zu dem Vorurtheile veranlaßt werden, als seien das verlorne Volk und der verlorne Sänger in ihrem Dasein zusammenzubringen, so muß die historische Kritik gegen alle Vorurtheile dieser Art von Vorn herein protestiren, nicht minder aber protestirt dieselbe gegen jede willkürliche Behauptung, die den Orpheus aus dem uralten Kreise, den ihm die freilich für seine Zeit späten ältesten Nachrichten anweisen, zu verbannen sucht, mit eben der Entschiedenheit, mit welcher jeder Versuch, die Pelasger aus Griechenland wegzuklügeln, weil die ältesten uns aufbehaltenen Gedichte ihrer dort nicht mehr erwähnen, abgewiesen werden muß. Denn indem es bei jeder Untersuchung höchst wesentlich, daß wir uns die Beschaffenheit unsrer Quellen beständig klar vor Augen halten, so ist hier vor Allem darauf aufmerksam zu machen, wie die unwidersprechliche Thatsache vorliegt, daß wir über die Zustände des europäischen Griechenlands durchaus keine gleichzeitige einheimische, auf Localität gegründete Zeugnisse haben vor den Gedichten, die man mit dem weit ausgedehnten Namen des Hesiodos bezeichnet. Denn glaube man immer noch, nicht die vollendende Kunst eines Dichters, sondern der abrundende Sinn eines glücklichen, sicher und richtig auffassenden Volks habe die künstlerisch befriedigende Einheit zu Stande gebracht, die jeder, der den Homer oft genug und besonnen genug gelesen hat und sich nicht verblenden will, darin erkennt, so kann sich doch nicht leicht ein neuerer Untersucher zu der Thorheit verleiten lassen, als sei eine Commission in Jonien aus allen Theilen Griechenlands, etwa von allen Völkerschaften, die der Schiffskatalog aufzählt, zusammengekommen, um in diesen Gedichten wenigstens von allem Vaterländischen etwas repräsentiren zu lassen; sondern die Homerischen Gedichte sind durchauch mit Leib und Seele ionisch, sie enthalten ohne Zweifel Sagen, die wirklich im Norden und Süden des europäischen Griechenlands geboren sind, aber keine anders vorgetragen, keine Zustände anders dargelegt, als wie dieselben auf den Sinn des rüstigen, unbefangenen, heitern, aber auch zu rechter Zeit ernsten Joniers zu der Zeit, von welcher der Spruch galt: „Vor Alters waren kräftig die Milesier," poetisch ergreifend und erfreuend einwirken konnten. Was diesen gleichgültig war, und galt es in Böotien oder Delphi oder Sparta auch noch so heilig, darum kümmerte der ionische Dichter, einer oder hundert, sich nicht, und wenn er etwas davon erwähnte, so geschah es beiläufig, es geschah mit dem Vorurtheil ionischer Auffassung. Daher wissen wir so sehr wenig von den Götterdiensten und heiligen Gebräuchen deß eigentlichen Griechenlands, finden nur obenhin den pythischen Apoll, die Athene von Alalkomená, die Here von Argos berührt, und ebenso andere Götter, ohne alle nähere Andeutung der eigenthümlichen Weise ihrer Verehrung. Die Mannichfaltigkeit dieser Weise darum wegzuleugnen, weil man sich auf den Inseln Joniens darum nicht bekümmerte, ist nichts mehr und nichts minder, als völlig unkritisch. Dagegen gebieten die kritischen Gesetze gesunder und einfacher historischer Combination, da das einheimische Griechenland nach den Homerischen Nachrichten in Hinsicht der Stammeseigenthümlichkeiten in allen Dingen, namentlich in allen auf den Götterdienst bezüglichen, ein mit wenigen zerstreuten Chiffern hier und da bezeichnetes leeres Feld darbietet, uns aus spätern Nachrichten, sobald diese hervortreten, namentlich aus den zum Theil ebenso alten Hesiodeischen, diese wenigen Bruchstücke theils

36) Littera Imperatoris Sigismundi data regno Bohemiae et Marchionatui Moraviae super quibusdam articulis in Compactatis non sufficienter provisis, quos ipse Dominus Imperator adimplere et adimpleri facere, ipsique Regno et Marchionatu adversus talium articulorum turbatores effectualiter assistere promittit. Dat. Albae Regali 6. Jan. 1436 bei *Leibnitz* l. c. N. 20. p. 141. 37) Theobald S. 406—424. 38) Windeck Cap. 215. S. 1274: Also lag der Kaiser lange Zeit zu Prag, bis er das Volk eines guten Theils bewandte von ihrem Glauben und bösen Willen, wenn (da) sie doch in zwanzig Jahren auf waren gewachsen in Kriege und in bösem Vornehmen, und hielten ihre Ketzerei fest und der Kaiser kam alles darein mit seiner weisen Gütigkeit, daß ihrer dennoch waren ein Theil Waisen und die von dem Tabor, also waren doch zu Böheim vierrlei Volks die frommen Böheim und Teutschen, und etliche hießen sich Hussen und etliche die Waisen, die andern die von Tabor.

Digitized by Google

zu erklären, theils zu vervollständigen, und nur das mit Bestimmtheit für jünger zu erklären, was das Kennzeichen späterer Entstehung trägt; aber nicht sofern es gegen den ionischen Homer, sondern sofern es gegen den europäisch einheimischen Hesiodos und dessen Zeitgenossen gehalten wird. Diese deutliche Erklärung unsers historischen Glaubensbekenntnisses war der nachfolgenden Darstellung voraufzuschicken, um die Grundsätze der darin befolgten Kritik klar zu machen und zu befestigen als nothwendig; namentlich da neuerdings eben in diesen Untersuchungen von sehr achtbarer Stimme die für den, der die eben ausgesprochenen Gedanken unbefangen erwägt, unbegreifliche Meinung ausgesprochen ist, als müsse die im Homer dargelegte Ansicht der Lebensverhältnisse uns in seiner Zeit als für ganz Griechenland gemeingültig erscheinen, gemeingültig etwa um 900 v. Chr. dem durch die mannichfachsten Verwirrungen und Eroberungen zerrissenen Peloponnes, Böotien, Thessalien mit dem wohlhabenden, ungestört thätigen, blühenden Jonien. Der Gegenstand selbst aber, der uns vorliegt, wird sich am anschaulichsten so behandeln lassen, daß wir zuerst das vom Orpheus selbst unter den Griechen herrschende Bild darlegen nach den in den Schriftstellern von ihm überlieferten Sagen, nebst der Bestimmung der Orphisch genannten Vorstellungsweise über Götter und Welt, worin dieselbe zu wurzeln scheint und wie sie von der Verbrüderung fortgebildet wurde, die man mit dem Namen der Orphiker bezeichnet; ferner wie die Vorstellungen von Orpheus in Unehre gerathen mußten durch das häufiger werdende Auftreten bettlerischer Gaukler, die mit Weihformeln, die sie vom Orpheus herschrieben, zauberische Künste ausübten, des Gesindels der sogenannten Orpheotelesten, endlich aber eine Übersicht der vorzüglichsten Orphischen Göttersagen und Lehren. Die Behandlung der Orphischen Schriften gehört jedoch hierher nur in Bezug auf ihren Inhalt, die der Orpheotelesten nur in Hinsicht auf ihren Einfluß auf die Vorstellungen vom Orpheus, da dieser Artikel sich in den Grenzen des Mythologischen hält. Was aber die Sagen vom Orpheus betrifft, ist zu bemerken, daß unter allen sogenannten Orphischen Schriften, deren Verzeichnisse Clemens [1]) und Suidas [2]) geben, und Lobecks Aglaophamus [3]) vervollständigt, keiner einzigen mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit die Darstellung von eigenen Schicksalen des Orpheus als Gegenstand zugeschrieben werden kann außer der Hinabfahrt in den Hades, *Κατάβασις εἰς Ἅιδου*, die Clemens dem Samier Prodikos, Suidas dem Perinthier Herodikos zuschreibt, welche Namen durch eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung für Eins unter sich und mit dem des Phokäers Prodikos erklärt sind [4]), wonach das Gedicht für Eins zu halten wäre mit der Minyas dieses Verfassers, aus der mehre Schilderungen von Götterfeinden, die im Hades gestraft werden, angeführt sind, Thamyris wegen des Frevels gegen die Musen, Amphion wegen des gegen Leto [5]), Theseus und Perithoos wegen der gegen den Hades [6]), denen sehr gut lich diejenigen durch Vermuthung beigesellt sind, auf welche sich der Name des Gedichts zu beziehen scheint, die Töchter des Minyas, die das Fest des Bakchos zu feiern verachteten [7]). Diese Schilderungen stehen so wenig gleichzeitig neben einander, daß die Hinabfahrt des Orpheus höchst wahrscheinlich wird als Inhalt des Ganzen, das Gedicht war auf jeden Fall alt, stimmte in Manchem mit der Nekyia der Odyssee und den Nosten [8]), im Tode des Patroklos durch Apollon mit den Eöen überein [9]), enthielt also einfache Darstellungen ohne mystische Verschiebung und Überspannung, und Polygnot, *Kimons* Freund, hatte Manches daraus in der delphischen Halle dargestellt [10]). Die *Κατάβασις* ward nun vom Rhodier Eugenes in der Alexandrinischen Zeit dem Pythagoreer Lykops zugeschrieben [11]), vom Suidas weiterhin dem Kalrinäer Orpheus. Dies deutet wahrscheinlich auf Umarbeitungen, wie so viele Orphische Gedichte sie erfahren haben in der Zeit der Orphischen Secte, das Alter des ursprünglichen Minyas aber steht sicher genug wenigstens neben dem der spätern Hesiodeischen Gedichte. Daß Orpheus' Hinabfahrt der Gegenstand war, bleibt nun freilich blos Vermuthung, uns bleibt aber keine Spur irgend eines andern Gedichts, das den Namen des Orpheus in Griechenland berühmt gemacht hätte. Denn die dem alten Sänger zugeschriebene Argonautik erweist sich nicht blos durch Sprache, Versbau und Geographie als ein Machwerk der römischen Zeit [12]), sondern ihre Unechtheit, wenn man mit Voß nachhomerische Verfasser annehmen wollte, ist schon daraus klar, daß Pherekydes sie nicht kannte, der angab, nicht Orpheus, sondern Philammon sei als Seher mit den Argonauten gezogen [13]). Daß die einzelnen von Orpheus erzählten Sagen in der Zeit der Orphiker erfunden sind, ist auch bei denen, für die kein älteres Zeugniß aufzuweisen ist, nicht wahrscheinlich, da sie den Charakter der Sage, nicht der Fabelei tragen und da die Schriftsteller, die sie erzählen, meistens aus alten epischen Quellen geschöpft haben. Wir haben also volles Recht anzunehmen, daß wenigstens zur Zeit der Lyriker Sagen vom Orpheus in Griechenland nicht blos sehr verbreitet, denn das erweist ihr ausdrückliches Zeugniß, sondern auch zum Theil in einem Epos bearbeitet waren, und es liegt nahe, als dies die Minyas anzuerkennen; wir haben ferner noch sicherer als dies Letzte anzuerkennen, daß diese Sagen vom Orpheus, die entweder die Minyas oder ein anderes Epos in die Poesie einführte, in Griechenland selbst gebildet sind, weil alle Namen

1) *Clem.* Strom. I, 397. 2) *Suid.* Ὀρφεύς. 3) Aglaoph. L. II. P. I. c. 6. p. 352 sq. Den vorzüglichen Untersuchungen dieses Werkes ist gleich hier unser Dank auszusprechen, wenn wir gleich manches Resultat anders zu fassen, weiter zu führen oder zurückzuweisen genöthigt waren. 4) Müller Orchom. S. 18. Not. 3.

5) *Paus.* IV, 33, 7. 6) Ib. IX, 5, 9. 7) Ib. X, 28, 2. 8) *Lobeck* Agl. I. p. 360. 9) *Paus.* X, 28, 7. 10) Ib. X, 31, 5. 11) Ib. X, 28, 2. 12) *Clem.* Strom. l. c. 13) *Hermann.* Dissert. de aetate script. Argon. in edit. Orphicor. p. 675 sq. und Opusc. II. De argumentis cet. 14) Schol. Apollon. I, 23. Vergl. Müller Orchom. 260.

Digitized by Google

durchaus griechischen Stammes sind (wobei nicht geleugnet werden soll, daß Erzählungen eines nicht hellenischen Volks die Anlässe, ja sehr wesentliche Umstände und Einzelnheiten dafür dargeboten haben); ferner, daß diese Sagenbildung nicht später fällt, als in die Zeit, wo man überhaupt in Griechenland hierin am thätigsten war, bis in den Zeiten der Tragiker die Erfindungskraft des Volks sich neben den politischen, poetischen und gymnastischen Interessen von dieser Production ablenkte, hierin nur das Überlieferte, allerdings nicht ganz ohne Umbildung, weiter Erzählte, übrigens aber sich auf Anekdoten warf, da man jetzt Helden des Augenblicks hatte, von denen so viel zu reden war, daß man an den Helden der Vorzeit nicht viel mehr auszuschmücken brauchte, und wo man noch Neues von ihnen vortrug, diesen Erfindungen selbst anekdotenartigen Charakter gab. Das hier Aufgezeigte, was von aller Sagenbildung gilt, bestätigt (eine solche Bestätigung ist willkommen, weil solche Grenzen in der Geschichte nie absolut sind) und bestimmt sich für die vom Orpheus besonders dadurch, daß die Herrschaft über diesen Gedankenkreis sich die Orphiker und nachher die Orpheoteleſten in diesem Zeitraume der höchsten Blüthe Griechenlands völlig und ausschließlich zueigneten, sodaß, wenn eine Sage in dieser Zeit entstanden wäre, die Einwirkung jener oder dieser, über deren Verfahren wir uns sehr genau unterrichten können, sich in ihrer Gestaltung und in ihrem Inhalt aufs Deutlichste müßte nachweisen lassen. Die Sagen von Orpheus haben aber keineswegs einen der Gedankenweise der Orphiker oder Orpheoteleſten homogenen Charakter, sie sind also älter, als die allgemeine Geltung der ersten. Aber auch die von diesen verarbeiteten Orphischen Ideen sind großentheils älter, ja zum Theil wol sehr alt, wirkliche Göttersagen so gut wie die Hesiodeischen, eine Chronologie aber im Einzelnen anzustellen, wie alt, wie alt namentlich in Griechenland und ob dort einheimisch oder nicht, wäre ein durchaus nichtiges Unternehmen. Was sich hierbei thun läßt, ohne diesem Vorwurfe sich auszusetzen, durch Verfolgung deutlicher Spuren bei besonders hervorstechenden Merkmalen einiger wenigen unter diesen Gedanken, namentlich aber die Heraushebung dessen, was in dem ganzen Gedankenkreise bedeutend und auch auf die edlere griechische Bildung einflußreich genannt werden kann, wird seines Orts geschehen. Worin jene alten Ideen ausgesprochen waren, ist eine Frage, die ebenfalls dortbin gehört und hier nur zu erwähnen ist, um dem möglichen Vorurtheile zu begegnen, als könnte man dergleichen in der Katabasis oder Minyas annehmen, wovon sich durchaus keine Spur zeigt.

Sagen von Orpheus. Als den Vater von Orpheus nannte schon Pindar den Oagros [15]), derselbe Dichter aber bezeichnet ihn als Sohn des Apollon, indem er die Götterſöhne zusammenstellt, die sich mit Jason zum Argonautenzuge vereinigten, Zeus' Söhne Herakles, Kastor, Polydeukes, Poseidons Euphemos und Periklymenos, Hermes' Söhne Echion und Erytos, Boreas' Söhne Zetes und Kalais. Mitten unter diesen steht Orpheus, der Harfner, der Vater der Gesänge, vom Apollon gesendet [16]), nicht ausdrücklich als sein Sohn genannt, aber schwerlich anders zu verstehen, da bei allen jenen andern eben die Väter die Aussender sind. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter, eben weil er die Sage vom Oagros anerkannte, darum hier den Apollon nicht ausdrücklich als Vater bezeichnete, sondern nur die enge Verbindung des Gottes, den er gewiß auf jeden Fall als Ahnherrn dachte, mit dem Sänger andeuten wollte. Schon die Meinung der alten Ausleger war getheilt, Ammonius verstand die Erwähnung des Apollon nur von seiner Herrschaft über die Sänger, Charis erkannte den Orpheus als Sohn des Apollon an mit Berufung auf einen Orakelspruch, den Menächmus, wahrscheinlich der Sikyonier aus der Zeit des ersten Ptolemäus, in Delphi aufgezeichnet haben sollte, und worin Orpheus ausdrücklich Sohn des Apollon hieß [17]). Auf jeden Fall können wir hiernach beide Sagen, die vom Oagros, wie die vom Apollon, als dem Pindar bekannt annehmen. Dies bestätigt sich durch die aus dem sechsten Buche der Tragodumena des Asklepiades aufbehaltene Angabe, nach der Apollon und die Muse Kalliope den Hymenäos, den Jalemos und den Orpheus erzeugten, welche offenbar aus einem Tragiker geschöpft ist [18]). Statt der Kalliope gaben ihm Andere die Polymnia oder die Klio zur Mutter, die ihn dem Oagros geboren habe [19]). Auch Apollodor, der alte Epiker oder doch Logographen zu Quellen hat, nennt den Orpheus Sohn der Kalliope und des Oagros oder Apollon und gibt ihm den Linos zum Bruder von demselben Doppelvater und derselben Mutter her [20]). Das Ältern paar Oagros und Kalliope ist nachher in der allgemeinen Meinung herrschend geworden, und wenn die Spätesten aus der Muse Kalliope eine Tochter des Königs Pieros machen [21]), so ist das eine Spur der auch in die Orphischen Sagen eingedrungenen Euhemeristischen Behandlung, worüber nicht weiter zu reden ist, als um nachzuweisen, daß wie es bei so späten Umbildungen vollends nicht anders erwartet werden kann, sich auch hierin keine Spur einer nähern Bestimmung des Gedankens vom Orpheus findet, als der seines Zusammenhangs mit den Musen und deren pierischem Dienst. Orpheus erscheint in allen Sagen als Thraker, aber schlechthin als solcher, ohne bestimmte Heimath, daher denn die Erinnerung an ihn an die ganze Ausdehnung des thrakischen Landes geheftet wurde. Erscheint er daher einerseits handelnd und leidend am Olympus in der Stadt Flevia, was Libethra oder Pimpleis mag bedeuten sollen, am Fluß

15) *Pind.* fr. 86 aus Schol. Pind. Pyth. IV, 176; und ein anderes Schol. Eur. Rhes. 895. Vergl. *Plat.* Symp. 7 und Rem 19.

16) *Pind.* Pyth. IV, 176. 17) Alle diese Angaben Schol. Pind. Pyth. ib. Das Orakel lautet: Feindliche Schmach sollt ihr, schwerduldende Pierer, büßen, Weil ihr den Orpheus schlugt, den geliebten Sohn des Apollon. 18) Schol. Pind. l. c. und Schol. Apollon. I, 23 aus Herodor. 19) Herodor a. a. O., wo er sowol Asklepiades' Meinung, wie auch die abweichenden Ungenannter angibt. *Eust.* Il. X, 441. 20) *Apollod.* I, 3, 2. Vergl. I, 9, 16. II, 4, 9. 21) *Paus.* IX, 30, 4.

Digitized by Google

Enipeus [22]), als König der Makedonen und Odryser [23]), so wird er ebenso wol König des bistonischen Pieriens [24]) also am Hebros genannt, in den der Fluß Hagros falle, und Kikone [25]), am Vorgebirge Serrhion, wo er seine Weihen gehalten habe [26]), bei den Städten Zone und Drys, wohin er die Eichen aus Pierien durch die Zauberkraft seines Gesanges sich nachgeführt habe [27]), dann wieder im Binnenlande, namentlich am Pangáon [28]). Sithonier heißt sein Vater Hagros [29]), also bei Pallene zu Hause, dann wieder am Pangáon einheimisch in Lykurgos' Reich, also Edone [30]), oder auch Flußgott, aus dem der Hebrus herfließt, daher dieser selbst Hagrisch [31]), ja mit den Sithoniern selbst an den Pontus verschlagen [32]). Am Hámos bewahrte man bei einem Orakel des Dionysos Tafeln von Orpheus auf [33]), und überhaupt erzählten die Griechen von den Thrakern, daß sie ihre Weiber zur beständigen Strafe und Erinnerung an die Ermordung des Orpheus tattowirten [34]). Wie aber in Pierien um den Olympus und um Libethra die meisten Sagen den Orpheus festhalten, so war das berühmteste Grab desselben, das man aufzeigte, zu Dion in Makedonien, nahe bei Pydna, wo sein Haupt beerdigt sein sollte unter einem Denkmale, das die Inschrift trug: hier hätten die Musen den Thraker Orpheus bestattet, der von Zeus' Blitz erschlagen [35]) sei. Hierher zieht ihn offenbar ein alter Musendienst jener pierischen Gegenden, sonst schwebt er völlig unbestimmt in Thrakien umher. Auch von seinem Vater Hagros verlautet Nichts, als in späten Nachrichten entweder daß er Flußgott gewesen sei [36]), was vielleicht nur fixirende Erfindung von Grammatikern ist, oder daß er Sohn des Charops war, dieser aber ein Thraker am Pangáon, der den Dionysos warnte vor den Nachstellungen des Lykurgos, worauf ihn der Gott nach dessen Vernichtung durch die Königswürde und die Mittheilung seiner Mysterien belohnte, welche Güter beide forterbten auf den Hagros und von diesem auf den Orpheus [37]). Diese ängstliche Herleitung der Weihen durch Sohn, Vater, Großvater, von der Mittheilung des Gottes verräth den späten redactorischen Ursprung, und auf diese Erzählung ist gar Nichts zu geben; aber auch sie zeigt an, wie beziehungslos Orpheus dastand; denn der Name des Charops bezeichnet den fröhlich Blickenden, ein gewöhnliches Beiwort reißender Thiere, namentlich der, welche die Große Mutter und den Dionysos umschwärmen, also nur daraus hergeleitet. Als alte Sage bleibt [illegible] das Geschlecht des Orpheus also nur Apollon oder [illegible] gros und Kalliope, als Heimath das Pangáon mit [illegible] edonischen oder der Olymp mit der pierischen Umgegend, namentlich Libethra. Die mythische Bedeutung des Apollon als Vater und der Kalliope als Mutter leuchtet [illegible] was die Feldeinsamkeit des Vaters Hagros will, [illegible] uns dagegen weder aus der Natur des Gottes, statt dessen er eintritt, noch des Kindes oder seiner Umgebung klar. Der Gedanke an Bakchisches Umherschweifen, wohin die Zusammenstellung mit Charops in der einen Erzählung führen könnte, ist bestimmt abzuweisen, weil die Bakchische Taumel weder vereinzelt schwärmt, sondern durchaus in großem Festzuge, noch auch auf den Feldern sondern in Wald und Gebirg. Die einzige nicht unwahrscheinliche, aber wegen ihrer Beziehungslosigkeit durch aus unsichere Muthmaßung, die sich uns ergeben könnte wäre die, den Orpheus, in Stammverbindung mit dem φαιὸς gedacht, zu fassen vom Findling unbekannten Ursprungs, von der einsam im Felde gefundenen Waise, [illegible] dann ebenso gut Sohn des einsamen Feldes, als des Gottes, von dem ihr Leben vorzüglich abhängig ist, genannt werden kann. Um diese Annahme zu rechtfertigen wären aber fernere Beziehungen darauf aus den Sagen vom Leben des Orpheus nachzuweisen.

Orpheus' Leben wird dadurch bestimmt, daß er von Apollon die von Hermes erfundene Laute erhält [38]). Diese Sage ist alt, so gut wie die Homerische von der Wanderung des Scepters von Hand zu Hand. Was hinzugefügt wird, daß Hermes derselben sieben Saiten nach der Zahl der Atlantiden, Orpheus neun nach der der Musen gegeben habe, erweist sich als später, theils durch die künstliche Genauigkeit, theils daraus, daß wir wissen, daß die Instrumente der alten Lyrik einfach waren bis auf die Zeiten des Timotheus von Milet. Mit dieser Laute nun rührt Orpheus nicht blos die Ohren der Menschen, sondern auch die der Thiere; während seines lieblichen Gesanges umflattern sein Haupt unzählige Vögel, und die Fische springen aufrecht empor aus dunkler Fluth [39]), ja auch Raubthiere versammelt sein Citherspiel am Olympos, und selbst Bäume kommen um ihn zusammen [40]), selbst Felsen folgen ihm nach, und wen er will, bezaubert sein Wort [41]). Seine Stimme führt aber Alles zur Freude [42]), daher die schönste, die das Ohr hören kann [43]), daher Orpheus der berühmte [44]), der goldharfige [45]), der harfenspielende Vater der Gesänge, der wohlgelobte [46]).

22) *Hygin.* f. 14. Auf dem Olymp läßt Euripides ihn singen Bacch. 560. An der pimpleischen Warte sollte Kalliope ihn geboren haben, *Apollon.* I, 25. Libethra, Orpheus' gewöhnlicher Wohnort, *Conon.* 45. 23) *Conon.* 45. 24) *Apollon.* I, 34. Zerrissen von den bistonischen Weibern bei *Phanokles* Stob. 64. p. 399. Anthol. Epigr. inc. 482. 25) *Serv.* Virg. Georg. IV, 524. *Diod.* V, 77. *Suid.* Am Rhodope. *Virg.* Georg. IV, 461. *Ovid.* Met. X, 11, 50. 26) *Solin.* 15. 27) *Apollon.* I, 28. *Nicand.* Theriac. 462. 28) *Aeschylus* bei *Eratosth.* 24. *Max. Tyr.* XXXVIII, 6, 210. *Jamblich.* Vit. Pyth. 28, 306, aus altem ἱερὸς λόγος. 29) *Nonn.* XXII, 179. 30) *Diod.* III, 65. 31) *Virg.* Georg. IV, 524 mit *Serv.* 32) *Lobeck*, Aglaoph. p. 294. 33) Schol. Eur. Hec. 1267. Orpheus' Gesang am Hámus *Hor.* Od. I, 2, 6. 34) *Phanokles* bei *Stobaeus* 64. p. 400 und *Plutarch.* Ser. Num. Vind. p. 557. Anthol. Epigr. inc. 482. 35) Epigr. inc. fr. 483 und bei *Diog. L.* Prooem. 5. 36) *Serv.* Virg. Aen. 645. Vergl. Not. 51. 37) *Diog.* III, 65.

38) *Eratosth.* Cat. 24. *Hyg.* Astr. II, 7. 39) So schildert ihn schon *Simonides* fr. 9. (Anal. I, 122.) Nachgeahmt *Apollon.* I, 573. 40) *Eurip.* Bacch. 562. *Hor.* Od. I, 24, 14: auditam arboribus fidem. Epist. II, 3, 392: dictus ob hoc lenire tigres rabidosque leones. Ja Winde und Flüsse Od. I, 12, 7. *Virg.* Georg. IV, 510: Mulcentem tigres et agentem carmine quercus. 41) *Eurip.* Iph. Aul. 1211. *Eratosth.* Cat. 24, vielleicht aus Äschylos. *Apollod.* I, 3, 2. 42) *Aesch.* Agam. 1629. 43) *Eurip.* Med. 543. 44) Ibykus bei *Priscian.* VI, 723. 45) Χρυσάμπυξ *Pind.* fr. 84. 46) *Pind.* Pyth IV, 176. Vergl. noch *Plat.* Legg. VIII. p. 829. D. *Jon.* 533.

Digitized by Google

Vom Ruhme seines Gesanges nehmen die Sagen Anlaß, den Orpheus unter die Argonauten einzureihen. Dem widersprach Pherekydes, ein Zeugniß, daß die Sage bestand [47]), Pindar aber erkennt sie an und führt den Orpheus auf unter den sich um Jason versammelnden Götterſöhnen [48]). Nach Herodor rieth Cheiron dem Jason, den Orpheus aufzufodern zur Mitfahrt, weil die Argonauten ohne ihn bei den Sirenen nicht würden ohne Unheil vorüberfahren können; denn Orpheus war keineswegs durch Körperstärke berühmt, sodaß an seinem Arme den Unternehmern hätte gelegen sein können [49]). Sein Gesang übertraf oder übertönte wirklich den der Sirenen und mit Verlust eines Gefährten kamen die Argonauten glücklich vorüber [50]). Orpheus' Verdienste um die Fahrt wurden in andern Sagen gehäuft, erst der Zauber seines Gesanges rief die Argo von der Werfte, wo sie hartnäckig haftete, ins Meer [51]). Er beförderte Jasons Wahl zum Anführer, rief die Argonauten von Lemnos weg, fesselte die Symplegaden und schläferte den kolchischen Drachen ein [52]), Geschichten, deren Erfindung vielleicht erst dem Verfasser der Argonautik zukommt, wo noch mehres der Art zu lesen ist, die aber, namentlich die Abwehr der Symplegaden, den Charakter der Orphischen Sagen nicht verlassen, dagegen die Sühnung des Schattens des Kyzikos und der Rhea, die Emporrufung der Hekate, um die Thore zum heiligen Haine zu öffnen, und das Höhlenleben des Orpheus nach der Rückkehr, die Einwirkung der Orphischen Bearbeiter zeigen [53]). Dahin ist vielleicht auch schon zu rechnen, daß auf seinen Rath die Argonauten zu Samothrake anlegen, um die Weihen zu empfangen [54]). Sonst halten sich die Schilderungen des Apollonius darin genau an den Charakter der alten Sagen, daß sie vorzugsweise den Apollon von Orpheus verehrt werden lassen [55]); diesem heißt Orpheus zweimal einen Altar errichten, das eine Mal mit der Weihung seiner Lyra in Bezug auf den kleinasiatischen Ort an der Nordküste, Lyra [56]), einmal einen Dreifuß weihen am tritonischen See [57]), wie er auch zu Iolkos die einheimische Göttin Artemis besingt [58]). Es ist charakteristisch, daß in der Orphischen Argonautik eine solche Rücksicht auf den Apollon gar nicht mehr vorkommt, daß da vielmehr Orpheus von Bakchos redet und nur in den ersten Versen den Apollon anruft, wie sonst die Musen angerufen werden.

Wenn in den Sagen über die Argonautenfahrt Orpheus nur als untergeordneter Theilnehmer, als durch dichterische Verknüpfung hereingezogen erscheint, so ist er dagegen allein thätig in der berühmtesten Sage von seinem Leben, in der Hinabfahrt in den Hades. Die älteste Erwähnung findet sich bei Platon in der Rede des Phädros im Sympoſion, die mit mehren Mythen spielt [59]). Orpheus, dem Sohne des Hägros, sei sein Weib gestorben, und er habe, um sie wieder zu erlangen, lebend sich in den Hades gewagt; die Götter aber hätten ihm nicht sie selbst gegeben, sondern ihm ein Scheinbild gezeigt, weil er nicht den Muth gehabt, für die Vereinigung mit ihr zu sterben; ja sie hätten ihm, nachdem er unverrichteter Sache aus dem Hades entlassen sei, noch dazu Tod von Weiberhand zur Strafe für seine Weichlichkeit, die der Natur eines Citherspielers freilich angemessen sei, beschieden. Es ist bekannt, daß Platon überhaupt die von ihm redend eingeführten Personen mit den Mythen und deren Charakteren ein witziges Spiel treiben läßt, namentlich im Sympoſion. Der angeführte Grund der Verweigerung der wirklichen Gattin ist durchaus nicht alterthümlich, in der ganzen heroischen Zeit gilt das Leben für das höchste Gut und das Dasein im Hades für einen kümmerlichen, schattenähnlichen Traum. Es kann also keine Frage sein, daß die alte Darstellung in dem Versuche des Orpheus, seiner Gattin das Leben von den Todesmächten zurückzugewinnen, eine kühne und große That erkannte. Die von Platon angegebenen Motive fallen also für uns weg, und es bleiben nur die Thatsachen, daß Orpheus lebend in den Hades hinabstieg, um sein gestorbenes Weib wieder zu gewinnen, daß ihm die Götter aber nicht sie selbst gaben, sondern ein Scheinbild von ihr zeigten. Die nächsten Nachrichten der Zeit nach, abgerechnet, daß schon Euripides eine Spur von dieser Sage zu zeigen scheint [60]), finden wir beim Hermesianax [61]), Orpheus habe, als sein Weib Agriope gestorben sei, es gewagt, allein über den Kokytos zu schiffen und den Höllenhund zu scheuen, sein Citherspiel habe die dortigen Mächte alle gewonnen und Agriope den Hauch des Lebens zurückerhalten. Zunächst stehen Apollodors Nachrichten, die uns wol für die ältesten, selbst älter als die Platonischen, gelten können [62]): Orpheus habe es gewagt, als sein Weib Eurydike an einem Schlangenbisse gestorben sei, in den Hades hinabzusteigen und den Pluton durch die Macht seines Gesanges bewogen, sie ihm zurückzugeben, aber unter der Bedingung, daß Eurydike hinter ihm wandle und er nicht nach ihr umblicke, bis beide in seiner Wohnung angelangt seien; ihn aber habe unterwegs die Zuversicht verlassen, und so wie er sich umgesehen habe, sei sie genöthigt gewesen zum Hades zurückzukehren. Diese Sage scheint auch Platons kurze Darstellung anzuerkennen, denn so lange Eurydike ihm nicht auch für den Anblick sicher war, hatte er allerdings nur ein Scheinbild an ihr; auch stimmen die übrigen spätern Erzähler, Konon [63]), Virgil und Ovid [64]), völlig damit

47) Schol. Apollon. I, 23. 48) *Pind.* Pyth. IV, 176. *Apollod.* I, 9, 16. 49) Schol. Apoll. I, 23, 31. 50) *Apollon.* IV, 905. *Apollod.* I, 9, 25. *Orph.* Argon. 1272. 51) *Orph.* Arg. 264. 52) Ib. 306, 478, 702, 899. 53) Ib. 570, 614, 940, 1370. 54) *Apollon.* I, 915. *Diod.* IV, 43 und 48. *Orph.* Arg. 464. 55) *Hyg.* Astr. II, 7. 56) *Apollon.* II, 685, 928. 57) Ib. IV, 1547. 58) Ib. I, 570. 59) *Plat.* Symp. 7.

60) *Eurip.* Alc. 968. Hier werden zwar weder der Hades noch Eurydike erwähnt, aber die von der Orphischen Leier aufgezeichneten Heilmittel, mit denen die Phöbos den Asklepiaden gegeben, zusammengestellt. Beide, heißt es, seien nicht stärker als die Nothwendigkeit. Dies scheint auf den verunglückten Versuch sowol des Orpheus wie des Asklepios zu gehen, Todte zu erwekken und die Erweckten lebendig zu erhalten. 61) Aus dem dritten Buche seiner Leontion, wo er ein Verzeichniß der *ἐρωτικὰ* gab, bei *Athen.* XIII, 597. 62) *Apollod.* I, 3, 2. 63) *Conon.* 45. 64) *Virg.* Georg. 455. *Ovid.* Met. X, init. Die

Digitized by Google

überein, nur daß die letzten poetischer das Umschauen in den Augenblick setzen, da Orpheus über die letzte Grenze des Hades schreitet, und daß Virgil den Schlangenbiß geschehen läßt auf der Flucht der Eurydike vor den Nachstellungen des Aristäus, bei welcher Verknüpfung es ungewiß ist, ob sie der Erfindung des Virgil oder früherer Bearbeiter zuzuschreiben ist. Da alle diese Schriftsteller, die meistens aus epischen oder logographischen Quellen schöpfen, die Gestorbene Eurydike nennen, kann die Agriope des Hermesianax höchstens auf einer vereinzelten Sage, wahrscheinlich nur auf einer Verwechselung mit der Agriope, die sonst Thamyris' Geliebte heißt, dem Hermesianax eine andere gibt, beruhen; denn Thamyris steht auch in andern Dingen neben Orpheus. Der Sinn übrigens, in dem die Sage gebildet ist, wird leicht aufgezeigt. Der Sänger wagt sich im Vertrauen auf seine Apollinische Kunst in das für dieselbe sonst unzugängliche Todtenreich und bewegt durch seine Gesänge wirklich dessen Mächte zur Willfährigkeit, aber sie fodern nun auch dafür das dem Schutze des Apollon bewiesene rücksichtslose Vertrauen von ihm, und entziehen, da er dies nicht leistet, sogleich wieder ihre Bewilligung.

An die Erzählungen von der Eurydike schließen sich die von Orpheus' Tode, die fast allgemein mit jenen in nähere oder entferntere Beziehung gesetzt werden. Zeugniß für die Verbindung gibt schon Platon in der angeführten Rede im Symposion, wo die Götter dem Orpheus den Tod durch Weiberhand senden, weil er nicht stark gewesen sei, den Tod für Eurydike zu ertragen [65]). Wir haben nachgewiesen, daß dies Motiv nur jener Darstellung des Phädrus angemessen ist, aber mit der Aufhebung desselben fällt die Beziehung zwischen beiden Begebenheiten nicht weg. Das älteste Zeugniß indeß für den Tod des Orpheus spricht diese Beziehung nicht aus, Äschylos läßt den Dionysos, erzürnt darüber, daß Orpheus ihm die Verehrung verweigert, die Bassariden gegen denselben aussenden und ihn von diesen zerreißen [66]). Im Gegensatze gegen den Dionysos wird zugleich angeführt, daß Orpheus den Helios für den größten der Götter gehalten und denselben auch Apollon genannt habe, daß er daher Nachts in der Frühstunde aufgestanden und auf das Gebirge Pangäon hinaufgestiegen sei, um die Sonne zuerst zu sehen; ferner daß die Musen seine von den Bassariden zerrissenen Glieder gesammelt und zu Libethra begraben hätten. Ob dies Alles auch, wie von jenem zuerst Erwähnten ausdrücklich gesagt wird, aus Äschylos sei, ist nicht ganz sicher, es widerstreitet aber keine der Vorstellungen der Darstellungsweise des Äschylos. Denn obgleich dieser sonst nicht, wie Euripides ausdrücklich, und zwar mit Beziehung auf die Kenntniß der geheimen Namen der Götter [67]), wodurch unstreitig Mittheilung Orphischer Lehren bezeichnet wird, den Apollon und Helios identificirt, so 'parallelisirt er doch beide so gern und nah, daß die Vereinigung unmittelbar daran liegt [68]), den Gedanken aber, daß Helios der größte der Götter sei, finden wir wenigstens bei Sophokles, und zwar, wie es scheint, ebenfalls mit ausdrücklicher Beziehung auf Orphische Lehre, indem es heißt, daß den Helios die Weisen den Erzeuger der Götter und den Vater Aller nennen [69]). Daß die ganze Erzählung aus Äschylus ist, scheint die Vergleichung mit Hygin, der den Eratosthenes excerpirte, zu bestätigen; denn dieser verläßt den einfachen Gang, schiebt jeder einzelnen Thatsache neue künstliche Motive unter, wovon Eratosthenes nichts weiß, und für das Gebirg Pangäon den Olympus ein [70]). Die Zerreißung des Orpheus durch die Mänaden wird vielfach bestätigt und meistens die natürliche Angabe beibehalten, daß die Ursache im Zorne des Dionysos wegen der Vernachlässigung seines Dienstes liegt, wie in den Sagen von Pentheus und Lykurgos. Aber als Orpheus in die Bakchischen Orgien hineingezogen war und für deren Stifter galt, mußten diese Motive verändert werden. Nun erzählte man entweder, die thrakischen Weiber seien auf ihn erzürnt gewesen, weil er die Männer so an sich fesselte, daß sie von seiner Nähe nicht lassen wollten und jene vernachlässigten [71]), oder weil er die Knabenliebe bei den Thrakern einführte [72]), oder weil er ihnen die Orgien nicht mittheilen wollte und alle Weiber mied wegen seines unglücklichen Verlustes [73]), oder endlich weil er ihnen die Orgien ablauschte [74]). Andre ließen den Dionysos aus dem Spiel und leiteten die Wuth der Weiber von der Aphrodite her, die sich mit der Persephone um den Besitz des Adonis gestritten und von Zeus auf die Entscheidung der Kalliope verwiesen sei, diese habe den Besitz zwischen beide zu halbjährigem Wechsel getheilt, Aphrodite aber, damit nicht zufrieden, habe, um sich an der Kalliope zu rächen, den thrakischen Weibern eine solche Liebeswuth gegen deren Sohn Orpheus eingeflößt, daß sie sich durch Zerreißung in seine Glieder getheilt hätten [75]). Wieder Andere, und zwar die Sage des makedonischen Dion mit der Inschrift an Orpheus' Grabe, nannten den Orpheus von Zeus' Blitze getödtet, und als Anlaß gaben die Einwohner (nicht die Inschrift) an, daß er den Menschen gegen den Willen der Götter die heiligen Geheimlehren mitgetheilt habe [76]). Endlich sollte er sich selbst umgebracht haben aus Gram über den zweiten Verlust der Eurydike [77]). Bei allen diesen Geschichten ist, abgerechnet die Sage von Dion, in den Übertreibungen und

Hauptzüge auch *Diod.* IV, 25. *Hyg.* f. 164. *Paus.* IX, 30, 4. Eine Anspielung *Plut.* Ser. Num. Vind. p. 566.

65) Not. 59. 66) *Eratosth.* Cat. 24. Die Zerreißung schlechthin bestätigen *Plat.* Rep. X, 620. *Isocr.* Paneg. 16. *Apollod.* I, 3, 2. 67) *Eurip.* Phaeth. fr. II. v. 11: *ὦ χρυσοφεγγὲς Ἥλι', ὥς μ' ἀπώλεσας καὶ τόνδ'· Ἀπόλλω δ' ἐν βροτοῖς ὁ ὀρθῶς καλεῖ, ὅστις τὰ σιγῶντ' ὀνόματ' οἶδε δαιμόνων.*

68) *Aesch.* Suppl. 212–215. 69) *Soph.* inc. fr. 772. Cf. Oed. Tyr. 660. 70) *Hyg.* Astr. II, 7. 71) *Paus.* IX, 30, 5. 72) *Phanokles* bei *Stob.* 64, 399. *Ovid.* Met. X, 93. *Hyg.* l. c. Die Bestrafung der Weiber übernimmt bei Ovid Bakchos, indem er sie in Bäume verwandelt und aus dem Lande, das der Mord ihm verhaßt gemacht hat, nach Phrygien geht. Met. XI, 67 sq. 86 sq., wahrscheinlich des Dichters eigne Erfindungen. 73) *Conon.* 45. *Virg.* Georg. IV, 520. *Ovid.* Met. X, 79. 74) Hyg. l. c. 75) *Hyg.* l. c. 76) *Paus.* IX, 30, 5. Die Inschrift Not. 35. Eine andere zu Dion erzählte Sage gab an, er sei von den Weibern zerrissen. *Paus.* l. c. 7. 77) *Paus.* l. c. 6.

Digitized by Google

dem Gesuchten der Motive der armselige, anekdotenartige Ursprung unverkennbar, und nicht daran zu denken, als könnten diese für alte im Volke lebende Sagen gelten, die nie ohne gemüthliche Bedeutsamkeit und Poesie sind, weil ohne diese Eigenschaften eine solche Erzählung zwischen dem dritten und vierten Ohre verklingt. Ein Beispiel anekdotenartiger Ausführung jener ersten Sagenform, die den Zorn des Dionysos als Grund annimmt, gibt die Angabe, Orpheus habe im Hades, als er Eurydike zurückzugewinnen suchte, das ganze Göttergeschlecht gepriesen, nur den Dionysos nicht, und dies habe dessen Zorn erregt [78]). Die Vorstellung, als habe Orpheus, der um seiner Gattin willen in den Hades hinabgestiegen war, statt eindringlicher Bitten um diese den dortigen Mächten eine Theogonie vorgesungen, hätte weder in alter wirklicher Poesie, noch in wirklicher Volkssage Anklang finden können. Um nichts besser sind die Einzelnheiten, die von den verschiedenen Erzählern als Umstände seines Todes berichtet werden. Bei Konon feiert er mit den thrakischen Männern zu Libethra die Orgien in einem dazu eingerichteten Gebäude (also zwischen Wänden, wie die Orpheoteleſten, ohne Erinnerung an freies Bakchisches Schwärmen), vor dessen Thür jene die Waffen ablegten; die Weiber rauben diese, zerhacken den Orpheus, da er heraustritt, und werfen die Glieder ins Meer. Eine Seuche plagt darauf das Land, das Orakel gebietet Orpheus' Haupt zu bestatten. Dies wird durch einen Fischer an der Mündung des Meles gefunden, singend und weder vom Meere noch von der Verwesung versehrt. Die Thraker errichteten ein Denkmal darüber, schlossen es mit einem heiligen Bezirk ein, und hielten es erst als Heroon, nachher aber in göttlichen Ehren [79]). Die Astronomen versetzten die Lyra, diese Überwinderin der Taubheit des Hades, unter die Sterne, auf Fürbitte der Musen oder auf Betrieb des Apollon und Zeus, wobei es merkwürdig ist, daß Bakchos wieder nicht genannt wird [80]). Die Spätern fanden in ihren Saiten die Darstellung der Sphärenharmonie [81]). Die sinnreiche Dichtung des Phanokles unter Ptolemäus Philadelphus ließ sie klingend vom Meere nach Lesbos getragen und dort feierlich beigesetzt werden, und daher sei die Insel die gesangreichste unter allen [82]). Philostratos erwähnt daselbst ein wahrscheinlich von ihm nur fingirtes Orphisches Orakel, das die Achäer von Troja aus befragt hätten [83]); denn die ganze Dichtung will offenbar Nichts weiter sagen, als was Andere damit ausdrücken, daß sie den Terpander, der wiederum auch Erfinder der siebensaitigen Lyra heißt, Nachahmer des Orpheus nennen [84]). Doch mag die Sage in Lesbos einheimisch sein, wenigstens erzählt Lucian, die Lyra des Orpheus sei zu Pittakos' Zeit daselbst aufbewahrt [85]). Von heroischer Wirkungskraft des Orpheus nach seinem Tode wurden in Makedonien mancherlei Legenden erzählt: die an seinem Grabe nistenden Nachtigallen sangen lieblicher und lauter [86]); der Fluß Helikon hatte die Mörderinnen des Orpheus, als sie das Blut abwuschen, ersäuft [87]); auf Orpheus' Grabe zu Libethra habe ein Hirt im Schlafe gesungen, dadurch sei eine Menge von Menschen herbeigelockt und im Gedränge das Denkmal umgestoßen worden, sodaß die Sonne Orpheus' Gebeine beschien, worauf in der Nacht der Bach Sys anschwoll und die Stadt zerstörte, gemäß einer Warnung vom Orakel des Dionysos, und darauf seien die Gebeine nach Dion gebracht [88]). Ähnlicher Art ist, was Ovid von der durch Apollon versteinerten Schlange erzählt, die in den in Lesbos antreibenden Kopf einbeißen wollte [89]). Denn in Lesbos zeigte man auch die Stätte, wo dieser Kopf bestattet sei, und erzählte Legenden von ihm und von der im Tempel aufbewahrten Lyra, auf der Pittakos' Sohn, Neanthos, der sie durch Bestechung von den Priestern zu erhalten wußte, spielte, um die Thiere um sich zu versammeln. Es kamen aber nur Hunde, die wüthend wurden und ihn zerrissen [90]). Noch als Alexander den Perserkrieg unternahm, gab das schwitzende Holzbild des Orpheus bei Libethra ihm dafür ein Wahrzeichen [91]).

Blicken wir nun zurück, so erscheint uns ein dreifacher selbständiger Sagenkreis von Orpheus. Die Gewalt seines Gesanges über Thiere, Bäume und Felsen, die Wirkung desselben über die fühllosen Herzen der Mächte der Unterwelt und sein Tod durch den Zorn des Dionysos. Alle drei sind uns als alt verbürgt und alle drei stehen auch in bedeutungsvoller Beziehung. Gemeinsam ist nach griechischer Auffassung allen die dem Orpheus gegebene Apollinische Kraft, die sowol die Taubheit des Steins als des Hades bezwingt und der schwärmenden Trunkenheit des Dionysos sich widersetzt. Es ist nun zu erwägen, wie die griechische Lebensansicht alter Zeit diese Thätigkeiten des Orpheus beurtheilt haben muß, da uns alle Darstellungen derselben im echten Geist alter epischer Poesie, ja selbst alle lyrische und dramatische, aus denen man das poetische Urtheil dieser Zeiten kennen lernen könnte, verloren sind.

Erinnern wir uns der festgezogenen Grenzen, die jedes Einzelne, was in der Welt da ist, von dem Andern scheiden, die nicht überschritten werden dürfen ohne Eingriff in fremdes Gebiet, weil die ewige Vertheilung ein-

78) *Hyg.* Astr. II, 7. 79) *Conon.* 45. 80) *Eratosth.* 24. *Hyg.* l. c. *Manil.* I, 324. 81) *Lucian.* de Astrol. 10. *Serv.* Virg. Aen. VI, 645. 82) Not. 72. 83) *Philostr.* Heroic. 704 unter Philoktet. 84) *Plutarch.* de Music. 5. Platter *Nicom.* Harm. Elench. L. II, p. 29. (Meib.) 85) *Luc.* Adv. Indoct. 12.

86) *Paus.* IX, 30, 6. 87) Ib. 8. 88) Ib. 9—11. Das Orakel hatte verheißen, wenn die Sonne Orpheus' Gebeine sähe, werde ein Schwein die Stadt zerstören. Orpheus' Grab ist hier also, wie manche Heroengräber, namentlich das des Ödipus bei Sophokles, als Unterpfand der Sicherheit des Staates gefaßt, so lange es ungestört bleibt, und wie das Grab des Ödipus geheim gehalten wird, so sollen auch Orpheus' Gebeine ewig verborgen liegen. Dieser Gedanke scheint aber hier noch besonders hervorgehoben zu sein durch den Gegensatz des Finsterlichen, des Orpheus, gegen das Sonnenlicht. Ein Schwein vollzieht die Rache als gewöhnliches Schuldopfer. 89) *Ovid.* Met. XI, 56. 90) Die Grabstätte des Kopfs *Serv.* Virg. Georg. IV, 523. Vergl. *Hyg.* Astr. II, 7. Die Legende bei Lucian, Not. 85. 91) *Plutarch.* Alex. 14.

Digitized by Google

mal feſtſteht und weil Niemand frei iſt, Niemand willkürliche Gewalt hat außer Zeus, der ſelbſt eine ſolche nicht übt, ſondern die bei der Vertheilung gezogenen Grenzen ehrt, ſo wird uns die von Orpheus geübte Zauberkraft des Geſanges als etwas für griechiſchen Verſtand Bedenkliches erſcheinen. Jede Peitho, jede Überredung, erſcheint ſo, theils weil ſie die natürliche Fortbildung der Verhältniſſe verrückt, theils weil durch dieſelbe einer bisher herrſchenden Macht der Einfluß entzogen wird. Die Wildheit der Raubthiere, die Starrheit der Felſen, die Hartnäckigkeit der Bäume ſind ihre weſentlichen Eigenſchaften, werden dieſe verwirrt, ſo geht bald die Welt irre durch einander. Dies kann demnach ſchon gnügen, um Zeus' Blitz auf den Orpheus zu lenken, ja die Aufſchrift in Dion ſcheint eigentlich ebendieſe Meinung zu haben. Der Thebaner Amphion, der eben wie Orpheus, das Lebloſe mit ſeiner Laute rührt, die Steine damit zuſammenführt und fügt, wird ebenfalls von Zeus' Blitz erſchlagen [92]), ſchwerlich urſprünglich aus anderm Grund, als wegen dieſer die Grenze des Menſchlichen überſchreitenden Macht. Ein zweites Verrücken geſetzmäßiger Grenzen iſt die Kühnheit, mit der Orpheus in den Hades eindringt. Deſſen Pfade ſind für den Apollon ewig unzugänglich, der Hades iſt der einzige Gott, der keine Bitten hört, nicht Geſchenke annimmt, nicht Opfer. Orpheus bewegt ihn zum Hören, ja zum Gewähren, das ewig einzige Beiſpiel einer ſolchen Begebenheit, das am Ende ſein Wunſch nicht erfüllt wird, geht hervor aus ſeiner menſchlichen Gebrechlichkeit, die einerſeits freilich zeigt, daß menſchliche Kraft auch mit ſolcher Erhöhung doch nichts Weſentliches zu Stande bringt, andererſeits aber auch wie wenig angemeſſen eine ſolche Waffe ſolcher Hand iſt. Auch dieſes Unternehmen konnte daher den Blitz des Zeus herausfodern, ſo gut wie derſelbe den auch Apolliniſchen Todtenerwecker Asklepios ſchlägt. Auch ein anderer mit Geſang ausgezeichnet begabter Thraker, Thamyris, vermißt ſich gegen die Götter, gegen die Muſen ſelbſt, und wird dafür mit Blindheit und Geſangloſigkeit geſchlagen. Als vermeſſen galt überhaupt der thraki̇ſche Volkscharakter [93]). Wir haben den Orpheus dieſem gemäß keineswegs als friedlichen Frommen in älteſter Anſchauung zu betrachten; ſo lange der Name Thraker dem Griechen bedeutſam und ohne, wie nachher in dieſem Falle durch Nebenvorſtellungen übertäubt zu werden, ins Ohr klang, war das unmöglich, ſeine Cither muß mächtig geklungen haben, ſodaß ſie das Mark der Bäume und den Kern der Felſen, ja die Tiefen der Hölle erſchütterte, und auf dieſe Gewalt muß er vertraut haben mit kühnem Geiſt, als eine harte, wagende Seele, als ein σχέτλιος, wie es auch gemäß iſt dem Sohne des gewaltigen Gottes Apollon. Dabei haben wir ihn jedoch nicht zu denken als vermeſſen in der Rede, wie Thamyris, wenigſtens iſt davon durchaus keine Spur, wol aber überſchreitet und verrückt er, wie einmal Asklepios, ſo in Allem, was er unternimmt, die von der ewigen Ordnung einmal gezogenen Grenzen. Hier glauben wir ſeinen Begriff zu erfaſſen. Alles, was da Orphiſch genannt wird, gründet ſich auf Verſchiebung oder Auflöſung der dem Gegenſtand einmal beſchiedenen Grenzen durch die Macht des Worts und des Gedankens. Wenn auch den Griechen keineswegs beim Gebrauche des Worts dies immer klar bewußt geweſen ſein mag, ſo doch gewiß ſehr oft und auf jeden Fall iſt es der allgemeine Grundgedanke. Ja aus einer ſolchen Beziehung ſcheint die Erfindung des Namens ſeiner Gattin Eurydike hervorgegangen zu ſein; denn der letzte Theil deſſelben bezeichnet die Gebühr, den geſetzmäßigen Zuſtand jedes Gegenſtandes innerhalb der ihm einmal beſchiedenen Grenzen, die Ausdehnung ſolcher Grenzen aber durch den weit um ſich greifenden Charakter eines Mannes bezeichnen die Sagen öfters mit Namen wie Eurytos, Eurytion [94]). Für dieſen gewaltigen Helden des Worts ſchickt ſich eben nicht übel der Urſprung, der, wie wir angedeutet haben, in ſeinem und ſeines Vaters Namen liegen kann, der auf dem Feld einſam gefundenen Waiſe, die in der Welt auftritt, ohne daß man weiß, woher, mit bisher unbekannter Zaubergewalt der Waffen Apollons und der Kalliope. Um jedoch dieſe Muthmaßung als irgend beſtätigt gelten zu laſſen, müßte ein Beiſpiel ähnlicher griechiſcher Vorſtellungen dazu treffen, welches uns nicht vorliegt. Denn der etruskiſche Dämon Tages, ſeine Fremdartigkeit abgerechnet, der allerdings aus dem Feld entſpringt unter der Pflugſchar und nach ſeinen Offenbarungen wieder verſchwindet, mag mehr den Erdgeborenen bedeuten. Es kann alſo dieſer Vorſtellung nichts zuer-

92) Wenigſtens erſcheint ſein Haus, das er gebaut hat, vom Blitze verbrannt, bei Äſchylus in *Aristoph.* Av. 1247. In der Unterwelt ließ ihn die Minyas dieſelbe Strafe leiden, wie den Thamyris, *Paus.* IX, 5, 8. Die Spätern gaben als Grund die Beleidigung der Leto an, aber gegen dieſe hatte nicht Amphion zu prahlen, ſondern Niobe, und eine bloße Prahlerei motivirt wol die Rache der Götter, aber keine ewige Strafe. Wol aber ſcheint Amphion ſich ſeiner Apolliniſchen Waffe gegen den Gott ſelbſt überhoben zu haben, wie Thamyris; denn in andern Sagen ſtürmte er, nach dortiger Darſtellung wegen des Todes ſeiner Kinder, den Tempel des Apollon und wird von demſelben getödtet. *Hyg.* f. 9. Auch Linos, Apolls eigner Sohn, wird nach einer Sage vom Apollon erſchoſſen. *Diog. L.* Prooem. 4. Die Minyas ſcheint eben dargeſtellt zu haben, wie Orpheus durch den Anblick ſo vieler in der Unterwelt für Vermeſſenheit Geſtraften ſich hätte warnen laſſen ſollen, wie er aber dennoch nachher dem Dionyſos, ſo gut, wie die Minyaden, die er dort ſah, die Ehre verweigert habe, ſo daß er durch deſſen Zorn fiel. Vergl. Not. 5—8. 93) Mit der ἀκολασία der Thraker, meinte Hekatäus von Milet (fr. 144) ſtimmten die großſprecheriſchen Verheißungen des Othryoneus von Kabaſſos, das er am Hämos finden wollte, bei Homer (Il. XIII, 366) wohl zuſammen. Pindar, da er den Tod des Orpheus erwähnt, nennt dieſen die Bändigung der Gewalt des Sohns des Oagros im Fragment Schol. Val. Euc. Rhes. 895: ὅτι *παιδεύετα σθένος υἱὸν Οἰάγρου* nach Welckers Herſtellung.

94) Vergl. den Art. Oechalia. Gewiſſermaßen gibt allerdings die Sage von Amphion eine Parallele. Dieſer, Sohn des Zeus und der Antiope (wie Orpheus der Kalliope), der Tochter des Nykteus (des Nächtlichen, wie Orpheus ſelbſt der Dunkle ſein kann) des Sohns des Chthonios (des Unterirdiſchen) wird von ſeiner Mutter ausgeſetzt und als Findling bei einem Hirten erzogen, erhält von Hermes die Leier ꝛc. Offenbar ſpielt hier der nächtliche unterirdiſche Hermes herein. Vergl. *Apollod.* III, 5, 5.

Digitized by Google

kannt werden, als das Zeugniß, daß sie dem übrigen Bilde von Orpheus nicht widerspricht.

Im Verhältnisse des Orpheus zum Dionysos nun endlich, das nach den meisten und als alt am besten bestätigten Sagen ihm den Tod bringt, trifft die ähnliche Wirkungsweise zweier verschiedener Mächte zusammen. Orpheus bezwingt alles, was ihm nahe kommt, mit Apollinischer Gewalt, Dionysos mit seiner eigenen; ein Conflict kann kaum ausbleiben. Apollon ist der starke Gott, dessen Macht sich in Allem, wodurch Seele und Leib gestärkt oder überwältigt werden, am allgemeinsten offenbart, die Mittel aber, die er wählt, sind nach dem persönlichen Bilde von ihm einfach, rein und scharf bestimmt, zur Überwältigung Schlagfluß, augenblicklich vernichtende Seuche, zur Stärkung unmittelbare Mittheilung höherer Kraft und Vervollständigung der bisherigen in den Gliedern zur Rüstigkeit, wie im Geiste zu Sehergabe und Dichtkunst. Dionysos steht dicht neben ihm, er kann ihm zugeordnet genannt werden, er ist ebenfalls der starke, stärkende und überwältigende Gott, aber durch physikalische Vermittelung, durch die Anwendung der Naturkräfte, daher der Gott des treibenden Lebens, wie in den Raubthieren, besonders aber in der Pflanzenwelt, namentlich in der Rebe, und der überwältigende Gott durch den Wein [95]). Wer in Apollons Weise wirkt, kann nicht in der des Dionysos wirken, also kann Orpheus den Dionysos nicht verehren, er kann aber als Mensch auf die Länge sich mit dem Gotte nicht messen, und dessen Zorn bringt ihm den Tod. In ähnlicher Art werden von demselben Gotte Pentheus und Lykurgos vernichtet; die Weise der Rache steht dem Pentheus näher, aber daran ist wenig gelegen; im Widerstande dagegen steht der Thraker Orpheus dem Thraker Lykurgos näher, als dem Kadmeer Pentheus; denn dieser widersetzt sich nur der Verehrung und hindert das Fest, worauf im eigenen und fremden Wahnsinne Dionysos' Gewalt über ihn kommt; Lykurgos aber tritt gegen den Gott thätig auf, verjagt seine Ammen, wüthet gegen sie und den Weinstock mit der Hacke; ja verscheucht den Gott selbst in die Arme des Meers [96]). Von Orpheus wird kein Angriff berichtet, auf keinen Fall hat er die Wildheit des Lykurgos, aber sein ganzer Charakter macht ihn nicht blos zu passivem Widerstande, sondern zu thätigem Gegensatze geeignet; es scheint daher kaum zweifelhaft, daß die Sagen den eigentlichen Anlaß von Dionysos' Zorn in eine Schmälerung seiner Macht entweder über die Raubthiere oder über die Mänaden durch den gewaltigen Gesangeszauber des Orpheus gelegt haben. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, um dies beiläufig zu bemerken, inwiefern Horazens Darstellung des Orpheus als Entwöhners der Menschen von Mord und scheußlicher Nahrung [97]), in alter Ansicht begründet ist. Dionysos ist Roheiser, ὠμοφάγος; im Gegensatze gegen ihn und gegen die rohen Naturmächte fesselt Orpheus die Gemüther an die Apollinische Gesetzlichkeit durch die Gewalt des Apollinischen Gesangs. Und so haben wir hier, wiewol indirect, das Zeugniß, wie er der Macht des Dionysos Eintrag thut; ein zweites, wenngleich auch nicht unbedingt sicheres, werden wir nachher aufzeigen.

Indem wir nach all diesen Angaben den Charakter des Orpheus durchaus als vom Apollon abhängig erkennen, wie namentlich auch sein Werkzeug durchaus nur die Cither ist, und seine Kunst mit dem Flötenspiele durchaus nichts zu schaffen hat [98]), wie ihm denn auch alle Dichter und Künstler nur die Cither geben, die Dienerin und das Eigenthum des Apollon, während Dionysos die Flöte liebt, wie seine ganze Handlungsweise so sehr aus der Apollinischen Kühnheit hervorgeht, wie sie der Bakchischen Tollkühnheit fremd ist, tritt uns nun das befremdende Räthsel entgegen, daß Orpheus in vielen Darstellungen, namentlich der spätern Mythologen, als Diener und fördernder Verehrer des Bakchos und der Bakchischen Orgien erscheint; wovon einzelne Beispiele bereits im Vorigen bei anderweitigen Gelegenheiten angeführt sind. Hiermit wäre leicht fertig zu werden, wenn es sich als Misverständniß der Mythologen nachweisen ließe, aber theils wäre auch hierbei noch aufzuzeigen, woraus dann ein solches Misverständniß, den entschiedensten Gegner des Gottes für seinen eifrigsten Verehrer zu nehmen, zu erklären wäre, theils steht auch ein altes Zeugniß auf einem Kunstdenkmal aus Ol. 77 entgegen, sodaß wir auch mit der Annahme, als sei diese Verbindung aus einer durch die Orpheotelesten herbeigeführten Vermischung der Orphischen und Bakchischen Weihen entstanden, nicht durchkommen. Da aber dies Zeugniß ein Kunstdenkmal ist, wird es zweckmäßig sein, erst durch Aufführung sämmtlicher wichtigsten künstlerischen Darstellungen von Orpheus, so viel uns deren bekannt geworden sind, die bisherige Schilderung des alten dichterischen Bildes vom Orpheus, woran die meisten sich anschließen, zu vervollständigen. Am häufigsten ist die Darstellung der ersten Sage, der von der Überwindung der Natur durch Orpheus. Da die Bewegung von Felsen und Bäumen sich bildlich nicht darstellen läßt, waren die Künstler hier meist auf Versammlung verschiedenartiger Thiere um den Orpheus beschränkt. So sitzt Orpheus auf einem Löwen, selbst in leichter griechischer Kleidung, mit dem Apollinischen Lorbeer bekränzt und mit Apollinischer Verklärung der Gesichtszüge, in der linken Hand die Cither, in der rechten das Plektron, hinter ihm ein Baum mit Vögeln auf einem Basrelief, um dessen Mittelfeld vier Vögel, einer an jeder Ecke, flattern, und rund umher in acht Feldern verschiedenartige Thiere, Hirsch, Pferd, Bock, Tiger, Reh, Hund, Steinbock, Luchs [99]). Die Darstellung ist sehr zu loben, na-

95) Vergl. den Art. Orakel. Wol kann Apollo, wenn er durch Naturkräfte die Erhellung des Geistes hervorruft, Dionysisch wirken, aber dann gesellt er sich eben, wie dort, den Dionysos zu, und Apollinische und Dionysische Wirkungsweise bleiben an sich geschieden, sodaß nie ein Mensch in einfachem Lebenslooſe die Weise beider in sich vereinigen kann. 96) Il. VI, 131. 97) *Hor.* Epist. II, 3, 392: caedibus et victu foedo deterruit. Das deterruit deutet auf den mächtigen Gesang.

98) *Plut* de Mus. 5. 99) Millin, Myth. Gall. CVII, 423.

mentlich die des Orpheus selbst, so viel die Zeichnung erkennen läßt. Auf dem vom jüngern Philostratus [1]) beschriebenen Gemälde sitzt er, umgeben von Löwen, Ebern, Hirschen und Hasen, die vor jenen keine Scheu zeigen, Schafen und Wölfen, Vögeln, namentlich einem Adler, und Bäumen, den linken Fuß auf die Erde gestützt, zum Halt für die auf der Hüfte ruhende Cither, mit dem rechten tritt er den Takt, die rechte Hand hält das Plektron, die linke schlägt mit graden Fingern die Saiten. Auf dem Helikon war er dargestellt dicht an der Gruppe der Musen zusammen mit Thamyris, der geblendet die zerbrochene Lyra hielt, Arion auf dem Delphin, Sakadas mit Flöten, Hesiod mit der Cither auf den Knien. Um den Orpheus standen horchende Thiere von Erz und Stein [2]). Er selbst war bekleidet mit griechischem Gewand, aber mit persischer (vielmehr thrakischer) Tiara. Als einzelne Thiere werden genannt Vögel, Raubthiere, Pferd, Rind, Fische [3]). Als Charakterzeichen stand neben ihm die Telete, die Weihe, wie Pausanias angibt. Alt waren diese Weihbilder überhaupt nicht, auch die Symbole nach Pausanias' Urtheil nicht bei Allen sehr wohl gewählt, bei Orpheus für die spätere Ansicht durchaus passend; aber sie bezeugen auch eben die spätere Bildung, die ältere benutzt weder Tiare noch Telete, wenn sie den Orpheus überhaupt Apollinisch, nicht etwa in hieratischer Beziehung, wovon nachher Beispiele folgen, darstellt. Im langen pythischen Gewand erscheint Orpheus ebenfalls, von Thieren umgeben, soweit griechisch, aber mit phrygisch thrakischer Mütze und mit Beinkleidern [4]). Ferner manche Gemmen: Orpheus mit leichtem griechischem Gewand und phrygischer Mütze, die Cither schlagend, von Bäumen, Vögeln, Thieren umgeben [5]); ebenso in Mütze und langem Gewande mit Kameelen, Ochsen, Löwen, Vögeln, Bäumen, vor ihm ein Sarkophag [6]), und auf einer Münze von sehr schlechter Arbeit, das Gewand um die Hüften geschlagen, die Cither spielend, neben der ein *Δ* steht, was Gronovius auf Delos bezieht [7]). Noch eine Gemme zeigt Orpheus unter einem Baume sitzend, vor ihm einen horchenden Vogel [8]). Dann ein Basrelief schlechterer Art, Orpheus auf einem Felsen sitzend in griechischem Gewande, von Thieren umgeben [9]). Ferner sind zwei Darstellungen zu erwähnen [10]), die noch nicht herausgegeben sind, eine auf einem Sarkophage von gewöhnlicher Größe, in einem Viereck Orpheus von der Brust ab zu sehen mit einer Wendung links, den rechten Fuß auf dem Boden, den linken auf einen Felsen gestützt, um auf dem gebogenen Knie die Laute zu halten, die er mit der Linken bei den Saiten anfaßt, während er in der Rechten, nahe an der Brust, das Plektron trägt. Orpheus ist unbärtig, wie immer, langhaarig, mit thrakischem Hute (nicht Mütze), thrakischem Kleide mit langen Ärmeln und Hosen, dabei weiter Chlamys mit einem Haft auf der rechten Schulter, die vom Rücken über die Schenkel zieht und längs des rechten Beins fast bis auf die Erde hängt, an den Füßen Aluten. An dem Felsen, worauf er den Fuß setzt, liegen zwei Schafe, das eine den Kopf nach ihm gewandt. Hinten zwei große belaubte Bäume, vielleicht Lorbeern; zur Seite zwei satyrhafte Kinder, einen Hasen emporhaltend, wonach ein Hund springt. Die zweite ist auf einer Platte mit runder Vertiefung, worin ein hölzern gearbeitetes Relief. Orpheus mit langem Haare, halbnackt, den faltigen Mantel um die Hüften, Sandalen um die Füße, auf einem Felsen, mit der Laute, in der rechten Hand das Plektron und damit die Saiten rührend, dazu singend mit etwas peinlicher Begeisterung. Hinter ihm unten auf dem Felsen liegen Löwe, Wolf, Stier, dahinter ein weidendes Pferd und ein Hirsch. In der christlichen Zeit stellte man Christus, der für den Glauben gewinnt, oft unter dem Bilde des Thier und Bäume bezaubernden Orpheus auf Sarkophagen vor, zuweilen mit phrygischer Mütze [11]).

An diese Darstellungen der ersten Sage schließt sich ein sehr gut gearbeitetes Basrelief an, in welchem ein Lautenspieler halbnackt, das Gewand um Hüfte und Schulter geschlagen, links auf einem Felsen sitzt, vor ihm eine Löwin, (denn für nichts anderes ist es füglich zu erkennen; zum Cerberus, den Winkelmann darin fand, fehlen ihm alle Kennzeichen, den Löwen aber hat Orpheus auf den meisten Denkmälern sich zunächst, ja in dem ersten von uns angeführten sitzt er auf einem Löwen). Neben dem Orpheus, wenn dieser wirklich gemeint ist, stehen zwei weibliche Gestalten, nach ihm hingewandt, von denen die erste einen bedeckten Eimer am Henkel, die zweite eine Schale hält [12]). Was diese wollen, ist nicht völlig klar; Winkelmann hielt sie für Danaiden, danach sehen sie weder selbst noch ihre Geschirre aus, noch paßt dazu die Umgebung; vielleicht bezeichnet der Eimer die Wasserträgerin, die Schale die Weinschenkin und das ganze Bild Orpheus' Gewalt über Menschen und Thiere, namentlich über die Frauen. Denn wenn diese ihn zerreißen, so ist dagegen zu erinnern theils die natürliche Neigung der Frauen für Tonkunst und Gesang, aus mythischen Zeugnissen aber sowol die Erzählung von der Leidenschaft der Weiber für Orpheus, als auch die Schilderungen von der Trauer der bistonischen Weiber um denselben [13]), was wol nur auf den Schmerz über ihre eigene That nach zurückgekehrter Besinnung gehen kann. Denn wenn wir vorher jene Erzählung von der

1) *Philostr. jun.* Imag. 6. 2) *Paus.* IX, 30, 2—4. 3) *Callistr.* Stat. 7. Welckers Vermuthung (*Philostr.* p. 611), daß Pausanias und Kallistratos, welche Beide den Helikon ausdrücklich nennen, dasselbe Bild beschreiben, ist einleuchtend richtig. Daß Kallistratos dabei neun Saiten an der Lyra erwähnt, ist ein fernerer Beweis der spätern Arbeit. 4) *Caylus* Recueil III, 13, 1. 5) *Gronov.* Thesaur. Vol. I. Orpheus. 6) Ibid. Offenbar christliche Vorstellung, s. Not. 11. auf folg. Sp. 7) Ibid. 8) *Winckelmann*, Pierres de Stosch. III, 1, 45. 9) *Caylus* IV, 48, 1. 10) Aus Zoega's Papieren, mir von Welcker mitgetheilt.

11) Nachweisungen *Millin*, Tombeau de Canosa. p. 21. Offenbar ist der Seelenzähmer und hieratische Todesbändiger Orpheus gemischt zu der Vorstellung, die hier zum Grunde liegt. 12) *Winckelmann*, Monum. ined. 50. 13) Anth. Epigr. inc. 482. Von der Liebeswuth s. Not. 75. S. 14.

Digitized by Google

Liebeswuth als eine schlechte Anekdote verwerfen mußten, so klingen selbst in diesen in ihrer wunderlichen Verdrehung sehr oft Anspielungen auf alte bedeutende Sagen hervor. Alles bestätigt uns also den einfachen Grundgedanken, daß, da der Wahnsinn der Weiber nur ein vorübergehender ist, von der Wuth der Orgienlust durch Dionysos' Zorn angeregt und auf Orpheus gewandt, Orpheus vorher dem Dionysos Eintrag gethan, und namentlich der Bassariden manche sich gewonnen hatte: und für diesen Eingriff in Dionysos' Gebiet kann vielleicht dies Denkmal ein indirectes Zeugniß sein. Auch die Mörderinnen des Pentheus zerfleischen im Wahnsinne den Geliebtesten, es ist völlig der Ausdruck der furchtbaren Gewalt des Gottes, daß er das Herz so ganz zu verkehren vermag. Für thrakische Matronen erklärte die beiden Frauen mit Bestimmtheit auch Zoega, nur daß er den Orpheus als Lehrer der Bakchischen Weihen nimmt. Dann aber müßte die Darstellung der durch seinen Gesang Eingenommenen wol nicht die ruhige, würdig gehaltene, sondern eine ekstatische sein. Ein ganz ähnliches Henkelgefäß und eine solche Schale tragen auch sonst Diener des Bakchos und Bakchantinnen. Halten wir hiermit die Löwin zusammen, so finden wir Bakchos' Reich in der Menschen- und Thierwelt vom Apollinischen Orpheus überwunden. Die Stellung der beiden Frauen, die beide den Orpheus fest anblicken, indem die eine beide Arme schlaff herunterhangen läßt, die andere die Schale grade vor sich hinhält, paßt für den Ausdruck der von unerwarteten und ungewohnten Tönen mit Überraschung Ergriffenen.

Orpheus' zweite große That ist die Überwindung der Starrheit des Hades. Dessen Schrecken haben zum bezeichnendsten Symbol den Cerberus. Auf einer Gemme tritt Orpheus nackt, das lockige Haar zusammengehalten mit einem Band, auf einen Stein mit dem einen Fuß, den andern am Boden, und rührt die in der linken Hand getragene, auf das ihr sich entgegenhebende Knie gestützte Cither. Hinter ihm sieht man einen Baum: vor ihm liegt in seiner Felsenhöhle der dreiköpfige Höllenhund [14]). Auf einem ganz neulich bekannt gewordenen Vasengemälde [15]), das sich auf Bakchische Weihen bezieht, reicht Orpheus dem vor dem unterirdischen Gotte mit ihm zusammentreffenden Jünglinge, der die Weihe empfangen soll, als Symbol derselben die Laute dar, die er in der rechten Hand hält, während unter derselben der dreiköpfige Cerberus gefesselt vor der linken herspringt, die ihn an der Kette hält. Ohne hier einzugehen auf die Bedeutung des ganzen Bildes, erkennen wir in dieser guten Arbeit den Gedanken der Besiegung aller unterweltlichen Schrecken und Gefahren durch die Laute wieder, und nicht unpassend erscheint bei diesem Anlaß Eurydike, welche in der Frau angedeutet scheint, die hinter Orpheus' Rücken nach der Seite zu ihm den Rücken zuwendend, aber nach ihm umblickend, in Gewänder gehüllt sitzt. Orpheus selbst trägt einen Weißpappelkranz, wie auch in der Mitte des Bildes hinter ihm und dem Gott ein hoher Weißpappelbaum, Andeutung der Unterwelt, der Haine der Persephone steht; ein faltenreiches Obergewand um die Hüften und die eine Schulter geschlungen, und Sohlen; mit der Brust lehnt er sich, da keine Hand frei ist, auf seinen Stab. Neben Eurydike sieht man eine Myrthe als ihr Symbol in Beziehung auf den Gatten. Eine zweite hieratische Vorstellung dieser Art führt den Orpheus in reichem Gewande mit phrygischer Tiara in die Unterwelt ein, in der Gemeinschaft des Hades, der Demeter und des chthonischen Dionysos [16]).

Aber auch den Schmerz der Trennung beim zweiten Verluste der Eurydike stellen uns Denkmale dar. Auf einem schönen Basrelief [17]), das in dreifacher Wiederholung erhalten ist, steht rechts Orpheus mit der Sturmhaube, in Chiton und Mantel, ganz griechisch, hält in der linken Hand die Lyra herab, mit der rechten umfaßt er die Hand, die ihm Eurydike auf die rechte Schulter legt. Diese steht in der Mitte in Gewänder gehüllt, ihn schmerzvoll anblickend, links hinter ihrem Rücken Hermes, der sie bei der herabhangenden rechten Hand faßt, um sie fortzuführen. Die Namen sind im albanischen und im neapolitanischen Denkmale richtig in griechischer Schrift beigeschrieben, im Borghesischen steht aus Verwechselung in lateinischen Buchstaben statt derselben Amphion, Antiope und Zethos; über die Bedeutung kann kein Zweifel sein. Im Borghesischen Exemplar ist Orpheus' Rechte nicht fassend, sondern eindringlich gesticulirend, doch in ähnlicher Haltung dargestellt.

Orpheus' Tod durch die Hand der Mänaden finden wir ebenfalls dargestellt, einen Gegenstand, der sich freilich nur für Andeutung und für die Auffassung des ersten Moments des Todes, nicht für Ausführung eignete. So stellt eine Vase [18]) ihn dar, wie er mit langem Haare, den Mantel um Hüfte und Schulter, die Cither über dem Haupte haltend, flüchtend vor einer Mänade zusammensinkt, indem er mit der linken Hand rückwärts sich auf den Boden stützen will. Die Mänade verfolgt ihn mit düsterm Blicke, mit der linken Hand nach ihm greifend, in der rechten das Schwert. Auf einem Topas wirft eine Frau mit flatterndem Schleier am Ufer des wogenden Meeres ein lorberbekränztes Haupt vor eine Herme des Priapos hin, wahrscheinlich eine Mänade mit Orpheus' Kopf [19]). Auch den gestorbenen Orpheus haben die Griechen dargestellt; in Polygnots Gemälde von der Hinabfahrt des Odysseus in der delphischen Lesche [20]) saß Orpheus, in völlig griechischer Kleidung auf einer Anhöhe an eine Weide gelehnt, die zu den Hainen der Persephone gehört, mit der rechten Hand deren Zweige berührend, mit der linken die Cither, während von der

14) *Agostini* II, 8. Schlechter. *Gron.* Thes. I. Dieselbe *Maffei* II, 49. 15) Musée Blacas. Vol. I. pl. 7.

16) Ein schönes Vasengemälde *Millin*, Tomb. de Canosa. t. 3. 17) *Zoega* Bassir. I, 42. Albanisch. *Winckelmann* Mon. ined. 85. Borghesisch. Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildw. S. 67. Neapolitanisch. 18) Mon. ined. dall. Inst. corr. arch. V, 2. 19) *Winckelmann* Stosch. III, 1, 52. Der Priapos stellt offenbar die Dionysischen Dämonen dar, deren Überwindung nun durch Orpheus' Tod gerächt ist. 20) *Paus.* X, 30, 6. Die Weide, wie in dem Not. 15 b. v. Sp. angeführten Vasengemälde die Weißpappel.

Digitized by Google

andern Seite ſich ſein Zuhörer, Promedon, in griechiſcher Tracht, von Polygnot erfunden, an den Baum lehnt.

Wie wir den Orpheus hier im Hades blos als geehrten Schatten, nichts beſſer als andere Heroen, erſcheinen ſehen, ſo ſpielt er nun aber vielfach in Beziehung auf die Unterwelt eine bedeutendere Rolle. Wie auf dem Helikon ihm die Weihe zur Seite geſtellt, wie er auf den zwei erwähnten Vaſengemälden als Bändiger des Todes und in der Gemeinſchaft der unterirdiſchen Götter eingeführt war, ſo wurde auf dem Taygetos ein Holzbild des Orpheus, das man für uralt, für ein Werk der Pelasger hielt, im Tempel der eleuſiniſchen Demeter aufbewahrt [21]). Hierbei nun ſind die Stellen der Schriftſteller alter Zeit zu erwähnen, die dem Orpheus eine ſolche Bedeutſamkeit geben. Ariſtophanes ſtellt ihn in der Aufzählung der älteſten Dichter voran mit dem Zeugniß, er habe die Weihen gezeigt und daß man ſich des Mordes enthalten ſolle [22]). Ferner wird in der Tragödie Rheſus ausdrücklich geſagt, Orpheus habe die Offenbarungen der unſagbaren Myſterien gezeigt [23]), und ebendaſelbſt die Tochter der Demeter ſei ſchuldig, die dem Orpheus Befreundeten unverkennbar zu ehren [24]); als der Ort aber, wo dieſe Myſterien einheimiſch ſind, wird das atheniſche Land bezeichnet [25]). So leitet Platon die Weihen von Orpheus und den Seinigen (τοὺς ἀμφὶ Ὀρφέα), wie die Orakel von Muſäus, das Epos von Homer und Heſiod her [26]); Demoſthenes ſagt ausdrücklich, Orpheus habe den Athenern die heiligſten Weihen gezeigt [27]); Geweihete, die den Orpheus als Vorſtand ehren, kennt Euripides [28]). Daß im Rheſus und vom Demoſthenes die Eleuſinien gemeint ſind, iſt beſtritten worden, weil unter den heiligſten Weihen auch die Orphiſchen könnten verſtanden ſein, die Athen ebenſo gut als andern Staaten zu Ehre und Nutzen gereicht hätten, Orpheus aber ſonſt nichts mit den Eleuſinien gemein habe, ja nicht einmal erzählt werde, er habe ſich in Attika aufgehalten [29]). Wir werden ſpäter ſehen, wie die Herleitung der Eleuſinien von Orpheus zu verſtehen iſt, und daß dem jenes Schweigen der Sagen von Orpheus in Attika nicht widerſpricht. Was aber jene Stellen betrifft, ſo werden im Rheſus ausdrücklich die Myſterien als Athens beſondere Gunſt und Ehre von den Göttern her hervorgehoben; das können alſo nur die Eleuſinien ſein, nicht die Bakchiſch-Orphiſchen, die alle andere auch haben; ferner wird die hohe Geltung des Orpheus bei der Perſephone hervorgehoben, was ebenfalls durchaus nur auf die Eleuſinien bezogen werden kann, in der Stelle des Demoſthenes aber können unter den heiligſten Weihen, die die Athener kennen, auch nur dieſe gemeint ſein, theils weil kein Athener darüber im Zweifel ſein konnte, ob die Eleuſinien oder die Bakchiſchen Weihen ihm heiliger ſeien, theils aber weil vor Demoſthenes dieſe Bakchiſchen Weihen zu Athen gar nicht öffentlich erlaubt, zu ſeiner Zeit aber durch den Unfug der Orpheoteleſten in Unehre gerathen waren [30]). Der Zuſammenhang mit der eleuſiniſchen Demeter iſt ferner theils aus der Aufſtellung des Holzbildes auf dem Taygetos erwieſen, theils aus mehren Sagen anderer griechiſcher Stämme, die Ähnliches enthalten; denn die Lakedämonier gaben den Tempel der rettenden Kora als entweder erbaut vom Thraker Orpheus oder vom Hyperboreer Abaris an [31]), die rettende kann aber ſchwerlich eine andere ſein, als die eleuſiniſche, die Heil nach dem Tode verleiht. Dieſelben leiteten den Dienſt der Demeter Chthonia von Orpheus her [32]), und daß Pauſanias widerſpricht, daran iſt nichts gelegen, denn es kommt hier nur auf die echte Sage der Lakedämonier an, in der der Verſtändige nur ihre Theorie, Niemand echte Wahrheit ſuchen wird. Die chthoniſche Demeter aber iſt wiederum auch der eleuſiniſchen verwandt, weil ſie die unterirdiſche bezeichnet, und das Augenmerk der eleuſiniſchen von der alleinigen Sorge für die Feldfrucht auf die Angelegenheiten der Unterwelt hin gelenkt iſt. Die Ägineten leiteten die Weihe ihrer hochverehrten Hekate vom Thraker Orpheus her [33]). Da wir nun namentlich in Sparta, wo Orpheus' Aufenthalt auch nicht aus Sagen nachgewieſen werden kann, eine Verbindung der Kora und der Demeter, ja ausdrücklich der eleuſiniſchen, mit Orpheus wahrnehmen, da mehrfache Sagen ſeine Weihen auf die unterweltlichen Götter beziehen, da die unterweltlichen Dinge Hauptgegenſtand der Eleuſinien ſind, da im Rheſus unwiderſprechlich, im Demoſthenes höchſt wahrſcheinlich die Eleuſinien von Orpheus hergeleitet werden, ſo iſt das Zeugniß eines ſpäten Schriftſtellers, des Theodoret [34]), keineswegs eben verwerflich, wenn er mit den Dionyſien, Panathenäen und Theſmophorien auch die Eleuſinien von Orpheus nach Athen bringen läßt; von allen jenen andern iſt es aber ſicherlich falſch, höchſtens die Theſmophorien ausgenommen, weil jene nicht Weihen, ſondern Feſte ſind. Es iſt doch immer ein Band zwiſchen Orpheus und der attiſchen Volksmeinung, wenn Leos, der Heros Eponymos der Phyle der Leontiden, Orpheus' Sohn genannt wird [35]). Die Eleuſinien werden nun freilich vom Eumolpus hergeleitet in der gewöhnlichen Sage [36]), dem wir wahrlich die Ehre nicht nehmen wollen, aber wo beſtehen nicht zwei verſchiedene Sagen über denſelben Gegenſtand? Dazu kommt, daß Eumolpus auch

21) *Paus.* III, 20, 5. 22) *Arist.* Ran. 1032: *Τελετὰς δ' ἡμῖν κατέδειξε φόνων τ' ἀπέχεσθαι.* 23) *Eur.* Rhes. 943: *Μυστηρίων τε τῶν ἀποῤῥήτων φανὰς ἔδειξεν Ὀρφεύς.* 24) Ib. 964: *Νύμφην τὴν ἐνερθ' αἰτήσομαι . . . παῖδα Δημητρὸς θεᾶς . . . ὀφειλέτις δέ μοι τοὺς Ὀρφέως τιμῶσα φαίνεσθαι φίλους.* 25) Ib. 941. 26) *Plat.* Protag. p 316. D. Platon und Ariſtophanes meinen zunächſt die Orphiſch-Bakchiſchen Weihen, die Onomakritos redigirt hatte; ſie reden hier aber allgemein, und die Eleuſinien ſind nicht beſtimmt auszuſchließen. 27) *Dem.* Aristog. I. p. 772. 28) *Eurip.* Hipp. 943. 29) *Lobeck* Aglaoph. p. 239 sq.

30) Not. 17. S. 34. 31) *Paus.* III, 13, 2. 32) Ib. III, 14, 5. 33) Ib. II, 30, 2. 34) *Theodor.* Therap. I, 699, im Aglaoph. p. 240. 35) Apostol. Prov. XI, 84. freilich ein ſpätes Zeugniß. Lobeck (Aglaoph. p. 239) weiſt es als nichtsbedeutend zurück ohne Argument. 36) Hymn. Cerer. 474. Vgl. Iſtros, Androtion und Akeſodor, Schol. Soph. O. C. 1047. Auch Anthol. Epigr. inc. 750.

Digitized by Google

ein Thraker ist, nach einstimmigem Bericht aller Sagen, und nach der herrschenden Sage freilich Poseidons Sohn, aber dies gewiß nur wegen lokaler Beziehung in Eleusis, weil dort Poseidon hochverehrt ward. Eine andere Sage nennt ihn Sohn des Apollon [37]), und Apollons Sohn, der thrakische Schönsänger ist wahrlich nichts als Orpheus selbst. Ich behaupte nicht, daß Eumolpus blos eine Nebenfigur des Orpheus ist, die sich aus ihm abgelöst hat; Eumolpus' Name und Gestalt mag so alt sein, wie die des Orpheus, aber der Grundgedanke, aus dem Beide hervorgehen, ist derselbe; es lag also auch der Sage nah, sie einander zu nähern, ja zu vertauschen, namentlich da Eumolpus nie eine solche Bedeutsamkeit erlangte wie Orpheus.

Hiermit haben wir den Orpheus anerkannt als den alten Sänger, auf den sich mehr oder weniger die Offenbarung aller auf unterweltliche Dinge bezüglichen Weihen zurückführen ließ. Inwiefern er dabei nöthig sein kann, da die Götter doch diese Weihen Jedem mittheilen können, ist leicht aufzuzeigen. Die Zeichen der Weihen und die Festgebräuche werden den Stammältern der Geschlechter, deren Nachkommen sie auszuüben das Vorrecht haben, von den Göttern gezeigt, aber die Götter wollen auch bei diesen Weihen auf eine angemessene Weise angebetet und angerufen werden, dazu bedarf es der Hymnen und für diese eines Orpheus oder Eumolpus. So waren im Besitze der Lykomiden alte kurze, dem Orpheus zugeschriebene Hymnen, die sie bei der Verrichtung der heiligen Gebräuche absangen, die Pausanias [38]) gelesen hatte, weil er mit einem Daduchen aus diesem Geschlechte sich befreundete, von deren Inhalt er aber außer einer kurzen, absichtlich undeutlichen Bemerkung über den Eros nichts sagen will, offenbar weil nur die Geweihten ihn kennen sollten. Ein neuer sicherer Beweis für die Geltung von Orpheus' Namen in den Eleusinien.

In den Sagen über das Leben des Orpheus, die wir erzählt und als alt und echt mit Sicherheit ausgeschieden haben, findet sich kein Anlaß für diese Verbindung mit den unterirdischen Göttern, vielmehr steht er, der alle seine Kraft vom Apollon hat, mit denselben in entschiedenem Gegensatze. Dagegen fanden wir einzelne hieratische Sagen, die ihn mit der Demeter und Kora und deren Weihen verbinden, gegen deren Alter auch nichts einzuwenden ist. Offenbar tritt nun Orpheus, indem ihm von diesen Mächten Begünstigung widerfährt, aus dem Apollinischen Kreise, dem er so eigenthümlich angehört, heraus, was gewissermaßen in der delphischen Sage ausgesprochen ist, Orpheus habe wegen seiner Erhabenheit in den auf die Weihen bezüglichen Reden und aus Stolz darauf an den Pythien keinen musischen Wettkampf mitmachen wollen [39]). Das wäre auch in rein Apollinischer Haltung nicht seine Sache gewesen, weil in seinem Gesange die göttliche zauberische Gewalt lag, die jeden Widerstreit besiegte und keinen Streit möglich ließ, so aber faßten die Delpher es nicht auf, sondern sie erkannten den Grund in dem Stolz auf seine Weihen, die nicht Apollinisch sind. So erscheint uns in Wahrheit ein doppelter Orpheus, einer wie die Poesie und die meisten Künstler ihn bewahrt haben, der rein Apollinische; ein anderer der von Demeter, Kora und Hekate durch Mittheilung ihrer Weihen begünstigte. Dieser andere Orpheus, der hieratische, scheint sich schon früh in die Sagen der Orte eingedrängt zu haben, wo eine besondere Weihe sich passend von ihm herleiten ließ; übrigens blieb das Bild des poetischen allgemein herrschend. Wir müssen also wol unleugbar dem Herodor einen sehr richtigen Blick zugestehen, wenn er behauptete, es gebe einen zwiefachen Orpheus [40]). Zwischen den Sagen von jenem und denen von diesem ist kein Band; keineswegs kann er, darum weil er die Todtengötter zu rühren wußte, daß sie ihm Eurydike zurückgaben, als der unfehlbare Überwinder des Todes und insofern als Inhaber der Weihen angesehen werden, die ein Leben, ein kräftigeres und schöneres, als das Homerische Schattendasein, nach dem Tode zusichern; er kann das nicht, weil er sein Unternehmen nicht zu Ende geführt hat, weil er Eurydike wieder verlor. Es sind also keineswegs Apollinische Waffen, womit die Weihen die Schrecken des Todes besiegen; die Weihen sind nur gegeben durch die Gnade der Demeter und Kora, nicht weil das Herz dieser von Orpheus gerührt ist, sondern aus freier Bewilligung; ja man kann sagen, es werde in diesem Kreis des die Todtengötter rührenden Orpheus gar nicht gedacht. Aber warum ist denn Orpheus dieser Vermittler? Weil, obgleich in den Sagen durchaus kein Band zwischen dem Apollinischen und hieratischen Orpheus ist, obgleich man in dieser Beziehung sie völlig richtig trennt, doch die Natur, der Begriff beider durchaus derselbe ist, und sie insofern wieder durchaus als Eins gefaßt werden müssen. Man kann sagen, daß Aristophanes die beiden Formen des Orpheus verwechselt, indem er ihn als ältesten Dichter faßt und doch nicht seiner dichterischen Gewalt gedenkt, sondern nur der Weihen und Lehren, offenbar weil er, hierin unkritisch, ihm vorliegende orphische Gedichte für echt hielt; diese Verwechselung rechtfertigt sich aber einigermaßen eben aus der Einheit der Natur; denn als den Begriff des Orpheus haben wir gesehen die Macht, die gesetzmäßigen Grenzen der Dinge zu verrücken durch die Kraft des Wortes. Beim poetischen Orpheus ist der Inhalt Apollinisch gedacht, wie bei Homer und allen echten Dichtern, beim hieratischen ist der Inhalt der auf den besondern Gottesdienst, auf den besondern Willen der Demeter oder der Kora, oder der Hekate bezügliche. Aber das Wort, der Vers, in dem auch der hieratische Orpheus redet, gehört Apollon an, die Form bleibt also immer Apollinisch, und dadurch wird die Beziehung zwischen Orpheus und Apollon eine nie ganz aufzuhebende, Orpheus bleibt immer so gut Apollons wie Hagros Sohn. Hier nun tritt uns bemerkens-

37) *Photius Lex.* 38) *Paus.* IX, 27, 2; 30, 12. 39) Ib. X, 7, 2.

40) Schol. Apollon. I, 23.

Digitized by Google

werth die Angabe des Asklepiades [41]) entgegen: „Apollons und der Kalliope ältester Sohn sei Linos, die drei jüngern Hymenäos, Jalemos und Orpheus; von den jüngern sei einem die Lust zu Anderm gekommen (der Text ist verstümmelt, wahrscheinlich Hymenäos); Musik hätten sie alle geübt", namentlich wenn sie verglichen wird mit der Angabe Apollodors [42]), der denselben Ältern den Linos und Orpheus zu Söhnen gibt und wiederholt dieselben Brüder nennt. Diese alle sind nichts als Sänger, eigentlich nur Gesangweisen, und insofern werden sie Söhne dieser Ältern genannt; denn was hätte der Ehegott Hymenäos mit denselben zu schaffen, wenn er nicht das Hochzeitlied bedeutete? Jalemos vollends ist ein Klaggesang, angestimmt zur Todtenklage, ein γόος, nur bei Gelegenheiten erscheinend, mit denen Apollon durchaus nichts zu schaffen hat, noch auch haben will und kann [43]). Der Linos oder Ιτolinos ist, wie Welcker erwiesen hat [44]), nichts Anderes. Der Inhalt aller dieser drei, sowol der von Pindar als auch der von Apollodor mit Orpheus gepaarten Gesangesformen, die sehr leichthin personificirt sind, ist dem Apollo fremd, ja widerstehend; wer mit ihnen zusammen in absichtlicher Parallele den Orpheus nennt, namentlich so ausdrücklich wie Asklepiades, muß erkannt haben, daß dessen Bedeutung eine ähnliche ist. Jene heißen ungeachtet jenes Inhalts doch Söhne des Apollon, auch der hieratische Orpheus singt einen dem Apollo völlig fremden Inhalt, aber er singt ihn, er stellt mit seiner Person eine Gesangsweise dar, und daher ist er Apollons Sohn so gut wie jene Gesangsweisen. Wie nun Hymenäos nichts ist, als die Gesangsweise des Brautlieds, Jalemos und Linos nichts als Gesangsweisen der Todtenklage, so ist der mit ihnen zusammengestellte Orpheus nichts als die Gesangsweise der Weihen, die telestische. Reicht also auf jenem Bildwerk [45]) Orpheus dem Einzuweihenden die Laute dar, so bezeichnet das Nichts als die Übertragung der Weihe auf denselben in ihrer eigenthümlichen Gesangsform; trägt auf andern ähnlichen Gemälden der eingeweihte Jüngling die Laute als Schutz in Gefahren, so bedeutet das eben nur, daß er durch die Kraft der ihm so überlieferten Weihe gesichert und gerettet wird; wird aber auf jenem ersten selbst die Laute über den gefesselten Cerberus hingehalten, als Zeichen, daß er durch sie gefesselt ist, so wird dadurch angedeutet, daß die Gesangsweise, worin die Weihe überliefert ist, nicht etwa äußere Form, sondern die mächtige innere Form ist, in der der Zauber des Wortes liegt, durch den einst die Schrecken des Todes besänftigt sind und für jeden Geweihten von Neuem besänftigt werden. Der hieratische Orpheus ist demnach wenig mehr als eine blos allegorische Personification, ja wir können hier die zuerst angedeutete Erklärung des Namens aus dem Dunkel wieder aufnehmen, weil alle Weihe im Dunkel des Geheimnisses vorgeht und meist auch an düsterm Ort, und weil sie sich auf den allerdüstersten bezieht, nicht als ob wir uns für eine dieser Erklärungen entscheiden möchten, denn dazu schweben ihre Beziehungen zu lose; aber der Erwähnung sind diese Beziehungen werth, weil sie gewiß vielen Griechen bald so, bald so eingeleuchtet haben. In diesen mehr allegorischen hieratischen Orpheus, der eigentlich nur eine bestimmte Art und Weise anzeigt, wie das Wort, und durch dasselbe der Gedanke mit Gedanken verfährt, spielen nun die Erinnerungen an den poetischen herein, und seine Persönlichkeit hat er eigentlich nur von diesem. Wie Aristophanes die beiden in Eins schmilzt, so auch in manchen Erwähnungen Euripides. Jene Gewalt des Gesanges oder des Wortes, die Naturgrenzen zu verrücken, wird bald und leicht zur Gewalt der Zauberformel, der incantatio, ἐπῳδή, Anfingung. Wie Orpheus Bäume durch Apollinischen Gesang bewegte, so hat man nun vom hieratischen Orpheus Gesangsformeln, Zauberlieder, mit denen man einzelne Balken zum Wandern bringt [46]). Wie Orpheus' Apollinischer Gesang die Mächte des Todes rührte, so zeichnet der hieratische Orpheus die Formeln, die er zur Laute gesungen, auf, um damit Todte ins Leben zu rufen und Kranke zu heilen, auf thrakische Tafeln, und läßt diese für die Nachwelt aufbewahren [47]). Denn auf solche Heilformeln, solche heilende Sprüche bezieht sich Orpheus' ärztlicher Ruhm allein. Daraus entwickelt sich denn auch sehr natürlich die Erklärung der Gewalt über die Thiere aus Zauberformeln; wie der Ägypter bei Pausanias meint, Orpheus und Amphion seien in der Magie sehr stark gewesen [48]). Vielleicht hängt hiermit die Einführung der Weihen der Hekate in Ägina durch ihn zusammen, hier scheinen Sühnungen und Heilungen, beides natürlich durch Orphische Formeln, ertheilt zu sein; schon bei Aristophanes wird Philokleon, um von der Richtersucht geheilt zu werden, erst korybantisch geweiht, dann auf Ägina, dann befragt er das Traumorakel des Asklepios, aber nichts von Allem will helfen [49]).

Dieser hieratische Orpheus also bezeichnet die telestische Gesangsweise, die Art und Weise der Zusammenstellung und Darstellung der Gedanken in den Weihformeln und in den auf diese Weihen und ihre Götter bezüglichen Hymnen. Wir haben schon erwähnt, daß diese telestische Gesangsweise keine äußere ist, sondern eine innere, die vorgetragenen Gedanken beherrschende. Und hier erblicken wir nun auf das Bestimmteste den Orphischen Namen in seiner eigenthümlichen Bedeutung gebraucht, die die Verrückung der vom Schicksale gezogenen Grenzen durch die Gewalt des Wortes anzeigt. Diese Grenzen beschränken den Menschen in aller Art, sie ordnen den einen an bürgerlichem Rang, an Recht, an Kraft dem andern unter, sie ordnen alle Menschen un-

41) Schol. Vatic. in *Eur.* Rhes. 895. Schol. Pind. Pyth. IV, 176. 42) *Apollod.* I, 3, 2; II, 4, 9. 43) Vergl. *Aesch.* Agam. 1075 und 1073. Den Apoll mit Wehklagen anzurufen, galt für ein ἀναιμωτί, er hilft nur da, wo noch Hoffnung ist. 44) Allgem. Schulzeit. 1830. II. 2. 45) Not. 15. S. 19.

46) *Eur.* Cycl. 646. 47) *Eur.* Alc. 968. So meinte Tzetzes diesem ganz gemäß, Orpheus habe die von der Schlange gebissene Eurydike durch ἐπῳδαί ins Leben zurückzurufen. *Chil.* I, 54. 48) *Paus.* VI, 20, 18. 49) *Arist.* Vesp. 122.

Digitized by Google

bedingt den Göttern unter. Namentlich aber setzen sie jedem Leben das Ziel des Todes; mit dem verhauchten Lebensathem, mit dem stockenden Blutlaufe, mit den verbrannten Gebeinen verschwindet rettungslos und unwiederbringlich alle Stärke und Schönheit in das Nichts, und nur ein geistig und körperlich kraftloser Schatten schwirrt als zweideutiges Überbleibsel umher in den traurigen Wohnungen des Todes. Dies ist aller Menschen ewiges gemeinsames Schicksal. Aber über diese vom Schicksal gezogenen Grenzen haben die Götter in menschlichen Dingen Macht, während sie in den Grenzen ihrer eignen Gebiete einander ehren müssen und insofern der Schicksalsvertheilung nicht überlegen sind. Einer ist Allen überlegen, Zeus, der die Schicksalsgrenzen nur anerkennt, wo er will; von diesem erzählen schon die ältesten griechischen Gesänge, daß er diese Grenze des Todes bei einigen Menschen aufgelöst, sie der Macht des Hades, dem sonst Alle verfallen müssen, entzogen habe aus freier willkürlicher Gunst, doch gewiß nicht ohne Hades' Zustimmung; Homer läßt den Menelaos und Rhadamanthys ein ewiges wirkliches Leben führen in Elysion. Die Mächte nun, denen die Todten verfallen, können in ihrem Gebiete frei mit ihnen schalten. Der Herrscher ist Hades, mit ihm Persephone, beide unerbittlich streng den Todten festhaltend. Aber nur Hades bezeichnet das Festhalten im Nichts, im Schattendasein. Persephone ist die Tochter der Demeter, der freundlichen, das Menschengeschlecht durch das Getreide nährenden Erde. Wie der Same in der Erde verschwindet und in ihr geschwängert wird, so nimmt die Erde auch alle Überreste der Lebendigen, die Schatten, wie die Asche und die Gebeine auf. Aus der Erde aber sind nach allgemeinem Glauben die Menschen wie die Götter geboren; was die Erde einmal gethan hat, das Hervortreiben der menschlichen Keime, das kann sie wiederholen, so oft sie will. Wie sie jährlich das Samenkorn in ihrem Schooße schwängert mit Lebenskraft, so kann sie auch das Schattenbild des Menschen, das in ihrem Schooße, in ihrem Innern haust, mit neuer Lebenskraft erfüllen, und daher steht ihr die Todeskönigin, Persephone, nicht entgegen, weil diese selbst durch ein Band, das der halbjährigen Rückkehr, an das Leben gebunden ist; obgleich sie also streng in den Grenzen ihres Reichs alles darin einmal Eingetretene gebannt hält, so scheidet sie doch den Zustand ihrer Unterthanen von einander, indem sie den Geweihten ihrer Weihen eine neue selige Lebenskraft nach dem Tod ertheilt, die Übrigen aber in dem bisherigen Zustande der Nichtigkeit verkümmern läßt. Nur Hades' vernichtende Gewalt würde entgegenstehen, aber Persephone hat, freilich nicht aus seinen ewig unfruchtbaren Umarmungen, sondern aus denen ihres allvollbringenden Vaters, des lebendigen Gottes Zeus, den Jakchos geboren, in dem auch in der Unterwelt die volle göttliche Lebenskraft wirkt; wie die Mutter Todeskönigin ist, so genießt auch der Sohn unveräußerlicher Macht und Ehre im Todtenreich, und so wird Jakchos der lebenertheilende Todeskönig der mit der eleusinischen Weihe Begnadigten.

Dies sind für die scharfprüfende, vorurtheilslose Untersuchung unwidersprechlich die Grundgedanken der Eleusinien, und darum war die Mittheilung dieser Weihen ein so großes Heil, denn sie löste die Grenzen des Todes auf und gab ihrem Inhaber ein neues Lebensloos. Indem nun aber diese Weihe in den Worten Orphischer Weihformeln mitgetheilt wird, indem bei jeder einzelnen Feier die Gnade dieser Götter, Demeter, Kora und Jakchos, von Neuem gewonnen wird durch deren Anbetung in Orphischen Gesängen, und wenn die Feier unterbliebe und die Gesänge verstummten, verscherzt würde, sehen wir hier das Orphische Wort in seiner eigentlichsten Macht der Auflösung der Schicksalsgrenzen geltend. Zu Eleusis nannte man nun zwar, wie es scheint, die meisten Gesänge nicht Orphisch, sondern Eumolpisch; wir haben aber nachgewiesen, daß Eumolpisch hier im einzelnen Falle dasselbe bedeutet, was Orphisch im Allgemeinen; so oft aber Orphisches von den Eleusinien genannt wird, ist jener einzelne Fall mit dem allgemeinen Begriffsnamen bezeichnet.

Nachdem wir diese Umsetzung des Orpheus aus einer wirklichen mythischen Person in einen Begriff erkannt haben, kann es nicht mehr so durchaus überraschend erscheinen, wenn derselbe mit dem Dionysos gepaart ist, denn ebenso sehr wie mit diesem stand er mit den Todesgöttern im Gegensatze; den Sieg, den er über jenen, wie über diese gewonnen zu haben scheint, wußte er bei Beiden gleich wenig zu behaupten, und durch seine Gebrechlichkeit schlug ihm der erste Sieg in den Verlust der Gattin, der zweite in den eigenen Tod um. Dem Dionysos also freilich so wenig, wie den Todesgöttern, kann er Geheimnisse abgezwungen haben; wenn er deren weiß, muß ihm Dionysos sie aus eigener Neigung offenbart haben, zu welcher Neigung die Sagen durchaus kein Motiv geben. Wir werden hierdurch auch in dieser Hinsicht auf das Bestimmteste vom poetischen Orpheus weg auf den hieratischen hingewiesen, auf den allegorischen. Wie dieser nun aber, den wir mit den Todesgöttern in Verbindung gesehen haben, mit dem lebensfröhlichen Dionysos gepaart werden soll, dies Problem ist nach allen seinen Schwierigkeiten hervorzuheben, um die Lösung sicher zu finden, zuerst aber die historische Begründung aufzusuchen.

Zu Olympia, zur linken Seite des großen Tempels, stand unter den einem Gelübde zufolge nach der Heilung seines Kindes dargebrachten Weihgeschenken des Smikythos, des Schatzmeisters des Tyrannen Anaxilas von Rhegion, nach dessen Tod er in Tegea wohnte, ein Erzbild des Thrakers Orpheus mit dem Dionysos und einem bartlosen Zeus zusammen. Daneben stand eine Bildsäule des Wettkampfes mit Springlothen, ferner Asklepios und Hygieia, Homer und Hesiod, Kora, Aphrodite, Ganymedes, Artemis [50]). Diese waren sämmtlich gearbeitet vom Dionysios von Argos, und als die Zeit ihrer Entstehung läßt sich Ol. 77 annehmen, da Anaxilas Ol. 76, 1 gestorben war. Betrachten wir die übri-

50) *Paus.* V, 26, 2—5. Vergl. 24, 6.

Digitized by Google

gen Zusammenstellungen, so ergeben sich zwei Paarungen befreundeter Art, die ersten nämlich, die von uns genannt sind, die Zusammenstellung der vier letzten ist dunkler, Ganymedes und Aphrodite, wie Artemis und Kora, schicken sich zu einander, nur ist weder die Anordnung ihrem Gesetze nach klar, noch überhaupt ein allgemeiner Gesichtspunkt aufzufassen, weswegen grade diese sämmtlich geweiht sind. Hier scheint Willkür und Laune gewaltet zu haben, in den einzelnen Gruppen aber scheint Beziehung der Gestalten auf einander unverkennbar. Dies bestätigt sich aus der dabei stehenden Gruppe der Hestia, des Poseidon und der Amphitrite, von des Argeiers Glaukos Hand, ebenfalls von Smikythos geweiht. Es ist daher zwischen dem bartlosen Zeus, dem Dionysos und dem Orpheus eine Beziehung wol nicht zu verkennen, wenn gleich nichts Näheres hieraus einleuchtet. Unter den erhaltenen Kunstdenkmälern bringt, so viel bekannt ist, keins den Orpheus mit Dionysos und Dionysischen Weihen in Verbindung, nur auf einem kann dies gemuthmaßt werden, wiewol keineswegs mit Sicherheit. Hier sitzt ein Citharöde, in sinnender Stellung die Laute rührend, die neben ihm auf einer Erhöhung zu stehen scheint, gekleidet in geschmückten Chiton und Chlamys, mit zierlich umgeschnürten Sohlen, um das Haar ein Band. Von der Lyra hängt die Siegesbinde herab. Hinter ihm sitzt ein häßlicher Bakchischer Alter mit Stiefeln, auf zwei Flöten blasend. Vor ihm, nach ihm hingewandt, drei vereinzelte Frauen, die erste und letzte mit der Cither, die mittlere mit anderm Geräthe, die erste ebenfalls singend, die letzte schließt sich wieder, da das Ganze ein Rundbild auf einer Vase ist, an den Alten an, nur durch ein kleines Tempelgebäude getrennt. Jede Figur ist von den andern durch einen Lorberzweig gesondert [51]). Nach Allem scheint das Ganze mehr Apollinisch als Bakchisch; die drei Frauen können Musen sein, die Männer hat man für Apoll und Marsyas erklärt. Dagegen nun spricht, daß sowol sie als auch die eine Frau zugleich sich hören lassen, während die andern beiden ruhen, daher beziehen andere Erklärer den Gegenstand auf Bakchische Weiben und nehmen den Citharöden als Orpheus. Das Siegesband, das nach der delphischen Sage dem zu widersprechen scheint, könnte die Unfehlbarkeit des Sieges bei ihm bezeichnen. Indessen fehlt das Bakchisch-Charakteristische sowol wie die sichern Kennzeichen des Orpheus, und wir gelangen also hierdurch nicht weiter. Erst Euripides erwähnt an dem Orphisch lebenden Hippolytus die Bakchische Begeisterung (das *βακχεύειν*), und erst Apollodor sagt ausdrücklich, Orpheus habe die Geheimweihen des Dionysos erfunden, und verbindet dies unmittelbar mit der kurzen Angabe seines Todes durch die Mänaden [52]). Dies Letzte kann uns nicht irren, bei Apollodor wie bei Aristophanes spielen die Vorstellungen vom hierotischen und vom poetischen Orpheus durch einander. Spätere sagen Ähnliches. Nach Diodor warnt der Thraker Charops den Dionysos vor Lykurgos' Nachstellungen, zur Belohnung offenbart ihm Dionysos seine Weihen und gibt ihm das Königthum; beides vererbt Charops auf seinen Sohn Dagros, dieser auf den Orpheus [53]). Über die Werthlosigkeit der Erzählung ist geredet: sie zeigt aber die Ansicht der Zeit über die Verbindung des Dionysos und Orpheus, und Diodor setzt ausdrücklich hinzu, man nenne daher die vom Dionysos ertheilten Weihen Orphische, wie er denn auch Orpheus' That für Eurydike mit der Wiederbelebung der Semele als Göttin Thyone durch den Dionysos parallelisirt, indem das Mislingen, das den Orpheus trifft, vergessen scheint [54]). Er leitet diese Dionysischen Mysterien aus Ägypten her, wo Orpheus sie gelernt habe, denn Dionysos sei Osiris, Demeter Isis [55]). Auch Lactantius gab an, Orpheus habe die sacra des Liber in Griechenland eingeführt, und diese hießen noch jetzt Orphisch [56]). Proclus zeigte daß Orpheus, der die Weihen des Dionysos eingeführt, dasselbe erlitten habe, wie sein Gott [57]), die Zerreißung. Spätere, weniger bedeutende Zeugnisse für die Identificirung geben Cicero [58]), der den Dionysos, dem die Orphischen Weihen gefeiert würden, den Sohn des Jupiter und der Luna nennt, und Lydus [59]), der dasselbe vom Sohne des Zeus und der Semele angibt. Suidas legt dem Orpheus *Βακχικά* bei.

Da die Zeugnisse hierfür sämmtlich spät sind, so haben wir uns nach dem Inhalte der Bakchischen Weiben umzusehen, um zu erkennen, ob daraus sich auf Einheit schließen läßt. Ein Bakchischer Chor, der erschien in Euripides' Kretern [60]), nannte sich Mysten des idäischen Zeus, Bakchanten der Kureten, der großen Mutter Fackeln erhebend, und sagte, er vollende das Leben des nächtlichen Zagreus und das rohgegessene Mahl; weißbekleidet fliehe er die Menschen, meide die Berührung von Särgen und den Genuß beseelter Speise. Und in den Bakchen [61]) heißt es: selig sei der, der die Weihen der Götter kennend die Seele schwärmen lasse, im Gebirg Bakchisch umherstreifend in heiligen Reinigungen. Diese Reinigungen erklärt eine Angabe des Platon [62]), nach der im Bakchischen Tanze der Schwarm, denen nachfolgend, die sie Nymphen, Pane, Silene nennen, Berauschten nachahmend, dadurch Reinigungen und Weihen vollbringen. Diese Gebräuche nun stehen namentlich in der Kleidung und in der Speise dem, was von den Orphischen berichtet wird, so nahe, daß wir die Einheit derselben nicht länger zu bezweifeln brauchen, wenn aus Orpheus' Natur sich für den Bakchischen Gedankenkreis

51) *Millingen* Vases de Coghill. pl. 4. 52) *Eur.* Hipp. 943. *Apoll.* I, 3, 2.

53) *Diod.* III, 65. Vergl. Not. 37. S. 12. 54) *Diod.* IV, 25. 55) Ib. IV, 23, 25. 56) *Lactant.* Instit. I, 22 p. 154. (ed. Buenem.) 57) Procl. in Polit. p. 398. 58) Cic. Nat. Deor. III, 23. 59) Aglaoph. p. 656. 60) *Eur.* Cret. fr. 2. 61) *Eur.* Bacch. 72 sq. 62) *Plat.* Legg. VII, 815. B. Dasselbe *Serv.* Virg. Georg. I, 166: Liberi patris sacra ad purgationem animi pertinebant. Schol. Pind. Pyth. III, 139: Καὶ τὸν Διόνυσον δὲ καθαρτικὸν τῆς ψυχῆς φασί. Mit ihm auch die Rhea. Die Einheit der Bakchischen und Orphischen Orgien weist namentlich Lobeck (Aglaoph. p. 622 sq. und 638 sq.) nach.

Digitized by Google

ein vermittelnder Gesichtspunkt herleiten läßt. Und hiernach kann auch nicht länger zweifelhaft sein, daß Herodot die Orphischen und Bakchischen Gebräuche für Eins erklärt, wenn er vom ägyptischen Verbote der Bestattung in wollenen Gewändern sagt: *ὁμολογέουσι δὲ ταῦτα τοῖσι Ὀρφικοῖσι καλεομένοισι καὶ Βακχικοῖσι, ἐοῦσι δὲ Αἰγυπτίοισι καὶ Πυθαγορείοισι* [63]).

Eine Lösung des Räthsels scheint nahe zu liegen in der Betrachtung, daß Orpheus Thraker und auch Dionysos bei den Thrakern vorzüglich verehrt ist. Aber bei näherer Erwägung scheint die Aufgabe dadurch nur schwieriger zu werden; denn warum erscheint Orpheus in den Sagen und in der Poesie in so entschiedenem Gegensatze gegen den Dionysos, wenn ihr Ursprung gemeinschaftlich ist? und war der Gegensatz in der thrakischen Sage selbst schon gegeben, ist also Orpheus schon in Thrakien ein dem Dionysos durchaus entgegengesetzter Begriff, woher dann die Vereinigung? Hier ist keine Rettung als in der Prüfung dessen, was wir vom thrakischen Dionysosdienste wissen. Die Thraker verehren nach Herodot nur drei Götter, Ares, Dionysos und Artemis, die Könige außerdem den Hermes, ihren Ahnherrn, bei dem sie schwören [64]). In den Gebirgen des Pangäon ist ein Orakel des Dionysos, verwaltet von den Bessern; eine Prophetin weissagt sowie in Delphi. Es steht unter der Herrschaft der unbezwungenen Satrer, aus denen die Besser sind [65]). Daher nennt Euripides den Dionysos bei den Thrakern den Weissager [66]). Bei den Kikonen [67]) und Edonen [68]) führen den schwärmenden Bakchusdienst verschiedene Zeugnisse an, bei den Päonern hieß der Gott Dryalos [69]), im krestonäischen Gebiete findet sich ziemlich früh ein Hain und Tempel des Dionysos erwähnt [70]). Zu Aphytis war ein Heiligthum des Dionysos mit schönen klaren Gewässern und schattigen Behausungen [71]), zu Gigon, einem Vorgebirge zwischen Makedonien und Pellene, ebenfalls [72]). Die Makedonier feierten jährlich Bakchische Feste [73]); die Bakchen nannten sie Klodonen oder Mimallonen, auch Maketen und Bassaren, gekleidet in bunte Gewänder [74]). Die Silene nannten sie Sauaden [75]). Ebenso durch ganz Thrakien verbreitet und namentlich in Pierien und Makedonien zusammengedrängt, wie hier die Angaben vom Dionysosdienste, haben wir die Erinnerungen an Orpheus gefunden, die ihn dort sämmtlich, wenigstens die als alt bezeugten, im Gegensatze gegen den Dionysos fassen.

Die thrakische Religion erscheint hiernach ziemlich in der größten Rohheit, die sich bei einem wirklichen Polytheismus denken läßt. Sie fühlen sich von ihren Göttern gar nicht anders berührt, als gewaltsam, ihre drei Götter sind Nichts als Götter der Gewalt, nach verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt, Ares auf die Kriegsgewalt, Dionysos und Kotys auf die Naturgewalt bezüglich, wahrscheinlich einander so entsprechend wie Apollon und Artemis. Welche Beziehung der Hermes ihrer Könige hat, ist dunkel. Wir haben schon angedeutet, daß bei den Griechen Apollon und Dionysos auch Götter der Gewalt sind, Apollon der mehr geistigen, Dionysos der mehr physischen. Da die Thraker blos den letzten oder einen dem letzten analogen Gott haben, der in den Eichenwäldern braust (*Ἀρίαλος*), wie denn Apollon durchaus hellenisch national gedacht ist und als Gott so wenig anderswo wiederzufinden, wie die Griechen selbst, muß dieser thrakische Dionysos ihnen Alles leisten, was den Griechen Apollon, er muß also auch Gott der geistigen Gewalt werden, so viel ihnen davon ins Bewußtsein klingt, daher weissagender Gott und Gott der Sänger und Dichter. Wenn daher Orpheus in Thrakien selbst schon, ehe noch griechische Bildung dort einwirkte und, wie sie es überall gethan hat, den Thrakern ihre eigenen Sagen auf den Lippen umschuf, schon Sänger, gewaltig ergreifender und bezaubernder Sänger war, was zu bezweifeln kein Grund ist; ja selbst wenn er damals schon Citharöde war, was vielleicht zweifelhafter, doch nicht undenkbar ist; denn ein anderes Instrument, als die Cither, eignet sich nicht wohl zum Gesang, und die Thraker werden doch auch Dichtung gehabt haben, nicht blos Trommeln und Pfeifen, so kann er diese Kunst und die Gewalt dieser Kunst Niemandem zu danken haben, als dem thrakischen Dionysos. Wie nun die echt thrakische Sage weiter von ihm berichtet, warum sie ihn hat zerreißen lassen, ob sie von seiner Fahrt in den Hades gewußt hat, ob er sich gegen seinen Gott empört hat, wie der Thraker Thamyris, wer wollte die Antwort auf diese Fragen sicher ermitteln?

Aber das scheint die thrakische Sage jedenfalls den Griechen gegeben zu haben: den Gedanken von der einem Sänger inwohnenden Kraft des Wortes, das im Gesang alles, was er will, ergreift und bezaubert, Alles ihm gewinnt, selbst die härteste und sprödeste Natur mildert. Wie die Griechen das so Empfangene fortbilden mußten, ist nun leicht nachgewiesen. Seine Macht lag im Wort, im Gesang, nicht im musikalischen Lärm; sie konnten ihn also in poetischer Sage an Nichts anreihen, ihm diese Gewalt von Niemandem geben lassen, als von ihrem Apollon; denn sie begriffen ja jede fremde Sage, die sie sich aneigneten, nur nach griechischer Weise; und es war ihnen völlig gleichgültig, wie der thrakische Gott hieß und mit welchem der ihrigen er Ähnlichkeit hatte, von dem der thrakische Orpheus im Glauben seines Volkes seine Kunst empfing. Ein völlig analoges Beispiel ist folgendes: Im Kikonenlande zu Ismaros haben wir den Dionysos namentlich als verehrt erwähnt gefunden. Homer erwähnt dies Ismaros mit den Kikonen und dessen köstlichen Wein. Der Besitzer dieses Weins ist ein Priester, wohnend in heiligem Haine; wer sollte seinen Gott nicht für den Dionysos halten? Homer

63) *Her.* II, 81. 64) *Her.* V, 7. Die Übersicht der Quellen für diese Darstellung Aglaoph. p. 289 sq. 65) *Her.* VII, 111. 66) *Eur.* Hec. 1267. Vergl. *Paus.* IX, 30, 9. Daher soll Rhesos *Βάκχου προφήτης* werden *Eur.* Rhes. 972. 67) *Virg.* Cir. 168. *Sidon.* V, 489. *Ovid.* Met. IX, 641. 68) Äschylos beschreibt die dortige Einführung in seinen Edonen, vorher ward dort nur die Kotys (Artemis), auch mit vielfachem Getöse verehrt. Sonst *Philostr.* Vit. Apoll. VII, 11. *Sil.* IV, 775. über Amphipolis Dioskorides Epigr. 38. 69) *Hesych.* *Ἀρίαλος.* 70) *Arist.* Mir. Ausc. 132. *Suet.* Oct. 34. 71) *Xenoph.* Hell. V, 3, 19. 72) Etym. m. s. v. 73) *Athen.* XIV, 659. F. 74) Agl. 292 sq. 75) *Hesych.* s. v.

nennt ihn aber Apollon, unbekümmert darum, daß die Thraker den Apollon nicht kennen [76]). Warum er den Apoll hier einführt, wissen wir nicht; gewiß aber hatte der Dionysos von Ismaros ein Apollinisches Geschäft, und nur dies beachtete Homer, nicht seine thrakische Natur. Die empfangene Gestalt des Orpheus bildet nun die griechische poetische Sage nach der festen Lebensansicht des Volkes aus; völlig Apollinisch und mit der Apollinischen Waffe setzt sie ihn sogleich in Handlung, erstlich gegen die Naturgeschöpfe, dann gegen die Todesmächte, endlich gegen die lebendigen Naturmächte. Alle drei besiegt er, aber nicht dauernd, vor dem Zorne der letzten geht er unter. Daß diese ihn vernichtende Naturmacht in der thrakischen Sage sein eigentlicher Gott ist, hat die griechische längst vergessen.

Aber nur die poetische Sage; denn dies interessante Bild des mächtigen Helden des Wortes wurde in ganz Griechenland mit lebhafter Theilnahme aufgefaßt; auch von priesterlichen und hieratischen Kreisen, und diese benutzten es auf ihre Weise. Wie Dionysos in der thrakischen Auffassung mit Orpheus in freundlichem Verhältnisse gestanden haben muß, so ist es nicht unmöglich, daß ein solches auch zwischen ihm und den Mächten der Unterwelt in jenem Glauben stattfand. Um diese Stelle zu versehen, ergibt sich — doch was wir hier aussprechen, soll für Nichts gelten als für eine Vermuthung — Niemand als Hermes. Bei diesem schwören die Könige, er ist ihr Ahnherr, der Gott ihrer Ahnen, der Gott des Todes, der ihre Ahnen behaust, erscheint in den Vorstellungen eines solchen Volks nicht unpassend als Ahnherr der Könige. Hermes ist aber nicht schlechthin Todesgott, sondern der Vermittler zwischen Tod und Leben, er führt das Leblose ins Leben, das Leben in den Tod. Orpheus nun soll thrakischer König gewesen sein, demnach stammte er von Hermes, wenn anders die Thraker ihn selbst als König betrachteten, was nicht unwahrscheinlich ist. Vielleicht bezeichnet Hagros Nichts als den Hermes, und das Dunkel im Namen des Orpheus paßt für diesen Ahnherrn wohl. Da nun Hermes der Vermittler zwischen Leben und Tod ist, muß er, wo er als einziger Todesgott gilt, auch das Leben erneuen können. Es ist daher eine nicht zu fern liegende Möglichkeit, daß die thrakische Sage selbst den Orpheus als den Besieger der tauben Natur, als befreundet mit dem Gotte der Naturgewalt und dem der Todesmacht den Griechen darbot. Die hieratische Auffassung hielt sich blos hieran, faßte den Orpheus nicht schärfer in einer Persönlichkeit, sondern löste dieselbe vielmehr immer mehr auf und behielt ihn nur bei als Bezeichnung ihres Verhältnisses zum Gott durch die Vermittlung des Gesanges. Die poetische dagegen konnte, da seine Waffe Apollinisch war, ihn nur ganz Apollinisch fassen, also gegen Hades und Dionysos im Gegensatze, ja in Feindschaft, was von einem andern Verhältnisse aus den thrakischen Sagen herüberklang, war leicht den fest anerkannten Charakterverhältnissen assimilirt.

Aber auch die hieratische Sage faßte den Begriff des Orpheus fest und scharf auf, wenn gleich mehr und mehr nur als Begriff, nicht als Persönlichkeit. Wie sie in seiner Verbindung mit den Todesgöttern (wo nun natürlich die eigenthümlich griechischen eintreten, die das Leben neu auffrischen könnten im Tode, worauf Hermes hier sich nicht einläßt) nicht ein allgemeines Verhältniß der Vertraulichkeit annehmen, sondern Orpheus hier nur die telestische Gesangesweise bezeichnet, womit man sich diese Götter geneigt macht, so ist auch nur dies seine Bedeutung in der Beziehung auf Dionysos; er bezeichnet die Gesangesweise der Hymnen, womit der Gott gewonnen wird und der Weihen, die er den Menschen mittheilen läßt. Diese Orphische Gesangesweise hat, wie wir gesehen, immer Macht über den Inhalt, dieser muß darlegen, daß etwas bewirkt wird durch die Macht des Worts, daß durch dasselbe irgendwo bestehende Verhältnisse verändert werden. Wie es sonst Grenzen verrückt, ein neues Leben nach dem Tode gibt, so gibt das Orphische Wort hier ein neues Leben im Leben; es reinigt den Geist. Dionysos ist, wie wir gesehen haben, in den Bakchischen Weihen verehrt als Reiniger des Geistes von Wahnsinn und aller Bethörung, von aller Verwirrung, die immer für eine Verdunkelung durch feindliche Mächte, durch lauernde Erinnyen gilt. Auch Apollon selbst reinigt den Geist, aber unmittelbar durch seinen mächtigen Willen, indem die Sühnung vollbracht wird; Dionysos reinigt ihn durch die physikalische Vermittlung der durch Weintrunkenheit angeregten Ekstase. Apollons Reinigungen gehen zudem mehr auf die Lebensverhältnisse, der Gesühnte befleckt Niemanden mehr, mit dem er umgeht, seine Reinigung bezieht sich nur insofern auf die Seele, als er die durch die lauernden feindlichen Mächte verursachte Verwirrung (παραχοπή) derselben durch seinen Willen aufhebt. Dionysos dagegen bewirkt eine Umkehr im Innern der Seele, der Mensch erhält ein neues inneres geistiges Lebenslooß, einen neuen Charakter und dem zufolge auch die Erwartung auf andere äußere Lebensverhältnisse. Diese innere Umkehr, diese Veränderung des geistigen Lebenslooses ist die Orphische Wirkung der Weihformel und der Hymnen, mit denen der Gott angerufen wird.

Diese Vorstellungen von Orpheus und dem Orphischen, diese poetischen Sagen und hieratischen Berichte waren durch Griechenland zerstreut, als in einer bestimmten Zeit sich eine Gemeinschaft von Männern bildete, die diesen Ideenkreis mit Bewußtsein zusammenfaßten und regelten. An die Institute der Demeter und Kora konnten diese sich nicht anschließen, weil diese und alles Orphische in ihnen in den Händen geschlossener Geschlechter und deren Gesetz das Geheimniß für jeden Ungeweihten war; und wenn sie sich auch weihen ließen, um das Orphische kennen zu lernen, doch sie dann selbst durch ihr Gelübde an dem freien Gebrauche gehindert waren, namentlich aber an aller Ausübung. Sie schlossen sich daher enger an den nicht so fixirten Bakchischen Gedankenkreis und hoben namentlich dessen Lehre von der Reinigung hervor, als der Erneuung des Menschen in seinem Innern. Daran schlossen sie nun sachgemäß die gleich-

[76]) Od. IX, 39, 196 sq.

Digitized by Google

falls Orphischen Verheißungen der Seligkeit, des Lebens nach dem Tode, von den Eleusinien her, und die Verwandtschaft des eleusinischen Mystenkönigs Jakchos mit ihrem Bakchos bestätigte dies Verfahren. Bald aber ergaben sich daraus durch einschleichenden Misbrauch Verheißungen, daß die reinigenden, das innere Lebensloos verändernden Weihen auch die Erreichung vorliegender Zwecke in den Lebensverhältnissen bewirken könne. Dies ist das allgemeine Verhältniß der Orphiker und der Orpheoteleſten zu den alten Sagen und Ideen von Orpheus; im Einzelnen ist dies nun in seiner historischen Ausbildung näher ins Auge zu fassen.

Orphiker, Orphische Lehre, Orphisches Leben. Wie die Sagen von Orpheus durch das Volk verbreitet und ausgebildet und durch die Poesie abgeschlossen wurden, so haben wir die Orphische Vorstellungsweise in mehren Götterdiensten aufgenommen und ausgebildet gesehen, die eine Veränderung der natürlichen Grenzen, die das Schicksal jedem Einzelnen gezogen hat, darstellten oder verhießen. Wenn dies vorzüglich bei zwei Formen von Götterdienst der Fall war, wenn die dort verehrten Götter selbst, wie sie das Lebensloos der Geweihten erneuerten oder veränderten, auch in ihrer eignen Natur eine doppelte Beziehung vereinigen mußten, wie Demeter die des Todes und Lebens, Dionysos die des verwirrten und gereinigten Geistes, so beschränkte nun diese Orphische Vorstellungsweise, die sich vorzüglich an diese beiden Gottheiten anschloß, sich doch keineswegs auf sie allein. Die Homerische Demeter, die blos das Korn gedeihen läßt, der Homerische Dionysos, der blos den Wein gibt, sind offenbar einseitiger, enger begrenzt aufgefaßt, als diese beiden Gottheiten in der Vorstellung, die wir zu allgemeiner Bezeichnung die Orphische nennen können, in welcher die Schwängerung des Samenkorns mit Pflanzenleben auf die der Seele mit neuem menschlichem Leben übergetragen, in welcher die Macht, die aus der dürren Rebe den mächtigen Wein hervorruft, nun geschildert wird als ebenso eine bisher unbekannte Kraft in der Seele zu einer Reise treibend, in deren Zustande sie eine Zaubergewalt über jeden Widerstand ihrer Umgebung ausübt, wie der Wein jeden überwältigt, der ihn genießt. Demeter wie Dionysos sind also in Orphischer Ansicht in doppelt wirkender Macht gefaßt, in physischer und in geistiger Beziehung, während bei Homer nur einfach in der physischen. Wie alt eine solche Vorstellungsweise in Griechenland ist, das aus Zeugnissen zu bestimmen, ist unmöglich; es gibt aber schlechterdings keinen Grund, ihnen in Hinsicht auf solche das höchste Alter abzusprechen. Denn Homer, wie wir in der Einleitung bemerkt haben, stellt nicht europäisch-griechische Vorstellungen dar, sondern ionische; daß die alten Achäer den Jonern gleich gewesen sind, ist höchst unwahrscheinlich; die ältesten europäisch-griechischen Zeugnisse aber, die uns vorliegen, nennen sowol Dionysische Weihen [77]) als das eleusinische Heiligthum mit dem dienenden Drachen [78]). Ja bei vorurtheilsfreier Betrachtung können wir nicht bezweifeln, daß Hesiod auch den Inhalt der Dionysischen Weihen kannte und angab und keinen andern, als den aus Platon aufgezeigten. Apollodor nämlich erwähnt jene Weihen des Dionysos in der Geschichte der Prötiden, die dieselben nicht empfangen wollen und daher wahnsinnig werden, natürlich durch den Willen des zornigen Dionysos. Dann erzählt er weiter, wie Melampus, der zuerst die Heilung durch Reinigungen erfunden hatte, sich erboten habe, sie zu heilen für ein Drittheil des Königreichs als Preis. Prötos schlägt dies ab, da werden die Töchter noch wahnsinniger und alle Weiber mit ihnen, bis er endlich alle Foderungen zugesteht und die durch die Weihe Gereinigten genesen [79]). Der den Wahnsinn erregte, kann füglich der einzige sein, der ihn steigert, also ist Dionysos der Schützer des Melampus, und dessen Weihen sind jene Bakchischen, wie wir den Gott ja kennen gelernt haben als Reiniger der Seele von Wahnsinn und Verwirrung durch seine Ekstase. Dies würde nur Muthmaßung bleiben, wenn nicht ein sicheres Zeugniß die Verbindung des Dionysos und Melampus in alter Vorstellung bestätigte [80]). Da nun unter den Hesiodeischen Gedichten die Melampodie eine bedeutende Stelle einnimmt, kann Melampus als Dionysische Weihen ertheilend diesem nicht unbekannt sein; denn daß Apollodor die Erzählung aus diesem Gedichte genommen hat, erhellt daraus, daß in den Katalogen, wo die Prötiden auch vorkamen, dieselben andere Namen führten und Anderes erlitten durch Aphrodite's Zorn [81]). Eine Trennung zwischen Dionysischem und Bakchischem führt zu Nichts, denn Herodot leitet alle Verehrungsweise des Gottes aus Ägypten her, wie er ja auch die Bakchischen und Orphischen Weihen ausdrücklich auf ägyptische Gebräuche gründet. Wir haben übrigens hier ein deutliches Kennzeichen, wie die hieratische und poetische Auffassung eines Gegenstandes aus einander gehen. Wir sehen hier in uralter Sage den Griechen Melampus als den Mittelpunkt dieses Gottesdienstes, und ohne Zweifel gehört er eigentlich in denselben. Die hieratische Auffassung aber hat seiner ganz vergessen, weil sein Name ihr nicht bedeutend genug bleibt, und den allgemeinen allegorisch bedeutsamern des Orpheus dafür aufgenommen.

Wie Demeter und Dionysos in Bezug auf Weihen in Griechenland in so frühen Zeugnissen erscheinen, daß wir kein älteres haben, noch haben können, wie also eine Ausdehnung ihres Begriffs über den engen Homerischen hinaus in ältester Zeit ebenso fest steht, als in späterer, so ist dasselbe von andern Göttern ebenso wenig mit Wahrscheinlichkeit zu leugnen. Wir haben keinen Grund, Herodot einer ungereimten Erfindung zu beschuldigen, wenn er den ältesten Bewohnern Griechenlands, den Pelasgern, namenlose Götter gibt, was Nichts heißen kann, als die Verehrung der Naturmächte, die in Himmel, Erde, Meer, Sonne, Mond, Wind und Feuer

77) Hesiodus bei *Apollod.* II, 2, 2.

78) Hesiod bei *Strab.* IX, 393. 79) *Apollod.* II, 2, 2. 80) *Her.* II, 49. 81) *Hesiod.* fr. 5.

Digitized by Google

erscheinen, mit unbestimmtem Gefühl aufgefaßt; und daß dann eine Zeit eingetreten sei, da die Dichter aus diesen unbestimmten unbegrenzten Mächten göttliche Personen geschaffen hätten. Das war die Zeit der erwachenden Poesie, die immer bestimmte Bilder sehen will, kein wüstes Gewühl, die Zeit, da Griechenland hellenisch ward, indem statt des phlegmatischen Ackerbaues nun reisige Fürsten und Ritter mit ihrer Kriegslust als die bedeutendste Erscheinung des Lebens galten. Diese Vorstellungen beherrschten Alles, formten Alles um durch ganz Griechenland hin; in Jonien gingen daraus nach Vorbereitungen von mehren Jahrhunderten, die Sage auf Sage erfunden, verbunden, selbst in Gedichten zusammengereiht hatten, als vollendete Frucht die Homerischen Werke hervor. Aber die Köpfe vieler Menschen sind härter, als die der Menge, manchem stumpfen Auge mochte der Homerische glänzende Olymp mit seinen scharf ausgebildeten Charakteren schlecht behagen; manche matte Phantasie fühlte sich wohler in einem Brüten über unbestimmten Vorstellungen von den göttlichen Mächten und im Schwelgen darin. Dazu kam, daß die Homerische Stammeseigenthümlichkeit die Gebiete mancher Götter enger begrenzte, als dies in andern Gegenden Griechenlands im Cultus geschah, enger, als es das Gemüth des von politischen Bedrängnissen erschütterten europäischen Griechen befriedigen konnte. Es konnte nicht fehlen, daß Priesterschaften sowol als Einzelne in manchen Gegenden Griechenlands sich der dichterischen Begrenzung und Bestimmung ihrer Götter vielfach widersetzten. Aber die Hellenen waren ein dichterisches Volk, ihre natürliche Liebe und Empfänglichkeit für dichterische Formung muß sich in den ersten Jahrhunderten heroischer Sagenbildung schnell entwickelt haben; die wahre Poesie ist allmächtig und überwältigt im Verlaufe der Zeit unmerklich auch das dumpfe Herz. So mußte die ganze griechische Religion und all ihr Gottesdienst mit all seinen Formen poetisch werden, mehr und mehr wuchs in Allen die Freude daran, auch selbst in solcher Formung sich thätig zu zeigen. Aber dessenungeachtet konnten die Heiligthümer unmöglich die Macht ihres Gottes beschränken lassen; und wo aus unbestimmterer Form der Verehrung einem nun begrenzten Gott eine Wirkungskraft gegeben war, die in seinem Charakter nach allgemeinerer Auffassung nicht gehörte, da hütete der einzelne Dienst sich wohl, seinen Glauben aufzugeben, sondern das Bild des Gottes blieb ihm ein weniger scharf begrenztes, und mit der Zeit glich man solche Unregelmäßigkeiten durch Erfindung von Göttersagen aus, die eine solche verschiedene Begrenzung der Gebiete für diesen einzelnen Fall motivirten. Nun waren aber solche Fälle unzählig und nicht blos in öffentlichen Götterdiensten, sondern namentlich in denen der Geschlechter. Ward nun auch noch soviel ausgeglichen mit der poetischen Ansicht der Zeit, unendlich viel mußte an unzähligen Orten übrig bleiben, was die zwischen den Göttern gezogenen Grenzen verschob, sodaß der Gedanke von dem einen sich in den vom Andern hinein verlor. Sobald eine solche Verwirrung und Vermischung in der Anbetung durch das rhythmisirte oder auch durch das unmetrische Wort aufgefaßt wurde, war für diese Auffassungsweise der rechte Name der der Orphischen. So mögen durch ganz Griechenland Orphische Göttersagen gegründet auf eine solche verschmelzende Form der Verehrung verbreitet gewesen sein und sich selbst schon sehr früh zu Gedichten ausgebildet haben, die von der Geschichte dieser Götter, die ineinander zergehen, erzählten. Das Nähere hierüber ist später aus einander zu setzen.

Im Zeitalter der Pisistratiden, da der volle Strom der epischen Schöpfung endlich verrauscht war, da die lebendige Sagenbildung schon anfing, auf die Neige zu gehen, gab man sich daran, die Sagen von der Geschichte der Götter und Menschen aus dem Munde des Volkes und aus den Heldengedichten und Theogonien zu sammeln und zu ordnen. So wurde der Homer redigirt, die Orakel des Musäus gesammelt, und so finden wir auch die Orphischen Göttersagen zusammengestellt und ohne Zweifel bearbeitet, da sie wegen ihres Ursprungs aus der Unbestimmtheit Verworrenheit genug mögen enthalten haben, in die nun wenigstens eine Ordnung zu bringen war. Dies geschah namentlich durch den Onomakritos, dem Aristoteles und mehre Spätere die epische Darstellung der Orphischen Dogmen, oder wie Andere sich ausdrücken, die Anordnung derselben zuschreiben [82]), daher Aristoteles und Andere die Orphischen Gedichte als die sogenannten zu bezeichnen pflegen. Ausdrücklich als Orphisches Werk des Onomakritos erwähnt werden jedoch nur die Weihen *Τελεταί* von Suidas; denn die Orakel, die derselbe so anführt, sind offenbar nur Verwechselung mit denen des Musäus, was die Stelle des Clemens, die Musäus von Onomakritos gesammelte Orakel unter den Orphischen Schriften nennt, unwidersprechlich darthut. Diese Zusammenstellung bei Clemens aber ist durchaus Nichts als Confusion, entstanden daraus, daß Aristophanes und Platon und Andere Musäus' und Orpheus' Werke als die der ältesten Dichter öfters zusammen anführen; eine klare Kritik muß sie durchaus sondern, und es ist nicht abzusehen, was für Orakel Orpheus seinem hieratischen Charakter nach hätte geben sollen. Orakel bestimmen, das Orphische Wort löst die Grenzen auf, es ist für Beide höchst wichtig, diesen Unterschied nicht aus den Augen zu verlieren. Außerdem haben wir als ein Zeugniß von Onomakritos

82) *Philopon.* ad Arist. de Anim. I, 5: *Καλουμένους εἶπε, ὅτι μὴ δοκεῖ Ὀρφέως εἶναι τὰ ἔπη, ὡς καὶ αὐτὸς ἐν τοῖς περὶ φιλοσοφίας λέγει· αὐτοῦ μὲν γάρ εἶσι τὰ δόγματα· ταῦτα δέ φησιν Ὀνομάκριτον ἐν ἔπεσι καταστῆναι.* Aus dieser Stelle geht keineswegs hervor, daß Aristoteles den Orpheus für eine Person gehalten, sondern nur daß er Dogmen des Orpheus vor Onomakritos annahm, und so streitet dies keineswegs gegen *Cic.* Nat. Deor. I, 38: Orpheum poetam docet Aristoteles nunquam fuisse et hoc Orphicum carmen (die Theogonie) Pythagorei ferunt cujusdam fuisse Cercopis. Er erkannte den hieratischen Orpheus für das, was er war, allegorische Form eines Begriffes. Die wichtigsten übrigen Zeugnisse sind *Tatian.* adv. Gr. XLI, 271: *Τὰ εἰς Ὀρφέα ἐπιφερόμενά φασιν ὑπὸ Ὀνομακρίτου τοῦ Ἀθηναίου συντετάχθαι. Clem.* Strom. I, 332. Ganz so, wie Aristoteles, sein Scholiast p. 206.

Digitized by Google

Orphiſcher Thätigkeit die Angabe des Pauſanias zu betrachten: Onomakritos habe den Namen der Titanen vom Homer, der ihn zuerſt gebraucht, überkommen und bei der Abfaſſung Orphiſcher Orgien die Titanen als die Urheber von Dionyſos' Leiden dargeſtellt [83]). Hiermit iſt offenbar die in den Orphiſchen Büchern weitläufig dargeſtellte Zerreißung des Zagreus durch die Titanen gemeint, über die ihres Orts zu reden iſt. Man hat aber viel zu viel aus dieſer Stelle gefolgert. Sie ſagt keineswegs aus, daß Onomakritos die Zerreißung des Dionyſos in die Poeſie oder auch nur in den Orphiſchen Gedankenkreis oder gar zuerſt in Griechenland eingeführt habe. Wenn Pauſanias das hätte irgend bezeichnen wollen, ſo mußte er ganz anders reden, und namentlich bezeichnen, daß Onomakritos zuerſt dem Dionyſos den Namen Zagreus gegeben habe, was dann offenbar hätte ſtattfinden müſſen. Von einer Neuerung in Bezug auf den Zerriſſenen iſt aber gar nicht die Rede, Pauſanias fiel es gar nicht ein, zu bezweifeln, daß dieſe Sage älter iſt, ſondern nur in Bezug auf die Zerreißer; dieſe nannte Onomakritos zuerſt Titanen; Frühere hatten ihnen vielleicht andere Namen gegeben, Einzelnamen, die auf Localſage bezüglich waren und ſonſt nicht zu den Titanen gehörten, wie denn Pauſanias ſelbſt an jener Stelle einen Titanen Anytos aus arkadiſcher Sage nennt. Onomakritos erſcheint alſo gar nicht als Erfinder, das verwehrte die Heiligkeit des Gegenſtandes und des Orphiſchen Namens, eben wie die Orakel des Muſäus, hat er auch die Orphiſchen Weihen nur geordnet und redigirt, aber auch, wie er bei jenen Orakeln ſich Einſchwärzungen erlaubte, Nebendinge geändert, gewiß nicht die Hauptſage neu erfunden. Was aber jenes Gedicht betrifft, ſo läßt ſich darüber noch Einiges näher beſtimmen. Wenn Pauſanias angibt, Onomakritos habe dies bei der Abfaſſung oder Zuſammenſtellung von Orgien für den Dionyſos gethan, ſo kann nicht gezweifelt werden, daß hiermit die *τελεταί*, die Weihen gemeint ſind, die Suidas anführt; denn die Bakchiſchen Orgien haben ja ihren Mittelpunkt in den Orphiſchen Weihformeln. Dies wird beſtätigt, wenn wir uns erinnern, daß Ariſtophanes dem Orpheus Darlegung von Weihen und die Lehre der Enthaltung vom Morde beilegt, indem er ihn zuſammen nennt mit dem Muſäus, von dem Orakel und Heilungen ſeien. Offenbar bezieht ſich Ariſtophanes auf den Onomakritos, er hebt nur das hervor, was dieſer von Orpheus und Muſäus redigirt hat, um die andern Orphiſch genannten Gedichte bekümmert er ſich hier nicht. Daraus folgt nun wieder, daß dem Onomakritos nur dies eine Orphiſche Gedicht beizulegen iſt, keineswegs Bearbeitung des ganzen Orphiſchen Gedankenkreiſes; auch ſchreibt ihm Niemand ein anderes zu. Wir wollen nicht zu viel folgern, denn wir wiſſen nicht mit Sicherheit, wie die Weihen mögen abgefaßt geweſen ſein; indeſſen möchte man behaupten können, daß dies wieder ein Beweis iſt, daß die Sage von Zagreus' Zerreißung im Orphiſchen Kreiſe ſchon einheimiſch war, für die erſte Einführung deſſelben eignete ein Werk, wie die *Τελεταί*, ſich ſchwerlich, wol aber mochte er dort ſtatt der in den Sagen motivirten Localnamen der Mörder vielleicht nur, um den Athenern dieſelbe verſtändlicher zu machen (denn dieſe konnten ſie hier immer zuerſt erfahren, weil ſie überhaupt im Allgemeinen, ſo lange ſie ungeweiht waren, vom Orphiſchen nichts recht wußten) ſie mit dem bekanntern der Titanen bezeichnen. Auch kann die Kunde von Zagreus in Griechenland vor Onomakritos ſchwerlich geleugnet werden, denn dieſen Namen wenigſtens kennt die Poeſie ſchon früher, wie auch den Sohn des Zeus und der Perſephone, welchen unter dem allgemeinen Namen Dionyſos mit dieſen ſeinen Ältern Terpander erwähnte [84]). Es iſt auf das Beſtimmteſte zu behaupten, daß in den Worten des Pauſanias durchaus nicht mehr liegt und daß die Annahme einer Einführung der Sage in Griechenland, gar aus Ägypten durch die Ähnlichkeit zwiſchen Dionyſos und dem von Typhon getödteten Oſiris durch willkürliche Erfindung des Onomakritos nicht zu rechtfertigen iſt. Sichere Zeugniſſe für den zerriſſenen Zagreus in Griechenland vor Onomakritos finden ſich nicht; daraus iſt aber Nichts zu ſchließen. Der Dionyſos des Terpander iſt wahrſcheinlich auch zerriſſen, wenngleich nicht durch die Titanen; dies alſo wäre ein älteres Zeugniß, nur kein unbedingt ſicheres. Der Name Zagreus aber iſt altgriechiſch, in der Alkmäonis [85]) hieß er Oberſter der Götter, bei Äſchylos war er mit Hades zuſammengeſtellt. Es würde eine willkürliche Annahme ſein, unter dieſen Angaben Widerſpruch zu finden, wo die Vereinigung ſo nahe liegt. Zagreus erſcheint bei den Orphikern als beſtimmter Weltherrſcher; iſt die Übereinſtimmung mit der Alkmäonis noch zweifelhaft? Namentlich wenn Äſchylos ihn zugleich als Sohn des Hades, d. h. des unterirdiſchen Zeus nannte [86])? Es ſcheint einleuchtend, daß an einigen Orten der getödtete Zagreus in Orphiſcher Sage ſchon zur Zeit der Alkmäonis Fürſt im Todtenreiche war, wie der eleuſiniſche Jakchos. Euripides verſetzt ihn nach Kreta, wir ſehen keinen Grund, ihn da wegzuleugnen aus dem wirklichen Götterdienſt; in Delphi waren die Reſte des Dionyſos beſtattet dicht am Orakelſitze [87]). Der Zeuge hierfür iſt erſt Plutarch, das ſpricht aber ſo wenig gegen das Alter der Vorſtellung, als dafür. Da nun Niemand bezeugt, daß Onomakritos die Sage erſunden hat, da er ſie nicht füglich erfunden haben kann, da ein Zuſammenhang zwiſchen Delphi und Kreta vielfach nachgewieſen iſt, da Terpander dieſen Dionyſos kennt, da der Name Zagreus echt griechiſch iſt, da die Alkmäonis und Äſchylos ſeine Todten-

83) *Paus.* VIII, 37, 5: *Παρὰ δὲ Ὁμήρου Ὀνομάκριτος παραλαβὼν τῶν Τιτάνων τὸ ὄνομα Διονύσῳ τε συνέθηκεν ὄργια καὶ εἶναι τοὺς Τιτᾶνας τῷ Διονύσῳ τῶν παθημάτων αὐτουργούς.*

84) Bei *Lyd.* de mens. p. 82. Daß dieſe Erklärung die richtige iſt, hat Höck (Kreta III, 184) mit Sicherheit erwieſen. 85) *Πότνια Γῆ Ζαγρεῦ τε θεῶν παντέκτατε πάντων*, Etym. Gud. *Ζαγρεύς*. 86) Ib. *Aesch.* fr. 215. 87) *Plutarch.* de Is. 35. Weitere Gründe für das delphiſche Local ſ. bei Müller Proleg. 393, der aber auch dem Onomakritos zu viel zuſchreibt.

Digitized by Google

herrschaft zu erkennen scheinen, was für Gründe bleiben uns da, die Sage von der Zerreißung für ungriechisch, für nicht altorphisch, in Delphi und Kreta einheimisch zu erklären? Onomakritos also stellte nur alte Weihformeln zusammen und ordnete sie, worin des zerrissenen Zagreus gedacht war, und änderte nur den Namen der Mörder. Inwiefern seiner gedacht war, ist auszumitteln. Der sterbende Gott, der nachher als Todtenkönig erscheint, der in der Erde begraben liegt, waltet durch das Innere der Erde hin, sorgt dort für seine Geweihten nach ihrem Tode. Das Innere der Erde ist aber nicht blos Todtenreich, sondern auch Werkstätte der Wurzeln des Lebens, namentlich des Pflanzenlebens. Daher kann er den Seinen dort neues Leben geben, weil die Kräfte der Erde sein sind, ganz wie die Götter von Eleusis. Wäre Dionysos nicht gestorben, so könnte er den Geweihten keine Sicherheit im Tode geben, nur ein neues Lebensloos im Leben, weil er nicht vorhanden wäre im Todtenreiche. Der gestorbene Zagreus ist aber Eins mit dem lebendigen Dionysos, nach Orphischer Verschmelzung von Leben und Tod, daher sind seine Geweiheten im Leben und Tode gesichert. Dadurch nun aber, daß seine Glieder zerrissen begraben sind, scheint eine Verbreitung ihrer Kraft durch die ganze Erde hin angedeutet zu sein. Diese Kraft kommt in den Pflanzen zum Vorscheine; wie Dionysos' Macht überhaupt im Pflanzenreich erscheint, so sind nun die Pflanzen selbst geheiligt durch die in ihnen wirkende Kraft der zerrissenen Glieder des gestorbenen Gottes. Dadurch erhalten auch sie eine neue Natur und scheinen insofern als die einzig würdige Speise der Geweihten dargestellt zu sein. Die Unthat selbst scheint zugleich aufgefaßt zu sein als concentrirtes Symbol der Greuel des Mordes, und daher dem Geweiheten jeder Mord, jede Tödtung von Menschen wie von Thieren untersagt, um sie im entschiedensten Gegensatze gegen die titanische Natur zu halten. Dies scheint dem Gedichte *Τελεταί*, dessen mythischen Inhalt wir unten darlegen werden, eine Einheit zu geben und danach hätte das Gebot der Enthaltung vom Morde bei Aristophanes auch nur diese Begründung, nicht eine in einem andern Gedichte. Will man dies nicht zugeben, so ist höchstens anzunehmen, daß Onomakritos das zweite Gedicht, das dies Gebot als Inhalt hatte, auch redigirt hätte; man sieht hier aber keine sonstige Beziehung. Zagreus' Zerreißung durch drei alte grimmige Titanen stellt ein halbzerstörtes Basrelief dar [88]).

Wenn wir nun dem Onomakritos nur die Redaction eines Orphischen Gedichts, allerdings von bedeutendem Inhalte, zuschreiben, und anerkennen, daß dies das berühmteste ward, so sind doch auch ähnliche gleichzeitige Sammlungen anzunehmen, und es zeigt sich kein Grund, die Angabe zu bezweifeln, daß Pherekydes Orphisches sammelte, und zwar kein späterer [89]). Näheres erhellt hier gar nicht, nur ist wol anzunehmen, daß Pherekydes die Sagen ordnete, die sich auf die Theogonie bezogen; denn diese sind neben denen von Zagreus die bedeutendsten. Es gab später mehre Orphische Theogonien, aber sehr umgearbeitet, die Sagen, worauf sie beruhen, scheinen größtentheils alt, welches Verdienst Pherekydes darum hatte, ob er eine sammelte oder mehre, ist nicht auszumitteln. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß nicht der Logograph, sondern der Philosoph Pherekydes gemeint ist, der auch selbst mythisch philosophirte und, wenngleich mit Veränderungen, auf der Grundlage Orphischer Ideen.

Am bedeutendsten scheint die Sammlung des Onomakritos dadurch gewirkt zu haben, daß sie durch ein geordnetes Weihgedicht den Weihen eine festere Grundlage gab. Orphische Weihen scheinen so alt, daß sich keine Grenze bestimmen läßt, aber nicht als ein Gemeinsames, sondern hier und da in verschiedenen Formen, an verschiedene Götterdienste, namentlich Dionysos und Demeter, sich anschließend. Onomakritos wird das Seinige erlangt haben durch Theilnahme an diesen Weihen, vielleicht mehrfache. Indem seine Weihen nun ein großes Grundgedicht hergaben, auf die sich die Gebräuche bezogen, worin sie ihre Erklärung fanden, ist es glaublich, daß die Bedeutsamkeit der Weihen selbst zunahm, daß sie entschiedener und allgemeiner unter dem eigenthümlichen Orphischen Namen in Griechenland hervortraten. Da zugleich durch Pherekydes' Sammlung und andere derselben Art das Interesse an Orphischer Göttersage allgemeiner geworden war, da die Philosophie schon hier und da aussprach, die Götter seien nur Symbole von Naturmächten, da die Zeit sich überhaupt gefiel in philosophirender Poesie, die in Orphischer Weise die Persönlichkeit der Götter gegen einander auszugleichen, die Eigenthümlichkeiten des einen in dem andern wiederzufinden suchte, da geschah es leicht, daß diejenigen, die sich zu dieser Auffassungsweise bekannten, zusammentraten zu einer Verbrüderung und durch den gemeinsamen Empfang der Weihen eng zusammengeschlossen, darauf bedacht waren, was irgend von Orphischer Göttersage an griechischen Orten aufzutreiben war, theils in Verse und Schrift gefaßt, theils mündlich überliefert, dem Untergange zu entziehen, zu ordnen, in rhythmischer Form darzustellen und darin die nach ihrer Meinung einzig echte Theologie zu geben, welche sich rechtfertigte durch symbolisch nachgewiesene Übereinstimmung mit den Erfahrungen der neuern Naturforschung und Philosophie. Eine vorzügliche Bestimmung und Förderung erhielt diese Verbrüderung und ihre Denkweise durch den Eintritt von Pythagoreischen Philosophen in ihren Kreis. Pythagoras, vom Apollinischen Cult ausgehend, hatte die Ethik begründet durch philosophische Ausführung der mit diesem Dienste verbundenen Reinigungen; er hatte ferner eine Verbrüderung auf diese Grundsätze der Reinheit und Heiligkeit gebaut mit politischem aristokratischem Zwecke. Gegen Ol. 69 wurde dieser Bund aufgelöst: die Pythagoreer, aus vielen Städten Großgriechenlands vertrieben, kamen nach Griechenland hinüber. Hier fanden sie eine ebenfalls auf Weihen, auf Enthaltsamkeit gegründete Verbrüderung mit keiner politischen Richtung, aber mit theologisch philosophirender, der jede Erkenntniß aus neuerer Philosophie willkommen war, und an

88) *Zoega* Bassir. t. 81. 89) *Suid.* Φερεκύδης.

Digitized by Google

deren Spitze, obgleich ihre Weihen auf Bakchischen Cult gegründet waren, der Jedem aus seiner Kindheit und Jugend von der Mittheilung der Poesie her als Apollinisch ins Ohr klingende Name des Orpheus stand. An diesen Bund schlossen sich die vereinzelten Pythagoreer und übernahmen die Bearbeitung der Orphischen Sagen mit großer Lebhaftigkeit, indem sie nun ihre nach der Zerstörung ihrer politischen Zwecke mehr ausgebildeten physischen Ideen und Kenntnisse in dieselben hineinarbeiteten. So wird dem Pythagoreer Kerkops die Bearbeitung eines Orphischen Gedichts allgemein schon in Cicero's Zeit zugeschrieben [90]), die unverkennbar die Theogonie damit bezeichnet, welche unter der Bezeichnung Heilige Sagen (ἱεροὶ λόγοι) in 24 Rhapsodien Suidas und Epigenes [91]) demselben ausdrücklich zuschreiben. Auch die Hinabfahrt in den Hades legte Epigenes dem Kerkops bei; wahrscheinlich arbeitete dieser das alte Werk des Prodikos, worin Orpheus Apollinisch erschien, nach Bakchisch-Orphischen Grundsätzen um. Später scheinen die heiligen Sagen wieder eine Umarbeitung erlitten zu haben durch den Thessaler Theognetos, den Suidas auch als Verfasser nennt. Andere bedeutende Namen von Orphikern, die in diese Zeit gehören mögen, sind Zopyros von Heraklea, dem man die Gedichte: der Mischkrug (Κρατὴρ oder Κρατῆρες), das Gewand (Πέπλον) und das Netz (Δίκτυον) beilegte, und Brontinos, der nach Andern Verfasser der beiden letzten war und außerdem der Physika, in welchen die Seelenlehre dieser Orphischen Secte vorgetragen ward. Sonst nennt man als Verfasser Orphischer Gedichte den Timokles von Syrakus und den Perginos von Milet, denen man die Heilsmittel (Σωτήρια) zuschrieb; ferner den Nikias von Elea, dem man die Thronsitzungen der Göttermutter und die Bakchika beilegte, wenigstens die letzten. Die Einführung der heiligen Sagen der phrygischen Muttergöttin lag den Orphikern ebenso nahe, wie die Aufnahme der Zeitphilosopheme und physikalischen Kenntnisse. Das Zeitalter der letztgenannten Schriftsteller ist ungewiß. Es entstand im ersten Jahrhunderte nach Onomakritos und namentlich nach dem Zutritte der Pythagoreer um Ol. 70 gewiß eine Menge dieser Werke, die aber vielfach überarbeitet und namentlich in der neuplatonischen und christlichen Zeit zum Theil dreifach und vierfach interpolirt sind, häufig nicht ohne Geschick im Versbaue, welcher zur Täuschung nöthig war, da die metrische Behandlung in den Bruchstücken der Orphischen Gedichte meistens gut ist. Aus der alten Zeit von Ol. 70 bis etwa Ol. 90, da das Orphische Wesen verfiel, scheinen noch die Hierostolika, Belehrung über die Kleidung der Geweiheten, die zu einem größern Gedichte gehörten, das Jon von Chios kannte, und als von Pythagoras, d. h. von dessen Schule, dem Orpheus untergeschoben erwähnte, woraus man erkennt, wie zu Jons Zeit schon Pythagoreisches und Orphisches verwachsen war. Hieraus erklärt sich vollkommen, wie Jons Zeitgenosse Herodot von den Orphischen und Bakchischen Weihen sagen konnte, sie seien eigentlich ägyptisch und Pythagoreisch; denn ein Einfluß ägyptischer Gebräuche auf die Pythagoreischen läßt sich schwerlich verkennen, die Pythagoreischen waren in die Orphischen übergegangen, und was von denselben älter war, auch das leitete Herodot aus Ägypten her, wie alles Bakchische und Dionysische. Die Orphischen Hymnen, die Argonautik und die Lithika sind Erzeugnisse der römischen und byzantinischen Zeit, aber geschöpft aus den alten Orphischen Werken, doch gemischt mit neuplatonischen, selbst mit christlichen Ideen. Orphische Hymnen haben überhaupt in den Händen der Orphiker nicht existirt; wo es dergleichen gab, z. B. bei den Lykomiden, da wurden sie geheim gehalten, und so mögen die, die Pausanias kannte, sehr alt sein, wenn auch kein früherer wegen des eleusinischen Verbots ihrer erwähnt. Sie waren kurz und ihrer wenige, die Gedanken scheinen echt Orphischen Charakter gehabt zu haben. Im Bakchischen Culte brauchte man keine Orphischen Hymnen, sondern Weihen, die auch die Gebete enthalten mochten. Demosthenes, wenn er vom Orpheus redet und seine Schilderung der Dike anführt, bezieht sich nicht auf Hymnen, sondern auf eine Stelle der heiligen Sagen [92]). Die byzantinischen Gelehrten rechneten auf eine thörichte Weise fünf bis sechs Orpheus heraus. Gegen die Angabe des Asklepiades aber, daß ein Epiker Orpheus aus Kroton bei Peisistratos gelebt habe, möchte nichts Erhebliches einzuwenden sein, warum sollte nicht ein Orphiker den Namen Orpheus führen? Wenn Suidas ihm die Argonautik und andere Gedichte beilegte, so geschieht das gewiß nur auf byzantinische Auctorität, wol aber haben wir ihn als Sammler und Ordner von Orphischen Sagen zu denken, wie den Pherekydes und Onomakritos.

Die durch gemeinsame Weihe und gemeinsame Denkart verbrüderte Gesellschaft der Orphiker befolgte die in den heiligen Sagen der Weihen begründeten Gebräuche und Gesetze durch die berühmte Orphische Lebensweise. Die Weihen gaben, wie alles Orphische, ein verändertes Lebensloos, sie brachten eine ungeahnete geistige Kraft im Innern des Empfängers zur Reife, durch die sein Geist über die Gedanken und über die Menschen Macht gewann. Wie er in den Gedanken das Wahre zu finden vermochte, so vermochte er die Ungeweiheten zu beherrschen. Dieser heilige Stolz, den auch Pythagoras seinerseits behauptete, konnte den Orphikern schwerlich fehlen; auch finden sich Spuren davon: Theseus bei Euripides wirft dem Hippolytos denselben vor [93]). Dieser gereinigte, durch Bakchische Ekstase (βακχεύειν bei Euripides) nach Orpheus' Leitung geheiligte Geweihte erwartete nun gewiß auch nach dem Tod ein seliges Loos, wie noch die Orpheotelesten aus ihren Büchern, also aus den alten Orphischen Weihen, dergleichen verhießen, namentlich Ehren und Belohnungen in der Unterwelt [94]).

90) *Cic.* Nat. Deor. I, 38. f. Note 82. S. 28. Wahrscheinlich bezieht sich Cicero auf Epigenes' Urtheil. 91) Bei *Clem.* Strom. I, 332. Epigenes fällt etwa gleich nach Alexanders Zeit.

92) Erwiesen Aglaoph. p. 391, 395 sq. 93) *Eur.* Hipp. 952: ἤδη νὺν αὔχει. 94) *Plat.* Republ. II, 364. *Plut.* Lacon. T. VIII. p. 215. *Diog. L.* VI, 4, 319.

Digitized by Google

Dieſes neue Lebensloos aber foderte nun auch eine entſprechende Lebensweiſe. Das Hauptgeſetz war die Enthaltung von aller beſeelt geweſenen Speiſe, theils wie wir oben nachwieſen, weil die durch Zagreus' Blut beförderte Pflanze die allein geheiligte und des Geweiheten würdige Nahrung iſt, theils um alle Tödtung von Thieren zu vermeiden, weil jedes Blutvergießen der titaniſchen Natur näher brachte. Der Genuß des Weines iſt vorzüglich reinigend und heiligend als deſſen, worin der Gott am mächtigſten wirkt. Ekſtaſe durch Wein ſcheint bei den Weihen nicht gefehlt zu haben. Die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen wird vielfach bezeugt, wie die von aller Nahrung, die von Thieren kommt, die darüber haben ſterben müſſen, ſchon von Euripides und Platon [95]); der Abſcheu gegen Fleiſchſpeiſen wird ausdrücklich als im Orphiſchen Gedicht, offenbar den Weihen von Onomakritos, ausgeſprochen erwähnt [96]), wie denn aus demſelben die Verſe entlehnt ſcheinen, die Sextus [97]) aus Orpheus anführt, die eine Zeit ſchildern, da die Menſchen einander erwürgt und verzehrt hätten. Thieriſche Nahrung, durch deren Gewinn das Thier nicht getödtet ward, wie namentlich Milch, war ſchwerlich vom Verbot ausgeſchloſſen, die empfohlene Nahrung war die Gabe der Demeter. Ebenſo ſtreng, wie thieriſche Nahrung, war der Genuß von Bohnen verboten, man könne ebenſo gut die Köpfe ſeiner Ältern verzehren. Dies Verbot geben als Orphiſch ausdrücklich Plutarch [98]), Didymus [99]) u. A. an. Schon Heraklides [1]) bezeichnet es, ohne den Orphiſchen Namen zu nennen, indem er den berühmten Orphiſchen Vers anführt und als Grund, warum der Dichter ſo rede, angibt, daß Bohnen in Koth vergraben zu menſchlicher Geſtalt übergingen. Danach wäre in den Bohnen alſo nicht vegetabiliſche, ſondern thieriſche Lebenskraft, und ſie fielen in die Kategorie thieriſcher Speiſen, daher ſie nach Pauſanias auch nicht von der Demeter herzuleiten ſind, deſſen Stelle es beſtätigt, daß dieſer wunderliche Glaube in den Orphiſchen Gedichten vorgetragen und in den eleuſiniſchen Weihen angedeutet war [2]). Plutarch dagegen verſtand den Ausdruck, mit dem Orpheus auf gewöhnliche griechiſche Weiſe die Bohnen, κύαμοι, bezeichnet, von Eiern [3]). Aber nicht blos in der Nahrung, überhaupt in der ganzen Lebensweiſe, wurde Enthaltung, Reinheit, Heiligkeit geboten; namentlich ſolle man von allen Befleckungen, wie durch Todtentrauer und Beilager, ſich reinigen durch Sühnungen, Bäder und Weihwaſſer. Dies berichtet Diogenes zunächſt von den Pythagoreern, dehnt es aber auf die aus, die die Weihen in den Heiligthümern vollbringen [4]), alſo auf die Orphiker. Namentlich durfte Keiner, der dieſe Weihen empfangen hatte, in wollenen Gewändern beſtattet werden [5]), offenbar weil derſelbe ganz rein der Erde und dem Todtenreich übergeben werden ſollte, ganz rein an Körper und Seele und nur in einem aus Pflanzen, nicht aus thieriſchem Erzeugniſſe, bereiteten Gewande.

Orpheoteleſten. Der nicht durch Eidſchwüre und ſtrenge geiſtige Feſſeln, nur durch gemeinſame Weihen und gemeinſame Richtung der Thätigkeit und der Denkweiſe zuſammengehaltene Orphiſche Bund, der als ſolcher keineswegs in einer abgeſchloſſenen Form zu denken iſt, ſcheint auch ſo nur ein, höchſtens zwei, Menſchenalter in engerer Beziehung ſich gehalten zu haben. Orphiſche Schriftſteller mochte es noch immer geben, es erwähnt noch der Platoniſche Jon, wie einige Dichter in Orphiſcher, andere in Homeriſcher Weiſe begeiſtert ſeien [6]). Aber wenn auch vereinzelte Orphiſch denkende, lebende, philoſophirende, ſchreibende Männer vielleicht bis in die ſpätere alexandriniſche Zeit hinein ſich fanden, ſo hatte die eigentliche Orphiſche Thätigkeit doch, nachdem die Sagen geſammelt und in Gedichten wiederholt verarbeitet waren, ihre Bedeutung erſchöpft, und den Spätern blieb nur mattere Umarbeitung mit den Zuthaten neuerer Kenntniſſe und Philoſopheme übrig. Für die allgemeine Vorſtellung aber hatte die Thätigkeit der Orphiker den Erfolg gehabt, daß während man im Zeitalter der Lyriker ſich das poetiſche Bild von Orpheus durchaus Apolliniſch vorſtellte und ſeine Geſänge, wie die des Thampris ſchwerlich vom Epos weſentlich verſchieden dachte, man nun im Zeitalter der Tragiker, namentlich des Euripides, von der Dichtungsweiſe des Orpheus eine beſtimmtere Meinung ſich bildete und ihn namentlich von der Homeriſchen Dichtungsweiſe durchaus trennte, daß man alſo den hieratiſchen und poetiſchen Orpheus vermiſchte, und wenn man des letzten erwähnte, ſich bei ihm vorſtellte, er habe in derſelben Weiſe gedichtet, wie jetzt die Orphiker ihre Schriften verfaßten. Daher bei Euripides Orpheus als Verfaſſer von Beſchwörungsformeln für Krankheit und Zauber, Führer der Orphiſch Lebenden, bei Ariſtophanes und Platon Verfaſſer von Weihen und von Hymnen. Während nun die Orphiker hiermit den Ruhm des Orphiſchen Namens allgemeiner verbreitet, das Bild umgeformt und die Doppelheit ausgeglichen hatten, während aber zugleich ihre Thätigkeit ermattete, weil alles aus Poeſie und Philoſophie gemiſchte Gedankengewebe, je lebhafter es das menſchliche Gemüth für eine Zeit lang ergreift, bald in demſelben Überdruß und Überſättigung erregt, weil weder die poetiſche Form noch die philoſophiſche Schärfe rein darin erhalten, ſondern vielmehr beide aufgegeben ſind, um jenes verführeriſche Amalgam hervorzubringen, indeß das für immer Genügende bei Poeſie wie bei Philoſophie eben nur in jenem Aufgegebenen liegt, lagen in den Formen der Lehre ſelbſt, ſo heilig ſie von Vielen gemeint geweſen ſein mögen, genug Keime des Verderbens. Das aſcetiſche Leben ſelbſt, ſowie die Orphiker es trieben, war keineswegs auf Abtödtung der Sinnlichkeit gerichtet, man wollte die Seele vielmehr reinigen durch die höchſte Steigerung der Sinnlichkeit. Daß das nur bei Einzel-

95) *Eur.* Hipp. 952. *Cret.* fr. II. *Plat.* Legg. VI, 782 D. *Plutarch.* Conv. Sept. 15, 38. 96) *Hieronym* adv. Jovin. II. p. 206. 97) *Sext.* c. Math. II, 31. 98) *Plut.* Symp. II, 3. 99) Geopon. II, 35.

1) *Lyd.* de Mens. p. 76. 2) *Paus.* I, 37, 4. 3) *Plut.* Symp. II, 3. 4) *Diog. L.* VIII, 33. 5) *Her.* II, 81.

6) *Plat.* Ion. 536.

Digitized by Google

nen zum Guten, bei Vielen zu innerer Erkrankung und Verderbniß ausschlagen mußte, ist einleuchtend. Das ganze Bestreben, die Naturen der Dinge, namentlich der Götter, gegen einander aufzulösen, machte ferner in der Behandlung der Orphischen Sagen einen beständigen Hinblick auf die vereinenden, verschmelzenden Geheimnisse der Liebe und Zeugung nothwendig, der Liebe zwischen Mann und Weib sowol, als auch der einseitigen innerhalb der Geschlechter. Die Phantasie mußte sich ganz und gar hierin vertiefen, Alles, was darauf in näherer oder fernerer Beziehung stand, ward Orphisches Symbol, selbst unnatürliche Greuel durften zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse nicht verschmäht werden, und manche widerwärtige Erzählungen dieser Art enthielten die Orphischen Gedichte, wie nachher anzugeben ist, schon in Platons und Isokrates Zeit. Unmöglich konnte hier bei der Mehrzahl der Orphisch Geweihten, sobald der heilige religiöse Ernst, der auch in der gesteigertsten Sinnlichkeit und im Verkehre mit diesen weichlichen Symbolen die Gesundheit der Seele bewahren konnte, irgend erschlaffte, wie er denn auf so unnatürlichem Boden gewöhnlich bald erschlafft, eine völlige Fäulniß der Phantasie und der ganzen Seele ausbleiben, und wenn schon in ältester Zeit, wo Orphisches anzunehmen ist, diese Gefahr und auch dies Unheil oft eintreten mußte, so mußte ebendie Vereinigung zu einem Bunde, die Sammlung und Ausführung der Orphischen Sagen, das beständige Wühlen in diesem Gedankenkreise, das beständige Brüten über diesen Formeln, welches Alles jetzt erst eintrat, mit den Zuthaten des durch wachsendes Ansehen des Orphischen Namens gesteigerten hieratischen Stolzes und der Heuchelei, das Verderben zur Reife bringen. Dazu kam das Elend des peloponnesischen Krieges und die Schlechtigkeit, die dessen Hoffnungslosigkeit in den Menschen beförderte.

So konnte es nicht anders sein, als daß, wenn auch noch einzelne anständig gehaltene Orphiker blieben, über deren innere Persönlichkeit wir Nichts wissen, die fernere praktische Anwendung der Orphischen Ideen dem Gesindel anheim fiel. Armselige Gesellen hatten sich Bücher der Orphiker, namentlich die von Onomakritos gesammelten Weihen, verschafft (die ersten dieser Art mögen heruntergekommene Orphiker selbst, die theils durch den Krieg, theils durch innere Verderbniß ins Unheil gerathen waren, gewesen sein), gingen damit in die Häuser der Reichen, zeigten Bücher des Orpheus und des Musäus, der Söhne der Musen und der Mondgöttin, haufenweise vor, verrichteten nach diesen ihre Opfer, und versicherten, daß sie durch diese Opfer und durch kindische Lustbarkeiten in ihren Gebräuchen Reinigung und Lösung von aller Schuld und Sicherstellung für Tod und Leben durch die Mittheilung dieser Weihen verleihen könnten; daß die, welche diese empfangen hätten, in jenem Leben nicht Übles, die Andern nur Schlimmes erwarten müßten. Ja sie schrieben sich die Macht zu, durch Bannformeln die Götter zu ihrem Dienste zu zwingen, so daß man für geringe Unkosten seinem Feinde Schaden zufügen könne, und wenn an Jemandem eine Schuld hafte, von ihm selbst oder von den Vorfahren her, daß er dann sich davon reinigen könne durch Vergnügungen und festliche Lustbarkeiten. Dergleichen redeten sie nicht blos Einzelnen, sondern ganzen Städten ein. So beschreibt Platon [7]) dies Unwesen ausführlich, und an einem andern Orte gibt er an, daß diese Weihen und Reinigungen so vollbracht wurden, daß man Nymphen, Panen, Silenen nachjubelte und sich berauscht stellte [8]). Alle Krankheiten, namentlich der Wahnsinn, selbst alle Gefährdungen wurden von alten, zum Theil uralten, an den Geschlechtern haftenden Verschuldungen und vom Zorne der beleidigten Mächte hergeleitet, die Weihen aber befreiten davon, indem sie eine neue Natur ertheilten [9]). Den Geweihten wurden Ehren und Lohn in der Unterwelt verheißen [10]). Offenbar schlossen diese Orpheoteleſten sich an die alten Orphischen Gebräuche an, wie sie in den Orphischen Büchern begründet waren; die bettelhaft wandernden mochten die Sache so darstellen, als genüge es an einmaliger Weihe, um sich zu reinigen, andere, die sich mehr Ansehen gaben, schärften Wiederholung der Gebräuche als nothwendig ein, gingen auch nicht in die Häuser, sondern ließen die zu sich kommen, die ihrer begehrten. So wandert der Abergläubische bei Theophrast [11]) monatlich mit seiner Frau und, wenn diese nicht Zeit hat, mit der Amme und den Kindern zu den Orpheoteleſten, um die Weihen zu empfangen, von welcher monatlichen Wiederholung diese Eingeweihten Menagyrten genannt wurden [12]). Schon von den Orphikern waren phrygische heilige Sagen in den Kreis ihrer Gedanken und Bearbeitungen eingeführt, Sagen von der Muttergöttin, vom Sabazios und Ates (oder Atys), welche beide mit dem Dionysos Zagreus, dem Sohne des Zeus und der Persephone, identificirt wurden. Diese fremden seltsam und dadurch für das dumpfe Ohr der Einfältigen bedeutsam klingenden Namen ließ man nun auch in diesen Cerimonien ihre Rolle spielen. Es traten eigene Metragyrten auf, die die Weihen der phrygischen Göttin ertheilten, die Korybanten galten als Vortänzer im Wahnsinne, Rhea, wie Dionysos, für die den Wahnsinn läuternde Göttin. Schon bei Aristophanes finden wir den korybantischen Tanz mit dem Tympanon, durch den sich Philokleon von der Richterwuth heilen will [13]). Die Orpheoteleſten, Metragyrten und wie dies Gesindel sonst hieß, beförderten einander gegenseitig, entlehnten Götternamen und Gebräuche von einander, mögen sich auch aus Brodneid angefeindet haben. Die theologischen Verhältnisse dieser Menschen zu entwirren ist weder möglich noch der Mühe werth, was sich irgend lohnte, ist von Lobeck vortrefflich geleistet, namentlich die Aufzeigung der Verschmelzung des Bakchischen und Phrygischen [14]), nur

7) *Plat.* Rep. II, 364. 8) *Plat.* Legg. VII, 815. Das Umherschwärmen, die Lustbarkeiten und Gesänge in diesen Weihen des Bakchos auch *Max. Tyr.* III, 39. 9) *Plat.* Phaedr. 244. 10) Note 94. S. 31. 11) *Theophr.* Char. 16. 12) Schol. Soph. Oed. Tyr. 387. *Suid. μηναγ.* 13) *Arist.* Vesp. 119. Den idäischen Zeus, die Muttergöttin und die Kureten stellt schon Euripides mit dem Zagreus zusammen in mystischen Weihen, deren Schilderung im Wesentlichen durchaus mit den Orphischen zusammentrifft. Cret. fr. II. 14) Aglaoph. 639—670.

daß nicht zu erweisen steht, daß das Bakchische nicht einheimisch griechisch war und daß Onomakritos irgend Antheil gehabt habe an der Einführung des Phrygischen. Naturgemäß fanden sich zur Handhabung dieser Orgien baldmöglichst die alten Weiber ein, nach nicht langer Frist auch jüngere. Den Athenern missfielen diese Weihen anfangs als eine Art von Verhöhnung der wirklichen Mysterien von Eleusis; sie bestraften sogar die Priesterin Ninus, die dergleichen verrichtete, mit dem Tod auf die Anzeige des Menekles, daß sie Liebestränke bereite [15]), eben wie die Zauberköchin Theoris [16]), aber dem Aberglauben war nicht zu steuern in der unglücklichen Zeit, da die Religion gewichen war, und das Orakel selbst, wahrscheinlich aus Achtung vor dem hieratischen Ursprunge dieser Künste, vielleicht auch vor dem halbapollinischen Namen des Orpheus, erklärte, man solle sie gewähren lassen. Nun wurden diese Weihen fast allgemein, Verständige, wie Demosthenes, verachteten sie, aber er war selbst als Ephebe auch geweiht, und zwar von Äschines' Mutter Glaukothea, welche Teleistria oder Tympanistria [17]) genannt wurde, und bei deren Weihen der eben erwachsene Äschines selbst als Metragyrte der Mutter die Bücher las und den Geweihten vortanzte und sie reinigte und dann sprechen hieß: Ich entging dem Schlimmen, ich erlangte das Bessere (Bekenntniß des empfangenen neuen Lebenslooses), und dergleichen Gebräuche mehr, die man an Ort und Stelle nachlesen mag [18]), die durch Zerreißung von Thieren, Schwingen von Schlangen, enthusiastische Tänze und Bekränzungen mit Epheu die Bakchischen Beziehungen darstellen. Die Zerreißung des Rehkalbes deutete symbolisch die des Dionysos durch die Titanen an [19]), und der Gott wurde dabei unter dem Namen Attes angerufen, was wenigstens spätere Erklärer auf das Verderben (ἄτη), das er durch die Titanen erleidet, beziehen [20]). Mit Attes nannten sie den Dionysos zugleich Hyes, im Aufrufe Hyes Attes, welchen Beinamen des Gottes auch Euphorion kannte [21]). Wenn Plutarch einen Orpheotelesten Philippos als Zeitgenossen des Leotychides von Sparta, der dem Demarat folgte, nennt, so hat er entweder den Charakter dieses Philippos misverstanden, oder es ist ein späterer Leotychides zu verstehen, den Plutarch verkannte [22]). Durch die Betrachtung des Treibens dieser Menschen bildete sich mit der Zeit über Orpheus selbst die Erzählung, er sei ursprünglich selbst bettelnd als Seher und Zauberer umhergezogen, habe sich einen Anhang gebildet, sei mächtig geworden, aber in einem Aufstand erschlagen [23]).

Orphische Göttersagen und Meinungen. Alle Orphischen Sagen und Lehren über Theogonie und Kosmogonie auch nur anzudeuten, würde theils alle Grenzen dieser Aufgabe überschreiten, theils das Interesse ermüden. Wir heben daher nur die wichtigsten aus und geben eine allgemeine Übersicht des Verfahrens und eine Zergliederung der Auffassungsweise, welche diese Vorstellungen hervorrief. Wir haben nachgewiesen, daß der Orphische Charakter der der Auflösung festgezogener Grenzen, der der Verschmelzung verschiedenartiger Gegenstände durch die Kraft des Gedankens und des Wortes ist. Diese Behandlungsweise erscheint nun vor allem deutlich in der Auffassung der Göttersagen. Die hellenischen Götter sind aus unbestimmtem Dunkel begrenzten Naturmächten umgebildet durch die Poesie zu scharf gezeichneten Personen, die Orphischen Sagen erkennen diese dadurch gebildeten göttlichen Personen, und was man von ihnen erzählt, an, aber nicht als feste Wesen, die für sich selbständig blieben, sondern als verschiedene Offenbarungen einer Naturkraft. Diese eine Naturmacht aber wollen sie nun auch wieder in einer Person darstellen, weil sie nach dem zwingenden Charakter hellenischer Behandlungsweise auch für ihre Vorstellungen immer eine bestimmte Gestalt bedürfen. Daher häufen sie in einen Gott die Mannichfaltigkeiten der göttlichen Wesen zusammen, lassen Alles in ihm sein und leben. Die Art der Verbindung dieses Vielen zu Einem ist sinnlich roh, die der Verschlingung der Urmacht, aus der Alles hervorgegangen ist, durch Zeus. Diese Urmacht selbst aber stellen sie von der gewöhnlichen Vorstellung verschieden dar, offenbar weil in dieser sich keine findet, welche die in der entwickelten Welt überall wirkende Naturmacht als eine Einheit darstellte, und wahrscheinlich nahmen sie diese Macht, die sie Phanes zu nennen pflegten, auf die sie aber auch andere Namen häuften, aus einem besondern Cultus, der eine solche unbestimmtere Überlieferung erhalten hatte. Außer der rohen Weise der Vereinigung durch Verschlingung nun bringen die Orphiker, der Weise aller alten Sagen gemäß, ihre göttlichen Mächte durch Zeugung hervor; sie nähern sie einander durch Liebe und Liebesgenuß aller Art, selbst in widerwärtigen Formen. An die allgemein anerkannten Sagen, namentlich die Hesiodeischen, schließen sie sich möglichst an, mit dem Anspruche, Lücken derselben auszufüllen und Alles in das richtige Verhältniß zu setzen.

Wir geben nun Darstellungen Orphischer Theogonie, zuerst namentlich aus den heiligen Sagen in 24 Rhapsodien, die dem Kerkops zugeschrieben werden und von Theognetus überarbeitet scheinen, gewiß also schon mit vielfacher Einmischung Pythagoreischer Ideen. Was zuerst den Urgrund betrifft, aus dem Alles, was da ist, sich entwickelt, so ergaben sich in ältester Zeit den Griechen, die darüber nachdachten, mannichfache Meinungen. Die Erde, worauf man stand, war eine nicht wegzuleugnende Thatsache, aus ihr sah man Alles hervorwachsen, von ihr genährt werden und in sie zurückkehren, ohne daß sie selbst im Ganzen sich veränderte, vielmehr ruhig wie für die Ewigkeit, dalag; es gab keinen Grund zu glauben, daß das einmal nicht so gewesen sei, daher erscheint nach der einfachsten natürlichsten Theologie, die Hesiodos gibt, die Erde als Urgrund, alles, was sich bewegt und in seiner Erscheinung wechselt, als Entstandenes. Neben

15) *Dem.* Fals. Leg. 431 mit den Erklärungen von Ulpian und dem Schol. August. Tom. II. p. 167. 16) *Dem.* c. Aristog. I, 793. 17) *Suid.* Αἰσχίνης. *Dem.* pro Cor. 313. 18) *Dem.* ib. Vergl. Note 60—62. S. 39. 19) *Phot.* Νεβρίζειν. 20) Etym. M. Ἄτης. 21) *Euphor.* fr. 14. 22) Müller Proleg. S. 381. 23) *Eust.* Il. II, 596.

Digitized by Google

der Erde sind nur Wust (Chaos) und Kluft (Tartaros) von Ewigkeit her dort, wohin kein sterbliches Auge dringt, in allen aber waltet das Verlangen, das Scholle an Scholle, Tropfen an Tropfen, Seele an Seele bindet, die einzige ewige Bedingung des Zusammenhanges, Eros genannt. Die Erde aber gebiert die einzelnen Theile der Welt, Himmel, Erdoberfläche (Berge bei Hesiodos genannt) und Meer; diese erzeugen wieder, was in ihnen einzeln erscheint, eine in Allem höchst natürlich und consequent gedachte Entwickelung.

Von diesem durch naturgemäße poetische Reflexion erkannten handgreiflichen Urgrund abstrahirten die Orphischen Theogonien völlig. Eine nannte als Urgrund die Nacht, die aber, die uns hier vorliegt, die ungeborene unalternde Zeit, sie stellt eine Abstraction an die Spitze ihres Gebäudes, durchaus unpoetisch, dem sinnlich betrachtenden Menschen schwer faßlich. Diese Sage scheint nicht alt, denn wenn die Pelasger auch die sinnlich bildliche Form persönlicher Götter nicht bedurften, so lag der Grund dazu in der Rohheit ihrer Vorstellungen, in dem ganz unselbständigen Haften an der Naturerscheinung, welcher Vorstellungsart jede, die abstracte Begriffe zusammenreiht, diametral entgegensteht. Im Zeitalter des Pythagoreischen Einflusses aber lag eine solche Abstraction nicht sehr aus dem Wege, der Gedanke ist dem Heraklitischen vom ewigen Werden verwandt, näher noch, ja identisch mit dem persischen Urprincipe Zervam Akerene. Bezeugt wird dieser Orphische Urgrund durch Proclus, Spuren finden sich bei Aristoteles und Timäus, dem Lokrer [24]). Die Zeit zeugt das Chaos ohne Ende, Grund und Sitz, und den Äther [25]). Im Äther bildet die Zeit durch innere Kreisung das Chaos zum silbernen Ei, aus dem Ei geht Phanes, der Erscheinende, hervor, dessen Geburt im Ei nur die Nacht gesehen hatte, aus dem Ei bilden sich Himmel und Erde. Phanes' Erscheinung erfüllt Alles mit Glanz, er vereinigt in sich alle Göttlichkeit, die Naturen des Bromios, Zeus, Metis, Eros, Erikapäos; namentlich heißt er außer Phanes auch Metis und Erikapäos; er bildet die Welt, vertheilt die Wohnungen der Götter und der Menschen, die der letzten in der Mitte, bestellt die Sonne zum Wächter, und nun wird diese Phanes, Dionysos, Eubuleus, Antauges genannt, baut eine neue Erde mit Bergen, Städten und Gemächern, den Mond. Wir sehen hier das Orphische Zusammenschmelzen verschiedener Naturen und Namen, Phanes scheint eine Potenzirung des Dionysos zu sein, den die Orphiker vorzüglich ehren, daher ist Bromios in ihm, Zeus' Natur muß auch in ihm sein, weil Zeus gegenwärtig Weltherrscher ist, Eros ebenfalls, weil dieser bei Hesiod der allein ursprünglich thätige, der Bildner von Allem ist und ebenso mehrfach in Orphischen Sagen, Metis, weil Zeus dieselbe bei Hesiod verschlingt und aus ihr seine herrliche Tochter gebiert, wie Phanes' Verschlingung dem Orphischen Zeus die Welt zu eigen macht. Erikapäos ist dunkel, wahrscheinlich ein von der Sonne entlehnter Name [26]); denn wir sehen ausdrücklich, daß die Sonne Phanes' Namen erhält, also sein Symbol wird. Hier also haben wir einen Weltbildner, der alle Naturen in sich vereinigt, daher auch Mannweib, daher geflügelt und mit vier Köpfen, dem des Widders, Stiers, Löwen, Drachen. Phanes gebiert die Nacht, eine dreifache Tochter, mit der mittelsten wiederum vermählt er sich, übergibt ihr sein Scepter und die Weissagungskraft. Sie gebiert Himmel und Erde, und somit sind wir nun wieder auf Hesiodeischem Boden; denn diese beiden zeugen nun Mören, Hekatoncheiren und Tektonocheiren (Kyklopen), die der Vater, weil er erfährt, daß sie ihn der Herrschaft berauben werden (er erfährt es wahrscheinlich von der weissagenden Nacht, die als Altmutter der Hesiodeischen Gäa vorgeschoben, oder für die Gäa, ehe diese den Uranos gebiert, eingeschoben ist), in den Tartaros stößt, worauf die Erde die Titanen gebiert, sieben Töchter und sieben Söhne. Unter diesen pflegt und erzieht den Kronos die alte Nacht. Die Titanen stürzen den Uranos, indem Kronos ihn entmannt, zur Rache der Verstoßenen, Okeanos nimmt nicht Theil. Aus dem Blute gehen die Giganten hervor, aus dem Gliede, das im Meer umhertreibt, Aphrodite. Okeanos und Tethys vermählen sich zuerst (nach Platons Zeugnisse) [27]). Kronos herrscht über das silberne Geschlecht der Menschen, die sich immer verjüngen. Ihm gebiert Rhea den Zeus, den die Schwestern Eide und Adrasteia ernähren, die Kureten bewachen. Auf den Rath der Nacht berauscht Zeus den Kronos mit Honig, fesselt und entmannt ihn, welche Fabel der Geschichtschreiber Timäus kannte [28]), Platon im Euthyphron anzudeuten scheint [29]). Dann richtet Zeus nach dem Rathe der Nacht seine Herrschaft ein und sucht den Kronos zu versöhnen, namentlich aber verschlingt er auf den Rath der Nacht den Phanes, und nun ist in Zeus' Leibe die ganze Welt, Äther, Meer, Okeanos, Abgrund, Götter und Göttinnen; er verbindet aber das aus ihm neu erscheinende Weltall mit einer goldenen Kette, sodaß jetzt die Welt des Phanes durch den König Zeus ein organischer Leib geworden ist. Diese Einheit der Welt in Zeus sprechen Verse aus, die schon das dem Aristoteles zugeschriebene Buch von der Welt gibt, die neue Geburt der Welt aus Zeus schildern Orphische Verse in Aristoteles Fragmenten; auch Platon nennt den dort vorgetragenen Gedanken, daß Zeus von Allem Anfang, Mitte und Ende habe, einen alten, und gibt dem Zeus die Dike zu, offenbar in Bezug auf einen Orphischen Vers, worin der Nomos, den auch Pindar den König Aller nennt, Zeus' Beisitzer ist [30]). Ja schon von Äschylos werden Verse angeführt, Zeus sei der Äther, Zeus die Erde, Zeus der Himmel, Zeus

24) Proclus öfters Aglaoph. 470 sq. *Timaeus* Locr. p. 97, 20. *Arist.* de Coel. III, 1. Wo es bei diesen Untersuchungen nicht auf einzelne Stellen besonders ankommt, citire ich der Kürze wegen den Lobeckschen Aglaophamus, der als Orphisches Corpus gelten darf, und wo sämmtliche sonst nicht allgemein leicht zugängliche Stellen aus den Neuplatonikern und Kirchenschriftstellern ausführlich excerpirt sind. 25) Aglaoph. 472 sq.

26) Ἠρικεπαῖος oder Ἠρικαπαῖος: ἠρι scheint auf die Frühe zu gehen. 27) *Plat.* Cratyl. 402. 28) Schol. Apoll. IV, 983. 29) *Plat.* Euthyphr. p. 6. 30) *Plat.* Legg. IV, 716.

Digitized by Google

sei Alles und sei noch ein Höheres als das [31]), offenbar Orphische Gedanken. Ich halte diese Verse für nicht wirklich Äschyleisch, weil Äschylos Himmel und Äther nicht getrennt haben würde, sondern höchstens einen dreifachen Zeus in Himmel, Erde und Meer erkannt hätte, aber auch diesen dreifach, nicht dreieinig; denn dem Äschylos steht die gesonderte Persönlichkeit der Götter fest. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß die deutlich wahrzunehmende Vereinigung der verschiedenen Naturen und Charaktere der Götter im Charakter des Zeus, der gnädig sowol als gewaltsam verfährt, wo es nöthig ist, bei Äschylos [32]) durch Orphische Vorstellungen, die er kennen lernte, veranlaßt ist, nur ging bei ihm, wenn er auch die Einheit von Allem in Zeus erkannte, darum die Persönlichkeit der Einzelnen nicht verloren. Wol nur in dieser Beziehung gaben Einige Einfluß der Orphiker auf Äschylos an. Denn diese aus ihrer Theokrasie durch Steigerung hervorgegangene Tendenz zum Monotheismus ist offenbar das Bedeutendste in diesen Orphischen Lehren, und wir dürfen wol Platon nicht unsern Glauben versagen, wenn er den Gedanken, daß Zeus Anfang, Mitte und Ende von Allem habe, einen alten nennt; wir sehen aber auch in seinem Ausdrucke noch poetische Mäßigung, indem er bei ihm Alles hat, in der vorliegenden Theogonie Alles ist. Hier ist wol wieder eine Spur theoretischer Steigerung und Übertreibung durch die Pythagoreischen Orphiker, Platon scheint eine ältere Form des Gedichts gekannt zu haben, vielleicht nach der Sammlung des Pherekydes. Denn von Pherekydes wird berichtet, nach ihm habe Zeus sich, als er die Welt ordnen wollte, in den Eros verwandelt [33]); Zeus selbst heißt aber auch in jenen Versen unserer Theogonie Metis und Eros [34]), und in ähnlicher Bedeutsamkeit kam Eros in den Orphischen Hymnen der Lykomiden vor [35]). Außer diesem Alles vereinenden Gott ist das Bedeutsamste, was diese vorgelegte Theogonie bis jetzt gezeigt hat, die Wirksamkeit der Nacht als Ahnmutter und als Weissagerin durch mehre Göttergeschlechter hindurch, in derselben Rolle, die sonst Gáa spielt, namentlich bei Hesiod. Dies ist gewiß alt Orphisch. Die Finsterniß war das Nächste, was man als Urgrund nehmen konnte, wenn man einmal die Erde verwarf und den handgreiflichen Urgrund sublimiren wollte. Auch hatte Orpheus gesagt, das delphische Orakel sei dem Apollon und der Nacht gemeinschaftlich [36]), und jene Orphische Theologie (so), deren Inhalt der Peripatetiker Eudemus angab, setzte gradezu die Nacht als ersten Urgrund [37]), übereinstimmend mit Epimenides und Akusilaos. Diese Theogonie scheint Aristoteles zu bezeichnen, indem er von der Nacht als Urgrund bei den alten Dichtern spricht [38]). Dieselbe schwebt offenbar dem Aristophanes vor, wenn er in den Vögeln, nachdem er mit echt Orphischem Pathos die trübselig lebenden, dem sprossenden Laube vergleichbaren, kurzathmenden, aus Thone gebildeten, schattenähnlichen, nichtigen, taggeborenen, armseligen, traumgleichen Menschen ausgescholten und sie geheißen hat hören auf die unsterblichen, ewigen, unalternden, Unvergängliches wissenden Lehrer, welche dort die Vögel, gewiß aber die Orphiker sind, folgende Kosmogonie vorträgt: Wust und Nacht und Finsterniß und Kluft sei zuerst gewesen, noch nicht Erde, noch Luft, noch Himmel, da habe im endlosen Schooße der Finsterniß die schwarzgeflügelte Nacht zuerst ein Ei (ihm ein Windei) geboren, aus dem im Verlaufe der Stunden der liebliche Eros erwachsen sei mit goldenen Flügeln, vergleichbar windschnellen Kreisungen. Er nun habe Alles verbunden und vereint, und durch diese Vereinungen seien Himmel und Okeanos, und Erde erzeugt, und das unvergängliche Geschlecht aller seligen Götter [39]). Da nun auch Pherekydes, der mythisch philosophirte, das Zeugende, was nichts Anderes sein kann, als Eros, als das Erste und ewig Beste hinstellte [40]), eine Bestätigung jenes Zeugnisses, daß bei Pherekydes Zeus zum Eros oder Eros zum Zeus ward, liegt der ganze Zusammenhang klar vor. Uralt Orphisch steht die Nacht voran, wie bei Hesiod die Erde, um jene, wie um diese, Wust und Abgrund, sie gebiert den Eros, den Weltbildner. Pherekydes als Philosoph stellte diesen voran. Die Pythagoreischen Orphiker, namentlich Kerkops, pflanzten vor die Nacht die unendliche Zeit und stellten auch als Zweites noch nicht sie hin, sondern das Chaos, aber gepaart mit dem Äther, um gleich die zwei Hauptgegensätze der Welt zu haben. Dann ließen sie das Ei entstehen, aus dem Ei aber den Phanes hervorgehen, gemischt aus Ideen von Dionysos und Helios, der ihnen die Dienste thut, wie Eros der alten Theogonie. Dann erst lassen sie die Nacht folgen, die ihnen aber doch auch wiederum schon beim Phanes im Ei war, womit sie die Herabsetzung wieder gut machen; denn es scheint ihnen nicht sehr darauf anzukommen, etwas schon dasein zu lassen, ehe es erzeugt wird, und das Zeugen überhaupt ihnen die Einreihung in ihren organischen Zusammenhang zu bedeuten. Ferner erkennen sie nun in den folgenden Generationen die Ehre der Altmutter Nacht an, die, weil sie die Keime zu Allem genährt und geboren hat, auch von Allem weiß und weissagt, bei ihnen freilich durch Gabe ihres Phanes. Es ist durchaus glaublich, daß dieser Phanes und seine hohe Stellung aus einem Cult entlehnt und ein alter Orphisch verehrter Gott, eine Form des Dionysos ist, vielleicht auch der Eros von Thespiá, den die sammelnden Orphiker in die Theogonie eingereiht haben.

Die ganze Darstellung nach Aglaoph. 474—482, 493—534 mit wenigen nothwendigen Ausscheidungen einzelner Sagen, die wir in die andern Theogonien verweisen. Aphroditens Geburt s. Agl. 542.

31) *Aesch.* inc. fr. 295 (304). Mir bleibt die Vermuthung wahrscheinlich, daß statt des handschriftlichen ὅ,τε *Εὐφορίων ὅ, τε Αἰσχύλος* nicht zu lesen ist *ὁ τοῦ Εὐφορίωνος Αἰσχύλος*, sondern *ὅτε Εὐφορίων ὁ τοῦ Αἰσχύλου*. Eben wenn Äschylos Orphische Vorstellungen berücksichtigte, ist es wahrscheinlich, daß sein in seiner Weise, aber ohne seine poetische Kraft und Klarheit arbeitender Sohn sich ganz darin versenkte. Auch von Jophon werden einzelne Fragmente angeführt. 32) Nachgewiesen von mir Theol. Aesch. §. 14. 33) Bei Procl. in Tim. III, 156. 34) Ibid. Aglaoph. p. 525 und 524. 35) *Paus.* IX, 27, 2. 36) *Plutarch.* Ser. Num. Vind. 5.

37) Aglaoph. 488. 38) *Arist.* Met. XII, 301. 39) *Aristoph.* Av. 685 sq. 40) *Arist.* Met. l. c.

Digitized by Google

Erkennen wir nun dieſe Theogonie, von der Eudemos berichtete, als die älteſte, ſo iſt ferner zu bemerken, daß noch in einer dritten Orphiſchen Theogonie Spuren uralter Ideen enthalten ſind. Dieſe wird bezeichnet nach den Namen der Grammatiker Hieronymus und Hellenikos. Sie ſtellte weder die Zeit noch die Nacht als Urgrund, ſondern viel einfacher und natürlicher Waſſer und Erde. Daß die Erde der ſinnlich natürlichſte Urgrund iſt, haben wir gezeigt, neben dieſem das Waſſer anzuerkennen als ebenſo alt und ewig, namentlich das in ſeiner Fülle nimmer veränderte Meer, liegt ganz nahe. Gewiß alſo iſt dieſe Orphiſche Idee uralt, ſo alt, wie die Heſiodeiſche, ja es iſt die Homeriſche ſelbſt, wie Eudemos eingeſehen hat, worüber ich anderweitig geredet habe [41]); bei Homer kommt nämlich noch als dritter Urgrund der Himmel hinzu, denn der ſinnliche Joner erkennt ſoviel Feſtes und Ewiges an als möglich. Offenbar nannte die Orphiſche Sage, wie Homer, dies Urpaar Okeanos und Tethys, Urſtrom und Nährmutter. Nun aber liegt uns, ſo feſt das Alter dieſer Gedanken ſteht, von alter Bearbeitung keine Spur mehr vor; denn jene Theogonie iſt gewiß ſehr ſpät. Das Urpaar Waſſer und Erde zeugt nämlich einen Drachen mit drei Köpfen, dem eines Stiers, eines Löwen und in der Mitte dem eines Gottes, und dieſen nannte das Gedicht die unalternde Zeit oder Herakles, und gab ihm die Nothwendigkeit und die Vergeltung (Ἀδράστεια) bei. Herakles hätte hier nichts zu thun, wenn nicht als Sonnengott, der iſt er aber erſt in der allerſpäteſten Zeit geworden, als man ſeine zwölf Arbeiten fixirt hatte und dieſe mit den Bildern des Thierkreiſes verglich, wovon die guten Dichter nichts wiſſen. Das Ungeheuer ſcheint alſo auch durch die Sonne ſymboliſirt zu ſein, wie der Phanes. Der Bearbeiter, der nicht älter ſein kann, als die Alexandriniſche Zeit, ſcheint auch jenen beiden Urmächten nicht mehr ihr volles Recht haben widerfahren zu laſſen, ſondern das Waſſer als das bedeutendere hervorgehoben zu haben. In dieſem iſt Schlamm (Πηλός), aus ihm bildet ſich die Erde [42]), und ſo ſtände Okeanos gewiſſermaßen vor der Tethys, doch iſt ſie als Schlamm wiederum auch in ihm von Ewigkeit her vorhanden. Dies möchte, wenn etwas davon alt iſt, eine Muthmaßung über den Urſprung jenes Gedankens von der ewigen Zeit als Urgrund beſtätigen. Dieſe nämlich, von Manchen Chronos geſchrieben, ſchrieben in der Anführung dieſer Verſe die Meiſten Kronos. Kronos ſteht, wie ich anderweitig erweiſen werde, in beſtändiger einleuchtender Beziehung mit dem Waſſer. Demnach wäre Kronos als Urquell in Orphiſcher Sage als Urgrund genommen, von Kerkops aber ausgelegt als die ewige Zeit, die ebenſo wenig altert, als der Urquell. Als ein Zeugniß der Ehre, in der das Urpaar Okeanos und Tethys bei den Orphikern ſtand, dienen die Orphiſchen Verſe bei Platon, zuerſt habe Okeanos die Vermählung begonnen und die ihm von derſelben Mutter geborene Schweſter Tethys gefreit [43]). Wahrſcheinlich ſtanden dieſe Verſe in der Theogonie des Eudemos, die ich der Redaction des Pherekydes beilege, denn in der des Kerkops hätte den Platon gewiß die interpolirende Umarbeitung bedenklich gemacht, Kerkops wird aber ſeine ganze Theogonie, ſo viel er nicht aus Sagen und Philoſophemen einſchob, auf jene ältere gebaut haben, die jedoch von Platon und den Peripatetikern wird vorgezogen ſein. Ariſtoteles erkennt die Herleitung von Okeanos und Tethys als uralt, als Meinung der älteſten Theologen an, wol mit Beziehung auf Homer [44]). Jenes thörichte Ungeheuer Herakles nun gebiert ein ungeheures Ei, er zerbricht dies und daraus werden Himmel und Erde [45]); auch geht Phanes daraus hervor, der mehre Kinder gebiert, ſelbſt in Schlangengeſtalt und ſo auch ſeine Tochter, eine furchtbare Schlange vom Nacken ab, der Kopf ein ſchönes, lockiges Mädchenhaupt. Dieſer Phanes wird nachher vom Zeus verſchlungen [46]). Sonſt wiſſen wir aus dieſer Theogonie nur noch, daß auch ſie die Hunderthändigen anführte, alſo mit der andern des Kerkops und der ältern ziemlich übereinſtimmte, und daß Zeus mit der Rhea oder Demeter, die den Orphikern Eins ſind, alſo mit ſeiner Mutter, eine Tochter zeugte mit vier Augen, das Geſicht im Nacken und gehörnt. Entſetzt vor dem Scheuſal gab Rhea ihn nicht an die Bruſt (θηλή), daher man es Athela mit myſtiſchen Namen, gewöhnlich aber Perſephone oder Kora nannte. Kronos hatte ſeinen Vater entmannt, verſchlang ſeine Söhne, Zeus ſtürzte ihn in den Tartaros, beſiegte die Titanen und that ſowol der Rhea als auch der aus dieſer Blutſchande entſproſſenen Perſephone Gewalt an, Beides wieder in der beliebten Schlangengeſtalt [47]).

Wir kehren zur Theogonie des Kerkops zurück, die unſer Leitfaden bleiben muß, weil aus ihr am meiſten erhalten iſt. Es kommt nun die Erde, die von ihrem hohen Standpunkte von der Nacht verdrängt iſt, in den Orphiſchen Sagen zu Ehren; Orpheus erklärte Rhea und Demeter für Eins unter ſich und mit der Gäa, der Mutter Erde [48]). Zeus vermählt ſich mit ihr, auf Gewalt deutet hier Nichts, dann mit der Themis, die ihm durch Weiſſagungen der Nacht beſchieden war und die Horen gebiert, endlich mit Hera, die ihm an Ehre gleich ſteht. Die Verbindung zwiſchen ihnen ward aber auf ekelhafte Weiſe geſchildert, in dem Gedichte, das ſchon Iſokrates kannte, der von dem Zorne der Götter über ſolche Dichtungen die Zerreißung des Orpheus herleitete [49]). Wahrſcheinlich gründete es ſich auf ähnliche Erzählungen und Darſtellungen im argiviſchen und ſamiſchen Cult der Hera, wobei Chryſipp dergleichen erwähnte [50]). Zeus gebiert

41) Rec. von Böttcher Hom. Weltk. Hall. Lit.-Zeit. 1830. Auguſt. 158. 42) Aglaoph. 484, 487. 43) Not. 27. S. 35. 44) *Arist.* Met. I. p. 10. 45) Aglaoph. 487. 46) *Athenag.* XX. *Lobeck.* Aglaoph. 493 ſchreibt dieſe Stelle der Theogonie des Kerkops zu, aber Athenagoras hält ſich offenbar durchgehends an die des Hieronymus, die überall die Schlangengeſtalt einführt. Athenagoras XVIII und XV, und Damascius ſind die einzigen, durch die wir von dieſer Theogonie wiſſen. 47) *Athenag.* XX und XXXII. Lobeck S. 548 weiſt auch dies der des Kerkops zu, obgleich im Anfange dieſer Stelle der Schlangenherakles ausdrücklich erwähnt wird, der dem Hieronymus eigens angehört. 48) Procl. in Cratyl. p. 96. *Diod.* I, 12. 49) *Isocr.* Paneg. 16. Deutlicher *Diog. L.* Proem. 5. 50) *Chrysipp* bei *Clem.* Homil. V, 18. Aglaoph. p. 602—607. Vergl. *Diog. L.* VII, 188.

Digitized by Google

die Athene aus dem Haupte, die in Waffen glänzt, die Kureten anführt, als Weberin berühmt wird. Auch zeugt Zeus eine zweite Aphrodite, während eine erste schon oben erschien, im Verlangen nach Dione ebenfalls aus dem Meere, wieder eine garstige Geschichte. Sie wird mit Hephästos vermählt. Leto wird mit Demeter vermischt, diese gebiert dem Zeus die Kora, Hekate, Artemis, die bald verwechselt, bald gesondert zu sein scheinen. Der Kora wird Vermählung mit Apollon und Töchter mit brennendem Antlitze zugesagt, neun an der Zahl, es können wol nur die Musen gemeint sein. Pluto aber raubt sie am Okeanos, ungeachtet der Hut der Korybanten, und zeugt mit ihr die Eumeniden, vorher aber von ihrem Vater Zeus geschwängert, gebiert sie den Dionysos Zagreus, den unterirdischen Dionysos. Hierin stimmten die Orphiker überein mit der Sage von Eleusis, die sie auch von ihrem Vater empfangen ließ. Die Kora webt nun das Gewebe der Saaten und des Lebens, den Zagreus aber macht Zeus zum Weltherrscher, heißt die Götter ihm gehorchen und setzt ihn auf seinen Thron, so jugendlich er auch noch ist; dem Apollon gibt er ihm bei als Hüter [51]). Um Rhea zu versöhnen tritt Zeus bei ihr in Frohndienst (*θητεία*).

Hiermit scheint die Theogonie geendigt zu haben, wenigstens die alte, die Eudemos beschrieb, denn die Götterzeugung ist nun vollendet, wenn uns gleich durch Zufall nicht über alle berichtet ist. Die merkwürdige Orphische Sage vom Tode des Zagreus dagegen war in den Weihen berichtet, die Onomakritos ordnete, weil auf diesen Tod sich der Erfolg der Weihen für jenes Leben begründete. Daß dies auch in der Theogonie erzählt sei, berichtet Niemand, und ist nicht wahrscheinlich, weil Proclus, der die des Kerkops vor sich hatte, wenig davon sagt, und dies Wenige ebenso gut aus den Weihen wissen konnte; namentlich aber ist ein Beweis dafür, daß Kerkops sich hierein nicht mischte, der Umstand, daß in den Anführungen dieser Erzählung keine Philosopheme sich hervorthun, wie in denen der Theogonie überall. Zu bemerken ist nur noch, daß die Theogonie vielfach die Einheit des Apollon und der Sonne angedeutet hat, die wir als Orphische Lehre bei Euripides, vielleicht auch bei Äschylos, kennen gelernt haben [52]) und die in den ersten Versen der Theogonie ausdrücklich ausgesprochen wird [53]). Diese Verschmelzung war eine der am nächsten liegenden und wol in mancher Cultusform begründet. Ebenso echt Orphisch ist die Bedeutsamkeit des Lichtes bei der Weltbildung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch schon in der alten Theogonie der aus dem Ei der Nacht hervorgehende Eros den Beinamen des Erscheiners, Phanes, geführt hat und in der Sonne symbolisirt ist, da wir die Orphische Anspielung des Sophokles kennen gelernt haben, nach der der Sonnengott Erzeuger der Götter und Vater Aller heißt, ganz wie Eros selbst [54]). Ungewiß ist, ob die Erzeugung des zweiten Dionysos und seine Geburt aus Zeus' Hüfte, die die Orphiker kannten, nebst seiner Hütung im Korbe auf Hippa's Haupt [55]), aus der Theogonie war.

Die Geschichte des Zagreus berichten erst Nonnus und Clemens, der letzte ausdrücklich aus dem Orpheus, der die Telete gedichtet [56]), das in der Verborgenheit erzogene gehörnte Kind Zagreus, der auf Zeus Throne gesessen und den Blitz mit kleiner Hand geschwungen, welche Häufung von Ehren auf das Kind der zweite Dionysos (indem er den Zagreus den frühern Dionysos nennt), den Rhea genährt, an Zeus tadelt, erhält einen Spiegel von Hephästos und beschaut sich darin, die Kureten umtanzen ihn im Waffentanz, aber die Titanen, durch Färbung der Gesichter mit Gyps unkenntlich, aufgereizt von der feindseligen Here, verlocken ihn durch schimmerndes Spielwerk, Kegel, Kreisel und goldene Hesperidenäpfel, dann überfallen und zerschneiden sie ihn, er belebt sich durch mehrfache Verwandlungen in einen Löwen, Stier, Tiger, ein Pferd, eine Schlange, dennoch überwältigen sie ihn, schneiden das Herz aus und kochen die zerhackten Glieder in dreifüßigem Kessel, Athene rettet das schlagende (*πάλλουσα*) Herz, davon Pallas genannt, und bringt es dem Vater, der dasselbe einschlürft und dann den zweiten Dionysos von der Semele zeugt; dem Zeus hat Hekate zuerst von der Zerhackung des Kindes Nachricht gegeben, Apollon sammelt und verbindet die Glieder und bestattet sie zu Delphi bei seinem Dreifuß auf Zeus' Geheiß. Nach Andern verbindet Rhea die Glieder. Unter den Titanen, die die Unthat vollbracht, waren namentlich Atlas und Typhoeus genannt, Atlas wurde bestraft durch Auflastung des Himmels, die übrigen verbrannte der Blitz des Zeus; aus ihrer Asche gehen die Menschen hervor, deren Nichtigkeit mehre Verse beschreiben, ungefähr wie bei Aristophanes [57]).

Das ganze Gedicht, Weihen genannt, stand offenbar in steter Beziehung auf die Gebräuche der Orphischen Weihen. Als Symbole dieser Weihen gibt Clemens selbst [58]) Würfel, Kreisel, Kugel, Äpfel, Spiegel, wollene Flocken an, auch Platon erwähnte, daß bei den Orphischen Weihen kindische Lustbarkeiten vorkommen [59]), das Spiel des Zagreus und die das Spielwerk darbietenden Titanen wurde also in denselben dargestellt. Fragen wir, von

51) Größtentheils nach Aglaoph. p. 537—552, 587 sq. 52) Note 67 und 68. S. 14. Vergl. Aglaoph. p. 614. 53) Aglaoph. p. 469. 54) Note 69. S. 14.

55) Aglaoph. p. 582 56) *Clem.* Protrepc. p. 11. Dasselbe ausdrücklich *Diod.* V, 75. Denn einzelne Erwähnungen der Zerreißung des Dionysos finden sich allerdings schon früher, nicht blos bei Diodor, sondern schon bei Kallimachos, wo die Mutter Persephone, die Zerreißung durch die Titanen, der Kessel, in den sie die Glieder thun, aufgestellt neben dem delphischen Dreifuß, erwähnt waren: Etym. Gud. *Ζαγρεύς* und Etym. M. *Αἰγοί. Tzetz.* Lyc. 208. Here's Zorn gegen den stierhauptigen Dionysos Hyes, die Titanen und die Kochung der Glieder kamen auch bei Euphorion (fr. 14, 15) vor. 57) Die Zeugnisse im Aglaoph. p. 553—592. Lobeck legt die Erzählung der Theogonie bei, obgleich nur bei Zagreus erster Einsetzung die freilich dort vorgekommen sein wird, der *Θεολογία* gedacht wird, und Diodor und Clemens ausdrücklich angeben, daß die Zerreißung in der *Τελετή* stand. 58) Note 56. dieser S. Die hinzugefügte Flocke, *πόκος*, scheint beim Abwaschen mit Wein gebraucht zu sein. 59) Note 7. S. 33.

Digitized by Google

wem, so liegt die Antwort nahe. Aus der Asche der Titanen waren die Menschen entsprungen, ein götterfeindliches Geschlecht, daher traurigem Loos im Leben und Tode bestimmt, die ausgenommen, die durch göttliche Gunst und Weihe begnadigt werden. Der Einzuweihende ist noch in dieser titanischen Natur und dem dafür beschiedenen Loose befangen, er muß die Titanen darstellen, dem Götterkinde das Spielwerk darbieten, die titanische Ferulstaude des verwegenen Prometheus tragen [60]), zerreißt Thiere, Darstellungen des Kampfs der Titanen mit dem Gott und seiner Verwandlungen. Darauf wird ihm der Kelch gereicht [61]), er zecht von dem Weine, den Zagreus' Blut hervortreibt, wird zugleich gereinigt und gewaschen mit Wein und Kleie [62]), den Gaben des Dionysos Zagreus und der Demeter mit Persephone. Nun muß er aufstehen aus der Reinigung und ausrufen: Ich entging dem Schlimmen, ich gewann das Bessere. Denn nun hat er das neue Lebensloos erlangt, statt der titanischen Natur ist er von der des Zagreus belebt und dessen Eigenthum. Daher zieht er nun, während Jenes bei Nacht vorging, Tags durch die Straßen, schwingt Schlangen, das Symbol des Gottes, über dem Haupte, ruft den Gott als seinen Gebieter an und bekränzt sich mit Epheu, dem Laube des Dionysos, und Fenchel und Weißpappel, dem der Persephone. Aus dieser letzten Beziehung bestätigt es sich, daß Zagreus Fürst der Mysten im Todtenreiche sein muß, nach den Orphischen Weihen, wie Jakchos in Eleusis, wenn auch ganz deutliche Zeugnisse fehlen. Die Enträthselung der übrigen Sagen ist nicht schwer, ein symbolischer Sinn liegt zu Tage. Im Wein erscheint Zagreus' Kraft, der ihn nach der Zerreißung neu vereint, ist Apollon, welcher den Orphikern die Sonne ist und dadurch die vereinende Kraft des Eros hat, der auch in der Sonne erscheint, oder es ist die Mutter Rhea-Demeter, die Erde. Durch Sonne und Erde gedeiht aus Zagreus' Gliedern der Trank, der dem Geweihten das neue Lebensloos gibt, der ihn mit den Göttern versöhnt. Ja Zagreus wird ausdrücklich mit dem Namen Wein, Önos, bezeichnet, die Glieder des Weins seien gesammelt, geordnet und fortgeschafft, sagt ein Orphischer Vers [63]), (Apoll scheint sie der Rhea zu bringen) aus der Einschlürfung seines Herzens zeugt Zeus den neuen Weingott Dionysos, den Reiniger der Seelen von jeder alten Schuld [64]), insofern er auf der Oberwelt den aus Zagreus' Gliedern und Blut entsprießenden Wein fortwährend zum Gedeihen bringt. Merkwürdig ist die einmalige Erwähnung des Hermes aus Orphischer Sage, er habe den Dionysos (Zagreus) in den Himmel hinaufgeführt, und darauf habe Hera gegen ihn die Titanen gereizt [65]). So kurz diese Notiz ist, so bestätigt sie Folgendes mit völliger Sicherheit, daß nämlich Zagreus in der Unterwelt geboren ist, vorher vom Zeus erzeugt, aber dort geboren, weil seine Mutter Persephone gleich nach jener Empfängniß von Pluton geraubt und Todtenkönigin wird. Also gehört Zagreus durch Geburt der Unterwelt an, wird durch Hermes, dessen Amt es eben ist, beide Welten zu vereinigen, in das himmlische Reich hinaufgeführt, aber aus demselben verstoßen durch den Neid der Himmelskönigin; nun jedoch erhält er sein Erbe als Todtenfürst. Auch von Jakchos, dem durchaus unterirdischen, sagte man ja zu Eleusis, er sei Sohn des Zeus, dieser war aber Eins mit dem Dionysos; denn die Philosophen finden es unanständig, daß man dem Gotte, den man als Todtenbeherrscher in Ewigkeit werde feiern müssen, Phallusprocessionen halte, mit allen möglichen Ungezogenheiten. Hera erscheint, wie immer, als strenge Bewahrerin der Majestät der himmlischen Mächte, aber in den Orphischen Darstellungen thut sie das, wenn auch nicht in diesem Falle dadurch, daß sie Zeus an sich zu fesseln sucht durch unfläthige Liebkosungen.

Ferner wissen wir, daß dieses Gedicht außer der auf die Weihen bezüglichen Darstellungen der Zerreißung des Gottes auch seine Herrschaft in der Unterwelt und das dortige Glück der Geweihten beschrieb; denn deren Vorzüge werden schon von Platon mannichfach erwähnt. Nach ihm schilderten Musäus und sein Sohn, worunter die Alten Orpheus verstanden, wiewol unleugbar dort Eumolpos, der erste Hierophant von Eleusis, gemeint ist, was aber Nichts austrägt, als einen neuen Beweis für Orphische Lehre in den Eleusinien, wie die Heiligen im Hades zum Trinkgelage sich vereinigten, und mit Kränzen geschmückt in ewigem Rausche lebten unter Scherz und Tanz [66]), in der Gemeinschaft der Götter, während wer ungeweiht und ungereinigt in den Hades komme, dort im Schlamme liege, denn der Ferulträger, sagen die Dichter der Weihen, seien viele, wenige aber Bakchen [67]). Ähnliches lernte man in den Eleusinien kennen, und Aristophanes' Schlamm bezieht sich auf diese, denn zu dessen Zeit waren die Orphischen Weihen nur vereinzelt, Privatsache und mit Geheimniß betrieben, bald darauf in Demosthenes' Kindheit öffentlich erlaubt [68]). Nach Andern überließ der Gott die Ungeweihten der Zerfleischung des Kerberos, worauf offenbar die Fesselung dieses Ungeheuers durch die Orphische Laute auf jenem Vasenge-

60) Aglaoph. p. 703. 61) *χραιγμόζειν Dem.* Cor. 313. 62) Ib. wie auch die folgenden Gebräuche. Daß dies Alles nicht erst durch die Orpheoteleſten ausgebildet ist, beweist die Übereinstimmung mit der Schilderung der Weihen bei Euripides, in dessen Zeit von dem Unwesen jener höchstens die ersten Anfänge bestanden. Hier muß der Einzuweihende zuerst in nächtlicher Feier (*νυκτιπόλου Ζαγρέως*) rohessendes Mahl vollbringen, offenbar um seinen titanischen Zustand darzustellen, dann schwingt er der Muttergöttin Fackeln, wird als geheiligter Bakche der Kureten begrüßt, flieht, in weißes Gewand gekleidet, die Menschen, berührt keine Leiche, genießt keine befleckt gewesene Speise. *Eur.* Cret. fr. 2. Der eingeweihte Ephebe mit erlesenden Binden um Haupt und Leib vor der Telestria auf dem Vasengemälde. *Millin*, Tomb. de Canosa t. 3. 63) Aglaoph. p. 568. 64) Ib. p. 585.

65) Etym. Gud. p. 449. *Ζαγρεύς.* 66) *Plat.* Rep. II, 363, 366 sq. *Plutarch.* Comp. Cim. et Luc. 346. Non posse suav. vivi Epic. 27. 67) *Plat.* Phaed. 69: *οἱ τὰς τελετὰς καταστήσαντες*, offenbar das Gedicht des Onomakritos. Die Stellen Aglaoph. p. 806, wo das Gedicht wieder nicht erkannt wird. 68) *Aristoph.* Ran. 147, 271. Vergl. Note 15. S. 34. Daher steht auch Orpheus neben Demeter auf dem Vasengemälde. Note 16. S. 19. Denn die Orphiker zogen, was sie nur durften, von den eleusinischen Verheißungen auch in den Bakchischen Kreis.

Digitized by Google

mälde geht [69]). Die erwähnten Ferulträger sind offenbar die ungeweihten Menschen titanischen Looses, die in den Schlamm gehören, wie die Titanen in den Tartarus, die Geweihten leben in ewigem Rausche, d. h. immer auf dem Gipfel der Seligkeit ihres durch den Wein, in dem die Kraft des Zagreus wirkt, gewordenen neuen Lebenslooses. In dasselbe Gedicht scheint die aus Orpheus angeführte Erwähnung der vier Todtenflüsse: Pyriphlegethon, Acheron, Kokytos, Okeanos, zu gehören, welche die Pythagoreischen Orphiker nach den vier Weltgegenden vertheilten [70]).

Titanischer Natur also und mit jener titanischen Schuld des Frevels gegen den Zagreus beladen, weil die Schuld der Väter an den Kindern haftet, sind alle menschliche Seelen, weil alle aus der Asche der Titanen herstammen, die Geweihten aber löst der Gott von dieser Schuld. Daraus erklärt sich, wie nach dem Glauben der Orphiker alle Mühseligkeiten der Menschen in der Schuld ihrer Vorfahren, worunter eben die Titanen zu verstehen sind, ihren Ursprung finden, wie ferner auch die Stellen zu deuten sind, in denen es heißt, die Seele büße hier frühere Schuld und sei wegen derselben im Körper begraben, der Körper sei ihr Grab und Kerker, schon nach Platons und Philolaos' Zeugniß, deren erster ausdrücklich die Geheimweihen, der andere die alten Theologen und Seher nennt [71]). Denn wie das Orphische Weihgedicht überhaupt die Menschen lehrte sich vom Morde zu enthalten (*Ar.* Ran. 1032), so mag auch nach altem frommen Gefühle der Nothwendigkeit der Ergebung in die von den Göttern auferlegte Buße in demselben den Ausspruch veranlaßt haben: Niemand, der zur seligen Fröhlichkeit, die Zagreus verleihe, nach dem Tode gelangen wolle, dürfe die Zeit, in der ihm beschieden sei, die Titanenschuld durch das Elend des irdischen Lebens zu büßen, verkürzen. Sind diese Gedanken aus dem Gedichte des Onomakritos, wie denn Jamblich sie ausdrücklich auf die Orphischen Weihen bezieht [72]), so kann die Schuld nur bis zum Empfange der Weihen reichen; mit dieser fängt schon in diesem Leben die Seligkeit an, aber nicht ungestört durch irdische Trübsal, daher die volle Seligkeit erst der Tod gibt.

Aber nach andern Orphischen Vorstellungen, die schon Platon als alte Sage erwähnt, kehren die Seelen der Todten ins Leben zurück [73]), und Orphische Verse sagten aus: dieselben seien Väter und Söhne, Mütter und Töchter. Die Vorstellung von einer solchen Erneuerung, Verdoppelung, Vervielfachung des Lebenslooses ist echt Orphisch, auch ist sie unzweifelhaft alt, denn schon Pindar kennt sie. Auch dieser spricht vom Leid alter Schuld, aber nicht von Bakchischer Lösung, sondern ihm nimmt Persephone für dasselbe die Buße an, ob durch Weihen, ist unklar. Wem sie solche Gunst widerfahren läßt, der muß acht Jahre bei ihr verharren (so lange wie nach delphischem Gesetze der Mörder im Elende) dann gibt sie die Seelen der obern Sonne wieder, und aus ihnen werden Könige und Weise, die die Menschen als Heroen verehren [74]). Damit scheint wohlvereinbar, wenn es bei demselben Dichter heißt: Wer dreimal in der Ober- und Unterwelt seine Seele von Ungebühr gänzlich freigehalten habe, der wandle den Weg des Zeus zu Kronos' Burg [75]), wahrscheinlich eine Darstellung seligen Vereins der alten und neuen Götter, in den diese Begnadigten, die durch Gerechtigkeit die Gnade verdienen, Zugang erhalten. Dies scheint wieder zusammenzuhangen mit dem hohen Ursprunge, den Pindar sonst der Seele beilegt, indem er sagt, jeder Körper folge dem allmächtigen Tode, lebendig aber bleibe ein Bild des Lebens, denn das allein sei von den Göttern [76]). Auch stellt er sonst die Ruchlosen dar als immer unter dem Himmel auf Erden wandelnd in blutigen Leiden, in ewiger Fessel des Unheils: die der Frommen aber im Himmel wohnend besingen mit Liedern den großen Seligen in Gebeten [77]). Diese Gedanken, die für den Aufenthalt der Seligen die Scheidewände von Himmel und Unterwelt und deren Abstand lösen, wurzeln ohne Zweifel in echt Orphischen Ideen, doch scheinen sie sich zu weit von den Vorstellungen der Zeit zu entfernen, als daß wir dem Zeugnisse des Clemens ganz vertrauen könnten. Doch ist uns sowol, daß die Ruchlosen immer wieder geboren, immer in unseligem Kreislaufe mühvollen Looses leben, als Orphisch bezeugt (wobei freilich die Weihe des Dionysos und der Kora als sicheres Mittel zur Beendigung angegeben wird) [78]), als auch der göttliche Ursprung der Seele. In dem Orphischen Gedichte Physika, das dem Brontinus zugeschrieben ward, gewiß aber von diesem nur überarbeitet ist, vielleicht, wenn er nicht in zu späte Zeit zu setzen ist, zuerst von ihm gesammelt, hießen drei Mächte, genannt Amalkeides, Protokles und Protokreon, die Thürhüter und Wächter der Winde, nach anderm Zeugniß ihre Herren, vielleicht auch ihre Söhne, wodurch die Macht über sie nicht aufgehoben wird. Jenes Erste bezeugte Phanodem, derselbe auch: daß nur die Athener diesen Mächten unter dem Namen Tritopatoren (den der Herameter nicht ertrug) opferten und zwar für die Kinderzeugung bei Hochzeiten [79]). Ihre Eltern werden verschieden angegeben, sie selbst sind Vorsteher der Zeugung, wie man aus der Anrufung sieht, ihr Gesammtname rührt wahrscheinlich daher, weil jeder athenische Bürger zu Ehrenämtern aus dreifacher Zeugung athenisch sein mußte [80]). Wie sind sie nun als Herrscher der Winde Vorsteher der Zeugung? Weil nach Aristoteles' Zeugniß in den Orphischen Gedichten und zwar in den Physika, die Seele vom Winde getragen in den Körper einging als Lebenshauch [81]). Die Gedanken Pindars scheinen mir daher zu wurzeln in diesem Orphischen Gedichte, das

69) Note 15. S. 19. 70) Aglaoph. p. 812. 71) *Plat.* Cratyl. 400. Phaed. 62. *Philolaos* bei *Clem.* Strom. II, 518. Aglaoph. p. 795. 72) *Jambl.* Protr. VIII, 134. 73) *Plat.* Phaed. 70. (c. 15.) Aglaoph. p. 797.

74) *Pind.* Thren. fr. 4. 75) *Pind.* Ol. II, 69. 76) *Pind.* Thren. fr. 2. 77) Thren. fr. 3. 78) Procl. in Timaeum. V, 330. 79) *Suid.* und *Phot. Τριτοπ.* 80) Aglaoph. p. 763. 81) *Arist.* de Anim. I, 5. Die Physika ausdrücklich *Stob.* I, 52, 863. Aglaoph. 758 sq.

Digitized by Google

auch göttlichen Ursprung der Seelen darstellt, die Orphischen Gedanken selbst aber auf attischem Cultus, ein Beispiel, wenn wir den Zagreus als delphisch oder kretisch denken, an wie verschiedenen Orten Orphische Gedankenweise schon in alter Zeit da gewesen sein muß; denn diese Hochzeitfeierlichkeiten haben nicht den Charakter des Neueingeführten, auch würden von solcher neuen Einführung Philochoros und Phanodem, die Suidas ausschreibt, noch Kunde gehabt und gegeben haben. Übrigens scheint diese Bedeutsamkeit der Winde die Theogonie des Kerkops anerkannt zu haben, wenn sie ihren Chronos oder Kronos den Eros (Phanes) und alle Winde erzeugen läßt [82]). Merkwürdig ist, daß Pindar die Bakchischen Weihen bei Seite läßt und nur von der Frömmigkeit und dreimaliger Prüfung redet, nebst, wie mir scheint, dreimaliger achtjähriger Buße bei der Persephone. Alles dieses scheint in attischem Culte zu wurzeln, den Dionysos, den Proclus erwähnt, hat er entweder hineingebracht oder frühestens Brontin; das alte Orphische Gedicht stellte wol so dar, wie Pindar. Die dreifache Wiedergeburt, die dieser erwähnt, konnte der Orphiker passend begründen auf die Trigonie der Tritopatoren.

Daß Persephone im Orphischen Gedankenkreise bedeutend war, davon haben wir schon vielfache Anzeichen nachgewiesen; auch ist gezeigt, daß Einzelne mit Recht die eleusinischen Verheißungen als Orphisch betrachteten, und daß die Kora und die Demeter, namentlich die errettende Kora, zu Sparta mit Orpheus in enger Beziehung der Sage stand [83]). Orphische Gedichte haben nun auch die Sagen von dem Zorn und den Irren der fruchtprangenden Demeter und von dem Leide der Persephone ausführlich dargestellt [84]). Hierin scheint Persephone blumensammelnd mit einem Korb erschienen zu sein, die Erde that sich auf und Hades raubte sie [85]), Demeter irrte in Trauer und Zorn, und als sie dabei auf die wohlriechende Pflanze Krauseminze stieß, machte sie dieselbe, die bisher ein großer Baum auf Erden und fruchttragend war, im Ärger nun unfruchtbar [86]). Sie kommt ferner nach Eleusis, dort wohnen Eubuleus und Dysaules und Baubo, deren Söhne der Sauhirt Eubuleus und der Rinderhirt Triptolemos sind, neben denen der Schafhirt Eumolpos genannt wird. Baubo setzt der Wandernden einen Brei vor, die Göttin schlägt ihn aus, Baubo sucht sie zu erheitern, und als nichts helfen will, bildet sie unter ihrem Kleid unanständige Figuren, worüber die Göttin lacht und den Trank annimmt [87]). Die Baubo oder Babo scheint geschildert zu sein als nächtliche, lange, düstere Geistergestalt [88]), um so verdienstlicher erschien ihre Bemühung für die Göttin. Dann scheint Demeter sich den Männern Preis gegeben und damit echt Orphisch sie in den Getreidebau eingeweiht zu haben [89]), zum Lohne dafür, daß Eubuleus, der einige seiner Schweine in dem Erdspalte verloren hat, in den Persephone hinabfuhr, ihr von diesem Nachricht gibt [90]). Ferner scheint in diesem Gedichte durch eine Sage darüber Auskunft gegeben zu sein, warum die Bohnen nicht Gabe der Demeter (sondern thierischer Natur) wären [91]). Das Gedicht war gegründet auf die Gebräuche der Thesmophorien, wo auch Persephone's Blumenkorb dargestellt und Schweine in ein Heiligthum geworfen wurden, wo ferner die Weiber sich in allerlei unanständigen Scherzen ergingen. Den Namen des Gedichtes wissen wir nicht; daß die Theogonie die Sage mehr als andeutete, ist nicht wahrscheinlich; Lobeck ersinnt eigene Titel, Demeters Irren oder Demeters Zorn. War, wie es bei einem Orphischen Gedichte, wo der Raub der Kora ausführlich beschrieben gewesen zu sein scheint, kaum anders möglich ist, auch eine Erzählung ihrer Herrschaft im Hades gegeben und auf Weihen hingedeutet, durch die sie Begünstigungen ertheilt, oder etwa auch ohne Weihen die Art und Weise, wie sie im Tode zu neuem Leben und Heil rettet, so möchten wir, indem wir uns der rettenden Kora des Orpheus zu Sparta erinnern, dem Gedichte die Aufschrift Soteria, Heilsmittel, zuweisen, der von Timokles oder Perginos Orphischem Gedicht angegeben wird.

In den übrigen Orphischen Gedichten unbestimmter Zeit werden theils physiologische, theils theologische Speculationen vorgetragen, theils endlich Bestimmungen über Tagewählerei und Zauberkünste. Das Gedicht: Gewand und Netz von Zopyros oder Brontin scheint von der ersten Art zu sein, das Gewand vielleicht dem Pherekydesschen Weltgewand entsprechend, an dem Zeus die Erde und den Ogenos mit dessen Behausungen bildet, das Netz, eine Darstellung organischer Bildung; denn nach Aristoteles' Zeugniß wurde in den Orphischen Gedichten die Entstehung des Thieres als gleichartig dem Flechten des Netzes beschrieben [92]). Da hierzu jenes Weltgewand keine sonderliche Parallele hergibt, vermuthe ich, daß das Gewand das Gewebe der Persephone von Saaten und Blumen, das die Theogonie erwähnte [93]), bezeichnen soll, sodaß das Gedicht Untersuchungen über vegetabilischen und animalischen Organismus in Pythagoreisch-Orphischer Weise darlegte. Dann gab es zwei Orphische Mischkrüge, in deren einem der Dichter zum Musäus redete [94]). Man schrieb sie dem Zopyrus zu, sie enthielten ein Gemisch allegorischer Erklärungen der Götternamen, Hermes Erläuterer, Nymphen Wasser, Korn Demeter, Feuer Hephästos, Meer Poseidon, Krieg Ares, Frieden Aphrodite,

82) Schol. Apoll. III, 26. 83) Note 31, 32. S. 20. 84) Der Anfangsvers *Justin.* Coh. XVI, 31. 85) Aglaoph. p. 827 sq. 86) Etym. Gud. 395. *Mirθη.* 87) *Clem.* Protr. p. 17. Dysaules, Vater des Eubuleus und Triptolemus nach Orphischen Gedichten, die Pausanias nicht für echt (d. h. nicht für uralt, sondern aus der Zeit der Orphiker) hält, *Paus.* I, 14, 3. 88) Aglaoph. p. 823.

89) Aglaoph. p. 824. übereinstimmend mit der Homerischen Sage (Od. V, 125), nach welcher Demeter sich in dreimal gepflügtem Brachlande mit dem Jasion vereint, was eben dasselbe bedeutet. Die Orphische Erzählung stellt aber unanständiger dar. 90) *Paus.* I, 14, 3. Aglaoph. p. 828 sq., wo eine höchst verdienstliche Erklärung und Emendation der dunkeln Stelle des Clemens über diesen Gegenstand. 91) *Paus.* I, 37, 4. Vergl. Note 1, 2. S. 32. 92) *Arist.* de Gen. Anim. II, 1. Aglaoph. p. 379 sq. 93) Ib. p. 550. 94) *Serv.* Virg. Aen. VI, 667.

Wein Dionysos, Recht Themis, Sonne Apollon, Heilkunst Asklepios, und am Ende ist all dies Eins. Zeus aber, der Gott von Allem und der Mischer von Allem, ist der in Winden und luftgemischten Stimmen zischende Himmel. Zeus ist Anfang von Allem und zeugt Alles. Dieser Mischer Zeus gibt die Erklärung des Mischkrugs als des Weltalls. Die Musen werden gelegentlich Töchter der Mnemo, Erinnerung genannt, sie allein wehren durch ihre Zusammenfügung, daß die Zeit nicht Alles in Vergessenheit begräbt [95]). Hierher mag es gehören, wenn die Musen nach Orpheus Vorsteherinnen der Lustbarkeiten und Erato Erfinderin des Tanzes genannt wird [96]), oder wohin man sonst will. In den von den Lykomiden aufbewahrten Hymnen mag gestanden haben, was Einige dem Orpheus, Andere dem Pompbos zuschreiben, daß der ruhmvollste mächtigste Gott Zeus sich hüllt in den Koth der Schafe, Rosse und Maulesel, als allwirkende Naturkraft, welcher Gedanke ziemlich alt-orphisch sein mag [97]). Darauf paßt wenigstens, was Menander von diesen Hymnen sagte: man müsse sie verwahren, weil sie der Menge Unglaubliches und Lächerliches sagend erscheinen würden [98]). Dem vielbestrittenen Orphischen Verse, den Platon anführt [99]): Aber im sechsten Geschlecht laßt ruhen die Fügung des Liedes, worin C. Müller ziemlich willkürlich eine sechsmalige Wiederkehr der wandernden Seele findet, was durch nichts zu erweisen steht, Lobeck sechs Weltalter, die ebenso unsicher sind, ist ganz einfach darin seine Erklärung zu geben, daß er in die Theogonie gehört, die sechs Hauptgeschlechter der Götter darstellt und sechs Herrscher, mit dem sechsten Geschlecht aber schließt. Die ältere: Nacht, Eros, Himmel, Kronos, Zeus, Zagreus; die des Kerkops erst Phanes-Eros, dann die Nacht, dann Himmel und die übrigen. Von Weltaltern findet sich eine Spur in der Theogonie, unter Kronos das silberne Menschengeschlecht, nach Zagreus' Tod das titanische; dazwischen steht vielleicht das eherne und das heroische, wie bei Hesiod, das goldene scheint unter Phanes zu gehören, der den Menschen Wohnungen baut. Vielleicht waren auch nur drei, das titanische gleich hinter dem silbernen. Ein Gemisch von Sagen aus allen Orphischen Gedichten über Phanes, Prime, Demeter, Ägypten, Osiris, Samothrake, Mantik, Weiben und was nur davon in der spätern römischen Zeit erstarkte, gibt die Einleitung zur Orphischen Argonautik; nimmermehr kann das die Inhaltsübersicht der Theogonie sein. Zeus als Wächter über die Ehre der Ältern und wie er den Kindern, die diese hegen, Gutes, den Verächtern derselben Böses zutheilt; denn furchtbar unter der Erde seien die Erinnyen der Ältern, schildern Orphische Verse bei Stobäus [1]), vielleicht aus den *φρεσίν*.

Das große Orphische Gedicht: Werke und Tage, gab Vorschriften über die beim Ackerbaue zu beobachtenden Rücksichten auf glückliche Tage, Constellation und andere Verhältnisse dieser Art. Voran standen die Werke, deren Anfang wir kennen, hinterdrein die Tage, dazwischen die Dodekaeteriden, deren beider Anfänge auch erhalten sind. Die Tage reden den Musäus an. Das Werk enthielt Rathschläge, wie folgt: Am ersten und zweiten Tage des Monats keine Feldarbeit, denn Ares herrscht, erst am dritten ist die Zeit günstig. Wenn Zeus (der Planet) durch den Wasserträger wandert, soll man nicht zu Schiffe gehen. Wer unter der und der Ordnung der Sterne geboren ist, wird Gewalthaber oder Herrscher oder König. Den siebenten Tag liebt Apollon. Alle jene astrologischen Vorschriften sind Zeugniß für sehr späte Zeit der Abfassung [2]). Bei der Bestimmung der Bedeutsamkeit der Zahl der Tage hatten die Pythagoreer ihr Feld. Heilmittel, Zaubermittel, Zauberformeln von Orpheus brachte die spätere Zeit in Menge zum Vorscheine; Brandschäden seien zu heilen durch den Saft von Krauseminze und Rosen mit Bleiweiß gemischt, Bräune und Epilepsie durch Bestreichung mit Menschenblut; Pastinak wirke als Liebeszauber, ebenso im Schlaf untergelegte Pfeile, die man, ohne sie fallen zu lassen, aus der Wunde gezogen habe [3]). Interessanter, als diese Abgeschmacktheiten ist die Aufzählung der symbolischen Ausdrücke, deren die Orphiker sich bedienten, wie überhaupt der hieratische Styl, namentlich der der delphischen Orakel, wie auch der einiger Dichter dergleichen liebte. Der Mond hieß ihm Gorgoneion, dessen drei Theile nannte er Mören, diese aber die Weißgekleideten vom Lichte her; die Nacht Trägheit, den Frühling die Blumine, den Regen Zeus' Thräne, die Saatzeit Aphrodite, die Saat Faden (zum Gewebe der Persephone), den Pflug krummgestaltetes Weberschiff, die Furchen den Aufzug der Fäden. So nannten die Pythagoreer das Meer Kronos' Thräne, die Planeten Hunde der Persephone [4]). Alle Orphischen Gedichte, auch die bedeutsamsten und wohlgeformtesten, haben in der Darstellungsweise vorzüglich das gemein, daß sie in selbstgefälligem Bewußtsein der Heiligkeit des Inhalts ohne allen Rückhalt die Äußerungen des Geschlechtstriebes und seiner Befriedigung in jeder Art unumwunden darstellen. Die poetische Scheu, mit der selbst die der Natur treuesten Dichter, wie Homer, ja selbst der unbändige Aristophanes, der dergleichen doch nur im versöhnenden Freisinne der übermüthig lustigen Laune vorträgt, hierüber reden, ist den Gemüthern der Orphischen Schriftsteller von Grund aus fremd. Diese nackten Enthüllungen des ewig Geheimen sind hervorgegangen aus dem verwegenen Bestreben, die tiefsten Geheimnisse der Natur mit dem Worte wirklich zu erfassen und auszusprechen, wenngleich nur im Kreise der Gewohnten, wie sie einmal gegeben waren, hat in ihnen erst Symbolik, nachdem weichliche Lüsternheit alter und neuer Zeiten geschwelgt. (*K. H. Klausen.*)

Orpheus, Name des Sternbildes Hercules (s. d. Art.).

Orpheus, s. Mimus.

95) Aglaoph. p. 731, 735. 96) Schol. Apollon. III, 1. 97) Aglaoph. p. 745. 98) *Menand.* de Encom. V, 11. 99) *Plat.* Phileb. 66.

1) Ecl. LXXIX, 28.

2) Aglaoph. p. 811—850. 3) Ib. p. 745, 756. 4) Ib. p. 536 sq.

Digitized by Google

Orphica, s. Orpheus.

ORPHITIANUM, Senatus Consultum, oder richtiger **Orfitianum**. Dieser Senatsschluß erweiterte die alten im Zwölftafelgesetze bestätigten Grundsätze des Civilerbrechts; er räumte den Kindern bei der Beerbung ihrer ohne Testament verstorbenen Mutter den ersten Platz ein [1]). Sie wurden jetzt zu legitimi heredes erhoben, und erhielten dadurch von selbst theils eine vortheilhaftere Stellung in der Reihefolge der prätorischen Erben, in welcher sie bis dahin erst in dem ordo unde cognati in Betracht gekommen waren, theils dieselben Rechte, welche früher nur den Kindern eines Patrons zugestanden, bei der Beerbung der mütterlichen Freigelassenen [2]). Daß die Feststellung jenes neuen, im Billigkeitsgefühle der Nation sicher schon vorbereiteten Erbrechts, der Hauptinhalt des Senatus Consultum Orfitianum gewesen, ist außer allem Zweifel; allein die Worte des Gesetzes sind bis auf wenige geringfügige Anführungen [3]) für uns verloren gegangen, und deßhalb wird es bei den Berufungen auf dasselbe nicht selten zweifelhaft, ob die angeführte Satzung den ursprünglichen Verfügungen des Senatsschlusses, oder der weitern Fortbildung der Praxis und Jurisprudenz ihr Entstehen verdankt. Nach dieser aber ist es gewiß, daß man das neue Erbrecht nur den Kindern ersten Grades zu Theil werden ließ [4]), daß man keinen Unterschied zwischen ehelicher und unehelicher Geburt machte [5]), daß es gleichgültig war, ob das Kind sui juris oder alieno juri subjectus [6]), und daß auch der Eintritt einer minima capitis deminutio ebenso wenig eine störende Wirkung äußerte [7]), als eine minutio existimationis [8]). Jedoch mußte der Erbe den cives Romani angehören [9]), und durfte nicht in der Sklaverei geboren sein, eine Regel, von welcher nur der Eintritt des postliminium und die Geburt von einer ancilla, der man die bereits vor der Entbindung legirte Freiheit widerrechtlich verzögert hatte, eine Ausnahme machte [10]). Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß bei der Succession, wie sie in Folge des Senatus Consultum Orfitianum stattfand, der alte Grundsatz: In legitimis hereditatibus successio non est, cessirte, und mithin, wenn das berufene Kind sein Erbrecht nicht geltend machte, die anderweitigen gesetzlichen Intestaterben eintraten [11]). — Entstanden ist der Senatus-Consult unter Kaiser Marc Aurel im J. 178 n. Chr., 931 d. E. R., als Vettius Rufus und Cornelius Scipio Orfitus das Consulat bekleideten, von welchem letztern denn auch der Name herrührt, obgleich die unmittelbare Veranlassung zu dem Gesetze nicht von ihm, sondern vom Kaiser selbst mittels einer oratio ausgegangen zu sein scheint [12]). Erst seit Valentinian II. griff in die aus dem Senatus Consultum Orfitianum hervorgegangenen Rechtsverhältnisse die Gesetzgebung weiter ein. Durch eine Verordnung vom J. 389 n. Chr. wurden auch Kindeskinder zu ersten Erben ihrer Großmutter erhoben, sodaß sie den Erbtheil ihres vorverstorbenen Vaters oder ihrer vorverstorbenen Mutter erhalten, jedoch den lebenden Kindern ersten Grades ein Drittel ihrer Portion und andern Agnaten ein Viertel überlassen sollen [13]). Diese Abzüge wurden erst vom Kaiser Justinian aufgehoben [14]).

Die Rechtshistoriker pflegen häufig noch ein zweites Senatus Consultum Orfitianum anzuführen, welches von Bach [15]) als das Senatus Consultum Orfitianum de manumissione bezeichnet wird. Diese Angabe beruht auf *Paulus* Sentent. recept. IV, 14. §. 1, wonach die Bestimmung der Lex Furia Caninia, daß die testamentarische Freilassung eines Sklaven nominatim geschehen müsse, durch ein Senatus Consultum Orfitianum eine nähere Erklärung erhalten, indem dasselbe auch die deutliche Beschreibung des Freizulassenden ohne Nennung seines Namens als genügend betrachtet [16]). Der Zusammenhang dieser Bestimmung mit den Regeln über das Erbrecht der Kinder ist durchaus dunkel, deßhalb aber gar nicht unmöglich, daß dieselbe, wie schon Ranchinus [17]) angenommen, Schulting [18]) aber als ganz grundlos bestritten hat, in das Senatus Consultum Orfitianum vom J. 178 mit aufgenommen gewesen.

Eine besondere Schrift über dies letztere besitzen wir von *Aug. Corn. Stockmann* (resp. *Casp. Godofr. Fuellkruus*) de Senatus Consulto Orfitiano (Lips. 1798. 4.). Daneben ist dasselbe am ausführlichsten behandelt von *Guil. Ranchinus*, De successione ab intestato cap. 5 (in *Meermann* Thesaurus III. p. 199—201) und von Chr. Friedr. Glück, Erörterung der Lehre von der Intestaterbfolge, S. 255—271 der 2. Aufl. (*L. Pernice.*)

ORPHITUS, oder richtiger **ORFITUS**, ein, beson-

1) *Ulpiani* Fragmenta XXVI. §. 7. Pr. I. de Senatus Consulto Orfitiano (III, 4). 2) Fr. 9. ad Senatus Consultum Tertullianum (XXXVIII, 17). Fr. 22. De jure patronatus (XXXVII, 14). — Vergl. Gonschen über die B. P. libertini intestati in Hugo Civil. Magaz. 4. Bd. S. 291. 3) In Fr. 1. §. 9 und §. 12 ad Senatus Consultum Tertullianum. Eine Restitution hat Ranchinus versucht. 4) pr. §. 1. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Vergl. Fr. 9. ad Senatus Consultum Tertullianum. Fr. 6. §. 1. eod. 5) §. 3. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 1. §. 2. ad Senatus Consultum Tertullianum. 6) pr. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 9. ad Senatus Consultum Tertullianum. 7) §. 2. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 1. §. 8. ad Senatus Consultum Tertullianum. 8) Fr. 1. §. 6. ad Senatus Consultum Tertullianum. 9) *Pauli* Sentent. recept. IV, 10. §. 1. 10) §. 3. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 1. §. 3. Fr. 2. §. 3. ad Senatus Consultum Tertullianum. Fr. I. §. 1. de suis et legitimis (XXXVII, 15). *Pauli* Sentent. recept. IV, 10. §. 1, 2.

11) Fr. 6. §. 1. Fr. 1. §. 9 ad Senatus Consultum Tertullianum. Vergl. Schilling Bemerkungen über römische Rechtsgeschichte. S. 381. 12) *Capitolinus* vita Anton. Philos. c. 11. Fr. 9 ad Senatus Consultum Tertullianum. Vergl. *Relandi* Fasti Consular. p. 51. 13) c. 4. Th. Cod. de legitimis heredibus (V, 1). 14) c. 12 de suis et legitimis (VI, 55). Nov. 18. c. 4. 15) Historia jurisprudentiae Romanae. p. 448. ed. ult. 16) „Nominatim servi testamento manumitti secundum legem Furiam possunt. Nominatim autem manumittere intelligitur hoc modo: „Stichus liber esto.“ Quum autem „Obsonatorem“ vel „qui ex ancilla illa nascitur liberum esse volo,“ ex Orfitiano Senatus Consulto perinde libertas competit, ac si nominatim data sit“ — —. 17) De successione ab intestato. c. 5. §. 2. 18) Jurisprudentia vetus antejustinianea. p. 427.

Digitized by Google

ders in der Kaiserzeit, ziemlich häufiger römischer Familienname; so war unter Claudius, Collège des Kaisers in dessen fünftem Consulat ein Ser. Cornelius Orfitus (*Tacit.* A. XII, 41) im J. d. St. 804, n. Chr. 51, derselbe vermuthlich, welcher unter Nero den Antrag machte: der Mai solle nach Claudius, der Monat Junius nach Germanicus genannt werden (*Tacit.* A. XVI, 12); ob es aber derselbe ist, der unter Nero durch die Delation des Aquilius Regulus mit seiner Familie umkam (*Tacit.* H. IV, 42: subversa Orphiti domus) wage ich nicht zu entscheiden. Unter Nero war auch ein primipilaris Pactius Orfitus (*Tacit.* A. XIII, 36); ein Solinus Orfitus war Consul 863 d. St., 110 n. Chr., unter Trajan; Memmius Vitrasius Orfitus war unter Antoninus Pius ein berühmter praefectus urbi (vergl. *Capitolin.* Antonin. Pius, c. 8. *Symmach.* bei *Wernsdorf*, Poetae Latini min. V, 3. p. 1376. *Gruter*, Inscript. p. 284 inscr. 8, und die von *Burmann* ad *Symmach.* l. c. angeführten Gelehrten); unter demselben Kaiser war Serg. Corn. Scipio Orfitus Consul im J. 902 d. St., 149 n. Chr.; ein Orfitus trieb Unzucht mit der Frau des Antoninus Philosophus (*Capitol.* c. 29); unter diesem Kaiser war L. Corn. Scipio Orfitus Consul 918 der St., 165 n. Chr., desgleichen ein Corn. Scipio Orfitus 925 d. St., 172 n. Chr. (*Aelius Lamprid.* Commod. 11), desgl. Corn. Scipio oder Gaunius Orfitus 931 d. St., 178 n. Chr. (*Ejusd.* 12.), nach welchem das Senatus Consultum Orfitianum, wovon im vorigen Artikel gehandelt ward, benannt ist; unter Claudius Gothicus war ein Furius Orfitus Consul 1023 d. St., 270 n. Chr. Andere übergehen wir und bemerken nur, daß ein Orfitus auch unter denen vorkommt, welche den römischen Bischof Marcellin, obgleich fälschlich, beschuldigten, daß auch er Treulosigkeit gegen die Kirche sich habe zu schulden kommen lassen und den heidnischen Göttern geopfert habe; auch unter den christlichen Heiligen ist ein St. Orfitus, dem der 1. Juni heilig ist. (*H.*)

ORPHNAEUS, der Mächtige, eins der Rosse des Gottes der Unterwelt. *Claud.* de rapt. Pros. I, 282. (*Klausen.*)

ORPHNE, die Finsterniß, eine der unterirdischen Nymphen, gebiert dem Acheron, dem Leidenstrome, den Askalaphos, der den Genuß des Granatapfels verräth, um dessen willen Persephone dem Hades verbleiben muß. *Ovid.* Met. V, 539. Apollodor nennt statt ihrer die Gorgyra als Mutter des Askalaphos vom Hades (*Ap.* I, 5, 3). Dem liegt derselbe Gedanke zum Grunde, denn das Wort Gorgyra bezeichnet eine düstere Schluft (vergl. *Herod.* III, 145), etwa unsern Verließen entsprechend. (*Klausen.*)

ORPHNEPHILA *Haliday* (Insecta). Eine im Zoological Journal vol. V. (nr. XIX. p. 350 aufgestellte Zweiflüglergattung, zur Familie Tipulidae, Unterfamilie culiciformes und deren Section ** (Rüssel kürzer als Fühler, Palpen eingebogen) gehörig. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Augen auf der Stirne zusammenfließend, Punktaugen fehlen, Fühler sehr kurz, borstenförmig, an der Wurzel kugelig, bei beiden Geschlechtern nackt; die vordern Tarsen verlängert, die Flügel aufliegend, parallel. Kopf fast kugelig, die Augen nierenförmig. Fühler eilfgliederig, das Wurzelglied warzig, fast versenkt, das zweite sehr groß, kugelig, das dritte, vierte, fünfte so eng verbunden, daß sie gleichsam nur ein großes eiförmiges bilden, die übrigen cylindrisch, schwach, das sechste kurz, fast eiförmig, das neunte etwas kürzer als die übrigen. Das Untergesicht klein. Der Rüssel ganz kurz, aufliegend, die Lippen groß. Die Palpen gebogen, wenig kürzer als die Fühler, fünfgliederig, das erste klein, keulenförmig, das zweite, dritte größer, zusammengedrückt, das fünfte kürzer. Die Flügel mit zwei innern Mittelfeldern, der Quernerv, der das zweite und dritte Hintercostalfeld verbindet, liegt über der Spitze der Mittelfelder, die aus ihm laufenden Strahlnerven sind einfach. Die Beinwurzeln stehen dicht aneinander und sind nicht verlängert; die Füße sind schmächtig, die Schienen unbewaffnet; das Wurzelglied der Tarsen ist sehr lang, das vierte ganz kurz, ausgerandet, mit einfachen Klauen, die vordern Füße sind verlängert, das erste Tarsenglied derselben länger als das Schienbein. Der Hinterleib ist kurz, cylindrisch achtringelig, das Afterstegment groß, beim Männchen bauchig. Die Verwandlungsgeschichte noch unbekannt.

Einzige Art O. devia (l. c. taf. 15. fig. 1—9). Die Länge zwei Linien, Flügelausbreitung 4½ oder weniger. Der Kopf schwarzbraun, Augen und Fühler schwarz, der Mund blaßbraun. Thorax röthlich kastanienbraun, etwas glänzend, die Schwinger blaß; Hinterleib vorn schwarzbraun, das Afterstegment röthlich-kastanienbraun, Beinwurzel und Füße gelblich-blaß, Tarsen an der Spitze braun, die Flügel schwach grau, mit braunen Nerven. Findet sich im October an den schattigen Ufern der Bäche in der Grafschaft Galway in England. — Zunächst mit Macropeza verwandt, Ceratopogon sich nähernd. (D. *Thon.*)

Orphnus *Mac Leay* (Insecta), s. Oryctes.

ORRA, soll der ältere Name einer Stadt Italiens im Bruttischen sein, die an der Küste des ionischen Meeres, nicht weit von Lokri in der Nähe des heutigen Condojani gelegen wäre; sie kommt jedoch nirgends bei Schriftstellern, sondern nur auf Münzen und zwar auf lauter Kupfermünzen vor, die man in Großgriechenland gefunden hat; sie haben die Inschrift *OPPA*, bei manchen ist noch der Zusatz *ΓΟΡ* oder *ΓΟΡΟ*, auf einer Münze des Museums von Neapel steht gradezu auf der Vorderseite *ΛΟΚΡΩΝ*. Auf der Vorderseite der Münzen ist ein Haupt des Hercules mit der Löwenhaut, oder ein jugendlicher Kopf mit dem Lorbeer, oder ein Kopf der Juno, oder ein Kopf der Venus, auf der Rückseite ein Cupido mit der Lyra, oder ein Blitz, oder ein Adler, oder eine Traube. Vergl. *Eckhel* D. N. I. p. 182. *Rasche* Lexic. Univ. Rei Nummar. III, 2. p. 197 sq. (*H.*)

ORRAYE, eine Art des persischen Brocats, welche auf beiden Seiten recht ist. (*Karmarsch.*)

Digitized by Google

ORRENTE (Pedro), spanischer Geschichts- und Genremaler, geb. in Monte-Alegre im Königreiche Murcia, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., gest. 1644. Das erste Werk, wodurch er sich bekannt machte, war ein für die Kathedrale von Toledo 1611 verfertigtes Gemälde aus dem Leben des heil. Ildefonsus; man bewunderte an diesem den energischen Styl, die Freiheit und Leichtigkeit der Farbengebung. Er erhielt darauf in Murcia viele Aufträge und unter seinen jetzt ausgeführten Werken haben acht Gemälde, zu welchen die Sujets aus der Genesis genommen waren, großen Ruhm erlangt, die noch heute zum Majorate der Vicomtes von Huertas gehören. Von Murcia begab er sich nach Valencia und erwarb sich hier allgemeinen Beifall durch einen im J. 1616 für die dortige Kathedrale gemalten heil. Sebastian, was für eins seiner schönsten Werke gilt. Nach Madrid berufen, erwarb er sich durch eine Reihe von Gemälden, die er für den königl. Palast von Retiro verfertigte, die Gunst des Hofes; da es ihm aber sein Charakter unmöglich machte, lange an einem Orte zu verweilen, so konnte auch Madrid ihn nicht fesseln; er zog durch ganz Spanien, ließ überall Beweise seines Talentes zurück, ganz besonders besitzen die Städte Toledo, Murcia, Valencia, Cuença, Sevilla, Cordova eine große Zahl seiner Werke, namentlich aber Sevilla, wo er sich mit Pacheco verband, der sehr viel auf ihn hielt. Er starb zu Toledo, wo sich seine Hauptgemälde befinden, namentlich in der Kathedrale das Bild der Schutzpatronin der Stadt, die dargestellt ist, wie sie aus dem Grabe steigt. Trotz den Launen seiner Phantasie und ob er sich gleich fast zügellos der Schwärmerei seines Genies hingab, so beobachtete er doch streng die Regeln des Zeichnens, von denen er sich nur selten entfernte, und alle Hilfsmittel des Helldunkels kannte er und wußte sie so vortheilhaft zu benutzen, daß seine Gemälde große Ähnlichkeit mit den Werken der venetianischen Schule haben; ein besonderes Geschick besaß er für die Darstellung von Thieren und mit Vorliebe malte er Meierhöfe oder Gegenstände aus der Patriarchen-Geschichte. (Biographie univ. XXXII. p. 169.) (*H.*)

Orrerium, s. Orrerys.

Orrery (Graf von), s. Boyle.

ORRERYS wurden früher nach Lord Orrery, der sie in England zuerst verfertigen ließ und ihren Gebrauch empfahl, verschiedene astronomische Vorrichtungen genannt, welche dazu dienten, die Bewegungen der Planeten und der Erde um die Sonne, um ihre Axe, die immer gleichbleibende Lage der Erdaxe gegen ihre Bahn, den hieraus folgenden Wechsel der Jahreszeiten, die Bewegung der Mondbahn ꝛc. dem Auge sinnlich darzustellen; sie umfaßten also dieselben Vorrichtungen, die wir jetzt Planetarium, Tellurium, Lunarium etc. nennen. (*Scherk.*)

Orrhea, s. Horrea.

ORRHORRHÖE, ORRHORRHOEA, ein wäßriger Ausfluß aus dem Körper, z. B. durch den Stuhlgang, aus Geschwüren ꝛc. (*Wiegand.*)

ORRIDO (L'), wird jener schauerlich imposante Punkt bei Bellano am Lago di Lecco in der Lombardei genannt, wo sich die Gioverna von der Höhe eines Felsens ungefähr 200 Fuß tief herabstürzt, und von wo an sich der Fluß durch die Kalk- und Schieferberge eine Bahn bis in den See gebrochen hat. Die Tiefe des Abgrundes, das schauerliche Dunkel des Wasserschlundes, der Donner des Falles, und das heftige Stäuben der in Gischt und Regen aufgelösten Wogen gewähren einen Anblick, der einen um so größern Eindruck hervorbringt, jemehr er mit der Heiterkeit und Lieblichkeit der Landschaft und übrigen Umgebungen des See's contrastirt. Von dem Balcon eines in der Nähe des Falls erbauten Hauses übersieht man nicht nur die Cascade, sondern erblickt auch das Innere der Höhle, aus welcher der Fluß hervorbricht. (*G. F. Schreiner.*)

ORSA oder ORSARA, 1) alter Name einer Stadt in Klein-Armenien, jenseits Nikopolis, am Mittelmeere (*Ptolem.*); 2) Hafen und Berg in Arabien. (*Plin.* VI, 28, 31.) (*H.*)

ORSA, ein ansehnliches Pastorat im östlichen Dalekarlien, mit etwa 4000 Seelen. Die Bauern treiben Handel mit Schleifsteinen, für welche sie Korn eintauschen. Man baut übrigens hier die in andern dalekarlischen Pastoraten frühreifende Gerste oder Mangkorn (Gerste und Hafer). Hier findet man den großen Orsasee und das Eisenhüttenwerk Fridshammer, welches den Einwohnern manche Erwerbsquelle eröffnet. Aus Karls X. Gustavs Zeit (1657) trifft man die Überbleibsel einer wider die Dänen angelegten Schanze. Die erwähnten Schleifsteine werden aus Sandstein in der Nähe der Dörfer Kallmora und Äberga gehauen, man zählt 35 solcher Schleifsteingruben. Einen großen Theil des weitläufigen Pastorats, gegen Herjeådalen hin, füllt ein von Finnen bewohntes Land (Finnmark) aus; diese Finnen, die sich in mehren dalekarlischen Pastoraten finden und deren Einwanderung, der Zeit nach, sich nicht bestimmen läßt, verstehen Schwedisch, sprechen aber unter einander Finnisch. (*v. Schubert.*)

Orsabaris, s. Orsobaris.

ORSAEI, Volk in Indien. *Plin.* H. N. VIII, 21, 31. (*H.*)

ORSANA, in Spanien, s. Ossuna.

ORSARA, 1) kleine Stadt in der Provinz Capitanata des Königreichs beider Sicilien; 2) s. Orsa. (*H.*)

ORSATO, lat. URSATUS (Sertorio), Archäolog, geb. zu Padua 1617 aus einem patricischen Geschlechte, daher Nobilis de Ursatis. Schon in seinem 17. Jahr erwarb er sich durch seine Dissertation: Sertum philosophicum ex variis scientiae naturalis floribus consertum (Pad. 1635. 4.) die philosophische Doctorwürde. In glücklicher Unabhängigkeit widmete er den größten Theil seines Lebens archäologischen und naturhistorischen Forschungen, übernahm erst 1670 den ihm angebotenen Lehrstuhl der Physik zu Padua und starb den 3. Juli 1678. Er war Ritter des S. Marcus, Mitglied der Akademie der Riccovradi ꝛc. — Orsato war ein kenntnißreicher, geschmackvoller, antiquarischer Forscher, der einen unermüdeten Fleiß auf die Entdeckung und Erklärung alter Denkmäler, Inschriften, Münzen u. dgl. verwen-

Digitized by Google

[illegible] Paduae [illegible] Historia [illegible] Patavinae [illegible] Monumenta Patavina [illegible] antiquitatis [illegible] Patavinae [illegible] Patavii [illegible] Patavinae [illegible] Patavinae [illegible] Patavinae

born Dombere, letzterer zugleich auch Propst zu Wassenberg; Richard starb ohne Kinder, Maria wurde an Diether von Braunsberg, Elisabeth an Hans Georg von der Leyen zu Saftig verheirathet. Mit diesen sechs Geschwistern ist die ältere Linie des Hauses Orsbeck erloschen.

Die jüngere Linie stammt von Anton ab, dem zweiten Sohne Wilhelms I. Antons Enkel, Johann, erheirathete mit Agnes von Kendenich das schöne Rittergut dieses Namens, in der Bürgermeisterei Hürth des Landkreises Cöln, gleichwie Johannes Sohn, Damian I. mit Sophia von Brempt das Rittergut Vernich, in der Bürgermeisterei Weilerschwist, des Kreises Lechenich, erheirathete. Damians Sohn, Damian II., Herr zu Kendenich und Vernich, hinterließ die Söhne Diether und Johann. Johann war Domherr zu Lüttich und Archidiakon von Hasbanien. Diether, auf Vernich, der 1585 als jülichscher Truchseß vorkommt, wurde in seiner Ehe mit Cäcilie von Bongart zu der Heiden ein Vater von drei Kindern. Der ältere Sohn, Wilhelm von Orsbeck zu Vernich, k. k. Obrist-Lieutenant und Commandeur des Kratzischen Regiments, war seit dem 10. Sept. 1629 mit Maria Katharina von der Leyen zu Adendorf, Damians von der Leyen und der Anna Katharina Walbott von Bassenheim Tochter und der Kurfürsten Karl Kaspar von Trier und Damian Hartard von Mainz Schwester, verheirathet, und hatte von ihr vier Söhne und fünf Töchter. Der Söhne ältester, Damian Emmerich, Dompropst zu Trier und Speier, auch Propst des St. Paulinstiftes zu Trier, geb. den 7. Oct. 1632, starb den 15. Aug. 1682. Der zweite Sohn, Johann Hugo, wird alsbald seine Stelle finden. Der dritte Sohn, Johann Friedrich, Freiherr von Orsbeck, geb. den 13. Jul. 1636, k. k., auch kön. spanischer General-Feldmarschall-Lieutenant, kurtrierischer Geheimrath, war mit Charlotte, Gräfin von Boyneburg, vermählt, und starb ohne Kinder, den 12. Jul. 1696. Der jüngste Sohn, Damian Adolf, geb. d. 8. Jun. 1639, war des teutschen Ordens Ritter und Comthur zu Trier, auch k. k. Obrist-Lieutenant, und wurde in der Belagerung von Kanischa 1664, durch eine feindliche Stückkugel getödtet. Die älteste Tochter, Eva Anna Maria, geb. 15. Nov. 1631, starb in blühender Jugend, die zweite, Anna Antoinette, geb. den 3. Febr. 1635, wurde des Freiherrn Eberhard von Kesselstatt Gemahlin. Die dritte Tochter, Maria Mechthildis, geb. den 1. Oct. 1637, heirathete den Freiherrn Johann Wilhelm von Metternich zu Mülenark. Die vierte, Katharina Elisabeth, heirathete den Freiherrn Wolfgang von Schmittburg, die jüngste, Anna Katharina, den Freiherrn Werner von Quad zu Büschfeld.

Wilhelms und der Maria Katharina von der Leyen zweiter Sohn, Johann Hugo, geb. den 13. Jan. 1634, widmete sich, gleichwie sein älterer Bruder, dem geistlichen Stande, studirte von 1644 an Humaniora in Cöln, absolvirte Rhetoricam 1648 zu Mainz, und trat, nachdem er 1651 seine Residenz an dem Dome zu Trier abgehalten, in das Collegium germanicum zu Rom. Damals schon schrieb von ihm der P. Oliva, der General der Jesuiten, an einen Bruder der niederrheinischen Provinz: „Si adolescens ille, in provectiore aetate progressus, ita continuaturus est, paucos ipsi Germania pares habebit, et facile erit, Eminentiae suae (des Oheims des Kurfürsten Karl Kaspar von Trier) successorem suum conjicere.“ Nach seiner Rückkehr von Rom 1655 besuchte er die Universitäten Paris und Pont-à-Mousson, 1657 empfing er in Frankfurt die Subdiakonatsweihe, am 23. Jul. n. J. nahm er seinen Platz in dem speierschen, sowie 1658 in dem trierschen Domcapitel und am 23. Nov. n. J. leistete er als neuernannter Archidiakonus, tit. S. Agathae zu Longuyon, den herkömmlichen Eid. Im J. 1660 wurde er von seinen Collegen zu Speier zum Domdechanten, am 7. Jan. 1672 zum Coadjutor seines Oheims, des Kurfürsten Karl Kaspar von Trier, am 16. Jul. 1675 zum Bischofe von Speier erwählt, am 9. Jun. — 23. Jul. 1676 trat er die Regierung des Kurstaates an, und im J. 1677 nahm er zu Speier Besitz von der ihm verliehenen Würde eines kaiserlichen obersten Kammerrichters. Die Umstände, unter welchen Johann Hugo, in Trier wie in Speier, zur Regierung gelangte, waren die traurigsten. Zwar hatten die Franzosen seit dem September des vorigen Jahres die Hauptstadt Trier verlassen, aber Durchzüge und feindliche Überfälle hörten darum nicht auf, und der gesammte Kurstaat schien mehr einem Haufen von Ruinen vergleichbar. Mit fester Hand ergriff Johann Hugo die Zügel, und obgleich ohne Unterlaß von Frankreich aus beunruhigt, bald durch den stillen Kampf mit den Reunionskammern und mit diplomatischen Fechterkünsten, bald durch schwere Kriege, wie jener um die pfälzische und um die spanische Succession, obgleich genöthigt, es als eine Wohlthat zu erkennen, wenn ihm von den französischen Machthabern erlaubt wurde, um schweres Geld die Einkünfte des eigenen Landes zu pachten, gelang es ihm dennoch, Ordnung in das Chaos, Regelmäßigkeit in eine neugeschaffene Verwaltung zu bringen, den Ackerbau zu beschützen, neue Gewerbsquellen zu eröffnen, und selbst unter Teutschlands Fürsten eine bedeutende Stellung zu gewinnen. Seine Truppen halfen den glorreichen Entsatz Wiens bewerkstelligen, Kaiser Leopold schloß mit ihm am 19. Oct. 1701 einen Allianztractat, wodurch dem Kurfürsten für die Dauer des zu erwartenden Krieges ein jährlicher Zuschuß von 100,000 Thlrn. zugesagt wurde, und die Seemächte versprachen ihm in dem Subsidienvertrage vom 6. Mai 1702 jährlich 50,000 Thlr., wogegen er sich verpflichtete, drei Bataillone zu stellen. Durch die Übereinkunft vom 18. Jan. 1681 schlichtete er die vieljährigen Streitigkeiten mit den Grafen von Wittgenstein, wegen des gemeinschaftlichen Besitzes der Herrschaft Vallendar, und durch den Vertrag vom 16. Febr. 1682 erlangte er von der Abtei Laach die Anerkenntniß der trierischen Landeshoheit in Ansehung des abteilichen Dorfes Kruft. Die erzbischöflichen Tafelgüter verbesserte er durch die Erwerbung der Propstei zu Wetzlar, die Kaiser Leopold, „angesehen dero vortreffliche Tugenden, und in Beförderung des wahren Gottesdienstes allezeit erwiesenen churfürstli-

Digitized by Google

chen Eyffer, sambt den un
unvergleichlicher Treue un
wehrenden Lob und unser
derzeit willigst geleisten,
renden höchst nützlich un
20. Nov. 1701 dem Er
tung des Landes wurde
geschaffen, und in die
gen Abänderungen bi
und auch als Gesetzgeber
stenthum die höchsten
gen sind, als wirklichen
und durchdacht, vor vie
merkenswerth. Der
Thätigkeit, wie sie
Kurfürsten je erreicht
Münzen, beschreibt
Stücke, darunter 12
und alle sind durch
heit des Gepräges
nicht die einzigen
mäler. Eins der be
Kosten seiner Chat
Gymnasium in
den Grundstein le
1699 beendigte.
fürst für das
Er hat auch
seiner gegenwärt
breitstein erbauet
seinen Ruinen
Hochaltar und
durch sehr
um die Gei
stiftes Speie
eine höchst
6. Jan. 171
von ihm
in der Lieb
von dem
(Szalankam
haltene
T. III. p
unverdäch
Blainvi
gesetzt.
Hause
Stamm
Gestalt
ihn
aller
ches
Bed
liebe
ren
ein
M
q

wird in England gewöhnlich Cork, Corker genannt; man kennt sie in Wales unter dem ...kering; sie ertheilt der Schafwolle und den ...uchen eine Art Dunkelcarmoisin. Nach Linné ...chte in unermeßlicher Menge auf der Insel ...altischen Meere wachsen. Ray nennt sie Li... saxatile tinctorum foliis purpureis. Li...reus des Linné oder Lichenoides tartareum ... candidum tuberculis atris des D. Dille... ...e auf Kalkgebirgen wächst, wurde von dem ...Wales auf den Orkneyinseln ꝛc. schon vor lan...en auf dieselbe Art angewendet.

...Bereitung der Orseille ist einfach und gründet ...die Einwirkung des Ammoniums auf die ge... Flechte. Imperatus war einer der ersten, der ...reitung der Orseille für die Färberei öffentlich ...machte. Micheli schrieb später eine umständliche ...ng über diesen Gegenstand. Sein Verfahren ...mit dem, welches in Florenz von der frühesten ...ausgeübt worden, übereinzustimmen. Er wen... und entweder Potasche oder Soda an, womit ...alverte Flechte vermischt, in engen hölzernen Fäs... ...geweicht und einige Wochen lang der Gährung ...u bleibt, bis sich der harzige Färbestoff durch die ...ung mit dem Ammonium aus dem Urine gehörig ...t und aufgelöst hat. Die Masse wird noch in ...n Zustand in dichten Fässern so lange aufbewahrt, ...nn es nöthig ist, mit Urin oder Kalkwasser be..., bis die Orseille für die Färberei anwendbar ist. ...Man hat statt der Potasche und Soda später Kalk in ...lag gebracht.

...Nach Taylors Verfahren bedient man sich in Eng...zur Bereitung der Orseille vier Flechten, die nach ...Werthe verschieden bezahlt werden, nämlich der von ...kanarischen Inseln, von welcher das Pfund 24 Pence, ...von den Inseln des grünen Vorgebirges, das 13 ..., der von Afrika, welches acht Pence und der von ..., welches drei Pence kostet. Die Flechte wird ge...rt, von einigen andern Orseillefabricanten hin und ...der auch gewaschen, zwischen zwei Mühlsteinen fein ...mahlen, um Erde und Steine wegzuschaffen, dann ein ...heil fein gepulverte Flechte mit fünf Theilen Uringeist ...übergossen, das Gefäß bedeckt, damit das Ammonium ...sich nicht verflüchtigt, und jeden Morgen umgerührt. ...Man läßt es an einem mäßig temperirten Ort, am be...sten in einem warmen Keller, stehen, weil Hitze und ...große Kälte die Orseille verderben. Die Farbe zeigt sich ...schon nach einigen Tagen purpurroth und wird später ...blau. Nach 14 Tagen bringt man die Masse in bleierne ...Cisternen, wo sie täglich umgerührt wird. Diese Ci...sternen werden in einigen Fabriken gut geschlossen, und ...vor dem Zutritte der Luft bewahrt. Nach einem Mo...nat ist die Orseille fertig. In einigen Fabriken verdünnt ...man sie jetzt mit Uringeiste; zehn Theile desselben auf acht ...Theile der angewandten Flechte, in andern auch mit ...Gummiauflösung. Acht Pfund gemahlenes Flechtenmehl ...sollen 58 Pfund Orseilleteig geben. Den Uringeist be...reitet Taylor, indem 350 Pfund Urin mit zwölf Pfund frisch gebranntem Kalk in einer Blase destillirt werden, und das Destillat 100 Pfund Uringeist liefert. Sobald der Urin anfängt überzugehen, muß man das Feuer so...gleich auslöschen, weil der Uringeist rein sein muß. Rei...nes Ammonium soll nach Bancroft eine viel schönere Or...seille als Uringeist geben. Wenn die Orseille in ihrer Farbe nicht roth genug ist, so setzt man etwas Säure zu. Taylor nimmt ein Pfund Alaun auf 100 Pfund Farbe, Bancroft hingegen hält den Zusatz von Alaun für überflüssig. Um die Farbe mehr blau oder violet zu erhalten, setzt man ein Pfund gut calcinirte Potasche hinzu. Erscheint die farbige Masse lehmig oder braun, so beginnt eine zerstörende Fäulniß. Um dieses zu ver...hindern, setzen einige Fabrikanten Kochsalz und Salpeter zu, und zwar von jedem $\frac{1}{4}$ des Gewichts des Flechten...mehls. Die Orseille kommt im Handel in Gestalt eines röthlichen oder violeten Teiges von eigenthümlichem Ge...ruch und alkalischem Geschmacke vor. Man erhält sie durch Befeuchten mit Ammonium oder Uringeist stets in feuchtem Zustande, weil die Qualität durch das Aus...trocknen verliert. Der Farbestoff der Orseille ist rein har...ziger Natur. Der Absud dunkel carmoisinroth, ins Vio...lette spielend. Weingeist löst die Orseille mit carmoisin...rother Farbe auf. Säuren ändern die Farbe des Abs...udes in Carmoisinroth. Kali und Natron machen sie etwas violetter, Kochsalz heller carmoisinroth, und Salmiak etwas mehr rubinroth. Alaun scheidet einen rothbraunen Nie...derschlag ab und macht die Flüssigkeit gelblichroth. Zinn...salz bewirkt einen röthlichen, sich langsam absetzenden Nie...derschlag; die obenstehende Flüssigkeit bleibt röthlich. Ei...senvitriol erzeugt einen dunkeln und Kupfervitriol einen kirschbraunen Niederschlag.

Bereitung der Orseille aus der Felsen...flechte (Variolaria orcina *Acharius*) in Auvergne. Seit mehren Jahrhunderten bereiten die Franzosen in Auvergne eine Orseille von amaranthrother Farbe aus der Variolaria orcina. Diese Flechte nennen sie auch Parelle (von pierre, Stein), welches lange hindurch zu dem irrigen Glauben Veranlassung gegeben hat, daß man sich in der Auvergne der Lichen parellus *L.* zur Dar...stellung dieser Farbe bediene. Die Variolaria orcina wächst auf Lavagrunde nach sechs Jahren vollkommen aus; auf Granitgrund erfodert sie hingegen längere Zeit. Sie hat sechs Jahre zum vollkommenen Wachsthume nöthig, wird aber alle drei Jahre gesammelt. Die auf Granit wachsende, welche die Franzosen auch Varenne nennen, soll eine viel lebhaftere Farbe als die auf Lava wachsende, die sie Pucelle heißen, geben. Ein Arbeiter kann täg...lich vier Pfund Flechte einsammeln, wovon das Pfund mit 18—24 Sols bezahlt wird.

Von Le Cocq, der sich mehre Jahre zu Clermont mit der Bereitung der Auvergneorseille beschäftigte, be...sitzen wir nachstehende Verfahrungsart, wie die dortigen Fabrikanten dieses Farbematerial darstellen. Es werden 220 Pfund von Moos und andern Beimengungen sorg...fältig gereinigte Felsenflechte in einen hölzernen Trog, der mit einem gut verschlossenen Deckel versehen ist, ge...bracht, mit 240 Pfund und, wenn die Flechte ausge...

Digitized by Google

zeichnet gut (sehr genährt) ist, auch etwas mehr Menschenurin benetzt, und zwei Tage und zwei Nächte lang von drei zu drei Stunden umgerührt. Am dritten Tage wird die Flechte zu beiden Seiten des Troges aufgehäuft, damit in der Mitte eine Vertiefung entsteht. In dieselbe schüttet man zehn Pfund gesiebten und gelöschten Kalk, ein halbes Pfund Arsenik und ebenso viel Alaun, deckt die Flechte darüber, damit der Arsenik den Arbeitern nicht schadet und rührt alles schnell und gut durch einander, deckt den Trog genau zu, rührt nach einer Viertelstunde wieder um, und sofort alle halbe Stunden, wenn die Gährung sich rasch einstellt, außerdem aber nur alle Stunden. Durch das Umrühren sucht man zugleich zu verhindern, daß sich keine Kruste bildet, welche die Gährung und die Entwickelung des Pigments hindern würde. Am besten ist es, wenn die Flechte so eingelegt wird, daß sie nur die halbe Seite des Trogs einnimmt, und man beim Umrühren nichts zu thun hat, als sie auf die andere Seite zu bringen, wobei man sie mit der Schaufel zerreibt. Nach 48 Stunden fängt die Gährung an schwach zu werden; um sie neu zu beleben, setzt man zwei Pfund Kalk zu, und rührt von Stunde zu Stunde auf. Im Allgemeinen muß die Handarbeit der Stärke der Gährung entsprechen, und sich vermindern, wie jene nachläßt. Gewöhnlich rührt man am fünften Tage von zwei zu zwei Stunden, am sechsten von drei zu drei, am siebenten von vier zu vier Stunden und am achten erhält man eine ziemlich lebhafte Farbe, die jedoch nicht die Intensität besitzt, deren sie fähig ist. Man fährt noch 14 Tage lang fort, die Masse von sechs zu sechs Stunden umzurühren, dann ist die Farbe, welche sie gibt, lebhaft; aber um alles Pigment, welches sie gibt, gänzlich zu entwickeln, wird dieselbe Arbeit noch acht Tage lang fortgesetzt. Bei saftiger und nahrhafter Flechte wird ein ganzer Monat, bei geringerer drei Wochen erfoderlich, um alle Farbe zu entwickeln. Die nach dieser Methode bereitete Orseille wird in Fässer gebracht, wo man sie mehre Jahre aufheben kann; sie ist daselbst besser nach einem Jahr, aber im dritten Jahre fängt ihre Güte an sich zu vermindern. Es wird erfoderlich, diese Orseille von Zeit zu Zeit mit frischem Urin oder Ammonium zu befeuchten, um das Eintrocknen zu verhindern. Während das sich bildende Ammonium verdunstet, nimmt die Orseille einen angenehmen Veilchengeruch an.

Le Cocq empfiehlt zur Verbesserung dieses Verfahrens Ammonium, oder wenigstens durch Verdunsten stärker gemachten Urin, und die Flechte durch Waschen in Urin von den erdigen Theilen zu reinigen.

Im J. 1809 erhielt der Orseillefabrikant Bourget in Lyon ein Patent für ein Verfahren, aus der Variolaria orcina oder der Felsenflechte von Auvergne eine ebenso schöne Orseille als aus den Flechten der canarischen oder capverdischen Inseln zu bereiten. Wahrscheinlich besteht sein Verfahren in der Anwendung des reinen Ammoniums statt des Urins und Hinweglassung des Arseniks. Der Verbrauch der Orseille ist seitdem in Frankreich zehn Mal größer geworden, sodaß die Engländer keine mehr nach Frankreich bringen. Die Fabrik des Herrn Bourget in Auvergne beschäftigt über 600 Menschen mit dem Einsammeln der Flechte. Lyon, Belgien, Preußen, Österreich und Italien beziehen aus dieser Fabrik beträchtliche Quantitäten Orseille.

In Holland wird eine flüssige Zubereitung aus Orseille unter dem Namen rother Lakmus (Rood Lackmoes) verkauft.

Lakmus ist die durch Kali blau gemachte Orseille aus der Lakmusschildflechte, und unterscheidet sich von dem Lakmus Croton dadurch wesentlich, daß letzteres aus Croton tinctorium bereitet ist (s. Art. Lakmus).

Erst kürzlich hat Herr Robiquet der französischen Akademie eine interessante Untersuchung über den Farbestoff der Orseillen überreicht. Er bediente sich zu seinen Versuchen der sorgfältig gesammelten Variolaria dealbata (Variolaria orcina *Acharius*), welche er mit kochendem Alkohol behandelte, wodurch zuerst eine sehr weiße krystallinische Substanz erhalten wurde, die mit den sogenannten Halbharzen Ähnlichkeit besitzt. Der weingeistige Extract, der den Geruch des frischen Therials besitzt, gibt mit Wasser angerührt eine zuckerige Substanz, wie Mannazucker. Verdunstet stellt die Substanz eine gelbliche Masse dar mit angeschossenen Nadeln, die aber durch eine klebrige Flüssigkeit verunreinigt sind. Ausgepreßt ließ sich dieser Mannazucker von jener Flüssigkeit trennen. In Äther gebracht scheidet sich aus dem Zucker eine eigenthümlich starre, krystallinische Substanz aus mit grünlich gelbem Princip. Dieses Princip läßt sich durch einige Behandlungen jedoch leicht wieder davon trennen. Von der Orseille bleibt nach diesen verschiedenen Proceduren nur noch eine pulverige stickstoffhaltige Substanz zurück, die wenig Interesse darbietet. Die durch Äther abgeschiedene krystallinische Substanz schmilzt bei gelinder Wärme und krystallisirt beim Erkalten wieder; stärker erhitzt verflüchtigt sie sich, setzt sich aber im Halse der Retorte wieder in Krystallen ab; sie kann sich nicht färben. Nur die zuckerige Substanz kann sich färben, obgleich sie im reinen Zustande gelblich weiß ist; sie unterscheidet sich von andern Zuckerarten dadurch, daß sie durch basisch essigsaures Blei gefällt wird. Wird die zuckerige Substanz durch thierische Kohle gereinigt, so bildet sie vierseitige Prismen; da sie schmelzbar ist, und bei einer nicht sehr starken Hitze verflüchtigt wird, so legt sie sich an die Seitenwände der Retorte an. Ihre merkwürdigste Eigenschaft ist diese, daß sie sich durch Ammonium dunkelbraun färbt, und beim Aussetzen die Luft in dem Maße, als ein Theil des Ammoniums verdunstet, Anfangs violet und beim Aussetzen an die Luft dann immer röther wird. Dieses ist also der Färbestoff der Orseillen, der zuerst durch Ammonium braun, und nachherige Einwirkung der atmosphärischen Luft sein purpurartiges Aussehen erhält. Hierzu ist keine Gährung nöthig, auch hält Herr Robiquet mit Recht den Zusatz von Kalk, Alaun, Arsenik u. bei der Orseillebereitung für mehr schädlich als Nutzen bringend. Schwefelwasserstoff entfärbt den Färbestoff der Orseille, wahrscheinlich in Folge einer Desoxydation, wie dieses der gleiche Fall bei der Lakmustinctur ist. Abbé Bollet machte schon früher die Bemerkung, daß der Farbe-

Digitized by Google

stoff der Orseille im luftleeren Raume sich nach und nach ganz entfärbt.

Anwendung der Orseille in der Färbekunst. In der Seidenfärberei spielt die Orseille eine nicht unbedeutende Rolle, jedoch weniger für sich allein, als in Verbindung mit andern Pigmenten. Sie ertheilt der weißen Seide eine lebhafte Lilasfarbe, die aber an der Luft und dem Lichte sehr unbeständig ist. Etwas dauerhafter läßt sich diese Farbe darstellen, wenn die Seide zuvor mit einer zinnhaltigen Basis imprägnirt wird. Man kann die Orseille in der Seidenfärberei als eigentliches Hilfs- und Ersatzmittel für andere Pigmente betrachten. Seide, welche sich in der Indigoküpe durchaus nicht gut dunkelblau färben läßt, erhält zuvor einen Orseillegrund, durch welchen sie in der Indigoküpe die schönste dunkelblaue Farbe annimmt. Als Substituirungs- und Modificationsmittel wird die Orseille zur Erzielung vieler schönen Farbenabstufungen in Gesellschaft dafür sich eignender Pigmente häufig beim Färben der Seide verwendet.

In der Schafwollenfärberei bedient man sich der Orseille in mehren französischen Werkstätten, um das Fleckigwerden der Karmeliterfarbe zu verhindern; auch sollen die Engländer sich ihrer bedienen, um der Schafwolle einen Grund zu geben, welche nachher dunkel Indigoblau gefärbt den schönen violetten Schimmer liefert, der an den blauen Wollentüchern der Engländer vorzugsweise geschätzt ist. In ökonomischer Beziehung wird durch ein solches Verfahren auch eine beträchtliche Quantität Indigo erspart.

In der Baumwollen- und Leinenfärberei findet die Orseille keine Anwendung.

Literatur: Bancroft, neues englisches Färbebuch von Dingler und Kurrer B. 1. Riems Sammlung ökonomischer Schriften für 1801 ꝛc. Leuchs Anleitung zur Bereitung aller Farben ꝛc. Leuchs Beschreibung der färbenden und farbigen Körper ꝛc. Hermbstädts Grundriß der Färbekunst. Dinglers polytechnisches Journal B. 33. Journal de Pharmacie, Juni 1829. u. a. O. m. (*Kurrer.*)

ORSEIS, eine Nymphe, Gemahlin des Hellen, Mutter des Doros, Ruthos und Äolos (*Apollod.* I, 7, 2). Da diese sonst nicht genannt wird, hat man den Namen für einen Schreibfehler statt Oreias, Oreade gehalten. Aber die Aufregerin Orseis scheint die vielen Wanderungen des hellenischen Volks, die Herodot (I, 56) berührt, und die wandernde Verbreitung des hellenischen Namens zu bezeichnen. (*Klausen.*)

ORSELEN (Werner von), Hochmeister des Ordens der Teutschritter (s. d. Art.). Aus einem alten Geschlechte der Rheinlande gebürtig, früh schon als Ritter in den Orden getreten, als Komthur zu Ragnitz in den Zügen nach Lithauen berühmt, dann seit fast zehn Jahren als Großkomthur mit den äußern und innern Verhältnissen des Ordens in Preußen vertraut, mehrmals Stellvertreter des abwesenden Hochmeisters, unter den Brüdern hochgeachtet seines Charakters und Gemüths wegen, gefürchtet von denen, die der Sittenreinheit entbehrten, die Unbeflecktheit der Ritterehre und des Wandels vor Gott und Menschen nicht so aufrecht hielten wie das Ordensgelübde es gebot, — ward derselbe im General-Convente zu Marienburg, am 6. Juli 1324, unter dem Vorsitze des Teutschmeisters und des Landmeisters in Livland zum Hochmeister des Ordens einstimmig erwählt und bestätigt.

Kaum hatte derselbe sein Amt angetreten, als die Lithauer einen Einfall in das Ordensgebiet versuchten, aber zurückgeschlagen wurden, einen Zug in Feindesland aber das Friedensgebot des Papstes hemmte, der auf das Scheingesuch Gedemins, des lithauischen Großfürsten, um die Taufe, das Reich der Kirche hier ohne Blutvergießen zu erweitern dachte, durch Gedemins Antwort auf die Sendung der Legaten an ihn bald enttäuscht wurde, jedoch auf Vorstellung des dem Orden abgeneigten Erzbischofs von Riga bei seinem Verbot neuer Kriege gegen Lithauen beharrte, ja dem Orden noch die Schuld der Abneigung Gedemins gegen das Christenthum aufbürdete. Nur mühsam gelang es dem Hochmeister, den Orden von solcher Beschuldigung zu reinigen; kaum aber war dies geschehen, als ein Bündniß des Polenkönigs Wladislav mit dem Großfürsten Gedemin gegen den Orden, die Friedensverhältnisse sehr bedenklich machten. Der Hochmeister verkannte nicht, welch Unheil den Orden bedrohe, und mit höchster Sorgfalt, mit der eifrigsten zugleich und umsichtigsten Thätigkeit traf er alle Maßregeln zur Vorbereitung auf die nahe Stunde der Gefahr. Die Grenzgebiete gegen Polen und Lithauen wurden befestigt, die Burgen verstärkt, deren mehre (Gerdauen, Plutz, die Wartenburg, die Lünenburg, die Gilgenburg) neu erbaut, Städte befestigt (Bischofswerder, Mohrungen, Guttstadt, Neumark), mit dem Großfürsten Georg Danielow von Kiew und dem Herzoge Wratislav von Pommern Friedensverträge geschlossen. Schon vor dem Ablaufe des mit dem Polenkönige bestehenden Waffenstillstands (bis zum 24. Dec. 1326) brach der Krieg aus, durch einen fruchtlosen Einfall der Polen in Pommern, wo sie jedoch, wie bei dem zweiten Versuch in Masovien, vom Ordensheer und der Kriegsmacht der angegriffenen Fürsten geschlagen wurden. Diese voreiligen Feindseligkeiten bewogen den Hochmeister, sowol seine Bemühungen um auswärtigen Beistand durch getreue Bundesgenossen, als auch die Vertheidigungsanstalten im Innern des Landes eifrigst fortzusetzen. So wurde ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Herzoge Semovit von Masovien, ein gleiches mit dem Herzoge Heinrich VI. von Breslau geschlossen, Burgen und Städte mit Befestigungen und Wehrmannschaft versehen, kurz Alles gethan, um dem mächtigen Feinde wohlgerüstet zu begegnen. Dagegen war der Papst durch das feste Übertreten und treue Beharren des Hochmeisters auf der Seite Ludwigs des Baiern, dessen teutsche Krone die Schlacht bei Mühldorf (s. d. Art.) befestigt, und der Kirche Bann nicht — wie Papst Johann XXII. wollte — wieder auf das Haupt Friedrichs von Österreich gesetzt hatte, dem Orden neuerdings abhold geworden, und benutzte nun die Erwerbung der Kur Brandenburg für das

Digitized by Google

bairische Haus, um den König von Polen zu einem Einfall in die dortigen Lande zu bewegen. An diesem Raubzuge nahm auch Gedemin Theil, dessen Kriegsbewegungen jedoch der Hochmeister aufmerksam beobachtete, die Gefahr, zugleich mit der Quelle, aus der sie entstanden, wohl erkannte, und — als der Papst gleichzeitig die alten Zwiste über Pommern und den Peterspfennig wieder aufnahm — es für dringend erachtete, so genau als offen die Stellung zu bezeichnen, welche der Orden in dem Streite zwischen dem Papst und dem teutschen Könige fernerhin behaupten müsse, — denn daran knüpfte sich natürlich noch Vieles und Wichtiges. Er berief demnach noch im J. 1326 ein General-Capitel in Marienburg, in welchem die Ordensgebietigen zuerst verschiedene Satzungen und Gesetze zum Feststellen und Regeln der kirchlichen und häuslichen Ordnung der Ritterbrüder entwarfen und bestätigten, dann aber zur Berathung der politischen Verhältnisse und Verbindungen des Ordens übergingen und einmüthig beschlossen, auch fortan — trotz des päpstlichen Zorns — an der Partei Königs Ludwig festzuhalten und auf solche Weise wider die Gefahr von Polen her sich der Freundschaft des Markgrafen Ludwig von Brandenburg (Sohn des Königs) zu versichern. Endlich schlichtete der Hochmeister noch die Wahlstreitigkeit in Livland, ernannte mit Zustimmung des Capitels einen neuen Landmeister, und erhielt von den livländischen Ordensgebietigen die Abtretung der Burg und des Gebiets Memel. So gesichert und geordnet erwartete der thätige Hochmeister den Ablauf des Waffenstillstandes mit Polen, der auch kaum da war, als der Krieg mit einem Einfalle der durch eine Ordensschar verstärkten Kriegsmacht des Herzogs von Masovien in die Landschaft Cujavien begann. Dieser Erstlingszug war glücklich, nicht so ein zweiter im J. 1328, das überhaupt — da Polen und Lithauen sich mächtig rüsteten, der Papst seine Feindschaft gegen den Orden durch die Anordnung einer strengen Untersuchung „aller Greueltaten desselben" ernstlich zu bethätigen anfing — wichtigere und entscheidendere Ereignisse vorzubereiten schien. Der Hochmeister säumte nicht, den abenteuernden König Johann von Böhmen zu einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Lithauer zu bewegen, dessen Fahnen zahlreiche Grafen, Freiherren und Ritter aus Teutschland, ja aus England sogar sich anschlossen, und der zur Sicherung seines christlichen Unternehmens für die Dauer desselben dem Könige von Polen einen Waffenstillstand abzulocken wußte, den dieser weder in Bezug auf den kreuzfahrenden Johann, noch auf den Orden ausschlagen durfte um der religiösen Volksstimmung willen, wie tief ihn auch Gedemins Gefahr betrübte.

Gegen das Ende des Jahres 1328 langte das Kreuzheer an den Grenzen des Ordensgebietes an, wo der wohlgerüstete und mit seinen Vorbereitungen fertige Hochmeister mit 250 Ordensrittern und an 10,000 Streitern niedern Ranges sich demselben anschloß. Der Einfall in Szamaiten war kurz und glücklich; jeder feindliche Widerstand ward siegreich überwunden, die feste Heidenburg Medewageln am 6. Febr. 1329 umlagert und in wenigen Tagen erstürmt. Dreitausend gefangene Feinde, welche der Hochmeister in seinem Zorn über den hartnäckigen Widerstand tödten lassen wollte, rettete König Johann, doch mußten sie sich taufen lassen. Der Kampf gegen die Heiden sollte weiter geführt, die Bevölkerung Lithauens bis in das Innere des Landes verfolgt und bekehrt werden, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß der König von Polen den Waffenstillstand treulos gebrochen, das Kulmerland mit Heeresmacht überfallen und fünf Tage lang mit Raub und Brand verwüstet habe. Da zog das Kreuzheer augenblicklich zurück, gewann in Eilmärschen die Drewenz, fiel von dort in Dobrin, Cujavien und Masovien ein, vertrieb allenthalben den Feind, eroberte Plock und unterwarf den treulos gewordenen Herzog Wenceslav, worauf König Johann mit dem Hochmeister nach Thorn zog, um über die Beute an Land und Gut zu entscheiden, und nach für den Orden sehr günstigem Ausfalle dieses Unternehmens in seine Staaten zurückging.

Werner von Orselen hatte aus diesem schon im Mai 1329 beendigten Kriegszuge dem Orden bedeutendes Grundeigenthum in Dobrin und Masovien, noch bedeutendere Pfand- und Anwartschaften dort wie in Pommern erworben, dabei jedoch seine unermüdliche Thätigkeit keineswegs auf Fehden und Kriege allein, oder auf Erwerbungen in den Nachbarlanden beschränkt, sondern, während er die alte Ordenspflicht des Kampfes wider die Ungläubigen aufrecht hielt, keinem Widersacher des Ordens die Rechts- oder Gebietsverletzung ungestraft hingehen ließ, und die politische Wichtigkeit, Stellung und Bedeutung des Ordens nie aus den Augen verlor, — seinen Sinn wie seine Sorge auf die innere Landesordnung und Landesverwaltung in allen ihren Zweigen unablässig gewendet. Ebendies macht ihn unter den Hochmeistern des deutschen Ordens besonders groß, und stellt ihn den Landesgebietern damaliger wie jeder Zeit als Muster dar. Wo es das Aufrechthalten der Freiheiten und Rechte seiner Unterthanen galt, trat sein Sinn für Recht und seine Sorge für den Einzelnen wie des Ganzen Wohl stets mit der entschiedensten Beharrlichkeit und mit einer Kraft sonder Gleichen auf. Dies beweist allein schon sein Streit mit dem Papst um den Peterspfennig. Auch die Pflege des Ackerbaues und der Gewerbthätigkeit in allen Theilen waren Gegenstand seines regsten Eifers. Begünstigt und mit Freiheiten nützlicher Art begabt, hoben die Städte sich schnell zu regsamem Bürgerleben empor, und in ihren Ringmauern wie auf dem wohlgeschirmten platten Lande trat die alte wüste Unsitte immer tiefer in den Hintergrund zurück. Aufrichtiger wie ehemals hielten die Preußen am Christenthume; vielfach wurde für Sittlichung der Geistlichkeit gesorgt, sie zu Lehre und Beispiel angehalten und die Vermischung der Preußen mit den gebildeten Einzöglingen aus Teutschland gefördert.

Je höher aber der Hochmeister die Pflichten seines schweren Amtes auffaßte, je vielseitiger er sie im Leben auszuüben und in dem Orden die bürgerlichen Verhältnisse geltend zu machen strebte, je höher überhaupt grade

Digitized by Google

dadurch die Idee des Meisters, des Ordensoberhauptes und Landesfürsten in seinem Kopf und Herzen stand, desto eher mußte es ihm klar werden, wie nothwendig eine Reform der Wahlart, Stellung, Regierungsbefugniß, kurz des ganzen Standpunktes des Hochmeisters sei, wenn nicht Zwietracht und Zerwürfniß Alles lockern und trennen, bald vielleicht einen festern innern wie äußern Verband der gesammten so weit verbreiteten Ordensverbrüderung ganz unmöglich machen sollten. Selbst Zeuge früherer in diesem Betracht unheilvoller Zeiten, beschloß er hier mit entscheidender Kraft durch Rath und That einzugreifen, und durch diesen Schlußstein seines Tagewerkes dem Orden, für den er so lange gelebt und gewirkt, eine erfreuliche Zukunft zu sichern.

Er berief im Herbste des Jahres 1329 den Teutschmeister wie den Landmeister von Livland mit ihren obersten Gebietigen zu einem allgemeinen Capitel nach Marienburg. Dort trug zuerst Werner von Orselen seine Überzeugung vor, wie der Hochmeister stets ein Muster aller dem Ordensritter geziemenden Tugend und obliegenden Pflichten sein, er allezeit makellos, dabei aber streng und würdig als Oberhaupt des Ordens dastehen müsse, demnach bei dessen Wahl weder irgend eine persönliche Rücksicht, noch Gunst, Freundschaft, Gewinn ꝛc., sondern allein des Ordens Ehre, Gedeihen, Nutzen und Leumund in Betracht kommen dürfe. Hierauf gestützt, schlug er verschiedene neue Anordnungen und Abänderungen vor, damit die Regierung eines Meisters allezeit als unbescholten, tadellos und gerecht vor Gott, dem Orden und der Welt befunden werde, zugleich auch er selbst die Mitglieder der unter ihm stehenden Verbrüderung in ihren Fehlern mit Gerechtigkeit zur Besserung leiten könne. Also wurden feste Bestimmungen entworfen und besprochen, wie es in der Zwischenzeit von eines Hochmeisters Tode bis zur einhelligen Wahl des neuen mit der Landes- und Ordensregierung gehalten, was bei zwiespaltiger Wahl beobachtet werden und wie man überhaupt den Hochmeister gesetzlich wählen solle; wobei die Strafe für unbefugtes Eindrängen in das Hochmeisteramt und für die Mitschuld an demselben bestimmt, auch die nöthigen Beschränkungen für die Gewalt des Hochmeisters bei Veräußerungen und Verleihungen im Ordensgebiete, ein Strafcodex für seine Richtergewalt über die Brüder entworfen, das Verfahren wider ihn als Saumseligen im Amt oder gar als Eidbrüchigen festgestellt, dem Teutschmeister endlich ein Aufsichtsrecht über die Amts- und Lebenshandlungen des Hochmeisters in die Hände gelegt wurde.

Kaum war somit des Hochmeisters Streben nach Sicherung der Zukunft des Ordens erfüllt, als ein neuer Raubzug der Lithauer drohte, der alte Streit zwischen dem Erzbischofe von Riga und dem Orden in offene Fehde wieder ausbrach, zugleich aber auch ein neues Kreuzheer unter dem Grafen von der Mark aus Teutschland heranzog. Dieses zu beschäftigen, den Streit in Livland zu schlichten, war die nächste Aufgabe. Während daher die Kreuzfahrer mit noch 100 Ordensrittern und 3000 Reisigen in das Romove-Gebiet von Wayken geführt wurden, eilte Orselen ins Kulmerland, um zuerst den Papst klüglich zu versöhnen, damit er nicht fortan die Beilegung der livländischen Zwiste hindere. Er schrieb dort eine allgemeine Landesversammlung aus, hielt selbige im Beisein des Bischofs Otto von Kulm und mehrer Ordensgebietiger in der Kathedrale von Kulmsee, und erlangte durch ernstes und überzeugendes Zureden die Abgabe des Peterspfennigs an den heiligen Stuhl als freiwillige Gabe von den Ständen, ließ auch bei dem hartnäckigen Nuntius des Papstes die Sache der Kulmer so gut vertreten, daß die Aufhebung des Interdicts nach einigem Hin- und Herreden erlangt wurde. So vertrug er auch den Orden mit dem Bischofe von Leslau über den Zehnten, erkaufte das ganze Fürstenthum Dobrin vom Böhmenkönige, sowie die Verzichtleistung der Königin Elisabeth von Böhmen auf den Ordenstheil in Pommern.

Während dessen rüstete der Polenkönig mit Beistand der Ungern sich ernstlich gegen den Orden; wogegen der Hochmeister mit der bereiten Ordensmacht an die Drewenz rückte, indeß der Ritter Johann von Trier, Voigt des Bischofs von Kulm, einen Streifzug der Lithauer zurückwarf. Des Polenkönigs Absichten wurden hier zwar vereitelt, das von ihm belagerte Dobrin hielt sich, die heidnischen Lithauer mußten auf Antrag der christlichen Ungern das Heer verlassen, aber mit der Hauptmacht überschwemmte der Feind das Kulmerland, ohne daß der Hochmeister die Feldschlacht wider den vierfach stärkern Gegner wagen durfte. Doch nirgends gelang es den Polen; von der hart bestürmten Stadt Schönsee mußten sie mit Verlust abziehen; wie hier der Komthur Herrmann von Oppen, so vertheidigte Günther von Schwarzburg, Komthur zu Christburg, die Burg Leipe mit Ruhm und Erfolg, und Wladislav, dessen Heer an Seuchen und Futtermangel litt, schloß mit dem herbeigerufenen Hochmeister einen Stillstand, bald auch gegen Einräumung von Wissegrod und Bromberg Frieden. Auch in Livland war indeß der Orden siegreich gewesen, Riga zum Gehorsam gebracht und der Erzbischof gedemüthigt worden.

So war nach schwerem Sturme wieder Ruhe geworden, und der brave Hochmeister sann aufs Neue, wie die Wohlfahrt des Ordens und Landes befestigt und gefördert werden könne. Vor allem hatte er immer dahin gestrebt, unter den Ordensgliedern sittliche Reinheit, Ehrbarkeit des Wandels und — durch Strenge in den Gelübden, wie durch Gehorsam gegen Regel und Gesetz — den altwürdigen Namen der Teutschritter vor der Welt zu erhalten. Darum hielt er streng auf den Spruch an der Spitze des Gesetzbuchs: „Wo man eins der Ordensgelübde zerbricht, so sind die Regeln alle zerbrochen," hatte schon früher manche heilsame Gesetze und Gebote theils erneuert, theils neu entworfen, und — selbst tadellos im Wandel, streng in Sitten und treu in der Pflichterfüllung — auch dem Orden solches als höchstes Ritterziel vielfach vorgehalten. Aber seine Besserungsversuche scheiterten an dem Laster und der Leidenschaft,

Digitized by Google

die schon hier und da mächtig im Orden aufwuchsen; ihm selbst brachten sie den Tod durch Mörderhand.

Zu Anfange des Jahres 1330 geschah es, daß ein junger Ordensritter, Johann von Endorf, ein Mensch von unlauterer Sitte und wüstem Leben, oft schon vom Hochmeister deshalb getadelt und bestraft, und deshalb ihm feind, vor Werner von Orselen mit der Bitte erschien, mit dem Ordensheere wider die Lithauer ziehen zu dürfen. Der Meister, wohl wissend, daß der Ritter mehr die Zucht im Ordenshause fliehe, als kampflustig sei, wies ihn mit der Erklärung ab, daß kein Roß für ihn mehr vorhanden, auch es viel zu früh für ihn sei, dem Tode für Christi Sache aus Feindeshand entgegenzugehen, vielmehr er zuvor von seinem wüsten Leben ablassen, ernste Buße thun und durch Tugenden, gute Sitten und rühmliche Werke zu solchem Ehrenkampfe sich vorbereiten müsse. Der Ritter verschaffte sich durch Freunde in der Mark zwei tüchtige Streitrosse zur Kriegsfahrt, und wiederholte dann sein Gesuch. Weil aber der Hochmeister selbst vor einigen Jahren in dem General-Capitel das Gesetz gegeben hatte: „Auch soll kein Ritterbruder Geld behalten, Pferde oder andere Dinge zu kaufen; denn wer solches hat, soll es seinem Obern aushändigen, der ihm Pferde soll besorgen," auch weil es gesetzlich dem Hofmeister freistand, einem Ordensbruder Roß und Waffen nehmen und einem andern übergeben zu lassen, so wurden diesem ungehorsamen und widerspenstigen Ritter die beiden Rosse weggenommen. Eine Fürbitte anderer Ritter blieb fruchtlos und Werner bei seinem Gebote.

Da stahl sich der Ritter aus dem Ordenshause weg in die Stadt Marienburg, kaufte bei einem Eisenkrämer ein großes Fischmesser und gab dem Krämer, der ihm nachrief, die vergessene Scheide mitzunehmen, zur Antwort: „Nein, aber ich werde dem Messer die kostbarste Scheide in ganz Preußen suchen." Am Festtage der heil. Elisabeth (19. Nov.) Abends, bemerkte der umherschleichende Rachsüchtige, daß die Hauskapelle des Hochmeisters erleuchtet, Werner also dort allein sei. Dies schien ihm günstig, denn des Hauses übrige Brüder waren eben insgesammt in der Hauptkirche auf der Oberburg zur Vesper, und selbst des Meisters Dienerschaft hielt sich fern, wenn der Herr betete. So gelang es dem Ritter leicht, unbemerkt bis in die Vorhalle der Kapelle hinaufzuschleichen und sich an der Eingangsthüre zu verbergen. Der Meister trat nach vollendetem Gebet aus der Kapelle, auf deren Schwelle der Lauernde ihm entgegenstürzte, und mit dem Ausrufe: „Nimm mir mehr das Meine!" das Messer ihm in die Brust stieß. Im Zusammensinken stöhnte der Getroffene ihm die Worte zu: „Das vergebe dir Jesus Christ!" worauf der Mörder das Messer ihm noch einmal tief ins Herz drückte und vom bellenden Hündlein des Meisters verfolgt entfloh. Den Sterbenden fand sein Notar, der ihn eines Geschäfts wegen suchte, röchelnd am Boden. Erst als die auf des Notars Hilferuf herbeigeeilte Dienerschaft vom ersten Entsetzen zurückgekommen war, setzte man dem Mörder nach, ergriff ihn bald und warf ihn gefesselt in den Kerker. Der Hochmeister aber verschied, umgeben von sämmtlichen Brüdern des Hauses nach einer Stunde, nachdem er noch das Nöthigste verordnet und seinem Mörder in gottergebener Gesinnung vergeben hatte. (Vergl. Lucas David pr. Gesch. 4. und 5. Band. *Schütz*, H. r. pruss. p. 60—63. *Wigand*, Marburg. Chron. p. 280 sq. *Guden*, Cod. dipl. III. p. 795 sq. *Dusburg*, Chron. Pruss. p. 349 sq. Annal. Oliv. p. 42 sq. v. Baczko, Gesch. Preußens. 3. Band. Joh. Voigt, Gesch. Preußens. 4. Bd.) — Im Dome zu Marienwerder ist jetzt noch ein Wandgemälde Werners von Orselen, mit der Inschrift in Schwarz mit rothen Zwischenpunkten: Meister . Werner . von . Orsele . starb . nach . Xti . gebort . MCCC . undt . in . dem . XXX . iare.

(*Benecken.*)

ORSELINI (Carlo), ein Kupferstecher und Kunstverleger zu Venedig, geboren 1724. Sein Grabstichel ist glänzend und rein, doch zu größern Werken etwas matt, oder vielmehr kalt zu nennen, da durch zu große Anwendung von zu glatt und rund gelegten Strichen die der Vollendung eines ausgeführten Blattes gehörige Wärme fehlt. Er stach mehre Blätter für die Ausgabe der florentiner Galerie, ferner mehre Bildnisse venetianischer vornehmer Personen. Nach Balestra einen heiligen Hieronymus, den heil. Franciscus de Sales, den heil. Aloysius, Maria, den heil. Bunand, Renucci nach Sebastian Ricci und andere Blätter. (*Frenzel.*)

ORSEOLO, Urseolo, eine alte venetianische Familie, welche dem Freistaat in seinen ersten Jahrhunderten vier Dogen gab. Peter Orseolo I. der 23. Doge von Venedig, wurde nach der Ermordung des Pietro Candiano IV. im J. 976 vom Volke zum Herzoge gewählt, welche Würde er, da sie seinen religiösen Neigungen nicht zusagte, nur sehr ungern annahm. Weise, fromm und wohlthätig war es seine erste Sorge, die im Aufstande gegen seinen Vorgänger durch die Einäscherung des herzoglichen Palastes von den Flammen zerstörte Kirche des heil. Marcus auf seine eigenen Kosten wieder herzustellen; auch den herzoglichen Palast ließ er aus seinen Einkünften wieder aufbauen. Als die Saracenen Apulien überfallen hatten, zog er den hart bedrängten Einwohnern in Person zu Hilfe und trug einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen davon. Unter ihm soll zuerst eine jährliche Abgabe eingeführt worden sein, welche auf den zehnten Theil des Einkommens, den jeder unter Bürgschaft des Eides angeben mußte, gelegt wurde und mit dem, was die Zölle, die Hafengebühren, die Auflage auf Salz und die gerichtlichen Strafen abwarfen, das Einkommen des jugendlichen Staates bildete; jedoch ist Daru der Meinung, daß die Abgabe, wenn auch nur in Zeiten der Noth, wahrscheinlich schon viel früher erhoben worden sei. Ein französischer Mönch, Guerin, Abt von Saint Michel de Cusan, überredete ihn, den herzoglichen Palast (i. Sept. 978) nächtlicher Weise insgeheim zu verlassen, da ihm die Geschäfte des Fürsten nicht erlaubten, sich dem beschaulichen Leben, so wie er es wünschte, zu widmen; er zog sich hierauf in die in der Nähe von Perpignan gelegene Ab-

Digitized by Google

tei von Saint Michel zurück, wo er den Rest seines Lebens den Übungen der Frömmigkeit widmete. Nach seinem Tode († 997) wurde er selig gesprochen und von der katholischen Kirche als ein Heiliger verehrt. Sein Sohn Pietro Orseolo II. wurde im J. 991 nach dem Dogen Vitalio Candiano und Tribun Memmo, während die innere Ruhe der Republik durch die blutigen Feindseligkeiten der Morosini und Caloprini vernichtet und der Staat auch von Außen gefährdet war, zum Herzog erwählt, und keine Wahl jener Zeiten ist mehr als diese durch einen glücklichen Erfolg gerechtfertigt worden. Gleich groß als Staatsmann und als Krieger beruhigte er in kurzer Zeit die Republik, unterdrückte mit kräftiger Hand die Parteien, und führte Sicherheit und Ordnung in die Volksversammlungen ein, welche vor ihm oft stürmisch gewesen und in denen nicht selten Blut geflossen war. Der neue Doge erließ dagegen das Gesetz, daß jede Gewaltthätigkeit in den öffentlichen Versammlungen mit 20 Pfund Gold bestraft werden sollte, oder mit dem Tod, im Falle die Geldbuße nicht erlegt werden könnte. Zunächst richtete er sein Augenmerk auf die Erweiterung und Sicherung des Handels, indem er einsah, daß sich der Freistaat nur durch den Handel erhalten, bereichern und zu Ansehen, Macht und Einflusse gelangen könne. Durch verschiedene Verträge suchte er dem Handel seines Landes bedeutende Vortheile zu verschaffen. Die Kaiser des Orients bestätigten die Freiheiten der Venetianer und gestatteten ihnen in allen Häfen ihres Reichs frei zu verkehren, ohne irgend besondere Zölle und Abgaben zahlen zu dürfen, wodurch der Handel Venedigs einen Schwung erhielt, den er früher nicht hatte. Von den Beherrschern Ägyptens und Syriens erlangte er durch Geschenke und andere Beweise der Aufmerksamkeit und Freundschaft mehre Begünstigungen für alle venetianische Schiffe, welche die Häfen jener Länder des Handels wegen besuchten. Ein gleiches Benehmen beobachtete er auch gegen die Fürsten Italiens. Für einen kleinen Grundzins erhielt er kleine Häfen an der Livenza, am Sile und an der Piave; er nahm die Zölle einiger Fürsten in Pacht und erhielt vom Kaiser in der ganzen Ausdehnung des teutschen Reichs die Herabsetzung der Abgaben, welche die venetianischen Bürger bis dahin zahlen mußten. Der Patriarch von Aquileja und die lombardischen Fürsten und Städte hatten den Venetianern bewilligt, ihre Fahrzeuge die Flüsse hinauf zu schicken und in der Lombardei und in Friaul ihre Waaren abzusetzen. In den Häfen Apuliens und Calabriens wurden die Venetianer als Freunde aufgenommen, und an den östlichen Küsten des nach ihnen benannten Meerbusens genossen sie mancher Vorrechte, die sie zwar erkaufen mußten, aber die darum nicht minder vortheilhaft waren. Nachdem so für einen sehr vortheilhaften und ausgebreiteten Verkehr gesorgt war, den die Venetianer besonders mit den Waaren des Morgenlandes und mit Salz und Fischen trieben, blieb dem Dogen nur noch Eines zu thun übrig, die räuberischen Bewohner der gegenüberliegenden dalmatinischen Küsten und Istriens zu züchtigen und den Handel von den Seeräubern von Narenta zu befreien. Orseolo hatte ihnen schon früher, als sie den jährlichen Tribut verlangt, welchen ihnen Venedig versprochen hatte, geantwortet, er selbst werde ihn bringen, und wartete nun auf eine schickliche Gelegenheit, sein Wort im Sinne der Venetianer zu erfüllen. Eine schickliche Gelegenheit blieb nicht lange aus. Die Narentaner bekriegten die ihnen benachbarten Völkerschaften der Istrier, Liburnier und Dalmatiner, welche in ihrer Bedrängniß die Venetianer zu Hilfe riefen. Für diese konnte es keine schönere Gelegenheit geben, jene zu züchtigen, diese sich zu verpflichten und vielleicht alle mit einem Male zu unterwerfen. Venetianische Schriftsteller versichern, jene Völkerschaften hätten das Anerbieten gemacht, sich den Venetianern unterwerfen zu wollen, wenn sie von ihren gefährlichen und grausamen Nachbarn befreit würden. Der Doge säumte nicht lange und ging, nachdem er aus den Händen des Bischofs die Flagge erhalten hatte (997) in See. Günstige Winde führten die große Flotte, welche aus zahlreichen Kriegs- und Transportschiffen bestand, rasch dem Hafen von Grado zu, wo er von dem Patriarchen feierlich empfangen, in die Kathedralkirche geleitet und ihm die Fahne der h. Hermagoras und Fortunatus unter den inbrünstigsten Gebeten für einen glücklichen Ausgang dieses für die Bewohner der adriatischen Küsten so wichtigen Unternehmens übergeben wurde. Nach einem kurzen Aufenthalte nahm er seine Richtung nach Parenzo in Istrien, welche Stadt ihm durch den Bischof und die ersten obrigkeitlichen Personen ihrer Ergebenheit und Treue versicherte. Zu Pola, wohin er hierauf seine Richtung genommen hatte und wo man ihn auf dieselbe ehrfurchtvolle Weise empfing, verweilte er mehre Tage, und nahm von den benachbarten kleinen Völkerschaften und Städten Capo d'Istria, Pirano, Isola, Ernona, Rovigno und Umago Abgeordnete an, welche ihm im Namen ihrer Mitbürger huldigten und Hilfstruppen zuführten, die der Doge auf seine Schiffe vertheilen ließ. Auch in Zara wurde er als Herr und Befreier begrüßt und mit Freude aufgenommen. Dort empfing er die Bischöfe und Abgeordneten von Corytte und Arbe, die ihn um Frieden baten und die Gesandten Mulcimirs, Königs von Croatien, der sich um seine Freundschaft bewarb und dessen Sohn er später seine Tochter zum Weibe gab. Dem Beispiele der Städte des festen Landes folgten die Inseln; auch sie huldigten dem Doge als ihrem Gebieter. Indessen war ein Theil der Flotte aufgelaufen, um die zwei Inseln Curzola und Lessina, welche sich zu unterwerfen weigerten, einzuschließen. Curzola, ohne alle Befestigungen, war bald genommen, Lessina hingegen, der Hauptsitz der Narentiner auf den Inseln, war stark befestigt und durch eine große Besatzung vertheidigt. Dennoch ließ Orseolo ohne Verzug landen und die Stadt angreifen. Nachdem die Truppen die Stadt mit einem Pfeilregen, der die Vertheidiger von den Mauern verscheuchte, begrüßt hatten, ließ er Leitern anlegen und stürmen. Die Mauern waren bald genommen und nach einem kurzen Kampf auf denselben drangen die Venetianer in die Stadt ein, wo ein entsetzliches Gemetzel ent-

Digitized by Google

ſtand, dem jedoch Orſeolo gleich nach ſeiner Ankunft ein Ende machte. Durch die Wegnahme der Inſeln Curzola und Leſſina war der Schlüſſel zu dem Golfe von Narenta in den Händen des Dogen, der auch ohne Verzug eindrang, landete und die Küſte den Truppen preis gab. Die Furie des Krieges wüthete um ſo furchtbarer, und zerſtörte Alles um ſo mehr bis auf den Grund, als er dem Volke die Möglichkeit benehmen wollte, ſich ſpäter wieder in Vertheidigungsſtand ſetzen zu können. Feuer und Schwert wütheten ſo lange, bis der Reſt des Volkes die Unterwerfung verſprach und ſich dem Willen des Siegers ergab. Die Bedingungen, welche der Sieger feſtſetzte, waren: einen jährlichen Tribut zu zahlen, keine Raubzüge mehr zu unternehmen, die venetianiſche Flagge zu achten und den Venetianern allen verurſachten Schaden und jeden zugefügten Verluſt zu erſetzen. So wurde durch die Kraft eines Mannes der ganze Küſtenſtrich von Iſtrien bis nach Dalmatien hinab in kurzer Zeit der Republik unterworfen und der Ruhm des Herzogs, der nun zu dem Titel eines Herzogs von Venedig auch jenen von Dalmatien hinzufügte, und ſich in dieſem Kriege durch ein ſeltenes Feldherrntalent, durch Muth und Milde gleich ſehr ausgezeichnet hatte, in alle Länder verbreitet [1]). Das Anſehen, welches er auf dieſe Weiſe bei fremden Fürſten gewann, gab ihm die Mittel, ſeinem Vaterlande neue Wohlthaten zu erweiſen. Kaiſer Otto III. kam um dieſe Zeit (996) auf ſeinem Römerzuge gegen Crescentius nach Verona, von wo er dem Dogen einen höchſt ſchmeichelhaften Brief ſchrieb und um ihm auf eine ausgezeichnete Art und Weiſe einen Beweis ſeines Wohlwollens zu geben, eröffnete er ihm, daß er ſeinem Sohne Firmpathe ſein wolle. Orſeolo nahm dieſes ehrenvolle Anerbieten mit dem gebührenden Dank an und ſchickte ſeinen Sohn Peter zum Kaiſer, der ihn auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe empfing und ihm in der Firmung ſeinen eignen Namen gab, den er auch hinfort ſtatt des frühern führte. Ja der Kaiſer kam ſelbſt (998) nach Venedig, um ſich mit Orſeolo perſönlich zu beſprechen, und verweilte daſelbſt insgeheim drei Tage [2]). Dieſer wußte die Gelegenheit beſtens zu benutzen, vom Kaiſer eine vortheilhaftere Begrenzung des Freiſtaates, die Aufhebung des bis dahin üblichen jährlichen Geſchenkes eines Kleides aus Gold- und Silberſtoffe, das zum Zeichen der Abhängigkeit noch von den Zeiten des abendländiſchen Reichs her jährlich an den Kaiſer entrichtet werden mußte, die Beſtätigung der alten Privilegien und für den Handel der Venetianer neue Freiheiten zu erwirken. Auch ſeine Verbindung mit den morgenländiſchen Kaiſern Baſilius und Conſtantin, mit deren Nichte Maria ſein älteſter Sohn Johann vermählt war, den die Venetianer ihm aus Dankbarkeit für ſeine erfolgreichen Bemühungen zum Beſten des Vaterlandes zum Mitregenten beigegeben hatten, wußte er zu benutzen, um dem Handel Venedigs neue Vortheile zu verſchaffen. Darüber vergaß er aber nie ſeine Fürſorge auf die inneren Angelegenheiten zu richten. Dalmatien erhielt eine ganz neue Einrichtung. Nach jeder der dortigen Provinzen wurde eine obrigkeitliche Perſon mit dem Titel eines Podeſtá geſendet, welchen die ganze innere Verwaltung und alle allgemeinen Angelegenheiten übertragen wurden. Sie wurden vom Dogen aus den angeſehenſten Familien Venedigs gewählt und regierten im Namen der Republik die jüngſt eroberten Länder. Er benutzte die Zeit der Muße, welche der Friede gewährte, auch zur Errichtung öffentlicher Anſtalten und zur Aufführung mehrer Gebäude, welche die Lagunenſtadt verſchönern ſollten. Sein Vater hatte auf ſeine eigenen Koſten ein Spital gegründet und den Palaſt und die Kirche von S. Marco erbauet; der Sohn ließ die Metropolitankirche von Grado, und viele andere Gebäude auf jener Inſel erbauen. Nach Einigen ließ er auch die Stadt Heraklea aufbauen. So ſehr er auch in den meiſten ſeiner Unternehmungen vom Glücke begünſtigt wurde, mußte er doch am Ende ſeines Lebens auch dem Glücke ſeinen Zoll entrichten. Manchen Kummer hatte ihm ſchon früher der Streit mit dem Biſchofe von Belluno gewährt, der ſich den Venetianern nie günſtig gezeigt, ja ſich ſogar der Güter bemächtigt hatte, welche die alten Bewohner von Heraklea in ſeinem Sprengel beſaßen. Der Doge ließ alle Verbindung mit den Einwohnern von Belluno abbrechen, und ſo ſah ſich der Biſchof durch den Mangel an Salz und an Allem, was ihnen bis dahin die Venetianer zugeführt hatten, genöthiget, die in Beſchlag genommenen Güter zurückzugeben und ſeinen Frieden mit Venedig zu machen. Die letzten Jahre ſeiner Regierung häuften ſelbſt Gram und ſchweren Kummer auf ſein greiſes Haupt. Eine ſchwere Hungersnoth ſuchte Venedig heim und endlich geſellte ſich auch noch die Peſt dazu, welche ihm den älteſten Sohn und die kaiſerliche Schwiegertochter dahinraffte, und Gelegenheit gab, ſeinen Edelſinn und ſeinen Muth zu bewähren und ſich neue Verdienſte um Venedig zu erwerben. Durch alles dieſes glaubte er ſeine Verpflichtung gegen ſein Vaterland noch immer nicht abgetragen zu haben, er beſtimmte daher noch in den letzten Tagen ſeines Lebens zwei Drittheile ſeines Vermögens für verſchiedene öffentliche Bedürfniſſe und hinterließ nur den noch übrigbleibenden dritten Theil ſeines Vermögens ſeinen drei Söhnen. Bald darauf ſtarb er (1006) und hinterließ Venedig in der größten Betrübniß über ſeinen Verluſt. — Orſeolo war unſtreitig ein Fürſt, dem ſeine Tugenden das größte Anſehen verſchafften. Sein Edelſinn, ſeine raſtloſe Thätigkeit, die Leiden des Volkes zu vermindern, die ſtille Ergebung, womit er die harten Schläge des Schickſals in den letzten Tagen ſeines Lebens ertrug, ſeine Menſchenfreundlichkeit und ſeine innige Sorgſamkeit und Hingebung für das gemeine Beſte hatten ihm die Liebe des Volkes ſo ſehr gewonnen, daß es, aus Dankbarkeit und um den Vater im Sohne zu

1) *P. Daru*, Histoire de la Republique de Venise. (Paris 1819.) Tom. I. p. 104 sq. *J. C. L. Simonde-Sismondi*, Histoire des republiques italiennes du moyen age. (Paris 1809.) Tom. I. p. 332 sq. 2) *Luigi Bossi*, Della istoria d'Italia antica e moderna. Con carte geografiche e tavole incise in rame. (Milano 1821.) Tom. XIV. p. 38 sq. L'art de vérifier les dates de faits historiques, des chartes, des chroniques etc. Nouvelle Edition. (Paris 1770.) p. 866.

Digitized by Google

ehren, seinen ältesten Sohn, Otto Orseolo, zu seinem Nachfolger wählte. Auf ihn waren viele Tugenden seines großen Vaters übergegangen und er schien somit ganz geeignet, das Volk über den großen Verlust zu trösten, den es durch den Tod Pietro Orseolo's II. erlitten hatte. Er war ein Feind des Müßigganges, obgleich noch sehr jung dennoch mäßig, weise, den Interessen des Freistaates ganz ergeben und rastlos thätig in den Staatsgeschäften. Geisa, der Herzog der Magyaren, der Vater des ersten Königs der Ungern, des h. Stephan, bewarb sich eifrig um die Freundschaft des jugendlichen Herzogs und gab ihm seine Tochter zur Gattin; eine Verbindung, die von den Venetianern Dalmatiens wegen mit Freude vernommen wurde. Otto hatte nur zweimal Gelegenheit, die Waffen zu ergreifen und den Siegen seines Vaters neue Triumphe hinzuzufügen. Der erste Krieg brach gegen die mächtige und reiche Stadt Adria aus. Diese hatte schon lange die Absicht, ihre vermeintlichen Ansprüche auf das Gebiet von Loredo geltend zu machen und unterließ es nur aus Scheu vor dem kriegskundigen und siegreichen Vater Otto's. Vor dem jugendlichen Sohne hatte sie keine Scheu mehr; sie besetzte daher das Gebiet und die Stadt Loredo. Der Doge säumte nicht zu zeigen, daß er auch in der Kunst der Waffen seines Vaters würdig sei; er führte ihnen sein Heer entgegen, schlug sie, gewann Loredo wieder, überzog hierauf Adria, belagerte und zerstörte diese Stadt, die sich seitdem nicht wieder erholen konnte, so daß die einst mächtige Stadt auch jetzt noch immer ein unbedeutender Flecken ist. Der Bischof und die Bürger mußten in einer bei Muratori vorhandenen Urkunde feierlich allen Ansprüchen auf das streitige Gebiet und auf jede fernere Hilfe bei fremden Fürsten, jeder Rache für die jüngst erfahrenen Unbilden entsagen. Dieser Streit war kaum beigelegt, als ein viel bedenklicherer entstand, welcher die ganze Kraft und Entschlossenheit des Dogen erheischte. Mulcimir, König von Croatien, obgleich Otto's Schwager, hatte den Augenblick wahrgenommen, wo der Kampf mit Adria die Venetianer in Italien beschäftigte, Zara zu belagern. Otto hatte kaum die Kriegsflamme in der Nähe der Hauptstadt gedämpft, als er sich schon nach Dalmatien einschiffte und vor Zara erschien. Mulcimir, welcher von seiner Ankunft Kunde erhalten hatte, hob die Belagerung auf und führte den Venetianern seine Kriegsscharen entgegen; doch Otto schlug sie nach einem mörderischen Kampf in eine verworrene Flucht, nöthigte sie in den Gebirgen Zuflucht zu suchen und den König um Frieden zu bitten. Eine so wirksame und schnelle Hilfe fesselte die Bewohner Dalmatiens auf lange Zeit fester an den Freistaat. Ehe er aber nach Venedig zurückkehrte, besuchte er die wichtigsten Städte der überseeischen Provinzen, um ihnen neue Beweise der Fürsorge und des Wohlwollens zu geben, und gewann überall durch seine Leutseligkeit die Herzen der neuen Unterthanen. Bei seiner Rückkehr empfand er aber bald die Tücken der Glücksgöttin, die zwanzig Jahre seiner Regierung hindurch sich ihm günstig gezeigt hatte. Mehr als je der Liebe und Bewunderung des Volkes würdig, gelang es dennoch einigen Ränke- und Ehrsüchtigen, ihn ohne Mühe zu entthronen. Domenico Flabanico, ein Mann aus einer mächtigen Familie, der nach seiner Würde strebte, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, deren es in jedem Staat und unter jeder Regierung gibt, klagte den Herzog einer willkürlichen Regierung an, und drang eines Tages mit seinen Gehilfen in den herzoglichen Palast ein; sie überfielen den Dogen, schoren ihm den Bart und verbannten ihn aus Venedig, obgleich das Volk dieses widerrechtliche Verfahren mit Unwillen betrachtete [3]). An seine Stelle wurde aber vom Volke nicht das Haupt der Verschworenen, sondern Peter Centranigo gewählt. Auch ihn stürzte, obgleich er mit Klugheit und Mäßigung regierte, eine Verschwörung, an deren Spitze Ursus, der Patriarch von Grado, der Bruder Otto's des vertriebenen Dogen stand. Centranigo wurde nach einer vierjährigen Regierung abgesetzt und in ein Kloster gesteckt. Die Liebe des Volkes wendete sich wieder dem verbannten Orseolo zu; man sandte Abgeordnete nach Byzanz, wo sich Otto aufhielt, um ihn zurückzurufen, und übertrug bis zur Rückkehr des Dogen dem Patriarchen von Grado die Regierung. Die Abgeordneten fanden Otto nicht mehr am Leben; als dies der Patriarch vernahm, legte er sogleich die Regierung nieder, deren sich sein Bruder Dominicus, von einer Partei des Volkes unterstützt, bemächtigte, indem er sie gleichsam als einen Theil des väterlichen Erbes ansah; dieser Gedanke regte den Adel gegen ihn auf, der es mit Entrüstung sah, wie er ohne Wahl vom herzoglichen Palaste Besitz nahm. Der Unwille brach rasch in Gewaltthätigkeit aus. Er wurde im Palast angegriffen, da er anfänglich den Entschluß gefaßt hatte sich zu vertheidigen; allein als die Gefahr wuchs, zog er es vor nach Ravenna zu entfliehen, wo er nach Dandolo starb und beigesetzt wurde. Flabanigo's Haß erschien auf einmal als ein Verdienst; er wurde vom Volk aus der Verbannung, in die ihn der Patriarch von Grado geschickt hatte, zurückgerufen und zum Dogen gewählt (1030). Dieser brachte seinen alten Haß gegen die Familie Orseolo aus der Verbannung mit und ließ durch einen Beschluß der Volksversammlung die Familie, deren Vorfahren sich so große Verdienste um den Freistaat erworben hatten, auf ewige Zeiten aus der Republik verbannen [4]).

(*G. F. Schreiner.*)

ORSERA, ein Flecken mit einem sehr sichern Gemeindehafen, im Bezirke von Parenzo, an der Westküste des istrianer Kreises im küstenländ. Gouvernement des Königreichs Illyrien, auf einer Anhöhe, nördlich unfern von der breiten Mündung (Canale di Lemo) des Lemoflusses gelegen, mit einem Schlosse des Bischofs von Parenzo, 117 Häusern und 521 Einwohnern, einer zum Dekanate von Parenzo gehörigen Pfarre der Diöcese Pa-

3) *Andrea Dandoli*, Chronicon bei *L. A. Muratori*, Rerum italicarum scriptores etc. (Mediolani 1728.) Tom. XII. p. 235 sq. 4) Storia della Republica di Venezia, dalla sua fondazione sino al presente. Del Sig. Abate *L. Laugier*. Tradotta dal Francese. (Venezia 1767.) p. 280.

Digitized by Google

renzo und Pola, einer Elementarschule und einem Sanitätsamte (Deputazione di Sanità), an welches die gesetzlichen Sanitätsgebühren entrichtet werden müssen, welche sich jährlich auf ungefähr 400 Fl. C. M. belaufen. Zu Lande gelangt man nach Orsera theils auf der istrianischen Provinzial-Hauptstraße, theils auf der zu Visignada sich aus jener entastenden Gemeindestraße, welche nach Parenzo führt, von wo ein bloßer Verbindungsweg über Fontana nach Orsera geht. Der Hafen, in den die Schiffe mit jedem Winde ein- und auch ebenso auslaufen können (nur größere Kauffahrteischiffe müssen bei Süd-Ostwinden hinein bugsirt werden), hat zwei Mündungen, eine gegen Süden, die andere gegen Norden, und wird gegen die Westwinde durch die vorliegende Insel S. Giorgio geschützt. Die südliche Einfahrt ist 40, die nördliche 100 Klaftern breit, und die innere Breite des Hafens beträgt 500 Klaftern bei einer Tiefe von 6—80 Fuß, die südliche Hafenmündung hat eine Tiefe von 7, und die nördliche von ungefähr 80 Fuß. Der Ankergrund ist vorzüglich nordwärts sehr gut und vollkommen sicher, darum laufen bei widrigem Wind und stürmischem Wetter selbst größere Schiffe gern hier ein; ihre Zahl beläuft sich im Durchschnitte jährlich auf 1300. (*G. F. Schreiner.*)

Orsha, s. Orscha.

ORSI (Giuseppe Agostino), Cardinal, geboren zu Florenz den 9. Mai 1692. Er studirte bei den Jesuiten, trat 1708 zu Fiesola in den Orden des h. Dominicus, und ward Lehrer der Philosophie und Theologie in dem Kloster des h. Marcus zu Florenz. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und sein Eifer in Vertheidigung der Ansprüche des römischen Hofes, den er in verschiedenen Schriften kund gab, bestimmte den Cardinal Neri Corsini, einen Neffen Clemens XII., ihn 1732 als seinen Theologen nach Rom zu rufen. Er wurde in mehre Congregationen aufgenommen, zum Secretair des Büchergerichts (Congregazione dell' Indice) ernannt, und Benedict XIV. übertrug ihm 1749 die wichtige Stelle eines Aufsehers des päpstlichen Palastes (Maestro del sagro palazzo), womit die Censur alle Bücher, die in Rom und im Kirchenstaate gedruckt werden, verbunden ist. Clemens XIII. belohnte seine Verdienste um den römischen Stuhl im September 1759 mit der Cardinalswürde, und den 13. Juni 1761 starb er in Rom. Die römische Kirche zählte ihn nicht mit Unrecht unter ihre gelehrten Theologen, aber selbst unbefangene katholische Schriftsteller gestehen, daß er in Vertheidigung der Ansprüche des päpstlichen Stuhles Behauptungen aufstellte, denen Geschichte und Schrift widerspricht. Er vertheidigte die päpstliche Untrüglichkeit im strengsten Sinne des Worts, suchte aber oft durch Weitläufigkeit und Abschweifungen zu ersetzen, was seinen Beweisen an Stärke abging. Sein Hauptwerk ist eine unkritische, im Geiste der römischen Curie und nach päpstlichem Auftrage geschriebene Kirchengeschichte: Istoria ecclesiastica. (Rom. 1748—1762. 4.) Vol. XXI; nachgedruckt zu Ferrara in Duodez; enthält nur die ersten sechs Jahrhunderte, fand aber einen Fortsetzer an dem Dominikaner Fil. Angelico Becchetti, der 1743 geboren war und 1814 als Bischof von Citta della Pieve starb: Continuazione del sec. VII. della chiesa al sec. XIV. (Rom. 1770—1788. 4.) Vol. XVII. Istoria degli ultimi quattro secoli della chiesa. (Rom. 1788—1797. 4.) Vol. XII. Nach seiner eigenen Versicherung unternahm Orsi dieses Werk, das nicht blos Belehrung, sondern auch erbauliche Unterhaltung gewähren sollte, um dem freimüthigen Fleury gleichsam ein Gegengift zu bereiten, dessen Kirchengeschichte zu Venedig ins Italienische übersetzt wurde, und der in diesem Werke Behauptungen aufstellte, die den höhern Vorstellungen von dem Ursprung und Rechte der Gewalt des römischen Stuhles sehr nachtheilig waren. Zwar hat Orsi viele heilige Fabeln weggelassen, die sonst in den kirchenhistorischen Schriften katholischer Gelehrten eine Stelle fanden, aber ein unparteiischer Gebrauch der Quellen wird überall vermißt, und von neuen Gewährsmännern werden nur diejenigen benutzt, deren rechtgläubige Anhänglichkeit an den römischen Stuhl keinem Zweifel unterliegt. Die ermüdende Weitschweifigkeit abgerechnet ist das Werk in einem guten Style geschrieben und die Darstellung hat eine kunstlose Leichtigkeit, die dem Fortsetzer fehlt, der auch in Hinsicht auf Plan und Unparteilichkeit seinem Vorgänger nachsteht. Die Schriften, welche Orsi außerdem herausgab, sind Streitschriften wider Jesuiten und Protestanten: Dissertazione dogmatica e morale contro P. Cattaneo. (Flor. 1727, 1728. 4.) wider den Jesuiten Cattaneo, der in seinem Lect. sacr. die Nothlügen vertheidigt hatte. Es erschienen noch mehre Schriften über diesen Gegenstand. Dissertat. apologetica pro sanctorum perpetuae felicitatis et sociorum martyrum orthodoxia. (Ib. 1728. 4.) wider Basnage. Diss. hist., qua ostenditur, catholicam ecclesiam tribus prioribus saeculis capitalium criminum reis pacem et absolutionem neutiquam denegasse. (Milan. 1730. 4.) Diss. theol. de invocatione spiritus s. in liturgiis Graecorum et Orientalium. (Ib. 1731. 4.) Diss. duae de baptismo in nomine J. Christi et de chrismate confirmationis. (Ib. 1733. 4.) Vindiciae hujus diss. (Flor. 1735. 4.) Da lange nach Bossuets Tode dessen Erklärung und Vertheidigung der gallikanischen Rechtslehren von der Kirchengewalt durch protestantische Hände öffentlich im Druck erschienen *), und der römische Hof sich dadurch sehr gekränkt fand, so wurde Orsi auserlesen, eine ausführliche und gründliche Antwort auf das Bossuetsche Buch auszufertigen, vornehmlich inwiefern es zur Herabsetzung der geistlichen Gewalt des römischen Stuhles abzielte Er schrieb nun die weitläufigen, den unparteiischen Wahrheitsfreund aber keineswegs befriedigenden Werke: De irreformabili rom. pontificis in definiendis fidei controversiis judicio, adversus quartam cleri gallicani

*) Cleri gallicani de potestate ecclesiastica declaratio, in *Bossueti* defensione declarationis celeberrimae, quam de potestate ecclesiastica sanxit clerus gallicanus 19. Mart. 1682 p. XXI. sq. T. I. (Luxemb. [Genev.] 1730. 4. Mogunt. 1789 u. öfter.)

Digitized by Google

propositionem a Bossueto propugnatam. (Rom. 1739. 4.) Vol. II; das erſte Vol. in zwei Theilen. Eine Fortſetzung unter dem Titel: De romani pontificis in Synodos oecumenicas et earum canones potestate. (Ib. 1741. 4.) Vol. II. Im Auszuge: Della infallibilità ed autorità del romano pontefice sopra i concili ecumenici. (Ib. 1742. 12.) Vol. II. und: Della origine del dominio e della sovranità de romani pontefici sopra gli stati loro temporalmente soggetti. (Ib. 1742. 12.) *) (*Baur.*)

ORSI (Lelio), Maler und Architekt, geb. zu Reggio 1510 oder 1511, geſt. zu Novellara 1587. Er war der Sohn von Bernardo Orſi, einem Maler zu Reggio, von welchem man daſelbſt in einer Kirche eine Madonna mit dem Jahre 1501 bezeichnet ſieht. Da er früh aus ſeiner Vaterſtadt verbannt wurde, ließ er ſich in Novellara nieder, daher er auch unter dem Namen Lelio da Novellara bekannt iſt. Lelio wird faſt ohne alle äußere Beglaubigung blos nach ſogenannten innern Gründen bald ein Schüler des Michael Angelo Buonarotti, bald des Correggio genannt, und ſchon in dieſer Hinſicht verdient er einige Aufmerkſamkeit. Der Charakter der Werke Lelio Orſi's entſpricht völlig dem Style des Correggio ſowol hinſichtlich der Zeichnung der Formen, worin er viel Großes, des M. Angelo Würdiges gezeigt und ſich auch als Zeichner einen Namen gemacht hat, wie ſeine Grabſchrift noch beweiſt, als was den Ausdruck des Freundlichen und Edlen und beſonders die Lieblichkeit und Anmuth der Köpfe betrifft. Sein Colorit iſt klar und markig, alles Dinge, die ihn als einen würdigen Nachahmer des Correggio bezeichnen.

Zu Reggio findet man viele ſeiner Werke in der Bartholomäuskirche, zu Mantua, Ancona, ſowie zu Parma ein anſehnliches Altarblatt in der Kirche S. Michele; Maria mit dem Kind und der h. Michael, welcher eine auf der Wagſchale liegende Seele wiegt?[1]) In der Servitenkirche zu Ancona. — In Bologna ein vortreffliches Werk, eine Anbetung des Kindes, in der Sammlung Ercolani, ferner ebendaſelbſt in einer Kirche, S. Rochus und Sebaſtian. — In Brescia in der Sammlung Aoagardi eine h. Familie. — In Verona im Hauſe Guzzola eine ſchöne Copie der Nacht von Correggio (wovon das Original in Dresden iſt). In Reggio und Novellara führte er mehre Frescomalereien aus, wovon einige nach Modena verpflanzt worden ſind. Nach ihm iſt in einer breiten, dem Brizio ähnlichen Manier geſtochen eine h. Jungfrau, welche das Kind anbetet, mit der Unterſchrift: Il vero desegno della miraculosa Madonna dei Padri Servi di Reggio, Lelio Orsi inv. Alphons. Pratisoli excud. Matteo florini formis: unten wird die Schrift von zwei lieblich gezeichneten Genien gehalten. gr. Fol. [2]). Daſſelbe Blatt iſt kleiner wiederholt von Johannes Sateler in Octavo. P. v. d. Borcht radirte mit vielem Geiſte, wahrſcheinlich nach einer Zeichnung, eine Jungfrau Maria, welche das ſchlafende Kind aufdeckt; neben ihm der kleine Johannes. Bez. Lelio da Novellara, Borcht fc. 8. [3]). Lelio's Grabſchrift hieß: Coelio? Ursio, in architectura magno, in pictura majori et in delineatione optimo, P. C. 1587. obiit 3. Maii aet. a. 76. (*Frenzel.*)

ORSIERES. Flecken im eidgenöſſiſchen Canton Wallis, im Zehenten (Diſtrict) Entremonte, 2810 Fuß über dem Meere, mit 604 Einwohnern, wozu noch mehre Dörfer gehören, ſodaß das ganze Kirchſpiel 1965 Seelen enthält. Die Dranſe, über welche eine lange ſteinerne Brücke geht, durchſtrömt den Flecken, nachdem ihre beiden Arme, die auch den Namen Dranſe führen, ſich oberhalb deſſelben vereinigt haben. Der eine dieſer Arme kommt durch das Thal Entremont (auch Antremont), welches ſich an der Nordſeite des großen Bernhardsberges hinaufzieht, und führt die Gletſcherabflüſſe dieſes und benachbarter Gebirge; die andere Dranſe kommt aus dem Ferretthale, das bei Orſieres beginnt, und daher auch zuweilen Orſieresthal heißt. Es zieht ſich gegen Südweſten an den Col de Ferret 7170 Fuß über d. M. hinauf, über welchen der Weg nach Courmayeur in Piemont und auf die Südſeite des Montblanc führt. Auch das Thal, welches ſich auf der ſüdweſtlichen Seite des Col de Ferret nach Piemont hinunterſenkt, führt den Namen Ferretthal. Der Weg durchs Entremontthal über den großen Bernhard nach Aoſta führt über Orſieres, welches in einer der reizendſten Alpengegenden liegt. In der Nähe ſind die Reſte der Burg Chatelart. Man hat verſchiedentlich hier römiſche Münzen, auch verſteinerte Meermuſcheln gefunden. (*Escher.*)

ORSILOCHOS 1) König der Meſſenier, Gaſtfreund des Odyſſeus (*Hom.* Od. XXI, 16), Sohn des Fluſſes Alpheios, der breit durch das pyliſche Land hinſtrömt, Herrſcher über viele Männer, Vater des Diokles, der in der wohlgebauten Phere wohnte, reich an Gütern, und ſtreitbare Zwillinge erzeugte, den Krethon und den nach dem Großvater benannten Orſilochos, die dem Agamemnon nach Troja folgten und dort vom Äneias erſchlagen wurden, wie zwei Löwen, die in die Stallung einbrechen und, nachdem ſie viel verwüſtet, durch die Hand der Männer den Tod finden (Il. V, 542 sq. Vergl. *Eust.* daſelbſt). Der ſterbenden Gaſtfreundſchaft genoß nachher noch, wie Odyſſeus einſt beim Orſilochos, Telemachos beim Diokles; und wir finden bei dieſer Gelegenheit deſſen Abſtammung vom Alpheios durch den Orſilochos beſtätigt (Od. III, 489). Pauſanias nennt den Orſilochos Ortilochos und las ſo bei Homer (*Paus.* IV, 1, 4: einmal hat dieſe Form auch Euſta-

*) Eine Lobrede auf ihn von ſeinem Freunde Bottari, vor dem 21. Bande der Ist. eccl. *Fabroni* vitae Italor. doctrina excellent. saec. XVIII. Dec. I. p. 328—360. (Ranke) Lebensgeſch. aller Cardinäle. 3. Th. S. 341—344. Henke's Kirchengeſchichte des 18. Jahrh. 1. Th. S. 110. Wachler's Geſch. d. hiſt. Forſch. 2. Bd. 1. Abth. S. 188.

1) Agoſtino Carracci ſtach dieſen ähnlichen Gegenſtand mit der Jahrszahl 1582 und dem Namen des Malers Laurentio Sabbatini bezeichnet, welches aber eher Lelio Orſi's Werk in Parma iſt.

2) Füßly thut ſehr Unrecht, dieſes Blatt für eigene Arbeit des Lelio zu halten. 3) Nicht Bocht, wie Füßly ſagt.

Digitized by Google

thius, zu Od. XXI, 16). Als Mutter des ältern Ortilochos vom Fluß Alpheios gaben die Messenier die Telegone an, das einzige Kind des Erbauers von Phere oder Pharä, Pharis, des Sohnes des Hermes und der Danaide Philodameia. Auch erzählte man, Diokles habe außer den Zwillingen eine Tochter erzeugt, Antikleia, die mit dem Machaon, Asklepios' Sohne, vermählt, den Nikomachos und Gorgasos geboren habe, die Erben der Herrschaft nach Diokles' Tode (*Paus.* IV, 30, 2 u. 3.).

2) Sohn des Idomeneus von Kreta, durch Schnellfüßigkeit berühmt, erwähnt von Odysseus in einer erdichteten Geschichte, in der er sich selbst für einen Kreter ausgibt, dem nach der Heimkehr von Troja Orsilochos alle Beute habe rauben wollen und darüber von ihm erschlagen sei (Od. XIII, 260). Es ist nicht auszumitteln, ob dieser Orsilochos wirklich in kretischer Sage begründet oder blos vom Odysseus erdichtet ist, der Athenen, welcher er dies erzählt, für einen jungen Schafhirten von Ithaka hält.

3) Ein Troer in Äneias' Gefolge, der im Kampfe mit den Rutulern das Pferd des Remulus, welchen selbst er, obgleich einer der größten Teukrer, nicht anzugreifen wagt, mit der Lanze durchbohrt, darauf von der Camilla angegriffen, vor ihr flieht in weitem Bogen, aber eingeholt und trotz aller Bitten von ihrer Streitart erschlagen wird (*Virg.* Aen. XI, 636, 690 sq.) (*R. H. Klausen.*)

ORSIMA, alte Stadt Äthiopiens an der Grenze Ägyptens (*Plin.* H. N. VI, 29, 35). (*H.*)

ORSINI, die Mehrzahl von Orsino, weiblich Orsina. Ein berühmteres, an ausgezeichneten Männern reicheres Geschlecht dürfte kaum aufzufinden sein, gleichwie auch kaum ein Geschlecht sein wird, von dessen Ursprung und frühern Schicksalen man so viele Fabeln zu erzählen weiß. Daher sagt auch Joh. Bapt. Ferrari in der Leichenrede des Cardinals Alexander Orsino: „Dieser Adel, welcher sich rühmen darf, daß er bereits vor mehr als 1600 Jahren in der Person des berühmten Vipio Ursinus, der seiner Herkunft nach ein Ritter, blühte; welcher sich demnächst durch eine lange Folge von Heroen fortpflanzte, von denen ich nur 4 Päpste, 34 Cardinäle, 62 römische Senatoren, 4 Präfecte der Stadt Rom, 6 Bannerträger der Kirche, 100 Feldherren, Consuln, Connetables beider Sicilien, Gesandte, Legaten, Statthalter der Provinzen, Vicekönige, des goldenen Vließes, des St. Michaels- und des h. Geistordens Ritter, Großmeister des Rhodiser, Tempel- und Teutschordens, Fürsten von Tarent, Herzoge, Markgrafen, Grafen, Kurfürsten, Erzbischöfe anführen will; welcher durch Heirath mit den Großherzogen, mit den Königen von Spanien, Frankreich und England, ja mit den Kaisern selbst in Verwandtschaft getreten ist; welcher mit mehren Männern von der ausgezeichnetsten Heiligkeit prangt, als da sind jener Schüler der Apostel, der durch des großen Papstes Gregor Lobrede berühmt geworden ist, und jenen andern Ursinus, dessen Marter Volusianus, der Bischof von Tours, berichtet; welchem der Patriarch der Mönche im Occident, Benedictus, angehört; welcher sich durch ruhmwürdige Schößlinge in Spanien, England, Frankreich, Teutschland und Polen ausgebreitet hat, und zu mächtigen Gebieten gelangt ist." Es sind die Päpste Stephan III, Paul I., Cölestinus III. und Nikolaus III., welche Ferrari im Sinne hatte.

Wegen des eigentlichen Ursprunges des Geschlechtes gibt es gar vielerlei Meinungen; einige leiten denselben aus Griechenland oder Frankreich, andere aus Teutschland oder von den Gothen her, und man muß gestehen, daß die Meinung derjenigen, welche den König Lykaon von Arkadien und eine Tochter des Trojaners Aceste als die Stammältern betrachten, ebenso gut begründet und bewiesen ist, als irgend eine andere, und namentlich als die Hypothese Siegismunds von Foligno. Er leitet das Geschlecht von einem Feldherrn des Kaisers Constans, von Ursicinus her, der nach vielen verrichteten Großthaten sich in eine Empörung verwickeln ließ, jedoch Gnade fand und sein Unternehmen einzig mit der Verbannung büßen mußte. In Rom, als dem Orte seines Exils, fand er eine so schmeichelhafte Aufnahme, daß er von Stund an dort sein Leben zu beschließen gedachte, seine Kinder kannten keinen andern Aufenthalt als Rom, und seine spätern Nachkommen wurden von Tiberius II. um das J. 431 gefürstet; einer aus denselben aber wurde von Justinian zum Praefectus Umbriae ernannt. Ein anderes System läßt die Orsini von Walamir, dem Sohne Childeberts, des Königs von Paris, dem Enkel des großen Chlodwig, abstammen; allein zum Unglücke hatte König Childebert von seiner Gemahlin Ultrogotha nur zwei Töchter, Crodbergis und Chrodesinda. Eine Genealogie, die Johann Anton Orsino, der berühmte Fürst von Tarent, zusammentragen lassen, beginnt mit einem gothischen Heerführer Aldoin, der, Sieger in einer großen Schlacht gegen die Vandalen, den Sieg mit dem Leben erkauft hatte, und am andern Tage von den Seinen zur Erde bestattet wurde, eingehüllt in seine Fahne, die ursprünglich weiß, jetzt von seinem und der Feinde Blute roth gestreift war (wie der Fuß des Orsini'schen Wappenschildes). Aldoin hinterließ seine Gemahlin Lotharia schwanger, der Sohn, von dem sie entbunden, und der von einer Bärin (Orsa) gesäugt wurde, empfing den Namen Mundilla (goth. Waise); und verrichtete die unglaublichsten Waffenthaten, in deren Anerkenntniß er von der Kaiserin Placidia viele Schlösser in Umbrien erhielt. Ihn beerbten seine Söhne Ursinus und Primienus. Nach einer andern Nachricht aber, die Petrarcha in einem Kloster Teutschlands gefunden haben will, wären Ursinus und Primienus die Söhne eines römischen Edlen von der vornehmsten Herkunft, Namens Cajus, gewesen. Sie vertheidigten Spoleto gegen einen wüthigen Angriff der Longobarden, zwangen auch diese Barbaren, die Belagerung der Stadt Rom selbst aufzuheben. Von seinen dankbaren Mitbürgern empfing Ursinus sodann die Würde eines Praefectus urbis. Diese Nachricht ist unverkennbar die nämliche, welche die Ursiner als eine Fortsetzung der alten gens Anicia betrachtet. Nur als Anicier können die Orsini sich den h. Benedictus aneignen, nur als Anicier könnten sie eines Herkommens mit den Habsburgern

sein, wenn anders dieser Herkunft, wie sie von Kaiser Rudolfs I. Waffengenossen, von dem Zürcher Ulrich Krieg, in seiner handschriftlichen Chronik dargestellt, und wie sie von dem 13. bis 17. Jahrh. geglaubt worden, ihre Richtigkeit hätte. Diese vermeinte, gemeinschaftliche Ableitung von den Aniciern liegt auch ohne Zweifel zum Grunde, wenn Heinrich von Rosenberg in der viel besprochenen Urkunde vom 26. März 1282 (Kurz, Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. 2. Th. S. 196), worin er die Grafschaft Retz an den Reichsverweser, den Grafen Albrecht von Habsburg, zurückgibt, diesen consangwineum meum karissimum nennt, „et propter hoc congruum estimans, et conueniens racioni ut quos sangwinis vnit ydemptitas, amputata cuiusuis rancoris materia karitatiua etiam insimul vniat, et concordet ydemptitas animorum.“ Besser hat jedoch den frühern Genealogisten des nördlichen Teutschlands die Herleitung von den Herren von Ascanien, oder auch umgekehrt, die Herleitung des ascanischen Stammes, wie des cleveschen Schwanengeschlechtes und der böhmischen und kärnthnerischen Rosenberge, der sächsischen Schleinitze, der allemannischen Urslingen, Rappoltstein und Weinsperg, der kroatischen Blagay, von den römischen Ursinern gefallen. Diese Herleitung hat vermuthlich Ferrari im Auge gehabt, wenn er von Kurfürsten sprach, und sie scheint sich auch in der alten weitverbreiteten Volkssage wiederzufinden, die in Berlin und Cleve, in den rosenbergischen Schlössern in Böhmen und Mähren, in der Schleinitzischen Burg Tollenstein und anderwärts, der berühmten weißen Frau ihren Aufenthalt angewiesen hat.

Historisch begründet ist allein die Meinung, welche des Geschlechtes erste Wohnsitze in Umbrien aufsucht — gibt es doch in der Nähe von Spoleto eine zerstörte Stadt Ursina — und es von dannen nach Latium wandern läßt. In den Statuten von Narni heißt es ausdrücklich, daß ein Fürst Nikolaus Orsino, den kein Geschichtschreiber, keine Genealogie kennt, ein großer Wohlthäter der Provinzen Patrimonii und von Narni gewesen sei. Was den Namen betrifft, so ist nicht zu bezweifeln, daß derselbe von einem Stammvater Ursus entlehnt worden. Lesen wir doch in alten Urkunden: Gentilis de filiis Ursi, Nicolaus de filiis Ursi, comes Nolanus etc. Ob dieses aber eben der Ursus (Gem. eine Gaëtana) gewesen, mit dem die ordentliche Stammreihe beginnt, oder aber ein älterer Ursus, des Mondilla Sohn, dieses müssen wir dahin gestellt sein lassen. Des Ursus und der Gaëtana Sohn, Johannes Cajetanus zugenannt, wegen der mütterlichen Abstammung, war mit Stephania Rossi verheirathet und Vater der Söhne Napoleon und Matthäus Rossi, zugenannt der Große. Napoleons und der Aloysia Frangipani Nachkommenschaft theilte sich in fünf Linien: nämlich die der Grafen von Tagliacozzo und Alba, die der Orsini von Campofioro, die der Grafen von Manupello, die der Orsini, welche von Johannes mit dem Beinamen Fortebrachio abstammen, und diejenige, die von Theobald abstammt (die Theobaldeschi), und aus welcher ein Franz vom Papst Urban V. in das Cardinalscollegium aufgenommen wurde, aber schon 1378 diese Zeitlichkeit verließ. Die Linie von Campofioro dagegen zählt drei Cardinäle, den Franz, Matthäus und Reynald. Franz, der Sohn Napoleons, wurde 1295 von Bonifacius VIII. mit dem Purpur bekleidet, und starb 1308. Matthäus, des vorigen Neffe, und Dominikanermönch, lehrte mit besonderm Rufe die Theologie zu Paris, Florenz und Rom, vertrat bei mehren Ordenscapiteln die Stelle eines Definitors, ward Provinzial der römischen Provinz, Bischof von Girgenti, Erzbischof von Siponto und endlich Cardinalpriester. Diese letzte Würde wurde ihm 1327 verliehen, als er im Namen des römischen Volkes bei Johann XXII. angehalten, daß er seinen Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegen möge. Benedikt XII. gab ihm das Bisthum Sabina. Auch im Purpur lebte Matthäus als ein demüthiger Mönch, sein ganzes Einkommen gehörte den Armen, mit alleiniger Ausnahme desjenigen, was er auf den Ankauf nicht unbedeutender Güter um Bologna verwendete. Mit diesen Gütern beschenkte er das Dominikanerkloster in Bologna, dem er aber zugleich die Verpflichtung auferlegte, jährlich an alle Mannsklöster des Ordens, sowie an alle Frauenklöster der römischen Provinz, ein bestimmtes Almosen, und an das Generalcapitel zehn Dukaten zu entrichten. Wegen dieser Fundation, und wegen seines frommen Wandels, wird sein Gedächtniß, als das eines Seligen, von dem Orden, alljährlich im September, feierlich begangen. Er hat commentaria in universam theologiam, sermones de tempore und anderes geschrieben, starb zu Avignon den 18. Aug. 1341 und wurde zu Rom in der Dominikanerkirche S. Maria sopra Minerva beigesetzt. Reynald, früher Protonotarius apostolicus, erhielt 1350 von Clemens VI. die Cardinalswürde tit. S. Adriani und starb zu Avignon 1374. Die Linie der Grafen von Tagliacozzo und Alba verblühte noch früher, als die beiden vorigen, und ihre Besitzungen fielen an die von Matthäus dem Großen abstammenden Vettern.

Den Titel eines Grafen von Manupello (unweit des Pescaraflusses, südlich von Chieti), führte zuerst Johann Orsino, des Königreichs Neapel Logotheta und Protonotarius, auch, durch König Karls III. Schenkung, Graf von S. Valentino, unweit Manupello. Seinem Sohne, Napoleon, wurde S. Valentino durch König Ladislaus entrissen, um es an die frühern Besitzer, an die Aquaviva, zurückzugeben, jedoch fiel diese Grafschaft nochmals, nach dem Absterben der damit belehnten Linien der Aquaviva, an die Orsini zurück, worauf sie endlich von Organtin Orsino im J. 1507 an Jakob della Tolfa verkauft wurde. In dem Besitze der Grafschaft Manupello folgte dem ebengenannten Napoleon ein Leo Jordan Orsino, der nämliche, der unter König Ladislaus das Amt eines Protonotarius bekleidete. Nach ihm kommt Nikolaus Orsino, Graf von Popoli (ebenfalls an dem Pescaraflu, obenhalb S. Valentino gelegen) und Manupello vor, der zu den Zeiten König Alfons I. lebte, und mit Maria de Marsan, des Mutio Attendalo Sforza Witwe, verheirathet war, während sein Bruder

Digitized by Google

Thomas sich den geistlichen Stand erwählte, von Urban VI. im J. 1381 in die Zahl der Cardinäle aufgenommen wurde, die Legatenstelle in Toskana und dem Patrimonium bekleidet, und im J. 1390 diese Zeitlichkeit verließ. Des Nikolaus Sohn, Johann Paul, war einer der berühmtesten Condottieri des Zeitalters. Als einer der Generale der Florentiner, in dem mailändischen Kriege, wurde er in der Schlacht bei Imola (28. Aug. 1434) Piccinino's Gefangener. Dagegen erfocht er in dem Kriege, den die Florentiner, als Venedigs Bundesgenossen, von 1439 an mit Mailand zu führen hatten, über den nämlichen Piccinino, am 29. Junius 1440, den großen Sieg bei Borgo San-Sepolcro, wo zwar, wenn Machiavell (Lib. V.) nicht scherzt, nur ein einziger Krieger blieb, wo aber an 2000 Mann gefangen und 3000 Pferde erbeutet wurden. Auch Johann Pauls Sohn, Peter, wurde frühzeitig als Condottiere berühmt. Mit Johann Paul ist nicht zu verwechseln Paul Orsino, des Grafen Jakob von Manupello Sohn. Gebildet in der Schule des berühmten Condottiere Alberich von Barbiano, befehligte Paul in dem Kriege des Johann Galeaz Visconti gegen die Florentiner eine bedeutende Abtheilung von Alberichs Truppen. Diesen Dienst verließ er, um mit einer starken Reiterschar in der Florentiner Sold überzugehen, und er hatte an der zweifachen Niederlage der Mailänder vor Governolo (28. Aug. 1397) den wesentlichsten Antheil. Später trat er in päpstliche Dienste, wie er dann in dem Feldzuge von 1403 gegen die Visconti, unter der Oberaufsicht des Legaten Balthasar Cossa, die päpstlichen Truppen in der Romagna befehligte. Im J. 1407 wurde er vom Papste Gregor XII. auf fünf Jahre zum Vicarius von Narni ernannt (nicht gar lange vorher, 1400, hatte Andreas Orsino diese Stadt als Lehen erhalten). Als König Ladislaus von Neapel im April 1408 vor Rom erschien, ließ Paul, der den Oberbefehl in der Stadt führte, ihm verrätherischer Weise ein Thor eröffnen, und sie wurde von den Neapolitanern erstiegen. Paul blieb unter der neuen Herrschaft Commandant in der Stadt, empfand aber doch bald Reue über das, was er gethan, und als die Florentiner, und mit ihnen Ludwig II. von Anjou im J. 1409 den Kirchenstaat den Neapolitanern zu entreißen trachteten, ging er mit seinen 2000 Reitern sogleich zu jenen über. Den Besitz der Stadt konnte er ihnen nicht geben, denn der Graf von Troja hatte Alles, was Ladislaus von Truppen in Toskana zurückgelassen, in Rom zusammen gezogen, wol aber ließ er durch seine in der Engelsburg und im Vatikan zurückgelassene Reisige die Angriffe der combinirten Armee auf die Stadt so wirksam unterstützen, daß dieselbe am 2. Jan. 1410 capituliren mußte, nachdem Paul kurz vorher noch an der Porta Settignana einen vollständigen Sieg über die Neapolitaner erfochten hatte. Zum Beschlusse des Feldzuges eroberte er auch noch Ostia, Tivoli und die festen Punkte der Stadt Rom selbst, in welchen die Feinde Besatzung zurückgelassen hatten. Ganz erfolglos dagegen war der Feldzug des Jahres 1410, obgleich Ludwig von Anjou selbst das Commando der Armee übernommen hatte; alle Thätigkeit der Condottieri wurde durch den Geldmangel gelähmt. Paul allein hatte beim Beginnen des Feldzuges einen Sold-Rückstand von vier Monaten zu fodern. Missvergnügt, ungeheure Anstrengungen vergeblich gemacht zu haben, traten die Florentiner von dem Bund ab, um mit Ladislaus von Neapel einseitig Frieden zu schließen (7. Jan. 1411) und der Papst Johann XXIII. und Ludwig von Anjou standen allein dem überlegenen Feinde gegenüber. Ihr Heer, wie es in dem Lager von Ceperano vereinigt, zählte 12,000 Reisige, ging am 19. Mai 1411 über den Garigliano und erfocht bei Rocca Secca über die Neapolitaner den vollständigsten Sieg. Beinahe alle unter Ladislaus dienende Barone wurden gefangen, er selbst entkam über Rocca Secca nach S. Germano, würde aber auch hier keine Sicherheit gefunden haben, hätte die siegende Armee nur einigermaßen ihren Vortheil verfolgen wollen. „Qua die profligatus est," erzählte Ladislaus später selbst, „et sui corporis et totius regni potestatem in manibus hostium fuisse; secunda vero die corporis sui potestatem amisisse, regni tamen dominos esse potuisse, si prosecuti victoriam fuissent: tertia vero die, nec jam sui corporis nec regni capiendi habuisse potestatem, quoniam adversus illorum vim jam remedia comparasset." Allgemein wurde Paul, der Held des Tages von Rocca Secca, angeklagt, daß er die Schuld einer so verderblichen Trägheit geworden sei. Sforza von Cottignola und mehrere andere der berühmtesten Condottieri des Heeres wollten nicht ferner mit ihm dienen, und traten in der Neapolitaner Sold; der Herzog von Anjou ging für immer nach Frankreich zurück, und Johann XXIII. fand es unter solchen Umständen nicht länger räthlich, die vortheilhaften ihm von Ladislaus gebotenen Friedensbedingungen abzuweisen. Der Friede vom 15. Jun. 1412 enthielt keine Clausel zu Pauls Gunsten, nicht einmal genannt war er unter des Papstes Verbündeten, und Johann XXIII., immer noch voll des Verdrusses über denjenigen, der ihn um alle Früchte des Sieges von Rocca Secca gebracht, ließ den König wissen, daß er der Kirche, durch Wegnahme von Pauls Besitzungen in der Mark Ancona, einen Dienst erweisen könne. Dienste der Art pflegte Ladislaus nicht zu versagen, und zu Anfange des Jahres 1413 erhielt sein Feldherr Sforza den Auftrag, die Gebiete eines persönlichen Feindes zu überziehen. Paul, eines solchen Angriffs nicht gewärtig, ließ sich überraschen, und es blieb ihm nichts übrig, als in seiner Feste Rocca Contrata, an den Grenzen des Gebietes von Urbino, Zuflucht zu suchen. Von hier aus aber trotzte er allen Anstrengungen seiner Gegner, und während Ladislaus beinahe ohne Widerstand den Kirchenstaat einnahm, mußte er mit den tapfern Vertheidigern von Rocca Contrata unterhandeln. Paul wurde von ihm wieder zu Gnaden aufgenommen und trat sogar in neapolitanische Dienste. In des Königs Gefolge befand er sich zu Perugia, als plötzlich der Befehl gegeben wurde, ihn, seinen Vetter Orso Orsino von Monterotondo, und verschiedene andere römische Barone, die sich unter dem Schutz eines Ver-

Digitized by Google

trages sicher glaubten, zu verhaften. Sie wurden mit Ketten belastet, und des Königs Zorn schien ihnen das Äußerste zu drohen, als Ladislaus am 6. Aug. 1414 ganz unerwartet sein Leben aushauchte. Paul erhielt nach einigem Zögern seine Freiheit wieder, eilte in dem Kriege der Perusiner mit Braccio de Montone der Stadt zu Hilfe, kam aber zu spät, um an der Schlacht vom 7. Jul. 1416 Antheil nehmen zu können, wurde bei Colle Fiorito am 5. Aug. 1416 von Montone's Generalen, von Tartaglia und Ludwig Colonna überfallen und verlor in dem Kampf oder durch Meuchelmord sein Leben. Seine Armee aber wurde zerstreut. Paul hatte unter andern auch Galese in dem Patrimonio di S. Pietro, unweit Magliano, besessen. — Ursinus, Graf von Manupello, vermählte sich 1457 mit Katharina Montagano. Der letzte Mann von der gesammten Linie, Camillo, zugenannt Pardo, setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, die während der Revolutionen des Königreichs Neapel seinem Hause entzogenen Besitzungen, insonderheit die Grafschaft Manupello, wieder zu erwerben; der günstige Augenblick hierzu schien gekommen zu sein, als König Franz I. von Frankreich 1524 mit einem furchtbaren Heere die Lombardei überzog, und eine zweite Armee unter dem Herzoge von Albanien nach Unteritalien sendete. Auf der Stelle gab Camillo seine große Herrschaft Valle Siciliana, oder das wilde, nördlich von der Republik Senarica begrenzte Thal des Vomanoflusses, in dem nördlichen Abruzzo, in die Hände des kaiserlichen Gesandten zu Rom, des Herzogs von Sessa, auf, damit er nicht der Rebellion bezüchtigt werden könne, und wurde des Kaisers Feind. Seine Feindschaft konnte aber nicht eher wirksam werden, bis Lautrec im Februar 1528 mit einer französischen Armee in die Provinz Abruzzo eindrang; jetzt schloß sich Camillo, der, von den Venetianern einige Hilfstruppen, von den Florentinern einige Gelder empfangen hatte, der französischen Armee an, und seinen Anhängern, seinen Verbindungen hatte sie vorzüglich die schnelle Unterwerfung der Provinz zu verdanken. Lautrec hatte auch schon längst seine Laufbahn beschlossen, als Camillo noch immer, gleichwie Friedrich Caraffa und der Herzog von Gravina in Apulien, wie Simon Tebaldi in Calabrien, den Kampf auf eigene Rechnung fortsetzte; seine großen Güter, die er mit dem Schwerte wieder eingenommen, und deren über dreißig, gaben ihm hierzu die Mittel. Endlich aber führte der Prinz von Oranien seine ganze Macht gegen ihn, und einer solchen war Camillo nicht gewachsen; er mußte, nachdem er noch den letzten Versuch gemacht, sich in Amatriee zu vertheidigen, entfliehen und starb in Armuth und Dunkelheit. Seine Gemahlin, Victoria della Tolfa, hatte ihm keine Kinder geschenkt, seine Erbin war daher eine alte an Aurelius Rignone verheirathete Muhme.

Matthäus Rossi, des Johann Cajetanus anderer Sohn, empfing den Beinamen der Große, weil er der erste gewesen, der gegen den Kaiser Friedrich I. die Waffen ergriff, und dessen gewaltsamen Angriff auf Rom abtrieb, eine Großthat, die ihm Papst Gregor IX. später durch die Verleihung des Titels: Vater des Vaterlandes, und durch das Geschenk eines mit Edelsteinen gezierten Stirnbandes lohnte. Dieses Stirnband soll der Ursprung der in dem Orsini'schen Wappen befindlichen Binde sein. Matthäus war dreimal verheirathet: 1) mit Gemma, des Oddo de Montieelli Tochter; 2) mit Perna Gastana; 3) mit Johanna de Aquila. Der (muthmaßliche) Sohn der ersten Ehe, Gentilis, wird alsbald seine Stelle finden. Aus der zweiten Ehe kamen die Söhne Johann Cajetan, Reynald, der Stammvater der Orsini von Monterotondo, und Matthäus; aus der dritten kamen Napoleon, Herr von Marcellino, der Stammvater des Hauses Bracciano und Jordan, welchen letztern Papst Nikolaus III. im J. 1278 zum Cardinal tit. S. Eustachii ernannte. Er starb 1287. Johann Cajetan, des Matthäus Rossi ältester Sohn zweiter Ehe, wurde vom Papst Innocentius IV. im J. 1244 zum Cardinal-Diakon, tit. S Nicolai in Carcere Tulliano creirt, stand unter Urban IV. als Legat den Landschaften Sabina und Campagna vor, erhielt von Johann XXI. das Erzpriesterthum an der St. Peterskirche im Vatican, wurde am 25. Nov. 1277 zu Viterbo zum Papst erwählt, regierte unter dem Namen Nikolaus III. und starb an den Folgen eines Schlagflusses zu Soriano, bei Viterbo, den 19. oder 23. Aug. 1280. — Matthäus, des Papstes Nikolaus III. jüngster vollbürtiger Bruder, wurde der Stammvater der Linie der Orsini da Monte Giordano, welcher die Cardinäle Napoleon, Johann Cajetan und Matthäus angehören. Napoleon, früher Domherr zu Paris, wurde von Nikolaus IV. zum Magister Sacrii und im J. 1288 zum Cardinal-Diakon, tit. S. Adriani, ernannt. Das lange Interregnum nach Nikolaus IV. Tode wurde hauptsächlich durch seine Streithändel mit seinem Vetter, dem Cardinale Matthäus Rossi Orsino, veranlaßt. Matthäus, das Oberhaupt der Welfen in Rom, konnte ihm nicht verzeihen, daß er sich erkühne, der Ghibellinen Parteiführer zu sein. Clemens V. schickte ihn 1306 nach Toskana, damit er dort Friedensstifter, zunächst zwischen Florenz und Pistoja, werde. Seine Sendung mißfiel aber den Florentinern, und ihm alle Mittel zu nehmen, seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, waren sie bedacht, in dem zeither von ihm und den Ghibellinen beherrschten Bologna eine Empörung zu erregen. Der erste Versuch am 5. Febr. 1306 mislang; allein Napoleon hatte den Erzbischof von Ravenna und die gesammte Geistlichkeit des Exarchats beleidigt, durch eine Steuer, die er zu seinem Unterhalte foderte. Das Volk von Bologna wurde durch ein entdecktes, oder vorgebliches Bündniß mit den lombardischen Ghibellinen in Wuth gesetzt, der Graf Tordino de Panico stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, und nach einem hitzigen Kampf in den Umgebungen des Stadthauses mußten alle Ghibellinen fliehen. Auch Napoleon floh, entging der Wuth des Volkes nur durch Verwechselung seiner Kleider und erreichte kümmerlich Imola, vorher aber hatte er die Stadt Bologna excommunicirt und ihrer Universität beraubt. Während Professoren und Studenten nach Padua wanderten, mußte Pistoja, aller Aussicht auf Hilfe

Digitized by Google

beraubt, capituliren und die härteste Behandlung erdulden, Napoleon aber wendete sich im J. 1307 nach Arezzo, in der Hoffnung, an den Florentinern Rache zu nehmen, für seine und seiner Freunde Unbilden. Eine bedeutende Armee, worunter allein 1700 Lanzen, sammelte sich auf seinen Ruf, er wußte aber eine solche Macht nicht zu gebrauchen, selbst dann nicht, als ein panisches Schrecken der Florentiner gesammtes Heer aus einander trieb. Unwiederbringlich war sein Ansehen hiermit verloren; er verließ Toskana, und lebte seitdem nur den Pflichten seines Amtes und den Wissenschaften. Mehre seiner theologischen und ascetischen Schriften wurden noch zu Avignon aufbewahrt; er starb daselbst über 90 Jahre alt den 23. März 1342, nachdem er sieben Papstwahlen beigewohnt und drei Päpsten, Benedikt XI., Clemens V. und Johannes XXII. mit eigener Hand die Krone aufgesetzt; Benedikt XI. soll aber auch auf sein Geheiß, auf Betrieb Philipps des Schönen von Frankreich, vergiftet worden sein. So berichtet wenigstens Johann Villani, als von einer unbezweifelten Thatsache, und auch Francesco Pipino und Dino Compagni handeln umständlich von der Vergiftung, ohne doch den Muth zu haben, die Thäter zu nennen. Johann Cajetan, Cardinal, tit. S. Theodori, durch Creation Johann XXII. vom J. 1316, starb zu Avignon im J. 1339. Ihn hatte Johann XXII. als Pacificatore generale nach Toskana geschickt, und seine Bemühungen um die Wiederherstellung der Ruhe in diesem schönen Lande waren nicht ganz erfolglos gewesen, als sie durch Ludwigs des Baiern Annäherung im J. 1328 gestört wurden. Er mußte nicht nur Toskana räumen, sondern auch Rom selbst, nach einem harten Kampfe mit der Bürgerschaft, die sich gegen ihn, gegen Stephan Colonna und gegen die Orsini'sche Partei, an deren Spitze damals Napoleon Orsino stand, empört hatte. In der Nacht aber, die auf des Kaisers Abzug von Rom (4. Aug. 1328) folgte, drang Johann Cajetans Neffe, Berthold Orsino, mit seinen Reisigen zuerst in die Stadt, und glücklicher als der Cancelliere Orsino, Herr von Scuri alla Marina durch König Roberts von Neapel Verleihung, gelang es ihm, sich darin zu behaupten. Der Cancelliere hatte nämlich unmittelbar nach Ludwigs Krönung einen Angriff auf die Kaiserlichen gewagt, ehe sie Zeit gehabt, dem Volk überlästig zu sein; dieses ergriff hierauf die Waffen und schleifte die Häuser der Orsini, insbesondere den stattlichen Thurm la Torre Orsina, am Fuße des Capitols. Nach wenigen Tagen trafen auch Bertholds Oheim, der jetzt mit Legatengewalt bekleidet, und Napoleon Orsino wieder in Rom ein. Ohne große Mühe nahm der Legat hierauf Viterbo ein, und bald war durch ihn das ganze Patrimonium von Feinden gesäubert und der Herrschaft des päpstlichen Stuhles unterworfen. Der Friedenszustand, den er in Rom hergestellt, dauerte drei volle Jahre; dann wurde er durch einen Grenzstreit, den sein Neffe Berthold mit Sciarra Colonna zu führen hatte, gestört. Gemeinschaftliche Freunde brachten eine Besichtigung der streitigen Punkte, der eine Besprechung unter den Eigenthümern selbst folgen sollte, in Vorschlag. Berthold begab sich in des Grafen von Anguillara Begleitung auf den Weg; weil er ohne allen Argwohn, vernachlässigte er die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln. Des Sciarra Colonna Sohn, Stefanuccio, hatte ihm aber auf der Landstraße einen Hinterhalt gelegt, und Berthold und Anquillara wurden, nach mannhafter Gegenwehr, ein Opfer des Verraths. Berthold war als das Haupt der in Rom befindlichen Orsini zu betrachten; sein Tod gab daher das Zeichen zu gewaltigen Bewegungen, die durch mehre Aufstände gegen seines Oheims, des Legaten Gewalt, gar sehr verstärkt wurden. Der bedeutendste dieser Aufstände war gegen einen von dessen Vettern, gegen Matthäus Orsino, des Nikolaus Sohn, gerichtet, als welcher seine Herrschaft den Bewohnern von Orvieto unerträglich gemacht hatte. Matthäus fiel als ein Opfer der Volkswuth, der Cardinal-Legat starb, und das Übergewicht, das die Orsini bisher gegen alle ihre Nebenbuhler behauptet hatten, ging verloren. Der immerwährende Krieg, den sie von da an gegen die Colonna führen mußten, mit allen seinen gräßlichen Folgen, war es vornehmlich, welcher dem berüchtigten Cola de Rienzo den Weg zur Erlangung der höchsten Gewalt bahnte, welcher selbst das Leben von Berthold Orsino, dem römischen Senator, von Jordan, Reynald, Nikolaus, und Johann Konrad Orsini in des Demagogen Gewalt gab (17. Sept. 1347). Sie sollten sterben, als der Tribun selbst bei dem versammelten Volke für sie bat, fühlten sich aber kaum frei, als sie im Vereine mit den Colonna Anstalten trafen, die Römer zu züchtigen. Aber bei dem thörichten Angriff auf St. Pauls Thor erlitten die Verbündeten, gegen die auch die Orsini von Campofioro die Waffen ergriffen hatten, die vollständigste und schimpflichste Niederlage. Nikolaus Orsino der Capitano del popolo, und Jordan Orsino del Monte, Martins Sohn, wurden bei dieser Gelegenheit gefangen. Jordan scheint aber alsbald seine Freiheit wieder erlangt zu haben, denn schon vor Ankunft Bertrands von Deux, des päpstlichen Legaten, hatte er Truppen versammelt, bis an die Thore von Rom Verwüstungen angerichtet, und hierdurch der Revolution vom 15. Dec. 1347, mit welcher die Gewalt des Tribuns zu Grabe ging, den wichtigsten Vorschub geleistet. Dem gewöhnlichen Schicksal einer siegenden Partei konnten die Patricier indessen nicht entgehen; unmittelbar nach dem Siege trennten diejenigen sich, die nur durch die gemeinsame Gefahr vereinigt gewesen, an die Spitze der Orsini trat Lucas Savelli, mit den Colonna hielt es Rinaldo Orsino. Letzterm gelang es, durch eine plötzliche Volksbewegung den Savelli und alle seine Orsini aus der Stadt zu verjagen, und sie blieben verbannt, bis Papst Innocentius VI. unmittelbar nach seinem Regierungsantritt einen Vergleich zu Stande brachte, wonach die höchste Gewalt zwischen den beiden streitenden Geschlechtern, und zwar zwischen zwei Senatoren, dem Grafen Berthold Orsino und dem Stephan Colonna getheilt werden sollte. Wenige Wochen nach der Einführung dieser Senatoren entstand, durch eine steigende Theuerung veranlaßt, ein Aufruhr; das Capitol wurde

Digitized by Google

belagert, Colonna entkam unter einer Verhüllung, aber Berthold verspätete sich und wurde von dem rasenden Pöbel gesteinigt. Ein wüthender Kampf erhob sich unverzüglich zwischen den Orsini und den Colonna, und wurde bis in den August des Jahres 1353 fortgesetzt. Da erwählte das Volk, überdrüssig für seine Großen zu bluten, sich den Franz Baroncelli, einen Notarius des Senats, zum Tribun; Johann Orsino und Peter Colonna, die bisher das Capitol behauptet, und sich als Senatoren constituirt hatten, mußten ihre Festung übergeben, die ganze Stadt unterwarf sich dem Tribun. Erschüttert durch so viele Revolutionen näherte sich indessen die Linie der Orsini von Montegiordano allgemach ihrem Ende; mit dem Ausgange des 14. Jahrh. war sie gänzlich erloschen, und die Colonna und Savelli herrschten ungetheilt über Rom, bis die Orsini von Bracciano, als Erben derer von Montegiordano allmälig an ihre Stelle zu treten vermochten. Auch Berthold Orsino, der 1338 als Erzbischof von Neapel vorkommt, war aus der Linie von Montegiordano entsprossen.

Gentilis, des Papstes Nikolaus III. ältester Bruder, war ein Vater von vier Söhnen: Berthold, Matthäus, Romanus und Orso. Orso wurde von seinem Oheime, dem Papste Nikolaus, mit der Engelsburg, dem Castello S. Angelo, beschenkt, daher seine Linie, obgleich die Engelsburg bald von den Päpsten zurückgenommen, und statt ihrer das Castell Foglia gegeben wurde, den Namen di Castello trägt. Orso war auch Prätor der Stadt Viterbo; kaum aber hatte Nikolaus III. die Augen geschlossen, als Riccardo degli Annibali die Stadt überfiel, und den Prätor verjagte, wodurch es sodann der Anjou'schen Partei möglich wurde, die beiden Cardinäle Orsini, den Jordan und Matthäus, und auch ihren Vetter, den Cardinal Latinus Frangipani, gefangen zu nehmen, und dem durch diesen Vorgang erschreckten Conclave Gesetze vorzuschreiben. Die Bewegung erstreckte sich aber noch weiter; in Rom selbst brachen Unruhen aus, und nach mannhaftem Kampfe sahen die Orsini sich genöthigt, in Palestrina Zuflucht zu suchen. Unter Orso's Nachkommen sind besonders die Herren von Foglia und Bomarzo (nördlich von Viterbo unweit der Tiber), und später die Marchesen della Penna zu bemerken. Aus der Linie von Foglia war entsprossen Vicinus I., des Peter Angelus Sohn, der sich unter Sixtus IV. Pontificate durch seine Waffenthaten berühmt machte, und einen seiner nicht unwürdigen Sohn hinterließ. Dieser, Johann Konrad, stand in dem Heere, welches die Ufer des Isonzo, im October 1477, gegen einen wüthigen Angriff des Veziers von Bosnien vertheidigen sollte, aber der überlegenen Anzahl und Gewandtheit der Türken unterlag, und gänzlichem Verderben nicht entgangen wäre, hätte nicht Johann Konrad, nach des obersten Feldherrn, des Grafen Novello von Verona, Falle, den Befehl des geschlagenen Heeres übernommen, und seine Trümmer jenseit des Tagliamento in Sicherheit gebracht. Auch in dem durch die Ligue von Cambray veranlaßten Kriege diente Johann Konrad den Venetianern, und seine Schuld war es nicht, daß Wilhelm von Roggendorf im J. 1515 dem belagerten Brescia 8000 Tyroler zuführen und auf diese Weise die abgeschlossene Capitulation unkräftig machen konnte. Johann Konrad hatte dem Marsche der Tyroler über Lodron und Rocca d'Anfo alle erdenkliche Hindernisse entgegengesetzt, in einem nächtlichen Überfall ihnen großen Schaden zugefügt, einen ihrer Hauptleute, den Johann von Stein, getödtet, und den Grafen Ludwig von Lodron gefangen weggeführt. Gleich so vielen andern Orsini schloß er sich dem Heer an, mit welchem Lautrec 1528 die Eroberung des Königreichs Neapel unternahm und großentheils vollführte. Als der Glanz der französischen Waffen erblich, vertheidigte sich Johann Konrad auf das Hartnäckigste in Monopoli, in Terra di Bari (1529), und erst nach Lautrecs Tode konnte er genöthigt werden, gleichwie Rencio Ceri (der kein Orsino war, so zuverlässig und vielfältig dieses auch von Sismondi und in der Biographie universelle behauptet wird) und gleichwie Camillo Orsino von Lamentana in Barletta Zuflucht zu suchen. In der Hoffnung, den Fall dieses letzten Bollwerkes durch eine Diversion nach der Terra d'Otranto aufzuhalten, schiffte Johann Konrad sich mit 4000 Fußgängern ein. Er nahm mit Gewalt die feste Stadt Nardo, ging aber auf die Nachricht, daß Alarcon mit einer sehr überlegenen Macht im Anzug, abermals unter Segel, und erschien vor Brindisi. Die Stadt wurde erobert und geplündert, und Johann Konrad, ohne Hoffnung die Citadelle zu überwältigen, kehrte nach Barletta zurück, um diesen Ort und ganz Apulien zu räumen, wie es der mittlerweile zu Stande gebrachte Friedensvertrag foderte. Johann Konrad hinterließ zwei Söhne, Vicinus II. und Maharbal. Dieser diente den Franzosen mit Auszeichnung, besonders in den Feldzügen um Corsica und Siena, und Vicinus II. erwarb sich nicht weniger Ruhm, als er 1553 an des Herzogs von Parma, des Horazio Farnese, Seite, Hesdin gegen die Kaiserlichen vertheidigte, oder wie er 1556 Velletri gegen alle Anstrengungen des Herzogs von Alba behauptete. Der letzte der Marchesen della Penna (aus der Hauptlinie), Martius, vermachte sterbend, im J. 1674, einen Theil seiner Güter der apostolischen Kammer, einen andern dem Herzoge von Bracciano, zum Nachtheile seiner an den Marchese von Perne, an Franz Felix Orsino, verheiratheten Schwester Anna Elisabeth; allein Penna (in dem Herzogthume Spoleto, unweit Bomarzo und der Tiber) wurde alsbald, als ein Stammgut von einer Seitenlinie in Anspruch genommen, dieser auch nach einigen Rechten zuerkannt. Aus dieser Seitenlinie war entsprossen Dominicus Maria Orsino, der nach dem Aussterben des Hauses Bracciano durch Vergleich mit der Prinzessin Orsina die Tenuta di Monte Casole, in dem Gebiete von Bomarzo erbte. Sein Bruder, Johann Konrad, ein Sohn von Johann Konrad und Christina Colonna, der Tochter des Herzogs Cesar del Fiume di Nisi, wurde vom Papste Benedikt XIII. im October 1724 als sein Vetter, und als der Stammhalter der Orsini del Castel S. Angelo anerkannt; zugleich wurden seine Besitzungen Mugnano, Monte Casole,

Digitized by Google

Penna und Cottonello zu einem Fürſtenthum erhoben, wiewol Johann Konrad dieſen Titel nicht annehmen wollte. Er vermählte ſich am 9. Nov. 1724 mit Maria Minerva, des Marcheſe Franz Maria Ottieri Tochter, und hatte von ihr drei Söhne und drei Töchter. Der älteſte Sohn, Johann Konrad III., wurde der Vater der Marcheſen Benedikt und Orſo Orſini. Eine Nebenlinie der Orſino di Caſtello ſind auch die Orſini del Cavalieri. Dieſen Beinamen führen ſie ſeit der Vermählung Gabriels Orſini mit Johanna del Cavaliere; der Sohn dieſer Ehe, Marius, wurde nämlich durch ſeines Großvaters, des Johann Baptiſt Cavaliere Teſtament, vom J. 1507, in den Namen und die Erbrechte der Familie Cavaliere eingeſetzt. Kaſpar Orſino Marcheſe del Cavaliere und Fürſt von Scavolino, war im J. 1752 mit Maria Hyacyntha, des Marius Marescotti, Grafen Capizucchi Tochter, verheirathet, und hatte von ihr mehre Kinder.

Romanus, des Gentilis dritter Sohn, war ein Dominicanermönch. Matthäus Roſſi, der zweite Sohn, trat ebenfalls gar zeitlich in den geiſtlichen Stand und empfing von Urban IV. im J. 1263 die Würde eines Cardinal-Diakonus, tit. S. Mariae in Portico. Als Statthalter des Patrimoniums und eifriger Welfe hatte er viel mit dem römiſchen Senator, mit Peter de Vico, den Manfred von Sicilien mit ſeiner ganzen Macht unterſtützte, zu kämpfen. Von ſeinem Oheime, dem Papſte Nikolaus III., wurde er zum Erzprieſter der St. Peterskirche, zum Vorſteher des Hoſpitals S. Spirito in Saſſia, und zum Protector des Minoritenordens gemacht. Als dieſem Papſte 1280 zu Viterbo ein Nachfolger gewählt werden ſollte, erregte die Bürgerſchaft, auf Karls von Anjou Veranlaſſung, einen Aufſtand, ſetzte den Cardinal und ſeinen Vetter, den Cardinal Jordan, gefangen, und ließ ſie einige Tage bei Waſſer und Brod faſten. Sie wurden in Freiheit geſetzt, als ſie nicht mehr dem Willen Karls von Anjou, in Betreff der Papſtwahl, hinderlich ſein konnten, und die Bürger von Viterbo wurden, zur Strafe ihres Vergehens, mit dem Banne belegt, von dem ſie doch zuletzt Matthäus Roſſi durch ſeine Fürbitte befreite. Nach Nikolaus' IV. Tode fand Matthäus in dem Conclave, welches ſich zu Perugia verſammelte, vorzüglich an ſeinem Vetter, dem Gibellinen Napoleon Orſino von Monte Giordano, einen hartnäckigen Gegner, und ihren Zwiſtigkeiten allein war es zuzuſchreiben, daß die Kirche zwei Jahre lang ohne Oberhaupt blieb, bis ſich alle Stimmen, wie durch ein Wunder, zu Gunſten des frommen Einſiedlers Peter de Morone (Cöleſtin V.) vereinigten. Als Cöleſtins V. Nachfolger, Bonifacius VIII., durch der Bürger von Anagni kühnes Einſchreiten aus der Gewalt der Franzoſen befreit worden, übergab er ſich dem Schutze der Orſini. Matthäus Roſſi führte ihn mit gewaffneter Hand von Anagni nach Rom, behandelte ihn aber bald als einen Gefangenen, entweder um der Welt das Scandal eines gemüthskranken Papſtes zu verbergen, oder aber, um in des nur angeblich Gemüthskranken Namen zu herrſchen. Bonifacius, um ſich ſo läſtiger und gebieteriſcher Aufſicht zu entziehen, war des Willens, den Schutz der Annibaldeschi anzurufen; als er aber zu dem Ende von dem Vatican nach dem Lateran hinüberziehen wollte, traten ihm Matthäus und deſſen Vetter der Cardinal Jordan in den Weg. Der Papſt wurde gezwungen, nach ſeinen Gemächern zurückzukehren, von weitern Kränkungen aber bald durch den Tod erlöſet. Die Cardinäle verſammelten ſich, ihm einen Nachfolger zu geben, und ſo großen Einfluß auch Matthäus auf das heilige Collegium übte, ſo ſcheint es ihm doch nicht in den Sinn gekommen zu ſein, ſich um die päpſtliche Krone zu bewerben; er war vielmehr bedacht, der Kirche eine ariſtokratiſche Verfaſſung zu geben und ihr Oberhaupt aller Gewalt zu entſetzen. Dieſes Vorhaben durchzuführen gab er dem gutmüthigen, aller Familien-Verbindungen entbehrenden Cardinal-Biſchof von Oſtia ſeine und ſeiner Anhänger Stimmen, und Benedikt XI. hatte ihnen ſeine Erhebung zu verdanken. Benedikt war geraume Zeit nur der Diener der Cardinäle; als er, ihrer Tyrannei auszuweichen, unter dem Vorwand eines Luftwechſels ſich nach Aſſiſi begeben wollte, unterſagten die Cardinäle ihm dieſe Reiſe, und er würde darauf haben verzichten müſſen, hätte nicht Matthäus aus geheimen Gründen ſich für ihn verwendet. Benedikts frühzeitiger Tod (4. Jul. 1304) erzeugte neue Verwirrungen. Dieſesmal ſtrebte Matthäus nach der dreifachen Krone, ihn unterſtützten der Neffe von Bonifacius VIII. und alle Cardinäle von der alten welfiſchen Partei, während ihm, wie gewöhnlich der Cardinal Napoleon Orſino mit den Colonna, mit den Gibellinen, mit den Anhängern des Königs von Frankreich, feindlich gegenüber ſtand. Zehn volle Monate dauerte der Kampf, bis das Volk von Perugia, in ſeiner Ungeduld, die Streiter im Conclave bedrohte, und ihre Portionen verminderte. Die Nothwendigkeit, einmal zu Ende zu kommen, erzeugte das bekannte Compromiß, wodurch die Ernennung des Papſtes in die Hände des Königs von Frankreich gegeben, Matthäus aber vollſtändig überliſtet wurde. Matthäus ſtarb im J. 1306 zu Perugia, von wo ſein Leichnam, den man nach neun Jahren noch unverſehrt gefunden, nach Rom in das Erbbegräbniß gebracht wurde. Er hat de auctoritate ecclesiae, expositionem in psalmos, sermones sacros und epistolas geſchrieben.

Berthold, des Cardinals Matthäus Roſſi Bruder, und des Gentilis älteſter Sohn, wurde von ſeinem Oheime, dem Papſte Nikolaus III., zum Grafen der Romagna, womit die Herrſchaft des Exarchats und der Stadt Bologna verbunden, ernannt, und es kam für ihn eine Vermählung mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Karls von Anjou in Vorſchlag. Karl wies dieſen Vorſchlag auf eine beleidigende Art ab, und Berthold, um ſich zu rächen, gab der Politik des päpſtlichen Cabinets eine ganz veränderte Richtung; insbeſondere behauptet man, daß er ſich durch der Griechen Gold habe erkaufen laſſen, um ſich bei ſeinem Oheime für Johanns von Procida kühnes Unternehmen, für die Befreiung Siciliens, zu verwenden. Darum wurde er aber durch den neuen Papſt, durch den dem Anjou'ſchen Intereſſe gänzlich ergebenen Martin IV., der Grafſchaft Romagna ent-

Digitized by Google

setzt. Als Prätor von Orvieto hatte er vielfältig mit dem Grafen Guido von Montefeltro zu kämpfen. Sein Sohn Gentilis, der 1286 als Senator von Rom, 1300 als Prätor von Orvieto vorkommt, hatte in erster Eigenschaft viel mit den Colonna zu kämpfen, die auf alle Weise ihre Wiedereinsetzung in den vorigen Stand suchten. Einst waren sie in großer Anzahl und wohlbewaffnet ausgezogen, um auf einem ihrer Schlösser einzukehren. Auf der Landstraße, unweit Palestrina, stießen sie auf die Orsini, die allem Anscheine nach in einer ähnlichen Demonstration begriffen waren. Kein Theil wollte dem andern weichen, und es entspann sich um den Vorzug des Ranges ein Gefecht, das mit der äußersten Wuth geführt, mit der Niederlage der Orsini endigte; sechs der Vornehmsten von ihnen, dann Richard della Rota, aus der Linie der Ubaldeschi, wurden gefangen, der Graf von Anguillara aber blieb auf dem Platze. Alsbald verbreitete sich die Nachricht in dem Lande, in Todi und Spoleto erhoben die bisher unterdrückten Gibellinen ihr Haupt, alle Welfen wurden vertrieben, und eine allgemeine Umwälzung schien dem Kirchenstaate bevorzustehen, als Gentilis schnell herbei eilte, und mit den Truppen, über die er als Regent von Perugia verfügte, die Unterwerfung von Spoleto erzwang. Dann wendete er sich gegen die von Todi, die unter des Bindo de Baschi Befehlen ihm mehre Scharmützel lieferten, endlich aber bei Monte Molino eine vollständige Niederlage eelitten; sie ließen über 1000 Gefangene im Stiche, „senza che vi morisse persona," erzählt Sansovino. Gentilis ließ sodann Monte Castello, und das ganze übrige Gebiet von Todi ausplündern, und führte seine Truppen in die Erfrischungsquartiere nach Marsciano und Cerqueto. Ein zweiter Feldzug wurde dem Gebiete von Todi noch verderblicher, denn auch die Farnese, der Herr von Bisenzo und sogar der eben von Avignon eingetroffene Cardinal Napoleon Orsino hatten ihre Reisige zu Gentilis Heer, in dem Lager bei Collepepe, an der Tiber stoßen lassen, und dasselbe dermaßen verstärkt, daß der Stadt, nachdem sie ihre Ernten und Heerden eingebüßt, nichts als Unterwerfung übrig blieb. Die Gibellinen des Kirchenstaats waren gänzlich unterdrückt, als der Feldzug Kaiser Heinrichs VII. alle ihre Hoffnungen weckte. Gentilis, wenig bekümmert um das, was in Toskana vorgegangen, hatte in Rom alle Anstalten zu einer entschlossenen Vertheidigung getroffen. Unterstützt durch einen Heerhaufen, den ihm des Königs Robert von Neapel Bruder, der Prinz Johann, zugeführet, hatte er den Senator, den Grafen Ludwig von Savoyen, mit Gewalt aus dem Capitol vertrieben, und diesen Posten, die Thürme am Fuße des Capitols, die Engelsburg, die St. Peterskirche und die Trastevere mit starken Besatzungen versehen; während er also den Aventin, Celio, den Quirinal, den Esquilie mit dem Viminale und der Suburra den Colonna preisgab, war ihre directe Verbindung mit den Kaiserlichen, die über Viterbo anrückten, gestört. Heinrich VII. suchte sich über den Ponte Mollo Bahn zu brechen; ein heftiger Kampf gab keine Entscheidung, aber wäheend desselben wurde die Tiber weiter aufwärts von einigen teutschen Reitergeschwadern überschritten (7. Mai 1312), und der Kaiser, dieser Bewegung folgend, nahm sein Quartier auf dem Aventin, knüpfte jedoch zugleich mit seinen Gegnern Unterhandlungen an. Sie blieben erfolglos, wie die geoße Versammlung, zu der Heinrich alle römische Barone, ohne Unterschied der Parteien, hatte berufen lassen, und eine Gewaltthätigkeit, die sich der Kaiser gegen einen seiner Anhänger, den Peter degli Annibali, erlaubte, indem er ihn zwang in seine Festen teutsche Besatzung einzunehmen, gab das Signal zu einem Kampf, in dem sich beinahe die ganze Bevölkerung Roms gegen die Fremden vereinigte. Gleichwol wurde das Capitol, der Lateran und später das Coliseum, das Theater des Marcellus ꝛc. von den Kaiserlichen genommen, und ihre Erfolge würden noch glänzender gewoeden sein, hätten sie nicht mit allzugroßer Vorliebe die Zerstörung der Häuser der Orsini betrieben; während sie damit beschäftigt, that Gentilis von der Engelsburg aus einen Ausfall, der den Kaiserlichen über 200 Reisige, darunter ein Graf von Baar, und des Grafen Ludwig von Savoyen Bruder, Peter, kostete; auch verloren sie einen Adler und die Banner von Flandern und Savoyen, die Gentilis, als Siegeszeichen, nach Florenz schickte. Mit gleichem Erfolge trotzten seine Besatzungen im Vatican und in der Città Leonina allen Anstrengungen der Gegner, und nach zwei Monaten immerwährenden Kampfes und wilder Verheerung hatte Heinrich die Überzeugung gewonnen, daß die Eroberung von Rom seine Kräfte übersteige. Darum nahm er, weil die St. Peterskirche immer noch in der Orsini Händen war, im Lateran die Kaiserkrone, dann begab er sich, einer reinern Luft zu genießen, nach Tivoli; endlich trat er den Rückzug nach Toskana an. Gentilis aber empfing, als wohl verdiente Belohnung für so viele Anstrengungen, aus den Händen des Königs Robert die Würde eines Groß-Justitiarius von Neapel, und 1314 den Auftrag, als des Königs General-Vicarius die Republik Florenz zu regieren. Sein Tod scheint bald darauf erfolgt zu sein. Er war dreimal verheirathet: 1) mit Simonetta, 2) mit Clarisse Ruffa, des Grafen Peter von Catanzaro Tochter, 3) mit Jakobe, des Johann Pierleone Tochter. Aus der zweiten Ehe war entsprossen Raymund oder Romanellus, der dem Vater als Groß-Justitiarius von Neapel folgte, auch durch seine Vermählung mit Anastasia von Montfort, des Grafen Guido, aus jenem hochberühmten französischen Geschlechte, Tochter (verm. den 8. Jun. 1293), die Grafschaft Nola in der Terra di Lavoro erwarb. Von dessen Sohne wurde der jüngere Guido, der Ahnherr der Grafen von Sovana und Pitigliano, der ältere aber, Robert, Graf von Nola, Palatinus des Königreichs Neapel, war mit Sueva de Baux oder de Balzo, des Seneschalls Hugo Tochter, verheieathet, erwarb durch diese Heirath die Grafschaft Soleto, und hinterließ die Söhne Nikolaus und Jakob. Jakob, Herr von Vicovaro, an dem Teverone, oberhalb Tivoli, wurde von Urban V. im J. 1365 zum Cardinale, tit. S. Georgii ad velum aureum ernannt, und hatte 1378, nach Gregoes XI Ableben, nicht geringe Hoffnung, selbst den päpstlichen Stuhl ein-

Digitized by Google

zunehmen, eine Hoffnung zwar, die ihm der neue Papst Urban VI. niemals verzieh, und daher ihm einst, in einem geheimen Consistorium sagte: „quod erat unus sotus“ (*Thomas de Averno* p. 725). Jakob starb zu Vicovaro, den 15. Aug. 1379. Sein älterer Bruder, Nikolaus, Graf von Nola und Soleto, war mit einer Sabran, des Grafen Wilhelm von Ariano Tochter, verheirathet, und durch sie Vater von zwei Söhnen. Der jüngere, Raymund, gründete die Linie der Fürsten von Tarent, von der alsbald, der ältere, Robert, Graf von Nola und Groß-Justitiarius von Neapel, hinterließ die Söhne Peter oder Pyrrhus, den Grafen von Nola und Algiasius, eben diejenigen, die in des Königs Ladislaus Ungnade verfielen, von ihm in Nola belagert und demnächst gezwungen wurden, im Auslande Zuflucht zu suchen. Peters Sohn, Raymund, wurde jedoch durch die Königin Johanna II. in die Grafschaft Nola wieder eingesetzt, erhielt von ihr auch als Ersatz für Nettuno und Astura, die er um ihretwillen an den Papst Martin V. abgetreten, die Grafschaft Sarno in Principato citra. Ihn desto fester an seine Interessen zu knüpfen, vermählte ihn König Alfons von Aragonien mit seiner Muhme Eleonora von Aragon, des Grafen von Urgel Tochter, in Ansehung welcher Vermählung Raymund zugleich mit dem Herzogthume Amalfi, und 1438 mit dem Fürstenthume Salerno beschenkt wurde. Als Fürst von Salerno, Herzog von Amalfi, Graf von Nola, Sarno, Atripalda, Herr von Palma, Avello, Lauro, Forino, Ascoli ꝛc. Groß-Justitiarius von Neapel, gehörte er unstreitig zu den mächtigsten Baronen des Königreichs. Er starb im J. 1459. Den einzigen Sohn, den ihm Eleonora von Aragon geboren, hatte er längst begraben; auch die an Virginius Orsino, den Grafen von Tagliacozzo, verheirathete Tochter, Isabella, war nicht mehr unter den Lebenden, so vertheilte er denn seinen Reichthum unter seine drei Bastarde Felix, Daniel und Jordan, die er von Kaiser Friedrich III. und vom Papste Nikolaus V. legitimiren lassen, und zwar gab er an Felix das Fürstenthum Salerno und die Grafschaft Nola, an Daniel die Grafschaft Sarno, an Jordan die Grafschaft Atripalda; Felix sollte auch des Königs Ferdinand natürliche Tochter, Maria, zur Gemahlin haben; allein er wie seine Brüder, verscherzten gar bald durch Theilnahme an der großen Empörung der Barone des Monarchen Gunst und wurden ihres ganzen Eigenthums beraubt, womit sie dann zugleich verschwinden. Salerno gab der König an Robert von San-Severino, Nola aber, Atripalda, Ascoli, Lauro und Forino an Orso Orsino, aus dem Hause Pitigliano.

Das Haus Tarent. Raymund (Ramondello), des Grafen Nikolaus von Nola und der Sabran jüngerer Sohn, erbte von seinem Groß-Oheime, Raymund des Baur, die Grafschaft Soleto, schrieb sich daher de Balzo-Orsino, und diente geraume Zeit mit Ruhm, als Condottiere in Syrien. Kaum nach der Heimath zurückgekehrt, übertrug ihm König Karl III., der eben sich gegen den Herzog Ludwig von Anjou zu vertheidigen hatte, die Bewahrung der wichtigen Festung Barletta, und Raymund wußte nicht nur mit Barletta seinem Könige die ganze Provinz Bari zu erhalten, sondern ließ auch viele Edle, deren Treue gegen das Haus Durazzo ihm verdächtig, hinrichten. Nichtsdestoweniger fiel er selbst bei Karl III. in Ungnade; er wurde in Fesseln geworfen, entkam aber aus dem Kerker, und nahm sogleich für den Herzog von Anjou Partei. Dieser, sich eines so wichtigen Anhängers noch mehr zu versichern, vermählte ihn mit der Gräfin von Lecce und Castro (in Terra d'Otranto), mit Maria von Enghien. Nach des Herzogs Ludwig von Anjou Tode versammelte Raymund die Trümmer des französischen Heeres unter seinen Fahnen, und sie halfen ihm den Papst Urban VI. entsetzen, den der König von Neapel in Nocera eng eingeschlossen hielt; zum Lohne verschrieb ihm der Papst die Stadt Benevento. Nach Karls III. Tode wurde er mit der Königin Witwe und mit ihrem Sohne Ladislaus ausgesöhnt, auch zum Gonfaloniere der Kirche und zu einem Hüter der vormundschaftlichen Regierung in Neapel ernannt. Dieses letztern Auftrags entledigte sich Raymund mit Ruhm, bis eine neue Beleidigung ihn veranlaßte, nochmals zu der Anjou'schen Partei überzutreten. Aus den Händen des Herzogs Ludwig II. von Anjou empfing er 1398 das Fürstenthum Tarent. Als dieser aber später das Königreich verließ, Alles vor Ladislaus sich beugte, zog Raymund mit einer auserwählten schönen Mannschaft dem jungen Könige stracks, wie zum Kampf, entgegen; in dessen Angesicht ließ er plötzlich die Fahnen senken, zum Zeichen, daß er sich und die Seinen in des Siegers Gewalt begebe, und Ladislaus, erfreut durch eine so unerwartete Unterwerfung, nahm ihn zu Gnaden auf, bestätigte ihn auch in dem Besitze des Fürstenthums Tarent, wozu außer der Stadt selbst noch Otranto, Brindisi, Lecce, Nardo, Gallipoli, Ostuni, Bitonto, Motola, Martina, Ugento, Bitetto und Conversano, sämmtlich erzbischöfliche und bischöfliche Sitze, gehörten. Raymund, der auch noch das Herzogthum Andria und viele andere große Lehen besaß, starb im J. 1405; seine Witwe, Johanns von Enghien und der Helena von Brienne, der Gräfin von Lecce, Tochter, wurde alsbald von König Ladislaus in Tarent belagert und gezwungen, ihm 1406 ihre Hand zu reichen; da aber Ladislaus eigentlich nur ihre Besitzungen gewollt, so ließ er sie alsbald mit ihren Kindern verhaften, ihre Güter aber einziehen. Sie blieb, auch nach des Königs Tode, der Freiheit beraubt, bis Jakob von Bourbon, Graf von la Marche, nach Neapel kam, um des Ladislaus Schwester, die Königin Johanna II., zu heirathen. Nach den Bestimmungen des Vertrags, der ihr die Freiheit gab, und den sie dadurch erkaufte, daß sie ihre Tochter, Katharina Orsina, an des französischen Prinzen Begleiter, an Tristan von Clermont, vermählte, und ihr die Grafschaft Cupertino in Terra d'Otranto als Heirathsgut anwies, mußte Maria auf den königlichen Titel verzichten, und das Fürstenthum Tarent dem Prinzen von Bourbon überlassen. Jakob entzweite sich bald mit seiner herrschsüchtigen Gemahlin, nach mehren, stets verfehlten, Bemühungen, die Zügel der Herrschaft zu ergrei-

Digitized by Google

sen, entfloh er vom Hofe, um in Tarent eine unabhängige Stellung wiederzufinden; allein Maria von Enghien befand sich in der Nähe, bewaffnete ihre Vasallen und ließ durch sie Tarent einschließen (1419). Jakob, zur Verzweiflung gebracht, ging einen Vertrag ein, wodurch er das Fürstenthum gegen eine Summe Geldes an Johann Anton Orsino, Raymunds Sohn, überließ, und ging nach Frankreich zurück, um seine Tage in einem Kloster zu beschließen.

Johann Anton, der durch seiner Mutter kühne Entschlossenheit in das väterliche Erbe wieder eingesetzte Fürst von Tarent, erlangte als solcher, nach einigem Zögern, der Königin Anerkenntniß, und fing alsbald an, seine Gebiete, hauptsächlich durch Kauf, zu erweitern. Auf diese Weise erwarb er Bari, Montepeloso, Pomarico, Matera, Aquaviva, Minervino, Ruvo, Casa Massima und Lavello, in den Provinzen Capitanata und Bari, Flumari, Vico Lacedogna, Bisaccia, Carbonara, Accadia, Carife, Ballata, Castello, S. Nicolo, Torcarino, la Guardia Lombarda, Melito, Montaguto, Bonito und Monteaperto, in Principato Ultra, endlich das alte Acerra und Marigliano, in Terra di Lavoro. Eine so große Ausbreitung wurde der Königin bedenklich, und sie schickte ihren Adoptivsohn, den Herzog Ludwig III. von Anjou und den Jakob Caldora mit einem bedeutenden Heere gegen den übermächtigen, durch seine Verbindungen mit dem Könige von Aragonien noch verdächtigern Vasallen aus. Nach zweijährigem Kampfe waren beinahe alle seine Festen gefallen; in Tarent selbst hatte er eine schwere Belagerung auszuhalten, und obgleich der Herzog von Anjou genöthigt wurde, mit einiger Schande abzuziehen, so schienen doch Johann Antons Angelegenheiten gänzlich verzweifelt. Aber am 12. Nov. 1434 starb der Herzog von Anjou, in Folge der vor Tarent ausgestandenen Mühseligkeiten, und am 2. Febr. 1435 folgte ihm die Königin, und Johann Anton seiner mächtigsten Gegner entledigt, und durch aragonische Hilfstruppen verstärkt, nahm alles ihm Abgedrungene wieder ein, unterstützte auch auf das Wirksamste des Königs von Aragonien Ansprüche an den neapolitanischen Thron, wenn er gleich, wie der König selbst, in der Seeschlacht bei der Insel Ponza, den 5. Aug. 1435, der Genuefer Gefangener wurde. Johann Anton wurde nämlich, noch früher als der König selbst, freigegeben, und wendete alle seine Kräfte an, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Als der Patriarch von Alexandria, Johann Vitelleschi, dem Herzoge von Anjou zum Vortheil eine päpstliche Armee nach dem Königreiche führte und manoeuvrirte, um sich mit des Caldora Armee zu vereinigen, suchte der König Alfons den Fürsten von Tarent, der ein abgesondertes Truppencorps befehligte, an sich zu ziehen. Ehe dieser aber die erhaltenen Befehle ausführen konnte, wurde er unvermuthet von Vitelleschi bei Monte Fuscoli, südlich von Benevento, angegriffen, geschlagen, und selbst zum Gefangenen gemacht (1437). Johann Anton war nicht gemeint, um seiner politischen Gesinnung willen ein Märtyrer zu werden, und es kostete dem Sieger nur wenige Mühe, ihm die bisherigen Verbindungen zu verleiden und ihn für das Haus Anjou zu gewinnen. Viele Städte folgten seinem Beispiele, und Alfons von Aragonien gerieth in Gefahr, die Früchte unendlicher Anstrengungen zu verlieren; zum Glücke für ihn entzweite sich der Patriarch Vitelleschi mit Johann Anton, und dieser, der den Vorwurf, als trachte er dem Patriarchen nach dem Leben, nicht hören wollte, verließ das Heer, um nochmals dem König Alfons seine Dienste anzubieten (1438). Dieser Übertritt wurde entscheidend. Schon in dem Feldzuge des Jahres 1439 drang der Fürst von Tarent mit den 11,000 Mann, die er für Aragonien bewaffnete, bis Pomigliano, ganz nahe bei Neapel, und im folgenden Jahre machte er sich ganz Apulien, bis auf das einzige Manfredonia, und einige wenige Castelle, in denen Sforza Besatzung hatte, unterwürfig. Darum wurde er auch von Alfons, als dieser sich endlich durch ihn, im vollkommenen Besitze des Königreichs sah, zum Groß-Connetable mit einem festen Einkommen von 100,000 Dukaten ernannt, unter der Verbindlichkeit, jederzeit zum Dienste seines Herrn 1000 leichte Reiter zu unterhalten; es wurde ihm auch der Besitz des Fürstenthums Tarent auf das Feierlichste bestätigt, und seine Nichte Isabelle von Clermont, der Gräfin von Cupertino Tochter, an Ferdinand von Aragon, des Königs natürlichen Sohn, vermählt. Diesem natürlichen Sohne hatte Alfons die Nachfolge in seiner mühsamen Eroberung, in dem Königreiche Neapel zugedacht; als aber die Großen und die Abgeordneten der Städte in Capua zusammentraten, um dem neuen Könige zu huldigen, blieb der einzige Johann Anton aus. Es sei, behauptete er, seiner unwürdig, einem Bastard zu gehorchen, und der König war genöthigt, sein Anerkenntniß durch demüthiges Bitten und die ausschweifendsten Zugeständnisse zu suchen. Aber um keinen Preis war Johann Anton zu bewegen, daß er seine Residenz, das feste Lecce, verlassen hätte. Stets besorgt, ein Opfer der Treulosigkeit Ferdinands zu werden, und alle verheißene Gnaden als Lockspeisen betrachtend, hinter denen das Verderben verborgen, suchte er sich durch Verbindungen sicher zu stellen (1459), und nachdem er sich den Beistand des Fürsten von Rossano, des Herzogs von Atri, und des Marchese von Cotrone gewonnen, bot er die Krone von Neapel zuerst dem Könige von Aragonien, Johann II., dann dem Herzoge Johann von Calabrien, dem Sohne des vormaligen Prätendenten Renat von Anjou an. Der Herzog von Calabrien betrat im October 1459 den neapolitanischen Boden und augenblicklich begann eine jener Revolutionen, durch welche dieses Land so oft gewonnen und verloren worden ist. Campanien, Abruzzo und Apulien erklärten sich beinahe gleichzeitig für den Herzog von Calabrien; Johann Anton, an der Spitze von 3000 Reitern, stieß zu ihm, und nach der Schlacht bei Sarno, 7. Jul. 1460, durften die Verbündeten sich nur vor Neapel zeigen, um die Eroberung des Königreichs zu vollenden, denn Ferdinand hatte keine Armee mehr, um seine Hauptstadt zu vertheidigen. Aber der Fürst von Tarent wünschte keineswegs einen Krieg, durch welchen seine Macht so

Digitized by Google

unmäßig erhöhet worden, sobald zu beendigen. Dabei war er der Oheim der Königin Isabella, der Gemahlin Ferdinands, und diese fand, wie man versichert, verborgen unter einer Franziskanerkutte, Eingang in des Oheims Lager, warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht von dem Throne herabzustürzen, auf den er selbst sie erhoben habe. Johann Anton schien gerührt, sein Eifer für die Fortsetzung des Kriegs erkaltete, er bewog den Herzog von Calabrien zunächst die Belagerung einiger kleinen Städte in Campanien zu betreiben, dann, nachdem der ganze Sommer verloren worden, die Winterquartiere zu beziehen. Ferdinand, unterstützt vornehmlich durch den Einfluß, den seine liebenswürdige Gemahlin auf die Bewohner der Hauptstadt gewonnen hatte, unterstützt auch durch die Kriegserfahrung und durch die Söldner der Gebrüder Sforza, bekam Zeit, die Hilfsquellen, die ihm noch geblieben waren, zu benutzen; Genua, für den Herzog von Calabrien ein Hauptstützpunkt, wurde ihm entrissen, der Papst Pius II erklärte sich für den König Ferdinand, und schickte ihm ein bedeutendes Heer zu Hilfe, und zu gleichem Zwecke kam Scanderbeg aus Epirus herüber. Statt wie bisher auf die Vertheidigung von Barletta und Trani sich zu beschränken, konnte Ferdinand im J. 1461 selbst in Apulien angriffsweise verfahren. Im nächsten Sommer schien zwar endlich Johann Anton aus seinem Schlummer zu erwachen; er eroberte Giovenazzo, Troja und Andria, allein am 18. August 1462 erfocht Ferdinand über den Herzog von Calabrien den entscheidenden Sieg von Orsaria unweit Troja und Johann Anton, an einem glücklichen Ausgange des Kampfes verzweifelnd, gebeugt durch 70 Jahre und durch eine hartnäckige Fieberkrankheit, suchte sein Heil einzig in Unterwerfung. Ferdinand selbst kam ihm auf halbem Wege entgegen, ließ ihm durch den Cardinal von Ravenna und durch den mailändischen Gesandten die vortheilhaftesten Anträge machen, nannte ihn nach wie vor seinen Oheim, den er niemals genugsam ehren und lieben könne, verhieß ihm nicht nur den Besitz aller seiner Leben, aller seiner Gerichtsbarkeiten, wie er sie unter Alfons inne gehabt, sondern versprach auch, ihm die Würde eines Connetable und den damit verbundenen Gehalt von 100,000 Goldgulden zurückzugeben. Und damit der Fürst unbeschadet seiner Ehre aus seinen bisherigen Verbindungen scheiden könne, zeigte sich Ferdinand geneigt, dem Herzoge von Calabrien, seinem Feldherrn Piccinino, und seiner gesammten Armee sicheres Geleite zu bewilligen, vorausgesetzt, daß sie vor Ablauf von 40 Tagen des Fürsten von Tarent Staaten geräumt und den Marsch nach Abruzzo angetreten haben würden. Unter diesen Bedingungen wurde am 13. Sept. 1462 zu Bisceglia, zwischen Trani und Bari, der Friede unterzeichnet. Wenige Monate später, den 26. Dec. (1462, nach Andern den 16. Nov. 1463) starb der Fürst, der immer noch Verbindungen mit dem Herzoge von Calabrien unterhalten hatte, auf seiner Burg zu Altamura, wie es hieß, an Altersschwäche; indessen verbreitete sich zugleich das Gerücht, er sei durch zwei seiner vertrautesten Diener, die Ferdinand hierzu erkauft, des Nachts im Schlafe erdrosselt worden; es fanden sich auch an dem Leichname viele Spuren einer verübten Gewaltthat. Ferdinand war sogleich bei der Hand, um als Gemahl der Nichte von der ganzen Erbschaft Besitz zu nehmen; er fand unermeßliche Schätze in baarem Gelde, ungeheuere Waarenvorräthe aller Art, treffliche Stutereien, zahlreiche Heerden und 4000 Mann guter Soldaten. Das Mobiliarvermögen wurde überhaupt auf eine Million Goldgulden (nach heutigen Preisen ungefähr 22 Millionen Gulden) berechnet. Die Lehen, deren sich Ferdinand zugleich bemächtigte, waren die reichsten und weitläufigsten im Königreiche; denn Apulien stand damals noch in seiner schönsten Blüthe, und seine Verödung beginnt erst mit Johann Antons Tode. Was diesen vorzüglich bereichert hatte, war der große Seehandel, den er von Bari aus getrieben. „Johann Anton war," um mit den Worten des Joh. Jovian Pontanus zu reden, „eines wunderlichen, unbeständigen Gemüthes, auch in der Freundschaft wenig zuverlässig, und gewöhnt, der Erreichung seiner Zwecke Alles, selbst das Heiligste, hintanzusetzen. In Ansehung des eigenen höchst sparsam, trachtete er stets nach fremdem Gute. Im Krieg übermäßig vorsichtig, mißtraute er im Frieden seinen eigenen wie seiner Freunde Kräften, darum ertrug er den langen und ruhigen Frieden nach Alfonsens Thronbesteigung höchst ungeduldig. Hatte er sich ein Ziel vorgesteckt, so scheute er, solches zu erreichen, kein Opfer, gleichwie solche Opfer zu bringen, bei seinen großen Schätzen ihm niemals schwer fallen konnte; furchtsam und mistrauisch, war der Krieg dennoch seine Leidenschaft, und so wenig sein Arm galt im Kampfe, so gewandt war er einen Krieg herbeizuführen." Johann Anton war mit Anna Colonna, des Fürsten Jordan von Amalfi Tochter, und des Papstes Martin V. Schwester verheirathet. Calentius, bei Johann Juvenis (de fortuna Tarentinorum, lib. VII. cap. III.) beschreibt sie also: „Ich kam zu Anna Colonna, der Fürstin von Tarent, niemals sah ich ein Weib von solchem Körperbaue. Sitzend nahm sie beinahe das ganze Haus ein, sodaß ich kaum Platz finden konnte, um stehend meinen Spruch zu verrichten. Ein großer Mund, Ochsenaugen, Gliedmaßen, deren Verhältnisse kaum glaublich, die Stimme einer Löwin." Kinder hatte Johann Anton von ihr nicht, wol aber fünf Bastarde, von denen er den Sohn, Berthold, mit der Grafschaft Lecce versorgte, während die im J. 1456 an den siebenten Herzog von Atri, den Julius Anton Aquaviva verheirathete Tochter, Katharina, mit den drei Städten Bitetto, Conversano und Bitonto, dann den Herrschaften Casa Massima, Gioja, Cassano, le Nuci, Turri und Castellana abgefunden wurde. Die drei andern Töchter heiratheten in die Häuser del Balzo, Centelles und San-Severino. — Johann Anton hatte einen Bruder, Gabriel de Balzo Orsino, der mit Johanna Carracciola, des Groß-Seneschalls Ser Giani Tochter, verheirathet war, die Insassen seines Herzogthums Venosa in Basilicata, neben welchem er noch Spenazzola und Minervino besaß, sehr glücklich machte, und noch während der Regierung des Königs Alfons, mit Hinterlassung dreier

Digitized by Google

ehelicher Töchter und eines natürlichen Sohnes verstarb. Die älteste Tochter, Maria Donata, brachte Venosa an ihren Gemahl Peter de Balzo, den Herzog von Andria, die andere, Raymunda, heirathete den Fürsten von Salerno, den Robert von San-Severino, die jüngste, Johanna, den Grafen von Capaccio, Anton von San-Severino. Dem Sohne gab Gabriel, mit Bewilligung seiner ältesten Tochter, Carbonaro. — Endlich soll auch Reynald Orsino, der sich durch die Vertheidigung von Piombino so berühmt machte, ein Bruder von Johann Anton gewesen sein, was jedoch erheblichem Zweifel unterliegt; Reynald hatte mit Jakobs I. von Appiano Tochter, Katharina, das Fürstenthum Piombino erheirathet, und König Alfons von Aragonien, in seinem Kriege mit den Florentinern, 1448, muthete ihm zu, in seinen Festungen aragonische Besatzung aufzunehmen. Reynald, obgleich vielfältig von den Florentinern geneckt und bedrückt, fand es allzugefährlich, um des entfernten Herrschers willen, mit der mächtigen Nachbar-Republik anzubinden, und versagte darum den Aragoniern die Öffnung seiner Burgen, sowie die Zufuhr von Lebensmitteln. Darüber wurde Alfons so entrüstet, daß er im Mai 1449 mit einer Armee und einer Flotte vor Piombino erschien, um solches zu belagern. Siena, in dessen Schutze das Fürstenthum stand, wurde vergeblich um Hilfe angerufen, allein die Florentiner brachten am 8. Jul. 300 Fußgänger, Pulver und Blei in die Stadt; mit dieser geringen Unterstützung widerstand Reynald allen Anstrengungen der Belagerer, selbst nachdem die florentinische Hilfsflotte, am 15. Jul. Angesichts von Piombino eine vollkommene Niederlage erlitten hatte. In der Mitte des Septembers war endlich einer der Hauptthürme durch die feindliche Artillerie zerstört, und Alfons, dessen Armee bedeutend durch die Fieber der Maremma gelitten hatte, beschloß einen Hauptsturm zu wagen. Neapolitaner und Catalonier sollten darin wetteifern, während ihre Anstrengungen durch die Flotte unterstützt würden. Andererseits versammelte Reynald um sich die Bürgerschaft und die kleine Besatzung, um ihnen vorzustellen, daß im Falle sie sich schwach finden ließen, sie nicht in die Hände von Italienern, sondern von Barbaren fallen würden, die nicht nur ihrer Sprache, sondern auch allen Gesetzen der Menschlichkeit und des Kriegs fremd. Nachdem er diese wenigen Worte gesprochen, vertheilte er seine Mannschaft auf den verschiedenen Posten; die Weiber sogar stellte er hinter ihren Männern und Brüdern auf, um Pulver und Getränke auszutheilen. In dem Kampfe selbst gab Reynald das Beispiel der seltensten Unerschrockenheit und der ruhigsten Fassung; wo die Waffen nicht zureichten, da fielen Ströme von siedendem Öl und ungelöschtem Kalk auf die Stürmenden. Während Bürger und Soldaten die Mauern behaupteten, näherten die catalonischen Galeeren sich der Rocchetta; Boote, mit bewaffneten Männern angefüllt, und durch Winden bis zu den Masten der Galeeren und zu der Höhe der Mauern erhoben, sollten sich durch Harpunen in die Mauern einklammern, und auf diese Weise den Stürmenden einen Zugang eröffnen. Aber der Schuß einer in der Rocchetta aufgestellten Bombarde traf den Kiel des nächsten Bootes, daß solches in Trümmer ging, und die andern, obgleich sie mehrmals ihre Harpune ausgeworfen, konnten niemals die Mauern erreichen. Endlich, nachdem der Sturm mit immer gleicher Wuth während mehrer Stunden fortgesetzt worden, zeigten sich im Hintergrunde einige Geschwader florentinischer Reiterei, und die Aragonier, nicht zweifelnd, daß eine ganze Armee ihnen folge, ließen ab von dem vergeblichen Bestreben, und kehrten in ihre Quartiere zurück. Gleich darauf hob Alfons die Belagerung auf. Anton degli Agostini von San-Miniato, der, wie es scheint, des Fürsten von Piombino Hofpoet gewesen, hat sie in einem nicht wenig langweiligen Gedichte (Rerum Italicarum tom. XXV. p. 319—370) besungen, und seines Herrn Tapferkeit der Gebühr nach gefeiert. Aber aller bewiesenen Tapferkeit ungeachtet wurde Reynald durch den Friedensschluß vom 29. Jun. 1450 angehalten, wegen Piombino einen jährlichen Zins von 500 Goldgulden an Neapel zu entrichten. Vierzehn Tage darauf, den 13. Jul. 1450, starb der tapfere Fürst, und seine kinderlose Gemahlin folgte ihm im März des nächsten Jahres in die Ewigkeit nach.

Das Haus Pitigliano. Guido, der jüngere Sohn Raymunds und der Gräfin Anastasia von Nola, erbte der mütterlichen Großmutter Margaretha Aldobrandesca große Besitzungen in Toskana, namentlich Sovana, Pitigliano, Massa, Grosseto, Orbitello, überhaupt mehr denn 40 große Güter in der Maremma und dem Gebirge (von denen aber der größte Theil nach und nach in den immerwährenden Fehden mit Siena verloren ging). Guido's Sohn, Aldobrandin, Graf von Sovana, befehligte der Florentiner Kriegsmacht und erweiterte 1362 ihr Gebiet durch die Eroberung von Beccio-la. Seine Söhne, Guido und Robert, die Grafen von Sovana, wurden zugleich mit Nikolaus Orsino, dem Grafen von Nola, im J. 1371 Bürger zu Florenz, scheinen aber beide kinderlos verstorben zu sein; denn nach ihnen kommt Berthold Orsino, ein Sohn des 1363 verstorbenen Nikolaus, und folglich ein Bruderssohn Aldobrandins, als Besitzer von Sovana vor. Berthold gebrauchte zuerst den Titel eines Grafen von Pitigliano, nachdem er in schweren und langwierigen Kriegen mit Siena den größten Theil seiner Herrschaft Sovana, Orbitello, Saturnia, Monteacuto und andere Schlösser eingebüßt, auch nur durch die äußerste Anstrengung Pitigliano behaupten können. Der Kampf, der sein ganzes Leben hindurch gewährt hatte, wurde durch seiner Söhne, Guido, Nikolaus und Gentilis, Unterwerfung unter Siena beendigt. Gentilis, dem in der Brudertheilung Sovana zufiel, gerieth aber bald in neue Verwickelungen mit den Bürgern von Siena, und wurde in tapferer Vertheidigung seines Eigenthums von einer Lanze durchbohrt, während die Stadt Sovana erstürmt ward (1434). Sein Sohn Orso (aus der Ehe mit Orsina Orsini, einer Tochter des römischen Senators Johann Orsino), diente in der Lombardei unter Franz Sforza, als Hauptmann über 200 Lanzen, sodann den Venetianern, endlich seinem Vetter, dem Fürsten Johann

Digitized by Google

Anton von Tarent. Dieſer hatte ihm die Vertheidigung von Nola aufgetragen, und Orſo beunruhigte von dort aus Neapel und Averſa durch ſtete Streifzüge. Mit Gewalt ihn zu verdrängen war nicht möglich, alſo blieb nichts übrig, als ihn zu verführen, und das gelang dem Legaten in Benevento, dem Cardinale Bartholomäus. Orſo empfing von König Ferdinand, unter päpſtlicher Gewährleiſtung, am 18. Jan. 1462 die wichtigen Lehen Nola, Lauro, Atripalda, Forino und Aſcoli, und trat dagegen von Stund an in neapolitaniſche Dienſte. In der Schlacht bei Orſaria oder Troja führte Orſo das Hintertreffen, und Ferdinand ſelbſt bekennt, daß er ihm nicht nur dieſen Sieg, ſondern auch die endliche Beruhigung des Königreichs zu verdanken habe. Orſo ſtarb auf dem Rückmarſch aus Toskana, wohin er dem Prinzen Alfons gefolgt war, zu Viterbo den 5. Jul. 1479; ſterbend hatte er dem Prinzen die beiden Söhne, die ihm eine gewiſſe Santola aus Nola geboren, und wovon Raymund ſieben, Robert ſechs Jahre zählte, empfohlen und gebeten, daß man ihnen, um der Verdienſte des Vaters willen, die Lehen belaſſen möge; Raymund war auch bereits als Herzog von Aſcoli anerkannt, aber plötzlich gefiel es dem Könige, zu behaupten, dieſe Kinder ſeien nicht Orſo's Kinder, und das beſtätigte und beſchwor Santola, deren Geſtändniß man erkauft oder erpreßt hatte, in feierlicher Unterſuchung. Die unglücklichen Kinder wurden demnach ihres Eigenthums beraubt (1485). Des Orſo bereits genannter Oheim, Nikolaus, ein in vielen Kriegen verſuchter Condottiere, fiel in Sovana, ein Opfer der Rache beleidigter Ehemänner. Der Sohn ſeiner Ehe mit einer Gräfin von Anguillara, Aldobrandin, hatte ſchwere Kriege mit der Republik Siena zu führen. Den erſten ſühnte der Cardinal Latinus Orſino 1442, des zweiten Veranlaſſung wurde der Wunſch der Senenſer, den Grafen in ihr Intereſſe zu ziehen, um hierdurch die Maremma gegen feindliche Anfälle zu ſchließen. Zu dem Ende boten ſie ihm im J. 1454 einen jährlichen Sold von 800 Scudi, einſtweilen für einen Zeitraum von fünf Jahren. Das lehnte Aldobrandin ab, vermuthlich in nicht allzugemeſſenen Ausdrücken. Siena ſchwieg, denn noch währte der Krieg mit König Alfons, mit dem Papſt und mit den Florentinern. Kaum war aber der Friede unterzeichnet, als die Bürger nicht undeutlich die Abſicht verriethen, die empfangene Beleidigung zu rächen. Der Graf, genöthigt, ſeine Sicherheit zu bedenken, ließ an meheren Orten Werbungen anſtellen, ſo viele Hinderniſſe ihm auch dabei die Republik in den Weg legte; von beiden Seiten fielen bereits Neckereien und einzelne Gewaltthätigkeiten vor. Urplötzlich ließ der Graf einen Fehdebrief ergehen, dem ein verheerender Einfall in die Maremma, die Plünderung von Caſtel Ottiero, und die Überrumpelung der Rocca di Monte Acuto folgten. Siena rief die Venetianer zum Beiſtande herbei und ihr Proveditor that einen Einfall in der Farneſe Gebiet, als wohin Aldobrandins Unterthanen ihre Heerden in Sicherheit gebracht hatten. Über 4000 Stück Vieh wurden des Venetianers Beute; er machte auch an 100 Gefangene. Von der andern Seite verfehlte Aldobrandin ſeinen Anſchlag auf das Caſtell Sampugnano, ſeine Caſtelle Vitozzo und Morano wurden von den Senenſern erobert, und Julius Cäſar, der Fürſt von Camerino, führte ihnen eine Verſtärkung von 500 Lanzen und 200 Knechten zu. Unter dieſen Umſtänden lauſchte Aldobrandin willig den von einem päpſtlichen Legaten gemachten Friedensvorſchlägen, allein die Städter wieſen den Vermittler ab. Da richtete Aldobrandin einen Schrei um Hilfe an alle ſeine Vettern des Namens und Stammes Orſini, und nicht vergeblich, denn es ſchickte ihm Johann Anton, der Fürſt von Tarent, 600, der Fürſt von Salerno 400 Reiter, der Präfect von Rom, Franz Orſino, ſchickte ſeinen Sohn Jakob mit 200 Reitern, der Cardinal Latinus gab eine ſtarke Geldſumme, alle andere trugen nach Verhältniß bei. Mit ſeinen Hilfstruppen brach Aldobrandin auf, um den Entſatz der von den Feinden belagerten Stadt Sorano zu bewerkſtelligen. Er fand ſie ungleich zahlreicher, als man berichtete, befahl aber unbedenklich den Angriff, und nach einem harten Strauße gab Jakob Orſino, der das Hintertreffen befehligte, den Ausſchlag. Die Senenſer erlitten eine gänzliche Niederlage, fanden aber bald Mittel, ihren Verluſt zu erſetzen, zumal ihnen die Venetianer eine abermalige Hilfe von 1400 Reitern und 600 Fußgängern zuſchickten. Die Belagerung von Sorano wurde zum andern Male vorgenommen, und Siegismund Gonzaga, der General der Republik, erſchöpfte die ganze Kunſt ſeines Jahrhunderts vor der kleinen Feſtung, gleichwol ſah er ſich am Ende genöthigt, mit Aldobrandin einen Waffenſtillſtand auf einen Monat einzugehen. Dieſe Handlung erſchien der Signoria als ein Verrath, und Siegismund erhielt einen nachdrücklichen Verweis, den er ſo übel nahm, daß er von Stund an ſeine Waffen gegen die Republik kehrte. Aldobrandin benutzte dieſe Verwirrung, um das feindliche Gebiet ſchonungslos zu verheeren, hatte aber nicht den Muth oder auch nicht die Kraft, etwas gegen die Stadt ſelbſt zu unternehmen. Mittlerweile wurde Gonzaga durch perſönliche Angelegenheiten nach der Romagna gezogen, die Senenſer erholten ſich von ihrem Schrecken, und fühlten ſich ſtark genug, noch einmal vor Sorano zu erſcheinen. Die Artillerie ſollte ihnen von Sovana aus nachgeführt werden. Aldobrandin, dem Napoleon Orſino und Anton de Forli eben 1000 Reiter und ſo viele Fußgänger zugeführt hatten, dachte den Zug aufzuheben, fiel aber in einen Hinterhalt und erlitt eine ſchwere Niederlage, während Jakob Orſino, ſein treuer Beiſtand, eine tödtliche Wunde empfing. Die Belagerung wurde alſo fortgeſetzt, bis Nikolaus V. bei Strafe der Excommunication Ruhe gebot. Darauf wollten es die Senenſer nicht ankommen laſſen, und ſie ſchloſſen Waffenſtillſtand auf 14 Tage, um während derſelben, unter päpſtlicher Vermittelung, an dem Frieden zu arbeiten. Aber grade in dieſen Tagen, den 24. März 1455, ſtarb Nikolaus V., und auf beiden Seiten erneuerten ſich die Feindſeligkeiten. Peter Brunoro, einer der Generale der Republik, wurde geſchlagen und gefangen nach Sorano eingebracht; ihn zu rächen unternahmen die Senenſer die vierte Belagerung. Da ergrimmten die Einwohner, ſtürmten das Gefängniß, und drohten den Brunoro und ſeinen Sohn

Digitized by Google

zu ermorden, wenn sich nicht alsbald der Feind von ihren Mauern entferne; und nur mühsam konnte Aldobrandin der Gefangenen Leben beschützen. Er selbst und die belagerte Feste geriethen bald in solche Noth, daß er auf den Einfall kam, sich an die Venetianer zu ergeben; seine Anträge wurden zwar nicht angenommen, hatten aber doch die Wirkung, daß die Geschmeichelten nun allen Ernstes das Ende einer so verderblichen und weitaussehenden Fehde suchten. Die versöhnenden Schritte, die sie ihren Proveditor in Siena thun ließen, brachten einige Hemmungen in den Gang des Krieges und Aldobrandin versehlte nicht, diese Gnadenfrist zu benutzen. Durch verwegene List bemeisterte er sich der Burg Vitozzo, mehre andere Castelle der Senenser erfuhren gleiches Schicksal, neue Verstärkungen, durch Napoleon Orsino herbeigeführt, setzten ihn in den Stand, seine Verheerungen bis an die Thore von Siena auszudehnen, und alsbald erhielt er von dem venetianischen Proveditor sicheres Geleit für seinen Sohn Ludwig, mit welchem man das Friedensgeschäft unmittelbar verhandeln wollte. Ludwig kam wirklich nach Siena und schloß einen Waffenstillstand auf einen Monat, überließ aber die Friedensbedingungen dem Ausspruche des venetianischen Proveditor. Nach demselben mußte Aldobrandin die Rocca de Monte Acuto zurückgeben, die Republik dagegen die um Soeano errichteten Castelle schleifen. Das Castell Vitozzo, bisher zwischen beiden streitenden Theilen gemeinschaftlich, sollte der von Aldobrandin erbauten Magdalenenkirche überlassen sein. Gefangene und Überläufer mußten zurückgegeben werden. Endlich wurde Aldobeandin angehalten, alljährlich im September einen bestimmten Zins an die Frauenkirche zu Siena zu entrichten, um damit die Würdigkeit dee Republik anzuerkennen (1455). Aus seiner Ehe mit Simona Gonzaga hinterließ Aldobrandin vier Söhne. Der jüngste, Orlando, wurde 1475 mit dem Bisthume Nola versoegt, und starb 1505. Der zweite ist jener, in der Kriegsgeschichte des 15. und 16. Jahrhundeets so berühmte Graf Nikolaus von Pitigliano. Geboren im J. 1442 diente er in dem Kriege um das Königreich Neapel, unter Jakob Piccinino's Fahnen, dem Hause Anjou. Sein Verhalten in den Schlachten bei Sarno und Teoja ereegte des Königs Ferdinand Aufmerksamkeit, und dieser nahm ihn, unmittelbar nach dem Frieden mit dem Fürsten von Tarent, in seinen Dienst. Er verließ ihn jedoch, um die Heere der Republik Siena zu führen, und in Todi und Spoleto 1474, die sonst allerwärts begrabene Fehde der Welfen gegen die Gibellinen zu verfechten. Als einer der Generale des Papstes Sixtus IV. nahm er rühmlichen Antheil an dem Siege über die Neapolitaner bei Campo Morto, unweit Velletri, den 21. Aug. 1482; als Generaal der Florentiner eroberte er für sie am 8. Nov. 1484 Pietrasanta, am 15. April 1487 Sarzanello, und am 22. Mai 1487 Sarzana. Alfons II., der neue König von Neapel, bedroht von einer französischen Invasion, suchte ihn für seinen Dienst zu gewinnen, und diese Gelegenheit benutzte Nikolaus, um sich wegen einer alten Schuld Befriedigung zu verschaffen. König Ferdinand hatte ihm nämlich die Nachfolge in den den Kindern des Orso Orsino weggenommenen Lehen versprochen und dieses Versprechen wollte er jetzt gelöst wissen. Wie gewöhnlich in der Bedrängniß, war Alfons zu Allem willig, und der Graf von Pitigliano wurde noch im J. 1494 mit der Grafschaft Nola belehnt, zugleich aber dem Herzoge von Calabeien, der eine neapolitanische Armee nach der Romagna führen sollte, als Mentor beigegeben. Diese Armee war zu klein, um Eehebliches auszurichten, vielleicht wäre es ihe allenfalls möglich gewesen, die feindliche, vereinzelte Armee in ihren Standquartieren zu übeefallen; allein für ein solches verwegenes Unternehmen war die Vorsicht des Grafen von Pitigliano nicht zu gewinnen. Der günstige Augenblick entschlüpfte, und als die Feinde dagegen sich in Bewegung setzten, suchte die neapolitanische Armee vorläufig Zuflucht unter den Mauern von Faënza (Julius 1494), hielt auch von dort aus die Franzosen unter Aubigny im Schach, bis der feindlichen Hauptmacht Erfolge in Toskana sie zwangen, den weitern Rückzug nach Rom anzutreten. Am 31. Dec. 1494 in der nämlichen Stunde, als Karl VIII. seinen triumphirenden Einzug hielt, wurde diese Hauptstadt von den Teümmern dee neapolitanischen Armee verlassen. Ihr letzter Versuch, die Linie des Volturno zu vertheidigen, scheiterte an des Johann Jakob Trivulzo Verrath; in der durch dieses Ereigniß herbeigeführten Auflösung der Armee entkamen Nikolaus und Virginius Orsini mit einiger Reiterei nach Nola. Von dort aus ließen sie bei König Karl VIII. um sicheres Geleite bitten; es war dasselbe schon ausgefertigt, aber noch nicht zugestellt, da erschien Ludwig von Ars, der französische Feldherr, vor der Stadt, und die Büeger von Nola waren nicht geneigt, durch Widerstand ihr Eigenthum in Gefahr zu bringen. Sie eegaben sich also der ersten Aufforderung, und Nikolaus und Virginius wurden als Gefangene nach der Festung Mondeagone gebeacht. „Ils vouloient maintenir," schreibt Commines, „qu'ils avoient sauf conduict, et qu'on leur faisoit tort, et estoit vray: mais il n'estoit point encore entre leurs mains. Toutesfois ils ne payerent rien: mais ils eurent grande perte, et leur fut fait tort." Als die Franzosen Neapel räumten, mußten beide Gefangene sich dem Zug anschließen, beide aber fanden während des Getümmels der Schlacht vor Fornovo Gelegenheit zu entkommen. Nikolaus hatte gehofft, bei der befreundeten venetianischen Armee Aufnahme zu finden, statt dessen fand er sie in der wildesten Flucht begriffen. Auf der Stelle jagte er den Flüchtigen nach, in der Hoffnung, sie durch den wohlbekannten Ruf, Pitigliano, zum Stehen zu beingen und sie nochmals gegen die Franzosen zu führen. Er wußte ja am Besten, welche Unordnung in den feindlichen Reihen walte, wie groß immer noch der Franzosen Besorgniß, der Rückzug möge ihnen abgeschnitten werden, und zweifelte darum nicht, ihnen durch einen plötzlich erneuerten Angriff doch noch den Sieg zu entreißen, den ihnen allein Zufall und der Feinde Verkehrtheit zugewiesen hatten. Aber vergeblich mühete Nikolaus sich ganzer zwei Stunden ab; er mußte sich begnügen, durch

Digitized by Google

seine Anstrengungen wenigstens die Auflösung der geschlagenen Armee verhindert zu haben, und zuletzt auch auf den vorbereiteten nächtlichen Angriff verzichten. Seitdem blieb Nikolaus geraume Zeit in dem venetianischen Dienst; er befehligte 1495 die Armee, welche den französischen Angriff auf Genua vereitelte, brachte im J. 1499 in der Romagna eine neue Armee zusammen, um diejenige zu entsetzen, welche der Herzog von Urbino nach den Gebirgen von Toskana geführt hatte, und welche die Florentiner daselbst gleichsam belagert hielten, und befehligte im Herbste des nämlichen Jahres das gegen den Herzog von Mailand ausgesendete Heer, mit welchem er Caravaggio und Cremona einnahm. Der Antheil, den er an dem verzweifelten Kampfe seines Hauses gegen Cäsar Borgia zu nehmen hatte, nöthigte ihn, den venetianischen Dienst aufzugeben; nach Cäsars Falle blieb er unbeschäftigt, bis die Republik, einen Krieg mit dem teutschen Reiche besorgend, ihn nochmals mit 400 Lanzen in Sold nahm (1507). Bei dem Ausbruche des Krieges mit der Ligue von Cambray trat Nikolaus als General-Capitain an die Spitze der venetianischen Heere, während Bartholomäus von Alviano ihm als Governatore beigegeben war; er, der für den weisesten und vorsichtigsten der italienischen Generale galt, und für denjenigen, unter dessen Anführung eine Armee am wenigsten von dem Zufalle zu besorgen habe, sollte durch seine berechnende Vorsicht des Alviano verwegenen Muth zügeln. Aber zwei so verschiedene Charaktere konnten nicht übereinstimmend wirken. Alviano wollte die Franzosen in dem Mailändischen selbst heimsuchen und ihre noch nicht zusammengezogenen Streitkräfte einzeln vernichten, Nikolaus wollte die Ghiara d'Adda, als für das Ganze unbedeutend, aufgeben, und das feste Lager bei Orci beziehen, von dannen er, geschützt durch den Oglio und Serio, die leiseste Bewegung des Feindes bewachen, erschweren, oder gar unmöglich machen konnte. Da sich kein Mittel zeigte, zwei so entgegengesetzte Entwürfe in Einklang zu bringen, so wurden beide dem Senate vorgelegt, und dieser stimmte, wie die Unwissenheit immer thut, für einen Mittelweg; er gab den Befehl, die Adda zu behaupten, doch nur im äußersten Nothfall eine Schlacht zu wagen. Ein solcher Nothfall pflegt, einer französischen, den Feldzug eröffnenden, Armee gegenüber, nicht lange auszubleiben; Ludwig XII. überschritt die Adda und erfocht am 14. Mai 1509 den großen Sieg von Agnadello über die eine von Alviano angeführte Hälfte der venetianischen Armee, während der Graf von Pitigliano sich in guter Ordnung mit der andern Hälfte, die an der Schlacht keinen Antheil genommen hatte, über Brescia nach Peschiera und von da nach Mestre zurückzog. Von Mestre schickte er das Detaschement aus, welches, eine plötzliche Aufwallung der Bürger von Treviso benutzend, diese bereits verloren gegebene Stadt der Republik erhielt; von Mestre aus führte auch Nikolaus seine Armee, der er Haltung und Vertrauen wiedergegeben, nach Padua, um von der durch einen kühnen Streich befreiten Stadt Besitz zu nehmen und die Übergabe der Citadelle zu erzwingen. Noch war aber der schwerste Theil der Aufgabe zurück, Padua mußte gegen die von allen Seiten anrückende kaiserliche Armee vertheidigt werden, und diesen Theil seiner Aufgabe löste Nikolaus mit ebenso viel Glück als Einsicht und Beharrlichkeit. Am 3. Oct. 1509, den sechszehnten Tag nach Eröffnung der Laufgräben, mußte Kaiser Maximilian die Belagerung aufheben. Die ungeheuere Anstrengung während dieser Vertheidigung hatte aber des Grafen letzte Lebenskraft erschöpft; er ließ sich nach Lonigo in dem Vicentinischen bringen und starb daselbst an einem schleichenden Fieber, in den letzten Tagen des Februars 1510. Den Leichnam ließ der dankbare Senat nach Venedig bringen, und dort in der Kirche der heil. Giovanni e Paulo beisetzen; das Grabmonument, eigentlich nur eine Reiterstatue, trägt folgende Inschrift: Nicolao Ursino, Nolae Pitiglianique Comiti, Principi longe clarissimo, Senensium, Florentini populi, Sixti, Alexandri et Innocentii, Pont. Max. Ferdinandi, Alfonsique Junioris, Regum Neapolitanorum, Imper. felicissimo, Venetae demum Reipub. per quindecim annos, magnis clarissimisque rebus gestis, novissime a gravissima omnium obsidione, Patavio conservata, virtutis et fidei singularis Sen. Ven. M. H. P. P. Obiit aetatis ann. LXVIII. M.D.IX. Des Grafen Bild, wie es uns von Sansovino aufbewahrt worden, frappirt durch eine außerordentliche Ähnlichkeit mit dem berühmtesten Feldherrn der neuern Zeit, dessen Taufname auch, wie er selbst erzählt, und wie es kaum anders sein kann, aus dem Hause Orsino herkommt. — Nikolaus hatte in seiner Ehe mit Helena Conti (sie starb 1504) vier Söhne, Ludwig, Aldobrandin, Johann Franz und Gentilis, und zwei Töchter, dann außer der Ehe einen Sohn Chiapinus gezeugt. Letzterer blieb in der Schlacht bei Marignano den 14. Sept. 1515. Aldobrandin, Erzbischof von Nicosia und Prior von St. Agnes alla piazza Navona, in Rom, erhielt 1524 ein Kanonikat an der St. Peterskirche. Gentilis starb vor dem Vater, hinterließ jedoch aus seiner Ehe mit Katharina de Aragon, des Marchese Heinrich von Gerace Tochter, zwei Söhne, Heinrich und Johann Anton. Johann Anton starb in dem Alter von 18 Jahren. Heinrich, Graf von Nola, durch des Großvaters Schenkung, starb im Aug. 1528, ohne daß er in seiner Ehe mit Maria von San-Severino, des Fürsten Bernhardin III. von Bisignano Tochter, Kinder gehabt. Durch sein Testament sollte Nola an seinen Vetter, den Grafen Johann Franz von Pitigliano, sein übriges Besitzthum, worunter mehre Schlösser, an seine Schwester Portia, die an Octavio Orsino von Monterotondo verheirathet, fallen; allein es wurde alles von der neapolitanischen Regierung confiscirt, nachdem Heinrich, in Lautrecs Einfall, 1527, für Frankreich Partei genommen hatte.

Ludwig, der älteste von des Grafen Nikolaus von Pitigliano Söhnen, dessen Ruhm er zwar, als der Florentiner und Senenser General, nicht zu erreichen vermochte, war in erster Ehe mit Julia Orsina, in anderer Ehe mit einer Savelli verheirathet und Vater von mehren Kindern, von denen Hieronyma an den Herzog von Castro, den Peter Farnese, Martia in erster Ehe an Livius Alviano,

Digitized by Google

in anderer Ehe an Johann Jakob Medici, den berühmten Marcheſe von Marignano, verheirathet wurde, Johann Franz hingegen dem Vater als Graf von Pitigliano ſuccedirte. Johann Franz, der in erſter Ehe mit Erſilia Gaetana, des Herzogs Wilhelm III. von Sermonetta Tochter, in anderer Ehe mit Roſata Vanni, aus Sorano, verheirathet war, diente in der Jugend den Venetianern und Franzoſen. Treuloſe Rathgeber verwickelten ihn in ſchwere Händel mit ſeinen Unterthanen, während die zweite Heirath ihm den Sohn der erſten Ehe entfremdete, und im J. 1547 brach in Pitigliano eine furchtbare Empörung aus. Der Regierungspalaſt wurde erſtürmt, das Archiv vernichtet, des Grafen Wohngebäude geplündert, der Podeſta verjagt, die Citadelle überwältigt; ähnliche Ereigniſſe fielen zu gleicher Zeit in Sorano vor, wo der Graf ſeinen Wohnſitz genommen hatte. Der heimathloſe Flüchtling rief des Papſtes Hilfe an, während die Rebellen ſeinen Sohn erſter Ehe, den Nikolaus Orſino, aus Teutſchland und von Karls V. Armee abfoderten, um ihm die Regierung zu übertragen. Nikolaus behauptete ſich auch, obgleich der Papſt den Johann Anton Orſino zum Sequeſter beſtellte; denn Johann Anton war des jungen Grafen Schwiegervater, obgleich der ſpaniſche Gouverneur von Siena, Diego de Mendoza, Liſt und Gewalt verſuchte, um ihn aus ſeinem Beſitze zu verdrängen. Sogar fand Nikolaus Mittel, durch einen kühnen Streich, den ihm der König Heinrich II. von Frankreich mit dem St. Michaelsorden lohnte, der ſpaniſchen Herrſchaft in Siena ein Ende zu machen (1552). Als Siena wieder für die Franzoſen verloren ging, war er bedacht, ſich in Sovana, welches früher ſeinem Hauſe entriſſen worden, feſtzuſetzen. Die Bürger verwehrten ihm den Eintritt; Nikolaus befahl den Sturm, und war mit funfzehn ſeiner Getreuen in die Stadt eingedrungen, als die Leiter brach. Muthig fuhr er fort, gegen eine ſtets wachſende Menge zu fechten, eine neue Leiter wurde gefunden, die Stadt und hernach auch die Citadelle überwältigt. In dem neapolitaniſchen Kriege befehligte Nikolaus die päpſtliche Reiterei, auf des Cardinals Caraffa Geheiß wurde er aber nach der Engelsburg gebracht, und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht alsbald ſeine Feſtungen an die Caraffa überliefern werde. Er widerſtand 14 Monate lang, dann wurde er entlaſſen, gegen eine Bürgſchaft von 100,000 Dukaten, daß er ſich auf den erſten Ruf wieder einſtellen werde; zugleich vermittelten der Herzog von Palliano und Camill Orſino zwiſchen ihm und ſeinem Vater einen Vergleich. In der Heimath angelangt hatte er alsbald mit den ſpaniſchen Beſatzungen in Orbitello, Porto Hercole und Telamone zu kämpfen; ſie hatten bisher die Staaten von Pitigliano auf das Schonungsloſeſte verheert, empfingen aber jetzt von Nikolaus derbe Züchtigungen. Durch den Frieden von Château-Cambreſis, der unter andern auch die Rückgabe von Sovana an Florenz verfügte, wurde dieſe Fehde endlich abgethan, gleichwol erwuchs des Nikolaus Beſitz niemals zu einer friedlichen Herrſchaft, ſelbſt nicht, nachdem der alte Graf im J. 1567 die Augen geſchloſſen. Dieſer hatte nämlich in ſeinem Teſtamente vom J. 1565 den Sohn ſeiner zweiten Ehe, den Orſo Orſino, zu ſeinem Erben ernannt, und Orſo unterließ nicht, des Bruders Beſitzſtand ſowol durch Thätlichkeiten aller Art, als durch einen Rechtsſtreit vor dem Reichshofrath anzufechten. Orſo, der Mörder des Galeaz Farneſe, wurde endlich durch richterliches Erkenntniß vom J. 1573 abgewieſen, und Nikolaus blieb Graf von Pitigliano, hatte aber ſeine ganze übrige Lebenszeit durch mit ſeinem Sohn Alexander zu ſtreiten. Er ſtarb 1594 in dem Alter von 84 Jahren, und hatte dieſen nämlichen, Alexander, den beſondern Liebling des Großherzogs Ferdinand von Toskana, zum Nachfolger. Alexander war mit Virginia, des Heinrich Orſino von Monterotondo einziger rechtmäßiger Tochter, verheirathet, wurde aber doch um den größten Theil des ſchwiegerälterlichen Nachlaſſes gebracht (er erhielt blos das Caſtell Monpi in Sabina und einige 1000 Scudi), und ſtarb den 9. Febr. 1604, mit Hinterlaſſung von zwei Söhnen. Der ältere, Johann Anton, vertauſchte im nämlichen Jahre 1604 Pitigliano, das uralte werthvolle Beſitzthum ſeines Hauſes, gegen Monte S. Savino und die davon abhängenden Caſtelle an den Großherzog Cosmus II von Toskana, und ſtarb 1613, ohne aus ſeiner Ehe mit Nanina de Porcigliano Kinder zu haben. Es folgte ihm daher in dem Beſitze des Marcheſats Monte S. Savino, in dem Chianathale, ſein Bruder Berthold, der ſich 1611 mit Franziska, des Tiberius Cevoli Tochter, verheirathete, und mit ihr zwei Kinder erzeugte. Die Tochter, Hieronyma, heirathete als des Marcheſe Scipio Capponi Witwe den Laurenz Venturi; der Sohn, Alexander II., Marcheſe von Monte S. Savino, ſtarb 1641 zu Neapel an Gift, ohne Kinder aus ſeiner Ehe mit N. von Altemps, des Herzogs Johann Angelus Tochter, zu haben. Monte S. Savino fiel demnach an den Großherzog zurück, denn Orſo Orſino, des Grafen Nikolaus von Pitigliano mehrmals ſchon genannter Halbbruder, hatte zwar aus ſeiner Ehe mit Eleonora de Attis zwei Söhne, Antimus und Septimus, hinterlaſſen, ſie waren aber beide kinderlos verſtorben, und dabei hatte Orſo ſein ganzes Recht an Pitigliano dem Großherzoge Franz vermacht. — Übrigens gehörte auch der Jeſuit Julius Orſino, geb. 1574, dem Hauſe Pitigliano an. Er trat 1596 in den Orden, führte ein demüthiges und exemplariſches Leben und ſtarb im Geruche der Heiligkeit zu Florenz den 9. Dec. 1620. Er hat das Leben der heil. Franziska Romana in italieniſcher Sprache beſchrieben.

Das Haus Bracciano. Napoleon, Matthäus des Großen Sohn dritter Ehe, wurde, wie bereits erinnert, mit Marcellino abgefunden. Sein Sohn Johann, Senator von Rom, wurde in ſeiner Ehe mit Bartholomäa, einer Tochter des neapolitaniſchen Großkanzlers Nikolaus Spinelli, ein Vater von fünf Söhnen. Von dem älteſten Sohne, von Franz, ſtammen die Herzoge von Gravina ab. Ein anderer, Urſinus, Herr zu Somma, bekleidete das Großkanzleramt in Neapel. Ein anderer, Jordan, wurde vom Papſte Bonifacius IX. im J. 1400 zum Erzbiſchofe von Neapel, von Innocentius VII. im J. 1404 zum Cardinale, tit. S. Martini trans montes und ſpäter

Digitized by Google

tit. S. Laurentii in Damaso und zum Groß-Pönitentiarius, und von Johannes XXIII., unter dem er die Mark Ancona als Legat regierte, zum Bischofe von Albano ernannt. Von Martin V. wurde er als Legat nach Frankreich, Ungern, Böhmen, Spanien und England gesendet. Eugenius IV. machte ihn zum Bischofe von Sabina, und ließ ihn dem Concilium von Basel präsidiren. Er war auch Protector des Franziskanerordens, erbaute in Bracciano die schöne Marienkirche, die er Mönchen von dem Orden des heil. Augustinus übergab, und sammelte mit einem Aufwande von 8000 Goldkronen eine bedeutende Bibliothek, die er nachmals (254 Handschriften) in die Vaticana vermachte, gleichwie die von ihm selbst ausgearbeiteten, daselbst noch in der Handschrift vorhandenen Werke: de legationibus Principum, de unione ecclesiae, de detrimentis schismatum, Quodlibeta und Sermones. Er starb in den Bädern von Petriolo in dem Ombronethale, den 29. Mai 1439. — Karl, sein jüngster Beuder, erwarb Bracciano, auch, wie es scheint, durch seine Heirath mit Hieronyma Paula Orsina, des Grafen Jakob von Tagliacozzo Tochter, die wichtigen Grafschaften Tagliacozzo und Alba in Abruzzo, obgleich Aversa von Anguillaea ihm mit gewaffnetee Hand diese Erbschaft streitig gemacht hatte, wurde unter die Zahl der venetianischen Patricier aufgenommen, und erfreute sich der ganz besondern Gunst des Papstes Eugen IV., der ihn den seit dem Abgange der Orsini von Montegiordano, seit Martin V. übermächtig gewordenen Colonna entgegenzustellen suchte. Darüber gerieth er in Fehde mit Anton Colonna, dem Fürsten von Salerno, und seine Besitzungen wurden hart mitgenommen, wogegen der Papst schweee Rache an den Colonna nahm. — Der jüngste von Karls Söhnen, Johann, erwählte sich den geistlichen Stand, wuede Abt zu Farfa, dann 1450 an seines Bruders Latinus Stelle, Eezbischof von Trani, und staeb 1469. Ihm, den die Zeitgenossen dem Lecker Apicius vergleichen, hat Platina seinen Dialog vom wahren Adel gewidmet. — Karls drei andere Söhne, Napoleon, Latinus und Robeet, hatten sämmtlich Nachkommenschaft und es wuede Latinus des Hauses Lamentana, Robert des Hauses Pacentro Ahnherr, wäheend Napoleon, der älteste von allen, die Linie in Bracciano fortsetzte. Er besaß abee außer Bracciano auch die Grafschaften Alba und Tagliacozzo, war Gonfaloniere der Kirche und erzeugte in seinee Ehe mit Franziska, des Orso Orsino von Monterotondo Tochter, einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Virginius, Graf von Alba und Tagliacozzo, Herr von Bracciano, nahm, wie alle Oesini, in dem Kriege des Papstes Sixtus IV. mit dem Herzoge von Feerara Partei für den Papst, eigentlich wol nur, weil ee die Colonna und Savelli auf der entgegengesetzten Seite erblickte. Gemeinschaftlich mit Hieronymus Riario setzte er auch, nachdem des Papstes äußere Politik eine andeee Wendung genommen, die Fehde gegen die Colonna fort, und es wurden, während des Sommers 1484, viele der römischen Paläste durch Mord und Blutvergießen besudelt, ganze Straßen abgebrannt, weil einige ihrer Einwohner dem Papste verdächtig schienen, und alle Paläste der Colonna den Flammen übergeben. Einer der Colonna, der Protonotarius Ludwig, hatte sich an Virginius ergeben, allein dieser war zu schwach, um den Gefangenen zu schützen, kaum daß er ihn gegen des Hieronymus Riario persönliche Angriffe erhalten konnte. Er mußte ihn dem Papst überliefern, und Ludwig wurde auf das Grausamste gefoltert, dann enthauptet. Auch die Besitzungen der Colonna in der Campagna wurden erobeet, und sie blieben, so lange Sixtus IV. am Leben, unterdrückt. Einige Jahre früher hatte Virginius dem Papst einen Dienst von noch größerer Wichtigkeit erwiesen: ihm wurde nämlich vorzugsweise der Neapolitaner Niederlage bei Campo Morto den 21. Aug. 1482 zugeschrieben, daher ihn auch das Concilium von Basel als die einzige Zuflucht des bedeängten Italiens begeüßte. Des Sixtus Nachfolger, Innocentius VIII., verfolgte ein anderes System; er bemühte sich, das Gleichgewicht zwischen den Orsini und Colonna wieder herzustellen, und augenblicklich wurden erstere seine Feinde, blieben es auch, von Neapel und Florenz unterstützt und befoldet, bis der Papst seinen Sohn, Franz Cibo, mit Magdalena, der Tochter von Lorenzo de Medici und Clarissa Orsina verheirathete. Die Mutter der Braut Clarissa benutzte ihren Aufenthalt in Rom, um ihren Vater Virginius *) mit dem heil. Stuhle zu versöhnen. Nicht nur Virginius, sondern auch alle übrige, bisher so heftig angefeindete Orsini wurden zurückgerufen, um neuerdings ihren vollen Antheil an der Herrschaft von Rom, an der Gunst des Papstes zu haben. Virginius, stets bedacht, seinen Einfluß und seine Macht zu vergrößern, benutzte die finanziellen Verlegenheiten des Franz Cibo, um von ihm die mit den Staaten von Bracciano grenzenden Lehen Anguillara und Cervetri zu erkaufen; Franz hatte sie von seinem Vater erhalten, und verkaufte sie jetzt um 44,000 Dukaten, von denen 40,000 durch die Medici vorgeschossen wurden. Um dem Verkaufe seine Vollständigkeit zu geben, mußte er von dem Papst als Lehensherr bestätigt werden, allein Alexander VI, der eine solche Vergrößerung der mit dem Königshause in Neapel eng befreundeten Orsini ungern sah, verweigerte gradezu seine Bestätigung (1493), und errichtete, damit sie ihm nicht abgedeungen werde und er dem steigenden Einflusse der Neapolitaner wehee, mit Ludwig dem Mohren von Mailand, und mit Venedig das Bündniß vom 22. April 1493, welches so wesentlich auf Karls VIII. verhängnißvollen Zug eingewirkt hat. Jedoch als Alexander VI. die Gefahr, welche er herauf beschworen, wirklich im Anzuge sah, kam ee zur Besinnung; er verglich sich mit Neapel, und eine der Bedingungen des Vergleichs machte ihm die Bestätigung

*) Nach Andern war Clarissa eine Tochter von Jakob Orsino, dem ersten Herzoge von Gravina. Sismondi weiß beide Meinungen auf eine geschickte Art zu vereinigen, indem er sie Bd. 10. S. 510 eine Tochter Jakobs, und 5. Bd. S. 283 des Virginius Tochter nennt. Daß sie, wie Imhof erinnert, des Cardinals Latinus, des Ahnherrn des Hauses Lamentana, natürliche Tochter gewesen, scheint sehr unwahrscheinlich. Clarissa wuede den 4. Jun. 1469 mit Lorenzo von Medici vermählt.

Digitized by Google

des Handels um Anguillara und Cervetri zur Pflicht. Nur mußte Virginius noch einmal, zwar mit neapolitanischem Gelde, den Kaufpreis von 44,000 Dukaten erlegen. Ihn, der hauptsächlich diesen Vergleich, sowie des neuen Königs, Alfons II., Belehnung erwirkt hatte, sich noch mehr zu verpflichten, gab der nämliche Alfons ihm die Würde eines Groß-Connetable. Bei dem wirklichen Ausbruche des Kriegs war aber auch Virginius beinahe der einzige Mann in Italien, der sich nicht überraschen oder betäuben ließ. Der Congreß, der die Mittel der Vertheidigung liefern sollte, und der sich auf seinem Stammgute zu Vicovaro, am 13. Jul. 1494 versammelte, war ganz eigentlich sein Werk; daselbst bewirthete er mit königlicher Pracht den Papst Alexander VI. mit vielen Cardinälen, den König und den Prinzen von Neapel und die Gesandten von Venedig, Florenz und Pisa; daselbst wurden auch für die Sicherheit Italiens die heilsamsten Entschlüsse gefaßt, nur daß sie Alexanders VI. Wankelmuth und Selbstsucht alsbald nichtig machte. Der König von Neapel, auf seine Hilfsquellen allein beschränkt, theilte seine Armee; während sein Sohn, mit dem Grafen von Pitigliano, sich in der Romagna festsetzte, bezog Virginius mit der gesammten leichten Reiterei des Königreichs, und mit 200 eigenen Lanzen, ein Lager in der Nähe von Rom, um die Colonna im Zaume zu halten, und zugleich die Annäherung der Franzosen von dieser Seite her zu erschweren. Der Ungestüm der Franzosen, der Unbestand der Neapolitaner, der allgemeine und gerechte Haß gegen die sinkende Dynastie, machten alle diese Anstalten unwirksam; auf seinem Siegeszuge wurde Karl VIII. kaum eines Feindes ansichtig, und selbst Virginius, so vielfältig auch die Bande, die ihn an Neapel fesselten, sah sich genöthigt, den Umständen zu weichen und für die Sicherheit seines Hauses zu sorgen. Durch ein besonderes Abkommen bewahrte er sich die Freiheit, im neapolitanischen Solde zu verbleiben, während er seine Söhne, Johann und Karl, dem französischen Dienste widmete, der französischen Armee in seinem gesammten Gebiete freien Durchzug und Lebensmittel zugestand. Campagnano und einige andere Festungen versprach er, dem Cardinal von Gurk (Raymund Perraud) zu überliefern, der sie Namens des Königs von Frankreich innehaben sollte, bis das königliche Heer die Grenzen des Kirchenstaats überschritten haben würde. Gar pünktlich scheint diese Capitulation nicht gehalten worden zu sein, denn Karl VIII. nahm in Person von Bracciano, der Hauptfestung des Orsino, Besitz. Wie Virginius in Nola, in des Grafen von Pitigliano Gesellschaft, in französische Gefangenschaft gerieth, wie er während der Schlacht von Fornovo aus derselben entwischte, ist bereits erzählt worden; übrigens mußte er durch den Verlust der Grafschaften Alba und Tagliacozzo, die von Karl VIII. an die Colonna gegeben, denselben verblieben, seine Anhänglichkeit an das aragonische Königshaus schwer genug büßen. Von Bracciano aus betrieb Virginius mit feurigem Eifer die Wiederherstellung der Medici; die von Peter von Medici empfangenen Subsidien setzten ihn in den Stand, seine Reisige wieder um sich zu versammeln, und mit ihnen trat er scheinbar in den Sold der Baglione von Perugia, bald aber überschritt er mit 300 Lanzen und 3000 Fußgängern die Moräste der Chiana, um sich Monte S. Savino gegenüber festzusetzen, und von dort aus den Krieg gegen die Florentiner auf eigene Rechnung zu führen (1496). Die Bewegungen in Florenz, auf die er hauptsächlich gezählt, unterblieben jedoch, die von den Bentivoglio versprochenen Truppen und Gelder wurden vergeblich erwartet, verschiedene Gefechte mit Ranuccio de Marciano, dem Generale der Florentiner, gaben nur unbedeutende Resultate, und Virginius, von dem Hofe von Neapel verlassen und mißhandelt, fing an auf die Vorschläge zu horchen, die ihm Namens Karls VIII. von Camillo Vitelli und Jomelle gemacht wurden. Konnte er ja in ihnen die Gelegenheit finden, die Colonna, die jetzt für Neapel waren, zu bekämpfen. Jomelle verschaffte die Gelder, um der kleinen Armee den rückständigen Sold zu reichen und sie mit 200 Lanzen und 300 leichten Reitern zu verstärken; Virginius überlieferte seinen Sohn Karl als Pfand seiner Treue an die Franzosen, und trat, ohne darauf zu achten, daß Alexander VI. ihn am 1. Jun. 1496 als französischen Söldner und Rebellen hatte verurtheilen lassen, den Marsch nach dem Neapolitanischen an. In seinem Gefolge befanden sich sein Sohn, Johann Jordan, ferner Franciotto Orsino, der nachmalige Cardinal Paul, des Cardinals Latinus Sohn, Bartholomäus Alviano u. a. m. Monte Leone wurde mit Sturm genommen, Aquila und Teramo ergaben sich ohne Widerstand, ganz Abruzzo erkannte nochmals französische Herrschaft, und durch Capitanata drang Virginius bis nach S. Severo, wo er sich mit dem Bailly von Vitry, mit Robert von Lenoncourt, vereinigte. Auch nach dieser Vereinigung war er zu schwach, um gegen König Ferdinand, der sich bei Foggia gelagert hatte, eine Schlacht zu wagen; indem er derselben stets auszuweichen wußte, bot er seine ganze Beredsamkeit auf, um den Grafen von Montpensier, der mit der französischen Hauptmacht bei Salerno stand, zu einem gemeinschaftlichen entscheidenden Unternehmen auf die Hauptstadt Neapel zu bewegen. Montpensier wollte nicht hören, sondern hielt es für zweckmäßiger, auch sein eigenes Armeecorps nach Apulien zu führen, um mit einem Schlage die feindlichen Streitkräfte zu erdrücken. Die Vereinigung mit Virginius erfolgte zu Selva-Piana, in dem Gebiete von Troja, allein trotz seiner augenblicklichen Überlegenheit konnte Montpensier seinen Gegner so wenig zu einer Schlacht zwingen, als sich Virginius zwingen lassen. Alle seine Unternehmungen verfehlten ihren Zweck, und wie bei Frangetto die letzte Gelegenheit versäumt worden, den Feind zu vernichten, da ging unheilbar des Heeres Zucht und Gehorsam verloren. Schweizer und Landsknechte foderten mit Ungestüm den rückständigen Sold, die Eingeborenen liefen scharenweise davon, die Fürsten von Salerno, Bisignano und Conza zogen mit ihren Banderien nach Hause, um sich gegen Gonsalvo von Cordova zu vertheidigen. Der Rest des Heeres wurde nach einigen unnützen Zügen zu Atella eingeschlossen, und nach

Digitized by Google

32tägiger Vertheidigung gezwungen, zu capituliren (20. Jul. 1496). Nach den Bestimmungen der Capitulation sollte den Franzosen vergönnt sein, nach Frankreich zurückzukehren, die Italiener sollten lediglich das Neapolitanische räumen, aber Alexander VI., der die Orsini vertilgen, mit ihrem Nachlasse seine Kinder ausstatten wollte, entband den König Ferdinand II. von dem Eide, den er auf die Capitulation von Atella geleistet, und bedrohte ihn sogar für den Fall, daß er sie beobachten würde, mit geistlichen Strafen. Ihm zu gehorchen wurden Virginius und Paul Orsino angehalten und nach dem Castell dell' Uovo gebracht, zugleich wurden ihre Haustruppen, die sich durch Abruzzo nach der Heimath begaben, von dem Herzoge von Urbino angegriffen und rein ausgeplündert, und die Führer Johann Jordan Orsino und Alviano festgesetzt. Virginius erlebte noch das geheime Consistorium vom 26. Oct. 1496, worin Alexander VI. über ihn und das ganze Geschlecht Orsini die Strafe der Confiscation verhängte, und starb als ein Gefangener im Castell dell' Uovo, und zwar wahrscheinlich an Gift, im Januar 1497, sieben Tage vor der Schlacht bei Soriano. Seine Leiche wurde der Familie ausgeliefert und in Cervetri mit aller Pracht, die einem der berühmtesten Feldherren Italiens, dem Stolz und der Stütze des Hauses gebühren konnte, zur Erde bestattet. — Von seiner Gemahlin Isabella Orsina, des Fürsten Raymund von Salerno Tochter, hatte er einen einzigen Sohn, den mehrmals erwähnten Johann Jordan; einem außerehelichen Sohne, Karl genannt, vermachte er die Grafschaft Anguillara. Es ist dieses der Karl Orsino, der den Venetianern besonders in ihrem Kriege mit Florenz, 1498, nicht ohne Auszeichnung diente, auch 1500 den Cardinal Ascan Sforza auf der Flucht in Rivolta aufhob, später aber französische Dienste nahm. Er hinterließ einen Sohn, den Grafen Virginius von Anguillara, der sich ebenfalls dem Dienste Frankreichs widmete, in der schmählichen Niederlage der päpstlichen Truppen, bei dem Angriff auf Siena, den 25. Jul. 1526, die Corsicaner, welche zuerst die Flucht nahmen, befehligte, und als Hauptmann über einige Galeeren in Marseille, mit Barbarossa, der eine türkische Hilfsflotte dahin geführt, das von Jovius beschriebene Freundschaftsbündniß errichtete. Später fiel er durch unzeitige Freimüthigkeit in des Königs von Frankreich Ungnade; er mußte drei Jahre im Gefängniß ausdauern, und ging sodann nach Rom zurück, um daselbst zu sterben. Seine Gemahlin, Justiniana Orsina, hatte ihm eine einzige Tochter geboren, die Katharina, welche den Fürsten von Scalea, den Trojan Spinelli, heirathete.

Johann Jordan, schon bei des Vaters Lebzeiten durch mancherlei Kriegsverrichtungen bekannt, sowie durch seine Vermählung mit Maria von Aragon, des Königs Ferdinand I. von Neapel natürlicher Tochter, befand sich gleichwie der Vater in neapolitanischer Gefangenschaft, als Alexander VI. Anstalten traf, die lange gehegten Entwürfe gegen das Haus der Orsini zu vollziehen. Virginius hatte in der That in dem Patrimonio einen Staat von Bedeutung zusammengebracht. Ihm gehörten ganz in der Nähe von Rom l'Isola mit seiner starken Felsenburg, Scrosano, Galera, Formello, Campagnano und Bracciano; das östliche Ufer des Sabatinersees war ihm durch die Erwerbung von Anguillara und Triboniano unterthänig geworden. Endlich besaß er auch Ceri und das erst neulich erkaufte Puglia, an der Via Aurelia. Dagegen hatte aber auch Alexander VI. seine Maßregeln mit Umsicht genommen. Franz Borgia, der Herzog von Gandia, und der Cardinal von Pavia, Bernhardin Lunato, waren beauftragt, die Achtserklärung gegen die Orsini zu vollstrecken. Zu dem Ende war ihnen vorläufig der Beistand der Colonna zugesichert worden. Aber auch die Venetianer, so ungern sie darauf eingingen, wußte Alexander zu bestimmen, daß sie ihre Armee, unter dem Herzoge von Urbino, an dem Raubzuge Antheil nehmen ließen. Nach solchen Vorbereitungen schien der Kampf weder langwierig noch zweifelhaft sein zu können. Wirklich ergab sich das feste Isola nach einer Belagerung von zwölf Tagen, fielen Scrosano, Galera und Formello, die nur durch ihre Lage fest, nach unbedeutenden Gefechten an ihren Thoren geliefert, ergab sich Campagnano ohne Widerstand, nahm Anguillara, das nur ungern der Orsini Herrschaft getragen hatte, willig päpstliche Besatzung ein. Aber Triboniano, stark besonders durch seine Lage an dem Sabatinersee, that kräftigen Widerstand. Der Besatzung die Bequemlichkeit der Zufuhr über den See abzuschneiden, ließ Alexander in Rom eine kleine Flotte erbauen, die auf Wagen nach Anguillara gebracht, und daselbst auf den Wasserspiegel gesetzt werden sollte. Alviano, der mittlerweile der Freiheit wiedergegeben worden, und der keine Gelegenheit versäumte, seinem Gönner Virginius die empfangenen Wohlthaten zu vergelten, erhielt Kunde von der Annäherung der Escorte, die von Troilus Savello befehligt, die Schiffe zu ihrer Bestimmung geleiten sollte, und plötzlich aus einem Hinterhalte hervorbrechend, schlug und zerstreute er die Bedeckung, während das aufgebotene Landvolk mit den Schiffen ein lustiges Feuerwerk machte. Dieser Vortheil konnte indessen den Fall von Triboniano nur verzögern; die Feinde verdoppelten ihre Anstrengungen, schossen Bresche und die Stadt wurde mit Sturme genommen und geplündert. Die Reihe kam jetzt an Bracciano, dessen Vertheidigung aber des Virginius an Bartholomäus Tutta villa (d'Estouteville) verheirathete Schwester Bartholomäa übernommen hatte. Die entschlossene Frau hatte alle die Soldaten ihres Bruders, die den Unfällen in Apulien entkommen waren, in Bracciano versammelt, sie mit Waffen und Pferden ausgestattet, die beschädigte Artillerie, sowie die verfallenen Festungswerke der Stadt wiederhergestellt, die Zinnen mit Steinen und Feuertöpfen, die auf den angreifenden Feind zu schleudern, bewehrt die Bauern, die bei ihr Zuflucht suchten, in den Waffen geübt; während sie alle Pflichten des wachsamsten Commandanten erfüllte, unternahm es Alviano sich im Felde zu behaupten, die Feinde, wenn sie auf Lebensmittel ausgingen, zu beunruhigen, und so war es immer möglich, eine Armee, die den Entsatz versuchen könne, zusammenzubringen. Die Belagerung rückte dar-

Digitized by Google

um nur langsam vor, Alviano that verschiedene erfolgreiche Angriffe auf das feindliche Heer, vernagelte seine Kanonen, zerstörte mehr denn einmal die aufgeführten Werke; am Ende wurde er aber doch mit seiner kleinen Schar in die Stadt selbst zurückgedrängt, und sie war dem Falle nahe, als Karl Orsino, des Virginius Sohn, und Vitolozzo Vitelli mit einer kleinen französischen Flotte vor Livorno anlangten; sie hatten nicht sobald den ersten Zweck ihrer Sendung erreicht, und dieser von Kaiser Maximilian in Person belagerten Stadt Hilfe gebracht, als sie mit den in Frankreich empfangenen Geldern nach Città di Castello, wo die Vitelli herrschaftliche Gewalt ausübten, eilten. Vitellozzo's Brüder, Paul und Camill Vitelli, hatten eine auserlesene Truppenschar in Diensten, und waren sogleich bereit, sie zum Besten der Orsini, deren Schicksal des ihren Vorspiel sein mußte, zu verwenden. Die Städte Perugia, Narni und Todi lieferten einige Hilfstruppen; Ambrosius Landriano fand sich mit seinen Reitern ein, und auf diese Weise wurden 1200 Lanzen und 1800 Fußgänger zusammengebracht, mit welchen die Vitelli ausrückten, den Entsatz von Bracciano zu bewerkstelligen. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung hob der Herzog von Urbino die Belagerung auf, um seinen Feinden bis auf den halben Weg von Soriano entgegen zu ziehen. Das Treffen war hartnäckig und blutig, endigte aber mit der vollständigen Niederlage der Päpstlichen und der Gefangennehmung des Herzogs von Urbino, während der Herzog von Gandia, verwundet, der Legat und Fabricius Colonna nach Ronciglione entkamen. Gepäck und Artillerie wurden insgesammt der Sieger Beute, und schon in den nächsten Tagen hatten die Orsini alles ihnen Entrissene bis auf Anguillara und Triboniano wieder eingenommen, und sich sogar jenseit der Tiber in Monterotondo festgesetzt. Dem Schrecken des Papstes über diese Ereignisse gesellte sich bald drückender Mangel an Lebensmitteln in der auf solche Art beinahe blokirten Hauptstadt und die von den Venetianern und dem Cardinal Olivier Caraffa gemachten Friedensvorschläge fanden in Rom, wie in der Orsini Lager, ein williges Gehör. In der Pacifications-Urkunde wurde den Orsini und Vitelli vergönnt, ihre Dienstzeit, wie sie sich gegen Frankreich verbindlich gemacht, auszuhalten, nur sollten sie niemals die Waffen gegen den heil. Stuhl führen. Für die Kriegskosten versprachen die Orsini 70,000 Goldgulden zu bezahlen. Alle Gefangene, den Herzog von Urbino ausgenommen, mußten ohne Lösegeld freigegeben werden, Johann Jordan und Paul Orsino, die immer noch zu Neapel im Gefängnisse, sollten nach Bezahlung der ersten 20,000 Goldgulden in Freiheit gesetzt werden. Für die Bezahlung des Restes hatten sie acht freie Monate, bis zur wirklichen Zahlung mußten sie aber als Sicherheit ihre Festungen Anguillara und Cervetri, und ihren Gefangenen, den Herzog von Urbino, in den Händen der Cardinäle Sforza und San-Severino lassen. Der Herzog wurde mithin genöthigt, sich bei dem Papste, für dessen Dienst er doch ein Gefangener geworden, loszukaufen. Mit gutem Vorbedachte hatte Alexander ihn ausgenommen, als er die Freilassung aller übrigen Gefangenen stipulirte, und der Papst schämte sich nicht, auf Abschlag der den Orsini auferlegten 70,000, jene 35,000 Gulden zu nehmen, mit denen sein eigener General seine Freiheit erkaufen mußte (Januar 1497).

Die jetzt eintretende Ruhe wurde bald wieder durch eine jener Fehden zwischen den Orsini und Colonna, die nach und nach den Ackerbau, die Bevölkerung, und selbst die Bewohnbarkeit der Campagna und des Patrimonio vernichtet haben, gestört. Jakob Conti bemächtigte sich des Postens von Torre Matthia, was ein offener Angriff auf die Savelli und ihre Verbündeten, die Colonna. Schnell waren diese unter den Waffen, aber nicht zufrieden, den Thurm wieder genommen zu haben, befehdeten sie zu gleicher Zeit des Conti Beschützer, die Orsini, und den der übrigen Familie feindlichen Trojan Savelli. Conti's und Trojans Burgen wurden sämmtlich genommen und gebrochen, und am 30. März 1497 erlitten die Orsini unweit Palombara und Monterotondo eine schwere Niederlage; Karl Orsino, der Graf von Anguillara und mit ihm an 100 Mann wurden zu Gefangenen gemacht; 400 waren gefallen. Nicht nur der Orsini unweit Tivoli gelegene Burgen S. Agnolo und S. Gregorio, sondern auch die noch übrigen Schlösser der Conti, Longiano, Turricchia, Gavignano, Montalto, Roncavisica und Partico wurden von den Siegern, mit mehr oder weniger Schwierigkeit genommen und grausam verheert. Diese unerwarteten Fortschritte der Gibellinen erregten indessen die Aufmerksamkeit aller benachbarten welfischen Herrschaften. Die meisten derselben ließen ihre Truppen ausrücken, um die Hauptmacht der Orsini, 1000 Reiter und 3000 Fußgänger, mit welchen jetzt Johann Jordan, Julius und Fabius Orsini, Pauls Sohn, dann Bartholomäus Alviano, die Belagerung von Palombara vornahmen, zu verstärken. Diese Belagerung war mühselig und langwierig, die Colonna zogen ihre Streitkräfte bei dem Ponte Labicano zusammen und man sah mit jedem Augenblick einem entscheidenden Treffen entgegen. Von beiden Seiten sah man aber auch mit Besorgniß, wie die gesammte päpstliche Armee sich vor dem Thore von Tivoli zusammenzog, angeblich, um die Hauptstadt zu bedecken, eigentlich aber, wie jedermann ohne Kopfbrechen errieth, um über die Colonna und Orsini herzufallen, wenn sie sich vollends aufgerieben haben würden, und so beide zugleich ohne alle Anstrengung zu vernichten; diese Besoegnisse wurden ausgetauscht, und erzeugten einen Vertrag, wodurch man sich Eroberungen und Gefangene zurückgab, und die Frage wegen des Besitzes von Alba und Tagliacozzo der Entscheidung des Königs Friedrich von Neapel anheimstellte. Die durch des Papstes feindliche Stellung geweckten Besorgnisse gingen bald genug in Erfüllung, aber glücklicher, als seine Vettern, entging Johann Jordan der offenen Gewalt, wie den heimlichen Nachstellungen des Cäsar Borgia; ihn rettete vorzüglich seines Dienstherrn, des Königs von Frankreich, mehrmals zwar höchst zweifelhafter Schutz, und der von diesem Monarchen empfangene St. Michaelsorden; doch mußte er noch zuletzt in Bracciano eine Belagerung aushalten, von der ihn des Papstes unerwarteter Todesfall jedoch

Digitized by Google

bald genug befreite. Kaum zwei Monate später übernahm es der nämliche Johann Jordan, den aller seiner Größe entsetzten, von Feinden umlagerten Borgia nach der französischen Arme in Sicherheit zu führen, was indessen unterbleiben mußte, weil Cäsar in die Unmöglichkeit versetzt wurde, den kurzen Weg von Rom nach Bracciano zurückzulegen. Johann Jordan blieb auch bis an sein Ende den französischen Interessen ergeben, und in französischem Sold, obgleich die übrigen Orsini, beleidigt durch den Vorzug, den der Cardinal von Amboise den Colonna gab, bereits im J. 1503 mit Gonsalvo von Cordova einen Vertrag abgeschlossen, und sich verbindlich gemacht hatten, gegen einen jährlichen Sold von 60,000 Dukaten für des Königs von Spanien Dienst 500 Lanzen zu unterhalten. Von seiner ersten Gemahlin, von Maria von Aragon, hatte Johann Jordan keine Kinder, die andere, Felicia de la Rovere, des Papstes Julius II. Tochter, hatte ihm drei Söhne und vier Töchter geboren. Der jüngste Sohn, Franz, war Bischof von Tricarico und Abt von Farfa; der mittlere, Napoleon, Abt von Farfa, vor dem Bruder, resignirte seine Beneficien, um in dem Kriege der Colonna mit Clemens VII., im J. 1526, als gemeiner Soldat unter kaiserlichen Fahnen zu dienen. Nach der Einnahme von Rom, durch Bourbons Scharen, stellte er sich an die Spitze eines Schwarmes verzweifelter Abenteurer, um mit ebenso viel Wildheit als Glück den kleinen Krieg gegen die Kaiserlichen zu führen. Es gelang ihm sogar, sich in Ostia mehrer spanischer, mit der reichen Beute aus Rom beladener Schiffe zu bemeistern. Mit 200 Reitern trat er in der Florentiner Sold, dann diente er in dem Heere, das mit Lautrec vor Neapel zu Grunde ging. In der Florentiner letztem Kampfe leistete er ihnen mit seiner, jetzt 300 Köpfe zählenden, Reiterschar die wichtigsten Dienste. Der glückliche Gebirgskrieg, den er in der Nachbarschaft von Borgo San-Sepolcro und Anghiari führte, beschäftigte lange Zeit einen großen Theil der feindlichen Streitkräfte. Endlich wurde er aber zwischen Borgo San-Sepolcro und Città di Castello von Alexander Vitelli überfallen und nach verzweifeltem Widerstande geschlagen, daß seine ganze Schar aus einander stob. Von Stund an verließ er den Dienst der Republik, um von Bracciano aus seine Begnadigung bei Kaiser und Papste nachzusuchen. Zugleich foderte er sein väterliches Erbe Vicovaro, das er früher, um der Confiscation zu entgehen, an seinen Bruder Hieronymus abgetreten, mit Ungestüm zurück. Hieronymus, der Gunst des Papstes gewiß, verweigerte die Rückgabe. Er wurde darum von Napoleon befehdet (1532), fiel bei Montopoli in einen Hinterhalt, und wurde gefangen. Den Landfriedensbruch zu strafen, schickte der Papst eine bedeutende Armee vor Vicovaro; aber schon in den ersten Angriffen wurde sein Feldherr, Ludwig von Gonzaga-Bozzolo, getödtet. Julius Aquaviva, Herzog von Atri, trat an dessen Stelle, wollte aber, als der beiden Brüder Anverwandter, lieber vermitteln, als siegen. Seinen Vorstellungen weichend begab sich Napoleon nach Frankreich und verweilte daselbst, bis König Franz I. ihm gelegentlich von des Papstes Clemens VII. Besuch in Marseille Verzeihung, und die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, erwirkte (Oct. 1533). Seine Verhältnisse zu dem Bruder wurden geordnet und er lebte in hohem Ansehen an dem päpstlichen Hofe, bis die Vermählung einer seiner Schwestern an einen neapolitanischen Großen ihn in seiner Ruhe störte. Er wollte ihr nämlich das Geleit geben, verspätete sich aber um einen Augenblick, und wurde, beoor er die übrige Reisegesellschaft erreichen konnte, beinahe an den Thoren der Hauptstadt von Banditen ermordet. Er war mit Claudia Colonna verheirathet, und ist der Stammvater der Orsini von Vicovaro geworden, die, nach ihrem Erlöschen, von den Herzogen von Bracciano beerbt wurden.

Hieronymus, des Johann Jordan ältester Sohn, erbte durch des Vaters frühzeitigen Abgang (Johann Jordan wurde nicht über 40 Jahre alt) Bracciano, Campagnano, Triboniano, Galera, Scrofano, Formello; die Zeiten waren indessen vorüber, daß Besitzungen der Art ihrem Herrn einen Rang unter den unabhängigen Fürsten Italiens gewähren konnten, und mehrmals in seinem Leben, selbst in dem Bruderzwiste mit Napoleon, mußte Hieronymus fühlen, daß er des Papstes Unterthan geworden war. Seine schwankende Politik, bald zu Frankreich, bald zu Spanien sich hinneigend, war auch keineswegs berechnet, ihm ein besonderes, persönliches Gewicht zu erwerben. Im Herzen blieb er stets französischem Interesse ergeben, 1525 nahm er den Herzog von Albanien mit der ganzen französischen Armee in seinen Staaten auf; alle seine Magazine, alle seine Festungen wurden den Fremden geöffnet, und Hieronymus ließ ihnen zum Besten Werbungen anstellen, die den erwünschtesten Fortgang hatten, als die Colonna plötzlich über diese neugeworbenen Scharen in der Nähe von Trefontane herfielen, sie bis in die Stadt Rom selbst verfolgten, und die Flüchtigen noch auf dem Campofiore niedermetzelten. Indessen wurde des Herzogs von Albanien gesammte Armee doch einzig durch ihre großmüthige Aufnahme in Bracciano und den übrigen Festungen der Orsini gerettet. Statt des Dankes wurden Hieronymus und alle seine Vettern durch den Frieden von Cambray der Gnade des Siegers hingegeben; für sie, die für Frankreich soviel geopfert und gethan hatten, machte der großmüthige Franz I. nicht eine einzige Stipulation, sie wurden behandelt wie alle seine Verbündete. Hieronymus wurde nur 27 Jahre alt, und in seiner Ehe mit Franziska Sforza, des Grafen Bosio von Santafiora Tochter, ein Vater von zwei Kindern. Die Tochter, Felicia, heirathete den Herzog von Palliano, den Marc Anton Colonna; des Sohns, des um 1541 gebornen Paul Jordan, Vormundschaft übernahm, um ihn für immer von der Anhänglichkeit an Frankreich abzulenken, der Herzog Cosmus I. von Florenz, der zugleich den Mündel mit seiner zweitgebornen zwölfjährigen Tochter Isabelle verlobte. Der Ruhm, den sich Paul Jordan nachmals in mehren Feldzügen erwarb, bestimmte den Papst Paul IV., ihm das Commando seiner Truppen anzuvertrauen, als die Türken 1566 die Küsten Italiens bedrohten, und in dem glorreichen Feldzuge von 1571 übergab ihm Papst

Digitized by Google

Pius V. das Commando der gesammten italienischen Völker. In der Schlacht bei Lepanto nahm Paul Jordan die Galeere des Veziers Portau Bassa. Schon früher, 1560, hatte Pius IV. zu seinen Gunsten Bracciano zu einem Herzogthum erhoben, es war ihm auch durch seines Vetters Virginius Abgang die Grafschaft Anguillara anheimgefallen. Häusliche Unfälle trübten jedoch diese Glückseligkeit; seine Gemahlin wurde ihm von ihrem eigenen Bruder, von dem Großherzoge von Toskana, als eine Ehebrecherin verdächtig gemacht, und er ließ die Unglückliche 1578 im Bette erdrosseln, mehre ihrer angeblichen Liebhaber aber aufheben, martern und hinrichten. Damals schon hatte ihn eine furchtbare Leidenschaft ergriffen für des Franz Peretti, eines Neffen des nachmaligen Papstes Sixtus V, wunderschöne und geistreiche Gemahlin, Virginia Acorambona, und als Peretti 1581 von seinem Schwager, von Marcellus Acoramboni, ermordet wurde, als die Witwe unmittelbar darauf ihre Hand dem Herzoge von Bracciano reichte, wurden er und Virginia allgemein als Mitschuldige an Peretti's Morde betrachtet. Sie, die Herzogin, wurde darum auch nach der Engelsburg gebracht, doch schon nach einigen Tagen als unschuldig entlassen. Als jedoch Sixtus V. den päpstlichen Thron bestiegen, fürchtete Paul Jordan seine Rache; unter dem Vorwande einer Badecur, unternahm er mit seiner Gemahlin eine Reise nach dem Venetianischen, die damit endigte, daß er zu Salo, an dem Gardersee, seinen Wohnsitz aufschlug. Er verlebte hier in toller Verschwendung, wie er es gewohnt, einige Jahre, wurde von einem heftigen Fieber befallen und starb während eines Aderlasses, unter der Ärzte Händen (um 1585). Seine Witwe begab sich nach Padua und wurde dort eines Morgens todt gefunden, sammt ihrem Bruder Flaminius, der, noch ein Jüngling, sich eingefunden hatte, um die verwaiſete Schwester zu trösten; ihr Mörder, Ludwig Orsino von Monterotondo, entging der verdienten Strafe nicht.

Des Herzogs Paul Jordan Sohn erster Ehe, Virginius II., Herzog von Bracciano, Graf von Anguillara, Ritter des goldenen Vließes, focht 1594 als Volontair in Ungern, diente auch 1601 in der Expedition gegen Algier. Als er sich am 10. April 1589 mit der Fulvia Peretti, des Papstes Sixtus V. Großnichte, vermählte (ihre Schwester wurde gleichzeitig des Markus Antonius Colonna Gemahlin, und hatte, gleichwie Fulvia, einen Brautschatz von 100,000 Dukaten), erließ Sixtus V. eine Verordnung, wodurch den Orsini und Colonna der Rang vor allen römischen Baronen bestätigt wurde. Unter sich selbst sollten sie nach dem Alter rangiren. Virginius II. wurde ein Vater von zehn Kindern. Die älteste Tochter, Isabella, heirathete den Herzog von Guastalla, den Cäsar Gonzaga. Die zweite, Maria Felicitas, wurde durch ihre Muhme, die Königin von Frankreich, Maria von Medicis, im J. 1612 an den Herzog Heinrich II. von Montmorenci verheirathet (der Ehevertrag ist vom 28. Nov. 1612; von dem ihr versprochenen Heirathsgute von 450,000 Livres bezahlte die Königin 50,000). Ihr wird gemeiniglich auch von Deformeaux Schuld gegeben, daß es hauptsächlich ihre Anhänglichkeit an die Königin, ihre Rathschläge gewesen, welche den ritterlichen Montmorenci verleiteten, das Panier der Rebellion zu erheben. Ein Brief an den Jesuiten Bernier (Nouveaux choix de pièces, tirées des anciens Mercures et autres journaux, par *Laplace*, t 87. p. 6 ') stellt die Sache jedoch in ein ganz anderes Licht. Nach ihm suchte die Herzogin stets ihren Gemahl von seinem gefahrvollen Beginnen abzuziehen; auf den ersten Verdacht, daß er mit dem Herzoge von Orléans im Bunde stehen möchte, betheuerte sie, daß sie ein solches Ereigniß nicht überleben, daß der Schmerz darum sie tödten werde. Alle ihre Vorstellungen, ihre Bitten waren vergeblich, denn schon hatte sich Montmorenci einen Rücktritt unmöglich gemacht, und am andern Tage traf der Herzog von Orléans in Beziers ein. Er machte der kranken Herzogin einen Besuch, und nicht zweifelnd, sie, als der Königin Mutter nahe Anverwandte, und mehrfach von Richelieu gekränkt, werde den Entschluß ihres Eheherrn höchlich billigen, stattete er ihr seine Danksagungen für die in Languedoc gefundene Aufnahme ab. Sie enttäuschte ihn aber augenblicklich durch eine sehr bestimmte Antwort, die ihn, wie er hernach selbst gestand, tief verwundete. Auch während seines Aufenthaltes in Moulins, 1634, betheuerte Gaston, die Herzogin habe nicht den mindesten Antheil genommen an dem Beginnen ihres unglücklichen Gemahls. Gleichwol wurde sie am achten Tage nach dem 30. Oct. 1632, durch einen Exempt von den Gardes du corps als Gefangene nach dem Schlosse von Moulins gebracht. Nach Jahresfrist entlassen, wurde ihr zugleich die Wahl des künftigen Aufenthaltes anheimgegeben. Sie entschied für Moulins, erkaufte ein großes Haus in dem abgelegensten Theile der Stadt und bezog ein dunkles Gemach, dessen Wände schwarz ausgeschlagen, und das einzig Kerzenlicht empfing. Nachdem sie hier zehn Jahre den entschlafenen Eheherrn betrauert, unternahm sie den Bau eines Klosters für die Visitandinnen, dessen Kirche bestimmt war, die geliebte Leiche aufzunehmen. Das Grabmonument, an dem vier ausgezeichnete Künstler ihr Talent verewigten, kam im J. 1652 zu Stande, und jetzt aller irdischen Sorgen entbunden, nahm die Herzogin selbst am 30 Sept. 1657 in diesem Kloster den Schleier. Sie lebte in den Übungen der höchsten Andacht, empfing die Besuche dreier Königinnen, Anna von Frankreich, Henriette von England, Christine von Schweden, und starb als des Klosters Vorsteherin den 5. Jun. 1666. Ihre von Marsollier im J. 1684 herausgegebene Lebensgeschichte beschäftigt sich mehrentheils nur mit ihrem innern geistigen Leben. Der Herzogin jüngste Schwester, Camilla, wurde des Fürsten Marc Anton Borghese Gemahlin, nahm als Witwe seit 1658 ebenfalls den Schleier, und starb 83 Jahre alt im J. 1684; im Kloster hatte sie Maria Victoria geheißen. Von den Brüdern starben zwei, Karl und Cosmus, in der Kindheit. Der jüngste, Virginius, wurde Malteserritter und nachmals Carmelitermönch. Ein anderer, Franz, resignirte die Abtei Farfa, um Jesuit zu werden. Alexander studirte zu Siena, Florenz,

Digitized by Google

Pisa und Rom, empfing 1615 mit 22 Jahren den Cardinalshut, trat nachgehends in den Jesuitenorden und starb zu Bracciano den 22. Aug. 1626. Man hat von ihm mehre Schriften: de Christi cruce et passione; de sponso Mariae, Josepho; de regum unctione; de regno etc. Paul Jordan II., der älteste von Virginius' II. Söhnen, folgte dem Vater als Herzog von Bracciano, und wurde 1609, als er Namens des Großherzogs Cosmus II. dessen verlobte Braut, die Erzherzogin Maria Magdalena (nicht Margaretha, wie Imhof sie irrig nennt) in Grätz übernahm, von Kaiser Rudolf II. in des H. R. R. Fürstenstand erhoben. Er selbst vermählte sich mit Maria Isabella Appiana, des Georg Mendoza Witwe und Erbin des Fürstenthums Piombino, und starb kinderlos im J. 1645. Man hat von ihm, als Fürsten von Piombino, eine kupferne Medaille: Av. des Herzogs Haupt, unbedeckt, mit kurzem, krausem Haar, an dem Halse die Jahrzahl 1621; umher steht: Paul. Jord. II. D. G. Ang.(uillarae) C. Brace. D. S. R. J. P. Rev. Eine Tafel, worauf in fünf Zeilen zu lesen: Reluctante fortuna coronata virtus illustrior. Umher: Plumb.(ini) P. Insularum Ilvae. Plan.(osae, Pianosa) et Art.(emisiae, Gianuti) D. In dem Besitze des Herzogthums Bracciano folgte ihm sein Bruder Ferdinand. Dieser, gleichwie sein Schwiegervater, ein Anhänger Frankreichs, hatte bisher nur den Titel eines Herzogs von Santogemini geführt, nachdem er dieses Herzogthum mit Justiniana Orsina, des Herzogs Johann Anton von Santogemini Tochter (starb den 22. Dec. 1663), erheirathet. Er starb den 24. März 1656. Von seinen drei Söhnen, Virginius, Flavius und Lelius, trat der älteste, Virginius, geb. den 17. Mai 1615, in den geistlichen Stand; er wurde von Urban VIII. im J. 1641 in die Zahl der Cardinal-Diakonen, von Alexander VII. in die Zahl der Cardinal-Priester aufgenommen, und von Clemens X. zum Cardinal-Bischofe von Tusculum ernannt. Er war auch Protector von Polen, Portugal und Frankreich, stellte in seinem Garten, vor der porta del popolo, eine Sammlung von Alterthümern auf, und starb den 21. Aug. 1676. Lelius, der jüngste Bruder, Fürst von Nerola und Vicovaro, Gardian der Stigmaten des heil. Franciscus, starb unverehelicht den 30. April 1696. Flavius endlich, fünfter Herzog von Bracciano und Santogemini, Fürst von Nerola und des H. R. Reichs, Graf von Anguillara und Galera, Marchese von Rocca Antica, in Sabina, und la Penna, römischer Baron und Principe al Soglio, Grande von Spanien, geb. im J. 1611, suchte, bedrängt durch die von seinen Voreltern aufgehäufte Schuldenlast, in einer reichen Heirath Hilfe. Seine erste Gemahlin, Hippolyta Ludovisi, des Fürsten Gregor Aldobrandini Witwe (verm. 1642), brachte ihm auch wirklich eine bedeutende Mitgift, starb aber, ohne ihm Kinder gegeben zu haben, im J. 1674, und Flavius mußte die Hälfte des Brautschatzes an die Aldobrandini herauszahlen. Es war dieses bei seinen zerrütteten Umständen ein sehr herber Stoß. Die Cardinäle von Bouillon und von Estrées, vielleicht durch ein allzuzärtliches Gefühl geleitet, übernahmen die Sorge, ihm eine zweite Gemahlin zu verschaffen. Des Prinzen von Chalais, des Adrian Blasius von Talleyrand verlassene Witwe (verm. 1659, Witwe seit 1670) befand sich in Rom, und der Herzog von Bracciano wurde überredet, sie sich im Februar 1675 antrauen zu lassen. Ihn um so leichter für diese Heirath zu gewinnen, hatte man ihm von Seiten Frankreichs große Hoffnungen gemacht, er mußte sich aber mit dem heil. Geistorden (durch Verleihung vom 29. Sept. 1675) abspeisen lassen, und auch diesen, als Ludwig XIV. dem Papst Innocentius XI. zürnte, auf des Königs Geheiß im J. 1688 zurückgeben. Die Frau nahm ihm aber niemand, obgleich er oft genug mit ihr im Streite lag, und sie einmal sogar ihn förmlich verlassen hatte, um sich in Paris niederzulassen. Die Versöhnung erfolgte erst im J. 1694, durch des Cardinals Portocarrero Vermittlung; die Herzogin, gefallsüchtig und verschwenderisch, wirthschaftete aber nach wie vor so übel, daß ihr Gemahl eine Besitzung nach der andern veräußern mußte. Er verkaufte Vicovaro (den dasigen Zoll allein hatten Anton und Johann Baptist Orsini 1589 um 400 Scudi verpachtet) im J. 1692 an den Grafen Bolognetti, Anguillara 1693 an das genuesische Patriziergeschlecht Grillo, das von den Savelli ererbte Fürstenthum Albano 1696 um 444,000 Scudi an die apostolische Kammer, Bracciano endlich selbst *) im näml. J. 1696 um 386,000 Scudi an Livius Odescalchi. Er starb, nachdem er auf diese Weise den Ruin seines Hauses vollbracht, den 5. April 1698 ohne Kinder, daß also mit ihm die Linie in Bracciano erloschen ist. Was noch von Lehengütern übrig, Rocca Antica, Castiglione und Selci, in Sabina, zog die apostolische Kammer, als vermannt, ein; das übrige Vermögen erbte, wie es scheint, die Witwe Anna Maria de la Tremouille, und mußte sie noch durch Vergleich vom J. 1701 an Dominic Maria Orsino die Tenuta von Monte Casole, in dem Gebiete von Bomarzo, wegen welcher jährlich acht Pfund Wachs an die apostolische Kammer gezinset werden, abtreten; es blieb ihr, die man jetzt die Prinzessin Orsina nannte, aber immer noch genug übrig, um ein großes Haus zu machen, und ihr Aufwand, sowie der Reiz ihres Umganges, ließen ihren Palast zum Mittelpunkt aller vornehmen Gesellschaft in Rom werden. Damals suchte man sich in dieser Hauptstadt für den Verlust wirklichen Einflusses durch politische Intriguen schadlos zu halten, der päpstliche Hof galt daher für die beste Schule der Diplomatie. Die Prinzessin nährte „einen unermeßlichen, weit über ihr Geschlecht, und der Menschen gewöhnliches Getreibe hinausreichenden Ehrgeiz" (S. Simon), und es fiel ihr nicht schwer, bedeutenden Einfluß auf die Regierung und auf die äußern Verhältnisse des Kirchenstaates zu gewinnen. Ludwig XIV.

*) Das eigentliche Herzogthum nämlich. Zu den Staaten von Bracciano, die von ungleich weiterm Umfange, gehörten: Bracciano, Palo, Cervetri, Castellaccio, Casalaccio, Pisciarelli, Bicarella, Triboniano, Rocca Romana, Anguillara, Valle Contessa, Spanero, Cornazza Galera, Quarto di S. Savo, Baccanello, Scrofano, Formello, Cesano, Aquaviva, Campagnano, l'Ortolo, Agliola, Viano, Ischia, Monte Virginio, Stigliano, Rota.

Digitized by Google

in seiner Allgewalt, verschmähte es zu Zeiten nicht, ihre Vermittlung anzurufen, und ihre häufigen Reisen nach Frankreich, denn so lange der alte Herzog lebte, befand sie sich am liebsten auswärts, verschafften ihr auch an dem Hofe von Versailles die wichtigsten Verbindungen. Nachdem Ludwig XIV. seines Enkels Philipps V. Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen beschlossen, kam es darauf an, für der Königin Hof eine **Camarera mayor** zu finden. Eine Spanierin wollte Portocarrero, eingedenk des Misbrauchs, den mehre mit dieser hohen Würde getrieben, nicht, eine Französin schien nicht weniger unpassend, und gleichsam von selbst fiel die Wahl auf die Prinzessin Orsina, die zwar in Frankreich geboren, aber in eine fremde Familie aufgenommen und in Rom eingebürgert war, die Spanien, Portugal, Italien bereiset hatte, und an allen dasigen Höfen, besonders auch an dem von Turin, gekannt und geehrt war. Es scheint aber doch auch, als habe der Cardinal von Estrées abermals auf die Wahl der Prinzessin eingewirkt, und als sei das Geschäft durch die Erinnerung an das vertraute Verhältniß, in dem sie mit Portocarrero gelebt, gar sehr erleichtert worden. Klug genug war indessen die Prinzessin, um sich bitten, und am Ende von Ludwig XIV. sehr bestimmt befehlen zu lassen, daß sie die Stelle antrete. In Nizza wurde sie der jungen Königin vorgestellt, und die ihr eigene Gabe zu gefallen, die hohe Anmuth ihres Benehmens, eine natürliche und darum um so hinreißendere Redekunst, ein ausgezeichnetes Gefühl für das Schickliche und Thunliche, gewannen ihr auf der Stelle das Herz der unerfahrenen, aber nicht von Ehrgeiz und Eitelkeit unabhängigen Monarchin. Schon in den ersten Stunden hatte die Prinzessin die Herrschaft begründet, die stets wachsend, nur mit dem Tod ein Ende nehmen sollte. Hingegen verdankte die Königin auch besonders den Rathschlägen und Bemühungen der Prinzessin jenen Einfluß auf ihren königlichen Gemahl, der unter allen Umständen derselbe geblieben ist. Nachdem sie sich also der Hauptperson versichert, begann Anna Maria an dem Netze zu stricken, welches die ganze spanische Monarchie in sich aufnehmen sollte. Sie hatte sich verbindlich gemacht, die geheimen Absichten des französischen Hofs zu unterstützen, ihm den vollständigsten Einfluß auf die Angelegenheiten der Halbinsel zu verschaffen, ohne daß derselbe sichtbar werde. Die Gefahren eines solchen Unternehmens mußten ihr bald einleuchten; nichts in der That konnte dem spanischen Stolze mehr widerstreben, der Nation, die dem neuen Könige bereits so viele Opfer gebracht, mißfälliger sein. Darum wagte es auch die Prinzessin, so lebhaft sie das Bedürfniß französischen Beistandes fühlte, wenigstens die innere Verwaltung Spaniern anzuvertrauen; sie zog die Granden zu den Geschäften heran, ließ mehre an des Königs Vertrauen Antheil nehmen, bewahrte sich jedoch mit vieler Gewandtheit die günstige Stimmung des französischen Hofs. Von dort aus, wo man die freilich noch sehr entfernte Gefahr einer Emancipation Spaniens nicht im mindesten geahnet zu haben scheint, kamen ihr keine Hindernisse; desto größere fand sie von Seiten der Spanier, derjenigen, die zu heben sie versuchte, und die sich aus Stolz, aus National-Vorurtheil und aus geheimer Abneigung gegen die Bourbons, von dem fremden Weibe, das die Schicksale des Reichs in seinen Händen trug, abwendeten. Nicht geringere Hindernisse erhoben die französischen Gesandten und Agenten, zum Theil, weil sie der Prinzessin Spiel zu gefährlich fanden, zum Theil, weil sie darin den Untergang ihrer eigenen Wichtigkeit erblickten. Philipps V. Reise nach Italien, während welcher die Königin, oder vielmehr die Orsina, die Regentschaft führte, gab dieser Gelegenheit, ihre Macht noch fester zu begründen, wie der neue französische Gesandte, der Cardinal von Estrées, gar bald empfinden mußte. Mehr noch, als auf Rang, Fähigkeiten und geleistete Dienste glaubte er sich auf seine frühern Verbindungen mit der Prinzessin berufen zu dürfen, als er alle wirkliche Gewalt über Spanien in seinen Händen zu vereinigen strebte. Die Prinzessin fürchtete ihn aber, und beschloß, ihm entgegenzuwirken. Der Kampf war langwierig, die Orsina wußte aber selbst Verwandte des Cardinals für sich zu gewinnen, und er wurde abgerufen (1703). Der Abbé d'Estrées, ebenderjenige, der den Sturz seines Oheims herbeiführen helfen, erhielt den Gesandtschaftsposten; auch er wollte sich der Herrschaft der Prinzessin entziehen und sie mit dem französischen Hof entzweien, ein Beginnen, in dem ihn der Cardinal wirksam unterstützte. Die Orsina bewachte jedoch alle seine Schritte; wissend, daß der Abbé besonders die Schwachheiten in ihrem Privatleben aufzufinden bemüht sei, ließ sie einen seiner Couriere anhalten, sie erbrach die an Ludwig XIV. unmittelbar gerichteten Depeschen, und fand eine heftige Anklage, besonders begründet auf ihr Verhältniß zu ihrem Intendanten Boutror d'Aubigny; „es sei dasselbe so innig," schloß die Depesche, „daß man sie mit Aubigny verheirathet glaube." Von so empfindlicher Seite angegriffen vergaß die Prinzessin alle Rücksichten, sie schrieb an den Rand „pour mariée non" und ließ das Schreiben in diesem Zustand abgehen. Eine solche Verwegenheit mußte den Monarchen auf das Äußerste entrüsten; gleichwol wußte er seinen Unwillen noch zu meistern, d'Estrées wurde sogar auf der Prinzessin Betrieb abgerufen, dann aber erhielt sie selbst den Befehl, Spanien zu verlassen und ihren Aufenthalt in Italien zu nehmen (1704). Sie traf ohne Übereilung, die Anstalten zur Abreise, setzte aber zugleich alle Triebfedern in Bewegung, um die Erlaubniß zu einem Abstecher nach Versailles zu erhalten, wo sie nicht zweifelte, sich rechtfertigen zu können. Diese Erlaubniß wurde ihr versagt, dagegen vergönnt, daß sie, statt des entlegenen Italiens, Toulouse bewohnen könne. Hier erwartete sie in Geduld und scheinbarer Unthätigkeit bessere Zeiten.

Bedeutende Unfälle hatten den Feldzug von 1704 für Spanien und Frankreich gleich denkwürdig und die genaueste Verbindung beider Kronen nothwendiger als vorher gemacht. Das Misvergnügen der Königin von Spanien, wegen der Entfernung ihrer Camarera, stand aber einer solchen genauern Verbindung im Wege. Die Orsina fing an, im Verborgenen zu handeln; es gelang

Digitized by Google

ihr, die Maintenon zu gewinnen und durch deren Einfluß zu erreichen, was sie beinahe seit einem Jahre vergeblich, was auch die Königin von Spanien unablässig für sie gesucht hatte, die Erlaubniß, sich bei Ludwig XIV. persönlich zu rechtfertigen. Am 4. Jan. 1705 traf sie in Paris ein, und wohl durfte sie mit dem ihr gewordenen Empfange zufrieden sein. Schlau verharrte sie gleichwol eine Zeit lang in der Stellung einer Bittenden; als sie aber des Königs günstige Stimmung, der Maintenon entschiedene Verwendung zu ihren Gunsten, gewahrte, da wechselte sie die Rolle, und aus der Beklagten wurde eine Klägerin (S. Simon). Nachdem sie von Ludwig XIV. mancherlei Gnaden und Zugeständnisse, von dem gesammten Hofe die größte Aufmerksamkeit empfangen, wurde ihre Rückkehr nach Spanien beschlossen. Sie mußte sich jedoch anheischig machen, daß sie den Einfluß des französischen Hofes handhaben, seine Ansichten und Interessen unterstützen wolle, sodann versprach sie ihrer Beschützerin, der Maintenon, die völligste Hingebung, unbegrenztes Zutrauen. Auch dieses Mal übereilte sie sich nicht mit den Vorkehrungen zur Abreise, daher S. Simon meint, sie habe die Hoffnung genährt, bei Ludwig XIV. an der Maintenon Stelle treten zu können. Seine Behauptung wird aber durch nichts unterstützt und durch einen Rückblick auf der Prinzessin Lebensklugheit durchaus unwahrscheinlich. Sie, an Jahren der Maintenon beinahe gleich, war ihres Einflusses in Madrid sicher, in Versailles von Ungewißheit und Zweifel umgeben. Im Julius 1705 trat sie die Reise an, und außerordentlich war die Freude, mit der sie von dem madrider Hof empfangen wurde. König und Königin fuhren ihr entgegen und überhäuften sie mit Liebkosungen; alle ihre Ämter wurden ihr zurückgegeben, und mit zuversichtlicher Hand ergriff sie das Ruder des Staates. Philipps V. Lage war nicht mehr dieselbe; viele der Großen hatten seine Partei verlassen, viele andere standen im Begriff, ein Gleiches zu thun. Die Orsina bemerkte bei den Spaniern mehr Eitelkeit und Ruhmsucht, als wahrhaftige Anhänglichkeit für den fremden König; sie wendete sich von ihnen ab, entfernte und befeindete sie. Mit leidenschaftlicher Unklugheit verfahrend, hatte sie Philipp V. bald an den Rand des Verderbens gebracht. Er wurde durch die Schlacht bei Almanza gerettet, aber der Sieger, der Marschall von Berwick, wagte es, einige Klagen gegen die Prinzessin laut werden zu lassen, und sofort erfolgte seine Abberufung. Sein Nachfolger in dem Commando, der Herzog von Orléans, mit Widerwillen den Einfluß der Prinzessin ertragend, begierig und fähig, selbst eine unbegrenzte Herrschaft zu üben, gerieth nicht weniger mit der Camarera in den heftigsten Zwiespalt. Mit Kraft und gewichtigen Gründen erhob er sich gegen ihre verächtliche Verwaltung, aber nur zu bald zeigte sich, daß persönliches Interesse allein ihn leite. In Philipps V. äußersten Nöthen fiel es ihm ein, für eigene Rechnung die Krone von Spanien behaupten zu wollen. Die Prinzessin errieth seine Entwürfe, bekämpfte sie nach Kräften und der Herzog von Orléans mußte Spanien verlassen. Die Prinzessin konnte und durfte nicht anders handeln, gleichwol schadeten diese immerwährenden Streitigkeiten ihr in den Augen des französischen Hofs, der ohnehin schon geneigt war, einen großen Theil der bisher erlittenen Unfälle als Folgen der Verbindung mit Spanien zu betrachten. Eine gewisse Bitterkeit, wie sie sich in der Maintenon und Orsina Correspondenz kund gibt (z. B. 1. Bd. S. 399, 415, 428. 2. Bd. S. 10 u. 15) trat zwischen die beiden Höfe. Frankreich, kaum mehr vermögend, sich selbst zu vertheidigen, überließ Spanien beinahe seinem Schicksal. In dieser gewaltigen Krisis, die länger als drei Jahre auf dem Königreiche lastete, entwickelte die Orsina einen Muth, der nicht wenig beitrug, den ihrer Gebieter zu wecken. Mit Recht hat man ihre Verwaltung angegriffen, aber dieses Verdienst um die Bourbons kann ihr niemand rauben, ohnehin machte die verzweifelte Lage, in der man sich befand, jeden Gedanken an eine Verbesserung im Innern unmöglich. Die große Aufgabe war es, sich zu behaupten. Manchmal, doch selten, ermattete selbst die Prinzessin, dann sehnte sie sich nach Ruhe, sie dachte an den friedlichen Aufenthalt in Rom, und es bedurfte des Zuredens ihrer Creaturen, um sie an dem stürmischen Hofe festzuhalten. Besonders war dieses der Fall zu Ende des Jahres 1709. Sie wollte für eine Zeit lang den Geschäften entsagen, auch dem Rechte, „den Schlafrock des Königs zu empfangen, wenn er zu Bette ging, und ihm denselben nebst den Pantoffeln, beim Aufstehen zu reichen, der Annehmlichkeit, nur im Fluge ihre Mahlzeit verzehren zu können, häufig zwei Stunden früher gerufen zu werden, als sie außerdem das Bette verlassen haben würde, und der jungen Königin alle erdenkliche Toilettendienste zu erweisen, endlich einem Vortheile, dessen sie sich doch selbst berühmt, wonach es ihr erlaubt, in Dienst-Gewandtheit mit den piemontesischen Kammerfrauen zu wetteifern *)" — sie wollte eine Reise nach Frankreich vornehmen, aber Ludwig XIV. ermahnte sie, bei seinem Enkel auszuhalten. Als endlich die bessern Zeiten eintraten, verharrte die Orsina in ihrem Systeme; die Spanier wurden fortwährend, so herrlich sich auch der großen Mehrzahl Anhänglichkeit bewährt hatte, in der Entfernung gehalten. Vergeblich verwendete sich ihnen zum Besten der Hof von Versailles, seine Vorstellungen blieben unbeachtet: ein Ungehorsam, den Ludwig XIV. sehr übel vermerkte. Eine andere Veranlassung zu Zwist wurde der Prinzessin Ehrgeiz, eine Souverainetät in den Niederlanden zu besitzen. Philipp V. hatte ihr, wie er den Rest seiner dasigen Besitzungen an den Kurfürsten von Baiern verschenkte, als solche durch Urkunde vom 18. Sept. 1711 das Fürstenthum la Roche, in dem Luxemburgischen, mit einem Einkommen von 100,000 Franken überwiesen; es war ihre Absicht, dasselbe an Frankreich, gegen einen Theil der Landschaft Touraine, der zwar nach ihrem Tod an die

*) Sie schreibt an die Marschallin von Noailles: „Je suis sûre, que les femmes-de-chambre piémontoises de la reine ne lui laveront pas les pieds, et ne la déchausseront pas aussi proprement, que je le fais." Mém. de Noailles. t. II. p. 171.

Digitized by Google

Krone zurückfallen sollte, zu vertauschen *), und Frankreich zeigte sich anfänglich mit dieser Verhandlung vollkommen einverstanden. Als aber die Seemächte die Niederlande nach ihrem ganzen Umfange für Österreich forderten, wurde der Anspruch der Prinzessin als unzulässig betrachtet; sie bestand auf ihrem Rechte, wurde aber nicht gehört, und Ludwig XIV. äußerte sogar einigen Unwillen, zumal als er entdeckte, daß seines Enkels Zögerung, den utrechter Friedensschluß zu unterzeichnen, einzig durch das Fürstenthum la Roche veranlaßt werde. Er befahl, und die Sache wurde beseitigt, doch nicht aufgegeben, und bis zum Tage ihres Sturzes nährte die Prinzessin die Hoffnung, durch Unterhandlungen zu ihrem Ziele zu gelangen. Auch blieb ihre Herrschaft über Spanien ungekränkt bis zum Tode der Königin, den 15. Febr. 1714. Es war dieses der erste und gewaltigste Stoß, den ihr das Schicksal beibringen sollte; obgleich häufig gegen die Monarchin selbst trotzig und übermüthig, war sie doch für sie der Gegenstand unveränderlicher Anhänglichkeit und vollkommen unentbehrlich gewesen. In den ersten Augenblicken war die Orsina des Königs einziger Trost. Er sperrte sich mit ihr ein, sah und sprach nur sie. Das Gerücht verbreitete sich sogar, der an ihre Gesellschaft gewöhnte schwermüthige und einsiedlerische König werde sie, trotz ihrer 70 Jahre, wol noch heirathen. Genöthigt, eine solche Hoffnung, wenn sie sie jemals nährte, aufzugeben, war sie bedacht, eine Königin zu suchen, die sich gleich der vorigen von ihr beherrschen lasse. Als eine solche brachte Alberoni, welcher der Camarera sein Glück in Spanien zu verdanken hatte, die Prinzessin Elisabeth Farnese in Vorschlag; sie sei, bemerkte er, sanft, nachgiebig, furchtsam, und darum geeignet, ein Joch, welcher Art es sei, zu ertragen. Hierauf wurde er beauftragt, den Heirathsantrag zu machen, und das Geschäft war beinahe abgeschlossen, als der Orsina ganz entgegengesetzte Nachrichten von der Braut zugekommen. Augenblicklich wird ein Courier abgefertigt, mit dem Befehle, die Trauung zu verschieben. Der Courier kommt den Tag vor der Ceremonie an, Alberoni zwingt ihn, sich während der nächsten 24 Stunden verborgen zu halten, und die Trauung geht vor sich.

Der König und die junge Königin sollten in Guadalarara zusammentreffen. Den König umgaben nur wenige von der Orsina gewählte Personen; den neuen Hofstaat der Königin hatte sie ebenfalls gänzlich mit ihren Creaturen besetzt und während der dreitägigen Reise von Madrid nach Guadalarara fuhr sie unmittelbar hinter des Königs Wagen; an jedem Abende schloß der König sich mit ihr ein und bis zu seinem Schlafengehen sah derselbe außer ihr keine lebendige Seele. Besser gehütet konnte er nicht werden. Am dritten Tage mußte sie ihn freilich verlassen, um der Königin, die noch sieben Stunden entfernt, vollends entgegenzufahren. Das Zusammentreffen fand in Jadraque statt. Die Orsina nähert sich in tiefster Demuth der Monarchin und eröffnet das Gespräch; kaum hat sie einige Worte vorgebracht, so fällt Elisabeth ihr in die Rede, behauptet, sie sei nicht geziemend gekleidet und benehme sich respectwidrig. Die Prinzessin suchte sich zu entschuldigen, sie war sich bewußt, in nichts die Gesetze der Etikette verletzt zu haben. Ohne auf sie zu hören, schreit die Königin, man habe sich gegen sie vergessen, augenblicklich solle die Orsina ihr Angesicht meiden. Diese zögert, die Königin schreit noch lauter: „Schafft mir die Närrin weg!" stößt sie selbst vor die Thüre, ruft Ensenaga, der ein Detachement der Leibgarde herbeigeführt hatte, und befiehlt ihm, die Camarera zu verhaften, und sie nicht zu verlassen, er habe sie denn in einem Wagen eingepackt und unter hinreichender Bedeckung der Grenze zugesendet. Es war der 23. Dec. 1714 Abends sieben Uhr, zu kalter Winterszeit. Im Hofkleid, ohne andere Bedeckung, ohne weibliche Begleitung, ohne Lebensmittel, wurde die Prinzessin in einen Wagen geworfen, und in rastloser Hast bis an die Pyrenäen geführt. In den ersten Augenblicken war sie durch ein so unerwartetes, so unbegreifliches Ereigniß völlig vernichtet. Wol hatte sie seit längerer Zeit Besorgnisse wegen der Fortdauer ihrer Macht empfunden; die immerwährenden Zänkereien mit dem Hofe von Versailles, wo sie nicht nur Freunde, sondern auch zahlreiche und thätige Feinde hatte, die mit den noch zahlreichern sie in Madrid umgebenden Feinden den genauesten Verkehr unterhielten, der unangenehme Handel wegen la Roche, die Isolirung, in die sie den König zu versetzen gewußt, die beinahe ohne Vorwissen, wenigstens ohne Zustimmung des Großvaters abgeschlossene zweite Vermählung, alle diese Dinge mußten sehr nachtheilig auf Ludwig XIV. wirken. Der Prinzessin ahnete darum nichts Gutes, sie empfand unbestimmte Schrecknisse (m. s. ihre Briefe, 4. Bd S. 480, 485 u 522), aber eine so schmähliche Behandlung, von solcher Seite herkommend, hatte sie nicht erwartet, noch erwarten können. Bald fand sie jedoch den alten Muth wieder; sie hoffte sich zu rechtfertigen, sie rechnete auf den König von Spanien, dessen Vertrauen sie für unerschütterlich hielt, sie glaubte an die Möglichkeit einer Wendung, was doch nach einem so auffallenden Ereignisse rein unmöglich war. Die Königin von Spanien ließ ihre Briefe unbeantwortet, der König eröffnete ihr, er habe den Bitten seiner Gemahlin die Genehmigung des Geschehenen nicht versagen können, doch sollten ihre Pensionen ihr bleiben. Von S. Jean de Luz aus, den 14. Jan. 1715, wendete die Orsina sich schriftlich an den Hof von Versailles, wohin sie zugleich einen ihrer Neffen absendete. Ludwig XIV. fand, daß er an den Bestimmungen seines Enkels nichts abzuändern habe, die Maintenon antwortete in höflichen, aber ausweichenden

*) In dem Vorgefühl ihrer Herrschaft in Touraine ließ sie durch Aubigny das prächtige, seit Kurzem wieder abgetragene Schloß Chanteloup, bei Amboise, erbauen. Es blieb, als das Fürstenthum la Roche sich auflöste, dem Baumeister. Sohn eines Parlaments-Procurators zu Paris war Boutrot d'Aubigny zuerst der Prinzessin Secretair, dann ihr Intendant, endlich ihr Stallmeister und innigster Vertrauter. Sendungen von großer Wichtigkeit waren ihm geworden, und insbesondere hatte er die Unterhandlungen wegen la Roche geführt. Weniger verschwenderisch, als seine Gebieterin, benutzte er ihre Gunst, um bedeutende Reichthümer zu sammeln.

Digitized by Google

Redensarten, und jetzt endlich gewahrte die Prinzessin, daß für sie alles verloren, daß die an ihr verübte Gewaltthat die Folge einer reiflichen, und zwischen den Höfen von Versailles und Madrid gemeinsamen Überlegung sei; sie kam nach Paris. Kalt war des Königs Empfang, ungern wurde sie geduldet, zudem war des Herzogs von Orléans Regentschaft ein nahes und unvermeidliches Ereigniß. Der Zwist, den sie mit ihm gehabt, der bittere Haß, den er hinterlassen, ließ sie von dem künftigen Regenten noch weit Schlimmeres erwarten, und sie entschloß sich, Frankreich zu meiden; ihr Sinn stand nach den Niederlanden; dort abgewiesen, wendete sie sich nach Avignon, nach Turin, nach Genua, und zuletzt ließ sie sich nochmals in Rom nieder. Ein sorgenfreies, unabhängiges Leben erwartete sie hier, denn Philipp V. hielt Wort und ließ ihre Pensionen pünktlich auszahlen; allein an die Unruhe der Höfe und an Geschäfte gewöhnt, konnte sie sich bei ihrem hohen Alter zu gänzlicher Unthätigkeit nicht verstehen. Sie fand Eingang bei König Jakob III., bei dem sogenannten Prätendenten, regierte seinen kleinen Hof, und hielt die Ehre desselben aufrecht, bis zu ihrem am 5. Dec. 1722 in einem Alter von mehr als 80 Jahren erfolgten Tode. Die vielfältig angefeindete, zum Theil verkannte Prinzessin besaß einen mächtigen, feinen, und keineswegs unangebauten Geist, eine seltene Fertigkeit zu Geschäften, eine Charakterstärke, die bei Männern ungewöhnlich ist. Von heftigen Leidenschaften beherrscht kannte sie, zumal im Hassen, weder Maß noch Ziel; sie gab sich ungerechten Vorurtheilen hin, huldigte aber auch nicht selten dem Verdienste. Man hat ihr die Neigung zur Intrigue vorgeworfen, dabei aber nicht bedacht, daß sie sich mit den Waffen vertheidigen mußte, die man gegen sie anwendete. Wie viele Feinde mußte nicht eine Frau haben, die dem Throne so nahe gestellt, ihre Gebieter, gleichwie den Hof beherrschte, Minister, Generale und Gesandte ernannte, und nach Wohlgefallen lenkte; und daß dieses geschehen konnte, ist keine Schande für die Prinzessin, ist nur eine Schande für den König und für das Volk, die solches ertrugen. Übrigens ist ihr Verdienst um die Bourbons nicht zu verkennen. Sie allein hat, wahrlich nicht zu Spaniens Heile, den armseligen Philipp auf dem Thron erhalten. Von 1707 an war sie des Prinzen von Asturien, und nachmals der sämmtlichen königlichen Kinder, Gouvernante gewesen. Zum Universalerben aller ihrer in Frankreich und Spanien belegenen Güter ernannte sie den Herzog von la Tremouille; ihr in Rom befindliches Vermögen vermachte sie ihrer Schwester Sohn, dem Herzoge von Belmonte-Lanti. — Der Prinzessin Correspondenz mit Villeroy ist seit längerer Zeit gedruckt; beide Personen, deren Lage dadurch so gleichförmig war, daß ihre Existenz lediglich auf Hofintriguen beruhte, waren durch die seltensten Freundschaftsbande vereinigt. Interessanter aber sind die **Lettres inédites de Mme. de Maintenon et de Mme la princesse des Ursins** (Paris 1826). 4 Bände. Sie beginnen mit dem Jahre 1705.

Das Haus Lamentana. Karls, des Eroberers von Bracciano zweiter Sohn, Latinus, Doctor der Rechte, erhielt zuerst das Bisthum Conza, im J. 1439 das Erzbisthum Trani und 1454 jenes von Bari, wurde von Nikolaus V. am 20. Dec. 1448 in die Zahl der Cardinäle (tit. S. S. Joannis et Pauli) aufgenommen, und von Paul II. auf Lebenszeit zum Legaten der Mark Ancona, und von Sixtus IV. zum Cardinal-Kämmerling ernannt; nur um diesen Preis hatte Franz de la Rovere, jetzt Sixtus IV., in der Papstwahl seine Stimme erkaufen können. Latinus war auch Erzpriester der St. Peterskirche, Commendator der Kirche von Urbino, Legat von Ancona, Abt von Farfa und in spätern Zeiten Cardinal-Bischof von Albano, endlich von Tusculum. Er lebte in seinem Palaste von Montegiordano in der ganzen Herrlichkeit eines Fürsten, geehrt von der gesammten Bevölkerung der weiten Stadt, die sich vornehmlich durch eine großartige Repräsentation angezogen fühlte. Die Augenblicke, die Latinus den Huldigungen der Menge, den geselligen oder amtlichen Beziehungen abgewinnen konnte, widmete er den Wissenschaften und der großen Bibliothek, die er mit unglaublichen Kosten zusammengebracht, und die in dem Unglücksjahre 1527 ein Raub der Flammen geworden ist. Den regulirten Chorherren S. Georgii in Alga hat er in Rom die schöne, ja, wie sie den Zeitgenossen hieß, die königliche Kirche di S. Salvador del Lauro erbaut, auch dieselbe mit reichen Einkünften ausgestattet, und den böhmischen Rosenbergen hat er das in dem Wittingauer Archiv aufbewahrte, von unserm hochgeehrten Freunde Millaue, in den Fragmenten aus dem Nekrologe des Cistercienserstiftes Hohenfurt (Prag 1819. S. 70) mitgetheilte Zeugniß ihrer Abstammung von den römischen Ursinern d. d. Rome 22. Marcii 1479, ausgefertigt. Auf seinem Sterbelager empfing Latinus einen Besuch von Papst Sixtus IV., dessen Gefolge sich beinahe sämmtliche Cardinäle angeschlossen hatten, und in der Krankenstube hielt der Papst ein Consistorium, worin er, neben andern Bewilligungen, dem sterbenden Cardinale verstattete, nach Wohlgefallen über seinen Nachlaß zu verfügen. Latinus benutzte diese Vergünstigung, um zu Gunsten eines natürlichen Sohnes zu testiren und starb in dem Alter von 74 Jahren den 11. Aug. 1477. Jener natürliche Sohn, Paul Orsino, durch des Vaters Testament Marchese von Atripalda, in Principato ultra, auch Herr von Lamentana und andern Schlössern in Sabina, führte von früher Jugend an die Waffen, bald in seines Vetters Virginius, bald in der Florentiner Scharen. Mit den Medicis, deren Sache er vergeblich zu verfechten gesucht, wurde er 1494 aus Florenz vertrieben, und der Franzosen Zug nach Neapel, die Anhänglichkeit, die er dem Könige Karl VIII. bewiesen, kosteten ihm die Markgrafschaft Atripalda. Bedeutend aber doch immer durch seinen Besitz, und durch seinen Einfluß in dem Kirchenstaate, bedeutender noch durch seinen kriegerischen Ruhm, erregte er die Aufmerksamkeit von Cäsar Borgia, der ihn, unter Zusicherung eines starken Soldes, in seine Dienste zog. Mehre Fehden, in Cäsars Namen geführt, erhöheten seinen Ruhm ganz ungemein; als aber Cäsar die Absicht verrieth, auch der Orsini alte Freunde, die Vitelli von Città di Castello, ihrer Herrschaft zu berauben,

Digitized by Google

da erkannte Paul die Gefahren seiner Lage, und wie auch die Orsini fallen müßten, wenn rings um sie Alles gefallen sein würde. Auf seinen Betrieb versammelten sich zu gemeinschaftlicher Berathung über gemeinschaftliche Gefahr in dem perusinischen Gebiete, bei la Magione (1502), der Cardinal Johann Baptist Orsino, Vitellozzo Vitelli, der Herr von Città di Castello, Johann Paul Baglione, der Fürst von Perugia, Hermes Bentivoglio, als Stellvertreter seines Vaters, des Herrn von Bologna, Anton von Venafro, des Gebieters von Siena, des Pandulf Petrucci, Minister und Vertrauter, endlich jener Oliverotto, der sich kürzlich durch den schändlichsten Verrath der Herrschaft über Fermo bemeistert hatte. Die Meisten befanden sich, gleichwie Paul selbst, noch in des Borgia Sold, sie hatten aber die Vorsicht gebraucht, ihre Reisige an sichern Punkten zusammenzuziehen. Ihre Macht war bedeutend genug, es fand sich, daß sie auf der Stelle 700 Lanzen, 400 reitende Schützen und 9000 Fußgänger vereinigen konnten, aber das Schwierige war, sich zu gemeinsamen Entschlüssen zu vereinigen, den Geist der Eintracht und des Vertrauens zu erwecken, in einer Versammlung, deren Mitglieder mehrentheils ebenso treulos, ebenso mit Verbrechen belastet waren, wie Cäsar selbst. Statt auf der Stelle zu handeln und den unvorbereiteten Gegner zu erdrücken, rief der Congreß von Magione den Beistand der Florentiner, der Venetianer, des vertriebenen Herzogs von Urbino an. Letzter allein horchte dem Ruf, und erst seine Ankunft zu Sinigaglia, die alsbald den Aufstand der Landschaft Urbino nach sich zog, gab Anfangs Octobers 1502 das Zeichen zum Ausbruche der Feindseligkeiten. Paul Orsino und der Herzog von Gravina siegten bei Cagli über Cäsars Generale, Hugo von Cardona und Don Miguel, von denen jener selbst gefangen wurde; aber auf der Stelle begann der schlaue Tyrann zu unterhandeln. Paul, dem man den Cardinal Borgia als Geisel gegeben, ließ sich bewegen, zu dem Ende persönlich nach Imola zu kommen. Bei seiner Zusammenkunft mit Cäsar den 25. October, wurde ihm der freundlichste Empfang; Cäsar meinte, er müsse seine eigene Unvorsichtigkeit anklagen, wenn Generale, die ihm bisher so treu gedient, sich von ihm hätten lossagen können. Seine Schuld sei es, wenn er gegen sie nicht so handelte, daß er sie gegen grundlosen Verdacht bewahren konnte. Wie der ganze Zwist aber ohne eigentliche Veranlassung entstanden sei, so hoffe er, daß er, einmal abgemacht, eine unauflösliche Verbindung und Eintracht zur Folge haben werde: die Generale, die gesehen, daß der König von Frankreich ihm mit seiner ganzen Macht beistehe, würden erkennen, daß sie nicht im Stande, ihn zu überwältigen, und er selbst habe durch die Erfahrung gelernt, daß er alle seine Erfolge, seinen ganzen Ruhm, lediglich seinen Generalen verdanke. Cäsars Geständnisse fanden bei Paul um so leichtern Eingang, da dieser die Überzeugung hegte, ein Papst, der die Orsini und Colonna zugleich zu Gegnern habe, könne sich nicht behaupten, und schon am 28. Oct. unterzeichnete er eine Übereinkunft, wodurch alle wechselseitige Unbilden abgethan sein sollten. Den verbündeten Condottieri blieb der Sold, wie sie ihn vordem von Borgia empfangen, und sie versprachen, ihm mit aller Macht in der Wiedereroberung von Urbino und Camerino behilflich zu sein, nur daß sie nicht verbunden sein wollten, persönlich in seiner Armee zu dienen, oder sich überhaupt in seine Gewalt zu begeben. Des Papstes Streit mit den Bentivoglio, wegen der Herrschaft über Bologna, wurde der Entscheidung des Cardinals Orsino, des Cäsar Borgia und des Pandulf Petrucci überwiesen. Dieser Vertrag, ebenderjenige, den einer von Cäsars Secretairen, mit ironischem Lächeln, dem Geschichtschreiber Machiavell zeigte, sollte aber von dem Papste, wie von jedem der Verbündeten gutgeheißen werden. Darüber verging einige Zeit, die Bentivoglio, dessen Schicksal nach den Bestimmungen des Vertrags noch zweifelhaft, benutzte, um sich mit Cäsar abzufinden. Der Herzog von Urbino, aller Aussicht auf Hilfe beraubt, verschwand, die Staaten von Urbino und Camerino kehrten ohne Schwertschlag unter Borgia's Herrschaft zurück, und der Krieg war in der That beendigt. Diesen Augenblick ergriff Borgia, um sich mit seiner Armee von Imola aus in Marsch zu setzen (10. Dec. 1502). Oliverotto von Fermo war der erste unter den Verbündeten von la Magione, der es wagte, sich bei ihm einzufinden. Nach einiger Berathung mit Oliverotto beschloß Borgia einen Angriff auf Sinigaglia. Die Regentin dieses kleinen Staats, oder die Präfectin, wie man sie nannte, war nach Venedig geflüchtet, und hatte ihre Gebiete dem Schutze des Bündnisses von la Magione überlassen. Weil aber der Commandant der Citadelle erklärte, er werde sie an Niemanden als an Cäsar allein übergeben, waren die Orsini genöthigt, selbst dessen Ankunft zu wünschen und zu beschleunigen. Er hatte kaum ihre Einladung empfangen, so ließ er sie ersuchen, ihre Truppen in die Dörfer um Sinigaglia zu vertheilen, damit die seinigen Besitz von der Stadt nehmen könnten, und am 31. Dec. brach er mit 2000 Reitern und 10,000 Fußgängern von Fano auf, um am nämlichen Abend in Sinigaglia einzutreffen. Paul Orsino, der Herzog von Gravina und Vitellozzo Vitelli kamen ihm unbewaffnet entgegen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Seine ganze Reiterei war in zwei Linien aufgestellt, mitten durch mußten die Verblendeten ihren Weg nehmen. Cäsar grüßte sie freundlich, überwies sie aber, gleichwie den später hinzugekommenen Oliverotto von Fermo, an einige Edelleute seines Gefolges, denen zugleich geboten wurde, die fremden Gäste zu geleiten, und sie, bis sie im Palast einkehren würden, nicht aus den Augen zu lassen. Als nun Paul und seine Unglücksgefährten diesen Palast oder das für Borgia bestimmte Quartier betraten, wurden sie augenblicklich festgenommen, und zugleich führte Borgia seine Truppen zum Angriff auf Oliverotto's Reisige, die auch ohne Anstrengung entwaffnet und zerstäubt wurden. Gleiches Schicksal sollten der Orsini und Vitelli in einer Entfernung von fünf oder sechs Meilen zerstreute Truppen haben; sie wurden aber noch bei Zeiten gewarnt, und bewerkstelligten ihren Rückzug in guter Ordnung. Noch an demselben Abende ließ Borgia

Digitized by Google

den Vitellozzo und Oliverotto erdrosseln, Paul und der Herzog von Gravina durften dieses Schicksal aber erst am 18. Jan. 1503 theilen. Der Tyrann wollte nämlich abwaeten, ob die Masregeln, die er mit seinem Vater zum Verderben aller Orsini verabredet, auch zum Vollzuge gekommen seien. Paul hatte aus seiner Ehe mit einer edlen Römerin, des Geschlechts della Valle, drei Söhne, Fabius, Robert und Camill, und zwei Töchter. Eine Tochter beirathete den Vitellozzo Vitelli, die andere den Hermes Bentivoglio. Der älteste Sohn, Fabius, war der erste unter allen Orsini, der sich rüstete, den Tod der Seinen zu rächen; während Julius Orsino mit seinen Vettern sich in Pitigliano befestigte, sammelte Fabius seine Reisige, zu denen auch Organtin Orsino mit seiner Schar gestoßen war, in Cervetri, die Savelli und Colonna machten mit ihm gemeine Sache, und Cäsar Borgia, der mit einem Schlag und für immer die Orsini vernichtet zu haben glaubte, fand es höchst schwierig, sich ihrer Festen Palombara und Ceri zu bemeistern, und mußte auf des Königs von Frankreich dringendes Gebot die schon begonnene Belagerung von Bracciano wieder aufheben, obschon Alexander VI. durch seine geistlichen Gerichte alle Orsini als Rebellen verurtheilen ließ. Der Krieg schien sich in die Länge ziehen zu wollen, als Alexanders VI. unerwartetes Ableben alle Berechnungen zu Schanden machte. Mit außerordentlicher Schnelligkeit eilte Fabius mitten durch Cäsars Scharen, die freilich zu schwach waren, um einen so ausgedehnten Raum zu bewachen, nach Rom; er nahm Besitz von dem Palaste seines Hauses zu Montegiordano, er ließ die Häuser der Hofleute und die Buden der spanischen, von der vorigen Regierung so besonders begünstigten, Kaufleute plündern, und forderte mit tobendem Geschreie Rache für das Blut seines Vaters und seiner Vettern, den Kopf des Mörders. Borgia's Völker hielten den Borgo und die Umgebungen des Vaticans besetzt, und täglich lieferten sie den Orsini Gefechte, die nur durch die Annäherung der französischen, nach Neapel bestimmten, Armee, und durch die Arbeiten des Conclave unterbrochen wurden. Ein Verwandter des Borgia fiel im Zweikampfe mit Fabius, und der Wüthende nahm von dessen Blut, um sich Mund und Hände damit zu waschen. In dem Patrimonio hatte er bereits allerwärts die Oberhand, die Vitelli, Appiani, die Herren von Pesaro, Sinigaglia und Camerino, der Herzog von Urbino hatten ihre Staaten wieder in Besitz genommen, und nachdem die französische Armee die Tiber überschritten, nachdem die Wahl von Pius II. statt gefunden hatte, erhob sich der Kampf in Rom selbst mit verdoppelter Heftigkeit. Nach vielen einzelnen Scharmützeln erstürmte Fabius das Thor von Torrione, was ihm den Eingang zu Cäsars Quartieren verschaffte, und es ihm möglich machte, die Gegner von mehren Seiten zugleich zu bestürmen. Cäsars Reisige begannen zu weichen, er selbst flüchtete nach dem Vatican und sodann in die Engelsburg, seine Banden wurden von den siegenden Orsini verfolgt und zersteeut, und seine glänzenden Träume entschwanden gleich dem Morgennebel. Der jugendliche Sieger, Fabius, hatte es wie alle seine Verwandte bitter empfunden, daß der König von Frankreich sein Geschlecht erst den Colonna, dann dem Sohne Alexanders VI. geopfert und preisgegeben, daß der Cardinal von Amboise später um seine Dienste mäkeln wollen; er trachtete ferner mit Leidenschaft nach dem Wiederbesitze des seinem Vater entzogenen Atripalda, und in solcher Stimmung war er nicht geeignet, den durch Bartholomäus von Alviano gemachten Anträgen zu widerstehen. Er und alle Orsini, den einzigen Johann Jordan ausgenommen, machten sich verbindlich, gegen einen jährlichen Sold von 60,000 Dukaten für des Königs von Spanien Dienst 500 Lanzen zu stellen. An der Spitze dieses Contingents stieß er zu dem Heere, womit Gonsalvo von Cordova das linke Ufer des Garigliano vertheidigte, kühn im Übermaße, wollte er gemeinschaftlich mit Don Pedro de Paz, dem waglichsten aller spanischen Ritter, den französischen Posten, der die Garigliano brücke deckte, aufheben; in der Hitze des Gefechtes hatte er das Visier aufgeschlagen, der Pfeil eines Gascogners traf ihn zwischen die Augen, und tödtete ihn auf der Stelle (Nov. 1503). Sein Bruder Robert, kriegslustig, wie Fabius, hatte sich gleichwol den geistlichen Stand erwählt, und bekleidete das Amt eines Protonotarius Apostolicus, als er sich geblendet durch französisches Gold (20,000 Dukaten), mit Pompejus Colonna und Peter Margano in eine Verschwörung gegen den Papst Julius II. einließ (1512). Der Plan scheiterte durch des französischen Feldherren la Palisse Rückzug, und durch des Colonna Wankelmuth; gleich diesem fand aber Robert nicht für gut, die empfangenen Gelder zurückzugeben. Durch seinen Vetter, Johann Jordan Orsino, wurde er mit dem Papste wieder ausgesöhnt, und als Pfand dieser Aussöhnung empfing er das Erzbisthum Reggio, von welchem er am 23. Julius 1512 Besitz nahm. Im nämlichen Jahr erschien er auch auf dem lateranensischen Concilium. Von Leo X. wurde er als Gesandter nach Polen, und ebenso, nach Kaiser Maximilians I. Ableben, an die teutschen Kurfürsten gesendet, und nach seiner Rückkehr empfing er als Belohnung, aus des Papstes Händen, Atripalda, Montefredano, und andere Güter, die seinem Bruder Camillus, wegen dessen standhafter Anhänglichkeit an die Baglione entzogen worden waren. Bitterer Haß trennte aber seitdem die beiden Brüder, zumal da Robert auch dem geistlichen Stand entsagte, eine Frau nahm und Söhne zeugte, von deren Schicksalen wir aber nichts zu berichten wissen. Camillus, ebender Bruder, mit dem Robert in unversöhnlicher Feindschaft lebte, geb. 1491, wurde von seinem zwölften Jahr an in Neapel erzogen, von einer Pension, die ihm der katholische König auf die Kammer von Geavina angewiesen hatte. Den Krieg erlernte er zuerst unter des Grafen Nikolaus von Pitigliano Leitung, er diente aber auch unter Alviano und Johann Jakob Trivulzo, und gab bei allen Gelegenheiten, besonders bei dem Unternehmen auf Gadore, Beweise von Unerschrockenheit. Aus dem Dienste Ludwigs XII. trat er in jenen der Re-

Digitized by Google

publik Florenz; in dem Kriege mit Urbino ſtand er als Befehlshaber der leichten Reiterei an Lorenzo's von Medici Seite. Nachdem er ſeine erſte Gemahlin, N. Orſina, des Grafen Karl von Anguillara Tochter, durch den Tod verloren, vermählte er ſich anderweitig mit Eliſabeth Baglione, Johann Pauls, des Herrn von Perugia, Tochter. Dieſe Vermählung misfiel dem römiſchen Hof, an dem bereits der Untergang der Baglione beſchloſſen war, und nachdem Johann Paul auf dem Blutgerüſte geendet, wurde ſeinem Schwiegerſohne, falls er ſeine Gemahlin, und mit ihr die Rache der Baglione aufgeben wollte, zur Frau eine Nichte des Papſtes, und der Oberbefehl über die päpſtliche Reiterei angetragen. Camill widerſtand der Lockung wie dem Zorne des Papſtes, der ſeine Güter wegnahm, um ſie dem Erzbiſchofe von Reggio zu verleihen; nicht ſobald aber hatte Leo X. die Augen geſchloſſen, als er ſich aufmachte, um ſeiner Schwäger Recht zu verfechten. Sein Angriff kam nicht unerwartet, alle Brücken über die Nera, auch Narni und Terni, waren wohl beſetzt, und im Hintergrunde hatte Agnolo de Todi mit 4000 Fußgängern auf den Felshöhen vor Santogemini Poſto gefaßt. Unbekümmert um dieſe Anſtalten durchwadet Camill mit einer kleinen Schar von nur 200 Fußgängern und 60 Reitern im December 1521 die angeſchwollene Nera, und die vollſtändige Niederlage der Feinde vor Santogemini, die Rückkehr der Baglione nach Perugia (5. Jan. 1522) und die Wiederaufnahme der Verbannten in Todi, waren die unmittelbaren Folgen ſeines kecken Unternehmens. Neue Lorbern zu pflücken, trat er in der Venetianer Sold; mit ihnen ſtritt er für Karl V. bei Trumello und Pavia, für ſie behauptete er gegen Karl V. Bergamo, gleichwie er durch einen ſchnellen Marſch das empörte Lodi gegen das von den kaiſerlichen Generalen angedrohte Strafgericht in Sicherheit ſetzte (1526), und den ſchimpflichen Rückzug des Herzogs von Urbino, vor Mailand, als Führer des Nachtrabes, deckte. Bei der Kaiſerlichen Angriff auf Rom vertheidigte er einen Theil des Borgo, gleichwie er in Lautrecs Ritterzuge nach Neapel, auf deſſen ausdrückliches Begehren, das Commando der venetianiſchen Hilfstruppen übernehmen mußte. Er rettete dem Proveditor Johann Vetturi, dem Ludwig Piſani und den übrigen Abgeordneten des Senats das Leben aus dringender, durch der Soldaten Zuſammenverſchwörung veranlaßter Gefahr, er trug ſeine ſiegreichen Waffen bis in das ferne Apulien, und der beſte Theil des Landes hatte ſich ihm unterworfen, als die Trauerpoſt von Lautrecs Ende mit einem Mal alle ſeine Entwürfe durchſchnitt. Von mehren Seiten durch überlegene Truppenmaſſen gedrängt mußte er ſich auf die Vertheidigung der feſteſten Punkte, auf Barletta, Trani, Monopoli und Polignano, beſchränken. Sie war im hohen Grade glänzend, und durch mehre See- und Landerpeditionen, wohin beſonders die Einnahme von Molfetta, und der Angriff auf Brindiſi zu rechnen, belebt, und ihr Ende war noch nicht abzuſehen, als der Friede zwiſchen dem Kaiſer und der Republik verkündigt wurde. Mit dieſem Frieden war Atripalda, und folglich ein jährliches Einkommen von 4000 Dukaten für Camill unwiederbringlich verloren. In dem unglücklichen Kriege, welcher der Republik die ſämmtlichen Inſeln des Archipels, und den Reſt ihrer Beſitzungen in Morea koſtete (1537—1540), führte er das Commando in Dalmatien, und unter den Umſtänden war die Behauptung der Provinz das Äußerſte, was von ihm gefodert werden konnte. Gleichwol gelang es ihm noch außerdem, den Türken einige empfindliche Streiche zu verſetzen, ſodaß er den Ruhm der venetianiſchen Waffen, der durch Riva's, des Commandanten von Zara, Niederlage nicht wenig verdunkelt worden, vollkommen wiederherſtellte. Von Papſt Paul IV. wurde er 1543 als General-Gouverneur nach Parma geſendet, nach des Papſtes Tod erhielt er von dem Cardinals-Collegium die Weiſung, die Stadt an Octavio Farneſe zurückzugeben. Eingedenk, daß ſie ihm von dem Papſt anvertrauet worden, wollte er ſie auch dem neuen Papſt erhalten, und er behauptete ſich in ſeinem Gouvernement, bis Julius III., nach ſeiner Thronbeſteigung, den Befehl der Cardinäle wiederholte. Jetzt gehorchte Camill freudig, freudiger, als wie Paul IV. ihn herbeirief, um ihn als General-Capitain an die Spitze der gegen Philipp von Spanien gerichteten kriegeriſchen Anſtalten zu ſtellen. Er ſtarb vier Monate nach ſeinem neuen Gebieter, an Altersſchwäche, den 4. April 1559, und die letzte Ehre wurde ihm in der Kirche S. Salvador del Lauro auf die feierlichſte Art erwieſen. Sein Leben, von Joſeph Orologio in einer beſondern Abhandlung beſchrieben, hat Nikolaus Lupachini, zu Bracciano, 1669, mit Zuſätzen herausgegeben. — Camill hatte aus ſeinen zwei Ehen vier Söhne, von denen jedoch zwei, Virginius und Fabius, die Kinderjahre nicht überlebten, und zwei Töchter, dann einen natürlichen Sohn, Namens Latinus. Die ältere Tochter, Maria Magdalena, wurde an Lelius von Anguillara, des berühmten Rencio Ceri Sohn, verheirathet, nahm als Witwe den Schleier, wurde die Stifterin des Marien-Magdalenenkloſters auf dem Quirinal, und ſtarb den 25. Mai 1605 in dem Alter von 71 Jahren. Die jüngere Tochter, Julie, wurde des Grafen Balthaſar Rangone Gemahlin. Der Sohn der erſten Ehe, Paul II., geb. 1532, nachdem er ſich, gleichwie ſeine beiden Brüder, in dem Krieg um Siena, unter franzöſiſchem Paniere, vor Calais und in den Niederlanden verſucht, wurde vom Papſte Gregor XIII. zum Marcheſe von Lamentana ernannt, und ſtarb 1581, ohne daß er Kinder aus ſeiner Ehe mit Lavinia de la Rovere, des Herzogs Franz Maria von Urbino Tochter, geſehen. Ihm folgte als Marcheſe von Lamentana ſein Bruder aus der zweiten Ehe, Johann Orſino, der in ſeiner Ehe mit Portia de Anguillara, einer Tochter des Johann Paul de Ceri, die einzige, nachmals an den Friedrich Ceſi, Herzog von Aquasparta, vermählte Olympia erzeugte. Nach Johanns Tode fiel daher Lamentana an ſeinen Halbbruder Latinus, Camills unehelichen Sohn. Latinus, der mit den ſeltenſten Fähigkeiten ungewöhnliche Kenntniß der claſſiſchen Sprachen, der Geſchichte und Mathematik verband, der in der Theorie und Praxis der Fortification kaum ſeines Gleichen unter den Zeitge-

Digitized by Google

noſſen fand, erwarb zu Lamentana noch Catino und Poggio Catino in Sabina, und ſtarb 1586, nachdem er in ſeiner Ehe mit Lucretia Salviati drei Kinder erzeugt. Die Tochter, Clariſſa, wurde des Lothario Conti, des Herzogs von Poli, Gemahlin. Der ältere Sohn, Fabius, ein Prälat, reich an den ſchönſten Hoffnungen, ſtarb in blühender Jugend; der jüngere Sohn, Virginius, vierter Marcheſe von Lamentana und Herzog von Selci, durch Clemens' VIII. Creation, machte einige Feldzüge in Ungern und hatte darin einſt das Glück, ſeinem Vetter, dem Herzoge von Bracciano, das Leben zu retten (1594). Aus ſeiner Ehe mit Beatrix Vitelli, der Erbin des neapolitaniſchen Lehens Amatrice an dem Tronto, kamen die Söhne Latinus II. und Franz, geboren als Zwillinge, ferner Jakob, Camill, Paul und Virginius. Virginius, ein Poſthumus, fand im venetianiſchen Heere vor Gradiſca, 1616, den Tod. Paul, ein Prälat, ſtarb jung. Camill diente nicht ohne Ruhm in den ſpaniſchen Heeren in den Niederlanden und in der Pfalz. Jakob war Franziskanermönch. Franz, nachdem er ſich unter St. Markus' Panier zu Land und zur See verſucht, wurde in der Vertheidigung von Mantua, zu des Herzogs Karl I. Dienſten, bei endlicher Erſtürmung der Stadt, nach mannhafter Gegenwehr erſchlagen (1630). Latinus II., Herzog von Selci, und durch Verleihung des Herzogs Vincenz I. von Mantua, einer der Ritter des Ordens des Erlöſers, war mit Portia Gaëtana verheirathet. Seine Tochter, Beatrix, heirathete 1) den Franz Barile, Herzog von Cajuano und Prinz von S. Archangelo; 2) den Franz Caracciolo, Marcheſe von Marchiagodena. Sein Sohn, Alexander Maria Orſino, Fürſt von Amatrice, wurde weltbekannt durch eine 36jährige, in der Engelsburg erduldete Gefangenſchaft, zu der er wegen Vergiftung ſeiner Gemahlin, Anna Maria Caffarelli, von Papſt Innocentius X. verurtheilt worden. In dieſem Gefängniſſe ſchritt er, nicht ohne Vorwiſſen des Papſtes, aber zur Verzweiflung der Agnaten, 1672, in vorgerücktem Alter, zu einer zweiten Heirath, mit einer Frau geringen Herkommens. Der einzige Sohn, den er mit ihr erzeugte, wurde aber nur drei Jahre alt. Im J. 1681 wurde Latinus von Innocentius XI. aus dem Gefängniß entlaſſen, und mit ſeiner Gemahlin nach Rieti verbannt, wo er in einem Alter von mehr als 70 Jahren ſein Leben und zugleich ſeine Linie beſchloß. Denn ſein Sohn erſter Ehe, Franz Felix Orſino, Marcheſe de Perne, hatte 1679, wegen eines Auftrittes mit den Sbirren, Rom verlaſſen müſſen, und war in Wien geſtorben, nachdem er durch Teſtament alle ſeine Anſprüche an die Stammgüter und das väterliche Erbe dem Kaiſer verſchrieben. Franz Felix, obgleich mit Anna Eliſabeth Orſina de Caſtello, des Marcheſe Martius della Penna Schweſter, verheirathet, hatte nämlich keine Kinder.

Das Haus Pacentro. Robert, Karls des Erwerbers von Bracciano dritter Sohn, beſaß die mütterlichen Herrſchaften Alba und Tagliacozzo, und machte ſich in dem Land und in dem Zeitalter der Treuloſigkeit vorzüglich bemerkenswerth durch ſeine unwandelbare Anhänglichkeit an den König Ferdinand I. von Neapel. In dem Treffen bei Sarno beſtand er einen Zweikampf mit Orſo Orſino, einem der ausgezeichneteſten der feindlichen Führer. Der Stolz und die Macht des Herzogs von Seſſa wurden gebrochen, indem er demſelben durch einen kühnen Angriff Coſenza, die feſte Hauptſtadt von Calabrien, entriß. Die Beweiſe von Muth, die er in der Schlacht bei Troja, 1462, gegeben, lohnte ihm der Beiname des Cavalerio senza paura (Ritter ohne Furcht), und die Würde eines Groß-Connetable, mit der ihn der König auf der Stelle bekleidete. Er fand aber noch im nämlichen Jahre bei Belagerung eines Schloſſes in der Grafſchaft Celano den Tod. Aus zwei Ehen mit Violanta und Katharina von San-Severino hatte er nur Töchter, von denen die jüngſte, die ſtolze Alfonſina, den Peter von Medici heirathete, und am 7. Febr. 1520 als Witwe verſtarb. Robert hinterließ aber auch einen natürlichen Sohn, Marius, welchem der König die Grafſchaft Pacentro verlieh, gleichwie er mit Katharina Zurla die Herrſchaften Oppido und Pietragalla in Baſilicata erheirathete. Des Marius Urenkel, Octavio, Graf von Pacentro, hatte aus ſeiner Ehe mit Franziska de Toledo zwei Söhne. Der ältere, Ludwig, führte zuerſt den Titel eines Grafen von Oppido, und vererbte ſolchen auf ſeinen einzigen Sohn, Octavio II.; der jüngere, Johann, erheirathete mit Hippolyta Caraffa das Herzogthum Cancellara, in Baſilicata, und das Fürſtenthum Fraſſa, und hatte darin ſeinen ältern Sohn, ebenfalls Octavio genannt, zum Nachfolger. Gleichwol iſt das ganze Haus Pacentro vorlängſt erloſchen.

Das Haus Gravina. Franz, der älteſte Sohn jenes römiſchen Senators Johann, mit dem das Haus Bracciano zu zählen anfängt, war immerwährender Präfect der Stadt Rom, was ihn jedoch nicht hinderte, dem Demagogen Peter Matuzzo den Treueid zu leiſten. Orvieto ſollte er gegen den König Ladislaus von Neapel vertheidigen, er zog es aber vor die Stadt zu plündern und ſie ſodann zu verlaſſen, nachdem er ſchon früher mit dem Könige Verbindungen unterhalten und von ihm gegen baare Darleben den Beſitz von Monopoli, Campagnano, Terlizzi ꝛc. erlangt hatte. Die Königin Johanna II. von Neapel zog ihn vollends in ihren Dienſt herüber; ſie, die ihn dem furchtbaren Sforza entgegenſtellen wollte, belehnte ihn mit der Grafſchaft Gravina in Terra di Bari, die ſo lange der Montmorenci Eigenthum geweſen, verheirathete ihn mit Margaretha della Marra, Frau auf Canoſa, Deliſitto und S. Agatha, der reichen Witwe des Grafen von Troja, und ernannte ihn zu ihrem General-Capitain. Sie betrog ſich nicht in den in den neuen Grafen von Gravina geſetzten Hoffnungen, er erfocht beinahe an den Thoren der Hauptſtadt einen bedeutenden Sieg über Sforza (1421), und ſchloß, als der Königin Abgeſandter, mit Alfons von Aragonien den Vertrag, wodurch dieſer ſich verpflichtete, der Königin Krieg gegen Anjou zu dem ſeinen zu machen. Als Belohnung für dieſen wichtigen Dienſt erhielt Franz die Grafſchaft Copertino, in Terra d'Otranto. Auch nach der Johanna Tod blieb er dem Intereſſe des Königs von Aragonien ergeben, und nament-

Digitized by Google

lich besuchte er 1431 und 1447 als dessen Gesandter den römischen Hof. Im J. 1435 erhielt er vom Papst Eugen IV. die Bewilligung, in einem der zu seiner Herrschaft Montelibreto in Sabina gehörenden Orte, zu Nerola Scandriglia, Coresе oder Ponticello, einen Zoll anlegen zu dürfen. Im J. 1443 ließ er von dem Könige die fünf Söhne, welche er mit seiner Beischläferin, Namens Pascarella, vor seiner Verheirathung erzeugt, den Johann Baptist, Marinus, Antonazzo, Jakob und Alexander legitimiren. Er erwarb auch noch die Grafschaft Conversano und starb im J. 1456, ohne Kinder aus seiner zweiten Ehe mit Maria Scillata, Frau auf Ceppeloni, zu haben. Johann Baptist, der älteste der ebengenannten natürlichen Söhne, erhielt durch des Vaters Abdication noch bei dessen Lebzeiten die römische Präfectur, war auch des Johanniterordens Ritter und Prior zu Rom, als seiner Ordensbrüder Wahl ihm am 4. März 1467 das durch des Raymund Zacosta erledigte Großmeisterthum übertrug. Er starb, nachdem er seine Regierung durch den den Venetianern in Negroponte geleisteten Beistand und durch das mit Persien abgeschlossene Bündniß merkwürdig gemacht, den 8. Jun. 1476. Marinus war Protonotarius Apostolicus, Bischof von Canne, auch, wenn bei Ughelli kein Irrthum waltet, Erzbischof von Palermo; endlich seit 1445 Erzbischof von Tarent, und starb 1476. Antonazzo, dem der Vater die Grafschaft Gravina zugetheilt hatte, starb einige Monate vor ihm im J. 1456. Jakob wurde mit 200 Reitern von dem Vater nach Toskana geschickt, um dem Grafen Aldobrandin von Pitigliano in seinem Kriege mit Siena beizustehen, in dem Gefechte bei Sorano 1454 empfing er aber von Gilbert von Correggio eine Wunde an der Stirn, die bald darauf seinem Leben ein Ende machte. Alexander endlich, der jüngste der Brüder, folgte dem Antonazzo als dritter Graf von Gravina und zweiter Graf von Campagna, und starb unbeweibt im J. 1460, worauf Gravina und Campagna an seinen Halbbruder, an des Grafen Franz ehelichen Sohn, Jakob Orsino, fielen. Jakob, der vierte Graf von Gravina, hatte bisher nur die mütterlichen Herrschaften S. Agatha und Canosa besessen, erbte nach eines andern Halbbruders, des Peter Paul de Andreis, Abgang, auch noch Deliſitto und nicht unbegründete Ansprüche an die Grafschaft Troja, und wurde 1463 zum Herzoge von Gravina ernannt. Er war mit Maria Piccolomini, sein Sohn Raymund Orsino, zweiter Herzog von Gravina, Graf von Campagna und Terlizzi, mit Justiniana Orsina verheirathet. Des letztern Sohn, Franz, dritter Herzog von Gravina, in Gemüthsart und Streben seinem Vetter Paul von Lamentana höchst ähnlich, trat gleich diesem in des Herzogs von Valentinois, des Cäsar Borgia, Sold. Er war diesem bei der Einnahme des Herzogthums Urbino 1502 besonders behilflich, wendete sich aber von ihm ab, sobald er die den eigenen Herd bedrohende Gefahr gewahrte, um dem Bündnisse von la Magione beizutreten. Gemeinschaftlich mit Paul von Lamentana siegte er an dem Tage von Cagli; unvorsichtig, wie Paul, überlieferte er sich dem blutdürstigen Tyrannen, und wie Paul wurde er am 18. Jan. 1503 erdrosselt. 60 Jahre nach ihm, den 25 Dec. 1563, starb erst seine jüngste, an Johann Franz Carraffa, den Herzog von Ariano, verheirathete, Schwester Franziska. Von seinen zwei Söhnen wurde der jüngere, Johann Anton, der Stammvater des Hauses Santogemini, von dem alsbald; der ältere, Ferdinand, vierter Herzog von Gravina, erhob, als die Franzosen unter Lautrec das Königreich überzogen, nochmals das Panier des Hauses Anjou, und setzte selbst noch nach der Hauptarmee Vernichtung, in Apulien den nutzlosen Kampf fort. Von seiner zweiten Gemahlin, Beatrix Ferella, der Erbin der Grafschaft Muro, in Basilicata, hatte er die Söhne Anton, Flavius, Hostilius und Flaminius. Flavius, Bischof von Morano im J. 1560, und sodann Erzbischof von Cosenza, erhielt im J. 1565 den Cardinalshut, und starb den 17. Jul. 1581. Flaminius, Graf von Muro, hatte seinen Sohn Flaminius II. zum Nachfolger, seine Enkelin, Dorothea, trug aber Muro wieder in das Haus Gravina. Anton, fünfter Herzog von Gravina, war mit Felicia von San-Severino, Peter Antons, des vierten Fürsten von Bisignano Tochter, verheirathet und durch sie ein Vater von vier Kindern. Die Tochter Julia, in erster Ehe mit Johann Baptist Spinelli, in anderer Ehe mit Tiberius Caraffa verheirathet, nahm nach ihres mütterlichen Oheims, des Fürsten Nikolaus Bernardin von Bisignano Ableben (1606), dessen gesammte Staaten Bisignano, die Herzogthümer S. Petro in Galatina und S. Marco, die Grafschaft Tricarico ꝛc. in Anspruch, gerieth aber darüber mit einem Agnaten des Verstorbenen, mit Ludwig von San-Severino, Grafen von Saponara, der Fideicommißerbe zu sein behauptete, in weitaussehende Streitigkeiten. Der Proceß schwebte noch, als Julia diese Zeitlichkeit verließ, nachdem sie vorher die streitigen Herrschaften dem Könige Philipp III. von Spanien, ihr übriges Vermögen ihrem Eheherrn Tiberius Caraffa vermacht. Ihr Bruder, Peter, kommt im J. 1589 als Bischof von Spoleto, 1591 als Bischof von Aversa vor; ihr anderer Bruder, Ferdinand II., sechster Herzog von Gravina, wurde in seiner ersten Ehe mit Constantia Gesualda, ein Vater von zwei Kindern. Der Sohn, Michael Anton, siebenter Herzog von Gravina, focht, nach seiner Tante Julia Ableben, ihr Testament an, behauptend, sie habe über Nichts disponiren können, und erzeugte dadurch einen neuen Proceß, der endlich durch die Güte Königs Philipp III. geschlichtet wurde. Der König, auf alle ihm durch der Julia Testament zugestandene Rechte verzichtend, geruhte die streitenden Parteien der Julia Erben sowol unter sich, als dem San-Severino gegenüber zu vergleichen, und sein Ausspruch, allen gleich vortheilhaft, wurde freudig anerkannt. Der Herzog von Gravina insbesondere erhielt das bisher zu dem Fideicommiß von Bisignano gehörige Herzogthum S. Marco, nebst der Stadt Castrovillare, in Calabria citra. Er überlebte aber diesen vortheilhaften Ausgang der Sache nicht lange, und hinterließ, da er in kinderloser Ehe mit Beatrix Orsina, des Grafen Flaminius I. von Muro Tochter gelebt hatte, seine Staaten seiner einzigen, an

Digitized by Google

Peter Gaëtano, den Herzog von Sermonetta, verheiratheten Schweſter, Felicia Maria. Auch Felicia Maria, die achte Herzogin von Gravina, blieb ohne Kinder, und das Herzogthum fiel an ihres Großoheims, des oben als einen der Söhne von Ferdinand I. genannten Hoſtilius ältern Sohn, Peter. Hoſtilius, der in erſter Ehe mit Dianora Caraccioli, in anderer Ehe mit Diana del Tufo verheirathet geweſen, hinterließ die Söhne Peter und Anton. Anton, Fürſt von Galluccio, obgleich zweimal verheirathet, ſtarb kinderlos. Peter, Fürſt von Solafra, folgte der Herzogin von Sermonetta als neunter Herzog von Gravina, erheirathete auch die Grafſchaft Muro mit Dorothea Orſina, des Grafen Flaminius II. von Muro Tochter. Sein Sohn Ferdinand III., zehnter Herzog von Gravina, Fürſt von Solafra und Vallata, Graf von Muro, wurde in ſeiner Ehe mit Johanna della Tolfa, des Herzogs von Grumo Tochter, ein Vater von drei Kindern. Die Tochter, Scholaſtica, nahm den Schleier, und ſtarb als Äbtiſſin des Kloſters delle Sapienza zu Neapel, den 30 Jun. 1728. Der ältere Sohn, Peter Franz, geb. den 2. Febr. 1649, wurde durch des Vaters frühzeitiges Abſterben eilfter Herzog von Gravina und Fürſt von Solafra, jedoch durch die Mutter alsbald dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und ſchon von ſeinem vierten Jahr an als ein Dominikaner gekleidet. In dieſen Orden trat er wirklich zu Venedig, den 12. Aug. 1667, unter dem Namen Vincentius Maria; am 22. Febr. 1672 erhielt er den Cardinalshut, im J. 1675 das Bisthum Siponto, 1680 jenes von Ceſena, 1686 das Erzbisthum Benevento. Als Dekan des heil. Collegiums beſtieg er durch Wahl vom 29. Mai 1724 den päpſtlichen Thron unter dem Namen Benedikt XIII. Sein ſeliges Ende erfolgte am 21. Febr. 1730. Man hat ein Medaillon von Bronze, welches die Stadt Benevento ihm zu Ehren hat ſchlagen laſſen. Av. Fr. Vinc. M. Ord. Praed. Card. Ursino. Ep. Port. Archiep. B. S. P. Q. B. Bruſtſchild von der rechten Seite in Calotte. Rev. Neben einem Kirchengebäude ein kniender Mönch, welchem ein Engel die Tiara übergibt; darüber in Wolken die Kirche, als Frau mit Kreuz in der Linken. Überſchrift: Seculi quinti felicitas. Des Herzogs Ferdinand III. jüngerer Sohn, Dominicus, wurde durch ſeines Bruders Verzicht zwölfter Herzog von Gravina, Fürſt von Solafra und Vallata, Graf von Muro, vermählte ſich 1671 mit Aloyſia Paoluzzo Altieri, dann nach ihrem am 22. Julius 1678 erfolgten Ableben, im J. 1683 mit Hippolyta del Tocco, des Fürſten Karl von Achaja und Montemileto Tochter, und ſtarb 1705, aus der erſten Ehe eine Tochter, Johanna, oder wie ſie in ihrem Kloſter hieß, Maria Cäcilia, geb. 1674, und aus der andern Ehe zwei Söhne hinterlaſſend. Der jüngere derſelben, Mondilla, geboren zu Solafra, im Neapolitaniſchen den 22. Jul. 1690, trug in der Welt den Namen eines Grafen von Muro, wurde aber ſpäter Oratorianer in dem Kloſter S. Maria de Vallicella, in dem Königreiche Neapel. Benedikt XIII. verlieh ihm, unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung, die neapolitaniſche Abtei S. Sophia, weihte ihn am 24. Jul. 1724 zum Erzbiſchofe von Korinth und nahm ihn am 15. Auguſt näml. J. unter die aſſiſtirenden Biſchöfe des päpſtlichen Thrones auf. Am 10. Nov. 1724 erhielt Mondilla das Bisthum Melfi, am 28. Mai 1728 das Erzbisthum Capua und am 23. Mai 1729 das Patriarchat von Conſtantinopel. Hiermit war ſeine Laufbahn an dem päpſtlichen Hofe geſchloſſen, denn der neue Papſt, Clemens XII., haßte die Orſini. Darum nahm Mondilla ſeinen Aufenthalt zu Neapel, wo er auch am 8. Jan. 1750 verſtorben iſt, nachdem er ſeit 1738 Kanzler des neu geſtifteten St. Januarordens geweſen. Das Erzbisthum Capua hatte er 1743 gegen eine Penſion von 4000 Scudi aufgegeben. Sein älterer Bruder, Ferdinand Bernuald Philipp, 13ter Herzog von Gravina, Fürſt von Solafra, der nämliche, der wegen ſeiner mit dem Biſchofe von Gravina gehabten Zwiſtigkeiten in den Kirchenbann verfiel, wurde vom Kaiſer Karl VI. am 24. Aug. 1724 mit Beilegung des Titels Altezza in des H. R. R. Fürſtenſtand erhoben und zugleich mit dem großen Palatinate bekleidet, in der Art, daß er ſogar die Gewalt haben ſollte, Freiherren, Grafen und Markgrafen zu creiren. Im J. 1729 wurde das Herzogthum Gravina von dem Kaiſer, als Könige von Neapel, für ſouverain und independent erklärt, demſelben auch die Münzgerechtigkeit beigelegt, und im J. 1730 erließen der kaiſerliche ſowol, als der päpſtliche Hof, feierliche Declarationen, wonach der Herzog von Gravina befugt ſein ſollte, alle dem Hauſe Orſino unrechtmäßig entzogene, oder geſetzwidrig veräußerte Güter zurückzunehmen; dergleichen Vergünſtigungen ſind indeſſen leichter bewilligt, als ausgeführt. Von Papſt Clemens XII. wurde der Herzog, an der ausgegangenen Herzoge von Bracciano Stelle, zum Fürſten des päpſtlichen Stuhls erklärt. Er ſtarb den 4. Jan. 1734. Seine erſte Gemahlin, Johanna Caracciola della Tavella, war ins Kloſter gegangen, und er hatte ſich darauf am 16. April 1718 in zweiter Ehe mit Hyacintha, des Fürſten Franz Maria Ruspoli Tochter, vermählt. Allein auch dieſe zweite Gemahlin trennte ſich von ihm im J. 1722, empfing in ihrer klöſterlichen Einſamkeit mehrmals einen Beſuch von Papſt Benedikt XIII., der demnach ihre Handlungsweiſe nicht misbilligte, wurde doch 1730 mit dem Herzog ausgeſöhnt, und ſtarb als Witwe den 14. Nov. 1757. Der einzige Sohn, den ſie am 5. Jul. 1719 geboren, Dominicus Amadeus, 14ter Herzog von Gravina, reſignirte, nachdem er ſeine am 19. April 1738 ihm angetraute Gemahlin, Paulina Anna Flaminia d'Erba Odescalchi, des Herzogs Balthaſar von Bracciano Tochter, am 26. Aug. 1742 durch den Tod verloren (der Schrecken über ein Erdbeben hatte ſie getödtet), trat den geiſtlichen Stand an, wurde am 9. Sept. 1743 Cardinal-Diakon, tit. S. Marine ad Martyres, war (ſeit Jan. 1765) Protector von Frankreich und von beiden Sicilien, und des neapolitaniſchen Hofes bevollmächtigter Miniſter bei dem heil. Stuhl, erhob am 27. Aug. 1763, ſich der ſeinem Hauſe von den Kaiſern Ferdinand II. und Karl VI. verliehenen Privilegien bedienend, den Kaspar Salzamiglia, angeblich von altem teutſchem Adel, in des H. R. R. Frei-

Digitized by Google

herrenstand, und starb im J. 1789. Er hinterließ zwei Söhne, als Zwillinge geboren, den 9. Aug. 1742; der älteste, Dominicus, folgte dem Vater als 15ter Herzog von Gravina, als Fürst des H. R. R. und des päpstlichen Thrones (Principe assistente al soglio) auch Fürst von Solafra und Vallata, Graf von Muro, Grande von Spanien ꝛc. und starb den 3. Nov. 1824, daß er also seinen ältesten Sohn, Dominicus, der nicht selten mit dem bei Trafalgar gefallenen spanischen Admiral Karl Gravina*) verwechselt worden, überlebte. Der heutige Herzog von Gravina, Dominicus Orsino, ist sein Enkel. Von den 8 erzbischöflichen und 30 bischöflichen Städten, von den 400 großen Herrschaften, welche die Orsini einst im Neapolitanischen besaßen, ist Gravina das einzige Überbleibsel.

Das Haus Santogemini. Noch haben wir von des dritten Herzogs von Gravina jüngerem Sohne zu sprechen. Dieser, Johann Anton kommt im J. 1536 als General der leichten Cavalerie im venetianischen Solde vor, und wurde in seiner Ehe mit Cornelia von Capua, des Grafen Bartholomäus von Altavilla Tochter, ein Vater von drei Kindern. Der Sohn, Virgilius, der mit Johanna Gaëtana vermählt, hat zuerst den Titel eines Herzogs von Santogemini, nordwestlich von Terni, in dem Herzogthume Spoleto, geführt. Des Virgilius Sohn, Johann Anton, Herzog von Santogemini, Fürst von Scandriglia, Graf von Ercole, auch durch Verleihung vom 12. März 1608, Ritter des königl. französ. heil. Geistordens, gerieth in große Schuldenlast. Er bat daher bei Papst Paul V. im J. 1608 um die Errichtung eines Monte**), welcher Monte Orsino heißen und zu seiner Sicherheit die Einkünfte von Monte Libretto haben sollte. Da aber diese Hilfe sich als unzureichend bewährte, so erlangte er 1633 von Papst Urban VIII., daß zu jenem Monte noch 1500 Luoghi oder Actien geschlagen wurden, wogegen er, außer Monte Libretto, noch die Einkünfte von dem Herzogthume Santogemini und von den Ortschaften Scandriglia, Lugnoli, Configni und Cerdomare, die Tenuta von Monte maggiore, und den Palast in Rom, a Pasquino, verpfändete. Anders konnte Johann Anton sich nicht helfen, obgleich der Papst seine Einkünfte zu 20,000, seine Schulden nur zu 150,000 Scudi berechnete, indem die Congregation der Barone sich bereits anschickte, die verpfändeten Güter zu verkaufen, daher sowol sein Schwiegersohn, der Herzog Ferdinand von Bracciano, als sein Enkel Virginius, ihre Einwilligung zu dieser weitern Verpfändung gaben. Johann Anton hatte nämlich aus seiner Ehe mit Constantia Savelli, einer Tochter des Fürsten della Riccia, nur eine einzige Tochter, Justiniana, die an den Herzog Ferdinand von Bracciano verheirathet war, und diesem, außer den väterlichen Besitzungen, auch das reiche Erbe der Savelli zubrachte. Jedoch wurde auf Ferdinands Ansuchen, unmittelbar nach des Schwiegervaters Ableben, der größte Theil der von diesem verpfändeten Güter, unter dem Einflusse der Congregation der Barone verkauft, namentlich wurde Nerola, das Fürstenthum in Sabina, 1634 um 50,000 Scudi, sowie auch Monte Libretto, der Zoll in Corese, der in neuern Zeiten jährlich 700 Scudi ertrug ꝛc., von den Barberini erstanden.

Das Haus Monterotondo. Rinaldus, Matthäus des Großen dritter Sohn, und des Papstes Nikolaus III. jüngerer Bruder, wird als dessen Stammvater betrachtet. Einer von Rinaldo's Nachkommen, Orso Orsino auf Monterotondo, war Condottiere in jener florentinischen Armee, mit welcher Karl Malatesta das von den Mailändern unter Angelo de la Pergola belagerte Schloß Zagonara in der Romagna entsetzen sollte, und die am 24. Jul. 1424 eine so vollständige Niederlage erlitt, während Orso selbst auf der Flucht ertrank. In seiner Ehe mit Laurentia Conti hatte er die Söhne Laurentius und Jakob erzeugt. Der jüngere, Jakob, war mit Magdalena Orsina, Karls von Bracciano jüngster Tochter, verheirathet und durch sie Vater zweier Söhne, von welchen der jüngere Rinaldo, von 1474 — 1508 die erzbischöfliche Kirche von Florenz regierte, dann aber das Erzbisthum mit Vorbehalt einer Pension von 900 Scudi resignirte. Seitdem hieß er der Erzbischof von Cäsarea. Man kennt von ihm ein Medaillon, aus gelbem Metall gegossen, mit Ohr: Av. Raynaldus. de Ursinis. Archiepiscopus. Florent. Brustbild von der linken Seite. Rev. Bene. facere. et. letari. Eine sitzende weibliche Figur mit Ruder und Füllhorn. — Des Erzbischofs Bruder, Orso, wurde der Vater jenes Franciotto Orsino, der an dem Hofe von Lorenzo de Medici erzogen, sich als Heerführer nicht unbedeutenden Ruhm erwarb. Als Witwer erwählte er den geistlichen Stand, und wurde von Leo X. zum Protonotarius Apostolicus und 1517 zum Cardinale, tit. S. Georgii in Velabro, den er nachmals mit jenem von S. Maria in Cosmedin verwechselte, ernannt. Er war auch Bischof von Bojano und Rimini, Erzpriester der St. Peterskirche, überhaupt unter seinen Collegen einer der reichsten, gleichwie seine persönliche Eigenschaften ihm den größten Einfluß auf das heilige Collegium verschafften. Er allein hatte den Muth, sich der Wahl Hadrians VI. zu widersetzen; „es würde," behauptete er, „der Nachwelt das schlimmste Beispiel sein, wenn wir einen Papst, den keiner kennt, keiner nur gesehen hat, wählen wollten." In dem Conclave nach Adrians VI. Tode waren es lediglich Julius von Medici und Pompejus Colonna, welche sich um die päpstliche Krone stritten. Das Conclave zog sich bei der gleichen Stärke der Parteien dergestalt in die Länge, daß man dessen Auflösung befürchtete, da brachte de Cardinal von Clermon den Franciotto Orsino in Vorschlag. Medici zeigte sich auf der Stelle bereit, ihm sei

*) Die Familie Gravina ist in Sicilien zu Hause, und bekannt genug durch den aus ihr hervorgegangenen Fürsten von Palagonia und seine Sammlung von Ungeheuern. Der Admiral Gravina soll aber ein natürlicher Sohn von König Karl III. von Spanien gewesen sein. **) Das ist ein römischer Ausdruck. Wer bei dem Monte di Pietà 10,000 Scudi Capital anlegt, kann mit landesherrlicher Bewilligung dieselben ganz oder theilweise an einen andern, dem er etwas abgekauft hat, überschreiben lassen. Kommen der Überschreibungen viele, etwa zum Vortheile des Hauses Orsini, so entsteht eine Monte Orsino.

Digitized by Google

ne Stimmen zu geben, die mit denen der französischen Cardinäle verbunden, eine entschiedene Majorität hervorbringen mußten. Da fürchtete Pompejus Colonna, einen seiner Erbfeinde als Papst zu erblicken, er beugte sich vor Julius de Medici, und Clemens VII. empfing die dreifache Krone. Franciotto starb den 10. Jan. 1533. Ein natürlicher Sohn von ihm, Hannibal, wird unter den Chorherren der St. Peterskirche im Vatikan genannt, während Franciotto's ehelicher Sohn, Octavio Orsino, Herr von Monterotondo, sich mit Portia Orsina, des Grafen Heinrich von Nola Schwester, verheirathete, und mit ihr die Söhne Heinrich, Leo, den Bischof von Frejus, und Franz erzeugte. Heinrich, der mit Johanna von Capua verheirathet, hinterließ eine einzige Tochter, Virginia, die an Alexander Orsino, den Grafen von Pitigliano, verheirathet war, und von Rechtswegen Monterotondo erben sollte, allein es gefiel dem Papste Gregor XIII., ihren natürlichen Bruder, den Franciotto Orsino, als derselbe sich mit Camilla Savelli verehelichte, zu legitimiren und erbfähig zu machen. So kam denn Monterotondo an des Franciotto Söhne, Franz und Heinrich, die jedoch ihre in Sabina belegene Herrschaft an die Barberini verkauften, und, wie es scheint, ihre Linie beschlossen haben. Des bei Zagonara verunglückten Orso älterer Sohn, Laurentius, wurde in seiner Ehe mit Clarissa Orsina, Karls von Bracciano Tochter, ein Vater von drei Söhnen: Julius, Johann Baptist und Orso. Der jüngste, Orso, Abt von S. Vicenzo de Volturno, wurde am 19. März 1474 zum Bischofe von Teano ernannt, und starb 1495 in Ungern, während einer an dem Hofe König Wladislaws verrichteten Gesandtschaft. Er ist der Ursus de Ursinis, Ep. Theanensis, dessen Zeugniß d. d. Krummau, 17. Jul. 1481 — cum a nonnullis revocetur in dubium ob rerum praeteritarum ignorantiam, quod illust. et grat. DD. Woccus, Petrus et Ulricus, fratres germani de Rosenberg et praedecessores eorundem ortum haberent in alma urbe Roma ab illustri et celeb. domo et progenie de Ursinis — Millauer in den Fragmenten aus dem Nekrolog des Stiftes Hohenfurt mitgetheilt hat. Johann Baptist, Cardinal tit. S. Mariae in Dominicano, durch Creation Sixtus' IV. vom J. 1483, erhielt von Alexander VI. als Preis für die demselben gegebene Wahlstimme, dessen reichen Palast in Rom, die Herrschaft Soriano, bei Viterbo, und die wichtige Legation Bologna. Er fand indessen bald Veranlassung, die getroffene Wahl zu bereuen, und besuchte daher, gleich andern Mitgliedern seiner Familie, den Congreß von la Magione, wo die Mittel zur Vertheidigung gegen den Papst und dessen ehrgeizigen Sohn berathen werden sollten. Sein Bruder Julius, der Rom nicht verlassen hatte, wurde von dem Papst an ihn abgesendet, um seine Besorgnisse zu zerstreuen, und Baptista kehrte nach der Hauptstadt zurück. Er lebte in gänzlicher Sorglosigkeit, er hatte keine Ahnung von dem, was in Sinigaglia seinen Angehörigen widerfahren war, als er die Einladung erhielt, einer Conferenz in dem Vatikan beizuwohnen. Er folgte dem Ruf und wurde auf der Stelle verhaftet, gleichwie Rinaldo Orsino, der Erzbischof von Florenz, der Protonotar Orsino, der Abt von Alviano, des berühmten Bartholomäus Bruder, und Jakob von Santa-Croce. Alle, erschreckt durch des Papstes Drohungen, übergaben auf der Stelle ihre Festungen, und erkauften um diesen Preis ihre Freiheit; nur der Cardinal sollte außerdem noch sein ganzes Eigenthum abtreten. Vorläufig nahm Alexander VI. schon dessen Palast auf Montegiordano in Besitz und ließ alle daselbst vorfindliche Mobilien und Schriften nach dem Vatikan bringen. Indem er in diesen Schriften suchte, und besonders des Cardinals Rechnungsbücher durchging, fand er ein Guthaben von 2000 Dukaten, zu Lasten eines unbenannten Gläubigers und eine Bescheinigung über den Ankauf einer Perle, die 2000 Dukaten gekostet hatte, aber nirgends zu finden war. Auf diese Entdeckung hin ließ der Papst am 1. Febr. 1503 die Dienerschaft abweisen, die in der Mutter Auftrag ihrem Sohne, dem Cardinal, Speise in dem Gefängnisse zutragen sollte, und zugleich gab er die bestimmte Versicherung, daß der Gefangene nicht essen solle, der Schuldner und die Perle seien denn ausgemittelt. Ohne Zögern erlegte die Mutter die 2000 Dukaten und des Cardinals Geliebte drängte sich in Mannskleidern bis in des Papstes Cabinet, und überlieferte ihm die Perle, die sie als Geschenk von Baptista empfangen. Darauf verstattete Alexander, daß man dem Unglücklichen wieder Speise reiche, zugleich aber ließ er ihm einen Gifttrank beibringen, woran der Cardinal am 22. Febr. 1503 verschied. Auch sein älterer Bruder, Julius, gerieth in des Papstes Gewalt, nachdem er in Ceri eine kurze Belagerung ausgehalten; wider alles Erwarten wurde jedoch die eingegangene Capitulation beachtet und das Leben ihm geschenkt. Um aber nicht nochmals in die nämliche Gefahr zu gerathen, suchte er Zuflucht in Pitigliano, wo er sich befestigte, und zugleich seinen Vetter Fabius in seinen Rüstungen unterstützte. Später kommt er als Condottiere in französischem Solde vor. Er war mit Violanta von San-Severino verheirathet und Vater von Marius, Paul Emil, Valerius und Fulvius. Fulvius erhielt am 15. Dec. 1562 das Bisthum Spoleto und starb im J. 1581. Marius, sein ältester Bruder, trat in der Florentiner Dienst, als diese sich anschickten, den letzten Kampf um ihre Freiheit zu kämpfen (1538), und galt für einen der besten ihrer Hauptleute, als er am 16. Dec. 1529, indem er einige Veränderungen an einer Bastion anordnete, durch eine feindliche Stückkugel zugleich mit Georg von Santa-Croce getödtet wurde. Er hinterließ einen Sohn, Julius genannt. Des Marius Bruder, Valerius, in des berühmten Rencio Ceri Schule gebildet, diente in den Heeren der Päpste Leo X. und Clemens VII. Mit Lautrec zog er als General von der Cavalerie nach Neapel und seine in dieser Stellung geleisteten Dienste verschafften ihm den freilich nur vorübergehenden Besitz der Grafschaft Nola und des Fürstenthums Ascoli und Forino (ein Staat, der schon seines Vaters Eigenthum gewesen zu sein scheint). In dem Krieg um Corfu stritt er in Dalmatien für die

Digitized by Google

Venetianer, sein jüngerer Sohn, Oliverotto, fiel für sie im J. 1538, er selbst starb, 46 Jahre alt, zu Venedig, den 4. Aug. 1550, und fand in der dasigen Kirche della Madonna del Orto seine Ruhestätte. Außer seiner Gemahlin, Johanna Maria Offreduci, überlebten ihn die Söhne Jordan und Johann Baptist. Letzterer, Erzbischof von Santa-Severina in Calabrien, starb den 15. Febr. 1566. Jordan leistete dem Großherzoge Cosmus von Toskana, vornehmlich in dem Kriege mit Siena, wichtige Dienste, und focht nicht minder glücklich unter französischen Fahnen auf Corsica, wie er dann auch drei Jahre lang den Oberbefehl auf der Insel führte. Als des St. Michaelsordens Ritter ließ er sich 1563 unter Verheißung einer jährlichen Besoldung von 1500 Zechinen für den venetianischen Dienst gewinnen; er war Gouverneur von Brescia, als er in offener Straße überfahren und dergestalt verletzt wurde, daß er am zweiten Tage, den 26. Sept. 1564, nur 39 Jahre alt, den Geist aufgeben mußte. Seine Gemahlin, eine Tochter des berühmten Bartholomäus von Alviano, hatte ihm drei Söhne, Valerius, Ludwig und Raymund, geboren. Raymund wurde 1583 zu Rom von den Sbirren, deren Hauptmann er beleidigt hatte, in einem Tumulte getödtet. Ludwig, ein Mann von seltener Kühnheit, tödtete, um den Bruder zu rächen, den Vicarius der Stadt Rom, den Vincentius Vitelli, in einer der belebtesten Straßen der Stadt, flüchtete, trieb sich eine Zeit lang, als Anführer einer den Römern höchst beschwerlichen Banditenschar in dem römischen Gebiet umher, und fand endlich bei den Venetianern Zuflucht. Er benutzte sie, um des ersten Herzogs von Bracciano Witwe, die Virginia Accoramboni, und ihren Bruder in Padua durch seine Gesellen ermorden zu lassen. Nach vollbrachter That verweilte er sich noch in Padua, statt wie er es Anfangs Willens gewesen, nach Corfu zu schiffen, und es wurde ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen. Er hatte aber den Palast Contareni in eine Festung verwandelt, und es kostete eine förmliche Belagerung, bevor man ihn nach Venedig schaffen konnte. Hier bereitete er sich mit großer Standhaftigkeit zum Tode; er machte sein Testament, legirte seine Rüstung dem Senat, und wurde am 17. Dec. 1585 im Gefängniß erdrosselt. Seine Witwe, Julia Savelli, heirathete nachmals den französischen Gesandten in Rom, den Johann de Vivonne, Marquis de Pisani. Des Julius Orsino und der Violanta de San-Severino letzter Sohn, Paul Emil, ist nur als Vater von Marius und Troilus merkwürdig. Letzterer, der in Frankreich als Page Königs Heinrich II. erzogen worden, diente später dem Großherzoge von Toskana, für den er 1569 und 1570 eine Gesandtschaft in Frankreich, und 1573 eine zweite in Polen verrichtete. Ein ihm Schuld gegebener Liebeshandel mit Isabella de Medici, der ersten Gemahlin des Herzogs Paul Jordan von Bracciano, nöthigte ihn, nach Frankreich zu entfliehen; die Nachstellungen folgten ihm auch dahin, er entging ihnen zu wiederholten Malen, empfing aber endlich, als er sich Nachts nach seiner Wohnung in Paris begab, von einem von dem Bruder der Herzogin, von dem Großherzoge Franz, ausgesendeten Mörder eine Schußwunde, welche nach drei Tagen seinem Leben ein Ende machte (1577). —

Noch müssen wir einiger Personen aus diesem weitläufigen Geschlechte gedenken, denen wir ihre wahre Stelle nicht anzuweisen vermögen. Dahin gehört der Erzbischof von Neapel, Johann Orsino, starb im J. 1358, nachdem er Synodales constitutiones; Jura reditus, privilegia et fundationes ecclesiarum civitatis Neapolis ejusque dioecesis u. a. m. geschrieben. Dahin gehört Cosmus Orsino, Cardinal tit. SS. Nerei et Achillei (creirt von Sixtus IV. im J. 1479), der am 22. Febr. 1486 bezeugt, „quod domus dominorum de Rosenberg habeat originem et procedat a familia et domo nostra“ (Millauer Nekrolog des Stiftes Hohenfurt, S. 58). Dahin gehört endlich und vorzüglich der berühmte Bastard Fulvio Orsino, geb. den 11. Dec. 1529, von dessen Vater wir nichts weiter wissen, als daß derselbe ein Comthur Malteserordens, wahrscheinlich aus dem Hause Monterotondo, gewesen. Der Comthur hatte bereits angefangen, für des Fulvio Erziehung zu sorgen, entzweite sich aber mit der Mutter, und überließ sie und ihr Kind dem kläglichsten Schicksal. Abends ging das verlassene Geschöpf betteln, und von Almosen lebte der Knabe, bis er im Alter von sieben Jahren unter die Chorknaben der Laterankirche aufgenommen wurde. Hier interessirte er durch seine Lebendigkeit einen der Chorherren, den Gentilis Delfino. Dieser, ein leidenschaftlicher Alterthumsforscher, ließ den Knaben in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterrichten und gab ihm auch selbst archäologischen Unterricht. Der Schüler wußte bald mehr als seine Lehrer, blieb aber dessen ungeachtet stets des Gentilis Liebling, erhielt auch durch dessen Vermittlung mehre kleine Beneficien an der Laterankirche, endlich des Gentilis eigenes Kanonikat, welches dieser zu seinen Gunsten resignirte. Fulvio wurde mit den gelehrtesten Männern in- und außerhalb Rom, mit Faërno, Latinus Latini, Paul Manuzzo, und dem berühmten Anton Augustino vertraut, erwarb sich auch als der Cardinäle Ranuccio und Alexander Farnese Bibliothekar mächtige Gönner. Sein Ruf drang bis in den fernen Norden, und der König von Polen suchte ihn 1578 für seinen Dienst zu gewinnen. Des Fulvio Zärtlichkeit für seine Mutter erlaubte ihm nicht, auf die ihm gemachten Anträge zu hören. Um den Studien ganz ungehindert obliegen zu können, empfing er nur die Weihe eines Subdiakons, gleichwie er sich auch von Brevier und Chorbesuch dispensiren ließ. Aber seine Beneficien behielt er bis an sein Ende, und Gregor XIII. fügte ihnen noch eine auf das Bisthum Aversa angewiesene Pension von 200 Dukaten hinzu. Sein ganzes Einkommen verwendete Fulvio auf den Ankauf von Gemälden, Statuen, Medaillen ꝛc.; das auserlesene Cabinet, das er auf diese Art zusammenbrachte, vermachte er dem Cardinal Odoard Farnese, dem Großneffen seiner frühern Principale. Seine zahlreiche Manuscriptensammlung gab er der Vaticana, seine gedruckten Bücher dem Horatio Lancelloti, 2000 Scudi dem Bischofe von Camerino, Gentilis Delfino. Er starb den 18. Mai

Digitized by Google

1600, und wurde in der von ihm bei der Laterankirche erbauten St. Maria-Magdalenenkapelle beerdigt. Seine Schriften sind: Virgilius [1]) collatione scriptorum graecorum illustratus (Antwerp. 1568). Novem [2]) illustrium foeminarum et septem lyricorum carmina (Antw. 1568). Imagines [3]) et elogia virorum illustrium et eruditorum ex antiquis lapidibus et numismatibus expressae (Romae 1570. Fol. Antw. 1598. 4. ib. 1606. 4.). Familiae romanae, quae reperiuntur in antiquis numismatibus ab urbe condita ad tempora D. Augusti (Romae 1577. fol.), auch in t. VII. Thes. antiq. romanar. und mit Patins Verbesserungen und Zusätzen (Paris 1663. fol.). S. Pompejus Festus de verborum significatione (Romae 1581). Selecta de legationibus ex Polybio et alia fragmenta de historiis, quae non exstant (Antw. 1582). Arnobii disputationum adversus gentes libri VIII, et Minucii Felicis Octavius (Romae 1583. 4.). Laelii Capilupi centones ex Virgilio. 4. Notae ad M. Catonem, M. Varronem, und die übrigen Scriptores rei rusticae. Notae in omnia Ciceronis opera. Notae in Sallustium, Livium, Vellejum, Tacitum, Suetonium, Spartianum, Caesarem, et alios, wobei ihm jedoch Schuld gegeben wird, daß er die Anmerkungen über Cäsar aus einer Handschrift des Ciacconius, ohne diesen zu nennen, abgeschrieben habe. Diese, von Thomasius und Casaubonus weiter ausgedehnte Anschuldigung des Plagiats ist noch nicht gehörig untersucht. Petri Ciacconii de triclinio romano liber singularis, cum appendice. Die von Fulvio hierzu gegebenen Noten sind von größerm Umfang als der Text. Tractatus de bibliothecis, abgedruckt in *Maderi* et *Schmidii* collect. de bibliothecis (Helmst. 1666. t. I.) Antonius Augustinus de legibus et senatus consultis Romanorum, adjunctis legum antiquarum et senatus consultorum fragmentis, cum notis. — Joseph Castiglione hat des Fulvio Leben zugleich mit dessen Testament, nach einem Manuscripte von Lukas Holstenius, herausgegeben. Rom 1657. S. 39 (abgedruckt in den zu Breslau 1711 herausgekommenen Vitis selectis). Unstreitig gehört Fulvio unter die ausgezeichneten Philologen des 16. Jahrhunderts, besonders aber galt er für den ersten Meister in der Kunde der Handschriften, und die Wahl der Bücher, welche er für sich, vorzüglich aus Bembo's Nachlaß, erwarb, sowie die seltene Genauigkeit der Collationen, welche wir von ihm besitzen, zeugen genugsam für die Richtigkeit dieses Urtheils. —

Das Wappen des Hauses Orsino, ein silbernes Schild, wird durch eine goldene Binde mit einem blauen Aale (wegen der Grafschaft Anguillara), in zwei Hälften getheilt. Die obere Hälfte enthält eine rothe Rose, die untere Hälfte drei rothe Querbalken. Die Herzoge von Gravina führen ein von Oben herab getheiltes Wappen, rechts Orsini, links, im grünen Feld ein aufgesetzter silberner Thurm, mit einem blauen Thore, wegen Gravina. Die Herzoge von Bracciano führten einen gevierten Schild: 1) Aragonien, 2) der doppelte Reichsadler, 3) Anjou, und darunter Jerusalem, 4) die ungrischen Querstreifen. Darüber im Herzschilde das doppelte Geschlechtswappen.

Vergl. L'Historia di Casa Orsina, di Francesco Sansovino. Con quattro Libri de gli huomini illustri della famiglia. In Venetia, appresso Bernardino et Filippo Stagnini, fratelli. 1565. Fol. 135 und 92 Blätter. Unkritisch, verworren und geschwätzig im höchsten Grade. Decus Europae, domus Ursina. (Tyrnaviae 1725). Ganz unbedeutend. *Imhof*, Genealogiae viginti illustrium in Italia familiarum (Amstelodami 1710. Fol.) p. 307—342. Nach Imhofs Art fleißig und gründlich, nur ist die Exegese mager, und das für das römische Mittelalter so wichtige Haus Montegiordano beinahe ganz übersehen. Überhaupt keineswegs fehlerfrei. — Von dem Jouvenel des Ursins sehe man den Art. Jouvenel. (*v. Stramberg.*)

ORSINOME, die Gemahlin des Lapithes, Mutter des Phorbas und Periphas, Tochter des Eurynomos. Lapithes und Kentauros werden Söhne des Apollon und der Nymphe Stilbe, der Tochter des Peneios und der Kreusa genannt; Orsinome's Gemahl Lapithes beherrscht das um den Peneios gelegene Land (*Diodor.* IV, 69.). (*Klausen.*)

---

1) Orsino führte besonders die erst später gehörig beherzigte Methode bei der Interpretation der römischen Classiker ein, der Quelle einer Vorstellungsart eines Schriftstellers nachzuforschen, und ihn durch Parallelismen zu erläutern. Epoche macht in dieser Hinsicht sein Virgilius collatione scriptorum graecor. illustratus (Antw. 1568), neu herausgegeben mit drei andern Schriften von L. K. Valkenaer (Leov. 1747). Orsino führt darin diejenigen Stellen aus griechischen Schriftstellern an, die der römische Dichter vor Augen gehabt haben soll. 2) Neu herausgegeben und vermehrt von J. C. Wolff. Hamburg 1735. 2 Bde. 4. 3) Ein besonderes Verdienst erwarb sich Orsino um die, zu seiner Zeit meist zum Bilder- und Seltenheitsspielwerke dienende, alte Numismatik. Er gab dem Studium derselben eine historisch-wissenschaftliche Richtung und Gestalt, indem er die Aufmerksamkeit auf Familien- und Consularmunzen hinleitete, und die historische Benutzung solcher Quellen bemerkbar machte. Dies that er besonders in folgenden zwei sehr geschätzten Werken, die spätern Forschern zur Grundlage dienten: a) Imagines et elogia virorum illustrium ex bibliotheca Fulvii Ursini (Rom. [Venet.] 1570. fol.) verm. mit dem Titel: Illustr. imag. ex ant. mar. numism. et gemmis . . . *Theod. Gallaeus* delin. incid. (Antw. 1598. 4.) mit 151 Blättern. Verm. mit 17 Blättern und einem lat. Commentar unter dem Titel: S. Fabri in imagines illustr. ex Fulv. Ursini bibl. Antwerpiae a *Th. Gallaeo* expressas commentarius. (Antw. 1606. 4.). Französisch von L. C. Baudelot (Paris 1710. 4.); wieder verm. herausgeg. von J. P. Bellori mit der Aufschrift: Imagines veter. illustr. philosophorum, poetar., rhetor. et orator. (Rom. 1685. fol. Vol. III. fol. 1739. fol.) und im Gronovschen Thesaur. Der Blätter sind überhaupt 92 und der Bildnisse 296. (Die Ausgabe mit dem Commentare von J. Faber [le Fèvre] ist die geschätzteste. S. *Freytag*, Apparat. lit. T. II, 1044. Ej. Analect. 444. *Gallaeus* num. 8100. *Clement.* bibl. cur. T. II, 259). b) Familiae romanae etc. ad tempora D. Augusti adject. XXX. famil. ex lib. Ant. Augustini (Rom. 1577. fol.). C. *Patin* restituit, recognovit, auxit. (Par. 1663. fol. von 110 Geschlechtern), perpet. adnot. illustr. per *F. Vaillant* (Amst. Vol. II. fol.). Vgl. *Hanekius*, De script. rer. rom. 254. P. II. 889. *Banduri*, Bibl. numuar. 27. *Schurtzfleisch.* elogia. 40. *Fabricii* hist. biblioth. suae. P. III, 75. Mém. de Niceron. T. XXIV, 341. *Teissier*, Eloges des hommes ill. T. IV, 364. *Millin*, Magas. encyclop. 1811. p. 96. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. S. 424. (*Baur.*)

Digitized by Google

ORSINUS, alter Name eines Flusses in Carien (*Plin.* V, 29, 29). (*H.*)

ORSIPPOS. Dies ist die gewöhnliche Form; nur auf der nachher anzuführenden megarischen Inschrift findet sich Orrippos, welches die megarische Form sein mag, und bei dem Schol. Venet. in Il. XXIII, 683 Orippos. Ebenso nennen ihn alle einen Megarer, nur das Etymol. M. 243, 1 und die gewöhnlichen Scholien zu der citirten Stelle der Iliade machen ihn zu einem Lacedämonier, vermuthlich aus Verwechselung mit Akanthus. Zwei Begebenheiten nämlich haben dem Orsippus einen Platz in der griechischen Geschichte erworben; einmal war er es, welchem zufällig in Olympia beim Wettrennen des Stadiums der Gurt abfiel, und so wurde er der erste, welcher ganz nackt, auch ohne Gurt, lief. Diese Begebenheit wird von Julius Africanus, von Eustathius ad Il. p. 1324, den venetianischen Scholien zur Il. l. c. und Isidor XVIII, 17 in die 15. Olympiade, in die Zeit, da Hippomenes in Athen zehnjähriger Archon war, verlegt, womit auch alle andere Daten übereinstimmen, sodaß der Etymol. und der Schol. z. Il. a. a. O., welche das Factum in die 32. Olymp. hinabrücken, verschrieben sind oder sich geirrt haben. Was nun bei Orsippus ein Werk des Zufalls gewesen, das machte sich auf der Stelle der Lacedämonier Akanthus zu Nutze, der in derselben Olympiade beim Rennen des Diaulos oder des Dolichos den Gurt gleich am Anfange der Bahn ablegte. Orsippus wurde damals Sieger, wie aus dem megarischen Epigramm (*πρῶτος Ἑλλάνων ἐν Ὀλυμπίᾳ ἐστεφανώθη γυμνός*) und aus Pausanias (I, 44) hervorgeht, sodaß die Scribenten, welche ihn durch den Fall besiegt werden oder gar sterben lassen, wie Eustathius, die Scholien zum Homer, der Etym. M. und Isidor, sich geirrt haben. Die zweite Begebenheit war, daß derselbe späterhin als Feldherr so glücklich war, den Nachbarn ein gut Stück Landes abzunehmen und seinen Landsleuten zuzueignen. Boeckh hat aus den Worten *ἀπελίσατο* und *ἀποτεμνομένων* in den Versen der Inschrift *ὃς δὴ μαχίστους μὲν ὅρους ἀπελίσατο πάτρᾳ, πολλὰν δ᾽ἐχθρῶν γᾶν ἀποτεμνομένων* gefolgert, daß das Land ursprünglich megarisch gewesen, durch die Nachbarn den Megarern entrissen, durch Orsippus also diesen nur restituirt worden sei; ich meines Theils halte zwar die gebilligte Erklärung von *ἀποτεμνομένων* für grammatisch unmöglich und glaube vielmehr, daß das Wort hier passivisch zu nehmen sei, „da den Feinden abgeschnitten wurde;" denn warum sollte man nicht *ἀποτέμνομαι γῆν* sagen, in der Bedeutung, mir ward Land abgeschnitten? Aber dennoch muß ich schon des bloßen *ἀπελίσατο* wegen sowol diese Vermuthung als die andere billigen, daß die feindlichen Nachbarn, von denen hier die Rede ist, die Korinther waren, welche bekanntlich das kleine Ländchen, seit es von Korinth her dorische Bevölkerung erhalten, nicht schonender behandelten, als die Athener mit ihm umgesprungen waren, da es ionisch-attische Bevölkerung hatte; aber schon vor Ol. 1 hatte Megaris mit Hilfe von Argos sich unabhängig gemacht (*Paus.* VI, 19, 9) und die Korinther mögen im Laufe der Zeit ihre Angriffe auf Megaris verschiedentlich und mit glücklichem Erfolg erneuert haben, sodaß Orsippus den Megarern ein wahrer Helfer in der Noth war. Um solcher Verdienste willen wurde ihm, wie einem Heroen und Oikistes, nach seinem Tod ein Grab mitten in der Stadt auf dem Markt eingeräumt, in der Nähe des Grabmals des Korõbus (*Paus.* l. c.) und, jedoch vermuthlich erst geraume Zeit später, auf Geheiß des delphischen Orakels, ein glänzendes Monument gesetzt (*τῷδ᾽ ἀριδήλου Μνᾶμα θέσαν φάμα Δελφίδι πειθόμενοι*), zu welchem die oft besprochene Inschrift gehörte; da diese jedoch den Schriftzügen nach eine sehr junge Zeit verräth, so wird man Böckhs Vermuthung beitreten müssen, daß die Inschrift durch die Länge der Zeit verwischt, auf Befehl der Megarer späterhin restaurirt worden sei. Es ist dieselbe öfter herausgegeben worden, am besten von *Boeckh* Corp. Inscr. no. 1050, wo man auch die vollständigsten literarischen Nachweisungen und nöthigen Erläuterungen findet; sie lautet so:

> Hier dem Helden Orsippus errichteten mich die Megarer,
> Folgend der Pytho Geheiß, leuchtendes Denkmal ihm,
> Welcher die weitesten Grenzen der Heimath wieder verschaffte,
> Als er den Feinden entriß ein sehr großes Gebiet,
> Auch von Hellanen zuerst in Olympia wurd' er bekränzet
> Nackt, da früher den Gurt trugen die Renner der Bahn.

(*Meier.*)

ORSK oder ORSKAJA KREPOST (orskische Festung), in der russischen Statthalterschaft Orenburg, am Einflusse des Or in den Ural, eine Festung dritten Ranges, auf einem Jaspisberge. Sie ist nach Orenburg die beste Festung der ganzen Linie, von dieser Stadt 38 Meilen entfernt, hat 250 Häuser, die außer von 1000 Kosaken noch von 500 Tataren und andern Einwohnern bewohnt werden. Sie hat eine Kirche, welche, auf einer bedeutenden Anhöhe erbaut, der Festung zu einer nicht geringen Zierde dient. (*J. C. Petri.*)

ORSO, alter Name einer Stadt in Hispania Baetica, s. Urso. (*H.*)

ORSOBARIS. Bei *Appian.* Mithrid. c. 117 wird uns eine Tochter Mithridats VI., *Ὀρσοβαρις*, genannt, welche Pompejus mit im Triumph aufführte. Auf einer bithynischen Münze von Prusia ist auf der Vorderseite ein weiblicher Kopf mit der Aufschrift: *ΒΑΣΙ-ΛΙΣΣΗΣ. ΜΟΥΣΗΣ. ΟΡΣΟΒΑΡΙΟΣ.* In Orsobaris glaubte nun Fröhlich den Künstler oder Stempelschneider zu entdecken; es ist aber einleuchtend, daß Orsobaris der Name des Vaters oder der Mutter der Königin Musa, und nicht unwahrscheinlich, daß auch bei Appian *Ὀρσόβαρις* zu lesen sei. Vergl. *Eckhel* D. N. II. p. 445 sq. und die Encyklopädie im W. Oradaltis. (*H.*)

ORSOBIA, Tochter des Deiphontes, Gemahlin des Pamphylos, des Sohnes des Agimios (*Paus.* II, 28, 6). (*Klausen.*)

ORSODACNA *Latreille* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Tribus Sagrides, der Familie Eupoda, in der Ordnung Tetramera, von Fabricius unter Criocoris mitbegriffen. Das Züngelchen ist tief aus-

Digitized by Google

gerandet, die Spitze der Mandibeln ist ganz, die Fühler sind einfach, verlängert, fast ganz aus verkehrt kegelförmigen Gliedern bestehend. Das letzte Glied der Maxillarpalpen ist größer, fast cylindrisch, die Schenkel fast gleich groß. Der Kopf dieser Käfer ist in den Thorax versenkt, die Fühler bestehen aus eilf Gliedern; die Lefze ist häutig, ziemlich breit, rund, etwas gefranzt; die Mandibeln sind hornartig, zusammengedrückt, gebogen, spitzig, gegen das Ende mit einem kaum bemerkbaren Zahne versehen; die Maxillen sind gespalten, der äußere Theil etwas größer als der andere, zusammengedrückt, gegen die Spitze etwas erweitert, zugerundet, gefranzt; der innere Theil ist spitzig, zusammengedrückt, am ganzen innern Rande gefranzt. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier Gliedern, von denen das erste klein, kurz, das zweite, das längste, kegelförmig, das dritte ebenfalls kegelförmig, das letzte, das breiteste von allen, am Ende abgestutzt ist. Die Lippe ragt vor, ist gespalten, ihre Theilungen sind groß, aus einander stehend, an der Spitze zugerundet, gefranzt. Die Labialpalpen sind kurz und bestehen aus drei fast cylindrischen Gliedern. Der Thorax ist schmäler als die Flügeldecken und herzförmig. Die Füße sind von mittlerer Größe, der Körper länglich. Man kennt die Verwandlungsgeschichte dieser Käfer, welche sich meist auf Bäumen finden, von deren Blättern sie sich nähren, auch auf Blüthen, nicht. Wenn sie Gefahr merken, lassen sie sich von ihrem Sitz herabfallen. Als Typus der Gattung gilt:

O. chlorotica *Olivier.* Diese Art ist länglich, oben glatt, zerstreut punktirt, unten seidenartig behaart, der Thorax vorn auf beiden Seiten erweitert, zugerundet. Es gibt mehre Varietäten davon, welche z. B. von manchen Autoren als eigene Arten aufgeführt werden. Nämlich: a) Kopf und Thorax ziegelröthlich, Flügeldecken und Füße blässer, Brust und Hinterleib schwarzbraun (Crioceris fulvicollis, *Panzer* faun. 83. fig. 8. O. Cerovi *Fabricius* Eleuth. Lema fulvicollis *Illiger* Mag. I. 418). b) Hinterleib, mitunter auch die Brust, ziegelfarbig. c) Kopf und Thorax rothbraun, Flügeldecken blaß ziegelfarben, der Rand derselben, sowie der Körper, schwarz. d) Der Kopf vorn, der ganze Thorax, der Hinterleib an der Spitze, die Füße ziegelroth, Scheitel, Flügeldecken und Brust schwarz (Crioceris glabrata *Fabric.* Eleuth. *Panz.* faun. 84. fig. 6). Meist 2¼ Linien und darüber lang. Auf Blüthen des Weißdorns (Crataegus Oxyacantha), der Traubenkirsche (Prunus Padi), hier und da in Teutschland, Frankreich, Schweden ꝛc. (D. *Thon.*)

ORSOGLIO oder ORSOJO, eine Benennung der Organsinseide (s. d. Art.). (*Karmarsch.*)

ORSOVA, drei Orte an der Vereinigung der Czerna mit der Donau, von denen Alt- und Neu-Orsova in der banater Grenze, türkisch Orsova aber in Servien liegt. Die Grenzgebirge zwischen der banater Grenze und der Walachei setzen hier quer durch die Donau; das gewaltige Einwieken der letztern sieht man an den nahen Gebirgen; Felsenmassen stürzten herab in den eingeengten Strom und bildeten ein Felsenbett, das die Donau in Wirbeln und Wasserfällen überströmt. (*L. F. Kämtz.*)

ORSOVA (O-orsova, Rushava), Alt-Orsova ein zum Canton Nr. XIII. des walachisch-illyrischen Grenzregiments der unger-banatischen Militairgrenze gehöriger, befestigter Marktflecken und Contumazstation, unfern vom linken Donauufer, oberhalb der Einmündung des Czerna-Flusses in die Donau, mit einer nicht unirten griechischen Pfarre und Kirche, einem Skella- oder Kastellplatze zur Beförderung des Handels mit der Türkei, 170 Häusern, 890 Einw., worunter 772 nicht unirte, 113 unirte Griechen und fünf Reformirte sind. Orsova ist der letzte Ort an der aus Ungern durch die banatische Militairgrenze über Temesvár und Karansebes an das türkische Gebiet führenden Kommerzial- und Poststraße, und liegt sowol der Grenze der Walachei, welche jenseit des Berges Allion der kleine Bachnabach bildet, als auch der türkischen Festung Neu-Orsova, die auf einer Donauinsel erbaut ist, sehr nahe. Zu Lande steht Orsova nur mit dem 3⅓ Meilen und 483 Klaftern entfernten Mehadia, welche Strecke von beladenen Frachtwagen in acht bis neun Stunden zurückgelegt wird, in einer unmittelbaren Straßenverbindung, denn mit den an der Donau aufwärts gelegenen Ortschaften Swiniza, Alt-Moldova und andern, besteht der hochgebiegigen Gegend wegen eigentlich keine für Landfuhrwerke praktikable Communication, ihre einzige lebhaft benutzte Verbindungsstraße ist die Donau, deren Ufer von Uj-Palanka bis Alt-Orsova, mit Ausnahme einer kurzen Strecke bei Moldova, steil und gebirgig ist, und welche von Belgrad bis unterhalb dieses Marktes die Grenze Österreichs gegen die Türkei bildet. Für den Handel ist Orsova ein nicht unwichtiger Ort. Er hat zwar weder Jahr-, noch Monat-, noch eigentliche Wochenmärkte, dagegen aber wöchentlich drei sogenannte Skella-Tage, an welchen unter Beobachtung der Sanitäts- und Dreißigstvorschriften mit den türkischen Unterthanen Handel getrieben wird. Die wichtigsten Artikel, welche auf diese Weise verhandelt werden, sind: Zwiebeln, Rosinen, Reis, Öl, Unschlitt, Wachs, Schafe, Huf- und Borstenvieh, Baumwolle, rohe und ausgearbeitete Felle, Horn und verschiedene Gattungen von Früchten. Durch seine Skella (Kastellplatz) mit Servien und der Walachei in einem beständigen Verkehr begriffen, war Orsova besonders zu jener Zeit, als der türkische Handel mit Griechenland, der serviſchen Unruhen wegen, seinen gewöhnlichen Zug über Semlin nicht nehmen konnte, als der Hauptpunkt des Speditions- und Commissionshandels zu Lande zwischen der Türkei und Österreich sehr wichtig, und dürfte, wenn der Handel auf der untern Donau durch die bereits glücklich begonnene Dampfschiffahrt mehr belebt würde, sich zu einem wichtigen Stapelplatz erheben. Gegenwärtig ist es für den Handel, der auf der Donau stattfindet, nur dadurch wichtig, daß die aus der Türkei kommenden Handelsschiffe ihre Ladungen dort auf die zur weitern Auffahrt geeigneten Schiffe überladen. Über diese Fahrt ist im J. 1740 mit der Pforte die Übereinkunft dahin getroffen worden, daß von Alt-Orsova bis

Digitized by Google

zur Mündung des Wildbaches Mrakonya über dem Dorf Ogradena das linke Ufer, von dort bis gegen das Dorf Dubova das rechte, von diesem Punkte bis gegen das Dorf Ravischevitza das linke, bis zu den sogenannten drei Thürmen unterhalb des Dorfes Svinitza das rechte, von dort wieder bis Berfaska das linke, dann bis zu der untern Spitze der moldovaer Insel das rechte, von da bis Ober-Moldova das linke, endlich von hier bis Belgrad das rechte Ufer als Treppelweg zu benutzen sei. In die unterhalb Orsova gelegenen türkischen Donauprovinzen wurde bisher, der großen Schwierigkeiten wegen, welche die Beschaffenheit des Flußbettes der Schiffahrt entgegensetzte, unmittelbar wenig Handel getrieben. Zu Lande hat Alt-Orsova unmittelbarem Verkehr mit Temesvár, Poncsova und Uj-Palanka, und in der Türkei mit Neu-Orsova, Kladova, Nagotin und Widdin und zwar mit Hasenbälgen, Riemenwerk, Saffian, Ziegen und den schon früher angeführten Artikeln. (*G. F. Schreiner.*)

ORSOY, ORSEY, Stadt im Kreise Geldern des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf, am Einflusse der Kennel in den Rhein unter 24° 19′ 43″ L. 51° 31′ 57″ Br. gelegen, mit einer kathol. und evangel. Pfarrkirche, 255 Häusern und 1518 Einwohnern, worunter 442 kathol. und 1050 evangel. Christen und 26 Juden, welche ansehnliche Woll-, Tuch-, und Kasimirfabriken, Kardenbau, Schiffahrt und Fischerei betreiben. (*Leonhardi.*)

Orsoyseide, s. Organsinseide.

Orssza, s. Orscha.

ORT, im astronomischen Sinn, ist im Allgemeinen die durch Länge und Breite oder durch Rectascension und Declination, auch wol die durch Azimut und Höhe bestimmte Stelle, welche ein Gestirn am Himmel einnimmt. Man spricht also z. B. vom wahren, scheinbaren, geocentrischen, heliocentrischen, mittlern ꝛc. Ort eines Planeten, und versteht darunter die Stelle, welche er an der Himmelskugel gegen die Ekliptik, den Äquator oder den Horizont entweder wirklich einnimmt, oder von der Erde, der Sonne ꝛc. gesehen, einzunehmen scheint, oder dem Orte, den er im Allgemeinen weder einnimmt, noch einzunehmen scheint, der aber ein Rechnungsresultat aus verschiedenen andern scheinbaren ist ꝛc. Früher bediente man sich noch verschiedener anderer Beiwörter, sowie locus refractus, gebrochener Ort, worunter man den mit den aus der Refraction herrührenden Fehlern noch behafteten Ort verstand, und ähnlicher, die aber gegenwärtig mit Recht außer Gebrauch gekommen sind. (*Scherk.*)

ORT, bei dem Bergbaue vornehmlich in zweierlei Beziehungen: 1) in Beziehung auf die Arbeitswerkzeuge (Gezähe); 2) auf die Grubenbaue oder Grubenräume.

Ad 1) Bezeichnet es das spitzige oder scharfe Ende, den eindringenden Theil des scharfen Werkzeuges. So bei Keilhauen, Bergeisen, Spitzhämmern, Schrämhammern, Zweispitzen; bei Kolben- und Kronenböhren die vorstehenden Ecken. Die Aussprache ist in diesem Falle gewöhnlich gedehnt, wie Ohrt, plur.: Örter (lang Ö). Bei der Keilhaue sagt man anstatt Ort auch Örtchen. Dieser spitzige Theil besteht durchaus aus Stahl, der dem Eisen, woraus der übrige Theil des Werkzeuges besteht, vorgelegt, d. h. angeschweißt ist. Bergeisen und Böhre hat man auch ganz von Stahl. Man hat sich aber nicht eine rundliche oder vielkantige Spitze, wie die einer Nadel oder eines Pfriemens zu denken, sondern vielmehr eine vierkantige, deren äußerstes Ende kein physischer Punkt, sondern eine ganz kleine quadratische oder oblongische Fläche, von scharfen Kanten begrenzt, wie eine solche durch das Beinahe-Zusammenlaufen der regelmäßig fortgehenden Flächen des vierseitigen Spitzkeiles (zu welcher Form der eindringende Theil der Keilhaue, des Bergeisens, des Schrämhammers ꝛc. gehört) entstehen muß. Eine nadelscharfe Spitze würde für die Werkzeuge des Bergmannes unnütz sein, denn sie würde entweder wirkungslos in das Gestein oder Gebirge eindringen, oder durch den Widerstand des Gesteins, der Erze, Kohlen ꝛc. umgebogen, wäre sie dazu aber zu hart, abgebrochen werden. — Das Ort oder Örtchen ist stumpf, wenn jene kleine Endfläche ihre scharfen Seiten oder Kanten nach und nach verloren hat, d. h. wenn die Spitze des Werkzeuges abgerundet, kolbig geworden ist. Das Werkzeug muß dann geschärft, das Ort ausgezogen, ausgeschmiedet, jene Kanten wieder hergestellt und nach dem Glühen gehärtet werden.

Das Gestein nimmt die Örter nicht an, bedeutet daher: es ist so hart, so fest, daß der scharfe Stahl nicht daran haftet, bei dem Draufschlagen abgleitet, oder wirkungslos zurückprallt. Gestein gewinnt Ortung, heißt im Gegentheile: seine Festigkeit hat sich soweit vermindert, oder es ist durch Klüfte so getrennt, daß das Ort oder Örtchen der Arbeitswerkzeuge haftet. Ob die Spitze oder Ecke, welche das Ort bildet, ein mehr oder weniger spitziger, scharfer Keil sein solle, das ist reiner Erfahrungsgegenstand. Im Allgemeinen richtet es sich nach der Festigkeit des Gesteins; je fester, desto kolbiger, dicker die Spitze, Schärfe. Die Böhre auf Quarz, Hornstein, Kieselconglomerate haben fast rechtwinkelige Schneiden; die äußerste Spitze der Keilhauen auf festem Kohl, zumal der Spitzkeilhauen, sowie viele Bergeisen, bilden scharfkantige quadratische Flächen von circa $\frac{1}{17}$ Zoll Seite. Je fester die zu gewinnende Masse ist, desto schneller nimmt auch das eindringende Werkzeug von der Spitze her an Dicke zu, wird kolbig geschärft; je milder, schneidiger die Masse ist, desto mehr wird es ausgezogen. Es kommt selbst auf die Güte des Stahles an, insbesondere wie er sich anspitzen läßt. Der Härtungsgrad des Ortes, Örtchens, richtet sich natürlich auch nach der Gesteinshärte und Festigkeit. Bei den frischgeschärften Bergeisen und Böhren erfolgt die Härtung gewöhnlich bei der gelben Anlauffarbe des Stahles; bei allen Hauen, Keilhauen ꝛc. ist er einen Grad wenigstens niedriger; der der violetten oder blauen Anlauffarbe. Der Bergschmied muß dies nach der Güte des Stahls und der Bestimmung des Werkzeugs zu beurtheilen wissen. (Vergl. die Artikel: Härten und Anlauffarben des Stahls.)

Örtergeld. Bezeichnung des für das Ausschmieden der abgeschlagenen und stumpf gemachten Eisen bezahlten Schmiedelohnes. Sonst der bedeutendste Theil

Digitized by Google

der Schmiedekosten, als Schlägel und Eisen vor Einführung der Schießarbeit das einzige oder Hauptgezäh des Bergmannes waren. Als das Bohren und Schießen aufkam, verstand man darunter auch das Lohn für Wiederscharfmachen der Ecken und Schneiden der verschiedenen Böhre, und endlich auch das Lohn für das Schärfen sämmtlicher bergmännischer Gewinnergezähe.

Ad 2) Bedeutet Ort im allgemeinen Sinne jeden Punkt der Grubenbaue, wo mit Absicht auf Gesteins- oder Erzgewinnung gearbeitet wird, oder gearbeitet wurde. In diesem Sinne spricht der Bergmann von seinem Orte, d. h. von dem Punkte, wo er arbeitet, vom Fahren vor sein Ort, vom Arbeiten vor Ort. Bei Strossen, Förſten indeß sagt er, meine Strosse oder mein Stoß (d. h. Förſten- und Strossen-Stoß); in den meisten Gegenden wird Ort in diesem Sinne nur von Strecken gebraucht.

Daher bezeichnet Ort auch das Ende eines solchen Arbeitsraumes, den Punkt, wo fortgearbeitet werden muß, um diesen Raum zu erlängen, zu erweitern, oder zu erhöhen, zu vertiefen; vorzugsweise wieder von Strecken und streckenähnlichen Räumen gebraucht. Daher ein Ort erlängen, treiben.

Ortstoß ist die specielle Bezeichnung für dieses Ende, wenn von einer Strecke, d. h. von einem Raume, bei welchem Ausdehnung in die Länge der Hauptzweck, die Rede ist.

Der Ortstoß ist also die Fläche, welche diesen Raum nach der Länge und nach der Richtung begrenzt, nach welcher er verlängert werden soll; die Fläche der meist lothrechten Gesteinwand, in welche zu diesem Zweck eingebrochen werden muß.

Ganz (d. h ganzes) Ort, anstehendes Ort, ist damit gleichbedeutend, wird aber im Gegensatze zu verbrochenen, zusammengegangenen, im alten Manne aufgewältigten Örtern gebraucht, um zu bezeichnen, daß man von anstehendem, ganzem oder frischem Gestein als dem Ende eines Grubenraumes spreche. Ich bin vor ganz Ort gekommen, heißt also: ich habe das eigentliche wahre Ende der Strecke, des Baues, soweit sie je fortgetrieben gewesen, erreicht. Kann aber, ohne dieses Ende erreicht zu haben, die Fahrt nicht weiter fortgesetzt werden, z. B. wegen Verbrochen- oder Zusammengedrücktseins des Raumes, so kann man auch nicht sagen, man sei vor ganzes Ort oder anstehendes Ort gekommen.

Aus der ersten und zweiten folgt die dritte Bedeutung von Ort, Örtern, für alle nach irgend einer Richtung, horizontal oder davon mehr oder weniger abweichend, aber mehr in die Länge als Weite fortgetriebene Räume. Man denkt sich unter fortgesetzter Arbeit das Ort (im ersten oder zweiten Sinne) fortrückend, und bezeichnet nun den Raum selbst, den es bei diesem Fortrücken zurücklegt, mit demselben Wort Ort: daher die Örter eines Grubenbaues, wie sie sich auf dem Grund- oder Profilrisse desselben in ihren Wendungen durchkreuzen, ihre Divergenz- oder Convergenz darstellen.

Örter kreuzen sich; hier geht ein Ort ab, von einem andern nämlich; in demselben Sinne. Nur Schächte, Abteufen, Strossen- und Förſtenbaue, Überbrechen, überhaupt solche Baue, die in lothrechter Richtung, oder nicht viel davon abweichen, und in der Fallungslinie der Lagerstätte getrieben sind, pflegt man unter Örtern in diesem dritten Sinne nicht zu begreifen, sondern ausdrücklich beizufügen: „Hier ist ein Schacht, ein Abteufen, Schächte und Örter befahren, ꝛc., weil die Betriebsweise derselben, selbst die Art der Darstellung auf dem Risse wesentlich abweicht. Auf sanft fallenden Lagerstätten aber, wie z. B. den meisten Flötzen, werden die flachen, auf der Lagerstätte selbst getriebenen Abteufen und Überbrechen, auch Örter genannt, und man spricht daher von Örtern gegen das Einfallende, gegen das Ansteigende, weil ihre Betriebsweise ganz oder größtentheils mit jener der horizontalen Örter übereinstimmt. Ebenso auch von diagonalen Örtern, die in mittler Richtung, weder ganz in der Horizontale, noch ganz in der des Fallens oder Ansteigens getrieben, oder erlängt sind. Es ergibt sich hieraus, daß Ort, Örter, im zweiten und dritten Sinne von horizontalen, oder nicht erheblich von der Horizontale abweichenden Grubenbauen mit vorherrschender Längenausdehnung gebraucht wird.

Die Dimensionen der Örter sind so verschieden, wie ihr Zweck. Die Mächtigkeit der Lagerstätte, auf der das Ort fortgeht, bestimmt bei starkem Fallen gewöhnlich die Weite, bei ganz sanftem Fallen die Höhe des Orts. Der Umstand, ob man eine feste und haltbare Gebirgslage in dem einen Stoße (Ulme) oder in der Förste des Orts behalten kann, die den Druck der dahinter, oder darüberliegenden Gebirgsschichten abwehrt, ist ebenfalls von großem Einflusse. Die geringsten Dimensionen erhalten die Versuchörter, mit denen nur die Lagerstätte verfolgt oder eine andere aufgesucht werden soll, von 1° Höhe, ¼° Weite, welches man als die mittlern Dimensionen der Örter überhaupt ansehen kann, herab bis ½° Höhe, ½° Weite. Die größten Dimensionen bekommen die Hauptförderstrecken, die schiffbaren Stölln, die Generalstölln, von 1¼° Höhe, ¾° Weite, bis 2° Höhe, 1 bis 1½° Weite. (Die Art und Weise des Ortbetriebes, s. d. Wort.)

Hiernach ist zum Theil von selbst klar, oder mit wenigen Worten zu erläutern, was folgende Ausdrücke bedeuten: ein Ort abpfählen, abpflöcken, abstecken, abziehen, an Tag bringen, in die Grube fällen, siehe Ortung, Ortung angeben.

Ort angeben: markscheiderisch bestimmen, an welchem Punkt ein Ort angesetzt, in welcher Richtung (Kompaßstunde), unter welcher Neigung aufwärts, abwärts es erlängt werden soll.

Örter annehmen: das Gestein nimmt die Örter nicht an (siehe die erste Bedeutung von Ort).

Mit einem Ort ansitzen: d. h. ein Ort zu treiben anfangen, wo ansetzen.

Örter anstellen: ortsweise in das Gebirge, Gestein auffahren, Such-, Feld- und andere Örter treiben.

Vor Ort anfahren, arbeiten, siehe oben Ort.

Mit einem Ort auslängen: allgemein, ein Ort anfangen und in irgend einer Richtung fortsetzen. Im engern Sinn: einer im Schacht oder Gesenke ꝛc. gefundenen Erzspur mit einem Orte nachgehen.

Digitized by Google

Ein Ort aufwältigen: ein zusammengebrochenes Ort aufräumen, den Ortsraum wieder herstellen.

Mit einem Ort auslenken: soviel, als von einem schon vorhandenen Ort ein zweites in anderer Richtung ansetzen, z. B. um eine Erzspur, eine Kluft, ein Gangtrum zu verfolgen.

Ort ausschmieden: siehe die erste Bedeutung von Ort.

Das Ort ausschrämen: einen Schram vor Ort führen, als Einbruch, zur Erleichterung der nachfolgenden Gesteins- oder Erzschiefer- oder Kohlengewinnung. Siehe Schram, Ausschram.

Ort aussetzen mit Bergen ꝛc., es mit unhaltiger Gebirgsmasse versetzen, wenn es keinen Zweck weiter hat, und dadurch Förderkosten erspart werden können.

Ort ausziehen, siehe die erste Bedeutung.

Ort belegen: Veranstaltung treffen, daß dasselbe betrieben oder fortgesetzt werde. Die vor Ort arbeitende Häuermannschaft heißt die Belegung des Orts.

Mit einem Orte durchschlagen: die Verbindung mit einem schon vorhandenen Orte, Schachte, überhaupt mit einem schon vorhandenen Grubenbau ortsweise herstellen. Es sind dabei gewisse Vorsichtsmaßregeln nöthig, sowol damit der Durchschlag in gehöriger Richtung und Niveau erfolge, als insbesondere, um die Gefahr unerwarteter plötzlicher Durchschläge in wasservolle alte Baue, in Räume mit bösen Wettern angefüllt, für die Arbeiter sowol, als für andere Grubenbaue, die mit solchen Wassern und Wettern angefüllt werden würden, zu verhüten.

Ein Ort einbringen, soviel als damit einkommen, machen, daß es einkomme.

Mit einem Ort einkommen: mit dem Vorigen ziemlich gleichbedeutend, gewöhnlich in Beziehung auf die Teufe (Tiefe), welche ein Ort bei dem Durchschlage mit einem Schacht in diesem einbringt. Im Allgemeinen: ein Ort bis an einen gewissen Punkt fortgebracht haben; z. B. in einem Bau, in einem Grubenfelde mit einem Ort einkommen.

Ort einstellen oder sistiren: aufhören es fortzusetzen.

Ort erlängen: es der Länge nach fortsetzen, fortbringen.

Ein Ort treiben: soviel wie erlängen. Dies ist der allgemeinste Ausdruck für die Fortstellung dieser Arbeit.

Ort überhöhen: es höher machen, um für irgend einen Zweck, z. B. für durchgehende Kunstgestänge, Wetterlutten ꝛc., Raum zu erhalten.

Sich vor Ort verliegen: wenn der Ortsarbeiter wegen Festigkeit des Gesteins, oder auch wegen nicht gehöriger Kenntniß, wie dasselbe mit Vortheil zu bearbeiten, mit seiner Arbeit wenig ausrichtet, seine Kräfte, seine Zeit nutzlos verwendet.

Ort verschrämen: soviel wie ausschrämen. S. Schram.

Ort versetzen: es ausfüllen, zumachen mit tauben Bergen, altem Holze ꝛc. Siehe Ort aussetzen.

Ort verstufen: wenn ein Ort die Feldesgrenze (soweit es fortgetrieben werden darf, oder soll) erreicht hat, wenn der Stöllner oder die Gewerkschaft eines Stollens von dessen Forttrieb absteht — (vielleicht um ein anderes Ort, das mehr Aussicht auf Erfolg gewährt, zu betreiben); so wird das verlassene Ort vom Bergmeister oder von einem andern Beamten im Bergamts-Auftrage verstuft, d. h. ein Zeichen, ein Gemerk in das Gestein an einem von beiden Stößen (Seiten) des Orts eingehauen, um seine dermalige Erlängung für alle folgenden Zeiten sicher zu bezeichnen, und zugleich die Rechte dessen, der das Ort bis an diesen Punkt fortgetrieben hat, unter gewissen von demselben ferner zu erfüllenden Verbindlichkeiten zu sichern, für den Fall, daß ein Anderer dasselbe Ort sogleich oder späterhin weiter forttreiben wollte. Auf das Weghauen, Verkleben, Versetzen, überhaupt Unkenntlichmachen solcher Zeichen wird von allen Bergordnungen schwere Strafe gesetzt.

Ort verspriegeln: Pfähle querüber vor dem anstehenden Ort einziehen, um zu verhindern, daß das lockere Gebirge nicht von selbst hereinschiebe.

Ort verstürzen: soviel wie aussetzen, versetzen. Nur geschieht bei dem Versetzen die Füllung sorgfältiger; wie dies schon im Ausdrucke liegt; da bei dem Verstürzen diese Sorgfalt nicht beobachtet wird.

Ort zumachen: 1) ziemlich gleichbedeutend mit verspriegeln. Nur daß bei diesem kein völliges Bedecken des Ortstosses mit dicht aneinander schließenden Pfählen (zumachenden Pfählen) gemeint ist, indem bei dem Verspriegeln einzelne Pfähle, mehr oder weniger mit Zwischenräumen, vor dem Ortstoß eingezogen werden. Es kann sehr wohl sein, daß man zwischen durch noch das Gebirge sieht; was bei dem zugemachten Orte nicht der Fall ist. Dem Zumachen in diesem Sinne steht das Aufmachen entgegen; wenn z. B. ein Zumachebret vorsichtig gelüftet, zurückgezogen wird.

2) Weniger gebräuchlich für den seltenern Fall, wenn Hangendes und Liegendes des Ganges oder Flötzes, wenn zwei parallele Klüfte, zwischen denen das Ort fortgetrieben wird, zusammenzukommen scheinen. Dann sagt man wol: es macht zu vor Ort.

Ort geht zusammen: es bricht oder stürzt zusammen, wenn die Zimmerung oder Mauerung dem Drucke des Gebirges nicht länger zu widerstehen vermag.

Örter kommen zusammen: werden mit einander durchschlägig. Gewöhnlich aber nur von Gegenörtern bei dem Zusammentreffen gebraucht.

Ort bedeutete sonst auch eine gewisse Actie an dem Salzbrunnen der pfännerschaftlichen Saline zu Halle, welcher der Hackeborn heißt. Es ist ein Viertheil einer Pfanne, in ähnlicher Bedeutung wie Ort von Thaler. 6¼ Pfannen = 26 Ort machen bei diesem Brunnen ein Mösel, 16 Mösel machen 1 Stuhl, und 2 Stühle hat der ganze Born.

Die Namen der Örter bei dem Grubenbaue sind so verschieden, wie ihre Zwecke. Hier die gewöhnlichen:

Ausschlag-Ort (-Platz) die Stelle auf der Halde eines Schachts oder sonst wo, wo die geförderten Gänge (Erz- und Bergwände) ausgeschlagen, d. i. gröblich zerkleint und zugleich nach Erzsorte und Gehalt vorläufig gesondert werden.

Digitized by Google

Brenn-Ort auf den Grubenbauen, wo Feuer gesetzt wird; ein Ort, das mit Hilfe des Feuersetzens erlängt, wenigstens erhöht und erweitert wird. Gewöhnlich wird erst mit Schlägel und Eisen, oder mit Bohren und Schießen ein Einbruch im Ortstoße gemacht, und dann das Holz so darein gelegt, daß die Flammen nur dahin allein, oder vornehmlich dahin wirken müssen, wohin sie wirken sollen. Dies geschieht durch Bedecken des angesetzten Holzstoßes mit kleinen Bergen, mit eisernen Blechen, auch durch die Art des Übereinanderlegens (Schränkens) der Scheite, sodaß der Flamme nur nach der Seite der Ausgang bleibt, wo das Gestein ꝛc. losbrennen soll. In Ungern bediente man sich bei dem Brennen der Örter einer Art Rostes, welcher die Prögelkatze heißt. Es muß indeß, namentlich um dem Orte die richtige Sohle zu geben, fast immer noch mit Bohren und Schießen nachgeholfen, auch dem Feuer bei Wiederholung des Brennens immer wieder frische Gesteinfläche dargeboten werden. Wetterzug, Holzpreise und Beschaffenheit der Erze, (ob sie das Brennen ohne merklichen Nachtheil vertragen) schränken die Anwendung sehr ein. Es ist daher nur noch an wenig Orten, z. B. zu Altenberg in Sachsen, zu Nagybanya in Ungern; im Rammelsberge bei Goslar im Gebrauche. Vor Einführung der Bohr- und Schießarbeit war es weit häufiger, weil die Schlägel- und Eisenarbeit allein vielem festen Gesteine zu wenig anhaben konnte.

Bruch-Ort: im Allgemeinen ein Ort, welches durch oder in einem Bruche, d. h. in verbrochenem Gesteine, getrieben wird. Im engern Sinn: ein Ort, welches man in oder an einen solchen Bruch herantreibt, um von den im Bruch über einander liegenden Wänden die erzhaltigen zu gewinnen. Man setzt ein solches Ort an einem sichern Punkte, da, wo noch festes Gestein ist, an, und fährt nun gegen den Bruch auf. An und in diesem bedarf es gewöhnlich der stärksten Zimmerung, wegen des ungemein großen Druckes vom Bruche her, der durch die Arbeit selbst immer von Neuem und oft in verschiedenen Richtungen erregt wird, da der einen weggenommenen Wand mehre zu folgen pflegen, und zuweilen unberechnenbaren Lasten dadurch der Stützpunkt entzogen wird. Geht die Sache gut, so wird das Ort am Bruche gar nicht, oder nur sehr langsam erlängt; denn der Bruch schiebt den weggenommenen Massen immer wieder andere nach. Er schiebt aber auch nicht selten das ganze Ort, wenn er zu stark geht, auf mehre Lachter Länge zusammen. Dann ist nichts übrig, als es entweder aufzuwältigen (was selten rathsam) oder ein neues Ort vom Schacht ꝛc. in höherer, tieferer Sohle oder in anderer Richtung an den Bruch heranzutreiben, oder mit einem Umbruchsorte (siehe dies Wort) den Bruch auf das Neue und an einem andern schicklichen Punkt anzufahren. Der Bau hat viel Gefährliches, und verlangt daher stete Wachsamkeit. Er findet da statt, wo ältere in großen Weitungen bestehende Baue auf mächtigen Lagerstätten (Stockwerken) in Masse zusammengebrochen sind, nicht nach Absicht, sondern durch Vernachlässigung der Stützpunkte (Wegnahme oder Schwächung der stützenden Pfeiler und Bergfesten) z. B. in Altenberg in Sachsen, zu Fahlun in Schweden, im Stahlberge bei Müsen im Nassau-Siegenschen, und ist daher eigentlich nur eine Nachtese, durch welche man von den verbrochenen Erzen noch soviel, als sich thun läßt, zu gewinnen sucht.

Doppel-Ort: ein Ort, dessen Belegung, wenigstens die den Einbruch machende, verdoppelt ist, vor welchem bei dem Einbrechen zwei Mann zugleich neben einander arbeiten. Die Dimensionen eines Doppel-Orts sind ¼ bis ½ größer, als die eines gewöhnlichen, mit einfacher Belegung betriebenen, im Durchschnitt etwa 1¼ bis 1½° Höhe, ½ bis 1 Lr. Weite. Genau läßt sich dies nicht angeben, da die Dimensionen einfach belegter Örter so sehr verschieden sind.

Der Zweck eines so angestrengten Betriebes ist meistens nur die Beschleunigung, weil die wichtigste Arbeit, das Einbruchmachen, die meiste Zeit kostet. Das Nachbringen der Förste und Sohle kann bei Hauptörtern, deren Dimensionen aus andern Gründen größer, als die gewöhnlichen sind, immer leichter forcirt werden; sodaß die Beschleunigung des ganzen Ortbetriebes in der Regel nur von der des Einbruchs abhängt.

Nach der Festigkeit des Gesteins, nach dem Vorhandensein hinderlicher oder förderlicher Klüfte, Gesteinscheidungen und Absonderungen, selbst nach andern Localverhältnissen kann der Einbruch bei dem Doppelorte mit zwei Mann in ¾, oder immer zwei Mann durch sechs Stunden arbeitend, und dann zwei andere an ihre Stelle tretend, belegt sein, wenn Strosse und Förste mit einem bis zwei Mann zu ¾ (jedesmal zu acht Stunden Arbeitszeit), selbst nur zu ½ belegt sind.

Es geht hieraus hervor, daß ein Doppelort unter gleichen Umständen nicht wohlfeiler, als ein einfaches Ort, selbst nicht leicht mit gleichen Kosten (pro Cubikfuß oder Cubiklachter herausgeschlagener Gesteinmasse) zu betreiben ist, sondern fast immer höher zu stehen kommt.

Es ist sogar einzuwenden, daß da, wo das Einbruchmachen nicht mit Schlägel und Eisen allein, sondern mit Schießarbeit geschieht, die beiden neben einander bohrenden Häuer unmöglich jedes ihrer Bohrlöcher mit eben dem Vortheil anbringen können, wie der eine, der vor dem einfachen Ort allein, und von keinem Kameraden abhängig, einbricht, der jedes Schusses Wirkung erst vor Augen hat, ehe er ein neues Loch anbrüstet, also dieses neuen Loches Lage, Neigung, Tiefe, Pulverbesatz ꝛc. nach allen den Vortheilen, welche das erste Loch brachte, ermessen kann; es ist ferner einzuwenden, daß bei nur 1° Doppelortsweite die neben einander sitzenden Häuer einander doch zuweilen etwas im Wege sind; aber die Zeit ist bei dem Bergbau oft viel Geld werth, und daher ist das frühere Einkommen eines Hauptorts, z. B. eines Stolln, eines Gezeugstrecken-, eines tiefen Wasser- oder Wetterortes, an einem vorausbestimmten Punkte durch den höhern Aufwand des Doppelortsbetriebes in vielen Fällen sehr wohlfeil erkauft. Der Name Doppelhäuer rührt von Doppelort. Man bedarf zu dem Betrieb eines solchen immer tüchtiger, ihrer Sache durchaus kundiger Häuer, die in ihrer Arbeit die Fertigkeit erlangt haben, welche man in den Handwerken sonst mit der Meisterwürde be-

Digitized by Google

lohnte. Daher auch die Auszeichnung dieser Leute, als freie Arbeiter, mit denen im Namen der oder des Grubeneigenthümers, Gedinge, d. h. Arbeitsaccorde abgeschlossen werden (vergl. Doppelhäuer). So auch der Unterschied ihrer bergmännischen Tracht von der der niedrigern Arbeiter bei feierlichen Aufzügen.

Feldort, 1) im Allgemeinen ein Ort, das, den andern Örtern vorausgehend, ins Feld getrieben wird. Sein Zweck ist: Vorauserkundigung der Lagerstätte, des Gebirges; um von den Aufschlüssen, die es gewährt, bei den Veranstaltungen, die andere, namentlich tiefer liegende, Örter betreffen, Vortheil ziehen zu können.

Daher 2) im engern Sinn: ein Ort, welches auf dem erzhaltigen Gange den nachfolgenden Strossen- und Förstenbauen vorauserlängt wird. So oft dieses Feldort ein neues Erzmittel angetroffen hat, so oft bietet es neue Gelegenheit, durch Überbrechen und Abteufen neue Förstenbaue, Strossenbaue anzulegen, und während man diese anlegt und betreibt, hat jenes Ort das Erzmittel durchschnitten, vielleicht sogar schon ein zweites, drittes Erzmittel ausgerichtet. Freilich muß es zuweilen auch im erzlosen Feld, in tauber Gangmasse weit erlängt werden. Ist aber das taube Mittel groß, und mit andern Feld- oder mit Stollnörtern schon über- oder unterfahren, so kann das erste Feldort eingestellt werden, und eins von diesen Örtern, oder ein anderes Feldort tritt an seine Stelle.

3) Das mit einem Gegenorte zugleich in derselben Sohle angesetzte Ort, welches nach der entgegengesetzten Weltgegend, also dem Hauptorte conform, betrieben wird. Man sagt: einen Hauptortsbetrieb mit Gegen- und Feldörtern beschleunigen, ferner: dem Hauptort ein Feldort voraustreiben. Von solchen Feldörtern gilt alles, was unter Gegenort bemerkt ist.

Flügelort, soviel als Nebenort, im Gegensatze von Hauptort bei Stölln; ein vom Hauptort in anderer Richtung, in das Hangende oder Liegende, rechts oder links abgehendes Ort. Solche Flügelörter werden getrieben, um den Grubengebäuden, welche nicht in der Richtung des Hauptorts, sondern seitwärts, mehr oder weniger davon entfernt liegen, Wetter- und Wasserlosung zu bringen oder Stollndienste zu leisten. Der, welcher sie betreibt, erlangt so auch die Rechte des Stöllners in solchen Gebäuden. Der Stöllner kann sein Hauptort verflufen lassen, und eines oder mehre der Flügelörter an jenes Stelle forttreiben.

Ein Stolln kann mehre Flügelörter oder Stollnflügel haben und es können seitwärts vom fortgehenden Hauptorte von Zeit zu Zeit neue Flügelörter angelegt werden, wie die Äste eines Stammes abgehend. So ist es auch bei Hauptstölln, die mehren Bergrevieren als solche dienen sollen. — Selbst ein Flügelort kann sich wieder theilen in linken, rechten Nebenflügel u. s. w.

Füllort, ist der unter dem Schacht erweiterte Raum, wo die von den einzelnen Gewinnungspunkten bis an den Schacht geförderten Erze, Kohlen, Berge aufgestürzt werden, damit man sie hier in die Gefäße, welche zur Schachtförderung dienen, in die Tonnen, Kübel ꝛc. fülle. Natürlich dient dieser Raum auch dazu, die in den Schacht eingehängten Hölzer, Maschinentheile, neugeschärften Gezähstücke ꝛc. einstweilen bei Seite legen zu können; gewährt den Vortheil, mit den Längenhölzern, z. B. mit den Tragewerksbohlen in die rechtwinkeligen von dem Schacht abgehenden Strecken und Örter ohne Hinderniß hineinkommen zu können. Dieses würde ohne diese weiten und hohen Räume mitunter gar nicht möglich sein (z. B. bei dem Einbringen von Kunstradarmen, Geflutherbohlen).

Jede Förderfohle, welchen Namen sie sonst nach ihren anderweitigen Zwecken führen mag (sie kann z. B. auch Stolln oder Gezeugstrecke sein), muß ihr Füllort haben. Es sind also in einem Hauptschachte soviel Füllörter, als Förderfohlen von ihm ausgehen. Geht der Schacht auf der Lagerstätte flach oder donlägig nieder, so pflegt man die Füllörter in das Hangende zu bringen, weil sich von da die Fördermasse durch Rollen, Trichter, Stürzkasten und dergleichen Vorkehrungen leichter in die Tonnen bringen läßt, als wenn das Füllort sich im Liegenden befindet. Lägen aber die Förderfohlen und also auch die Füllörter nahe unter einander, so würden die letztern abwechselnd bald in das Hangende, bald in das Liegende zu bringen sein. Ebenso ist es bei seiger abgeteuften Haupt- oder Richtschächten, der Schacht mag eine oder mehre Lagerstätten und die darauf angesetzten Förderstrecken unmittelbar durchschneiden, oder durch Querschläge mit ihnen verbunden sein. Kommen die Füllörter zu nahe unter einander, so dürfen sie nicht sämmtlich in einerlei Schachtstoß liegen, werden wechselsweise wenigstens in zwei Schachtstöße, wenn nicht nach einander, in alle vier Stöße vertheilt.

Geht der Schacht nur bis auf eine Lagerstätte seiger nieder, so ist diese Vorsicht nicht nöthig. Aber doch immer die, daß man dem Schachte den Fuß nicht nehme, was geschehen würde, wenn man um alle vier Stöße herum ein hohes und weites Füllort ausbrechen wollte. Die nachtheilige Folge würde, wenn auch erst in späterer Zeit, die sein, daß der Schacht sich setzt, wobei er leicht in Gefahr kommen kann, ganz oder theilweis zusammenzugehen.

Auf Gängen und auf starkfallenden Lagerstätten überhaupt pflegt man die Füllörter am Schacht unterhalb der Förderstreckenfohlen auszubrechen, damit die Erze und Berge aus den Streckenfördergefäßen gleich auf das Füllort herab, oder in die hier angebrachten Rollen, Trichter u. s. w. hineingestürzt werden können. Auf Steinkohlenflötzen, auch wenn sie das gewöhnlichstarke Fallen der Gänge haben, ist dies nicht; die Stückkohlen würden durch solches Stürzen zu sehr zerkleint werden. Füllort und Förderstrecke haben vielmehr eine und dieselbe Sohle; aber das erste verdient auch gewöhnlich nicht den Namen, weil es nicht zu dem Umfüllen aus den Streckenfördergefäßen in die Tonnen ꝛc. des Schachts, sondern nur zu dem Anhängen (Anschlagen) der am Gewinnungspunkte gefüllten Scheffeltröge, Tonnenkasten ꝛc. am Schachtseile dient, an welchem diese dann ohne Umfüllung bis zu Tage gelangen.

Auf flach fallenden Lagerstätten hat man gewöhnlich mehre Gründe, das Liegende um den Schacht herum nicht aufzubrechen. Das Füllort bekommt also auch hier einerlei Sohle mit der Förderstrecke, ist nur deren erweitertes, vielleicht auch erhöhetes Ende oder vielmehr Anfang am Schachte. So im Mansfeldischen. Ist die Figur des Füllorts eine andere, z. B. die eines Quadrats oder einer Rundung, so rührt dies von dem Zusammenkommen der beiden Flügel einer Förderstrecke, vielleicht noch mit einer andern Förderstrecke aus dem Höchsten flach herab, aus dem Tiefsten flach herauf her; weil dann das Füllort für jede der zusammenkommenden Strecken als Erweiterung dienen muß.

Wo mehre Kameradschaften, denen besondere Gedinge für das Treiben Erze, oder für 100 Scheffel oder Tonnen Kohlen, oder für das Fuder Schiefern ꝛc. gestellt sind, nach einem Schachte fördern, da müssen, wenn nicht das Streckenfördergefäß unmittelbar an das Seil geschlagen wird (wie oben), Abtheilungen im Füllorte gemacht sein, für die Erze, Schiefern ꝛc. jeder Kameradschaft. Man würde sonst nicht wissen können, wie viel jede Kameradschaft gefördert habe, wie viel ihr nach dem Gedinge zu bezahlen sei. Das ganze Füllort muß daher so lang und so weit sein, daß zu beiden Seiten desselben, gleichsam in der Fortsetzung der Streckenstöße, Räume oder Abtheilungen, zur Aufbewahrung der Erze, Schiefer ꝛc. jeder Kameradschaft, d. h. Stürzörter (siehe dies Wort weiter unten unter Ort), angelegt werden können, und dennoch in der Mitte ein Raum zum Abstürzen der Berge frei bleibe.

Ganzort, s. oben Ort und Ortstoß.

Gegenort: Ort, welches einem andern entgegenkommt. Das Ort, welchem es entgegengetrieben wird, heißt das Hauptort. Beschleunigung der Durchörterung eines Gebirgsmittels ist der Zweck. Diesen Zweck zu erreichen und dem Gegenorte die kürzeste Linie anzuweisen, wird bei Stölln und andern wichtigen Hauptörtern das Gegenort in derselben Stunde wie das Hauptort, und im Wesentlichen auch in derselben Sohle angesetzt, und es soll bei dem Zusammentreffen oder Durchschlägigwerden mit dem Hauptorte, Stoß auf Stoß, Firste auf Firste, Sohle auf Sohle treffen; Haupt- und Gegenort sollen nach dem Durchschlage wie ein einziges in einerlei Richtung betriebenes Ort erscheinen. Bedarf das Hauptort ungewöhnlicher Beschleunigung, so werden mehre Gegenörter, mit jedem zugleich ein Feldort angesetzt, und müssen nach dem Durchschlage mit einander ebenfalls der obigen Foderung genügen. Dies ist begreiflich eine schwierige Aufgabe. Soll hierbei nichts versehen werden, so gehören zur Angabe des Gegenorts — die im Wesentlichen so erfolgt, wie die Angabe der Ortung (s. dies Wort) — die besten Instrumente und das sorgfältigste, genaueste Verfahren, um so mehr, je mehr das Hauptort mit seiner dermaligen Ortung von dem Punkt absteht, wo das Gegenort angesetzt werden soll. Ein sehr kleiner Fehler wird verursachen, daß Hauptort und Gegenort nicht genau auf einander treffen, ein wenig größerer Fehler, daß sie neben einander vorbeigehen. Beides verursacht kostspielige Rectificationen.

Man pflegt daher zur Angabe des Gegenorts für einen Hauptstolln nicht blos zweifache Züge — wie bei andern Gegenortsangaben — sondern drei-, vierfache Züge und zwar von verschiedenen Personen, wo möglich mit denselben guten Instrumenten; mit verschiedenen Instrumenten aber nur nach genauer Erforschung der etwanigen Abweichungen oder Corrections-Größen, machen zu lassen. Alles, was die Magnetnadel nur im Geringsten irritiren kann, was sich bei gewöhnlichen Zügen gegenseitig ausgleichen pflegt, muß hier, wo auf solche Ausgleichung nicht zu rechnen ist, wohl beachtet werden. Daher auch die Theilung des ganzen Zuges, der von dem Hauptort und über Tage geschehen muß, in mehre Abtheilungen oder Stationen, und die Einrichtung der Berechnungen und Zulagen also, daß ein etwaiger Beobachtungs- oder Berechnungsfehler sich bei dem Zusammenstellen der Resultate der Station, in welcher er vorfiel, ergeben muß, daß die Winkel jeder Station bei dem Hin- und Herzuge sich (durch das genaue Zusammentreffen, oder, wie man zu sagen pflegt, durch den richtigen Schluß der Zulage und zusammentreffenden Abschluß der Rechnung selbst) verificiren.

Fast mehr noch, wie am Zusammentreffen der Ortsräume, liegt an dem der Sohlen. Kommt das Gegenort etwas zu tief gegen das Hauptort ein, so erhält man nach dem Durchschlag in dem ersten einen unnöthig tiefen todten Wasserstand, das Gegenort muß dann gewöhnlich noch in der Firste nachgerissen werden, um über dem Wasserstand und Tragewerke die erforderliche Höhe zu bekommen. Kommt das Gegenort etwas zu hoch ein, so ist das Nachreißen der Sohle, um diese der des Hauptortes gleich zu machen, wegen der Wasser noch beschwerlicher und kostbarer.

Geht das Hauptort nicht ganz söhlig, sondern mit etwas ansteigender Sohle, so muß natürlich am Ansatzpunkte für das Gegenort darauf Rücksicht genommen und das Gegenort selbst mit etwas abfallender Sohle betrieben werden (vergl. Figur). Hier wird der Betrieb des Gegenortes, insbesondere der Strosse, und das Richthalten der Gegenortsohle wegen des zunehmenden Wasserstandes noch schwieriger, als vor dem Hauptorte (vgl. Ortsstrosse, Ortssohle). Des Wasserabgangs wegen setzt man gewöhnlich das Gegenort ein Wenig tiefer an als nöthig und führt es bis zum Durchschlag eben söhlig, oder mit kaum merklichem Ansteigen fort; denn es ist weniger nachtheilig, etwas zu tief als zu hoch anzusetzen, und das Nachreißen der Firste in jedem Falle leichter, als das der Sohle.

Dieselbe Aufmerksamkeit, wie bei der Angabe des Gegenorts, muß bei dem nachmaligen Abziehen und zu Risse bringen, sowie insbesondere bei dem Transportiren der Stundenlinien (Brahnen), beim Nachwägen, Verstufen der Sohle und Angabe des beizubehaltenden Wasserstandes beobachtet werden. Denn hierbei können ebenso leicht kleine Fehler vorkommen, die ein mangelhaftes Zusammentreffen der Örter zur Folge haben, ohne daß

Digitized by Google

die erste Angabe des Gegenorts einen Fehler zu enthalten braucht.

Es liegt indeß nicht in dem Begriffe von Gegenorte, daß es durchaus in gleichem Niveau mit dem Hauptort angesetzt werden müsse. Um dem Hauptortsbetriebe, der durch Wettermangel, Wassermenge ꝛc. behindert wird, zu Hilfe zu kommen, treibt man Gegenörter zuweilen in höherer, zuweilen sogar in tieferer Sohle, und bewirkt die erleichternden Durchschläge mit Abteufen, Überbrechen, Abbohren. Solche Gegenörter aber, wenn nicht zugleich andere Zwecke mit ihnen erreicht werden, sind nur als Hilfsörter zu betrachten.

Gezeugstreckenort, s. Gezeugstrecke.

Grundstreckerort, s. Grundstrecke.

Hauptort: 1) im allgemeinen Sinn: ein Ort von vorzüglicher Wichtigkeit, im Gegensatze gegen minder wichtige. So sind Stölln, Gezeugstrecken, Hauptläufe ꝛc., Hauptörter.

2) Im Gegensatze gegen Flügelort, Nebenort (s. Flügelort), sowie gegen Gegenort, Feldort. Ein Stolln wird mit Haupt- und Gegenort, oder mit diesen und zugleich mit Feldort, sogar mit mehren Gegen- und Feldörtern, betrieben.

Hilfort: Ort, welches einem andern zu Hilfe kommt, der Hilfe wegen betrieben wird. Solches kann ein Gegenort in höherer Sohle, selbst in tieferer sein, aber auch ein Ort, welches neben dem Hauptorte mit ihm in gleicher Richtung fortgeht. (Hilfstolln, s. Stolln). Hilförter, die keinen andern Zweck haben, dürfen nicht zu weit hergeholt werden, nicht auf große Längen, nicht kostspielig zu betreiben sein, sonst kann die Hilfe, wenigstens das Innehalten der rechten Zeit der Hilfe, zweifelhaft werden, oder tritt zu spät ein, wird zu kostbar. — Sie machen sich vorzüglich im schwimmenden Gebirge nöthig, wo dem Hauptortsbetrieb allein nicht selten unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, und sind dann zuweilen bloße Umbrüche (Umbruchsörter), durch welche der Druck und die Wasser des Gebirges zum Theil wenigstens abgeleitet, ihre nachtheiligen Wirkungen auf das Hauptort vermindert werden sollen.

Hoffnungsörter, Hoffnungsschläge: solche, die auf Hoffnung, neue Gänge, Erze damit auszurichten, betrieben werden. Der Name ist nur in Ungern gebräuchlich. Anderwärts heißen sie Such- oder Versuchörter (s. weit. unt.).

Längorte, soviel wie Auslängen; mit einem Ort auslängen. Man treibt Längörter, wenn mit einem Abteufen, Überbrechen, Erze oder Erzspuren angetroffen werden, die, weil sie sich auf dem Streichen des Ganges ꝛc. weiter verbreiten, auf diesem verfolgt, oder in weiterer Feldeslänge untersucht werden sollen. Vergl. Feldort in der zweiten Bedeutung. Ebenso wenn Klüfte, Trume, die etwas zu versprechen scheinen, vom Hauptgang und Hauptort aus weiter zu untersuchen sind.

Pochort. Der Platz in der Scheidebank, den die Jungen einnehmen, welche das ausgeschiedene Stuferz mit der Pochschlage auf eisernen oder steinernen Unterlagen (Scheideplatten) zu Nußgröße, bei reichen Erzen zu Bohnen- oder Graupengröße zerkleinen. Poch- und Scheideörter sind gewöhnlich zusammen (s. d. Wort, so auch Pochen, Pochschlage). Wo man trockene Pochwerke hat, bedarf man deren nicht; es sei denn bei sehr reichen Erzen, wo man die Verstäubung und das Wegspringen einzelner kleiner Erzkörner, beim Trockenpochwerk unvermeidlich, verhüten will. Deshalb sitzt dann der pochende Junge in einem Scheidekasten.

Querort. 1) Ein Ort, welches den Hauptgang, das Hauptort quer durchschneidet, d. h. unter ziemlich rechtem Winkel; ein Ort, welches auf einem Quergange, einer Querkluft erlängt wird.

2) Beim Querbau ein Ort vom Liegenden bis an das Hangende, zur Erzgewinnung. Heißt öfter Querstrosse, weil es strossenartig, von einem Auslängen zunächst am Liegenden der Lagerstätte anfangend, gefaßt wird, 6—9 Fuß breit, 6′ hoch. Vgl. Querbau, Querstrosse, auch den Art. Strosse.

Querschlagsort, s. Querschlag.

Ritzort: ein ortsweise betriebener Ritz zur Ableitung der Wasser (s. d. Wort Ritz).

Rückenort: ein Ort, welches zur Untersuchung eines Rückens längs demselben, auch durch ihn hindurchgetrieben wird; gewöhnlich nur das Verhalten des Flötzes am Rücken selbst, die Art und Größe der Verrückung zu untersuchen und daraus Folgerungen über die Flötzlagerung und für die weitere Direction der dem Rücken naheſtehenden Stollnörter, Gezeugstrecken, Hauptsohlen u. s. w. abzuleiten. Es sind also Hilfsörter, die als solche nur in der zur Hanthierung erfoderlichen Höhe und Weiten, also kleiner, als andere Örter von bleibendem Nutzen, gefaßt werden. Auch insofern sind sie Hilfsörter, als sie zuweilen die am Rücken liegenden Wasser abführen, oder dazu dienen, diese einer höhern Sohle zuzuführen, nicht bis zur tiefern herabfallen zu lassen. Sie kommen nicht selten auf den Kupferschieferflötzbauen vor, z. B. im Mansfeldischen, in Riegelsdorf, zu Bieber bei Hanau ꝛc. An beiden letztern Orten dienen sie auch zur Untersuchung des Erzgehaltes der Rückengänge. Vergl. Rücken.

Ruhort. In sehr tiefen Hauptschächten findet man wol alle 70—100 Lachter eine geräumige Stätte zum Ausruhen der Fahrenden, indem der Fahrschacht gegen das Hangende und Liegende vergrößert und Bänke zum Sitzen angebracht sind; es ist also eine vergrößerte Ruhebühne (s. d. Wort).

Scheideörter sind die Plätze an der Scheidebank, jeder etwa 20″—36″ breit, welche die Scheidejungen einnehmen. An jedem dieser Orte liegt eine Scheideplatte, auf welcher der Junge mit dem Scheidehammer (Scheideeisen) das Erz scheidet. S. Scheiden, Erzscheiden und oben Pochort.

Schlottenort, Schlottensuch-Zapfungsort. Wo der ältere schlottenführende Gips eine der Gebirgsmassen im Hangenden des Kupferschieferflötzes ausmacht, ist es, um die Wasser, welche die in wundersamen Zügen verbreiteten Schlotten führen, abzuleiten, den Flötzbauen

Digitized by Google

darunter nicht nachtheilig werden zu lassen, zuweilen nöthig, Schlottenörter zu treiben. Man setzt indeß ein solches Ort mitunter auch darum an, um Schlotten zur Unterbringung der beim Schieferverhau u. s. w. fallenden Berge aufzusuchen, wenn man nach gewissen Merkmalen deren Vorhandensein vermuthen darf.

Setzort, Ort, in welchem Feuer gesetzt wird, soviel wie Brennort. S. d. Wort unt. Ort und d. Art. Feuersetzen.

Sitzort: ein ortsweise vorausgehender Einbruch, in der Höhe, die der Arbeiter in sitzender Stellung (auf dem Sitzpfahle sitzend) bedarf. Vor Stölln und andern Hauptörtern, wo der Raum oder die Schichtung des Gesteins es erlaubt, geht man mit einem Sitzort einbruchsweise voraus, läßt Förste und Sohle, oder allein die Sohle, oder allein die Förste einige Lachter zurück (vergl. die Figuren beim Art. Ortsprofil), um solche in mehren Stößen durch besondere Arbeiter nachbringen zu lassen, zur Beschleunigung. Wo eine Kluft, ein kleines Trum vom Gange abgehend oder ihm zusetzend des Nachbrechens werth zu sein scheint, längt man mit einem Sitzort aus, das, da es bei 4—5′ Höhe, 2—3′ Weite nur den nothdürftigsten Arbeitsraum gewährt, natürlich nur wenige Lachter fortgetrieben werden kann. Es wird sodann eingestellt, oder es wird in Förste, Sohle u. s. w. zur vollen Ortshöhe nachgerissen, je nachdem der Versuch ausfällt. Wenn ein Ort blos zu dem Zweck aus einem Abteufen oder Überbrechen erlängt wird, um unter dessen Sohle den ersten Stoß und sofort neue Strossen-, oder auch darüber Förstenstöße fassen zu können, also nur der obersten Strosse, der untersten Förste immer vorausgehalten wird, wird es oft auch nur als Sitzort betrieben. Vergl. Strossen, Förstenbau; und die Figur zum Art. Feldort.

Sohlenort: ein Ort, das söhlig (horizontal) oder mit möglichst geringem Ansteigen betrieben wird; heißt auch kurzweg Sohle (s. d. Art.). Wenn ein Schacht auf ein Flötz abgesenkt ist, so ist das Erste und Wesentliche, eine Sohle aufzuhauen, auf der Schachtsohle oder da, wo das Flötz durchsunken, durchschnitten ist. Auf schmalen Flötzen, wie das Kupferschieferflötz, wurden solche Sohlenörter sonst sehr niedrig gefaßt, ½—½ Lachter hoch, ½ Lachter weit, in neuerer Zeit aber in fahr- und förderbarer Höhe, d. h. ½° hoch, ½—¾° weit, mit Sohlen- und Windfahrt (s. d. Wörter). Ihr Zweck ist, Untersuchung des Flötzes, Vorrichtung des Strebverhaues, Abführung der Wasser, Zuführung der Wetter. Sie konnten aber der letzten wegen, bei der ehemaligen Niedrigkeit, nicht sehr weit fortgebracht werden, und man teufte dann auf derselben Sohle einen neuen Schacht ab, von dem aus man ebenso verfuhr.

Für den Strebverhau dient das Sohlenort ebenso als vorausgehender Einbruch in das Ganze, wie ein Feldort, Suchort u. s. w. dem nachfolgenden Strossen- und Förstenbaue.

Wo Stölln und andere Hauptörter (Hauptsohlen) auf dem Streichen der Lagerstätte fortgehen, braucht man nicht erst Sohlenörter aufzuhauen. Wo aber die Stölln das Gebirge querschlägig, recht- oder spitzwinkelig durchschneiden, setzt man die Sohlen an den Durchschnittspunkten der Lagerstätten an; gewöhnlich etwas höher (10—20—30 Zoll) als die Stollnsohle, weil diese die Wasser zu Tag führende Sohle ist und bleibt.

Stollnort: das Ort, Ende des Stolln. Siehe Stolln.

Stoßort: der Ort, Punkt am Sichertroge, Stoßherde, wo die Stoßstange, die von der Poch- oder Wasserradswelle durch Drückelwelle mit Streichspan oder durch ein Kreuz bewegt wird, den Kopf des Herdes trifft. Der Herdkopf ist hier mit einem vorragenden Stück Eichenbohle belegt, damit er nicht unmittelbar angegriffen werde, und dieses Holzstück, der Stoßort, trifft bei der Rückbewegung des Herdes an das Stoß-Stauch- oder Prellklotz, empfängt also auch den Rückstoß. Vergl. diese Art. und Stoßherd.

Strebort: beim Strebbaue die Arbeitsstelle des Strebhäuers. Die Länge dieses Raumes ist 1¼—1½°. Die Höhe ist die des Strebes (18, 20—24″). Die Weite ½, ½—½ Lachter, soviel, als der Häuer zur Hantierung und der Junge zur Förderung mit dem Strebhunde hinter dem Häuer weg, bedarf.

Die Strebortung wird jeder Häuerkameradschaft, aus 2—3 Mann bestehend, zugemessen. Da diese Ortungen nach der Länge des anstehenden Strebes dicht auf einander folgen, so werden, um Streitigkeiten zu verhüten, Zeichen gemacht, und die Häuer jeder zwei aneinander liegenden Kameradschaften müssen diese Grenzzeichen fortführen.

Stürzort. Die Abtheilungen längs den Wänden des Füllorts (s. d. Wort), worin die Erze, Schiefern jeder einzelnen Kameradschaft aufgestürzt oder gesammelt werden, bis die Reihe zu fördern an sie kommt, heißen Stürzörter. Sie werden durch schwache Stempel und Bretverschläge gebildet, eins am andern, jedes ¼ Lachter lang, ½ Lachter weit, und so hoch, wie das Füllort selbst.

Der Grund für die Anlegung der Stürzörter ist: 1) der, daß wo dem einzelnen Häuer oder den Kameradschaften nach der Centnerzahl der Erze, Schiefern ꝛc. verdungen wird, die Erze oder Schiefer jeder Kameradschaft besonders gehalten werden müssen. 2) Daß es nicht gut möglich ist, dieselben, sowie sie vom Gewinnungspunkt unter der Förderschacht gebracht werden, sogleich zu Seile zu schicken. Denn die Tonnen der Treibmaschinen halten 8—10 Centner; das Kübel bei der Haspelförderung ½, 1—2 Centner; die Grubenfördergefäße (Hunde, Karren) nur 3, 4—5 Centner. Vergl. Füllort.

Suchort: ein Ort, mit dem neue Erzmittel, neue Gänge oder Flötze aufgesucht werden. Vergl. Feldort, Sitzort, Versuchort.

Umbruchsort, s. Umbruch.

Versuchort, ist gleichbedeutend mit Suchort, Hoffnungsschlag (in Ungern), zuweilen auch mit Feldort.

Wasserort: ein Ort, dessen Zweck, die Abführung, Zusammenleitung der Wasser an einem tiefern Punkt ist, von wo sie durch Maschinen, als Künste, Pumpen u. s. w., weggehoben werden. Gewöhnlich verrichten schon

Digitized by Google

die Stölln, die Sohlen, zu denen auch die Gezeugstrecken gehören, diesen Dienst.

Wetterort: ein Ort zur Regulirung, Wiederherstellung des Wetterwechsels; gehört zu den Hilförtern. Vergl. die Art. unt. Wetter. (*Plümicke.*)

Ort (geographisch), s. Breite und Länge.

ORT (geometrischer), ist eine Linie oder eine Fläche, durch welche eine unbestimmte geometrische Aufgabe aufgelöst wird. Jeder einzelne Punkt der Linie oder der Fläche dient nämlich auf gleiche Weise zur Auflösung der gegebenen Aufgabe. So ist, um die Sache von Vorn herein durch ein einfaches Beispiel zu erläutern, bekannt genug, daß die auf gleichen Kreisbogen stehenden Winkel an der Peripherie eines und desselben Kreises einander gleich sind. Wäre also die Aufgabe gegeben, durch zwei gegebene Punkte zwei Linien zu ziehen, welche einen gegebenen Winkel mit einander einschließen, so kann diese Aufgabe nicht eine, sondern sie muß unzählig viele Auflösungen haben, da man die beiden gegebenen Punkte blos mit einander durch eine grade Linie zu verbinden, und über derselben einen Kreisabschnitt, in welchen der gegebene Winkel paßt, zu beschreiben (Euel. III, 33) braucht. Jeder Punkt des Kreisabschnittes löst also die vorgelegte Aufgabe, und er ist hiernach der geometrische Ort der Scheitelpunkte aller derjenigen Dreiecke, welche eine und dieselbe Grundlinie und gleiche gegebene Winkel am Scheitel haben.

Unter den geometrischen Örtern, welche durch Linien dargestellt werden (locus ad lineam), unterscheiden die alten Geometer ebene, körperliche und lineariſche Örter (loca plana, solida und linearia, oder *τόποι ἐπίπεδοι, στερεοί* und *γραμμικοί*). Unter ebenen Örtern verstanden sie die grade Linie und den Kreis, weil diese als in einer Ebene gedacht werden können, dahingegen die Kegelschnitte, mit Ausnahme des Kreises, die durch Schnitte eines Körpers entstehen, körperliche Örter genannt wurden. Daß diese Unterscheidung, namentlich zwischen dem Kreise und übrigen Kegelschnitten, nicht sehr haltbar ist, da auch der Kreis durch den Schnitt einer Ebene und einer Kugel, und hinwiederum die Kegelschnitte durch Bewegungen in einer Ebene entstehen können, liegt am Tage. Lineariſche Örter hießen endlich alle bekannte krumme Linien, welche nicht in die beiden vorigen Classen gehörten, also die Conchoide des Nikomedes, die Cissoide des Diokles, die Quadratrix des Dinostratos ꝛc. Auch wurden die einzelnen krummen Linien selbst noch als verschiedene geometrische Örter durch die auf dieselben sich beziehenden Namen unterschieden; so sprach man von einem locus ad lineam rectam, ad circulum, ad parabolam, ad ellipsin, ad hyperbolam, ad conchoidem Nicomedis etc., und verstand darunter die grade Linie, den Kreis ꝛc. Nur die ebenen und mit seltenen Ausnahmen die körperlichen Örter waren bei der Auflösung von Aufgaben geduldet, und man hielt eine Auflösung, die auf einen körperlichen Ort führte, als nicht in die Geometrie gehörig, oder doch für sehr unelegant. Pappus sagt (Collect. math. L. III. ad prop. 6) ausdrücklich, man habe die Aufgabe vor der Erfindung zweier geometrisch mittlern Linien nicht auf geometrische Weise construiren können, weil die Zeichnung der Kegelschnitte in einer Ebene nicht leicht sei. Die linearischen Örter aber waren ganz verbannt. Führte eine Aufgabe auf eine Fläche als geometrischen Ort des gesuchten Punktes, welches dann stattfindet, wenn zur vollständigen Bestimmung des gesuchten Punktes zwei Bedingungen fehlen, so wurde die Fläche locus ad superficiem genannt; und fehlten drei Bedingungen, in welchem Falle jeder Punkt des Raumes die Aufgabe auflöste, so hieß der Ort locus ad solidum.

Den ersten Anstoß zu einer genauern Untersuchung der geometrischen Örter scheint die Entdeckung des Menächmus, eines Schülers des Platon, gegeben zu haben, daß man durch den Schnitt zweier Kegelschnitte zwei mittlere Proportionalen zwischen zwei gegebenen Linien construiren, und folglich auch, wie Platon selbst gefunden hatte, die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auflösen könne. Wenigstens wurden seit der Zeit die geometrischen Örter mit großem Eifer und ausgezeichneter Vorliebe bearbeitet, wie man aus der Menge der Schriften, die Pappus (Coll. math. lib. VII. praef.) als die vorzüglichsten anführt, und aus dem Reichthume derer, die uns von ihnen übrig geblieben sind, hinlänglich ersehen kann. Nach den gewiß verdienstlichen Vorarbeiten der ältern Geometer aus der Platonischen Schule, die aber bald übertroffen und daher vergessen wurden, waren es besonders Apollonius von Pergä, Aristäus und Euklides, von denen der erste über die ebenen, der zweite über die körperlichen und der letzte über die Örter an der Oberfläche geschrieben hat, und deren Schriften in dieser Hinsicht als classisch anerkannt wurden. Des Apollonius zwei Bücher de locis planis sind verloren gegangen, und wir kennen sie nur aus der Inhaltsanzeige, die uns Pappus von ihnen aufbewahrt hat. Sie enthielten ein vollständiges System von Sätzen über Eigenschaften der graden Linie und des Kreises, als geometrische Örter betrachtet, und entwickeln daher alle Bedingungen geometrischer Constructionen, welche durch grade Linien und Kreise ausführbar sind; so, daß alle Aufgaben, deren Auflösung auf dem Durchschneiden von graden Linien und Kreisen beruht, sich auf Constructionen dieser ebenen Örter zurückführen lassen, wo dann diese Bedingungen über die Möglichkeit der vorgelegten Aufgabe entscheiden. Schon hieraus ist ersichtlich, welchen überaus wichtigen Gebrauch die alten Geometer von diesen Büchern des Apollonius machen konnten, wenn es darauf ankam, die Analysis einer Aufgabe zu machen. Beide Bücher zusammen enthielten 147 Theoremata und acht Lemmata. Im ersten Buche wird zuerst von den ebenen Örtern des Endpunktes einer von zwei graden Linien, und dann von den ebenen Örtern des Durchschnittspunktes zweier oder mehrer grader Linien, welche von gegebenen Linien aus unter gewissen Bedingungen gezogen sind, gehandelt. Das zweite Buch enthält Sätze von den ebenen Örtern des Durchschnittspunktes zweier oder mehrer grader Linien, die aus zwei oder mehren Punkten unter gewissen Bedingungen gezogen sind. Z. B.

Digitized by Google

Wenn von zwei gegebenen Punkten aus zwei grade Linien gezogen sind, die in einem gemeinschaftlichen Endpunkt als Durchschnittspunkte zusammentreffen, und die graden Linien in einem gegebenen unveränderlichen Verhältnisse sind, welches jedoch nicht das Verhältniß der Gleichheit sein darf, so ist der Ort dieses ihres Durchschnittspunktes eine der Lage nach gegebene Kreislinie. Feener: Wenn von einer beliebigen Anzahl gegebener Punkte aus grade Linien so gezogen sind, daß sie in einem gemeinschaftlichen Endpunkt als Durchschnittspunkte zusammentreffen, und die Summe der über sie beschriebenen, der Art nach gegebenen Figuren einem Raume von gegebener unveränderlicher Größe gleich ist, so liegt dieser ihr Durchschnittspunkt in einer der Lage nach gegebenen Kreislinie (von diesem Satze soll unten ein analytischer Beweis gegeben werden). — Diese Bücher de locis planis gaben in einer Wiederherstellung F. van Schooten: Loca plana restituta. (Lugd. B. 1656) und Fermat: Opp. omn. (Tolosae 1679) heraus. Van Schootens Ausführung ist jedoch algebraisch und Fermats zu unvollständig. Robert Simson übertraf bei Weitem seine Vorgänger (*Apollonii Parg.* locorum planorum libri II. Glasg. 1749. 4. teutsch in einer guten, mit lehrreichen Anmerkungen versehenen Übersetzung von J. W. Camerer. Leipz. 1796). Von des ältern Aristäus berühmter Schrift locorum solidorum libri V. haben wir gleichfalls blos einige Nachrichten durch Pappus (collect. math. libr. VII. praef.), der sie unter die Hauptwerke setzt, die man studiren müsse, um sich in der geometrischen Analysis Fertigkeit zu erwerben. Wahrscheinlich ist es das erste ausführlichere Werk über die Kegelschnitte gewesen. Eine Restitution desselben gab Vincent. Viviani, unter den Neuern einer der vertrautesten mit der Geometrie der Alten: De locis solidis divinatio in libros Aristaei nuissos. (Flor. 1673, wovon 1701 eine vermehrte Ausgabe erschien). Endlich gibt uns Pappus von Euklids zwei Büchern de locis ad superficiem, außer diesem Titel keine weitern Nachrichten. Doch ist nicht zu zweifeln, daß diese Örter Linien waren, welche auf einer krummen Oberfläche beschrieben wurden, also Linien von doppelter Krümmung, dergleichen einige von den Alten betrachtet worden sind, als die cylindrische und die sphärische Spirale, desgleichen zwei Curven auf der Oberfläche eines Cylinders, durch welche Archytas aus Tarent die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auflöste u. a. m.

Durch Carteſius bekam die Lehre von den geometrischen Örtern einen neuen Schwung und zugleich ein völlig verschiedenes Ansehen. Denn obgleich schon vor ihm geometrische Aufgaben mit Hilfe der Algebra aufgelöst waren, so bezogen sich diese doch immer nur auf einzelne Vergleichungen bestimmter mit einander verbundener grader Linien. Carteſius hingegen schloß zuerst alle Eigenschaften einer graden oder krummen Linie in eine algebraische Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen, nämlich den veränderlichen Coordinaten und andern gegebenen Linien ein, und hierdurch wurde es ihm möglich, aus dieser Gleichung, vermittels algebraischer Lehrsätze, Auflösungs-, Umformungs- und Eliminationsmethoden und Verwandlungen, alle, auch die verborgensten geometrischen Eigenschaften, als aus einer vollständigen Definition der krummen Linie herzuleiten, und auf diese Weise Aufgaben aufzulösen, die auch den scharfsinnigsten Geometern unter den Alten zu schwer gewesen waren. So z. B. gibt er gleich im Anfange seiner 1637 erschienenen Geometrie die Auflösung der Aufgabe: Es sind mehre grade Linien der Lage nach gegeben, den Ort des Punktes zu finden, welcher die Eigenschaft hat, daß das Product der Linien, die von demselben an einige jener Linien unter gegebenen Winkeln gezogen werden, dem Producte derjenigen Linien gleich sei, die an die übrigen auf gleiche Weise gezogen werden, oder zu demselben ein gegebenes Verhältniß habe — welche die Alten nur in einigen besondern Fällen hatten auflösen können.

Wodurch aber die algebraische Behandlung der geometrischen Örter das größte Übergewicht über die geometrische erhielt, war der Umstand, daß man durch dieselbe einen festen Eintheilungsgrund der Örter, sowol in der ebenen als der räumlichen, erhielt. Da man nämlich bald sah, daß, um zuerst von den ebenen Örtern zu sprechen, die grade Linie durch eine Gleichung des ersten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen, also durch eine Gleichung von der Form

$$ay + bx = c$$

dargestellt werde, und daß umgekehrt diese Gleichung des ersten Grades nur die grade Linie darstelle (s. den Art. grade Linie), wenn die veränderlichen Größen x, y die linearen Coordinaten eines beliebigen Punktes der Linie bedeuten; so konnte man überzeugt sein, daß erstlich jeder geometrische Ort, der auf eine Gleichung von der angegebenen Art führte, eine grade Linie sei, zu deren genauerer Bestimmung es nur noch der Kenntniß von zwei aus den drei constanten Größen a, b, c gebildeten Quotienten bedurfte; und daß zweitens jeder geometrische Ort, der auf eine höhere Gleichung führte, welcher durch die Gleichung $ay + bx = c$ nicht Genüge geleistet wurde, keine grade Linie wäre. Ferner ergab sich durch dieselbe Betrachtungsweise, daß der Kreis, die Parabel, die Ellipse und die Hyperbel durch eine Gleichung des zweiten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen dargestellt werden, also durch eine Gleichung von der Form

$$Ay^2 + 2Bxy + Cx^2 + 2\alpha y + 2\gamma x = \beta^2$$

(wo A, B, C beliebige constante Zahlen, α, β, γ beliebige constante Linien bezeichnen), und daß umgekehrt diese Gleichung des zweiten Grades, wie ihr nicht in speciellen Fällen, d. h. für gewisse Werthe der Coefficienten, durch eine oder durch zwei Gleichungen von der Form $ay + bx = c$ Genüge geleistet wurde, in welchem Falle sie ein System zweier zusammenfallenden, oder parallelen, oder sich schneidenden graden Linien darstellte, nur die vier genannten krummen Linien darstelle (s. den Artikel krumme Linien der zweiten Ordnung). Hiernach hatte man nicht blos ein sicheres Mittel zu entscheiden, ob ein gesuchter geometrischer Ort in die Kategorie jener vier krummen Linien gehöre

oder nicht, sondern, da man auch bald fand, daß es blos von der Qualität der Größe $B^2 - AC$ abhänge, wenn man entscheiden wolle, welche von ihnen durch die obige Gleichung dargestellt werde, indem ein positiver Werth jener Größe eine Hyperbel, ein verschwindender eine Parabel, ein negativer eine Ellipse anzeigte, von welcher der Kreis nur eine specielle Gattung ist; so war man auch sogleich im Stande, auf eine leichte Weise die krumme Linie anzugeben, welche der verlangte geometrische Ort wäre, und zur genauern Bestimmung ihrer Lage, ihrer Axen, ihres Parameters, ihrer Excentricität, ihres Halbmessers ꝛc. führten dann die speciellen Werthe von A, B, C, α, β, γ in jedem einzelnen Falle. — Ganz auf dieselbe Weise verhielt er sich mit den sogenannten linearischen Örtern. Führte nämlich eine Aufgabe weder auf eine Gleichung des ersten, noch des zweiten Grades, so wußte man nunmehr zuversichtlich, daß er weder ein ebener, noch ein körperlicher wäre, aber nicht genug! Man wußte hierdurch auch, von welchem Grade er wäre, ob er, vorausgesetzt, daß man die grade Linie den Ort des ersten, und die Kegelschnitte mit Einschluß des Kreises, den Ort des zweiten Grades nannte, vom dritten oder vom vierten Grade wäre ꝛc. — Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den durch Flächen dargestellten Örtern. Sowie nämlich alle Eigenschaften einer Linie durch eine algebraische Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen dargestellt werden, ganz auf dieselbe Weise werden alle Eigenschaften einer krummen Fläche durch eine algebraische Gleichung zwischen drei veränderlichen Größen, den veränderlichen Coordinaten jedes beliebigen Punktes der Fläche dargestellt, und hier zeigte sich eigentlich Cartesius' große Entdeckung erst in ihrer wahren Kraft, weil hierdurch die ganze Theorie der krummen Flächen, von welcher den Alten kaum die ersten Elemente bekannt waren, nunmehr eine sichere Grundlage, und, woran früher kaum zu denken war, einen bestimmten Eintheilungsgrund erhielt. Da nämlich die Ebene durch eine Gleichung des ersten Grades zwischen drei veränderlichen Größen, also durch eine Gleichung von der Form

$$ax + by + cz = d$$

dargestellt wird, und umgekehrt, diese Gleichung des ersten Grades nur die Ebene darstellt (s. den Art. Ebene), wenn x, y, z die linearen Coordinaten eines beliebigen Punktes in ihr bezeichnen, so hat man die Überzeugung, daß erstlich jeder geometrische Ort, der auf eine solche Gleichung führt, eine Ebene ist, zu deren genauerer Bestimmung hinsichtlich ihrer Lage es nur noch der Kenntniß von den aus den vier constanten Größen a, b, c, d gebildeten Quotienten bedarf; daß zweitens jeder geometrische Ort, der auf eine höhere Gleichung führt, welcher durch die Gleichung $ax + by + cz = d$ nicht Genüge geleistet wird, keine Ebene sein kann; daß drittens jeder geometrische Ort, der auf zwei Gleichungen von der angegebenen Art führt, zugleich durch die erste und durch die zweite Ebene, also durch ihre Durchschnittslinie, d. h. durch eine im Raume liegende grade Linie, dargestellt werde, welche hinsichtlich ihrer Lage bestimmt ist, wenn man die Lagen zweier Ebenen kennt, durch deren Durchschnitt sie entsteht; daß viertens jeder geometrische Ort, der nicht auf zwei verschiedene Gleichungen des ersten Grades führt, keine grade Linie sein kann; und daß fünftens jeder geometrische Ort, der entweder gleich von Vorn herein, oder nach irgend welchen algebraischen Umformungen durch eine Gleichung des ersten Grades und durch eine Gleichung eines höhern Grades dargestellt wird, zwar keine grade, aber doch eine ebene krumme Linie ist, dahingegen derselbe eine doppelt gekrümmte Linie ist, wenn auf keine Weise eine der beiden Gleichungen in eine Gleichung des ersten Grades sich verwandeln läßt. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit den Gleichungen der höhern Grade. Die Gleichung des zweiten Grades zwischen drei veränderlichen Größen $Ax^2 + By^2 + Cz^2 + 2ayz + 2bxz + 2cxy + 2\alpha x + 2\beta y + 2\gamma z + \delta^2 = 0$, in welcher A, B, C, a, b, c beliebige constante Zahlen, α, β, γ, δ beliebige constante Linien bedeuten, umfaßt, die Fälle ausgenommen, in welchen ihr durch eine oder durch zwei Gleichungen des ersten Grades von der Form $ay + bx = c$ Genüge geleistet wird, in welchem Falle sie das System zweier zusammenfallenden, oder zweier parallelen, oder sich schneidenden Ebenen darstellt, die Kugel, das Sphäroid, das Ellipsoid, den elliptischen, hyperbolischen und parabolischen Cylinder, das einfächerige und das zweifächerige Hyperboloid, den elliptischen Kegel, und das elliptische und das hyperbolische Paraboloid, und es gibt sehr einfache Mittel aus den Zahlenwerthen der Coefficienten zu erkennen, welche der genannten Flächen die Gleichung in jedem einzelnen Falle darstellt (s. krumme Fläche des zweiten Grades und Oberfläche). Führt also eine Aufgabe auf einen durch eine solche Gleichung dargestellten geometrischen Ort, so ist die gesuchte Fläche eine der genannten, und im umgekehrten Fall ist sie es niemals; führt sie aber auf zwei solche Gleichungen, so ist der gesuchte geometrische Ort eine Linie von einfacher oder doppelter Krümmung, welche durch den Durchschnitt jener beiden Flächen entstanden ist. — Es ist unnöthig, diese Auseinandersetzung hier noch weiter fortzuführen, und nur daran zu erinnern sei erlaubt, daß durch die Erfindung der Differential- und Integralrechnung, und fast noch mehr der Rechnung mit partiellen Differentialquotienten über die geometrischen Örter ein ganz neues Licht verbreitet worden ist. Die ausführlichere Auseinandersetzung dieser Lehre könnte jedoch am gegenwärtigen Ort unpassend erscheinen.

Nachdem wir nun diese allgemeine Übersicht vorausgesendet, wollen wir, um eine speciellere Einsicht in die Natur des behandelten Gegenstandes zu erlangen, von mehren Gattungen der angeführten und von einigen noch nicht erwähnten geometrischen Örtern ein, oder wo es zweckmäßig scheint, einige Beispiele anführen, und zwar wollen wir solche wählen, welche auch an sich selbst des Interesses nicht entbehren.

1) Welches ist der geometrische Ort der Mittelpunkte aller der Kreise, welche sich in die Radienvectorendreiecke einer Hyperbel einschreiben lassen?

Auflösung. a) Geometrisch. Es seien A, B

Digitized by Google

(Fig. 1) die Scheitelpunkte, F, G die Brennpunkte der Hyperbel, und von den letztern nach einem beliebigen Punkte P der Hyperbel FP, GP gezogen. Ist nun AH senkrecht auf AB, PK eine Tangente an P, also FPK = KPG, ferner PF = PE und AD = AF gemacht, so ist, da wegen der Grundeigenschaften der Hyperbel GP — FP = AB ist, GE = AB, und da auch AD = AF = BG, also AB = DG ist, so folgt: GE = DG. Ferner ist FPK = KPG, PE = PF gemacht, und, wenn wie PK bei AH in C schneidet, PC = PC; also ist $\triangle$ FPC $\cong$ EPC, daher FC = CE; da nun auch CF = CD ist, weil die $\triangle\triangle$ ACF und ACD congruent sind, so ist CE = CD. Folglich sind in den $\triangle\triangle$ ECG, DCG alle drei Seiten gleich, und daher $\angle$ EGC = $\angle$ DGC. Da nun auch FPC = GPC, so ist C als der Durchschnittspunkt der beiden die Winkel P und G des Radiewectorendreiecks FPC halbirenden Linien der Mittelpunkt des in dieses Dreieck zu beschreibenden Kreises. Es liegt folglich dieser Mittelpunkt für jeden beliebigen Punkt P der Halbhyperbel PAQ auf der senkrechten HL, und da blos innerhalb der Asymptoten Tangenten stattfinden, so ist der gesuchte geometrische Theil der im Scheitelpunkt errichteten Senkrechten, welcher innerhalb der Asymptoten liegt. Ganz dasselbe gilt bei der andern Hälfte der Hyperbel für ein in B errichtetes Perpendikel.

b) Analytisch. Sind a, b die Halbaxen der Hyperbel, x, y die Coordinaten des Punktes P, vom Mittelpunkte der Hyperbel an gerechnet, so hat man bekanntlich für die Radienvectoren der Hyperbel die Ausdrücke

$$FP = ex - a$$
$$GP = ex + a$$

wobei angenommen ist, daß der Punkt P auf derjenigen Halbhyperbel liegt, deren innerer Brennpunkt F, äußerer G ist, und wo $\frac{\sqrt{a^2 + b^2}}{a} = e$, folglich die Entfernung des Mittelpunktes vom Brennpunkte = ae gesetzt worden ist.

Ferner ist $\sin PGF = \frac{y}{ex + a}$; $\cos PGF = \frac{ae + x}{ex + a}$

$$\sin PFG = \frac{y}{ex - a}; \quad \cos PFG = \frac{ae - x}{ex - a}.$$

Nun halbire man die Winkel PFG und PGF durch FC und CG, welche sich in C schneiden, und es seien u und v die den Coordinaten x, y correspondirenden Abscissen des Punktes C, so hat man

$$\text{tang } CGF = \text{tang } \tfrac{1}{2}PGF = \frac{v}{ae + u}$$

und $$\text{tang } CFG = \text{tang } \tfrac{1}{2}PFG = \frac{v}{ae - u};$$

folglich $v = (ae + u) \text{ tang } \frac{1}{2}PGF = (ae - u) \text{ tang } \frac{1}{2}PFG$. Da aber

$$\text{tang } \tfrac{1}{2}PGF = \frac{\sin PGF}{1 + \cos PGF} = \frac{y}{(e + 1)(x + a)}$$

$$\text{tang } \tfrac{1}{2}PFG = \frac{\sin PFG}{1 + \cos PFG} = \frac{y}{(e - 1)(x + a)}.$$

So hat man hiernach

$$v = \frac{(ae + u)\,y}{(e + 1)(x + a)} = \frac{(ae - u)\,y}{(e - 1)(x + a)}, \text{ also}$$

$$\frac{ae + u}{e + 1} = \frac{ae - u}{e - 1}$$

d. h. $u = a$.

Für die Halbhyperbel PAQ ist also die Abscisse des Mittelpunktes des berührenden Kreises constant = a, und demnach der geometrische Ort eine in A errichtete Senkrechte. Da ferner $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(x^2 - a^2)$,

so ist $v = \frac{ay}{x + a} = b\sqrt{\frac{x - a}{x + a}} = b\sqrt{\frac{-2a}{x + a}}$.

Der größte Werth von v ist also = b, und diesen Werth erreicht v erst dann, wenn x unendlich geworden. Alles wie oben.

2) Eine Anzahl von Punkten ist gegeben. Man suche den geometrischen Ort desjenigen Punktes, der die Eigenschaft hat, daß die Summe der Quadrate der Entfernungen desselben von allen gegebenen Punkten, wenn diese auch noch mit beliebigen gegebenen Zahlen multiplicirt werden, einem gegebenen Quadrate gleich ist.

Auflösung. Sind α, β die rechtwinkeligen Coordinaten des ersten, α', β' die des zweiten, α'', β'' des dritten gegebenen Punktes ꝛc., m, m′, m″ ... die gegebenen Multiplicatoren, und x, y die Coordinaten des gesuchten Punktes, so hat man, wie sehr leicht zu übersehen, für die Quadrate der Entfernungen des gesuchten Punktes von dem ersten, zweiten, dritten ꝛc. gegebenen Punkte die Ausdrücke

$$(x - \alpha)^2 + (y - \beta)^2,$$
$$(x - \alpha')^2 + (y - \beta')^2,$$
$$(x - \alpha'')^2 + (y - \beta'')^2,$$

u. s. f. Ist also das gegebene Quadrat = Q^2, so ist die Bedingung der Aufgabe in folgender Gleichung enthalten:

$$m(x - \alpha)^2 + m'(x - \alpha')^2 + m''(x - \alpha'')^2 + \ldots + m(y - \beta)^2 + m'(y - \beta')^2 + m''(y - \beta'')^2 + \ldots = Q^2$$

Entwickelt man nun die Quadrate, und setzt der Kürze halber

$$m + m' + m'' + \ldots = M$$
$$m\alpha + m'\alpha' + m''\alpha'' + \ldots = a$$
$$m\alpha^2 + m'\alpha'^2 + m''\alpha''^2 + \ldots = A^2$$
$$m\beta + m'\beta' + m''\beta'' + \ldots = b$$
$$m\beta^2 + m'\beta'^2 + m''\beta''^2 + \ldots = B^2$$

so erhält diese Gleichung die Form

$$x^2 + y^2 - \frac{2A}{M}x - \frac{2b}{M}y = \frac{Q^2 - A^2 - B^2}{M}$$

welches die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes ist. Nun ist aber sehr leicht zu sehen, daß man ihr folgende Gestalt geben kann:

Digitized by Google

$$\left(x-\frac{a}{M}\right)^2+\left(y-\frac{b}{M}\right)^2=\frac{a^2+b^2+M(Q^2-A^2-B^2)}{M^2}$$

und folglich ist der gesuchte geometrische Ort ein Kreis, dessen Mittelpunkt durch die Coordinaten

$$x=\frac{a}{M},\ y=\frac{b}{M}$$

bestimmt wird, und dessen Halbmesser =

$$\frac{1}{M}\sqrt{[a^2+b^2+M(Q^2-A^2-B^2)]}.$$

In welchen Fällen dieser Ausdruck imaginär werden kann, wollen wir hier nicht untersuchen, und nur erwähnen, daß der Mittelpunkt des gefundenen Kreises mit dem Schwerpunkte der einzelnen gegebenen Punkte, wenn man ihnen resp. die Massen m, m′, m″ . . . beilegt, in sehr naher Beziehung steht (s. d. Art. Schwerpunkt), und daß die gegenwärtige Aufgabe den Beweis des oben aus Apollonius' zweitem Buche von den ebenen Örtern angeführten Satzes enthält, weil die Figuren von gleicher Art den Quadraten gleichnamiger Seiten proportional sind.

3) Eine grade Linie von gegebener Länge ED (Fig. 2) bewege sich so, daß ihre Endpunkte D, E immer auf den Schenkeln AD, AE eines beliebigen Winkels DAE liegen. Welches ist der geometrische Ort eines auf dieser beweglichen Linie gegebenen Punktes C?

Auflösung. Ziehe BC parallel AE. Setzt man nun CE = a, CD = b, AB = x, BC = y, so hat man wegen der Ähnlichkeit der △△ DBC, DAE, EC : CD = AB : DB, und folglich $BD=\frac{bx}{a}$. Fällt man ferner das Perpendikel CH, so ist, da der Winkel DAE oder DBC gegeben ist, auch das Verhältniß BC : BH gegeben. Es werde durch a : e bezeichnet, so hat man hierdurch $BH=\frac{ey}{a}$, und demnach $HD=BD-BH=\frac{bx-ey}{a}$. Nun ist aber in dem rechtwinkeligen △ BHC, $BC^2-BH^2=CH^2$, d. h. $y^2-\frac{e^2y^2}{a^2}=CH^2$; und auf gleiche Weise in dem rechtwinkeligen △ CDH, $CD^2-CH^2=HD^2$, d. h. $b^2-\left(y^2-\frac{e^2y^2}{a^2}\right)=\left(\frac{bx-ey}{a}\right)^2$, folglich $a^2y^2-2bexy+b^2x^2=a^2b^2$, welches hiernach die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes ist. Da sie vom zweiten Grad ist, so ist derselbe ein Kegelschnitt. Um ihn genauer kennen zu lernen, bemerke man, daß man durch die Auflösung der quadratischen Gleichung

$$y=\frac{bex\pm b\sqrt{[a^2-(a^2-e^2)x^2]}}{a^2}$$

habe. Nun aber war $\frac{BH}{BC}=\frac{e}{a}$ gesetzt, und folglich ist $e>a$, da die Kathete BH nothwendig kleiner ist als die Hypothenuse BC. Demnach ist $(a^2-e^2)x^2$ eine positive Größe, und y kann folglich für immer größer werdende x imaginär werden. Folglich ist der gesuchte Ort eine Ellipse (s. *Newtons*, Arithm. univ. Quaest. Geom. Probl. XXXV.).

4) Den geometrischen Ort der Mittelpunkte aller der Kreise zu finden, die um die Dreiecke beschrieben sind, welche einen gemeinschaftlichen Winkel und denselben Inhalt haben.

Auflösung: a) geometrisch. Das △ ABC (Fig. 3) möge den allen gemeinschaftlichen Winkel C und den constanten Inhalt haben. Fälle nunmehr CF senkrecht auf CE, CG senkrecht auf CD, ziehe AH parallel CE, so ist CH die Höhe des △ ABC für die Grundlinie BC. Schneide ferner ein beliebiges Stück CA′ auf CD ab, ziehe A′H′ parallel AH, verbinde B und H′, und ziehe HB′ parallel H′B, so ist CH′ : CH = CB : CB′, also CB . CH = CB′ . CH′. Da nun CH′ die Höhe des △ CA′B′ für die Grundlinie CB′, so ist △ CA′B′ = CAB. In a, der Mitte von CA, und in b, der Mitte von CB, errichte man nun Perpendikel auf CA und CB, so ist ihr Durchschnittspunkt P der zum △ ABC gehörige Kreismittelpunkt. Auf gleiche Weise erhielte man P′ für das △ A′B′C. Nun ist

CH : CH′ = CB′ : CB,

aber auch CH : CH′ = Cα : Cα′

CB′ : CB = Cb′ : Cb (als Hälften)

daher Cα : Cα′ = Cb′ : Cb = Cβ′ : Cβ. Demnach

$$C\alpha\,.\,C\beta=C\alpha'\,.\,C\beta'.$$

Also bleibt das Product Cα . Cβ constant, wenn statt des Punktes A ein anderer beliebiger A′ angenommen und das △ A′B′C = ABC gemacht wird. Setze demnach $C\alpha\,.\,C\beta=m^2$, wo m eine vom gegebenen Inhalt und dem gegebenen Winkel abhängige Constante ist, so haben wir hiernach gefunden, daß der gesuchte geometrische Ort die Eigenschaft hat, daß, wenn von irgend einem Punkte P desselben auf eine gewisse Weise Linien auf zwei andere herunter gefällt werden, diese von dem letztern Stück abschneiden, deren Product für die verschiedenen Punkte des geometrischen Ortes constant bleibt. Hieraus folgt augenblicklich, daß der gesuchte Ort eine Hyperbel ist, deren Mittelpunkt in C liegt, und deren Asymptoten mit CF, CG zusammenfallen, und deren Axe CK natürlich den Asymptotenwinkel FCG und folglich auch DCE halbirt. Auch die Lage des Scheitelpunktes der Hyperbel ist leicht zu bestimmen. Denn offenbar liegt der Mittelpunkt des Kreises, der um das gleichschenkelige Dreieck, welches den gegebenen Winkel und Inhalt hat, in der Axe, und da dies der einzige Punkt der Hyperbel ist, der in der Axe liegen kann, so ist er der Scheitelpunkt. — Ist der Winkel C ein rechter, so sind seine Schenkel selbst die Asymptoten der Hyperbel, und diese ist dann gleichseitig.

b) Analytisch. Es sei abermals ABC eins der Dreiecke, welches den gegebenen Winkel C und den con-

Digitized by Google

ſtanten Inhalt hat. Setzt man nun Ca = aA = x, Cb = bB, und errichtet in a und b die Perpendikel aP = y und bP auf CA und CB, ſo iſt ihr Durchſchnittspunkt P der Mittelpunkt des um ABC geſchlagenen Kreiſes, folglich ein Punkt des geſuchten geometriſchen Ortes. Zieht man nun PQ parallel BCR und durch a die RQ parallel Pb, ſo iſt Cb = PQ — CR = Pa sin PaQ — Ca cos aCR = y sin (180 — C) — x cos (180 — C , alſo

$$Cb = y \sin C + x \cos C.$$

Multiplicirt man dieſe Gleichung auf beiden Seiten durch 2Ca sin C = 2x sin C, ſo hat man

$$2Ca.Cb \sin C = 2 \sin C\,(xy \sin C + x^2 \cos C).$$

Aber 2Ca.Cb.sin C iſt der Inhalt des △ ABC, welcher conſtant = I bleiben ſoll; folglich hat man

$$xy \sin C + x^2 \cos C = \frac{I}{2 \sin C}$$

für die Gleichung des geſuchten geometriſchen Ortes. Es iſt alſo eine Linie vom zweiten Grad, und da das Quadrat der einen Coordinate fehlt, nothwendig eine Hyperbel. Um ſie genauer kennen zu lernen, nehme man zwei andere beliebige ſchiefwinkelige Coordinaten x′, y′, welche mit den vorigen denſelben Anfangspunkt C haben, und mit der alten Axe des x die Winkel reſp. α, α′ machen. Alsdann hat man nach der Lehre von der Verwandlung der Coordinaten (ſ. d. Art.) bekanntlich

$$x = x' \cos \alpha + y' \cos \alpha'$$
$$y = x' \sin \alpha + y' \sin \alpha'$$

und, wenn man dieſe Werthe in die gefundene Gleichung des geometriſchen Ortes ſetzt:

$$x'^2 \cos \alpha \cos (C - \alpha) + x'y' \cos \alpha' \cos (C - \alpha) + y'^2 \cos \alpha' \cos (C - \alpha') + x'y' \cos \alpha \cos (C - \alpha') = \frac{I}{2 \sin C}.$$

Hier ſieht man ſogleich, daß, wenn man cos (C — α) = 0 und cos α′ = 0, alſo C — α = 90°, α = C — 90° und α′ = 90° ſetzt, die Gleichung die ſehr einfache Geſtalt

$$x'y' \cos (C - 90)^\circ = x'y' \sin C^2 = \frac{I}{2 \sin C},$$

daher

$$x'y' = \frac{I}{2 \sin C^2}$$

annimmt. Folglich iſt der geſuchte Ort eine Hyperbel, auf deren Aſymptoten die Axen der x′ und der y′ liegen. Da nun der Winkel der Axe der x′ und der Axe der x = C — 90°, der Winkel der Axe der y′ und der Axe der x = 90° gefunden wurde, ſo ſtehen offenbar die Aſymptoten auf den Schenkeln des gegebenen Winkels ſenkrecht.

5) Um drei feſte Punkte A, B, C (Fig 5.) die nicht in grader Linie liegen, bewegen ſich drei grade Linien AR, BQ, CP auf die Weiſe, daß der Durchſchnitt R der erſten mit der zweiten eine beliebige grade Linie r, und der Durchſchnitt C der zweiten mit der dritten eine beliebige grade Linie q beſchreibt. Welches iſt der geometriſche Ort des Durchſchnitts der erſten mit der dritten Linie?

Auflöſung. Man wähle BA zur Axe der x, BC zur Axe der y und ſetze BA = a, und BC = γ, ſo iſt die Gleichung einer beliebigen durch A gehenden Linie AR:

$$x - a = my, \ldots\ldots (1)$$

einer beliebigen durch B gehenden Linie BR,

$$x = ny,$$

alſo hat man für den Durchſchnittspunkt R, für welchen dieſe beiden Gleichungen zu gleicher Zeit gelten,

$$x = \frac{n\alpha}{n - m}, \quad y = \frac{\alpha}{n - m};$$

iſt alſo die Gleichung der Linie r:

$$ax + a'y = 1,$$

ſo hat man, da der Punkt R auf ihr liegt

$$\frac{n\alpha a}{n - m} + \frac{\alpha a'}{n - m} = 1 \ldots\ldots (2).$$

Ebenſo ſei die Gleichung einer beliebigen durch C gehenden Linie CQ:

$$y - \gamma = px, \ldots\ldots (3)$$

ſo hat man für den Durchſchnitt Q dieſer und der zweiten Linie x = ny, und y — γ = px, folglich

$$x = \frac{n\gamma}{1 - np}, \quad y = \frac{\gamma}{1 - np}$$

iſt alſo die Gleichung der Linie q:

$$c'x + cy = 1$$

ſo hat man,

$$\frac{n\gamma c}{1 - np} + \frac{\gamma c'}{1 - np} = 1 \ldots\ldots (4)$$

Endlich hat man für den Durchſchnitt der erſten und der dritten Linie die Gleichungen (1) und (3). Eliminirt man alſo aus den Gleichungen (1) (2) (3) (4) die drei veränderlichen Größen m, n, p, ſo iſt das Reſultat, nämlich

$$\alpha a'y^2 + [\alpha a + \gamma c - a\gamma (ac - a'c')]\, xy + \gamma c'x^2 - \alpha(1 + \gamma a')y - \gamma(1 + \alpha c')x + a\gamma = 0$$

die Gleichung des geſuchten geometriſchen Ortes, welcher folglich eine Linie des zweiten Grades, d. h. ein Kegelſchnitt, iſt. Dieſen Satz haben Maclaurin und Braikenbridge wahrſcheinlich jeder für ſich gefunden, und auf von einander und von der hier gegebenen Art verſchiedenem Wege bewieſen.

Um den Kegelſchnitt genau kennen zu lernen, bemerke man zuerſt, daß weder α noch γ = 0 ſein können, weil die drei gegebenen Punkte A, B, C der Vorausſetzung nach nicht in einer graden Linie liegen ſollen; daß, wenn y = 0 geſetzt wird, die gefundene Gleichung ſich in

$$\gamma c' (x - \alpha)\left(x - \frac{1}{c'}\right) = 0$$

und, wenn x = 0 geſetzt wird, in

Digitized by Google

$$\alpha a' (y-\gamma)\left(y-\frac{1}{a'}\right)=0$$

verwandelt. Es schneidet also die Axe der x, nämlich BA die Curve erstlich im Punkte A, für welchen $y=0$, $x=a$ ist, und zweitens im Punkte D, in welchem die Linie q die Axe der x trifft, weil für dieses $y=0$, und $c'x+cy=1$, also $x=\frac{1}{c'}$ ist. Auf gleiche Weise schneidet die Axe der y, nämlich BC die Curve erstlich im Punkte C, für welchen $x=0$, $y=\gamma$ ist, und zweitens im Punkte E, in welchem die Linie r die Axe der y schneidet, weil für diesen $x=0$, und $ax+a'y=1$, also $y=\frac{1}{a'}$ ist. Ferner hat man für den Durchschnitt F der Linien q und r

$$ax+a'y-1=0 \ldots\ldots (5)$$

und $$cy+c'x-1=0 \ldots\ldots (6)$$

folglich $$ax \cdot cy=(1-a'y)(1-c'x)$$

d. h. wenn man noch mit $\alpha\gamma$ multiplicirt

$$\alpha\gamma\,[(a'c'-ac)xy-a'y-c'x+1]=0.$$

Addirt man hierzu das Product der Gleichung (6) in γx und der Gleichung (5) in αy, so erhält man die oben gefundene Gleichung des geometrischen Ortes. Demnach leisten diejenigen Werthe von x und y, die sich aus der Verbindung der Gleichungen (5) und (6) ergeben, der krummen Linie Genüge, also liegt auch der Punkt F in der krummen Linie. Der Kegelschnitt ist also nunmehr, genauer bestimmt, derjenige, der durch die fünf Punkte A, C, E, D, F geht. Hieraus ergibt sich demnach eine sehr einfache Methode, einen Kegelschnitt zu construiren, der durch fünf gegebene Punkte A, C, E, D, F geht, von denen natürlich nicht drei in einer graden Linie liegen. Man verzeichne nämlich (Fig. 6.) ein beliebiges Fünfeck, dessen Ecken die gegebenen Punkte sind, verlängere zwei Seiten DA, EC desselben, bis sie sich in B schneiden, sodaß das Viereck DBEF entsteht. Zieht man nun aus einem der Scheitelpunkte A, von welchem aus die eine der Seiten verlängert wurde, eine beliebige Linie AG, welche diejenige Seite EF, die in dem Vierecke DBEF derjenigen Seite gegenüber liegt, auf welcher der angenommene Punkt A sich befindet, in G schneidet, zieht man ferner BG, und verlängert sie, bis sie die zweite Seite DF des Vierecks DBEF, welche nicht verlängert worden ist, in H trifft; und endlich CH, welche die AG in K schneidet, so ist K ein Punkt des durch A, C, E, D, F gehenden Kegelschnittes. Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß man bei dieser Construction blos grade Linien zu ziehen habe, und sie ließe sich daher leicht auf ein Instrument anwenden, vermittels dessen der Kegelschnitt durch eine continuirliche Bewegung verzeichnet werden könnte.

Ist $a=\frac{1}{c'}$, so fallen die beiden Punkte A und D zusammen, und folglich berührt dann BA den Kegelschnitt. Dasselbe findet in Hinsicht auf BC statt, wenn $\gamma=\frac{1}{a'}$ ist, in welchem Falle C und E zusammenfallen. Im ersten Falle geht nun die Linie q durch A, und im zweiten r durch C; finden also beide Umstände zu gleicher Zeit statt, so geht der Kegelschnitt durch die drei Punkte A, C, F und berührt BA in A, BC in C. Von diesem speciellen Falle hat auch Möbius in seinem barycentrischen Calcul, S. 80, einen interessanten Beweis gegeben.

Ist entweder $a'=0$, oder $c'=0$, d. h., ist die Linie r parallel der Axe der y, oder die Linie q parallel der Axe der x, so fällt im ersten Falle das mit y^2, im zweiten das mit x^2 verbundene Glied aus der Gleichung der krummen Linie weg; dieselbe ist also dann eine Hyperbel. (Siehe über denselben Satz noch einige Bemerkungen in der Correspond. sur l'école polytechnique. T. I. p. 307, wo Brianchon merkwürdige Folgerungen aus ihm herleitet.)

6) Um auch ein Beispiel eines sogenannten linearischen Ortes zu geben, so sei AB (Fig. 7.) eine grade Linie, in derselben A und B zwei feste Punkte, und BC perpendiculär auf AB errichtet. Nun ziehe man von C nach einem beliebigen Punkte D von AB die grade Linie CD, errichte DP senkrecht auf CD, und AP senkrecht auf DP, so ist P ein Punkt einer krummen Linie, der Opdiuride. Welches ist der geometrische Ort dieses Punktes?

Auflösung. Es sei $AB=a$, $BC=b$, $AM=x$, $PM=y$ und x, y die senkrechten Coordinaten des Punktes P; so hat man wegen der Ähnlichkeit der beiden $\triangle\triangle$ CBD und PMA : BC : BD = PM : MA

d. h. $b : BD = y : x$, also

$$BD=\frac{bx}{y}.$$

und wegen der Ähnlichkeit der $\triangle\triangle$ APM und PMD

$$AM : MP = MD : MD,$$

d. h. $$x:y=y:a+BD-x=y^2:ay+bx-xy$$

und folglich ist

$$y^3+x^2y-axy-bx^2=0$$

die Gleichung des gesuchten Ortes. Er ist also eine Linie vom dritten Grade. Um sie etwas genauer kennen zu lernen, lege man die positiven Abscissen in eine auf AB senkrecht errichtete Linie AE, die positiven Ordinaten in AD, sodaß resp. für y, x zu setzen ist — x, y. Hierdurch wird die obige Gleichung in folgende verwandelt

$$(b+x)y^2-axy+x^3=0$$

wo y nur im Quadrate vorkommt. Es ist demnach

$$y=\frac{ax\pm x\sqrt{(a^2-4bx-4x^2}}{2(b+x)}.$$

Es gehören also dann zu jeder Abscisse zwei Ordinaten, welche in eine einzige zusammenfallen, wenn $a^2-4bx-4x^2=0$, d. h. wenn $x=\frac{-b\pm\sqrt{a^2+b^2}}{2}$ ist.

Außerhalb der beiden Grenzen $x=\frac{-b+\sqrt{a^2+b^2}}{2}$

Digitized by Google

und $x = \frac{-b - \sqrt{a^2 + b^2}}{2}$ wird aber, wie man leicht findet, $a^2 - 4bx - 4x^2$ negativ, und folglich y imaginär. Nun sind aber für jeden positiven Werth von x beide Ordinaten positiv, weil dann $ax > ax\sqrt{1 - \frac{4x(b+x)}{a^2}}$ ist. Da sie nun beide auch für $x = o$ verschwinden, dann beide positiv und möglich sind, dann einander gleich, und von da an imaginär werden, so liegt in dem von den positiven x und den positiven y gebildeten rechten Winkel ein völlig umschlossener Theil, ein sogenannter Knoten der krummen Linie. — Die Polargleichung dieser Linie wird ziemlich einfach. Setzt man nämlich $x = r\cos\varphi$, $y = r\sin\varphi$ in die zweite Form, sodaß folglich der Winkel φ von AE gegen AD hin positiv gezählt wird, so erhält man

$$r = \frac{a\sin\varphi - b\sin\varphi^2}{\cos\varphi}.$$

Aus dieser Gleichung läßt sich der Inhalt des rundumschlossenen Theils leichter finden, als aus der obigen. Man erhält nämlich für denselben

$$\frac{a^2 - 3b^2}{4}\,\mathrm{Arc}\left(\mathrm{tang} = \frac{a}{b}\right) + ab\log\frac{b}{\sqrt{a^2 + b^2}} + \frac{3ab}{4}.$$

Der Herleitung dieses Resultats überheben wir uns am gegenwärtigen Orte.

Geben wir nun noch zuletzt ein Beispiel, wo der gesuchte geometrische Ort eine Fläche ist.

Aufgabe. Wenn ein Viereck ABCD (Fig. 8.) gegeben ist, dessen vier Seiten nicht in einer Ebene liegen, so verlangt man 1) den geometrischen Ort der graden Linie MN, die sich so durch die beiden Linien AD und BC bewegt, daß stets $DN : NA = CM : MB$; 2) der Ort einer zweiten graden Linie IK, die sich durch AB und CD so bewegt, daß stets $CK : KD = BI : IA$ ist; und 3) verlangt man noch zu wissen, ob diese Örter verschieden sind, oder ob sie zusammenfallen.

Auflösung: a) analytisch. Es sei AD die Axe der y, AB der z, die Ebene der xz parallel der Linie DC, die Ebene der xy parallel der Linie BC, und die Coordinaten von C seien $x = \alpha$, $y = \beta$, $z = \gamma$; so hat man

in A: $x = o$, $y = o$, $z = o$
in B $x = o$, $y = o$, $z = \gamma$
in C $x = o$, $y = \beta$, $z = o$

sodaß die Gleichungen der Linien sind:

von AB, $x = o$; von AD, $x = o$; von BC, $z = \gamma$

$$y = o \qquad z = o \qquad y = \frac{\beta}{\alpha}x,$$

und endlich von CD, $y = \beta$,

$$x = \frac{\alpha}{\gamma}z.$$

Setzen wir nun $AN = y'$, so sind die Gleichungen der Erzeugenden MN von der Form $x = Bz$, $y = Az + y'$, und wenn wir x, y, z aus den Gleichungen von MN und BC eliminiren, so erhalten wir die Bedingungsgleichung, daß MN stets BC schneide:

$$B\beta\gamma = \alpha(A\gamma + y') \ldots . (1).$$

Überdies hat man $ND : NA = MC : MB$, d. h. $AD : AN = BC : BM$. Nun ist im Punkte C, $y = \beta$, und im M, weil er auf BC liegt, $z = \gamma$, und demnach, weil er auf MN liegt $y = A\gamma + y'$, und da sich die Längen von Linien verhalten, wie die aus ihren Endpunkten beliebig parallel gezogenen Ordinaten, so ist $BC : BM = \beta : A\gamma + y' = AD : AN = \beta : y'$, demnach $A\gamma + y' = y'$, also $A\gamma = o$, und folglich, da γ im Allgemeinen nicht $= o$ ist, so ist $A = o$. Hierdurch geht nun die Gleichung (1) in die über

$$B\beta\gamma = ay' \ldots . (2).$$

Nun folgt aber aus den Gleichungen der Erzeugenden $MN : B = \frac{x}{z}$ und $y' = y$. Setzt man diese Werthe in die Gleichung (2), so erhält man für die Gleichung der gesuchten Fläche:

$$\beta\gamma x = \alpha yz.$$

Sie ist also eine Fläche des zweiten Grades. Wir werden gleich ihre Art näher erkennen. Vorher bemerke man, daß man, um die Gleichung der Fläche zu erhalten, die durch die Bewegung von IK entsteht, ganz dieselben Rechnungen zu machen habe; man hat nämlich an die Stelle von BD und BC die Linien AB und CD, d. h. an die Stelle von β und y hat man γ und z zu setzen. Nun ist aber unsere gefundene Gleichung symmetrisch in Beziehung auf β und γ und auf y und z. Also ist $\beta\gamma x = \alpha yz$ auch die Gleichung der zweiten Fläche. Sie fallen demnach zusammen.

Die Durchschnittslinie unserer Fläche mit einer der Ebene der xy parallelen Ebene hat die Gleichungen $z = k$, $\beta\gamma x = \alpha ky$; und die Durchschnittslinie mit einer der Ebene der xz parallelen Ebene hat die Gleichungen $y = k$, $\beta\gamma\alpha = \alpha kz$. Daraus folgt also, daß, weil dies Gleichungen des ersten Grades, also von graden Linien sind, unsere Fläche auf zwei verschiedene Weisen durch die Bewegung einer graden Linie entstehen kann, die sich bei ihrer Bewegung auf zwei andere AB und CD, oder AD und BC stützt, und der Bedingung unterworfen ist, daß sie immer einer und derselben Ebene parallel bleibe. Hieraus sind wir also berechtigt zu schließen, daß diese Fläche ein hyperbolisches Paraboloid ist, weil unter den Flächen des zweiten Grades bekanntlich nur diese auf die genannte Art entstehen kann.

Die Schnitte parallel der Ebene der yz haben die Gleichungen $x = c$, $\alpha yz = \beta\gamma c$; diese sind aber auf ihre Asymptoten bezogene Hyperbeln, und folglich sind die Ebenen der xz und der xy Asymptotenebenen der Fläche, da die Asymptoten, also hier die Axen jeder Hyperbel, die Gleichungen $y = o$, $z = o$ haben, und folglich die erste in der Ebene der xz, die zweite in der Ebene der yz liegen. Man hat also ein System von Asymptotenebenen, wenn man durch zwei anliegende Seiten des Vierecks Ebenen legt, welche den ihnen gegenüberliegenden Seiten resp. parallel sind.

Digitized by Google

Nehmen wir jetzt ſtatt des Punktes (α, β, γ) einen beliebigen andern auf der Fläche gelegenen, deſſen Coordinaten α', β', γ' ſind, zur vierten Ecke des Vierecks, ſo hat man, da er auf der Fläche liegt, $\alpha\beta'\gamma' = \beta\gamma\alpha'$. Betrachtet man nun eine Fläche, die auf dieſelbe Weiſe als die vorige entſtanden iſt, nur daß man ſich des zuletzt genannten Vierecks bedient, ſo wird ihre Gleichung ſein: $\beta'\gamma'x = \alpha'yz$, und dieſe zweite Fläche wird als Aſymptotenebenen zwei Ebenen haben, welche durch die beiden Seiten gehen, die im Punkte $(\alpha', \beta', \gamma')$ zuſammentreffen, und den gegenüberliegenden Seiten, alſo auch den Ebenen der xy und der xz, parallel ſind; da aber $\beta'\gamma' = \frac{\beta\gamma\alpha'}{\alpha}$ iſt, ſo wird die Gleichung der zweiten Fläche $\beta\gamma x = \alpha yz$, d. h. dieſe zweite Fläche iſt dieſelbe als die erſte, und alle Syſteme von Ebenen, die durch zwei Erzeugende der Fläche den entgegengeſetzten Seiten des Vierecks parallel gezogen ſind, ſind alſo Aſymptotenebenen. Nun haben wir bewieſen, daß die Erzeugung unſerer Fläche dieſelbe iſt als die des hyperboliſchen Paraboloids; aus der letzten Betrachtung folgt alſo folgender Lehrſatz: Jedes hyperboliſche Paraboloid hat unzählig viele Aſymptotenebenen, welche der Fläche jede in einer erzeugenden graden Linie begegnen, und die resp. den Ebenen parallel ſind, welchen jede Erzeugende resp. parallel iſt.

b) Geometriſch. Alle ſoeben durch die Analyſis erhaltenen Sätze kann man auch durch eine bloße geometriſche Betrachtung erhalten. Man behalte nämlich (Fig. 9) dieſelbe Lage der Axen bei, und lege durch die beiden Seiten CB, CD eine Ebene, deren Durchſchnitt mit der Ebene de xy und der xz resp. DR und BR ſei. Da nun die Ebene der xy der Seite BC parallel iſt, ſo iſt auch DR parallel BC. Aus demſelben Grund iſt BR parallel CD und demnach BCDR ein Parallelogramm. Ziehen wir alſo in der Ebene deſſelben ME parallel BR, ſo iſt CM = DE, MB = ER, alſo, wegen der Vorausſetzung, DN : NA = DE : ER, woraus folgt, daß NE parallel AR, und folglich die Ebene MEN parallel der Ebene BAR, d. h. der Ebene der xz iſt. Die in der Ebene MEN liegende Erzeugende MN wird alſo immer der Ebene der xz parallel ſein; alſo iſt die Fläche ein hyperboliſches Paraboloid. — Um nun die Gleichung der Fläche zu finden, betrachten wir einen Punkt G, der auf der Erzeugenden MN liegt. Es ſeien GP, PN, NA die drei Coordinaten z, x, y dieſes Punktes, ebenſo CS, SD, DA die des Punktes C; ML, LN, NA die von M, ſo haben wir $\frac{ML}{GP} = \frac{LN}{PN}$; d. h. $\frac{\gamma}{z} = \frac{LN}{x}$; ferner $\frac{LN}{SD} = \frac{NA}{DA'}$ alſo $LN = \frac{SD \cdot NA}{DA} = \frac{\alpha y}{\beta}$ und folglich durch Subſtitution $\beta\gamma x = \alpha yz$, wie oben.

Daß beide Flächen zuſammenfallen, läßt ſich nun auch ohne Hilfe einer Gleichung beweiſen. Man ziehe nämlich in der Ebene des Parallelogramms KF parallel BC, KI ſei die zweite Erzeugende, ſo iſt IF parallel AR, aus demſelben Grunde, weswegen NE parallel AR war; alſo werden ſich die beiden Ebenen KFI, MEN, die resp. den Ebenen des xy, xz parallel ſind, in einer Linie GH ſchneiden, welche ſowol der IF, als der NE, als der AR parallel ſein wird. Können wir alſo beweiſen, daß der Punkt G, in welchem GH die MN trifft, mit dem Punkte zuſammenfällt, in welchem GH die KI trifft, ſo ſchneiden ſich KI und MN in demſelben Punkt, und demnach trifft jede Erzeugende der einen von beiden Flächen alle Erzeugenden der zweiten Fläche, liegt alſo ganz in ihr, und folglich fallen beide Flächen zuſammen. Betrachten wir aber G als den Durchſchnitt von GH und MN, ſo iſt das △ MGH dem △ MEN ähnlich; alſo iſt $GH = \frac{NE \cdot MH}{ME}$; aber MH = CK, ME = CD, und △ DNE ∼ △ DAR; folglich $NE = \frac{DN \cdot AR}{DA}$, woraus folgt $GH = \frac{DN \cdot CK \cdot AR}{CD \cdot DA}$. — Jetzt ſei G der Durchſchnitt von GH und KI; ſo iſt wegen der Ähnlichkeit der △△ KGH und KIF : $GH = \frac{IF \cdot KH}{KF} = \frac{IF \cdot DE}{DR} = \frac{IF \cdot DN}{NA}$, und, weil △ BIF ∼ △ BAR, ſo iſt $IF = \frac{BI \cdot AR}{BA} = \frac{CK : AR}{CD}$; und folglich $GH = \frac{DN \cdot CK \cdot AR}{CD \cdot DA}$, woraus folgt, daß, von dem Punkte H aus, die Linie GH in derſelben Entfernung von IF als von MN getroffen wird, und daß ſich folglich dieſe beiden Erzeugenden in dem Punkte G treffen, was zu beweiſen war. (Einen andern Beweis dieſes letztern Lehrſatzes ſiehe in: Legendre's Geometrie, 5. Buch, 16. Lehrſ. Vergl. Corresp. sur l'école polyt. II, 439. III, 6.) (*Scherk.*)

Ort in der Schweiz, ſ. Orte.

ORT (Minirkunſt), iſt der Punkt, wo die Erde in einen Gang (Strecke, ſ. d. Art.) losgearbeitet wird. (*Benicken.*)

ORT, ORTH (Numism.), ¼ einer Courant-Münze (quadrans nummi, quart), z. B. Ortsgulden = ¼ Gulden, Ortsthaler = ¼ Thaler, danziger Ort = 4 Gr. 9⅓ Pf. oder ¼ Thlr. (*H.*)

ORT (Adam van), geſtorben zu Antwerpen 1641 im 84. Jahre ſeines Alters, ein Sohn und Schüler Lamberts van Ort und Lehrer Rubens, ein zu ſeiner Zeit berühmter Maler. (*H.*)

ORTA, ORTU oder ORDY. Ein türkiſch-tatariſches Wort, das vermuthlich zunächſt in die ſlaviſchen Sprachen (poln. ordy tatarskie) und von da in die andern europäiſchen (Horde) überging. Es bedeutet ein Feldlager, einen kleinen nomadiſchen Stamm, eine Reiterſchar. Unter den Brüdern der Osmanen in Hochaſien bedient man ſich häufiger der Worte Ulus und Aiman oder Aimach, die ſie mit den Mongolen gemein und vielleicht von letztern entlehnt haben. Wo chineſiſche Schriftſteller einen tatariſchen Stamm bezeichnen,

Digitized by Google

gebrauchen sie am häufigsten das Wort Aiman (Nguiman), welches auch den Mandschu-Tungusen geläufig ist. Ob die überraschende Ähnlichkeit von Ortu (die Türken schreiben Ordu) mit ἔρκος und dem latein. ordo ein Spiel des Zufalls ist, oder auf Urverwandtschaft der Wurzeln hindeutet, mag dahingestellt bleiben. (*W. Schott.*)

ORTA, Horta, Stadt auf der azorischen Insel Fayal, der Insel Pico gegenüber, am Strand in der Mitte der großen Bucht liegend, welche von Pico gedeckt, den Haupthafen der Insel ausmacht. Die Stadt ist im Allgemeinen gut gebaut, doch sind die Straßen oft krumm und schlecht gepflastert. Die Zahl der Bewohner beträgt 3 bis 4000. In der Nähe sind sehr gute Gärten. (*L. F. Kämtz.*)

ORTA (alte Geogr.). Paulus Diaconus (IV, 8) nennt ein Städtchen Horta in der Nähe von Polemartium, in welchem letztern man das heutige Bomarzo erkennt; man vermuthet daher, daß es von Hortanum, welches Plinius (III, 5, 8) als einen Ort in Etrurien, ohne genauere Bestimmung der Lage nennt, nicht verschieden, und das heutige Orta (Orte, Orti) am Einflusse des Nar in die Tiber sei; es beziehen sich hierauf die Hortinae classes bei Virgil (A. VII, 716). Auch erwähnt Plinius (III, 5, 9) Hortenses in Latium, in der Nähe von Latinium und Longula. (*H.*)

ORTA (See). In der Provinz Pallanzia des Fürstenthums Piemont befindet sich der Lago di Orta oder di S. Giulio; Namen, von welchen der erstere einer Stadt, an dem Ufer des Sees, und der andere einem Marktflecken angehört, der auf einem kleinen Eiland in dem See liegt. Der See ist von keiner großen Bedeutung, und hängt durch den Strona, in welchen er sich durch die Nagoglia ergießt, die ihm an seinem nördlichen Ende bei Omega entströmt, mit dem Lago maggiore zusammen, von welchem er sich im Westen und zwar von Norden nach Süden, etwa zwei Stunden weit, ausdehnt. Er ernährt sehr viele und große Aale, und hieß bei den Alten Lacus Cusius.

Orta (Stadt), liegt an dem See gleiches Namens, in einer anmuthigen Gegend, zählt 1200 Einwohner und hat eine Pfarrkirche und ein Kloster der Ursulinerinnen, in der Nähe aber auf einem Hügel am See und einer Landzunge ein Capucinerkloster und eine schöne, mit 32 Kapellen geschmückte Kirche. — Von ihr ist die gleichbenannte Stadt in der Delegation Viterbo des Kirchenstaats zu unterscheiden. Sie liegt an der Tiber auf einem Hügel, treibt Weinbau und etwas Handel, und hat eine Kathedrale, fünf Mönchs- und zwei Nonnenklöster. Von ihr führt ein Bisthum den Namen, welches mit Cività Castellana verbunden ist. (*Eiselen.*)

ORTACEA oder ORTACEAS, alter Name eines Flusses in Asien, in der Landschaft Elymaïs, welcher sich in den persischen Meerbusen ergießt und vielen Schlamm mit sich führt (*Plin.* VI, 27, 31). (*H.*)

ORTAGUREA, nach Plinius (IV, 11, 18), wenn anders die Stelle heil ist, der ältere Name der thrakischen Stadt Maronea. (*H.*)

ORTALIDA *Merrem* (Aves). Eine aus der Linné'schen Gattung Penelope gesonderte Gattung von Cuvier (règne animal ed. 2. I. 472) und Boie (Isis XIX. 978) als solche angenommen, von Lesson (Traité d'Ornithologie p. 480) nur als Untergattung betrachtet, von Spix (Avium species novae II. 52), von Wagler (Isis XXIII. 1109) und von Neuwied (Beiträge zur Naturgesch. Brasiliens IV, 539) wieder mit Penelope vereinigt. Sie unterscheidet sich von dieser nach Cuvier nur dadurch, daß die Arten fast nichts Nacktes an der Kehle und um die Augen haben — nach Lesson (l. c.) sind die Kennzeichen: Kopf und Vorderhals befiedert, Augenkreis und zwei Linien an dem Schnabelwinkel nackt. Wagler, bei welchem sie die Abtheilung C der Gattung Penelope bildet, gibt folgende Kennzeichen an: Der innere Fahnenbart der ersten Schwungfedern ganzrandig; die Tarsen schmächtig, mit längerer Mittelzehe; das Kinn nackt, in der Mitte mit einer haarigfederigen Binde.

1) O. Motmot. *Gmelin*, *Linné* (Phasianus guianensis *Brisson* I. 270. t. 26. f. 2. Faisan de la Guiane. pl. enl. 146 (mala). Phasianus Parraka. *Gmelin.* Ph. Parraqua *Latham.* Penelope Parrakoua *Temminck* Gallinaces p. 85). Haube und Oberhals rostbraun, die ganze Oberseite olivenfarben, die Unterseite blaß olivengrau, der Steiß rostroth, die vier mittlern Steuerfedern erzgrün, die vier seitlichen kastanienrothbraun. Dies ist die Zeichnung des männlichen-weiblichen erwachsenen Vogels, mit welchem Lesson Azara's Yacu carraguata, Neuwieds Arracuan und Humboldts Phasianus garrulus zusammengeworfen hat. Die Länge ist 19 Zoll, der Schwanz mißt neun Zoll, zwei Linien, das Vaterland ist Cayenne und Guiana.

2) O. albiventris *Wagler* (Penelope Momot av. hornotina *Temminck*). Haube und Ohren röthlich, Bürzel und untere Flügeldeckfedern zimmtfarben, Rücken, den ganzen Flügel, die Federn des Halses und der Brust olivenbräunlich, die letztern heller und weißlich gerandet, Unterleib und Bauch weiß. Neunzehn Zoll lang, der Schwanz acht Zoll. Lebt in Brasilien um den Amazonenfluß.

3) O. ruficeps. Mus. Berolin. Haube und Nacken roth, Oberseite olivenbraun, Brust olivengrau, Unterseite grau, Steiß bräunlich, die zwei mittlern Steuerfedern erzgrün, die folgende ebenso gefärbt, mit röthlicher Spitze, die übrigen bis über die untere Hälfte erzbraun, dann zimmtroth. Nur 16½ Zoll lang, der Schwanz sieben Zoll, acht Linien. In Brasilien.

4) O. garrula. Mus. Berol. (Chachalacameti. *Hernandez* Thes. p. 23. n. 41. Phasianus garrulus *Humboldt* Observ. de Zool. et Anat. I. p. 4. Penel. Momot, avis juven. *Temminck*). Die ganze Oberseite und Oberbrust graulich olivenfarben, die ersten Schwungfedern kastanienroth; die Haube röthlich, die Steuerfedern erzschwarz, mit weißem Endflecke, der Vorderbauch und Bauch weiß, Steiß und Schienen grau. Zwanzig Zoll, zehn Linien lang; der Schwanz 9½. In Mexiko.

Digitized by Google

5) O. vetula *Wagler*. Olivenfarben, Haube und Ohren schieferfarben, Weichen, Steiß und Schienbeine bräunlich, Oberbauch und Bauch etwas röthlich, Steuerfedern oben erzgrün, mit einem großen schneeweißen Endflecke. Länge 18 Zoll; die zwei mittlern Steuerfedern neun Zoll, zwei Linien, die äußerste nur 6½ Zoll lang. In Meriko.

6) O. poliocephala Mus. Berol. Graulich olivenfarben, Kopf und Hals oben schieferfarben, Vorderbauch, der Bauch in der Mitte und die Schienbeine weiß, Weichen und Steiß rothgelb, Steuerfedern erzschwärzlich mit einem großen rothgelben Endflecke. Bei dem jungen Vogel ist die rothgelbe Spitze der Steuerfedern schwarzgrün blätterfleckig, die Schwungfedern sind an der Spitze rothgelb bunt. Der Ältere wird den Erwachsenen mehr ähnlich, Haube und Hinterkopf sind schieferfarben, Vorderbauch, Bauch und Schienbeine bräunlichröthlich, der Schwanz ist wie am erwachsenen Vogel. Die Länge beträgt 23½ Zoll, der Schwanz mißt elf Zoll. Die sehr langen Steuerfedern sind wie beim Cuculus Cajanus gebildet. In Meriko.

7) O. canicollis *Wagler* (L'Yacou-Caraguata *Azara* Voy. n. 336). Braunschwärzlich, grünglänzend, Stirn und Schwungfedern schwärzlich, der übrige Theil des Kopfes und der Hals bleifarben; der Unterhals und die Unterseite braun mit Weiß gemischt, der Schwanz fast schwarz, die äußere Steuerfeder, Schienen und Steiß zimmtroth. Länge 22 Zoll, Schwanz 9½. In Paraguay. Von Temminck, Vieillot und Lesson zu Monot gezählt, ist aber wahrscheinlich des letztern Penelope Goudotii (Manuel II, 217).

8) O. guttata *Spix* (Avium spec. nov. II. t. 73. P. squamata ? *Lesson* Dict. d. Sc. nat. 59. p. 195). Haube und ganze Oberseite sattbraun, Hals und Brust braun, jede Feder an der Spitze mit einer ziemlich breiten weißen Binde, Bauch und Unterleib bräunlich, Steiß und die drei äußern Steuerfedern kupferfarben, die übrigen erzbraun. Länge 19—20 Zoll, Schwanz neun Zoll. In Brasilien am Amazonenflusse.

9) O. Araucuan *Spix* (l. c. t. 74. Pr. Max v. Neuwied Beiträge z. Nat. Brasiliens IV. S. 549. Der Aracuang). Bräunlich, Unterseite hellweißlich, Kehle und Brust graugrünlich, Steiß und Weichen röthlich, die vier mittlern Steuerfedern erzolivenfarben, die seitlichen kupferroth, an der Basis erzolivenfarben. Von diesem Vogel gibt der Prinz von Neuwied a. a. O. eine genauere Beschreibung, von der wir Folgendes auszugsweise mittheilen:

Der männliche Vogel hat einen ziemlich kurzen Schnabel, an dem die Kuppe stark herabgebogen und etwas übertretend ist; der Kinnwinkel ist zum Theil nackt, die Zunge hornartig, kurz, pfeilförmig, glattrandig, über dem Zügel hinter der Nasenhaut unter dem Mundwinkel am Kinnwinkel und auf der Mitte der Kehle stehen schwarze Bartborsten, die auf letzterer an der Wurzel schon Bärte haben. Zügel und Umgebung des Auges nackt, Federn des Scheitels und des Halses an der Spitze etwas verschmälert, die Kehle zum Theil nackt, über ihre Mitte vom Kinne herab läuft ein Streifen von Federn, welche stark glänzende Schäfte und an ihrer Spitze zum Theil keine Bärte haben. Die Flügel reichen kaum über die Schwanzwurzel hinaus, die Schwungfedern sind gekrümmt, die sechste und siebente die längsten; der Schwanz ist stark und lang abgestuft, die Beine sind mäßig hoch, die Zehen an ihrem Wurzelgliede durch eine starke Spannhaut verbunden, die Nägel etwas gestreckt. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel hell hornblau oder bleifarben, die Wurzeln beider Kiefern dunkler, die nackte, das Auge umgebende Haut bläulich schwarz; Kehle etwa neun Linien lang, abwärts nackt und fleischroth, allein über ihre Mitte läuft ein bläulich-schwarzer Streifen, der nur sparsam mit Federn besetzt ist; er theilt die nackte Kehle in zwei rothe Flecken; Federn des Scheitels bis zur Ohrgegend hinab röthlich-braun, in ihrer Mitte dunkler, am Rande bläßer; Oberhals, Schultern und Rücken graubraun, mit einem starken olivengrünen Anstrich und Glanze, zum Theil mit schmalen hellern Rändchen, Unterrücken ein wenig roströthlich; Unterhals und Brust dunkel schwärzlich-graubraun, alle Federn des erstern mit weißlichen Spitzen, die der Brust mit weißlichen Rändern; Bauch weiß; Schenkel, Seiten der Aftergegend und Steiß fahl oliven-graubraun; Aftergegend und Steiß mit dicken Daunenfedern besetzt; Schwungfedern dunkel-graubraun, an der Vorderfahne etwas olivenglänzend; mittlere Schwanzfedern olivengrün, mit lebhaft grünem Kupferglanze, die drei äußern an jeder Seite nach Außen zunehmend rostroth, sodaß die äußere nur an der Wurzel etwas grün, übrigens gänzlich rostroth ist, die zweite ist halb rostroth, die dritte nur an ihrer Spitze. Die Länge beträgt 20 Zoll fünf Linien, der Schwanz neun Zoll.

Der männliche Vogel hat einen höchst merkwürdigen Luftröhrenbau. Diese läuft grade längs des Halses hinunter, geht nicht sogleich in den Thorax hinein, sondern äußerlich über die starken Brustmuskeln hinab bis zu dem Bauche, wo sie wieder aufwärts steigt, und zur linken Seite des hinabsteigenden Astes alsdann über dem Brustbein in die Lungen eintritt. Der Bronchiallarynx ist einfach gebildet und klein. Temminck hat die höchst ähnliche Luftröhre der Penelope Parrakua abgebildet, welche mit der des Aracuang in allen Hauptzügen übereinkommt, nur tritt bei dem letztern der wiederaufsteigende Luftröhrenast zur Linken des herabsteigenden in den Thorax, da es bei der von Temminck abgebildeten des Parrakua sich umgekehrt zu verhalten scheint. Dem weiblichen Aracuang fehlt der weitere oben beschriebene Luftröhrenbau gänzlich, und er ist in dieser Hinsicht gebildet wie andere Vögel.

Das Weibchen unterscheidet sich außer dem Kennzeichen, daß seine Luftröhre direct und ohne weitere Biegung in die Lungen tritt, nur wenig vom Männchen. Die Brustfedern sind weniger dunkel, Bauch und Schenkel mehr schmutzig bräunlich überlaufen, die mittlern Schwanzfedern, vielleicht etwas weniger lebhaft, kupfergrün, was indeß bei recht alten Vögeln kaum der Fall sein dürfte. Am jungen weiblichen Vogel sind alle Far-

Digitized by Google

ben matt und mehr unrein, die mittlern Schwanzfedern nicht kupfergrün mit Metallschimmer, sondern blos graubraun, hier und da etwas kupferröthlich glänzend, die Untertheile schmutzig graugelb, die Brust sehr stark weißlich gewellt. Der ganz junge Vogel im ersten Gefieder hat am Kopf über jedem Auge einen breiten rostrothen Streifen.

Der Aracuang ist dem Prinzen nicht südlicher als am Rio Doce vorgekommen, von da an nördlich, am Mucuri, Alcobaça, im Sertong von Bahia, Minas Geraës; in den Schluchtwäldern und Carascos des Campo Geral kommt er nicht selten vor. Er scheint weniger in den geschlossenen großen Urwaldungen zu leben, als in Vor- und Niederwaldungen, Catingas, Carascos, in den dicht verflochtenen, vom Winde niedergehaltenen Gebüschen der Seeküste, welche aus Bromelia, Passiflora, Coccoloba, Cactus-, Cocus-, Eugenia-Mynthus und andern Gesträuchen so dicht ineinander gefitzt sind, daß man kaum in dieselben eindringen kann. Hier leben diese Vögel außer der Paarzeit in kleinen Gesellschaften. Der Hahn läßt seine laute, höchst sonderbare, aus mehren abgebrochenen Tönen bestehende Stimme häufig hören. An den Seeküsten fand der Prinz diese Vögel oft paarweise in den weiter oben genannten Sandgebüschen, wo seine Hühnerhunde sie aufjagten; alsdann ließen sie sogleich ihre Stimme hören, und gaben noch andere Töne von sich. Am Fluß Ilhéos traf er sie an den Ufern auch im Anfange des Urwaldes. Ihr Nest sollen sie auf einem niedern Baume von Reisern erbauen und zwei bis drei weiße Eier legen. Im Monate Januar fand er an den Ufern des Mucuri schon starke junge Vögel dieser Art. Das Fleisch des Aracuang ist angenehm zu essen und seine Brust ist sehr fleischig. In der Hauptsache hat er die Lebensart und Manieren der übrigen Penelopen. (D. *Thon.*)

ORTALIDES *Fallén* (Insecta). Eine Zweiflüglerfamilie, aus Latreille's siebenter Abtheilung Capromycae, der Tribus Muscides, in der Familie Athericea. Sie ist von Meigen ebenfalls nicht angenommen worden, und umfaßt die Gattungen Sepedon, Loxocera, Myzetomyza, Tephritis, Ortalis, Sepsis, Mycropeza, Scatophaga, Geomyza, Sapromyza und Lauxania (f. d.). (D. *Thon.*)

ORTALIS *Fallén* (Insecta) Buntfliege. Eine Zweiflüglergattung aus Falléns Familie Ortalides, von Meigen (System. Beschreibung der bekannten europ. zweiflügel. Insecten V. 272) in die Familie Muscides gestellt. Ihre Kennzeichen sind: Fühler niedergedrückt, schief, dreigliederig, das dritte Glied länglich, zusammengedrückt; an der Wurzel mit nackter Borste. Untergesicht in der Mitte gewölbt, nackt; Stirn haarig; Augen länglich; Hinterleib fünfringelig; Flügel aufgerichtet. Der Kopf halbkugelig, die Netzaugen länglich, auf dem Scheitel drei Punktaugen; Rüssel zurückgezogen, gekniet, fleischig. Rückenschild mehr viereckig, ohne Quernaht. Hinterleib meistens lang, beim Männchen stumpf, beim Weibchen mehr spitzig mit gegliederter Legeröhre, Schüppchen klein, Schwinger unbedeckt. Die Flügel bei allen bekannten Arten mehr oder weniger braun ꝛc. gefleckt, bandirt ꝛc. Man kennt eine Menge Arten, welche von Fabricius unter Scatophaga, Dictya, Teptritis, von Schrank unter Trupanea aufgeführt wurden. Viele sind in Europa einheimisch, 26 zählt Meigen auf; von ausländischen beschreibt Wiedemann (Außereuropäische zweifl. Insecten II. 457) 15 Arten. Meigen sagt zwar a. a. O., daß die Naturgeschichte dieser Gattung noch unbekannt sei, indessen ward die der O. Cerasi bereits von Reaumur beschrieben, und Schrank sagt (Fauna boica III. 151) von seiner Gattung Trupanea, von welcher die meisten Arten zu Ortalis gehören: „Die Larven dieser Gattung sind länglich, vorn spitziger, hinten stumpf; der Kopf ist veränderlich und die Lebensart sehr einfach; sie leben nämlich im Innern der Samen oder zwischen denselben, oder in eigenen Gallen. Die letzte Art (O. Cerasi) lebt im weichen Fleische der Kirschenfrucht. Die Verwandlungen gehen gewöhnlich ebendaselbst vor, wo die Larve gelebt hat; einige Arten gehen daher in die Erde." „Die Fliegen haben viel Eigenes, das nicht so leicht zu beschreiben ist." Sie spielen viel mit ihren Flügeln und schwingen sie oft. Ihr Gang geschieht ruckweise und gleichsam in kleinen Sprüngen; sie sind dabei nicht sehr flüchtig, ob sie gleich sehr gut fliegen ꝛc." Als Typen der Gattung nehmen wir auf:

1) O. Cerasi *Linné* (Musca C. Tephritis mali und morio *Fabr.*) Syst. Antl. Ort. uliginosae *Fallén* Mouche du Bigarreau *Reaum.* Ins. II. pl. 38. f. 17—23). Untergesicht und Stirn pomeranzengelb, weißgerandet, Fühler pomeranzengelb; Leib glänzendschwarz, etwas metallisch, Beine schwarz mit rothgelben Füßen; Flügel weiß mit kastanienbraunen Binden: die erste an der Wurzel schief breit, nach Innen verwachsen, am Hinterrande der Flügel mit der zweiten schmälern verbunden, der dritte und vierte vorn zur Hälfte zusammengeflossen. Im Mai und Juni im Grase, auf Brennesseln. Die Larve lebt im Fleische der bunten Herzkirsche, geht aber zur Verwandlung in die Erde. 1¼ Linie lang.

2) O. Syngenesiae *Fabricius* (O. juncorum *Fallén*) Kopf glänzend schwarz, Fühler schwarzbraun, Leib glänzend schwarz, mit etwas Metallglanze; Schwinger braun, Beine schwarz, die hintersten Füße rothgelb, Flügel wasserklar: von der Wurzel aus geht ein kastanienbrauner Saum am Vorderrande bis zur ersten Binde, die am kürzesten, die zweite und dritte schließen die beiden Queradern ein, alle drei enden auf der fünften Längsader; ein großer halbkreisförmiger, kastanienbrauner Flecken nimmt die Flügelspitze ein. Im Juli auf Wiesen, hauptsächlich im Juni. 1½ Linie lang. (D. *Thon.*)

ORTBAND (per syncopen Ørband; teutsche Sprachkunde und Rechtalterthümer) vom alten Ort [1]), Ecke, Spitze, und Band (vinculum), heißt die blecherne Zwinge, welche unten zum Verschlusse der Spitze eines Schwertes oder Degens dient [vincula ferrea, quibus extremitas vaginarum munitur [2]), lamina ferrea in

1) Nibelungenlied 3. 801, 9263. 2) Schilter, übersetzung des Schwabenspiegels, Thesaur. Ant. Teut. T. II. p. 225.

Digitized by Google

fine vaginae [3])]. Bei einem gerichtlichen Zweikampfe mußten die Kämpfer die Ortbänder von den Schwertscheiden abbrechen, es sei denn, daß der Richter ihnen die Beibehaltung derselben erlaubte [4]). Jeder Kämpfer mußte nämlich ein bloßes Schwert in der Hand haben, und eins oder zwei umgürten, wie in seiner Willkür stand [5]). Die Abbrechung der Ortbänder hatte den Zweck, daß derjenige, wenn die Schwerter zersprungen, oder der Schild zerhauen war, sich nicht mit den Schwertscheiden vertheidigen, sondern als durch Gottesgericht besiegt, unterliegen sollte. Dieses erhellt aus Folgendem: In der andern Hand mußte jeder Kämpfer einen runden Schild haben, an welchem nichts als Holz und Leder sein durfte, außer den Buckeln, welche von Holz sein mußten [6]). Was der Schwabenspiegel Ortbant (alte Mehrzahl) nennt, hierfür sagt der Sachsenspiegel: Orteisen (ortisen nach der leipziger Handschrift, nach der quedlinburger ort iseren, eiserne Orte) sollen sie von den Schwerten der Scheiden brechen, und im lateinischen Texte heißt es: de vaginis ferrum auferant. Ortbänder hatten also auch die erweiterte Bedeutung von allen eisernen Bändern an den Schwertscheiden. Das Abbrechen der Ortbänder hatte aber in den frühern Zeiten, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht diesen Zweck allein, die Schwertscheiden zur Vertheidigung unbrauchbar zu machen, sondern man wollte wol zugleich auch der Scheide durch Zerbrechung der eisernen Bänder ihre Kraft nehmen, die sie etwa durch Zauberkünste erhalten, da man bei Zweikämpfen, wie aus dem Gesetz der Baiern erhellt, nichts so sehr als Einwirkung von Zauberkünsten fürchtete [7]).

(*Ferdinand Wachter.*)

ORTBOHR (Bergbau), nicht Ort vom Bohr, auch nicht Ort-Bohrer, denn dies bezeichnet den bohrenden Arbeiter. Das Wort bedeutet den Gesteinbohr zum Gebrauch beim Ortsbetriebe. Als die Bohr- und Schießarbeit noch neu, wenig geübt war, unterschied man Strossenböhre, Förstenböhre, Ortböhre. Sie waren meist von der Form, welche man jetzt Kronenböhre nennt (s. diesen Art., sowie Bohr und Geböhre). Eine 1¼" starke eiserne Stange mit vier vorstehenden Ecken von Stahl am Ende (Kopf). Durch das Schlagen mit dem Bohrfäustel, Ortfäustel gegen das obere Ende wurden diese Ecken in das Gestein eingetrieben, dieses zermalmt, und so entstand das Bohrloch. Später fand man, daß der Meiselbohr im Allgemeinen wirksamer sei (s. d. Art.).

Jene starken Ortböhre, die ein 1¼ Zoll weites Loch machten, bedurften des kräftigen Schlages mit schweren Fäusteln, mußten, wie jeder Gesteinbohr, vor jedem Schlage umgesetzt werden: dies war mehr als ein Arbeiter auf die Dauer verrichten konnte. Daher wurde in der Regel zwei- auch wol dreimännisch gebohrt: zwei Arbeiter zusammen, einer schlug, der andere setzte um. Da das Schlagen anstrengender ist, so wechselten sie von Zeit zu Zeit (alle viertel oder halbe Stunden). Waren drei zusammen, so ruhete immer der eine ganz (s. zweimännisches, dreimännisches Bohren). Der Strossenbohr war noch etwas stärker; der Förstenbohr dem Ortsbohre gleich.

Jedes Paar Bohrhäuer hatte seine eigenen Böhre; zu einem Satze gehören wenigstens drei solcher Werkzeuge, der Anfangs-, Mittel- und Abbohr oder lange Bohr (s. Satzböhre). Heutzutage hat dieser Name seine unterscheidende Bedeutung verloren, da man fast überall einmännisch bohrt, die vor Örtern auf Strossen und in Försten gebrauchten Böhre einander gleich und die Fälle selten sind, wo das stärkere zweimännische Geböhr vortheilhaft wäre. (*Plümicke.*)

ORTDAMM (Bergbau). Wenn ein Ort mit Wasserseige, d. h. ein solches, auf dessen Sohle Wasser abgehen, söhlig oder horizontal erlängt werden soll, so geschieht dieses durch Beibehaltung eines gewissen gleichbleibenden Wasserstandes vor Ort (s. Sohle, Ortsohle, Stollnsohle). Damit aber dieser Wasserstand von 6, 8, 12 bis 20 Zoll Höhe, der Ortsarbeit, zumal in der untern Hälfte des Orts, nicht hinderlich werde, bedarf man zweier Dämme, durch welche man die Wasser beliebig abdämmen und wieder nachtreten (nachspiegeln) lassen kann. Der eine, der Hauptdamm, befindet sich stets einige, oft mehre Lachter rückwärts vom anstehenden Ort; er ist der stärkste, höchste, sicherste. Dem Orte nahe, in 1½, 2, 3 und mehr Ltr. Entfernung — diese richtet sich nach Zahl und Länge der Ortsstrossen — wird ein zweiter schwächerer, niedriger der Ortdamm vorgerichtet (vergl. die Figur Q zu dem Art. Ortsprofil). Er dient, die dem Orte selbst zugehenden Wasser immer wieder zu entfernen, indem solche aus dem Raume zwischen Ort und Ortdamm, über den letztern weggepumpt, weggeschöpft (weggepfützt) werden. Der Ortdamm wird öfters dem Orte nachgerückt, der Hauptdamm nicht eher als bis die Ortssohle auf eine nicht unbedeutende, neu aufgefahrene Länge untersucht und richtig befunden worden.

Man construirt den Ortdamm wie den Hauptdamm (nur weniger dauerhaft) durch zwei Wände aus auf die hohe Kante gestellten Bohlen (Pfosten) in 6—8" Entfernung von einander, den Zwischenraum rammt man mit Thon oder Rasen aus. An den Ortstößen werden diese Bohlen etwas eingebühnt, oder mit Holzkeilen fest angetrieben, auch wol Spreizen, wie Stege, davor und dahinter geschlagen. (*Plümicke.*)

ORTE. Mit diesem Namen wurden bis 1798 die verschiedenen Staaten, welche die schweizerische Eidgenossenschaft bilden, bezeichnet, mit Ausnahme der gemeinen Herrschaften (s. den Art. Herrschaften). Man unterschied zwischen den acht alten Orten und den neuern Orten; beide Classen zusammen hießen die dreizehn Orte. Von ihnen waren verschieden die zugewandten Orte. Die acht alten Orte waren

3) *Joh. Georg Wachter*, Gloss. Germ. p. 1172. Vergl. (Tilling) bremisch-niedersächsisches Wörterbuch, 3. Th. S. 269. K. Fr. L. Arndt, Glossar zum Urterte des Liedes Nibelungen und der Klage. S. 38. 4) Schwabenspiegel C. 385: Dit ist van Kamphe, §. 14. S. 223. 5) Sachsenspiegel. 1. Buch. Art. 63. S. 124. Gärtnersche Ausgabe. S. 142. 6) Sachsenspiegel. a. a. O. Schwabenspiegel. a. a. O. §. 6, 7. 7) Lex Baiwariorum. De popularibus legibus. Cap. VI. bei *Georgisch* Corpus Juris Germanici antiqui. p. 330.

Digitized by Google

nach der Zeitfolge, wie sie ins eidgenössische Bündniß getreten, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Aber diese Ordnung bestimmte nicht die Rangordnung. Zürich, als alte berühmte Reichsstadt, hatte, ohne daß eine förmliche Übereinkunft getroffen war, die erste Stelle im Bunde; dann folgte Bern, Luzern, und erst auf dieses die demokratischen Orte Uri ꝛc. Bis zum Ende des 14. Jahrh. erscheint sogar das demokratische Zug, als eine Stadt, vor den Orten Uri, Schwyz und Unterwalden, in den Urkunden, und blieb auch nachher in der Rangordnung vor Glarus. Dieser Vorrang der Städte begründete indessen keinerlei Vorrecht, und stützte sich auf keinen Vertrag, sondern er war stillschweigend durch das größere Ansehen der Städte entstanden. Nur für Zürich entwickelte sich daraus im Verlaufe der Zeiten das Vorrecht, die Tagsatzungen zu versammeln und den wirklichen Vorort zu bilden, an den alles zuerst gelangte, was die gesammte Eidgenossenschaft betraf; allein ganz unrichtig ist es, wenn in neuern historischen Schriften schon im 15. Jahrh. von einem Vororte gesprochen wird. Übrigens nannten sich diese acht verbündeten Staaten, deren Bund sich von 1308 bis 1353 gebildet hatte, sehr lange Zeit nicht Orte, sondern Städte und Länder der Eidgenossenschaft; erst seit dem stanzer Verkommnisse (1481) wird diese Benennung gebräuchlich. Bis dahin blieb auch der eigentliche Bund auf jene acht Orte beschränkt; obgleich schon andere Städte und Länder Bündnisse mit einzelnen dieser Orte, oder auch mit allen geschlossen hatten, aber dabei immer in einem gewissen untergeordneten Verhältnisse blieben. Namentlich erhielten solche Bundesgenossen keinen Antheil an den im Aargau, Thurgau und Sarganserlande gemachten Eroberungen. Seit dem J. 1481 bis 1513 wurden dann die fünf neuern Orte Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell in den wirklichen Bund aufgenommen, doch mit nicht ganz gleichen Bestimmungen. Diese dreizehn Orte, die sich später auch Stände nannten und von Frankreich her den Namen Cantone erhielten, bildeten die eigentliche Eidgenossenschaft. In sehr verschiedenen Verhältnissen standen zu ihnen die zugewandten Orte, d. h. diejenigen Glieder des eidgenössischen Staatenbundes (ein Bundesstaat konnte die Eidgenossenschaft wegen ihres sehr lockern Zusammenhanges nicht genannt werden), welche keine Unterthanen der wirklichen Orte waren, wie die gemeinen Herrschaften, sondern unabhängige Gemeinheiten bildeten, aber mit mehren oder wenigern Orten verbündet, und daher zur Theilnahme an der allgemeinen Landesvertheidigung verpflichtet und zu Hilfsbegehren berechtigt waren. Unter sich standen die zugewandten Orte in keinem andern Zusammenhange, als welchen nachbarliche, Religions- und andere Verhältnisse zwischen einzelnen bildeten; eine Corporation oder Gesammtheit machten sie nie aus. Nach ihrem Verhältnisse zu den wirklichen Orten theilten sie sich in zwei Hauptclassen: 1) Diejenigen, deren Gesandte auf den gewöhnlichen Tagsatzungen erschienen; diese standen in engerer Verbindung mit den wirklichen Orten und hießen Socii. 2) Diejenigen zugewandten Orte, welche entweder niemals oder nur in außerordentlichen Fällen zu Tagsatzungen berufen wurden, Confoederati. Zur ersten Classe gehörte: a) Der Fürst-Abt von St. Gallen mit seinem Gebiete, dem Toggenburg und der alten Landschaft. b) Die Stadt St. Gallen. c) Die Stadt Biel. Zur zweiten Classe gehörten: a) Die Republik Graubündten. b) Die Landschaft Wallis. c) Die Stadt Genf. d) Das Fürstenthum Neufchatel. e) Der Bischof von Basel für einen Theil seines Gebietes. f) Die Stadt Mühlhausen im Elsasse. Mühlhausen, seit 1515 mit allen dreizehn Orten verbündet, gehörte bis zum J. 1587 zur ersten Classe; allein während der in diesem Jahr in der Stadt entstandenen Unruhen kündigten ihr die katholischen Orte das Bündniß auf, und verweigerten jede fernere Zulassung ihrer Gesandten auf Tagsatzungen; nachher waren alle Bemühungen für Herstellung desselben fruchtlos. Die reformirten Orte hingegen setzten das Bündniß fort, bis Mühlhausen 1797 Frankreich einverleibt wurde. Die übrigen zugewandten Orte standen unmittelbar mit folgenden Orten in Bündnissen: 1) Der Abt von St. Gallen seit 1452 mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. 2) Die Stadt St. Gallen seit 1454 mit Zürich, Bern, Lucern, Schwyz, Zug und Glarus. 3) Die Stadt Biel mit Bern seit 1352, mit Freiburg seit 1382 und Solothurn seit 1496. 4) Graubündten, der obere und der Gotteshausbund, standen seit 1497 und 1498 mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus im Bündnisse; seit 1590 auch der Zehengerichtenbund mit Zürich und Glarus, und alle drei Bünde seit 1602 auch mit Bern. 5) Wallis seit 1475 mit Bern, Freiburg und Solothurn, und seit 1533 mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 6) Genf seit 1526 mit Bern und seit 1584 mit Zürich. 7) Neufchatel seit 1406 mit Bern, und seit 1458 mit Luzern, Freiburg und Solothurn. 8) Der Bischof von Basel seit 1579 mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn. 9) Mühlhausen s. oben. Noch gehörte früher zu den zugewandten Orten die Stadt Rothweil in Schwaben, welche seit 1519 mit allen eidgenössischen Orten verbündet war und zur ersten Classe gehörte; allein vorzüglich während des dreißigjährigen Kriegs entfernte sie sich von den Eidgenossen und nahm an den Tagsatzungen nicht mehr Antheil. Blinder Eifer für die katholische Religion verleitete sie, den kaiserlichen Truppen den Durchzug zu gestatten, Besatzung einzunehmen und das eidgenössische Wappen von den Thoren wegzuschaffen. Seit dieser Zeit wurde sie von den meisten Orten als nicht mehr zum Bunde gehörig betrachtet; doch verwendeten sich die Eidgenossen bei Ludwig XIV. in den Jahren 1688 und 1704 mit Erfolg für diese ehemaligen Bundesgenossen. Seit 1798 hat nun dieser Unterschied von wirklichen und blos zugewandten Orten der Eidgenossenschaft gänzlich aufgehört, sowie auch keine gemeine Herrschaften mehr existiren. Die ganze Schweiz ist jetzt in 22 Cantone oder Stände getheilt, alle mit gleichen Rechten und durch ein gemeinschaftliches Bündniß vereinigt. — Noch sind folgende Benennungen zu bemerken: Die fünf Orte (eigentlich

Digitized by Google

die fünf katholischen Orte), Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Die sieben Orte, damit werden bald die sieben alten Orte, Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, bald die sieben katholischen Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn bezeichnet. (*Escher.*)

Ortega, s. Ortegia.

ORTEGA. Es gibt mehre spanische Künstler dieses Namens, die verschiedenen Zeiten angehören *).

1) Franz de O., lebte im 17. und zu Anfange des 18. Jahrh., malte viel in Fresco für verschiedene Kirchen Madrids, besonders sind viele Gemälde desselben in der Kirche de la mercede Calzada. Philipp V., König von Spanien, ernannte ihn und mehre seiner Kunstgenossen, um die in der Hauptstadt befindlichen ältern und spätern Kunstwerke zu schätzen.

2) Johann de O., war ein Glasmaler des 16. Jahrh., welcher im J. 1534 in der Hauptkirche zu Toledo Vieles arbeitete.

3) St. Johann de O., war ein Sohn von Velasquez de Ortega, einer der berühmten ältern Baumeister Spaniens, geboren zu Fontana d'Ortunna bei Burgos. Die in den Provinzen von Spanien ausgebrochenen Unruhen nöthigten ihn zu einer Auswanderung, und er ging dieserhalb nach dem gelobten Lande, besuchte als Pilger Jerusalem, und begab sich von da in die Einöden von Montedosa, wo er eine Kirche und ein Hospital erbauete. Spanien verdankt ihm übrigens mehre sehr gute Wasser- und Landbaue, wovon noch manche schöne Überreste sein Andenken beurkunden.

4) Peter de O., ein Maler in Sevilla im 16. Jahrh., von welchem aber weiter nichts bekannt ist, als daß er in der Kathedrale zu Sevilla die dortigen Gemälde ausbesserte. (*Frenzel.*)

ORTEGIA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Familie der Paronychieen hat Löfling (Reise nach Spanien, übers. von Kölpin, S. 161) so genannt nach Don Casimir Gomez de Ortega, einem spanischen Botaniker, welcher in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts lebte (geb. 1730, gest. in Madrid 1810). Ortega war Oberfeldapotheker der spanischen Armee, Besitzer einer eigenen Apotheke in Madrid, Secretair der medicinischen Akademie und Vorsteher des botanischen Gartens zu Madrid. Er machte Reisen durch Italien, Frankreich, Holland und England, setzte Quers Flora von Spanien fort (Continuacion de la flora española, tom. V. VI. Madr. 1784. 4.), beschrieb die Seltenheiten des botanischen Gartens zu Madrid (Novarum aut rariorum plantarum hort. Matr. decades 1—8, Matr. 1797—1799. 4.), gab botanische Tabellen mit einer kurzen Terminologie (Tabulae botanicae, in quibus classes, sectiones et genera plantarum in institutionibus Tournefortianis tradita, synoptice exhibentur, Matr. 1784. 4., lat. und span. Madr. 1783) und ein botanisches Handbuch mit Palau y Verdera (Curso elemental de botanica, Madr. 1785) heraus; auch hat man von ihm eine Abhandlung über den Wasserschierling (De Cicuta commentarius, Matr. 1763. 4., auch spanisch in dems. J.), über den englischen Piment (Historia natural de la Malagueta ò Pimienta de Tavasco, Madr. 1780. fol.) und über die Bäder von Trillo (Tratado de las aguas termales de Trillo, Madr. 1778). — Der Charakter der Gattung Ortegia besteht in einem fünftheiligen Kelche, fehlender Corolle, drei fruchtbaren und zwei unfruchtbaren, schuppenförmigen Staubfäden, einem einfachen Griffel mit knopfförmiger oder dreispaltiger Narbe und einer einfächerigen, an der Spitze nach drei Seiten aufspringenden Kapsel, deren zahlreiche Samen vermittels haarförmiger Stränge am Grunde befestigt sind. Die beiden bekannten Arten sind perennirende (cultivirt meist einjährige) kleine Kräuter: 1) O. hispanica *L.* (*Cav.* ic. t. 47, *Gärtn.* t. 129, *Lam.* ill. t. 29, Juncaria *Clus.* hist. II. p. 174. f. 2), mit aufrechtem, wenig ästigem Stengel und knopfförmiger Narbe; in Spanien und im nördlichen Afrika. 2) O. dichotoma *All.* (Act. taur. III. p. 176. t. 4. f. 1) mit sehr ästigem, niederliegendem Stengel und dreispitziger Narbe; in Piemont. (*A. Sprengel.*)

ORTELIUS (Abraham), unter welchem Namen er viel bekannter ist, als unter dem teutschen Ortel. Dieser achtungswürdige Gelehrte wurde den 2. April 1527 in Antwerpen geboren; sein Großvater war ein Teutscher, stammte von Augsburg und hatte sich in Antwerpen niedergelassen; sein Vater war Leonhard Ortel, seine Mutter Anna Herwayers. Unser Abraham zeigte früh seltene Talente, ungemeinen Eifer für die Studien; im Lateinischen und Griechischen unterrichtete ihn der Vater bis zu seinem Tode (1535) selbst; später andere Lehrer; aber in der Mathematik machte er fast ohne alle fremde Anleitung die größten Fortschritte. Vom J. 1557 an dachte er ernstlich daran, sich durch Reisen weiter auszubilden; anfangs besuchte er jährlich zweimal die Messen in Frankfurt a. M.; im J. 1575 bereiste er mit einem Freunde, J. Vivian, einem gelehrten Kaufmanne von Valenciennes, die Niederlande und einen Theil von Teutschland, dann (1577) mit seinem Vetter Emanuel Demetrius oder Meteren (denn ich finde beide Angaben) England und Irland; dreimal, das letzte Mal 1578, besuchte er Italien. Seine Reisen und ausgebreiteten Verbindungen benutzte er zum Ankaufe von Münzen, Medaillen und andern Alterthümern und Naturalien, sodaß er allmälig in seiner Vaterstadt eines der interessantesten und reichhaltigsten Cabinette stiftete, das man bis dahin in den Niederlanden gesehen hatte. Den Zutritt zu demselben und zu einer ebenso werthvollen Bibliothek scheint er mit der größten Bereitwilligkeit allen Gelehrten geöffnet, auch Abwesenden ihre Benutzung verstattet zu haben [1]). Sein Haus wurde daher auch

*) Man sehe Fiorillo Vol. IV. und Füßli.

1) Lipsius in der Dedication der Abhandlung de amphitheatr. nae tu benefica quadam natura es, mi Orteli, qui rem omnem tuam, librariam tam prompte non offers mihi solum, sed ultro adfers. Vix injeceram de libellis aliquot, tu mihi promis largi-

Digitized by Google

von Personen des höchsten Ranges wie von Geringern besucht. Seine Reisen und seine Studien waren alle auf ein Ziel gerichtet, auf Geographie und Länderkunde; durch das Studium der Inschriften suchte er besonders das Verhältniß der alten zur neuen Geographie oder der alten und neuen Ortsbenennungen auszumitteln. Dieses Studium beschäftigte ihn seit seiner Rückkehr fast ausschließlich. Für sein breviarium oder seinen thesaurus geographicus las er, wie er selbst in der Vorrede zu diesem Werke sagt, alle Schriftsteller des Alterthums, sowol Profan- als Kirchen-Scribenten, zum Theil im Manuscripte, sehr viele Schriftsteller des Mittelalters und der neuern Zeit durch und verglich dazu die Münzen und andere Monumente von Marmor und Erz. Das erste Werk, womit er vor dem Publicum auftrat, war der erste Atlas, den man überhaupt hatte, oder das Theatrum orbis terrarum, und damit erwarb er sich die Anerkennung seines Landesherrn, Philipp II. von Spanien, dem er es zugeeignet hatte und der ihm dafür den Titel eines königlichen Geographen ertheilte, welchen er schon im J. 1575 führte, aber in nicht geringerm Grade die Achtung und den Beifall seiner gelehrten Zeitgenossen, den er durch seine folgenden gelehrten Werke zu erhalten und zu steigern verstand. Wir finden Ortelius in freundschaftlicher Verbindung mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen; ich erwähne nur von Teutschen Jakob Monau, Markus Welser, Joachim Camerarius, Nikolaus Rhedinger aus Breslau, Gerard Mercator, den berühmten Geographen, der, um dem Absatze des Ortelischen Atlasses nicht hinderlich zu werden, die Bekanntmachung seiner eigenen Karten aussetzte [2]); von Niederländern Torrentius, Andreas Schottus, den Jesuiten, Raphelengius, vor allem Justus Lipsius, den großen Philologen, von dem sich mehre freundschaftliche Briefe an Ortelius in seinen gesammelten Werken finden (vergl. *Lipsius*, Epistol. Quaest. IV, 4. Epistol. Misc. I, 54. II, 37, 59 ad Belg. III, 41), der ihm auch seine Abhandlung „de amphitheatris quae extra Romam" zueignete; ferner von Spaniern Montanus, von Italienern Fulv. Ursini, von Franzosen Pierre Pythö. Er lebte mäßig, eingezogen, sodaß er selten seine Arbeitsstube verließ, und fern von Bestrebungen des Ehrgeizes ausschließlich für sein Fach; er blieb unverheirathet und starb nach einer langwierigen [3]) Krankheit den 26. Juni 1598, in einem Alter von 71 Jahren, noch während dieser Krankheit literarisch thätig. Wenige Tage vor seinem Tode sprach er zu seinen Freunden, die sein Bett umstanden, wie er Nichts auf der Welt hätte, das er nicht aufgeben könne und gern aufgeben wolle. Seine Gleichgültigkeit gegen das Leben bezeichnet auch die von ihm erwählte Devise, ein Erdglobus mit der Umschrift: Contemno et orno mente manu. Seine Leiche wurde in der Michaelskirche von Antwerpen beigesetzt, wo seine Schwester und Schwesterkinder ihm ein Denkmal errichten ließen, zu dem Lipsius die Inschrift machte [4]). Fr. Sweert hat eine Sammlung von lateinischen Versen, welche die Dichter jener Zeit zu Ehren des Ortelius verfaßt hatten, herausgegeben und ihr desselben Lebensbeschreibung folgen lassen, die ich hier benutzt habe. Sein Bild, wie es vor dem theatr. orb. terrar. steht, zeigt kräftige, männliche, kluge, scharfe Züge, eine gewisse vornehme Haltung und Wohlhäbigkeit; es trägt die Unterschrift:

Spectandum dedit Ortelius mortalibus orbem
Orbi spectandum Galleus Ortelium. *Papius.*

Er war von langer Statur, schmächtigem Körper, hatte blondes Haar, blaue Augen, breite Stirn; im Ganzen war er gefällig, freundlich, heiter, witzig und fern von Stolz und Hoffahrt.

Die Schriften des Ortelius, die ihm unter seinen Zeitgenossen den Beinamen des neuen Ptolemäus erworben haben, sind vorzüglich folgende: I. Theatrum orbis terrarum. Zur Zeit des Ortelius hatte die Geographie bereits mancherlei Fortschritte gemacht, die Portugiesen und Spanier hatten bereits Afrika und Asien genauer kennen gelehrt, Amerika entdeckt, verschiedene Reiseberichte waren herausgegeben, von mehren europäischen Ländern Karten bekannt gemacht; aber diese Hilfsmittel waren kostbar, zerstreut und zum Theil schwer zugänglich. Ortelius faßte daher den Plan, zum ersten Mal einen Gesammtatlas der damals bekannten Welt herauszugeben, und führte im J. 1570 sein Vorhaben aus. Zu dem Ende wählte er unter den von jedem Lande bekannt gemachten Karten diejenige aus, welche ihm die beste schien, reducirte sie auf das von ihm gewählte Format, und gestattete sich in denjenigen Karten, die mit dem Namen ihrer Verfasser versehen waren, keine andere Änderung, als daß er zuweilen die Ortsnamen leserlicher machte, auch die alten Benennungen zu den neuern hinzufügte; nur in einigen belgischen Karten trug er die vom Meere bewirkten Alluvionen nach. Freier ging er mit denjenigen Karten um, die nicht mit dem Namen

ter ex ubera tua penu et ambabus, quod Graeci dicunt, manibus donas. — Nec diffiteor usui mihi apparatum istum fuisse ad meam hanc arenam.

2) Vergl. das Elogium desselben vor dem theatr. orb. 3) Lipsius schreibt unter IV. Non. Mart. jenes Jahres: Tristis sane hoc audivi valetudinem tibi ab aliquot septimanis parum ex nostro et publico voto esse, sed recuperabis illam veterem spero tum tua industria et continentia (ad Belg. III, 41); unter dem XV. Kal. Jun. schreibt derselbe an Jakob Monau: Ortelius noster — lento morbo distinetur et vereor ut fatali; nam medici aquam inter cutem autumant esse.

4) Abrahami Ortelii, quem urbs urbium Antverpia edidit, rex regum Philippus geographum habuit, monumentum hic vides. Brevis terra eum capit, qui ipse orbem terrarum cepit, stilo et tabulis illustravit, sed mente contempsit, qua caelum et alta suspexit, constans adversus spes aut metus, amicitiae cultor candore, fide, officiis, quietis cultor, sine lite, uxore, prole, vitam habuit, quale alius votum, ut nunc quoque aeterna ei quies sit, votis fave lector. Obiit IIII. Kal. Julii anno CIↃIↃXCIIX. Vixit annos LXXI. menss. II. dies IIXX. Collii ex sorore nepotes B. M. Poss. — In sarcophago. Piae memoriae sacr. Abrahamo Ortelio Antverp. Geographo regio fratri charissimo Anna Ortelia caelebs caelibi. H. M. F. Anno CIↃIↃXCVIII. Haec meta laborum. 5) Insignium hujus aevi poetarum lacrymae in obitum Cl. V. Abrahami Ortelii Antverpiani etc. Antverp. ap. Joan. Keerbergium Anno CIↃIↃCI.

Digitized by Google

ihrer Verfaſſer bezeichnet waren, und brachte hier die ihm nothwendig erſchienenen Änderungen an. Von einigen Ländern mußte er ſelbſt zuerſt Karten entwerfen. Er habe, erklärt er im Vorworte, nicht fremden Ruhm verkleinern wollen, ſei durch keine auri fames, ſondern lediglich durch den Wunſch nützlich zu werden, zur Herausgabe ſeines Werkes bewogen worden. Wenn man einige Karten vermiſſen ſollte, ſo möge man dies nicht ſeiner Nachläſſigkeit Schuld geben, noch glauben, daß es ihm an Bereitwilligkeit fehle, die nöthigen Koſten herzugeben, ſondern weil es von ſolchen Gegenden entweder keine Karte gäbe, oder ihm keine zu Geſichte gekommen wäre. Das Werk iſt in gr. Fol. gedruckt zu Antwerpen, in der Druckerei von Egid. Coppen Deeſth; die Karten ſind von Franz Hogenberg, Ferdinand und Ambroſius Orſenius geſtochen. Auf der Kehrſeite der Karten befindet ſich eine durch verſtändige Auswahl wie durch Präciſion ſich gleich ſehr empfehlende kurze ſtatiſtiſche Beſchreibung des dargeſtellten Landes und ſeiner Bewohner und eine Angabe über die Bücher alter und neuer Zeit, in denen man darüber weitere Auskunft findet. Das Exemplar, was ich vor Augen habe, und etwa in das J. 1580 gehört, enthält 93 Blatt; Druck und Papier ſind vortrefflich, Farben noch ſo friſch, wie neu. Das Werk wurde mit allgemeinem Beifall[6]) aufgenommen, und es iſt ſowol bei Lebzeiten des Verfaſſers (1571, 1573, 1575, 1578, 1587) jedesmal mit Zuſätzen und Verbeſſerungen, als nach ſeinem Tode verſchiedentlich wieder aufgelegt worden (ed. nov. auct. cur. *Balth. Moreti* 624. f.); man hat Auszüge[7]) aus demſelben gegeben, es ins Franzöſiſche (1592, 1595 u. ö.), ins Italieniſche und Spaniſche überſetzt. Dieſes Werk wird in der Geſchichte der Geographie, wie viel man auch über ſeinen compilatoriſchen Charakter ſagen mag, wie ſehr ſich auch die verſchiedenen Karten mehrfach widerſprechen, wie groß auch die Fortſchritte ſind, welche die neuere Geographie gemacht hat, immer eine ſehr bedeutende Stelle einnehmen. D'Anville urtheilt darüber: Cet atlas renferme quelques morceaux, qu'il auroit été avantageux aux auteurs de cartes jusque à nos jours de consulter et dont la negligence dans la recherche de ce qu'on peut rassembler de matériaux à fait perdre le secours.

II. Ortelius veranlaßte den Arnold Mylius, aus ſeinen (des Ortelius) Papieren für die erſte Ausgabe des Theatrum einen Index unter folgendem Titel zu entwerfen: Antiqua regionum, insularum nomina, recentibus eorumdem nominibus explicata, auctoribus quibus sic vocantur adiectis. In der Ausgabe von 1573 wurde dieſer Index von Ortelius ſelbſt erweitert und unter dem Titel Synonymia locorum geographicorum sive antiqua etc. herausgegeben. Allmälig erweiterte ſich die Synonymie durch Aufnahme von einigen 1000 Wörtern zu einem eigenen Werke, das im Verlage von Chriſtophorus Plantinus 1578 in Quart erſchien. Von nun an gab er zum Theatrum als Zugabe den Nomenclator Ptolemaicus, omnia locorum vocabula, quae in tota Ptolemaei geographia occurrunt, continens etc. Antverpiae. Abrahamo Ortelio, Cosmographo Regio excudebat Christophorus Plantinus. MDLXXIX. gr. Fol. An die Synonymie legte er die letzte Hand 1587 und ließ ſie als Thesaurus geographicus im angegebenen Verlag erſcheinen; daſſelbe Werk iſt wieder abgedruckt worden zu Antwerpen 1596. Fol.[8]) (Hanau 1611. 4.), Antwerpen 1624. 4. Zacharias Lillo hatte den erſten Verſuch gemacht, ein alphabetiſches Verzeichniß oder Wörterbuch der alten Geographie zu entwerfen; aber ſein Breviarium orbis, erſchienen zu Florenz 1493, enthielt nur einige Namen der alten Geographie und faſt nirgends die neuern Benennungen dazu. Ortelius' Buch ging auf größere Vollſtändigkeit aus; aus der alten Geographie ſollten alle Ortsnamen (ohne Ausnahme), ſie mochten ſich bei kirchlichen oder profanen Scribenten, in Inſchriften oder auf Münzen finden, aufgenommen werden, vom Mittelalter eine große Anzahl, von den neuern aber nur was zur Erläuterung der Alten nöthig ſei[9]). Für den Werth des Buches ſpricht das Urtheil des Lipſius, der (Epist. Misc. II, 37) unter dem 6. Juli 1587 an Ortelius ſchreibt: Thesaurum abs te, mi Orteli, vidi et in parte legi, vere Thesaurum. Condita in eo habes, quidquid Graecia aut Latium habuit in ea quidem argumenti parte. Placet materies, ordo, industria, illa utilissima, iste facillimus, haec summa. Iam praeloquia illa et velut lumen operis bona. Männer wie Scaliger, J. Fr. Gronov, Huet haben es benutzt, Lucas Holſtenius hat Noten zu dieſem Theſaurus beſonders herausgegeben im J. 1666. Und auch heute können wir nicht umhin, das Werk des ſtupenden Fleißes zu bewundern, das freilich im Einzelnen jetzt viel berichtigter hergeſtellt werden könnte, aber ſeine Brauchbarkeit noch immer nicht verloren hat.

6) Ich will hier nicht die verſchiedenen dem Werke vorgeſetzten Elogia mehrer Gelehrten, wol aber das Zeugniß von Lipſius (Epist. Misc. I, 54) und Thuanus (lib. 120. hist. p. 836 ad a. 1598) anführen. 7) Z. B. Michael Coignet. Auch ſind einzelne Partien des Atlaſſes ſpäter beſonders herausgegeben worden, z. B. die Niederlande in Amſterdam 1622.

8) Dieſe Ausgabe habe ich vor mir, ſie führt den Titel: Abr. Ort. Antv. Thesaurus geogr. recognitus et auctus, in quo omnium totius terrae regionum, montium, promontoriorum, collium, silvarum, desertorum, insularum, portuum, populorum, urbium, oppidorum, pagorum, fanorum, tribuum; Item Oceani, marium, fretorum, fluviorum, torrentium, sinuum, fontium, lacuum, paludumque nomina et appellationes veteres additis magna ex parte etiam recentioribus. Ex libris typis excusis, calamo exaratis, chartis geographicis, marmoribus vetustis, nummis atque tabulis antiqui aeris. 9) Er ſagt in der Vorrede: Ex veteribus omnia locorum nomina ne uno quidem omisso in nostrum opus transtulimus; ex mediae aetatis quoque magnum acervum; ex recentioribus etiam multa, at ea solummodo, quae ad explicationem faciebant dictorum veterum. Adiecimus corollarii loco omnia quae in antiquis marmoribus, tabulis aeneis, omnisque prisci metalli nummis, et ut uno verbo dicam, quidquid ex omni genere et utriusque linguae inscriptionum vetustarum huic nostro argumento ullo modo servientium haurire potuimus. Contulimus quoque non raro codices manu scriptos cum typis excusis, quorum subsidio et ope multis interdum locis male sanis medicam manum adhibuimus etc.

Digitized by Google

III. Theatri orbis terrarum Parergon, sive veteris geographiae tabulae. Dieſes Parergon umfaßt die alte Geographie, profane und heilige; es iſt alſo, wenn man will, der Atlas zum Theſaurus; es erſchien zuerſt 1578 hinter dem Theatrum und iſt wieder abgedruckt als Beilage aller folgenden Ausgaben des Theatrum [10]), auch einzeln 1609, 1624 in gr. Fol. u. ö. Die Einrichtung iſt ganz dieſelbe, die das Hauptwerk hat, jeder Karte iſt eine kurze Statiſtik des Landes und ſeiner Bewohner und Angabe der bedeutendſten Quellen beigegeben.

IV. Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes (Antwerpen 1584. 80 S. 4. m. Kupf.). An dieſem Reiſeberichte hatte auch ſein Freund Vivian einigen Antheil; es iſt derſelbe ſpäter mit Pirkheimers Descriptio Germaniae, desgleichen mit der Reiſe des Gottfried Hegenitius nach Friesland (Leyd. 1630, 1661, 1667 in kl. 12.) verbunden herausgegeben worden.

V. Antiquitates Gallo-Belgicae hat Peutinger in ſeine Sermones convivales (Jena 1684) aufgenommen.

VI. Deorum dearumque capita ex antiquis numismatibus collecta, historica narratione illustrata a *Francisco Sueertio* cum figuris (Straßburg 1680. 12. Brüſſel. 1683 4.) iſt von Gronov in den 7. Bd. des Thesaur. Antiq. Graec. aufgenommen worden.

VII. Aurei saeculi imago, in qua Germanorum veterum vita, mores, ritus ac religio etc. (Antwerp. 1598. 4.), was er dem breslauer Patricier, Jakob Monau, zueignete.

VIII. Syntagma herbarum encomiasticum.

Wenige Wochen vor Ortelius' Tode ſchreibt ihm Lipſius (ep. ad Belg. III, 41): Argonautica tua scite facta accepi donum a te mi Orteli, et video nec in languore te languere aut cessare. Über dieſe Argonautica kann ich ebenſo wenig Auskunft geben, als über die Geographia sacra, die er gleichfalls wenige Monate vor ſeinem Tode herausgegeben haben ſoll. Vergl. *M. de Macedo*, Sur les travaux géographiques d'Ortelius in *Malte-Brun* Annales des voyages T. II. p. 184—192. Biogr. univ. T. XXXII. p. 180 sq. Die vita auctoris findet ſich auch hinter den nach dem Tode des Verfaſſers erſchienenen Ausgaben des Theatr. (*H.*)

ORTELIUS (Abraham). Im Cabinete zu Gotha befindet ſich eine ſilberne Medaille, $\frac{7}{16}$ Loth ſchwer. Ohne Inſchrift. Bruſtbild des Abraham Ortelius mit gekräuſeltem Hemdkragen und Pelzmantel 1578. — *MOPIA ΠΑΡΑ ΤΩ ΘΕΩ.* Aus einem Bücherhaufen erhebt ſich eine Schlange, an deren Hals ein dem Reichsapfel gleichender Globus iſt *). (*G. Rathgeber.*)

ORTELSBURG (polniſch Seytno), Hauptſtadt des 28¼ Quadratmeilen und 41,000 Einwohner enthaltenden gleichnamigen Kreiſes im preuß. Regierungsbezirke Königsberg, enthält 1500 Einwohner, ein landräthliches Amt, ein Land- und Stadtgericht zweiter Claſſe und ein Schloß, welches vormals ein Jagdſchloß der Ordensritter war. Ehedem befanden ſich hier nur einige Krüge, worauf es in einen Flecken verwandelt wurde, bis es 1669 Stadtgerechtigkeit erhielt. (*L. F. Kämtz.*)

ORTEN, ÖRTEN, ÖRTERN (sich, Bergbau). Veraltet, für orts- oder ſcharweiſe zuſammenkommen, vorzüglich der Gänge. Daher: Ein Gang örtert ſich mit dem andern, ſoviel als ſchart ſich mit ihm (ſ. d. Art.); die Trümmer haben ſich zum Hauptgange geörtert: ſind unter ſchiefen Winkeln wieder mit ihm zuſammengekommen. Ein Gang örtert ſich über dem Hauptgange: durchſchneidet ihn unter ſchiefem Winkel.

Durchörtern: mit Örtern ein Feld, ein Mittel (Erz-, Geſtein-, Kohlenmittel) durchfahren, iſt noch gebräuchlich.

Überörtern: ein Gang überortet den andern, im obigen obſoleten Sprachgebrauche. (*Plümicke.*)

Ortenbach, in der Militairgrenze, ſ. Orlath.

ORTENBAU, ÖRTERBAU (Bergbau), nennt man diejenige Art des Abbaues, wo mit Örtern, die in geringen Diſtanzen (etwa von 4—6 Lachtern) unter oder neben einander auf der Lagerſtätte ins Feld getrieben werden, die Erzpunkte aufgeſucht, durchörtert, und durch das Ort ſelbſt, durch Erweiterung ſeitwärts, oder nach Oben; (durch Überhauen) nach Unten durch kleine Geſenke abgebauet werden. Ein ſolcher Bau paßt nur dann, wenn die Erz- oder edeln Mittel nicht von großer Ausdehnung und ſehr zerſtreut vorhanden ſind, alſo die Vorrichtung eigentlicher Stroſſen- oder Förſtenbaue nicht lohnen würden. Da der Abbau hier nur kleine Flächen auf einmal betrifft, raſch vorrückt, ſo müſſen die Örter ſtets mehre zugleich und ſolche immer weiter fortgetrieben werden, wenn auch mehre kleine Erzpunkte damit ſchon ausgeſchloſſen wären. (Siehe Feldort unter dem Art. Ort.) Die Örter muß man darum in geringer Diſtanz über einander anlegen, weil im Gegenfälle eins oder mehre ſolcher kleinen Erzmittelchen leicht unentdeckt bleiben würden. (*Plümicke.*)

ORTENBERG, Stadt in der großherzoglich-heſſiſchen Provinz Oberheſſen und im Landrathsbezirke Nidda, an der Nidder, zwei Stunden von der Stadt Nidda gelegen, iſt zu ½ Dominial und zu ½ dem Grafen von Stollberg-Roßla zuſtändig. Man findet darin 160 Häuſer mit 1013 Bewohnern, worunter nur vier Katholiken und 82 Juden, die übrigen aber evangeliſch ſind. Von öffentlichen Gebäuden findet man dort eine Kirche, ein Reſidenzſchloß, ein Brauhaus und auch mehre Mühlen. Das Schloß ſteht auf einer hohen Baſaltkuppe und iſt in das obere und untere getheilt, wovon jenes dem Grafen von Stollberg gehört und von ihm bewohnt wird, dieſes aber Dominial und größtentheils verfallen iſt. Das Ganze ſoll von dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa erbauet worden ſein. Ortenberg iſt der Sitz eines Landgerichtes, hält jährlich vier Krämermärkte, und bedeutende Vieh-, Flachs- und Garnmärkte. Von den Einwohnern ſind nur 20 eigentliche Bauern, 94 treiben Handwerke und mitunter auch den Ackerbau. (*Dahl.*)

10) In der vor mir liegenden Ausgabe des Theatr., welche etwa 1580 erſchienen, findet ſich das Parergon nicht.

*) *G. van Loon*, Hist. metall. des XIII. Prov. des Pays-Bas. T. I. p. 502. (à la Haye. 1732. fol.)

Digitized by Google

ORTENBERG, Herrschaft und altes Landgericht in der Wetterau. Beides gehörte ursprünglich zur alten Herrschaft Büdingen, ist aber nach Aussterben der Dynasten von Büdingen theils an Isenburg, theils an Breuberg gekommen. Den breuberger Antheil erbten die Dynasten von Eppenstein. Es verkauften aber die Gebrüder Godfrid und Johann von Eppenstein im J. 1476 den dritten Theil an der Stadt Ortenberg, nebst mehren Dörfern, an den Grafen Philipps von Hanau. Indem aber die Herren von Eppenstein, nachherige Grafen von Königstein, die landgerichtliche Obrigkeit in besagten Dörfern zu verwalten gehabt und auch behalten haben, so entstanden dadurch mancherlei Streitigkeiten, welche durch einen Vergleich im J. 1518 dahin beendigt wurden, daß den Grafen von Königstein die hohe Obrigkeit im ganzen Landgericht Ortenberg neuerdings bestätigt worden ist. Als hierauf Hanau seinen Antheil an Ortenberg dem Kurhause Pfalz im J. 1527 zu Lehen auftrug, so war diesen beiden daran gelegen, einen Antheil an der Oberherrschaft zu erlangen, was hanauischer Seits jedoch im J. 1533 fruchtlos versucht wurde. Erst im J. 1578 glückte es dem gräflichen Hause Hanau, einen dritten Theil an besagtem Landgerichte zu erhandeln, nachdem vorher Isenburg auch schon einen Theil daran von den Grafen von Stollberg, als Erben der Grafen von Königstein, an sich gebracht hatte. Im J. 1601 theilten die drei Herrschaften Stollberg, Hanau und Isenburg das Landgericht oder die Herrschaft Ortenberg in drei gleiche Theile, mit Ausnahme der Stadt und des Schlosses Ortenberg, welches gemeinschaftlich blieb. Die Grafen von Stollberg erhielten in dieser Theilung die Ämter Gedern und Ortenberg. Die Hanauer empfingen die Dörfer: Selters, Wippenbach, Bergheim, Gelnhaar ꝛc. und das Kloster Conradsdorf. Die Isenburger endlich bekamen das Gericht Düdelsheim, Schloß und Hof Leistatt, und einen Theil von Effolderbach.

Die Ämter Gedern und Ortenberg sind gegenwärtig unter die beiden Linien Stollberg-Wernigerode und Stollberg-Roßla getheilt, sodaß erstere Gedern, letztere aber Ortenberg besitzt. Das hanauische Antheil von ½ wurde im J. 1810 ein unmittelbarer Landestheil des Großherzogthums Hessen; die stollbergischen sowol als isenburgischen Antheile kamen aber bereits im J. 1806 unter großherzoglich-hessische Hoheit. (*Dahl.*)

ORTENBURG, ein Marktflecken an der Straße von Vilshofen nach Schärding, im Landgerichte Griesbach des bairischen Unterdonaukreises, zwei Stunden von Griesbach und Vilshofen. Er umfaßt 104 Häuser mit 1250 Einwohnern, ein auf einem Berge liegendes Schloß, ein protestantisches Pfarramt und guten Getreidebau. Der Ort war ehemals der Hauptsitz einer bairischen Grafschaft gleiches Namens, welche 1¼ Q. M. Flächeninhalts mit 3100 Einwohnern umfaßte, guten Getreidebau und vorzügliche Viehzucht hatte. Diese Grafen schrieben sich Grafen von Ortenburg ältern Geschlechts, zum Unterschiede der kärnthischen Linie, welche um d. J. 1420 ausgestorben ist. Im J. 1806 vertauschte der Graf von Ortenburg dieses kleine, aber gut angebaute und fruchtbare Ländchen an Baiern und erhielt dagegen das zwischen Bamberg, Würzburg und Coburg gelegene Amt Tambach, welches gegen 30, aber meistens kleine Ortschaften, Weiler und Höfe enthält, wo das Juliusspital zu Würzburg bedeutende Einkünfte zu beziehen hat und Würzburg die Landeshoheit ausübte. Durch die Ausgleichungen im J. 1810 kam die kleinere westliche Hälfte der Herrschaft unter würzburgische und die größere östliche unter bairische Souverainetät, sodaß das Flüßchen Rodach die Grenze bildete. Später wurde diese Herrschaft ganz dem Obermainkreise zugewiesen. Man vergl. den Art. Tambach. (*Eisenmann.*)

ORTENBURG in Kärnthen, an der Drau in der Nähe von Salzburg. (*H.*)

ORTENBURG, Schloß zu Bautzen (s. d.). (*H.*)

ORTENBURG (Die Grafen von). Der Ursprung dieses alten reichsgräflichen Geschlechtes, welches von Aventin als das erste des gesammten bairischen Adels genannt wird [1]), kann ebenso wenig, wie der anderer Familien mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. Während einige Geschichtsforscher, und mit ihnen J. F. Huschberg [2]), der neueste Geschichtsschreiber dieses Hauses, der Meinung sind, daß dasselbe von den alten Grafen des Rotach- und Kinzinggaues [3]) abstamme, erklären andere, denen der Ritter von Lang beitritt [4]), die in den Gegenden des Hundsrücks angesessenen Grafen von Sponheim für das Stammhaus des ortenburger Geschlechtes. Für diese letztere Meinung spricht nun allerdings der Name des ersten urkundlich auftretenden Grafen von Ortenburg, in dem dieser auch den Namen von Sponheim führt, es spricht auch dafür die Art und Weise der Erwerbungen des Geschlechtes in Kärnthen. Es soll nämlich Friedrich von Sponheim dem verwandten, landsmännischen Hause der Grafen von Eppenstein, welche die Herzogswürde in Kärnthen erhielten, dorthin gefolgt sein, und den Grund zu den spätern Erwerbungen der Ortenburger daselbst gelegt haben. Er vermählte sich in Kärnthen mit Richiza oder Richardis, welche ihm die Grafschaft Lavant, sowie andere große Güter in der Gegend der Drau, als väterliches Erbe mitbrachte [5]). In diesem Gebiete baute Friedrich die Stadt Spital, sowie die Feste Ortenburg

1) Cf. Annales Bojor. Lib. VII. c. 6. §. 29. 2) Geschichte des herzoglichen und gräflichen Gesammthauses Ortenburg. (Sulzbach 1828.) 3) Der Rotgau, Rotthal, erstreckte sich von Simbach, dieses ausgeschlossen, am linken Ufer des Inn fort bis nach Passau, zum Einfluß in die Donau, die Donau aufwärts bis Vilshofen, an der Grenze des Kinzinggaues fortlaufend bis zur Gegend von Schönau und dann über Pfarrkirchen, Waldkirchen, Kirchberg, Engelstetten, sie alle einschließend, wieder an den Inn. Der Kinzinggau zwischen der Donau und Iser, südlich begrenzt durch die noch mit eingeschlossenen Orte Zeholfing, Simbach, Malgersdorf, Schönau, Peterskirch, Diatersburg, Baumgarten, Griskirch, Raintina, Puch und Vilshofen. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen S. 136, 137. 4) Vergl. Baierns alte Grafschaften. S. 154 fg. 5) Der gewöhnlichen Annahme nach gehörte Richardis in das Geschlecht der Grafen von Murgthal. Huschberg erklärt sie, in der obenangeführten Geschichte für eine Tochter Konrad I., Herzogs von Kärnthen, aus dem salisch-fränkischen Geschlechte. Ebendas. S. 7, 8.

Digitized by Google

oder Artenburg an der Drau. Sie gab seinem neuen Geschlechte den Namen. Friedrichs Bruder, Hartwich, vermehrte als Erzbischof von Salzburg (991—1023) das Ansehen der neu eingewanderten Familie; der Graf Engelbert I., Friedrichs Sohn, erwarb die Schirmvoigtei über die Güter des regensburger Hochstiftes, welche dieses in Kärnthen und dem nördlichen Tyrol besaß. Durch die Verbindung mit den Herzogen von Kärnthen, aus dem Hause Eppenstein, wuchs auch späterhin Glanz und Macht der Ortenburger. Engelbert II., Friedrichs Enkel, erhielt von ihnen die erledigte Mark Istrien und heirathete Hedwig, die einzige Schwester oder Tochter Herzogs Heinrich I. von Kärnthen. Fünf Söhne: Hartwich, Heinrich, Engelbert, Bernhard und Siegfried waren die Frucht dieser Ehe. Von diesen ward Hartwich im J. 1105 Bischof von Regensburg, das glänzendste Loos aber fiel seinem Bruder Heinrich zu, den Herzog Heinrich II., selbst kinderlos, an Kindes Statt annahm im J. 1127. Nicht ohne Kampf jedoch gelangte Heinrich in den Besitz der herzoglichen Würde, denn es strebten die Markgrafen der Marcha Carentana (die Gebiete von Cilley und Pettau umfassend) ihm entgegen. Nach einem harten Kriege siegten die Ortenburger, und sicherten so auf längere Zeit ihrem Geschlechte den Besitz des Herzogthums; die Marcha Carentana aber ging an die Markgrafen von Steier über und verlor ihren frühern Namen.

Heinrich I. (als Herzog von Kärnthen der III.) hatte bei Erwerbung des Herzogthums seinem Bruder Engelbert die Markgrafschaft Istrien 1127 abgetreten, er hinterließ ihm auch schon im J. 1130 die herzogliche Würde selbst. Vermählt mit Uta, aus dem gräflichen Hause Formbach, erwarb Herzog Engelbert III. durch sie seinem Geschlechte die ersten bedeutenden Besitzungen in Oberbaiern, welche von der Mutter Uta's aus dem Hause Frontenhausen herstammten. Hauptorte dieser neuen Besitzungen der Ortenburger waren die Grafschaften Kraiburg und Marquardstein, erstere ursprünglich der größere und westliche Theil des Isengaues und aus den Bezirken Schloß Kraiburg, Mermosen, Ampfing, Neumarkt bestehend [6]); letztere im Chiemgaue gelegen mit den Pertinenzien Altbeuern, Neubeuern, Grassauerthal und Hohenaschau [7]). Auf beide Besitzungen trugen übrigens die Ortenburger den markgräflichen Titel über, so- daß sie sich bald Markgrafen von Kraiburg, bald von Marquardstein nannten.

Herzog Engelbert III. trat nach einer langwierigen Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg noch vor dem Jahre 1135 seinem Sohn Ulrich das Herzogthum ab, und ging in das Kloster Seon, in welchem er als Mönch im J. 1142 starb. Das Kloster Suben am rechten Ufer des Inn ist seine Stiftung.

Von den Geschwistern Ulrichs I. sind eine Schwester Mathilde bekannt, sowie drei Brüder Engelbert IV., Hartwich III. und Rapoto. Die Schwester Mathilde ward an den Grafen Theobald von Blois vermählt [8]); Hartwich weihete sich dem geistlichen Stande, war im Jahr 1147 Diakonus, dann zu Salzburg Domherr und von 1155—1164 Bischof zu Regensburg [9]). Sein Bruder Engelbert IV. erbte vom Vater die Markgrafschaft Istrien, sowie dessen sämmtliche Güter im südlichen Baiern und ward so der begütertste Herr jener Gegenden. Ein Graf von Falkenstein und Neuburg, Siboto, trug allein von ihm 300 mansus Land zu Lehen [10]); und die Ausdehnung seines Gebietes erhellt aus der Menge seiner Ministerialen. Zu diesen gehörten in jener Zeit: Gotschalk, Siboto, Gerung und Heinrich von Stettheim, Berthold von Mermosen, Cuno von Shnaitsee, Friedrich von Eschenau, Friedrich von Risam, Heinrich von Emmestein, Bruno von Dutingen, Engelbert von Sundermaringen, Hartmann von Pettendorf [11]). Ferner Rüdiger von Narinberg, Ingram und Trounto von Antwurt, Heinrich und Eberhard von Marquardstein, Gottfried und Arnold von Westerberg, Warmund von Tetelheim, Bruno und Werner von Putenberg, Berthold und Konrad von Lamberzheim, Werner von Harde, Hartwig von Hage, Walter von Chreiburg, Engelram von Egerbach, Bernhard, Eberhard und Walter von Hornbach, Hartwig von Haigerloch [12]) u. A. Alle diese weiten Güter vererbte Graf Engelbert IV. selbst kinderlos um das Jahr 1171 sterbend an seinen Bruder Grafen Rapoto I., der seinen Besitz noch bedeutend durch seine Heirath mit Elisabeth, Erbtochter des Grafen Gebhard zu Sulzbach, im Rotachgau, vermehrte und hier einen neuen Sitz anlegte, welchen er nach dem Stammschloß in Kärnthen Ortenburg nannte [13]). Die Markgrafschaft Istrien aber kam schon im J. 1171 an Heinrich, Herzogs Otto I. von Meran Bruder, aus dem Hause An-

6) Vergl. v. Lang Baierns Grafschaften. S. 111. Die Grenzen des Isengaues sind südlich der Chiemgau, östlich von Burghausen an die Salzach, dann der Inn bis Braunau, dann innerhalb des Gaues vorbei an Taubenbach, Reut, Eiberg, Merteinskirchen nach Gern, von Gern als nördliche Linie an der Rot aufwärts bis Neumarkt, dann östlich über Aspertsheim, Tozkirchen, Hofgieding, Mansau nach Garz. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen. S. 155. 7) Vergl. v. Lang, Baierns Grafschaften. S. 113. Die Grenzen des Chiemgaues liefen bei Burghausen ein kleines Stück am Mattichgau, von Tacherting bis zum Leukenthal am Salzburggaue, von da nach Kitzbühl, Jochberg ans Brixenthal, westlich längs dem Unter-Innthale bis an Inn, unweit Rosenheim und fort und fort bis Mittergaß, Jettenbach in einer nördlichen Richtung wieder nach Burghausen. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen. S. 153.

8) Cf. Ordericus Vitalis lib. XIII. p. 811 in *Du Chesne* Normanorum historiae script. antiqui. 9) Diesen Bischof Hartwich von Regensburg (1155—64) hält noch Ried im Cod. dipl. ep. Ratisb. t. XIV. für einen Grafen von Ballenstädt. Vergleiche aber Presbyteri *Joh. Staindel* Chron. in *Oefele* script. r. Boic. I, 494: Hartwicus III. frater Engelberti marchionis Istriae et comitis Rapotonis de Ortenburg, Salzburgensis canonicus fit Episcopus Ratisbonensis. 10) Cf. Monum. boica. Vol. VII. p. 441. 11) Cf. Monum. boica. Vol. II et III. 12) Cf. Monum. boica. Vol. III et VII. p. 251. 13) Huschberg in der angeführten Geschichte der Grafen von Ortenburg ist zwar der Meinung, daß dieses Ortenburg im Rotachgaue das ursprüngliche Stammhaus des Geschlechtes sei; wir folgen aber der Ansicht des Ritters von Lang (Baierns Grafschaften. S. 157). Da in diesen Gegenden die Grafen von Sulzbach (Sulzbach am Lin-

Digitized by Google

dechs [11]). Graf Rapoto I. ward der Stammvater der noch jetzt in Baiern blühenden Linie der Ortenburger, während die Nachkommen seines Bruders Ulrich der im J. 1135 als Herzog in Kärnthen auftritt, schon im J. 1279 ausstarben. Die Geschichte dieser herzoglichen Linie des Geschlechtes wollen wir nun zuerst weiter verfolgen.

I. Die kärnthenschen Linien der Grafen von Ortenburg.

a. Die kärnthensche herzogliche Linie der Ortenburger.

Das Herzogthum Kärnthen umfaßte ursprünglich noch die kärnthensche oder pannonische Mark (seit dem 11. Jahrh. die Steiermark genannt), sowie die Marken Krain und Slavonien oder windische Mark [12]). Noch erweitert ward dasselbe im 10. Jahrh., als Kaiser Otto I. im J. 952 Friaul und Istrien von Italien trennte und diese Landstriche nebst Verona den Herzogen von Kärnthen untergab. Jedoch bildete sich, wie wir schon gesehen haben, unter einer Nebenlinie des regierenden herzoglichen Hauses eine besondere Markgrafschaft Istrien, welche Istrien, Krain und Friaul umfaßte und im J. 1171 in den Besitz des Hauses Andechs kam. Andere bisherige Pertinenzien lösten sich gleichfalls in der Folge von dem Herzogthum ab. Schon im J. 1077 hatte sich der Patriarch von Aquileja eines eigenen Districtes bemächtigt; seit 1168 kommt ein Herzog von Steier zum Vorschein, und die Markgrafen von Krain, die Grafen von Görz, der Patriarch von Aquileja benutzten wahrscheinlich die Zeitumstände ebenso, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen auch in andern teutschen Ländern benutzt wurden, um eigene Territorien von der herzoglichen Gewalt zu eximiren [13]).

Als Herzog Ulrich I. im J. 1144 gestorben war, folgte ihm in den Besitz der herzoglichen Würde über Kärnthen sein Sohn:

Heinrich II. (als Herzog der IV.) Unter seiner Regierung begann der Kampf zwischen den Hohenstaufen und der Kirche, in welchem es für beide Theile von Bedeutung sein mußte, welcher Partei sich die Herzoge von Kärnthen anschlossen; denn durch ihr Land führten die Pässe, durch welche die Scharen aus dem östlichen Teutschland nach Italien gelangten, und es war leicht, hier ihnen den Weg zu verlegen. Herzog Heinrich wandte sich auf die Seite Friedrich Barbarossa's und gab so seinen Nachkommen das Beispiel der Pflicht und Treue, welche diese stets den Hohenstaufen bewahrt haben. In allen italienischen Kriegen Friedrichs finden wir den Herzog Heinrich an seiner Seite. Den Zug desselben nach Rom im J. 1154 machte er mit [17]); auf dem Reichstage zu Regensburg im J. 1156, sowie auf dem in den roncalischen Feldern ist er zugegen [18]), selbst seinen Tod findet er im Dienste des Kaisers; denn als Friedrich in Bezug auf die Verhältnisse Apuliens mit dem griechischen Kaiser unterhandeln wollte, wählte er ihn zu seinem Botschafter nach Constantinopel, wohin Heinrich im J. 1160 zur See abging. Auf dem ionischen Meere traf ein Sturm das Schiff und zertrümmerte es; der Herzog fand seinen Tod in den Wellen [19]).

Sein Bruder Hermann, bisher (schon seit 1148) Markgraf von Verona [20]), folgte ihm wie in dem erledigten Herzogthume, so auch in der Hinneigung zu dem Kaiser. Ein heftiger Krieg mit dem Erzbischof Adalbert von Salzburg, der dem Papst anhing, war hiervon die Folge, und als in demselben die Stadt St. Veit verbrannt ward, übertrug der Bischof von Bamberg, zu dessen Stifte jene gehörte, dem Herzoge Hermann die Voigtei über die bambergischen Besitzungen in Kärnthen [21]). Hermann starb im J. 1181 mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich und Bernhard, deren Mutter Agelt war, Tochter des Herzogs Heinrich Jasimirgott von Österreich und Witwe König Stephans von Ungern. Das Herzogthum, von dem jedoch schon im Jahre 1177 die Mark Verona getrennt war, erhielt Ulrich II; Verona hatte Hermann von Baden für sich und seine Nachkommen erworben. Herzog Ulrich II. regierte nur bis zu dem Jahre 1202; er ist Stifter des Klosters Eberndorf zwischen Volkenmarkt und Cappl gelegen.

Herzog Bernhard, der Bruder Ulrichs II., vermehrte seines Hauses Ansehen durch seine Heirath mit Jutta, einer Verwandtin König Przemisl Ottokars II. von Böhmen, welche auch Tochter desselben genannt wird. In dem Streite zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig blieb er der von seinem Vorfahren erwählten Partei getreu und hielt zu Philipp, nach dessen Tode zu Friedrich II., bei welchem er schon am 23. Jan. 1214 in Hagenau erschien, und fast das ganze Jahr in seiner Begleitung verblieb. Von dem unglücklichen Kreuzzuge, welchen König Andreas von Ungern im J. 1216 unternahm, schon im folgenden Jahre zurückgekehrt, widmete Bernhard sich fast ganz dem Dienste des Kaisers, bei welchem wir ihn in den Jahren 1218, 1219, 1227, 1228, 1230—1232 nach Urkunden [22]) antreffen. Nachdem Friedrich seinen Kreuzzug glücklich beendigt, eilte Herzog Bernhard im Vereine mit Leopold von Österreich ihm zu Hilfe nach Neapel, in welches päpstliche Truppen eingefallen; dann aber hielt ihn eine blutige Fehde mit Eibert, Bischofe von Bamberg, aus dem Hause Meran, über den Besitz von Klein-Tarvis, in seinen eigenen Besitzungen zurück. Siegreich gab er die streitige Stadt dem Bisthume zurück und stiftete 1234 zum Andenken an die Schlacht, in der er den Bischof

---

len Ufer des Inn) viel früher begütert und mit den benachbarten Geschlechtern von Möglingen und Frankinhausen verwandt erscheinen, als die Ortenburger.

14) Cf. Monum. boica. Vol. XXII. p. 185. 15) Vergl. Eichhorn, Teutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. 2. Bd. §. 211. S. 9. 16) Vergl. Gebhardi, Geschichte der erblichen Reichsstände. 1. Th. S. 212. 17) Cf. *Otto Frising*, De gestis Friderici I. Lib. II. bei *Urstisius* p. 466.

18) *Goldast*, Constit. imp. III, 336. 19) Chronicon Augustense bei *Freher* script. rer. Germ. I, 511. 20) *Froelich*, Spec. Arch. Car. II, 84—91. 21) *Ludwig*, Script. rer. Bamb. II, 1127. 22) *Hund*, Metrop. Salisb. I, 254. *Froelich*, Spec. Arch. Carinth. I, 53 sq.

Digitized by Google

gefangen hatte, das Kloster Landtrost, auch unserer Frauen Brunn genannt, in Unterkrain am linken Ufer der Gurk. Mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich und Philipp, sowie einer Tochter Margaretha [23]), starb Herzog Bernhard im Februar des Jahres 1256 [24]).

Noch bei Lebzeiten des Vaters hatte Ulrich 1245 einen Kriegszug unternommen gegen Friedrich den Streitbaren, Herzog von Österreich, zu Gunsten König Wenzels von Böhmen [25]). In der Schlacht von Friedrich gefangen, blieb er in dessen Gewalt bis zum Jahre 1246 und heirathete nach dem Tode jenes im J. 1248 Agnes aus dem Hause Meran, dessen geschiedene Gattin. Zu gleicher Zeit nahm er den Titel Herr von Krain an, welches Land bisher zwischen Kärnthen, dem Patriarchen von Aquileja und Österreich getheilt gewesen war, und von welchem Friedrich der Streitbare bisher sich genannt hatte. Zur Regierung im Herzogthume Kärnthen gelangt, war es das hauptsächlichste Bestreben Ulrichs, seinen Ländern Ruhe und Frieden zu bewahren, während sein Bruder Philipp in fortwährenden Kriegen sich herumtummelte. Philipp war dem geistlichen Stande, dem sein ganzer Charakter widersprach, früh geweiht worden. Schon im J. 1245 Propst an der wischehrader Kirche in Prag, gelangte er im J. 1246 auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg. In die Unruhen, welche der Tod Friedrichs des Streitbaren in diesen Gegenden herbeiführte, mannichfach verwickelt, nahm Philipp das Land Steier in Besitz, konnte sich aber nicht in demselben erhalten. Streitigkeiten zwischen ihm und seinem Capitel führten später zu Philipps Absetzung, und als er sich derselben nicht fügen wollte, zu einem fürchterlich verheerenden Kampfe mit der Gegenpartei, welche den Bischof Ulrich von Sekau zum Erzbischof erhoben hatte. Mannichfach wechselte das Kriegsglück; bald war Philipp vom Siege gekrönt, bald irrte er fast gänzlich verlassen in den Gebirgen als Flüchtling umher. Niemals aber verließ ihn der Muth, immer erschien er, dem Banne trotzend, mit neuen Hilfsmitteln auf dem Kampfplatz. Endlich legte Ulrich im J. 1264, des langen Kampfes müde, und durch die Verheerung der Landschaften bewegt, seine Würde nieder; Philipp aber that wider alle Erwartung dasselbe schon im folgenden Jahre zu Gunsten Wladislavs, Herzogs von Breslau.

Herzog Ulrich hatte sich wenig in diese Kämpfe gemischt, er beschenkte Kirchen und Klöster reichlich, während Philipp sie verheerte. Nachdem im J. 1257 seine Gattin Agnes von Meran ihren Kindern in das Grab nachgefolgt war, heirathete Ulrich im J. 1263 Gertraud von Österreich und Markgraf Hermanns von Baden kaum 14jährige Tochter Agnes, die rechtmäßige Erbin Österreichs, welches Ottokar von Böhmen in Besitz genommen hatte. Seinen Bruder Philipp suchte er darauf zum Patriarchen von Aquileja zu erheben, reiste selbst im J. 1268 dorthin und erreichte daselbst noch mehr als seine Absicht war, indem er zum Hauptmanne von Friaul vom Capitel zu Aquileja ernannt ward [26]). Von hier aus begab sich dann Ulrich nach Böhmen zum König Ottokar, und stellte am 4. Dec. zu Podiebrad eine letztwillige Verfügung über sein Herzogthum und dessen Nebenländer aus. Gemäß dieser sollte im Falle, daß er selbst ohne legitimen Erben sterbe, König Ottokar sein Erbe sein [27]). Schon im J. 1269 trat der Fall ein, als Herzog Ulrich ohne Kinder in Friaul verschied.

Schnell sandte König Ottokar nun, vom Lande Besitz zu nehmen, den Propst von Brünn nach Kärnthen, wo ein Theil des Adels ihm zufiel, die größere Zahl jedoch die Partei Philipps ergriff. Dieser kam rasch in das Land, nahm die vom Propste schon gewonnenen Burgen wieder ein und bewog selbst diesen zu ihm überzutreten. Ottokar aber führte sein Kriegsheer nach Kärnthen und nahm Krain ein, wodurch er sich geschickt zwischen die Streitkräfte Philipps in Friaul und Kärnthen warf, beide von einander trennend. Laibach fiel in seine Gewalt, in Kärnthen trat eine große Partei des Adels auf seine Seite. So sah Philipp, von der Mehrzahl der Seinigen verlassen, sich genöthigt, mit dem König in Unterhandlung zu treten.

Auf alle Länder, die Herzog Ulrich besessen hatte, mußte er verzichten, die aquilejischen Burgen, die der Bruder als Leben besessen, dem König übergeben und erhielt nichts zur Entschädigung als das Gericht Crembs an der Donau mit dem dortigen Zoll und die Feste Persenburg auf Lebenszeit. Ulrichs Witwe, die rechtmäßige Erbin Österreichs, vermählte Ottokar an einen seiner Vasallen, den Grafen von Haimburg; sie starb im J. 1294. Philipps Wahl zum Erzbischofe von Aquileja war wegen Vacanz des päpstlichen Stuhles bisher nicht bestätigt worden, und als endlich der neugewählte Gregor X. nach Rom kam, erklärte dieser sie für null und nichtig. Auch aus diesem Besitzthume vertrieb nun den Unglücklichen König Ottokar mit Gewalt der Waffen. Ruhig lebte Philipp seitdem in Crembs.

Die Erwählung Rudolfs von Habsburg erweckte in ihm neue Hoffnung; er eilte zu ihm und bat, die Herzogthümer Österreich und Kärnthen vom Joch Ottokars zu befreien. Als Ottokar auf dem Reichstage 1274 nicht erschien, erhielt Philipp die gewünschte Belehnung mit Kärnthen und Krain, und begleitete dann den Kaiser nach Lausanne zur Zusammenkunft mit dem Papste [28]). Während Rudolf darauf an der Donau gegen Ottokar zu Felde lag, eroberte Graf Meinhard von Görz und Tyrol mit Hilfe des Adels Kärnthen und Steier, aber Philipp konnte sein Erbe nicht erhalten. Rudolf selbst kam im J. 1277 in das Land, nahm für sich die Huldigung und ordnete durch Mainhard die Verwaltung.

23) Cf. *de Rubeis* Mon. Aquil. 722—725. 24) Cf. Chron. Augustense bei *Freher*, Script. rer. Germ. I, 531. 25) Vergl. eine prächtige, poetische Beschreibung dieses Zuges bei Jan der Enenchel, im Fürstenbuche von Österreich und Steiermark. (Linz 1618.) S. 149.

26) In einer Urkunde bei *de Rubeis* Monum. Aquil. 758 et 59 nennt er sich totius terrae Fori Julii Capitaneus generalis. 27) Cf. *Froelich*, Spec. Arch. Carinth. I, 71 et 72. 28) Cf. *Lünig*, Cod. dipl. Hal. II, 731.

Digitized by Google

Philipp, in allen seinen Hoffnungen getäuscht, von allen seinen frühern Rechten und Besitzungen verdrängt, starb arm zu Crembs im J. 1279 [29]).

Mit ihm war der Stamm der Herzoge von Kärnthen aus dem Hause Ortenburg erloschen.

Neben dieser herzoglichen Linie der Ortenburger blühte in Kärnthen noch eine gräfliche, welche bis zum Jahre 1421 sich fortpflanzte. Wir gehen zu ihr über.

b. Die kärnthensche gräfliche Linie der Ortenburger.

Durch welche Familienglieder diese Grafen von Ortenburg mit dem herzoglichen Zweige desselben Geschlechtes zusammenhängen, ist bisher nicht zu bestimmen gewesen. Schon im Anfange des 12. Jahrh. begegnet man in Urkunden jener Gegenden einzelnen Grafen von Ortenburg [30]), aber erst seit der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts wird es möglich, eine sichere Stammfolge nachzuweisen, obwol nicht alle Nachkommen aufgezeichnet sein mögen.

Es war diese gräfliche Linie bis zu ihrem Verlöschen im Besitze der alten, ursprünglichen Grafschaft Ortenburg in Kärnthen, doch scheinen die Glieder derselben sich später mehr nach Steier und Krain gezogen zu haben. Schon Graf Hermann II., der Sohn Graf Otto's, von welchem die zuverlässigere Geschlechtsreihe beginnt, ward in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zu dem Adel im Lande Steier gerechnet [31]), muß also dort mit Gütern angesessen gewesen sein. Seine Gemahlin, eine Tochter eines Herrn von Lisseck, brachte ihm Wernersdorf, Lisseck und Dobelsberg, trotz des Widerspruchs ihrer Verwandten zu, und gebar ihm fünf Söhne nebst drei Töchtern, von welchen Friedrich II. das Geschlecht weiter fortpflanzte [32]). Er schloß sich eng an Rudolf von Habsburg an und auch sein Sohn, Graf Otto III., war österreichischer Landeshauptmann zu Krain und in der slavonischen Mark [33]). Vom Erzstifte Salzburg erlangte er durch Lehnverband einen Theil der Feste Hohenburg, vom Grafen Jakob von Altenburg das Schloß Altenburg in Krain. Obwol er Söhne hatte, so setzten diese nicht das Geschlecht weiter fort, sondern Meinhard I., Bruder Otto's, hinterließ drei Söhne, von welchen Meinhard II. einen Sohn, Otto IV., erzeugte, während sein Bruder Hermann III kinderlos starb, die Macht des Hauses dadurch aber schwächte, daß er sein Erbe seiner Schwester Clara, Gemahlin Heinrichs von Neuhaus, und deren Nachkommen zuwendete. Meinhard II. dagegen vermehrte seines Hauses Besitzthum, indem er die kärnthensche Grafschaft Kernberg erkaufte [34]) und seinem Sohne Otto IV. alles ungeschmälert hinterließ. Vermählt mit Anna von Cilley [35]) hinterließ Otto zwei Kinder, einen Sohn Friedrich und eine Tochter Adelheid, welche sich mit ihrem Oheim, Ulrich von Cilley, vermählte. Mit den Cilleys schloß Graf Friedrich III. im J. 1377 einen Erbvertrag, aus dem wir dem damaligen Umfang seiner Besitzungen erkennen können [36]). Ihm gehörten die Grafschaften Ortenburg und Sternberg, die Märkte Spital, Kellerberg, Radmanstorf, Reising, Pola und Gotschach, die Burgen Sommereck, Hohenburg, Kellerberg, Steierberg, Pregendt, Waldenberg, Nieder- und Oberstein, Orteneck, Reising, Zobelsberg, Grafenwerd, Pola, Altenbuch, Weinegg, die gebrochene Feste Schwarzenstein, der Burgstall Vahlenberg, der halbe Thurm genannt das Igg; ferner zwei Landgerichte bei dem Neumark, zwei andere bei der Geil, die Voigtei über das Kloster Ossiach und die Gotteshäuser St. Peter bei Radmanstorf, St. Georg zu Goriach und St. Georg im Laaßthale, St. Peter in der Rackel, St. Andreas in der Motsneck.

Zu diesen Gütern erwarb Friedrich noch vom Patriarchate zu Aquileja, zu dessen Statthalter er im J. 1409 von Kaiser Wenzel ernannt war, die Schlösser und Flecken Dobrach, Podgoriach, Pola, Reising, Grafenwerd und Gottschach; die Gerichte Arnoldstein, Zimberg, Linde, St. Martin bei Villach und die Feste Künburg besaß er als Pfand vom Bisthume Bamberg. Solch reiches Erbe fiel den Grafen von Cilley [37]) zu, als Friedrich im J. 1421 der Sage nach durch einen vergifteten Apfel starb, welchen ihm seine eigene Gattin Margaretha aus dem Hause Teck während der Mahlzeit gereicht haben soll. Vergebens bemühte sich die in Baiern blühende Linie der Ortenburger bei Kaiser Friedrich III. um das reiche Erbe ihres Geschlechts; es blieb bei den Cilleys, bis diese im J. 1456 mit Grafen Ulrich gleichfalls erloschen, und ihre sämmtlichen Güter an das Haus Österreich heimfielen.

Nachdem auf diese Art das ganze Geschlecht der Ortenburger in Kärnthen verschwunden war, blieb nur noch der Zweig desselben übrig, der sich in Baiern ausgebreitet hatte, und zu dessen Geschichte wir uns jetzt wenden.

II. Die bairischen Linien der Grafen von Ortenburg.

Es ist schon früher nachgewiesen worden, auf welche Weise die Grafen von Ortenburg in den Besitz bedeutender Güter in den südbairischen Gauen Isengau und Chiemgau gelangten, und wie Graf Rapoto I. bei dem Tode seines Bruders Graf Engelbert IV. (um 1171) diese Besitzungen mit denen vereinte, die er selbst durch seine Gemahlin Elisabeth, Erbtochter des Grafen Gebhard zu Sulzbach, im Rotachgau erworben hatte. Als Rapoto im J. 1190 starb, hinterließ er zwei Söhne, Rapoto II. und Heinrich, welche die Stammväter zweier

29) Vergl. Ebendorfer von Haselbach bei *Pez*, Script. rer. Austr. II. 735. 30) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 251 fg. 31) Cf. *Froelich*, Dipl. sac. duc. Styriae. II, 181, 182. 32) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 257. 33) Vergl. Urkunde v. J. 1359 in *Ludwig* Reliq. manuscript. II, 294. 34) Vergl. Hund Stammbuch. II, 21. 35) Cf. *Aquilin* Jul. Caes. Annal. Styr. I, 925.

36) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 272 u. 78. Vergl. mit *Lünig* Spicil. saec. T. II. p. 1841. 37) Durch eine testamentarische Disposition und nicht durch Adoption, obwol *Lünig* Spicil. saecul. T. II. p. 1841 et 44 die hierher gehörigen Urkunden rubricirt als Adoptionsbriefe. Vergl. J. J. Moser altes Staatsrecht. 22. Th. S. 404. Vergl. noch die Cillische Chronik bei *Hase*, Collect. mon. T. II.

Digitized by Google

Linien wurden, von denen die Nachkommen Rapoto's II. im J. 1248 ausstarben.

a. Die bairisch-pfalzgräfliche Linie der Grafen von Ortenburg.

Bei der Erbtheilung zwischen den beiden Brüdern soll Rapoto II. größtentheils die Güter erhalten haben, welche Markgraf Engelbert seinem Geschlecht erworben hatte, wogegen die Besitzungen um Ortenburg an seinen Bruder Heinrich gekommen wären [38]). Durch bedeutende Erwerbungen vergrößerte Rapoto II. seine Güter, ob er aber und seine Nachkommen wirklich im Besitze des bairischen Pfalzgrafenamtes gewesen sind, wie Huschberg (nach *Aventin.* An. Boj. L. VII, c. 6. § 29) behauptet, kann nicht mit völliger Sicherheit bestimmt werden [39]). Zu jenen Erwerbungen Rapoto's gehörten: a) die Herrschaft Rotinberch, Vilshofen und Hilkersberg aus der Erbschaft eines Herrn Walchun von Kambe und Rotenberg, aus dem Hause Hals [40]); ferner b) die Voigtei über die dem salzburger Capitel zugehörigen Güter im Chiemgau gelegen zu Hall, Pettingen und Saldorf, aus der Erbschaft der 1229 erloschenen Grafen von Liebenau, welche Graf Bernhard von Liebenau schon an den Vater Rapoto's verpfändet hatte [41]); c) die Voigtei und Pfandschaft über die dem Hochstifte zu Regensburg zugehörigen Thäler Sperten, Windau und Kelchsau, die zusammen zum Brixenthal gehören, welches sich an der rechten Seite des Inn, noch oberhalb Rattenberg anfangend, bei Reit über Kundl, Wörgel, Kufstein, Ebs nach Erl hinzieht, sodann an der Grenze des Chiemgaues über Gschöfstein am Walchsee herauf nach Schaffau, Elmau, Brixen, Brixleck, Kirchberg und Aschau; d) von demselben Hochstift erwarb Rapoto auch Schloß Wildeneck im Mattichgau, mit den dazu gehörigen vielen Lehen bei Mondsee [42]).

Dieser weiten Besitzungen, wozu noch die Stadt Plainting an der Donau, mit dem dortigen Zolle, Hofkirchen an der Donau, Sulzbach gehörten [43]), Erbe war, als Rapoto im J. 1231 starb, sein Sohn Rapoto III., der sich schon im J. 1240 genöthigt sah, die Rechte und Güter, welche sein Vater im Brixenthal erworben, größtentheils wiederum an das Hochstift Regensburg aufzugeben. In einer Fehde mit Bischof Siegfried von Regensburg von diesen gefangen, trat Rapoto nebst mehren andern auch jene Besitzungen als Preis der Auslösung an ihn ab und behielt davon nur Kufstein und lehnsweise Schindelberg und Sperten [44]). Vermählt mit Adelheid, einer Burggräfin von Nürnberg, erzeugte Rapoto eine Tochter Elisabeth, die Erbin seiner Güter, als er im J. 1248 söhnelos starb. Die Burgen Mässing, Dachsberg, Reisenberg, Rotenberg, Grießbach, Marquartstein und alle um sie gelegene Märkte und Dörfer brachte Elisabeth ihrem Gemahle Hartmann von Werdenberg zu, der auch den pfalzgräflichen Titel annahm, die Güter aber schon vor dem J. 1260 an Herzog Heinrich von Niederbaiern sämmtlich verkaufte.

So blieb nur noch die gräflich ortenburgische Linie in Baiern begütert und blühend.

b. Die gräfliche Linie der Ortenburger in Baiern.

Den Stammvater dieser Linie Graf Heinrich, Sohn Rapoto's I. und Bruder Rapoto's II., finden wir nur als den ersten seines Geschlechts auch im Norden der Donau, längs der böhmischen Grenze, nördlich hinauf bis zur Markgrafschaft Cham, bis in die Nähe von Eger reich begütert. Auf welche Weise er jedoch diese Besitzungen erworben, ist bis jetzt nicht klar zu ermitteln. In erster Ehe war Heinrich vermählt mit einer Tochter Herzog Premizlaus von Böhmen [45]) und in zweiter Ehe mit Richeza, Tochter Markgraf Friedrichs von Hohenburg auf dem Nordgaue [46]). Letzteres bestreitet Herr von Lang, indem er die zweite Gemahlin Graf Heinrichs Richiza von Retz nennt, und durch diese ihn in den Besitz der Grafschaft Murach im Nordgaue, sowie der Liebensteinischen Lehen bei Waldsassen und der Mark Tirschenreut gelangen läßt. Dagegen gibt er einem Sohne Graf Heinrichs, dem Grafen Heinrich II., eine Richiza von Hohenburg zur Gemahlin, mit der dieser auch mehre Söhne erzeugt haben soll [47]), welche Huschberg für Söhne Graf Heinrichs I. und Brüder Heinrichs II. hält. Gegen diese Meinung scheint uns aber der Umstand zu sprechen, daß Graf Heinrich II. fast alle seine Besitzungen, ja selbst die Ortenburg an Klöster, Bisthümer ꝛc. verschenkte oder verpfändete, was, hätte er Kinder gehabt, wol nicht in solcher Ausdehnung geschehen wäre.

Graf Heinrich I. (starb 1241) breitete nun seine Besitzungen in diesen nordöstlichen Gegenden Baierns auf das Eifrigste aus. Die Geldverlegenheit Diepolds von Leuchtenberg benutzend erhielt er von diesem 1223 die

38) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 47. 39) Rapoto soll im J. 1209 von Kaiser Otto zum Pfalzgrafen ernannt sein, nachdem er Mechtild, Tochter des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, geheirathet hatte. Herr von Lang (Baierns Grafschaften S. 122) ist dagegen der Meinung, daß die Steierische Pfalzgrafschaft durch die Erhebung der Steiern zur herzoglichen Würde aufgelöst, der pfalzgräfliche Titel aber im Hause der Grafen von Ortenburg dadurch entstanden sei, daß sie denselben von Kärnthen aus auf die ererbten Besitzungen der Pfalzgrafen von Mödlingen in Kraiburg und Marquartstein übergetragen hätten. Er stützt sich noch darauf, daß bisher keine ausdrückliche Urkunde über die bairische Pfalzgrafenwürde der Grafen von Ortenburg bekannt geworden sei. 40) Huschberg a. a. O. S. 65. 41) Diese Grafen von Liebenau, Lobenau, sollen nach einigen, denen auch Huschberg beitritt, zu dem Geschlechte der Ortenburger gehören und von Siegfried, Sohn Engelberts II. (s. oben), abstammen. Herr von Lang (Baierns Grafschaften S. 105) erklärt sie für eine Nebenlinie der plainischen Grafen von Burghausen, und glaubt, daß das Todtenregister von Seon (Monum. boic. II, 158), welches den ersten Siegfried von Liebenau zu einem Bruder des Engilbertus dux von Istrien macht, diesen letztern mit dem plainischen Hallgrafen Engilbertus verwechselt habe. Die Grafschaft Liebenau hatte ziemlich den Umfang des alten salzburgischen Pflegegerichts Kauffen. 42) Ebendas. S. 156.

43) Cf. *Aventin*, Excerpta dipl. Pass. bei *Oefele* I, 715. 44) Vergl. von Lang Baierns Grafschaften S. 57 u. 58. Die Urkunde in *Ried*, Cod. dipl. Ratisb. I, 388. 45) Cf. *v. Ludewig*, Reliquiae manuscript. 46) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 80. 47) v. Lang, Baierns Grafschaften. S. 155—157.

Digitized by Google

Feste Leuchtenberg, mit dem Recht, alle Besitzungen Diepolds, welche an andere versetzt wären, wieder einzulösen, verpfändet, und in gleicher Art gelangte er im J. 1231 in den Besitz der Güter der Reichsdien von Hönberg zu Höchstadt und der Burg Pfaffenhofen [48]). Von den Grafen von Altendorf an der Altmühl erwarb er pfandschaftsweise Mühlbach, Niuwenmarkt (Neumarkt), Neustadt und andere Besitzungen in jenen Gegenden [49]).

Für seine Güter im Gebirge wirkte Heinrich sich im J. 1229 vom Kaiser das Privilegium aus, daselbst nach Gold, Silber und andern Metallen graben zu dürfen, welche Urkunde auch dadurch höchst wichtig ist, daß in ihr zuerst anerkannt wird, daß die Besitzungen der Ortenburger zum Reiche gehörten [50]).

Als Graf Heinrich im J. 1241 gestorben, nahmen sich Kaiser Friedrich II. und später noch Papst Alexander in eigenen Briefen ihrer und ihrer Söhne Gebhard, Diepold und Rapoto IV. an, und erklärten, daß sie unter dem Schutze des Reiches ständen [51]). Dennoch verschenkte der Stiefsohn Richiza's Heinrich II. bis zum J. 1254, seit welchem er verschwindet, fast alle seine Güter, namentlich die südlich von der Donau gelegenen, auf das Freigebigste, sodaß er in diesen Gegenden fast nichts mehr behielt [52]). Die Feste Ortenburg aber, nebst allem Zubehör, welche Heinrich dem Bisthume Passau geschenkt hatte, blieb dennoch im Besitze der Brüder Heinrichs, weil sie, wie man vermuthen kann, als Reichslehen betrachtet und deshalb nicht ohne Einwilligung des Kaisers veräußert werden konnte.

Zur Zeit der drei Brüder Gebhard, Diepold und Rapoto IV. verminderte sich nun der Reichthum und damit auch das Ansehen der Familie schnell und bedeutend. Gebhard nannte sich Graf von Ortenburg, seine jüngern Brüder Grafen von Murach [53]). Schon im J. 1268 verpfändete Rapoto seinen Antheil an Murach an den Herzog Ludwig den Strengen von Oberbaiern [54]) und im J. 1271 sahen sich alle drei Brüder genöthigt, ihre bedeutenden Besitzungen zwischen Vils, Nab und dem Ernbach, um Schwandorf, Nabburg, Lengfeld, Amberg und Hirschau herum, an denselben Herzog zu veräußern, jedoch mit Vorbehalt der adeligen Vasallen [55]). Graf Rapoto, im J. 1272 alleiniger Besitzer von Murach, verkaufte darauf noch in demselben Jahr alle seine Güter zwischen der Donau und dem böhmischen Walde: Murach, Viechtach mit Zubehör gegen eine jährliche Leibrente. Trotz der Geldnoth, in der sich die Grafen, nach diesen Veräußerungen zu schließen, befunden haben müssen, hörte ihre Freigebigkeit gegen Klöster und geistliche Stiftungen anderer Art nicht auf, die Zahl ihrer Besitzungen zu vermindern [56]), sodaß nach dem Tode Diepolds im J. 1285 und dem Rapoto's 1295, als auch im J. 1269, wie wir gesehen haben, die herzogliche Linie in Kärnthen, ohne daß sich die bairische Linie hätte in den Besitz der Ortschaft setzen können, ausgestorben war, von dem alten Reichthum und dem Ansehen der Ortenburger nicht mehr viel übrig blieb.

Rapoto IV. hatte zwei Söhne, Heinrich III. und Ulram I., hinterlassen, welche im J. 1311 nebst vielen andern Adelsgeschlechtern, mehren Städten und Märkten von Herzog Otto von Baiern die niedere Gerichtsbarkeit für ihre Güter und die von denselben eingeschlossenen geistlichen Besitzungen erwarben. Vermählt mit Agnes, Tochter Herzogs Otto von Niederbaiern, Königs von Ungern, die mehre Besitzungen dem Gemahle zubrachte, hinterließ Heinrich III. zwei Söhne, Heinrich IV. und Ulram II., die jedoch den Stamm nicht fortsetzten. Dieses that Heinrich V., Sohn Ulrams I. Den alten Reichthum des Hauses wieder zu gewinnen, bot sich diesem eine passende Gelegenheit, wiewol vergeblich, dar. Denn als Graf Ulram von Hals um das Jahr 1350 gestorben war, sollte von Rechts wegen Agnes, Tochter desselben und Gemahlin Heinrichs V., ihn beerben. Nach längern Zwistigkeiten mit Johann von Leuchtenberg, der gleichfalls Ansprüche machte und in jener Zeit ein mächtiger, angesehener Mann in Baiern war, mußte sich Agnes und ihr Gemahl nur mit einigen Stücken der Erbschaft, als Leonsberg, Paumgarten, Thann, Harbach, Gankofen an der Bina und dem Hofe zu Maming begnügen. Alle diese Güter gingen jedoch nebst noch andern aus der Halfischen Erbschaft, wie Pruckberg, Geißenhausen, durch allmäligen Verkauf bis zum Jahre 1386 größtentheils an die Herzoge von Baiern verloren [57]). Der Reichthum des Geschlechts vermehrte sich jedoch wiederum zur Zeit der Söhne Heinrichs V. in nicht unbeträchtlicher Weise. Außer Johann, dem Domherrn, hinterließ Heinrich V. drei Söhne: Ulram III., Ezelin I. und Georg I. Die Linien Ulram III. und Ezelin I. starben schon in ihren Söhnen, welche nur Töchter hinterließen, wiederum aus. Ezelins I. Sohn, Graf Ezelin II., ist es nun, der neben seinem Oheime Georg wiederum neue und bedeutende Güter erwarb. Mit einer Base, Tochter Ulrams III., folgte er nämlich der bairischen Prinzessin Elisabeth nach Paris, als diese sich mit König Karl VI. von Frankreich vermählte und erwarb sich daselbst des Königs Liebe und Vertrauen. Reiche Geschenke desselben an Geld und Kostbarkeiten, sowie seine Heirath mit Sigonia, einer reichen Hofdame der Königin aus dem Geschlechte von Rorbach in Baiern, setzten ihn in den Stand, nach Teutschland zurückgekehrt, den alten Glanz seiner Familie zu erneuen. Von den Landgrafen Johann und Georg von Leuchtenberg kaufte er das Schloß Engelsberg im ehemaligen Landgerichte Hengersberch, sowie die Herrschaf-

48) Vergl. Huschberg S. 81. 49) Regesta II, 208. Huschberg S. 82. 50) Urkunde im Reichsarchive, vergl. Huschberg S. 80. Es heißt in der Urkunde: quae intra et in bonis suis inveniri potuerunt, quae ad nos et imperium ex antiquo jure approbato pertinere dinoscuntur. Sollten sich diese Worte nicht vielleicht auf das Bergwerksregal der Kaiser beziehen? 51) Vergl. das kaiserl. Diplom in *Lünig*, Spic. saec. T. II. p. 1836. 52) Vergl. eine Reihe solcher Schenkungen angeführt von Huschberg S. 89 fg. 53) Vergl. Hund, Stammbuch, II, 32. 54) Vergl. Aventhaver, Geschichte Baierns. S. 186, 187. 55) Ebend. S. 190, 191.

56) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 120 fg. 57) Ebend. S. 209—213. Von Lang, Baierns Grafschaften. S. 161.

Digitized by Google

ten Bernstein und Ranfels, welche letztere Ranfels, Schlintern, Gneisting, Alfatern, Frätelsberg, Ellenbach und Simmering umfaßte. Diese, sowie Bernstein, wurden jedoch von ihm schon 1438 wiederum gegen eine bedeutende Summe an Herzog Heinrich von Landshut veräußert. Als er ohne Söhne, nur mit Zurücklassung einer Tochter, 1446 starb, setzte er seine Vettern Alram IV., Sohn Alrams III., und Heinrich VI, Sohn Georgs, I. zu gemeinschaftlichen Erben von Engelsberg, Maming, Gotfrieding, Emerskirchen und Uttenkofen, sowie einer bedeutenden baaren Geldsumme ein, von welchen Besitzungen Heinrich seinen Antheil schon im J. 1447—49 an Alram IV. veräußerte. Die übrigen Güter Ezelins II. brachte seine Tochter Margaretha ihrem Gemahle Ritter Heinrich von Rothsaft zu Wernburg zu.

Alram III., Oheim Ezelins II., erwarb durch seine Gemahlin Barbara, Tochter Friedrichs von Rotau und Witwe des Ritters Hans Wartter von der Wart, im Vilsthale, Ort und Burg Dorfbach, nach welcher Besitzung er sich auch Graf von Dorfbach nannte. Er starb nach 1392 mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich I und Alram IV., von welchen der erstere den geistlichen Stand erwählte, Alram IV. (starb 1462) aber nur eine Tochter, Veronika, erzeugte, vermählt mit Wolfgang von Wallsee. — Der männliche Stamm der Ortenburger ward hiernach nur durch die Nachkommen Georgs I., des zweiten Oheims Grafen Ezelin II., fortgesetzt, der auf der Burg Neu-Ortenburg wohnte.

Mannichfache Zwistigkeiten mit dem Stifte zu Passau und den Herzogen von Baiern, in welche Georg nebst seinem Bruder Ezelin I. geriethen, führten zu mehren Verträgen, in welchen beide bedeutende Rechte ihres Geschlechtes opferten, obwol niemand eifriger seine Rechte und Besitzung zu vermehren strebte kannte als Georg. Im J. 1391 versprachen sie in einer Urkunde den Herzogen Stephan und Johann von Ingolstadt und München, sowie dem Herzoge Friedrich von Landshut das Öffnungsrecht ihrer Burgen und verpflichteten sich 1394, sich keinem andern Herrn zu untergeben. Ein neuer Vertrag mit Herzog Heinrich von Landshut im J. 1404 versprach diesem, daß die Grafen in persönlichen Dingen vor den Räthen des Herzogs, in Grund und Boden angehenden aber vor seinen Landgerichten Recht nehmen wollten. Vergebens versuchten die Grafen mehrmals sich diesem Vertrage, der sie aus reichsunmittelbaren Besitzern fast zu Landsassen des Herzogs machte, zu entziehen, denn im J. 1408 und 1409 wurden sie nochmals gezwungen, ihn anzuerkennen [58]).

Von den zwei Söhnen, welche Georg I. hinterließ, weihte sich Georg II. dem geistlichen Stande, Heinrich VI setzte das Geschlecht fort. Sein Sohn, Graf Heinrich VII (starb vor dem J. 1452), vermählt mit Ursula, Tochter des reichen Ritters Peter von Eckh zu Eckh, Herrn zu Sallenburg, Sälbenau und Mainting, erwarb nach seines Schwiegervaters Tode durch Erbschaft und Abfindung der Miterben die Sälbenburg, wie noch außerdem viele einzelne Äcker und Güter durch Kauf [59]). Aus dieser Ehe hinterließ er Georg III. und Magdalena, vermählt mit Ulrich von Stahremberg; aus einer zweiten mit Elsbeth von Törring aber einen Sohn Sebastian I. und zwei Töchter, Sigaun verm. mit Tourian Freiherrn von Gutenstein, und Sybilla, verm. mit Konrad von Heydeck. Georg III. (starb um 1494) hatte zwei Söhne, Heinrich VIII. (starb in der Jugend) und Wolfgang, der eines bedeutenden Ansehens in der landshuter Erbschaftsfehde genoß, in welcher auch die Ortenburg verbrannt ward. Er starb unvermählt im J. 1519. Das Geschlecht setzte sein Oheim Sebastian I. fort, vermählt mit Maria von Rorbach, Erbin der Grafschaft Neuburg im Österreichischen, welche Erwerbung Sebastian jedoch nach mancherlei Händeln mit Kaiser Friedrich III. an diesen gegen eine bedeutende Summe verkaufte. Daß zu seiner Zeit die Reichsunmittelbarkeit der Grafen anerkannt ward, geht aus den zahlreichen, noch vorhandenen Briefen der Kaiser an ihn hervor, in welchen er (1488, 1489, 1492) aufgefodert wird, mit seinen Dienstleuten beim Reichsheer seiner Pflicht als Reichslehnsmann nachzukommen [60]). Als er im J. 1495 starb, hinterließ er sieben Söhne und zwei Töchter. Die Söhne waren Ulrich, Johannes, Georg IV., Siegismund, Christoph, Sebastian II., Wilhelm; die Töchter Margarethe, verm. mit Veit von Rechberg zu Hohenrechberg, und Helene mit Ritter Wilhelm von Paulstorff zu der Kürn.

Von diesen Söhnen Graf Sebastians I. widmeten sich Georg IV. und Siegmund dem geistlichen Stande, Wilhelm ging nach Frankreich (in dessen Diensten auch seine beiden Söhne Friedrich und Sebastian III. starben, ersterer in der Schlacht bei Carmagnola 1544, letzterer im Sturm auf Siena 1557), Johann blieb, unvermählt und kinderlos, im Kriege Maximilians gegen die Schweizer, nur Ulrich II. (starb 1524), vermählt mit Veronika von Aichberg, hinterließ drei Söhne, Alexander, Karl, Moriz und eine Tochter Sidonia, vermählt mit Melchior Kolama, Freiherrn von Fels und Schenkenberg in Tyrol. Als Erbe der Reichslehen folgte ihm, wie gewöhnlich [61]), der älteste des Hauses, sein Bruder Sebastian II., unter welchem nun die Streitigkeiten mit den Herzogen von Baiern, wegen der Reichsunmittelbarkeit begannen. Kurz vorher hatte noch Kaiser Karl aus Spanien an die

58) Nach Urkunden im Reichsarchive, benutzt von Huschberg a. a. O. S. 222—224.

59) Vergl. ein Verzeichniß bei Huschberg a. a. O. S. 243. 60) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 303. 61) Moser, Altes teutsches Staatsrecht. XIII. S. 328. Auch in einer Urkunde Kaiser Friedrichs III. über die Belehnung Sebastians I. bei Lünig, Spicil. saec. p. 1851 heißt es: Das uns der Edel, unser und des Reichs lieber Getrewe Sebastian, Grave zu Ortemberg diemüthiglich hat anrufen und bitten lassen, das wir Ime als dem ettisten Graven zu Ortemberg .... zu lehn zu verleihen gnediglich geruhten. Ferner: Auch dem Pann in der genannten Grafschaft über das Plut zu richten, so von uns und dem heiligen röm. Reich zu tuhen rüret und von weiland Georgen Grafen zu Ortemberg seinem Bruder auf Ine als den Ettesten, dem die nach altem Herkommen und Gewonheit derselben Grafschaft zu empfahen gebüret.

Digitized by Google

Grafen (1519) geschrieben und ihnen seine Wahl kund gegeben, sowie bestimmt, daß sie ihre Reichslehen besitzen und nützen sollten, als ob sie die Belehnung schon empfangen hätten. Auch bei der Feststellung der Reichsmatrikel zu Worms im J. 1521 wurden die Grafen von Ortenburg mit zwei Reitern, sechs Fußknechten und einer Summe von 288 rh. Gulden eingetragen. Zur Unterhaltung des Kammergerichts sollten sie jährlich 60 Gulden, zu der der außerordentlichen Beisitzer 15 Gulden bezahlen[62]). Dessenungeachtet versuchten nun im Anfange dieses Jahrhunderts die Herzoge von Baiern, auch diese Familie, wie so manche andere, sich als eine nur landsässige zu unterwerfen. Bald waren es Streitigkeiten über persönliche Verhältnisse der Grafen, bald über Güterfachen, welche sie benutzten, um die Ortenburger vor ihre Gerichte zu ziehen, bald foderten sie von ihnen auch für die reichslehnbaren Besitzungen die Heeresfolge. Graf Sebastian II, mit dem diese Irrungen zuerst begannen, hielt streng auf seine Rechte und berief sich stets auf den Kaiser und dessen Reichskammergericht. Jene alten Verschreibungen der Grafen Georg I. und Ezelins, der wir früher gedachten, mögen wol von den Herzogen ihren Foderungen zu Grunde gelegt sein. Kinderlos starb Sebastian II. im J. 1559. Sein Bruder Graf Christoph (starb 1551) hatte durch seine Vermählung mit Anna, der einzigen Tochter des Ritters Friedrich von Hollup zu Mattichkofen und Neydeck, bedeutenden neuen Güterbesitz erworben. Alle Güter desselben in Ober- und Niederbaiern, wie die Burg Neydeck im Rottthale mit ihren Pertinenzien zu Schweiber, Plaichenbach und Piernbach, dann vermehrt durch Hofgüter, gelegen in der Leiten, im Neidhart, zu Hauzenberg, Niederdorf, Lengsheim, Asenheim und vielen Zehntgefällen in andern Ortschaften; ferner die ganze Hofmark Senftenbach mit allen dazu gehörigen Grundstücken und Mühlen; und viele andere einzelne Güter in diesen Gegenden gingen nach dem Tode Graf Friedrichs und seiner Hausfrau an Graf Christoph über, der auch Moßheim erkaufte, sowie die bedeutende Burg und Hofmark Haidenkofen mit dem Waldgrund am Sundergau und einigen dazu gehörigen Besitzungen zu Rainting, Großen-Pening, Kreuching und Liechting. Außer diesen bedeutenden Erwerbungen, wozu auch noch die Burg Mattichkofen gehört, die als herzogliches Lehen nicht durch seine Gemahlin an ihn aus der holluppischen Erbschaft kommen konnte, erwarb Christoph noch viele andere Güter[63]) und hinterließ sie sämmtlich seinem einzigen Sohn Joachim (geb. 1530, gest. 1660), welcher hiernach als einer der reichsten Besitzer in jenen Gegenden erscheint[64]). Im J. 1551 erhielt Joachim, mit trefflichen Talenten ausgestattet und auf der Hochschule zu Ingolstadt gebildet, die Grafschaft, indem sein Oheim Sebastian zu jenes Gunsten verzichtete, wie auch 1559 Graf Johannes, Enkel Ulrichs II., denen als den damaligen ältesten Gliedern des Hauses der Besitz hätte zu Theil werden müssen. Joachims Leben war eine Kette von Unglücksfällen und Streitigkeiten mit den Herzogen von Baiern. Als er nämlich im Jahre 1548 eine Beschwerde bei dem Reich eingereicht hatte wegen zu hoher Veranschlagung in der Reichsmatrikel, behauptete Herzog Wilhelm IV. von Baiern, ihm gebühre es, die Steuern der Grafschaft, die in seinem Herzogthume gelegen sei, auszuschreiben. Beide Theile wurden vor das Reichskammergericht geladen, und der Reichsfiscal setzte 14 Punkte auf, worin er die Ansprüche der Ortenburger auf die Reichsunmittelbarkeit entwickelte. Die herzoglichen Räthe leugneten aber das Recht derselben. Doch ruhte der Streit bis 1558. Im J. 1559 zwar wieder eröffnet, dauerte der Proceß dennoch durch Verzögerungen, Vernehmungen von Zeugen, Vorlegungen und Prüfungen von Urkunden bis zum J. 1573, in welchem am 4. März das Urtheil dahin publicirt ward: daß die Grafen, soviel die Grafschaft Ortenburg belangen thut, ohne Mittel Grafen des Reichs sein und derwegen alle desselben gefreyte und ungefreyte Hülff und Anlagen, so jederzeit im Reich bewilligt, für ihren Antheil zu erlegen und zu bezahlen, auch alles anders gleich andern Reichsständen zu leisten schuldig und daß darum gedachten Herzogen nicht gebühret, berührte Grafschaft auszuziehen sich anzumaßen, sondern sich dessen hinführo enthalten, auch ihme derwegen ein ewig Stillschweigen aufzulegen sein soll[65]).

Hauptgründe des Gerichtes waren: Die Grafen von Ortenburg wären stets für Reichsgrafen gehalten worden, was aus Zeugenaussagen und vielen Urkunden hervorgehe; sie fänden sich in den Reichsmatrikeln (die semiplenam probationem und praesumtionem machten) nämlich von den Jahren 1467, 1489 und 1491; sie trügen zur Erhaltung des Kammergerichtes bei und hätten viele an sie erlassene Befehle zur Bezahlung der Reichssteuern, sowie Quittungen darüber producirt, nicht minder auch ein Cameralurtheil, daß der Graf wegen moroser Zahlung gestraft worden; ferner hätten sie 20 Ausschreiben zu Reichstagen von anno 1500 an vorgebracht und durch Zeugen bewiesen, daß sie 1548 im Reichstage gesessen und dieses mit Wissen und ohne Widerspruch des Hauses Baiern. Außerdem würden sie mit der Grafschaft Ortenburg von Kaiser und Reich belehnt, selbst mit dem Blutbanne. Dergleichen Lehenbriefe wären von

62) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 324, 332. Auch die Grafschaft Ortenburg in Kärnthen war Reichslehn gewesen, wie dieses aus Sieglsmunds Urkunde für die Grafen von Cilley hervorgeht. Cf. *Lünig*, Spicil. saec. T. II. p. 1844. 63) Vergl. Huschberg a. a. O. S. 539—548. 64) Seit dieser Zeit wahrscheinlich schrieben sich die baierischen Grafen: Grafen zu Ortenburg des ältern Geschlechtes. Als nämlich auch die Cilley Besitzer der Grafschaft Ortenburg in Kärnthen ausgestoben waren, hatten die Herzoge von Österreich diese Besitzungen zuerst eingezogen, später (1524) aber an einen Spanier, Gabriel Salamanca, Freiherrn von Freienstein und Kartspach, verliehen, welcher Titel und Wappen der Ortenburger annahm. Hiergegen protestirten bei dem Kaiser die damaligen baierischen Grafen von Ortenburg, konnten aber nichts ausrichten, und nahmen dann den obenerwähnten Zusatz in ihren Titel auf. Vergl. eine Urkunde hierüber in *Lünig*, Spicil. saec. T. II p. 1834. Dieses neue Geschlecht von Ortenburg in Kärnthen starb übrigens schon nach 116 Jahren aus.

65) Vergl. Urkunde Kaiser Max. II. in *Lünig*, Spicil. saec. T. II. p. 1854.

Digitized by Google

1489, 1491, 1522, 1526 und 1551 aufgewiesen. Auch hätten sie seit mindestens 48 Jahren auf den bairischen Kreistagen Sitz und Stimme, wie dieses Salzburg (der ausschreibende Stand desselben) bezeuge, weshalb auch der 1521 verfertigte Katalogus der Kreisstände ihrer erwähne. Dagegen sei es kein Rechtsgrund, was Baiern vorbringe, daß die Grafschaft Ortenburg in seinem Gebiete gelegen sei, daß die Grafen ihnen Erbhuldigung geleistet hatten und auf ihren Landtagen erschienen seien. Denn das Letztere hätten sie gethan für ihre bairischen Lehngüter und nicht für die Grafschaft. Die Verschreibungen von 1391 [66]) ꝛc. wären auch kein Beweis, weil die Grafen possessionem noviorem 80 annorum für sich hätten [67]).

Während dieser Proceß noch schwebte, war eine noch fast größere Irrung zwischen Joachim und dem Herzoge von Baiern eingetreten.

Längst schon hatte die Lutherische Lehre in Baiern zahlreiche Anhänger unter Edlen und Gemeinen gefunden, und als der passauer und augsburger Religionsfriede eingegangen war, foderten die Landstände den Herzog auf, sich dahin zu bemühen, daß von Rom aus eine Milderung in mehren Punkten des katholischen Glaubens nachgelassen würde. Herzog Albrecht gestattete nun zwar 1556 seinen Unterthanen den Genuß des Abendmahles in beiderlei Gestalt, doch weigerten sich die Landesbischöfe hierin nachzugeben. Von Neuem gingen deshalb die Stände, an ihrer Spitze Graf Joachim, 1557 den Herzog in dieser Sache an, und als selbst noch im J. 1563 nichts darin erreicht werden konnte, erklärten sich mehre Mitglieder der Familien Marelrain, Fugger, Freyberg, Layming u. a. m., wie auch Joachim für offene Einführung der Reformation. Demgemäß hielt am 17. Oct. 1563 Johann Friedrich Calixtus den ersten Lutherischen Gottesdienst zu Ortenburg, worauf von Seiten des Grafen am 25. Oct. ein offenes Patent erschien, worin er erklärte, daß er sein und seiner ihm von Gott untergebenen Unterthanen Seelenheil im Auge habend, sich zur augsburger Confession bekannt habe und dieselbe einführen wolle. Zugleich erklärte er sich gegen die Sacramentirer und Wiedertäufer u. dergl. und berief sich für die Rechtmäßigkeit seines Unternehmens auf den Religionsfrieden, sowie auf seine freie Reichsunmittelbarkeit [68]).

Natürlich sah Herzog Albrecht dieser Religionsveränderung nicht ruhig zu; er lud den Grafen ein, in München zu erscheinen und erklärte, daß er die Reichsunmittelbarkeit des Grafen nicht anerkenne. Die Güter und Burgen desselben wurden von Seiten Baierns eingezogen und besetzt. Joachim wandte sich in dieser Bedrängniß an den Kaiser, der die Sache an das Reichskammergericht verwies. Vergeblich verwendeten sich der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen in den Angelegenheiten Graf Joachims bei dem Herzog Albrecht von Baiern, selbst der Kaiser schrieb an diesen und bot sich zum Vermittler an. Im März 1565 waren die von diesem zu Wien angestellten Unterhandlungen soweit vorgerückt, daß man die Vergleichspunkte nach München, mit der Bitte an den Herzog, sie zu genehmigen, absenden konnte. Es sollte hiernach dem Grafen die Ausübung der evangelischen Religion in der Grafschaft unbenommen sein, in den mittelbaren Landgütern aber die katholische Religion fortdauern. Herzog Albrecht, diese Bestimmung für ungenügend erklärend, brach die Verhandlungen ab, erneuerte sie aber, als Joachim dem Rathe des Kaisers gemäß mit einigen Freunden selbst nach München kam. Dennoch kam man zu keinem Ziele, weil der Graf sich nicht dazu verstehen wollte, weder eine Abbitte dem Herzoge zu leisten, noch eine Geldbuße zu bezahlen. Endlich kam im J. 1566 zu Augsburg am 10. Mai die Vereinigung unter folgenden Bedingungen zu Stande: Joachim sollte zu München erklären, daß er weder gegen den Herzog noch gegen sein Vaterland Nachtheiliges habe unternehmen wollen, dagegen solle ihm, seiner Gemahlin und seinem Sohne, sowie vorläufig auch den im ortenburgischen Bezirk angesessenen Unterthanen der evangelische Gottesdienst in der Kirche unbenommen sein, in den Landgütern jedoch solle er sich nach dem Religionsfrieden richten. Diesen Bestimmungen genügte Joachim am 29. Mai und ward dann in alle seine Besitzungen wieder eingesetzt.

Nachdem nun der Ausspruch des Kammergerichtes für den Grafen günstig ausgefallen war, führte Joachim die Reformation, zu der auch sein Bruder Ulrich sich 1564 gewendet hatte, in der Grafschaft noch in ausgedehnterer Weise als früher ein, gerieth aber hierdurch, sowie durch mancherlei andere Irrung wieder in Streit mit dem Herzoge, welcher im J. 1575 wiederum die Landgüter des Grafen einzog, auch gegen das Urtheil des Kammergerichtes das Mittel der Revision ergriffen hatte. Die Frage über die Befugniß der Diener Joachims, ihren evangelischen Glauben in den Besitzungen des Grafen zu Mattichkofen, welche nicht reichsunmittelbar waren, auszuüben, vermehrte die streitigen Punkte zwischen ihm und dem Herzoge, zu deren Entscheidung der erstere sich wiederum an das Kammergericht wandte, wegen Beeinträchtigung der freien Religionsübung. Vergebens versuchten auch hierbei die Kaiser Maximilian II. und Rudolf zu vermitteln; alle Versuche scheiterten an der Foderung des Herzogs, daß Joachim ihm vor allen Dingen die Erbhuldigung leisten solle. Burg und Markt Mattichkofen wurden nun 1579 gleichfalls vom Herzog Albrecht besetzt, dessen Unbeugsamkeit in dieser Sache sich auch auf seinen Nachfolger Wilhelm I. vererbte. Denn vergeblich erließ das Kammergericht Befehl über Befehl, den Grafen Joachim zu restituiren, der Herzog blieb unbewegt; selbst als der Graf ihm seine sämmtlichen Besitzungen für 550,000 rh. Gulden zum Kauf anbot. Mitten in diesen nicht beigelegten Unruhen starb Joachim im J. 1600, ohne einen Sohn zu hinterlassen.

Die Grafen Alexander und Karl, Söhne Grafen Ulrichs II. und Vettern Joachims hatten mehre männ-

66) Siehe oben. 67) Vergl. Moser altes Staatsrecht. Th. 38. S. 464—467. 68) Cf. *Lünig*, Spicil. sacc. T. II. p. 1852 et 1853.

Digitized by Google

liche Nachkommen hinterlassen. Alexanders Söhne waren Johannes III. und Ulrich, ersterer mit Eufemia von Spauer vermählt, war kaiserlicher Landeshauptmann zu Glausen in Tyrol und hinterließ Heinrich X., letzterer Heinrich XI. und Georg V.

Karls Söhne dagegen, Wilhelm und Leonhard, starben früh; seine Töchter waren Veronika, an Eitel Fritz, Grafen zu Hohenzollern, und Anna Maria, mit Hartmann, Freiherrn von Lichtenstein, vermählt.

Nach dem Tode Joachims waren hiermit Heinrich X. und Georg V. die Häupter ihres Hauses. Heinrich erlangte nun zwar die Belehnung mit der Grafschaft vom Kaiser, aber die Witwe Joachims machte kont einer ihr ausgestellten Verschreibung ihres Gemahles Rechte auf dieselbe geltend, welchem Heinrich im J. 1602 weichen mußte. Beide Grafen verglichen sich in demselben Jahre mit Herzog Maximilian von Baiern in Bezug auf die Zurückgabe der eingezogenen Landgüter und verkauften an ihn Mattichhofen, nahmen die noch anhängigen Processe beim Reichskammergericht ab und leisteten in althergebrachter Weise die Erbhuldigung. Lucia, die Witwe Joachims, verlangte nun noch außer der Grafschaft die Auslieferung von 69 Landgütern, die zu derselben gehören sollten, erhielt jedoch bei dem Reichskammergerichte keine günstige Entscheidung, obwol der Kaiser und der Reichshofrath ihr gewogen waren. Endlich gab Herzog Maximilian und Georg (Heinrich war mit Hinterlassung von drei Söhnen: Friedrich Casimir, Johann Philipp, Heinrich XII. im J. 1603 gestorben) die angesprochenen Güter mit Vorbehalt der Gerichtsbarkeit und aller voigteilichen Rechte heraus, erlangte aber dennoch nicht nach Heinrichs X. Tode die Grafschaft, weil Joachim den Sohn desselben Friedrich Casimir als Erben eingesetzt hatte. Den Streit hierüber verglich man zuletzt dahin, daß Georg eine Urkunde ausstellte, in welcher er versprach, daß er weder den wirklichen Besitz der Grafschaft ansprechen, noch die zu ihr gehörigen Hoheitsrechte ausüben wolle, sondern die Belehnung blos deshalb verlange, damit den Rechten des Geschlechtsältesten kein Eintrag geschehe [69]). Hiernach erhielt nun Georg neben Friedrich Casimir die Belehnung, der nebst seinen Brüdern der reformirten Kirche zugethan war, während Georg sich wieder zum katholischen Glauben gewendet hatte.

Die Brüder Friedrich Casimirs widmeten sich beide der Vertheidigung ihres Glaubens. Heinrich trat in braunschweigische Dienste, vertheidigte nach der Schlacht auf dem weißen Berge die Feste Elnbogen an der Eger auf das Tapferste und fiel in den Niederlanden im J. 1622 in der Schlacht bei Fleury. Johann Philipp aber trat in die Dienste Gustav Adolfs und starb 1631 als schwedischer Oberst zu Berlin. Dieser Kriegsdienste seiner Brüder wegen erhielt Friedrich Casimir, als Georg 1627 starb, erst im J. 1628 die Belehnung mit der Grafschaft, die er jedoch im J. 1652 an Hans Joachim von Seigendorf überlassen mußte, welcher Rechte darauf aus Vermächtniß der Witwe Joachims, Lucia, sowie aus mehren Schuldforderungen an Friedrich Casimir ansprach. Letzterer wohnte seitdem in Dorfbach, wo er 1658 unvermählt starb. Mit ihm erlosch die Linie Johanns III.

Von den Söhnen Georgs V., Friedrich, Philipp Wolfgang, Georg Reinhard und Christian, waren die beiden ersten schon vor dem Tode Friedrich Casimirs gestorben, weshalb Georg Reinhard als der älteste die Belehnung hätte empfangen sollen. Er war nebst seinem Bruder zur katholischen Religion übergetreten und theilte mit diesem 1632 die ererbten Güter. Aus der Urkunde ersieht man den damaligen Besitzstand Georg Reinhards. Er erhielt den hintern Theil des Schlosses Neydeck und die Hälfte aller dazu gehörigen Hausfahrniß und Kostbarkeiten, sowie der Waldungen, Grundstücke, Fischereien, Jagden; ferner die Hofmarken Schweibern und Pirnbach, die einschichtigen Güter zu Ried, Tobel, Ründorf, Wilheim, Windten, Grub, Krotheim, Lengheim, Kleuberöd, Hanzenberg, Tobelheim, Leuten, Rathfelling, Künheim, Tobelhof, Lutterbach, Kirchheim und Pach; ferner nachfolgende Güter im Gerichte Schärding, genannt die „Tribtleben" als Premirg, Höndorf, Wolfröd, Riegerstobel, Aschbachmühl, Höfing, Rätling, Dienberg, Peilstorff und Kimerlstorf.

In der Hoffnung, die alte Grafschaft wieder zu erlangen, nahmen beide Brüder eine neue Theilung über diese im J. 1660 vor, und erreichten das Ziel ihres Strebens, die Grafschaft, auch wirklich im J. 1662. Zwei Jahre darauf starb Georg Reinhard. Er hatte, obwol selbst katholisch, seine Kinder im Lutherischen Glauben erziehen lassen, weshalb seine Witwe dieselben in ein protestantisches Land zu bringen suchte, als sie hörte, daß der Oheim Christian damit umginge, ihren Sohn Georg Philipp zum Übertritte zu vermögen. Die erste Flucht mit den Kindern ward jedoch von dem Oheime vereitelt, die zweite durch Tyrol nach Würtemberg gelang besser [70]). Deshalb aber verweigerte der kaiserliche Hofrath ihr das Recht der Vormundschaft, welche, sowie die Verwaltung des Besitzes, Graf Christian übernahm. Nach Erwerbung vieler Güter starb dieser im J. 1684 ohne Leibeserben, setzte jedoch mit dem Neffen, den er früher enterbt hatte, wieder versöhnt, diesen als Erben ein. Vergebliche Ansprüche machte, auf die frühere Enterbung Georg Philipps sich stützend, der Graf Franz Leopold von Salm und Neuburg auf den Besitz der Grafschaft; Georg Philipp erhielt die Belehnung und den Besitz. Er fügte seinem Titel den eines Grafen von Stichingen und Püttingen bei, indem er von seiner Mutter her Ansprüche auf das Erbe dieser in der Saargegend liegenden Güter, obwol vergeblich, erhob [71]). Einen einzigen Sohn, Jo-

69) Joachim hatte 1567 mit Bewilligung der Agnaten eine Familienbestimmung vom Kaiser bestätigen lassen, nach welcher die Grafschaft stets der älteste des Geschlechts erhalten, die Landgüter aber nicht mehr durch die Vererbung durch Töchter an andere Häuser kommen sollten.

70) Auch das Corpus Evangelicorum schritt 1667, 1668 u. 1669 zu Gunsten der Gräfin bei dem Kaiser ein. Vergl. Moser, Altes Staatsrecht. 38. Th. S. 106. 71) Der Titel ist von den Ortenburgern bis jetzt beibehalten worden.

Digitized by Google

hann Georg, hinterließ Georg Philipp bei seinem im J. 1702 erfolgten Tode. Diesen, den Vater von zehn Kindern, beerbten dennoch nur zwei, ein Sohn Graf Karl und eine Tochter Friederike, vermählt mit Wolfgang Georg, Grafen von Castel-Remlingen.

Graf Karl erzeugte neun Söhne und fünf Töchter. Die erstern widmeten sich fast alle dem Militairstande. Der älteste Karl Albrecht (starb 1787) im J. 1763 Cornet im königl. preuß. Carabinier-Leib-Regimente, verließ den Dienst als Major 1776. Ludwig Emanuel, im J. 1766 Fähndrich im preuß. Regiment Kleist verließ den Dienst als Lieutenant 1774. Christian Friedrich trat 1766 als Fähndrich in das königl. preuß. Regiment Steinkeller, verließ den Dienst als Hauptmann und trat als Rittmeister in das bairische Dragonerregiment La Rosée, ward Major und verließ den Dienst als Oberstlieutenant 1788. Adolf Ferdinand, im J. 1768 Hauptmann in niederländischen Diensten, ward 1783 teutscher Ordensritter. Johann Rudolf 1789 Lieutenant im Regiment Großherzog von Toskana, verließ den Dienst 1797 als Oberstlieutenant.

Joseph Karl, Sohn Karl Albrechts, geb. 1780, empfing die Erbhuldigung der Grafschaft 1801, vertauschte diese aber 1805 mit allen Hoheitsrechten (ausgenommen die im Innviertel und in den österreichischen Staaten gelegenen Lehen) sowie alle mittelbaren in Baiern gelegenen Güter und Gefälle an Baiern, und erhielt dafür in Franken folgende Allodialgüter mit reichsunmittelbaren und reichsstandschaftlichen Rechten [72]), nämlich das Schloß Tambach mit einem Theile des bamberger Amtes Seßlach, mit den Dörfern Autenhausen, Altenhofen, Dittersdorf, Eich, Gemünden, Gleißmuthhausen, Hasenbrebach, Hattersdorf, Hergramstorf, Grumbach, Lechenrod, Neudorf, Ober- und Unter-Elldorf, Wigmannsberg, Rothenberg, Schurkendorf, Triebsdorf [73]).

Das Ende des teutschen Reichs beraubte auch diese Grafen ihre Reichsunmittelbarkeit. Sie kamen 1806 unter bairische, dann unter würzburgische und 1815 wieder unter bairische Hoheit mit Standesrechten laut der wiener Acte 1815. Art. 44.

Seit dem J. 1811 ist Joseph Karl königl. bair. Oberst der Reiterei à la suite, erhielt 1815 das Großkreuz des königl. würtembergischen Civil-Verdienstordens und ward 1826 Generalmajor der Reiterei à la suite. Vermählt mit Caroline Luise Wilhelmine von Erbach zu Erbach hat er vier Kinder: 1) Franz Karl Rudolf, geb. den 4. Aug. 1801, seit dem 1. Nov. 1821 Lieutenant im k. bair. Cheveaux-legers-Regiment Herzog von Leuchtenberg. 2) Friedrich Karl Ludwig, geb. den 14. Jan. 1805, Lieutenant im k. preuß. 8. Kürassierregiment, exp. auch die Ordens-Ballei Utrecht. 3) Christiane Charlotte Wilhelmine, geb. 1802, Domicellarin des Stiftes Wallenstein in Hessen. 4) Hermann, geb. den 4. Jan. 1807, Lieutenant im k. k. österr. 4. Uhlanenregiment Kaiser Franz, exp. auch die Ordens-Ballei Utrecht [74]). (*Roepell.*)

ORTEN-GESELL, heißt bei einigen Handwerken soviel als gewöhnlich Altgesell. (*Karmarsch.*)

ORTENSTEIN, eines der Hochgerichte (kleinen Republiken), in welche der Gotteshausbund des eidgenössischen Cantons Graubündten eingetheilt ist. Dasselbe liegt in dem schönen Domleschgerthal auf der rechten Seite des Hinterrheins, der hier die Albula aufnimmt, und besteht aus den zwei Gerichten oder halben Hochgerichten Ortenstein und Fürstenau. Das halbe Hochgericht Ortenstein ist aber auch wieder in zwei Gerichte getheilt, nämlich Im Boden, welches die Gemeinden Tomils, Ortenstein, zum rothen Brunnen, Rodels, Paspels und Dusch begreift, und Auf dem Berge, wozu Trans, Scheidt und Feldis gehören. Die Veranlassung zu dieser Theilung gaben heftige Streitigkeiten, die im J. 1766 über die Wahl des Landammanns zwischen zwei Parteien entstanden, worüber es zu Tomils in einer Landsgemeinde zu Thätlichkeiten kam, sodaß Einige todt auf dem Platze blieben, Andere schwer verwundet wurden. Andere Parteiungen verflochten sich dann damit. Der General von Travers, mehre Mitglieder der Familien Salis und Planta spielten dabei eine bedeutende Rolle und es wurden verschiedene heftige Schriften gewechselt, die man im sechsten Bande von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte angegeben findet. Über die Untersuchung und Bestrafung des Ereignisses zu Tomils entstanden nämlich heftige Streitigkeiten über die Competentia fori zwischen dem Gotteshausbund und dem Hochgerichte Fürstenau, welche große Gährung und Parteiung im ganzen Land erregten. Doch wurde durch das unparteiische Benehmen des Zehngerichtenbundes ein Ausbruch verhindert. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, von welchem obige Theilung einen Hauptpunkt ausmacht. Das Gericht Ortenstein hatten die mächtigen Freiherren von Vaz vom Bisthume Chur zu Lehn, von ihnen kam es an ihre Erben, die Grafen von Werdenberg, von diesen in der Mitte des 15. Jahrh. an den Freiherrn von Waldburg, der es an Ritter Ludwig Tschudi verkaufte. Von diesem kauften sich die Einwohner im J. 1527 völlig frei. Von dieser Zeit an hatten sie ihr eigenes Civilgericht, welches aus einem Landammann und zwölf Richtern gebildet wurde; in Criminalfällen zogen sie dann noch sechs Richter aus dem andern Theile des Hochgerichtes dem Gerichte Fürstenau zu, deswegen entstand der angeführte Streit über die Competenz mit Fürstenau. Seit der Theilung von Ortenstein hat jedes der beiden Gerichte im Boden und auf dem Berge seinen eigenen Landammann und zwölf Richter. — Das Gericht Ortenstein ist theils reformirter, theils katholischer

72) Die Reichsstandschaft übten die Grafen aus, durch Theilnahme an der Curiatstimme der wetterauischen Grafen. Vergl. Moser, Altes Staatsrecht. 38. Th. S. 470, 471. 73) Die frühere Grafschaft Ortenburg hatte zur Zeit des Umtausches ungefähr ¾ Q. M. mit 1200 Einw. und trug etwa 15,000 Fl. Einkünfte. Die Herrschaft Tambach umfaßt 1 Schloß, 18 Dörfer, 15 Domänenhöfe, ungefähr 2300 Einwohner und 31,000 Fl. Revenüen.

74) Vergl. Genealogisches und Staatshandbuch. (Frankf. a. M. 1817.)

Digitized by Google

Religion. Die Dörfer Scheidt und Feldis haben erst 1580 den reformirten Glauben angenommen. Es hat seinen Namen von dem Schloß Ortenstein, das in der Gemeinde Tomils sehr schön auf einem Felsen liegt, und jetzt der Familie Travers gehört; 1452 wurde es von Kriegsscharen aus dem obern Bunde zerstört, nachher aber wieder aufgebaut. In diesem Gerichte liegen auch die Ruinen der auf steilen Felsen erbauten Schlösser Ober- und Nieder-Juvalta, von denen ein altes Geschlecht seinen Namen hat, das schon 1192 erscheint und jetzt noch im Engadin fortdauert. Die Gegend ist im Ganzen sehr fruchtbar an Getreide, Baumfrüchten, Wiesewachs und zum Theil auch Wein. (*Escher.*)

ORTFÄUSTEL (Bergbau), im Allgemeinen: das zur Bearbeitung des Gesteins vorm Ort gebrauchte Fäustel oder der zweibahnige Hammer; im engern Sinne das 8—10 Pfund schwere doppelbahnige Fäustel, womit einer der beiden Bohrhäuer vor Ort auf die Bahn des Ortbohrs schlägt (s. Ortbohr). Ein solches kann, da es mit beiden Armen geführt wird, zweimal so schwer sein, auch einen längern Helm haben, als das Handfäustel, worunter man das gewöhnliche Fäustel, welches mit einem Arme gehandhabt wird, versteht. Man unterscheidet auch wol Ortfäustel, Förstenfäustel, Strossenfäustel. Die Form ist einerlei, nur das Gewicht verschieden. Letztes ist das schwerste, weil auf Strossen die Richtung der Bohrlöcher, die Richtung der Schläge auf Bohr und Bergeisen meist unterwärts ist. Das Ortfäustel — alle drei einmännisch gedacht — ist von mittlerm Gewicht, etwa 4—5 Pfund, weil damit auf Bohr und Bergeisen meist grade aus, oder schon etwas nach Unten zu geschlagen wird. Das Förstenfäustel ist das leichteste, 3—4 Pfund, weil damit grade aus, im Überbrechen auch nach Oben, oder in ansteigender Richtung geschlagen werden muß. (*Plümicke.*)

ORTFOCLA (altteutsche Sprachkunde und Rechtsalterthümer); in ersterer Beziehung ist dieses bemerkenswerth in allen den Stellen im Pactus Legis Salicae Tit. VII. §. 1—4, wo es heißt: Wer einen Habicht vom Baume gestohlen (Malbergische Erklärung: Ortfocla), solle außer dem Ersatz und den Kosten drei Schillinge (solidos); 2) wer einen Habicht (Malberg. Weiana [Weihe] oder Ortfocla) von der Stange, 15 Schillinge; 3) wer einen verschlossenen Habicht (Malberg. Ortfocla oder Weiana pandete — die ältesten Schlösser waren blos Bänder —) 45 Schillinge; 4) wer einen Sperber (Malberg. Sucelin, veralteter Name für Sperber) drei Schillinge zahlen, will Eckhardt zur Lex Salica (S. 24) für Ortfocla Aro- oder Arn- oder Ornfocla, d. h. Aar-Vogel oder Arnvogel, gesetzt wissen. In der Stelle §. VIII., wo es heißt: Wer einen zahmen (domesticum) Kranich oder Schwan (Malberg. Ortfocla) gestohlen, solle außer dem Ersatz und den Kosten drei Schillinge zahlen, meint er, der Abschreiber habe vielleicht gefunden olbfocla, zusammengesetzt aus olb, elb oder elbix und fogel, da nach den altteutschen Glossen alpix, elbex, elbix, Schwan bedeutet. Doch zieht er weiter unten das eicinum der wolfenbütteler Handschrift des durch Karl den Großen verbesserten salischen Gesetzes herein, verbessert es in eiconium, als verdorbenes Latein für eiconiam, und nimmt hier für ortfocla weder arofocla noch olbfocla, sondern storefocla (Storchvogel, Storch) vom altteutschen store (Storch). Nach Schilter möchte §. 1—4, sowie §. 8, die wahre Lesart gewesen sein Hortfocla oder Chortfocla, Hof- oder Hausvogel, der auf dem Hofe geht, sowie Tit. XXVII, 24 Chortbaum, Hofbaum [1]). Betrachten wir jedoch diese Stelle, wo von Obstbäumen die Rede ist: si vero in horto fuerit, Malb. *Ortobaum*, und vergleichen wir sie mit §. 22: sin in horto fuerit. Malb. *Ortopodun*, so finden wir, sowie auch Schilter selbst S. 650, beides erklärt, daß Ortobaum, Gartenbaum, sowie Ortopodun Gartenboden bedeute, vom lateinischen hortus oder ortus, eine Zusammensetzung, die um so weniger befremden kann, da diese Stellen keine ursprünglichen, sondern Einschiebstellen sind [2]). Joh. G. Wachter leitet Ortfocla von hurten, stoßen [3]), von hurt, Stoß [4]) her, Stoßvogel [5]). Man könnte, wenn man Ortfocla durch Stoßvogel erklären will, wol auch ort, Spitze [6]) herein, und auf die spitzen Fänge der Raubvögel, die Hauptwaffe derselben, beziehen. Aber beiden Erklärungen steht entgegen, daß auch der zahme Schwan und der zahme Kranich zu den Ortvögeln gehören. Wir erklären ortfocla aus Ort, Stelle, ein Vogel, der an seinem Orte bleibt, ein im Hause und Hofe heimisch gemachter Vogel [7]), welche Erklärung auch auf die Raubvögel paßt, da auch diese sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen ließen. Die Bestimmungen der Strafen gegen den Diebstahl der Ortvögel nach dem salischen Gesetze haben wir oben beiläufig gesehen, bis auf §. 5—7, wo bestimmt wird, daß beim Diebstahl eines Hahnes oder einer Henne, oder einer zahmen Gans, oder einer zahmen Ente, außer dem Ersatz und den Kosten drei Schillinge gegeben werden sollte. Der Sachsenspiegel (3. Bch. 50. Art.) sagt von dem Wergelde der Vögel, daß man das Huhn und die Ente mit einem halben Pfennige, die Gans mit einem Pf., die Brutgans und Bruthenne binnen ihrer Brutzeit, sowie auch die Stellente (Ente zum Entenfange), mit drei Pfennigen vergelten solle. Das burgundische Gesetz (Tit. XI.) bestimmt, daß dem, wer einen Habicht stehle, dieser entweder auf einem gewissen schmerz-

1) *Schilter*, Glossar. Teuton. p. 333. 2) Vergl. die Eckhardtsche Ausg. S. 55 mit der Lex Salica bei *Schilter*. Thesaurus p. 19, wo das große Einschiebsel unter dem Texte steht. 3) So z. B. Wirnt von Gravenberg Wigalois Z. 8437, 10754, 10955. 4) Derf. 9014, 9020, 9028. 5) *Joh. Georg Wachter*, Glossar. 6) So z. B. Nibelungenlied. Z. 301, 9263. 7) Oder, wie sich der Schwabenspiegel (c. 136 bei *Schilter*, Thes. Ant. Teut. T. II. p. 138) ausdrückt, habe ein Mann Pfauen, die gewöhnt seien, bei einem Hofe zu sein, und sie fliegen hindan und herwieder, dieweile sie das thun, so seien sie sein; als (wenn) sie hindan fliegen und herwieder nicht in vier Tagen, so wer sie hernach fange, dem seien sie, sowie auch die Tauben, die mit den Pfauen gleiches Recht haben. So auch mußte wer entronnenes fremdes Federspiel (zur Jagd abgerichtete Raubvögel) und andere entflohene Vögel, welche man beschlossene oder in Hut gesetzte Vögel benannte, innerhalb drei Tagen fing, wiedergeben, wenn er

Digitized by Google

haften Theile des Diebes sechs Unzen Fleisch fressen [8]), oder der Dieb, wenn er dieses nicht wollte, dem Eigenthümer des Habichts sechs Schillinge und als Strafe zwei zahlen mußte. Das Gesetz der Allemannen (Tit. 101) setzt fest, daß, wer einen Habicht getödtet, der Gänse beizet, drei, wenn er Kraniche beizet, sechs Schillinge erlegen solle; das Gesetz der Baiern setzt auf die Tödtung eines Kranichaares (chronohari) sechs Schillinge Buße und Lieferung eines gleich guten, eines Gänsehabichts (ganshapuch), der Gänse fängt, drei Schillinge Buße und Erstattung eines gleich guten, eines Entenhabichts (anothapuch) sowie eines Sperbers, einen Schilling Buße und Erstattung eines gleich guten, welches auch von den Waldvögeln galt, welche zahm gemacht in den Höfen der Edeln herumflogen und fangen. Der Schwabenspiegel (Cap. 334. p. 194) hat bei dem Diebstahl oder der Tödtung eines den Kranich, eines den Reiher fangenden Habichts, und eines die Vögel in der Luft fangenden Falken gleiche Bestimmungen wie das bairische Gesetz, nämlich sechs Schillinge und Gebung eines ebenso guten, so auch (Cap. 335) bei Stehlung oder Erschlagung eines Sperbers oder eines Sprinzen, oder anderer Vögel, die man auf der Hand trägt, Gebung eines ebenso guten und eines Schillings, bei dem den Entvogel fangenden Habicht aber Gebung eines ebenso guten und drei Schillinge. Hatte der Dieb bei dem Diebstahle des Federspieles von der Stange oder aus dem Korbe das Federspiel gerärgert (schlechter gemacht), so mußte er es zwiefach vergelten (Cap. 235). Die Vögel, welche man zu Ortvögeln bestimmte, sicherte man schon, bevor sie es geworden, so nach dem langobardischen Gesetz unter Rothar (Tit 325) mußte, wer aus dem Gehege des Königs einen Habicht holte, eine Buße von zwölf Schillingen, wer von einem bezeichneten Baum im Wald eines andern einen Habicht aus dem Neste nahm, von sechs Schillingen erlegen. Nach dem Schwabenspiegel (Cap. 234) mußte der Dieb eines Federspieles aus dem Nest im Wald eines andern drei Pfund zu Buße ertheilen oder die Hand verlieren. Nach dem isländischen Gesetzbuche (Landsleigo Balken, Cap. 58) konnte der König Falken fangen lassen, auf welchem Grund er wollte. Nahe verwandt mit den Ortvögeln waren die gemärkten Vögel der Isländer, die mit einem Zeichen versehenen und an einen bestimmten Eierplatz (Eggver) gewöhnten Vögel. Die Vögel (nämlich Schwimmvögel) mußten an der Haut zwischen den Klauen gemärkt sechs Nachbarn gewiesen sein, sonst war die Marke ungesetzlich. Fing Jemand einen Vogel auf seinem Lande, woran eine Marke war, so mußte er binnen einem Monate Botschaft an den Besitzer abfertigen, wenn er innerhalb dem Häred (Provinz) war, und den Vogel so behüten, daß ihm kein Schade zustieß. Bekam dieser ihn nicht so behütet, so mußte jener den Vogel nach der Schätzung sechs seiner Nachbarn behalten, und seinen Preis an den Eigner bezahlen, und wenn er nicht wußte, wer dieser war, so mußte er ihn schätzen, und an der Kirche oder auf dem Ding (s. d. Art. Ding) binnen einem halben Monat abkündigen und sagen, welche Marke daran war. Wenn man sich ohne Abschätzung der Vögel bediente [9]), die gemärkt waren, so bezahlte man dem Eigner doppelt dafür, aber man war ein Dieb, wenn man sie verschwieg. Tödtete Jemand aus freiem Vorsatz einen gemärkten Vogel, so mußte er dem Eigner den Werth des Vogels bezahlen, und außerdem Eigenthumsverletzung nach richterlichem Spruche. Hatten Schwäne (nach der Eidergans für den Isländer die wichtigsten Vögel) drei Sommer nach einander auf demselben Land Eier gelegt, da gehörten die Eier dem, der das Land besaß, auf dessen Lande die Schwäne gefangen oder gemärkt waren, und obgleich ein anderer sie märkte, doch behielt sie derjenige, dessen Nachbarn mit ihrem Eid erhärten wollten, daß es ihnen am wahrscheinlichsten däuchte, daß die Schwäne auf seinem Lande Eier gelegt hatten, aber der andere bekam seine Arbeit belohnt. Alle Falken, Schwäne, Gänse und andere ungemärkte Vögel besaß ein Jeder auf seinem Grund und Boden, sowol der Pachter als der Landherr. Nur Tärner (Dirnen, eine eigene Art Möven), Eidervögel und Enten durfte niemand näher eines Andern Lande fangen, als auf einem Abstande von 240 Faden zu einem Eggver (Eier-Wohnstelle) desselben. Man durfte ebenso wenig solche Vögel auf seinem eigenen Lande, obgleich es von eines Andern Eggver weiter entfernt war, fangen, wenn es sechs verständigen zunächst wohnenden Nachbarn wahrscheinlich däuchte, daß das Eggver dadurch Schaden litt [10]). Diese für den Haushalt der Isländer so äußerst wichtigen Rechtsbestimmungen mußten wir leider als Rechtsalterthümer, konnten sie nicht als noch geltendes Recht berühren. Über die verschiedenen Ortvögel, namentlich die unter dem allgemeinen Namen Federspiel begriffenen Raubvögel, enthält der Schwabenspiegel Cap. 233—238 (bei *Schilter*, Thes. Antiq. Teuton. p. 136—138) viele ganz ins Einzelne gehende Rechtsbestimmungen, z. B. im Falle, wenn sie entrinnen u., de-

nicht Dieb sein wollte (c. 233. S. 136 u. c. 227. S. 133). Anderes Recht hatten die Vögel, welche vorzugsweise „zahme Vögel" hießen, die Gänse, Hühner und Enten. Blieben die noch so lange aus, so gehörten sie dem Eigenthümer und niemand durfte sie fangen, wenn er nicht Dieb sein wollte (c. 138).

8) Aut sex uncias carnis acceptor ipse super testones comedat. Testones nimmt Spelmann und Du Fresne für diese Art Münzen. Wir berücksichtigen den vorhergehenden Titel (Tit. X.), wo bei dem Diebstahl eines Jagdhundes bestimmt wird: ut convictus coram omni populo posteriora ipsius (canis) osculetur. Eine infamirende Strafe will der Gesetzgeber also auch im Tit. XI., und diese bestand nach unserer Meinung darin, daß auf die gewissen Theile (testones stehe für testiculi) des Diebes sechs Unzen Fleisch gelegt wurden und der Habicht sie mit den spitzen Fängen dort nehmen und verzehren mußte, was allerdings dem Witze, wenn auch nicht der Sittlichkeit des Gesetzgebers, Ehre macht.

9) Nämlich, sie entweder lebend nützte, indem man sie eines Theiles ihrer Federn oder ihrer Eier beraubte. 10) Den Islands Lov Jonsbogen, översat paa Egill Thorhallesen. (Kopenhagen 1763.) Landsleigo Balken. C. 57. Vom Vogelfange. Vgl. Arndt, Nebenstunden. S. 278—280.

Digitized by Google

ren Andeutung der Raum nicht gestattet. Doch findet sich die Andeutung von einigen hauptsächlich wichtigen Bestimmungen in der 7. Anm. d. Art. (*Ferd. Wachter.*)

ORTFORM (Bergbau), soviel wie Ortsprofil (Hüttenwesen). Wenn ein Schmelzofen mit mehr als einer Form betrieben wird (s. d. Art. Form), so nennt man die Form, welche von der Seite nach der Gebläsestube abgewendet ist, die Ort- oder Ortsform, im Gegensatze der Wasserform, welches die auf der Wasserseite ist, die, welche sich in der dem Gebläserade zugewendeten Ofenwand befindet. (*Plümicke.*)

Ortgang (der), s. Ortstoss.

ORTGEDINGE (Bergbau), auch wol Ortsgeld, der Preis, für welchen die Ortshäuer von dem accordirenden Bergbeamten es übernehmen, das Ort auf eine gewisse Länge fortzutreiben, der Preis, zu welchem die Erlängung des Orts accordirt, verdingt wird. Gewöhnlich geschieht das Verdingen der Örter nach Lachtern, wenigstens pflegt man nur dies, nicht aber die Verdingung der beim Ortsbetriebe zugleich gewonnenen Erze, Schiefer, Kohlen ꝛc. das Ortgedinge zu nennen. Vergl. Gedinge, Prämien-Gedinge. (*Plümicke.*)

Ortgen, s. Ortjen.

Ortgroschen, s. Ort.

ORTHÄA, Schwester der Antheis, Agleis und Lytäa, Tochter des Hyakinthos, der von Lakedämon nach Athen gezogen war. Vom Minos belagert, durch Seuche und Hunger bedrängt, opferten die Athener nach einem alten Orakelspruche diese vier Mädchen auf dem Grabe des Kyklopen Gerästos, aber ohne Erfolg. *Apollod.* III, 15, 8. (*Klausen.*)

ORTHAGES, der Aufrechtzieher, oder Orthanes, der Aufrichter, Sohn des Hermes und einer Nymphe, eine dem Priapus namentlich in dessen vorzüglichstem Symbol ähnliche Gottheit des Geschlechtstriebes, die in Attika mit der Aphrodite zusammen verehrt ward durch das Opfer von Zwiebeln. *Strab.* XIII, 588. *Athen.* X, 441 (aus dem Komiker Platon). *Tzetz.* Lyc. 538. *Hesych.* Ὀρθάνης. *Phot.* ib. (Vergl. Orthanes.) (*Klausen.*)

ORTHAGORAS, aus Sikyon. Er gehörte, wie es scheint, nicht zu einer der aristokratischen, dorischen Familien der Stadt, sondern zu einer achäisch plebejischen; wenn ihn indessen Libanius (III, 251 Reiske) und Diodor einen Koch nennen, so ist die Frage, ob dies nicht ein bloßer Schimpfname war, den ihm die Aristokraten vielleicht mit aus dem Grund ertheilten, weil etwa in seiner Familie dieses Geschäft erblich war, wie es in Sparta und andern dorischen Staaten erbliche Köche gegeben hat, und ebenso steht es dahin, ob Orthagoras' Vater wirklich *Kongeús* geheißen, und nicht vielmehr auch dies blos zum Schimpf erdacht ward (Wachsmuth hell. Alterth. I, 1. S. 274). Durch welche Mittel er zur Alleinherrschaft (Tyrannis) über seine Vaterstadt gelangt sei, wissen wir nicht, aber haben alle Ursache zu vermuthen, daß es demagogische waren. Plutarch (de ror. num. vind. 7). erzählt, daß die Sikyoner mit den Kleonäern über einen Knaben Teletias, der in den Pythischen Spielen gesiegt hatte und den beide sich als ihr Landskind zueignen wollten, in Streit gerathen wären und dabei der Knabe zerrissen worden sei; da hätte das delphische Orakel erklärt, die Sikyoner bedürften der Peitschen-Führer; bald darauf sei ihnen nun Orthagoras und seine Nachkommen geworden, der ihre Zügellosigkeit bändigte. Nach Diodor (Exc. Vatic. p. 14) hatte die Pythia sikyonischen Theoren erklärt, ihre Stadt würde 100 Jahre lang gepeitscht werden; auf die weitere Frage, von wem dies geschehen würde, wäre geantwortet worden, von dem, welchem zuerst nach ihrer Rückkunft ein Sohn geboren werden würde; in Begleitung der Theoren wäre nun grade des Opfers wegen ein Koch, Namens Andreas (sic), gewesen, der bei den Behörden den Dienst als Peitschenträger hatte. — Leider brechen die Excerpte hier ab, doch hat die Darstellung des Plutarch viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich; der Adel in Sikyon scheint duech die Strenge seines Regiments häufig Unruhen des unterthänigen Volkes veranlaßt und diese einen wilden Sinn geweckt zu haben, der einer ernsten Zähmung bedurfte. Der Anfang der Herrschaft des Orthagoras fällt etwa in Ol. 26, v. Chr. 676. Aber er und seine Familie wußten durch Mäßigung, durch verständige Sorge für die Bedürfnisse des Volkes, durch den Glanz kriegerischer Thaten über 100 Jahre sich die Herrschaft zu erhalten. (*Aristot.* Pol. V, 9, 21. *Strab.* VIII, 385 a. E.) Was das Haus des Orthagoras betrifft, so nennt Herodot (VI, 126) Andreus, Myron, Aristonymus und Klisthenes, den Orthagoras selbst, den Ahnherrn des Geschlechts, übergeht er; dagegen Plutarch (a. a. O.) gleich nach Orthagoras den Myron mit Übergehung des Andreus erwähnt, daher die Vermuthung Gompf's (Sicyoniac. Specim. II. p. 8), daß beide Namen, Orthagoras und Andreus, demselben Individuum angehört haben und vielleicht der erstere Name nach Antritt der Herrschaft angenommen worden sei, viel für sich hat. (*Meier.*)

ORTHAGORAS, Verfasser einer Darstellung Indiens (Ἰνδοὶ λόγοι), erwähnt von Strabon (XVI, 766), Philostratus (Leben d. Apollon. III, 53) und Älian in der Naturgeschichte (XVI, 35 — XVII, 6). Ein Orthagoras war Lehrer des Epaminondas im Flötenspiele (*Athen.* IV, 184. e.). (*Meier.*)

ORTHAGORIA, der ältere Name der makedonischen Stadt Stagira, in den Geograph. Graec. min. T. IV. p. 42 findet sich Ὀρθαγορία καὶ Στάγιρα ἡ νῦν Μακρή. Man bezieht auf diesen Ort eine Münze mit dem Kopfe der Diana und der Aufschrift Ὀρθαγορέων; vergl. *Eckhel* D. N. II, p. 73. (*Meier.*)

ORTHAGORISCUS *Schneider* (Pisces), Mondfisch. Eine Gattung Fische aus der Ordnung Plectognathi und der Familie Gymnodonti (*Cuvier*, règne animal. ed. 2. II.) Nach der Meinung von Rondelet ist dies der nämliche Fisch, welchen nach Plinius (Lib. XXXII, c. 2) die alten Lakedämonier mit diesem Namen belegten, und welcher angeblich in dem Augenblicke, wo man ihn fing, eine Art Grunzen hören ließ. Die Kennzeichen dieser Fischgattung sind nach Cuvier unge-

Digitized by Google

theilte Kinnladen, ein stachelloser und zusammengedrückter, aber keiner Aufblähung fähiger Körper, an dem der Schwanz zugleich so kurz und senkrecht hoch ist, daß sie sich wie Fische ausnehmen, denen man das Hintertheil abgehackt hatte, was ihnen ein ganz ungewöhnliches, sie leicht unterscheidendes Ansehen gibt. Die Rücken- und Afterflosse, jede hoch und spitz, vereinigen sich mit der Schwanzflosse. Die Schwimmblase fehlt und der kleine Magen nimmt unmittelbar den Gallengang auf. Unter der Haut befindet sich eine dicke Lage einer gallertartigen Substanz.

Typus der Gattung ist O. Mola (Tetraodon Mola *Linné*. Bloch Fische. Taf. 128.) Dieser Fisch hat einen sehr zusammengedrückten Körper, der scheibenförmig und fast so hoch als lang ist, die Brustflossen sind von der Schnauze entfernt, die sehr verlängerte Rücken- und Afterflosse bestehen aus gleichen Strahlen, von denen die erstern die längsten; die Haut ist hart und rauh anzufühlen, der Rücken schwärzlich und fleckig. Dieser Fisch, dem seine fast cirkelförmige Gestalt und der helle Glanz seiner silberweißen Farbe an den Seiten, der sich zur Nachtzeit noch durch den phosphorescirenden Schein des Öles, das er bei sich führt, oft verdoppelt, ziemlich allgemein den Namen Sonne oder Mond verschafft haben, bewohnt das mittelländische Meer und den Ocean, wo man ihn fast unter allen Breiten, vom Cap der guten Hoffnung an bis gegen die nördliche Grenze des Nordmeeres fängt. Sein senkrechter und Längsdurchmesser haben oft mehr als vier, manchmal über zwölf Fuß Ausdehnung; ja man versichert, daß im J. 1735 an den irländischen Küsten ein solcher Fisch gefangen wurde, der in der Länge 25 englische Fuß maß. Sein Gewicht steigt bei vielen Individuen auf 300, ja auf 500 Pf. Das Fleisch des Mondfisches hat einen schlechten Geschmack, es ist zähe und klebrig wie Leim, riecht auch ziemlich schlecht, weshalb es nicht gegessen wird. Dagegen ist es sehr fett und liefert eine ungeheuere Menge zum Brennen taugliches Öl. Die halbkugelförmige gelbe und weiche Leber gibt indessen ein ziemlich gutes Gericht. Unmittelbar unter der Haut findet man eine dicke Lage einer weißen Substanz, welche wie Schweinespeck aussieht, jedoch dichter und gleichförmiger ist, sich in heißem Wasser erweicht und zum Theil darin auflöst. Die Flossen sind schwarz, in der Rückenflosse stehen 9—17, in den Brustflossen 10—17, in der Afterflosse 10—17, in der Schwanzflosse 4 Strahlen. Wenn dieser Fisch schwimmt, so rollt er sich um sich selbst herum wie ein Rad, und wenn er gefangen wird, gibt er ein deutliches Brausen von sich. In Venedig heißt er **Rioda, Luna**, bei den Franzosen **Mole, Poisson Lune**. Shaw nannte die Gattung **Cephalus**, weil sie gleichsam nur ein Kopf ist.

Außer der angegebenen Art kennt man noch zwei andere. 1) O. oblongus (*Schneider-Bloch*, Systema ichthyologiae, t. 97), deren Haut mit kleinen sechseckigen Figuren bezeichnet ist; sie kommt am Cap der guten Hoffnung vor. 2) O. spinosus *Schneider* (Diodon Mola *Pallas* Spicil. Zool. VIII. t. 4. Mola. Nov. Comment. Petropol. X. t. 8. f. 3. melior.) sehr klein mit einigen Stacheln. Im Ocean. (D. *Thon.*)

ORTHANES oder **ORTHANNES**, ein Priapischer Gott, der auch mit aufgerichtetem Gliede dargestellt wurde. *Hesych.* Ὀρθάνης τῶν ἀπὸ (ob περί?) τὸν Πριαπόν ἐστι θεῶν καὶ αὐτὸς ἐντεταμένον ἔχων τὸ αἰδοῖον. *Phot.* Ὀρθάνης, Πριαπώδης θεός, ἐντέτακται Ἑρμῇ καὶ Νύμφαις. Daß man hier ἐντέτακται lesen müsse, ist unzweifelhaft; das Folgende dagegen, was man so zu emendiren versucht hat, daß man den Orthanes zu einem Sohne des Hermes und der Nymphen machte, ist zu unsicher. *Tzetz.* ad Lycophr. 538. Ὀρθάγης (l. Ὀρθάνης) δαίμων Πριαπώδης παρὰ τῇ Ἀφροδίτῃ. Man hat das Letztere so gedeutet, daß dem Orthanes in der Nähe eines Aphroditentempels in Athen eine Kapelle errichtet war; es steht aber dahin, ob nicht blos die Verbindung dieses Dämon mit dem Aphroditendienste damit bezeichnet werden sollte. Nach Strabon (XIII, 588) sind Orthanes, Konisalos, Tychon, attische Gottheiten; und der Komiker Platon im Phaon (bei *Athen.* X, 442. f.) erwähnt ihn neben Konisalos so, daß man glauben möchte, die attischen Frauen haben ihm geopfert; auch hat der Komiker Eubulos eine Komödie unter dem Titel Orthanes geschrieben, die Athenäus (III, 108. d.) citirt. (Vergl. Orthages.) (*Meier.*)

ORT- oder ORTSHÄUER (Bergbau), der der Arbeit vor Örtern kundige, beim Ortsbetrieb angelegte Bergmann. Er muß, um als solcher brauchbar zu sein, eine gewisse, nicht ganz gewöhnliche Fertigkeit in der Behandlung der verschiedenen Arten Gestein mit jedem der gebräuchlichen Häuer-Werkzeuge erlangt haben; er würde sonst auch nicht im Stande sein, mit dem Bergbeamten ein Ortsgedinge zu schließen und solches inne zu halten. Daher geht der Ortshäuer als solcher dem Strossenhäuer, Schrönnhäuer vor ꝛc., dessen Arbeit weniger veränderlich zu sein pflegt. (*Plümicke.*)

ORTHE (Ὀρθή) kommt bei Homer vor (Il. II, 739) und wird für einen Ort in der thessalischen Landschaft Perrhäbien erklärt; einige erklärten Orthe für die Akropole der Stadt Phalarna am Peneus; vgl. *Strabo* IX, 440. *Eustath.* ad Il. l. c. Auch Plinius (IV, 9, 16) nennt sie. (*M.*)

ORTHES, der Bezirk liegt in dem Departement der Niederpyrenäen, hat einen Flächenraum von 27,92 Q. M. und zählt ungefähr 80,800 Einwohner in sieben Cantons: Arthez, Arzacq, Lagor, Navarreins, Orthès, Salies, Sauveterre und 157 Gemeinden. (*Eiselen.*)

ORTHES, die Stadt, liegt 43° 32′ Br., 16° 55′ L. an dem Abhang eines Hügels, am Gave de Pau, ist die Hauptstadt des Bezirks gleiches Namens und eines Cantons, hat Gärbereien, Färbereien, Flanellwebereien, liefert die besten geräucherten bayonner Schinken, zählt 100 Häuser und gegen 7000 Einwohner. Hier lieferten im J. 1814 am 27. Febr. die unter Wellington vereinigten Engländer, Spanier und Portugiesen den Franzosen unter Soult ein Treffen. (*Eiselen.*)

ORTHIA (Ὀρθία, oder wie auf zwei Inschriften

Digitized by Google

Corp Inscr. 1416. 1444 und vermuthlich auch bei Plutarch (Lyc. 18) zu lesen *Ὀρθεία*). Unter diesem Namen wurde Artemis besonders in Sparta verehrt, wo sie im Limnáon einen Tempel hatte, in dem ein altes Götterbild sich befand, was nach spartanischer Sage eben das von Orest und der Iphigeneia mitgebrachte gewesen wäre; an dem Altare dieser Göttin erfolgte jener Wettkampf, den die spartanische Jugend im Ertragen von Schmerzen zu bestehen hatte, jene *διαμαστίγωσις παίδων*, welche auch nach dem Zeugnisse des Pausanias (III, 16, 10) an die Stelle von blutigen Menschenopfern getreten war, und darin bestand, daß während die Priesterin der Göttin, das Bild derselben in der Hand, auf dem Altare stand, von gewissen dazu bestellten Personen die Jünglinge so, daß das Blut strömte, gegeißelt wurden, und wer dann dieses am längsten, ohne Äußerung des Schmerzes von sich zu geben, ertragen konnte, wurde als Sieger angesehen. Welches der Siegespreis gewesen sei, wissen wir nicht; aber es scheint, daß die, welche an diesem Wettkampfe Theil nehmen wollten, sich vorher einer Übung, die vielleicht *Φοίαξις* genannt wurde, unterziehen mußten (Hesych. i. W.) und daß nach dem Wettkampf eine Procession, genannt „der Lyder Procession" (*Λυδῶν πομπή*) gehalten wurde (*Plut.* Arist. 16). Nach Pausanias hieß dieselbe Göttin hier auch *λυγοδέσμα*, weil sie in einem Busche Keuschlamm gefunden wurde. Die Inschrift 1416: *Δαμοκλείδας Καλέα ἐπὶ Ἀλκίππου νικάσας τὸ παιδικὸν κελη[τα]*, (denn so lese ich, nicht *κέλητι*, wie Ruhnken und Böckh) *Ἀ[ρτ]έμιτι Ὀρθε[ί]α* bedeutet, daß Damoklidas, nachdem er in einem Knabenwettkampfe gesiegt, ein Pferd oder das Bild eines Pferdes der Göttin geweiht habe, nicht aber, daß der Kampf selbst zu Ehren der Göttin gehalten, und am allerwenigsten, daß er mit der *διαμαστίγωσις* verbunden gewesen sei. Pausanias hat folgende Legende von der Entstehung dieses Cults in Sparta: „Astrabakus und Alopekus, Söhne des Irbus, Nachkommen des Agis, wurden gleich, nachdem sie das Götterbild gefunden, wahnsinnig, die spartanischen Komá, Limna, Kynosura, Mesoa und Pitana opferten dann der Göttin und geriethen darüber in blutigen Streit; viele starben am Altare, die übrigen von der Pest weggerafft; das Orakel hieß ihnen darauf, Menschenblut am Altare zu vergießen; daher wurde jedesmal durchs Loos entschieden, welcher Mensch der Göttin geopfert werden solle, bis Lykurg an die Stelle des Opfers die *διαμαστίγωσις* einführte [1])." Nun ist die Orthia nicht verschieden von der Orthosia; beide Namen werden von einem sonst nicht bekannten Ort oder Berg Arkadiens, *Ὄρθιον* oder *Ὀρθάσιον*, wo sie verehrt worden sei, von Apollodor aber von Erhalten und Aufrichten (*ὀρθοῦν*) abgeleitet [2]). Diese Orthosia wurde verehrt in Athen im Ceramicus, in Elis, in Arkadien, bei Argos, in Megara [3]) und in dessen Colonie Byzant (*Herodot.* IV, 87). Nach Müllers Ansicht war diese Artemis auch nicht verschieden von der Iphigeneia Artemis, und der Dienst ist von Lemnus nach Lakonien gekommen. In welchem Orte das vorgegangen, was Aristoteles (*θαυμασ. ἀκουσματ.* 175. p. 847. Bekk.) berichtet, *ἐν Ἀρτέμιδος Ὀρθωσίας βωμῷ ταῦρον ἵστασθαι χρίσιον, ὃς κυνηγῶν εἰσελθόντων φωνὴν ἐπαφίησιν*, weiß ich nicht. (*H.*)

ORTHIOS (*Ὄρθιος*). Die Rhythmiker nennen so den Versfuß, in welchem die Arsis vier-, die Thesis achtzeitig ist, und stellen diesem entgegen den Trochaeus semantus, dessen Thesis acht-, Arsis vierzeitig sei. *Aristid.* Quintil. 37 *ὄρθιος ὁ ἐκ τετρασήμου ἄρσεως καὶ ὀκτασήμου θέσεως· τροχαῖος σημαντός, ὁ ἐξ ὀκτασήμου θέσεως καὶ τετρασήμου ἄρσεως.* cf. p. 98. Was das nun zu bedeuten habe, darüber sind die Neuern nicht einig. Nach Böckh (de metr. Pind. p. 23) ist es ein zweisylbiger Fuß, in dem die Kürze zu vier, die Länge zu acht Moren musikalisch ausgedehnt ist. (Vergl. aber *Hermann*, Elem. D. M. 662 sq. *Müller*, Aeschyl. Eumenid. p. 93.) Daneben gibt es einen Nomos Orthios (*νόμος ὄρθιος*, oder *μελῳδία ὄρθιος*), also eine kitharodische (oder auch aulodische) Melodie dieses Namens, die von Terpander componirt oder doch benannt worden ist; diesen Namen wie den des trochäischen Nomos leitete man ab vom Rhythmos, in dem der Versfuß Orthios vorherrschend war; der Orthios des Terpander hatte folgenden Eingang: *Ἀμφί μοι αὐτὸν ἄναχθ' ἑκατήβολον ἀθέτω φρήν*, oder *ἀθ. ἃ φρήν* nach Plehns Verbesserung (Lesbiac. p. 162). Diese Melodie hatte etwas Kräftiges und Kriegerisches; ihrer bediente sich daher Äschylus; sie wird erwähnt auch bei Aristoph. Ritt. 1276; vergl. auch Hesych., Phot. und Suid. i. W. *Plutarch* de music. 28. Schol. Aristoph. Ach. 16. erklärt den *ὄρθιος αὐλητικὸς νόμος οὕτω καλούμενος διὰ τὸ εἶναι εὔτονος καὶ ἀνάστασιν ἔχειν.* Longin (Fragm. III, 7) hat den Vers *Ὄρθιον ἑξαμερὲς τετόρων καὶ εἴκοσι μέτρων*, was mir dunkel ist; oder sollte jeder Orthios aus Hexametern gebildet worden sein? — Nach Gellius (XVI, 19, 14) hätte schon Arion carmen, quod Orthium dicitur, gesungen. (*H.*)

ORTHIS (Paläozoologie) (Gen. Orthidis, von *ὀρθός* = rectus = grade, wegen des graden Schloßrandes) ist ein von Dalman aufgestelltes Brachiopoden-Geschlecht, dessen Arten, alle fossil, früher zu den Anomiten, dann von Schlothum und A. zu den Terebrateln gerechnet worden. Er gibt ihm folgenden Charakter: Testa inaequivalvis, aequilatera; valva majori convexa, minori subplana, natibus distantibus. Margo cardinalis rectilineus, latus, area triangulari sub nate valvae majoris, medio foveola deltoidea perforato. Testa radiato-striata. Valva major intus dentibus duobus subcardinalibus longitudinalibusque compressis gaudet. Nennte man mit König diejenigen Brachiopoden, die ein dreieckig ebenes Schloßfeld und eine

1) *Xenoph.* R. L. II, 10 und dazu die Ausl. *Plutarch.* Thes. 31. Instit. Lac. 254. Vergl. Müller Dor. I, 382 fg., wo man alle sonst hierher gehörigen Belege finden wird. *Boeckh*, Explic. Pind. p. 139 sq. 2) Vergl. Schol. Pind. O. III, 54. Hesych. i. W. *ὀρθία*.

3) Müller a. a. O.

Digitized by Google

dreieckige Öffnung darin besitzen, Trigonotreta, so würde streng genommen Sowerby's Spirifer wieder jene Arten davon ausscheiden, welche innen zwei Spiral-Rollen besitzen, die aber nur selten und dann bei verschiedenen Geschlechtern vorkommen, wie sich Dalman überzeugt hat, und noch seltener nachzuweisen sind, sodaß Sowerby selbst auf Nachweisung bei den einzelnen Species nicht bestanden ist, und daher seine Benennung in der That nur als synonym mit der spätern von König anzusehen ist. Dalman abstrahirt daher mit König, dessen Eintheilung er jedoch nicht kannte, von jenem innerlichen Charakter, und bringt nun alle Trigonotreten oder Spiriferen in diese folgenden Geschlechter:

Orthis, wenn eine Klappe ganz flach, der Schloßrand grade, das dreieckige Loch offen ist;

Cyrtia, wenn eine Klappe pyramidenförmig, der Schloßrand grade, das dreieckige Loch angedeutet, etwas abgerundet und geschlossen ist;

Delthyris, wenn beide Klappen convex, quer, der Schloßrand gebogen, das Loch offen ist;

Gypidia, desgl., wenn jedoch die große Klappe innen zweifächerig, und statt jenes Loches nur ein Kanal nicht in die Klappe, sondern nur in deren Scheidewand hineingeht.

Von Leptaena, woher die fast gleichklappigen, flachen Productae *Sow.* gehören, unterscheidet sich Orthis insofern, als jene gar kein äußeres dreieckiges Schloßfeld hat; doch kommen bei Orthis selbst Arten vor, deren Schloßfeld immer niedriger und zuletzt verschwindend wird, sodaß eine scharfe Grenze vielleicht nicht gezogen werden kann. Dalman beschreibt neue Arten aus ältern Übergangskalke. — Wir behalten uns unsere eigene Eintheilung und Charakteristik der Arten bis zum Artikel Terebratula vor*). (*H. G. Bronn.*)

Orthit, s. Cer.

ORTHOBEL, wird bei den Tischlern zuweilen der Simshobel genannt. (*Karmarsch.*)

ORTHOCARPUS *Nutt.* Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der Familie der Skrofularinen. Char. Der Kelch röhrig, halbviertheilig; die Corolle rachenförmig, verlarvt, die Oberlippe kleiner, zusammengedrückt, mit eingebogenem Rande, die Unterlippe ausgehöhlt, schwach dreizähnig; die Staubfäden kurz, haarförmig; der Griffel fadenförmig mit kleiner Narbe; die Kapsel grade, zweifächerig, zweiklappig, vielsamig, die Scheidewand längs der Klappenare, die Samen mit geflügeltem Rande. Die einzige bekannte Art, O. luteus *Nutt.* (gen. II. p. 56), wächst am Missuri, als ein einfaches Sommergewächs mit abwechselnden, linien-lanzettförmigen, ganzrandigen Blättern, stiellosen, in den Blattachseln stehenden Blüthen, keilförmigen, dreispaltigen, wie die Kelche klebrig behaarten Stützblättchen und gelber Corolle, deren Röhre dem Kelch an Länge gleicht. (*A. Sprengel.*)

*) *J. W. Dalman*, Uppställing och Beskrifning af de i Sverige funne Terebratuliter. (Stockholm 1828.) p. 12, 34, 46. (Aus Kongl. Vetensk. Handlingar för ar 1827. Stockholm 1828.)

ORTHOCENTRON. Dies ist eine der sehr künstlichen Pflanzengattungen, welche Cassini (Dict. des sc. nat. T. XXXVI. p. 480) von Carduus ohne Noth getrennt hat. (*A. Sprengel.*)

ORTHOCERA (Zoologie und Paläozoologie), besser Orthoceras, franz. Orthocère, ist ein von Lamarck aufgestelltes Polythalamien-Geschlecht, welchem er sechs kleine im Mittelmeere lebende Arten zutheilte und 1822 folgenden Charakter gab: Testa elongata, recta et leviter arcuata, subconica, costellis longitudinalibus extus sulcata, loculis pluribus distinctis ex septis transversis, tubo (interrupto) vel centrali vel marginali perforatis. Lamarck unterscheidet die Orthoceren nur durch die Längenrippen von Nodosaria, womit es von D'Orbigny u. A. ganz vereinigt wird, unter Beifügung noch einer großen Anzahl theils lebender, theils fossiler Arten, während jedoch zwei der frühern zu Vaginula und Marginulina kommen. Von den großen Orthoceratiten dagegen unterscheidet sich Orthocera durch den Mangel eines durchgehenden Siphon, weshalb ihm Lamarck richtig, zwar nicht in der Diagnose, aber doch im Text einen Tubum interruptum zuschreibt, da nämlich die Scheidewände an der durchbohrten Stelle allerdings in kurze Röhrchen verlängert sind. Sowerby, Bigsby, Fleming und Blainville waren auf diese Verhältnisse nicht aufmerksam und verbanden Nodosaria, Orthocera und Orthoceratites, erster anfänglich unter dem Namen Orthocera, dann Orthoceras, obschon jene zu den Foraminiferen, diese zu den Siphoniferen gehören. (S. übrigens Nodosaria.) (*H. G. Bronn.*)

ORTHOCERAS *R. Br.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Familie der Orchideen (Gruppe der Neottieen). Char. Die obern Kelchblättchen helmförmig, die innern kleinen fließen unter dem Helme zusammen, das Lippchen dreispaltig, die Anthere der Narbe parallel, auf jeder Seite des Säulchens neben der Anthere ein Läppchen. Die einzige bekannte Art, O. strictum *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 316) hat Rob. Brown bei Port Jackson in Neuholland gefunden; sie sieht nach der sehr kurzen Beschreibung des Entdeckers einer Diuris ähnlich und hat ungetheilte Wurzelknollen. (*A. Sprengel.*)

ORTHOCERAS (Zoologie und Paläozoologie), von ὀρθός + κέρας, κέρατος, = rectum + cornu = Grabhorn, franz. Orthocérate, ist der Name, welchen zuerst Reinhard unsern jetzigen Orthoceratiten beilegte und worunter später Sowerby und Blainville die zwei Geschlechter Orthocera und Orthoceratites vereinigt haben, welcher Name aber, obschon etymologisch richtiger, um so weniger hierfür beibehalten werden kann, als seitdem er wieder außer Gebrauch gewesen war, derselbe von Rob. Brown einem Pflanzengeschlecht aus der Familie der Orchideen gegeben worden ist. (Vergl. diese andern Art.) (*H. G. Bronn.*)

Orthocérate, s. Orthoceras.

Orthoceratit, Orthoceratita, Orthoceratite, s. Orthoceratites.

Orthocère, s. Orthocera.

Digitized by Google

ORTHOCERATITEN-KALK (Paläozoologie). Ein Kalkstein, welcher Orthoceratiten enthält, und, da diese sich auf die Übergangsperiode beschränken, ein Übergangskalk. Man hat indessen eine Zeit lang geglaubt, den ältern, eigentlich sogenannten Übergangskalk mit Hilfe der allein oder doch vorzugsweise darauf beschränkten Orthoceratiten von dem Bergkalk unterscheiden zu können; allein aus dem Artikel Orthoceratites wird sich ergeben, daß diese durch die ganze Steinkohlenformation noch hindurch reichen und namentlich eben im Bergkalke nicht selten sind.

Da man eine Zeit lang auch die Hippuriten mit den Orthoceratiten verwechselt hat, so hat auch der zur Kreideformation gehörige Hippuritenkalk zuweilen jenen Namen erhalten. (S. Orthoceratites.) *(H. G. Bronn)*

Orthoceratites, s. am Ende des Buchstabens O.

ORTHOCERATIUM (Zoologie), ist eine Benennung, welche Soldani*) mehren mikroskopischen Polythalamien gab, welche theils in das Genus Textularia *Defr.* oder Vulvalina *D'Orb.*, theils in des letztern Dimorphina gehören, und alle von noch lebenden Arten zu sein scheinen. *(H. G. Bronn.)*

ORTHOCERATIUM (Insecta), Gradhorn. Unter diesem Namen hat Schrank (Fauna boica III. 1. 55 u. 152) eine Zweiflüglergattung aufgeführt und charakterisirt: Fühlhörner gestreckt, am Ende kolbig, mit einer Seitenborste, Rüssel fleischig, zurückziehbar. Hiernach scheint sie der Familie Muscides Meigens anzugehören, in dessen Werke wir indessen vergebens nach dem Synonym gesucht haben†). Arten sind nur zwei, wie folgt, beschrieben: 1) O. lacustre (l. c. nr. 2527) der Brustrücken bronzirt; der Hinterleib walzenförmig, metallgrün, unten schwärzlich. Musca lacustris *Scopoli* carniolica nr. 924. Wohnort auf stillen Wässern. Flugzeit August, September. Lang 2‴. Die Stirn linienförmig, silbern. Die Augen groß, goldgrün. An dem Scheitel zwei längere auseinanderstehende Borsten. Die Fühlhörner oben schwarz, unten rostgelb, das letzte Glied eiförmig, spitzig, eine schwarze Borste aus der Seite. Der Brustrücken bronzefarbig; die Brust fast schwarz; die Füße lang, sehr verblaßt rostgelb, mit schwarzen Fußblättern. Der Hinterleib metallisch grün, unten fast schwarz. 2) O. cinereum (l. c. nr. 2528) Graugelben, längs des Brustrückens zwei graue Streife, die Füße muskelbraun, der Kopf sammt den Augen goldgrün. Physik. Aufs. 131. Wohnort bei Pöttmes, Flugzeit September. *(D. Thon.)*

ORTHOCERI (Insecta), die erste Ordnung nach Schönherr (Curculionidum dispositio methodica. Lips. 1826) in der Familie der Rüsselkäfer. Sie hat folgende Kennzeichen: Die Fühler sind nicht kniefömig gebrochen, der Schaft oder das Wurzelglied derselben ist nicht sehr lang. Sie ist weiter auf folgende Weise eingetheilt.

Sect. I. Die Fühler mit 11—12 Gliedern.

Hieher die Divisiones: 1) Bruchides. (Gattungen: Bruchus, Rhebus, Urodon.) 2) Anthribides. (Gattungen: Anthribus, Phlocotragus, Ptychoderes, Platyrhinus, Tropideres, Euparius, Phloeobius, Phaenithon, Gymnognathus, Brachytarsus, Stenocerus, Corrhecerus, Araecerus, Eucorynus.) 3) Attelabides. (Gattungen: Apoderes, Attelabus, Rhynchites.) 4) Rhinomacerides (Gattungen: Rhinomacer, Auletes.) 5) Apionides. (Gattung: Apion.) 6) Rhamphides. (Gattung: Rhamphus.) 7) Thamnophilides. (Gattungen: Laemosaccus, Thamnophilus, Panus.) 8) Ithycerides. (Gattungen: Chlorophanus, Ithycerus, Mecaspis, Pachycerus, Rhinocyllus, Lachnaeus, Nerthops, Oxyops, Tanaos, Stenocorynus.) 9) Cryptopsides. (Gattung: Cryptops.) 10) Antliarhinides. (Gattung: Antliarhinus.) 11) Brenthides. (Gattungen: Brenthus, Hormocerus, Arrhenodes, Nemorhinus, Taphroderes. 12) Belides. (Gattung: Belus.)

Sect. II. Die Fühler mit 9—10 Gliedern.

13) Cylades (Gattung: Cylas.) 14) Ulocerides. (Gattung: Ulocerus.) 15) Oxyrhinchides (Gattung: Oxyrhinchus.) 16) Brachycerides (Gattungen: Episus, Brachycerus.)

Latreille (Dictionaire classiq d'hist nat. XXIV.) zerfällt diese Ordnung in die drei Tribus: Bruchelae, Anthribides und Attelabides. *(D. Thon.)*

ORTHOCERINA (Paläozoologie). Ein Subgenus des Siphoniferen-Geschlechtes Nodosaria bei D'Orbigny, welches sich durch kegel-walzenförmige, ohne Einschnürungen ineinander gesteckte Fächer des langgezogen kegelförmigen, graden Gehäuses und ohne Verlängerung der endständigen Mundöffnung auszeichnet. Es begreift nur eine (fossile) Art des pariser Grobkalkes, welche Lamarck in der Encyklopädie als Nodosaria clavulus, in den Annales du Muséum und der Histoire naturelle des Animaux sans vertèbres als var. β von Spirolinites cylindraceus angegeben. Vergl. Nodosaria*). *(H. G. Bronn.)*

Orthocerus, s. Sarrotrium.

ORTHOCHAETES *Müller* (Insecta). Eine Käfergattung zur Familie der Curculioniden und deren Ordnung Gonatoceri, und der letztern Abtheilung Exirhinides gehörig, zuerst beschrieben in Germars Coleopterorum species novae. (Halae 1824) p. 302. Die Kennzeichen sind nach Letzterm folgende: Der Rüssel ist etwas dick, gebogen, die Fühlergrube (in welche die Fühler sich einlegen) tief, linienförmig, allmälig nach Unten gebogen. Die Fühler sind vor der Mitte des Schnabels eingefügt, kurz, die Geißel schmächtig, sechsgliederig. Die Augen sind klein, kugelig, seitlich stehend. Das Schildchen fehlt. Die Flügeldecken sind

*) *Soldani*, Testaceographia, s. zoophytographia parva et microscopica. (Senis 1789 — 1791. fol.) II, 99. tab. 106, 108. *Dessalines d'Orbigny*, Tableau méthodique de la Classe des Céphalopodes. (Extrait des Annales des Scienc. d'hist. nat. 1826. Janvier) p. 98.

†) Es ist ein großer Mangel, an einem so umfangreichen Buche kein Synonymen-Register zu haben!

*) *Dessalines d'Orbigni*, Tableau méthodique de la Classe des Cephalopodes. (Extrait ds Annales des scienc. d'hist. nat. 1826. Janvier.) p. 90.

Digitized by Google

länglich oval, zusammengewachsen. Die Füße sind kurz, alle gleich lang, die Schienen innen gebogen, am Ende gestutzt, stumpf, unbewaffnet. Schönherr (Curculionidum dispositio methodica. p. 259) sagt von seiner Gattung Styphlus: „Hoc genus, si non idem ac *Ortochaetes*, simillimum tamen ei videtur; cum vero funiculus antennarum septem-, non sex- articulatus, rostrumque aliquanto aliter constructum, dubium mihi oritur, an hoc possit esse idem, ac a D. Germaro descriptum, etsi descriptio specifica Ort. setigeri tam Germarii, quam quae in „Beiträge zur bair. Insect. Fauna. S. 21" exstat, maximam cum specimine meo convenientiam habeat."

Germar beschreibt nur eine einzige Art, O. setiger, in der angezogenen bairischen Fauna, Taf. 6. Fig. 50 abgebildet. Sie ist röthlich, die Flügeldecken sind etwas fein punktirt gefurcht, die Zwischenstreifen abwechselnd höher, kielförmig, reihenweise borstig. Es fand sich diese Käfer auf Gras in der Nähe alter Weidenstämme in Baiern. Er ist kaum über eine Linie lang. (D. *Thon.*)

ORTHOCHILE *Latreille* (Insecta) Eine in die Familie Dolichopodes (Meigen Syst. Beschreibung der bekannten europ. zweiflügl. Insecten. IV. S. 103. Taf. 36. Fig. 1—5) gehörige Zweiflüglergattung. Sie hat vorgestreckte, dreigliederige Fühler, deren drittes Glied flach, fast kreisrund, mit einer Rückenborste versehen ist. Der Rüssel ist vorgestreckt, senkrecht, mit spitzigen aufliegenden Tastern (Palpen). Die Flügel sind parallel aufliegend. Die einzige Art O. nigrocoerulea *Latreille* schildert dieser Naturforscher als ungefleckt, die Flügel goldglänzend. Meigen, dem nur das Männchen bekannt, gibt von demselben folgende Beschreibung. Das Untergesicht ziemlich breit, weiß, die Fühler schwarz, die Mundtheile stehen weit hervor, fast senkrecht, die Lippe ist länger als der Kopf, fast walzenförmig, dünnhaarig, vorn verdickt, die Taster (Palpen) sind der Lippe aufliegend, ungefähr halb so lang, spitzig, borstig. Rückenschild glänzend blauschwarz, Brustseiten hellschiefergrau. Hinterleib dunkelmetallischgrün, Afterglied des Männchens glänzend schwarz, nach Unten gekrümmt, mit zwei schmalen, spitzigen, an der Innenseite borstigen, röthlichgelben Lamellen. Hüften schiefergrau, Schenkel schwarz mit rothgelber Spitze, Schienen rothgelb, Füße schwarz, Flügel braun. Nach Latreille bei Paris. Etwas über eine Linie lang. Selten! (D. *Thon.*)

Orthoclada *P. B.*, s. Poa.

Orthocorys, s. Opisthocomus.

ORTHODON *Bory*. Eine Gewächsgattung aus der letzten Linné'schen Classe und aus der Familie der Laubmoose. Char. Die Mündung der cylindrischen Kapsel ist mit acht zusammenstoßenden Zähnen besetzt; die Haube ist glockenförmig, behaart. Die einzige bekannte Art, O. serratus Bory. *Schwägr.* (Musc. frond. II. p. 23. t. 106. Octoblepharum serratum *Brid.*, *Hook.* Musc. exot. II. t. 136., Splachnum squarosum *Hook* in *Linn.* Transact. X. p. 308. t. 26. f. 2., Bryum orthodontum *Pal. de Beauv.* meth. p. 48) wächst als ein aufrechtes, etwas ästiges Laubmoos mit zerstreuten, ablang-lanzettförmigen, zugespitzten, gesägten Blättern und am Ende der Ästchen stehenden Fruchtborsten in Nepal und auf den Mascarenhas-Inseln. (*A. Sprengel.*)

Orthodontium *Schwägr.*, s. Pohlia.

ORTHODOXIE. Das Leben des Geistes besteht in ewiger Thätigkeit, allein 1) strebt er mit seinem Thun nach Erreichung eines bestimmten Zieles und 2) ist er in seinem Thun sich desselben auch bewußt. In der Religion ist das Ziel der Thätigkeit Einheit des Menschen mit Gott; das religiöse Thun ist in allen seinen Momenten der Proceß der Einigung Gottes und des Menschen. Das Bewußtsein derselben kann nicht davon getrennt werden, denn ohne Bewußtsein ist keine Religion; sie macht ein wesentliches Moment daraus. In jeder Religion unterscheidet sich die theoretische und praktische Seite; die theoretische ist der Begriff vom Göttlichen als solchem und vom Verhältnisse des Menschlichen zu ihm; die praktische ist die Form, welche dieser Begriff in seiner lebendigen Äußerung empfängt. Dort entsteht die Lehre der Religion, hier der Cultus. Die Lehre entwickelt sich in Dogmen, der Cultus in einem Cyklus heiliger und heiligender Handlungen. Beide Seiten zusammen sind die vollständige Existenz der Religion. In Wahrheit müssen sie daher ineinander aufgehen. Was der Kreis der Dogmen als Begriff der Religion aufstellt, das muß auch im Kreise der religiösen Handlungen als ihr Inhalt erscheinen; sie müssen sich aus den Dogmen als ihrer ideellen Grundlage erklären lassen.

Da nun die Religion wesentlich die Beziehung des menschlichen Geistes auf den göttlichen ist, so könnte man glauben, daß sie in der Innerlichkeit dieses Verhältnisses stehen bleiben müßte, um ihrem Begriffe wahrhaft angemessen zu sein. Die Andacht ist das absolute Versenktsein des Menschen in Gott. Allein eine solche Existenz hat die Religion nur momentan in Individuen; als ein Element des Lebens der Menschheit bedarf sie einer festen Gestaltung; ihre Idealität muß sich durch die Realität beweisen und sie darf sich nicht scheuen, ihre Geheimnisse zu offenbaren, ihre Seele zu enthüllen und der Welt preiszugeben. Sobald nun die Religion diese Festigkeit erlangt, so wird sie zur Kirche. Die unendliche Allgemeinheit wird in derselben etwas Besonderes; es sieht aus, als büßte sie damit von ihrer Reinheit und Überschwänglichkeit ein. Das ist aber ein bloßer Schein, denn in dem Besondern geht das Allgemeine nicht verloren; es gewinnt darin an Stärke; die Bestimmtheit ist ein unleugbarer Vorzug vor dem Unbestimmten. In der Entwickelung der Kirche, d. h. der Religion, als einer besondern, sind Lehre und Cultus ursprünglich ganz ineinander. Allmälig treten aber beide Elemente zu relativen Totalitäten aus einander. Die kirchliche Dogmatik bildet sich zu einer Wissenschaft, zur Theologie; der Cultus zu einer umfassenden Organisation, zur Verfassung in einem Dienst und in einem Regimente der Kirche. Je mehr beide Totalitäten ihre Einheit mit einander festhalten, ohne darüber ihre Entfaltung im Einzelnen zu vernachlässigen, um so frischer ist das Leben der Kirche; je mehr sie einander sich ent-

Digitized by Google

fremden, je weniger der Inhalt der Dogmen im wirklichen Dasein sich realisirt findet, um so welker wird die Frömmigkeit. Die Theologie verirrt sich dann in das Abstruse, in metaphysische Spitzfindigkeit, die Verfassung aber verwildert in das Weltliche.

Die Besonderung der Religion überhaupt in einer Kirche hat zu ihrer Grundlage die Bestimmung der Einheit des Göttlichen mit dem Menschlichen. An sich ist diese Einheit Basis aller Religion; in einer bestimmten Religion ist sie jedoch auf besondere Weise bestimmt. Die Individuen, welche einer Kirche angehören, haben folglich an dieser Bestimmung das Maß ihres religiösen Verhaltens. Weil die Frömmigkeit als lebendige nothwendig ein Proceß ist, so ergibt sich daraus ein Vergleichen ihres religiösen Zustandes mit dem, was in der Kirche als Religion gilt. Was dem allgemeinen Begriffe des Göttlichen entspricht, ist religiös, was nicht, irreligiös. In jedem Individuum ist Irreligiöses und Religiöses; macht es aber die Religion zum Ausgangspunkte seiner Thätigkeit, bekämpft es also die in ihm vorhandene Irreligiosität, so ist es für religiös zu achten; macht es dagegen den Widerspruch gegen die geltende Religion zum Principe seines Thuns, so ist es irreligiös. Nach dem zuvor Auseinandergesetzten kann aber ein doppelter Gegensatz stattfinden 1) gegen die Lehre und 2) gegen den Cultus und die mit ihm zusammenhängende Verfassung. Der erstere Gegensatz ist nothwendig der anfängliche. Das Denken des Einzelnen weicht von den in den gültigen Dogmen als kanonisch aufgestellten Gedanken ab; diese Meinungsverschiedenheit ist Heterodoxie. Das Individuum kann bei einer solchen Differenz mit der Kirche in völliger Einheit bleiben; es denkt zwar anders, allein es legt keinen großen Werth auf seine Abweichung und verliert sich immer noch in das Ganze des kirchlichen Lebens. Gewöhnlich tritt diese Stellung da ein, wo nur ein Dogma anders betrachtet wird; weil nun die Dogmen sämmtlich ineinander greifen, so kann die Veränderung der andern Dogmen durch das Eine nicht ausbleiben. Macht sie das in einem Punkt abweichende Individuum nicht selbst, so kann es gewiß sein, daß Andere diese Consequenz machen. Dann wird der Gegensatz greller. Ist er so hart, daß der in der Kirche geltende Grundbegriff vom Göttlichen und vom Verhältnisse des Menschlichen zu demselben dadurch angetastet wird, so wird die Kirche genöthigt sein, ihre Lehre von der des Individuums abzuscheiden und die letztere für häretisch zu erklären. Ist die Differenz soweit gekommen, so geht die Heterodoxie gewöhnlich auch zur Umgestaltung des Cultus und der Verfassung über, denn indem diese nur der reale Abdruck der religiösen Innerlichkeit sind, so folgt unmittelbar, daß eine Umbildung derselben auch sie durchdringen müsse. Jede Abweichung im Cultus, jede Veränderung der kirchlichen Verfassung läßt sich daher auf eine Veränderung des religiösen oder strenger des dogmatischen Bewußtseins zurückbringen. Wo nun der Widerspruch der Heterodoxie aus ihrer ideellen Existenzweise in diese äußere Entfaltung übergeht, entsteht aus ihm das Schisma. Wir wollen uns dies an einem Beispiele verdeutlichen. St. Simon, auf Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft bedacht, wurde allmälig zu einzelnen Abweichungen von der Lehre der römisch-katholischen Kirche geführt. Seine Anhänger bildeten sein Princip durch. Die in demselben angelegte Differenz entwickelte sich durch sie zum totalen Widerspruche nicht blos mit der Lehre der römisch-katholischen, sondern mit der kirchlichen Lehre des Christenthums überhaupt, weil sie die absolute Dignität Christi als des Mittlers zwischen Gott und Menschen gefährdete und sie mit der Würde eines Muhammed, Moses, Columbus, Kopernikus, Newton, Carteſius, St. Simon, auf gleiche Stufe stellte. Nun war die Gesellschaft gezwungen, gegen die geltende Kirchenlehre eine Polemik zu eröffnen und sich einen eigenthümlichen, für ein Volksleben unausführbaren Cultus zu erschaffen; sie mußten eigene Versammlungshäuser, eigene Tracht, eigene Gebräuche einrichten. In St. Simon sehen wir nur die Heterodoxie; in den St. Simonisten ward dieselbe häretisch; die Häresis aber führte schließlich zum Schisma.

Wir müssen nun auf die Kirche selbst und auf das in ihr vorhandene Bewußtsein von der Religion zurückgehen. Dies Bewußtsein kommt erst durch seine Entzweiung zum Begriffe der Orthodoxie. Zuerst ist der unbefangene Glaube der Individuen an die Wahrheit der kirchlichen Lehre da; eine Kirche beginnt ihr Leben nicht mit dem Widerspruche gegen sich selbst. Indem aber der Inhalt der als wahr geltenden Lehre Gegenstand des Nachdenkens wird, erwacht auch der Zweifel an der überlieferten Wahrheit. Die Meinung tritt als privater Dissensus der öffentlich anerkannten Wahrheit entgegen. Eine bloße Verschiedenheit der Ansicht wird jedoch so lange geduldet, als sie nicht ausdrücklichen Anspruch macht, sich an die Stelle der von der Kirche als Ausdruck ihres Bewußtseins sanctionirten Lehre setzen zu wollen. Ist dies aber der Fall, so geht der bloße Dissensus in den Gegensatz der Orthodoxie und Heterodoxie über. Orthodoxie ist die Übereinstimmung der dogmatischen Begriffe des Einzelnen mit dem Begriffe der Kirche, zu welcher er gehört, von ihrem Wesen. Es ist daher klar, daß die Heterodoxie erst die Orthodoxie erzeugt. Durch die Negation des Zweifels und des Irrthums wird sich die Wahrheit ihrer Gewißheit von sich, ihrer Einheit mit sich, ihrer Untrüglichkeit erst bewußt. Nun erst spricht sie ihren Charakter positiv aus; sie versammelt den Inbegriff ihrer Lehre in einem Bekenntniß, das sie zum Kanon des dogmatischen Bewußtseins aller Individuen macht, welche an ihrem Cultus und an der durch ihn erwirkten Seligkeit Theil haben wollen. Dies Bekenntniß muß jedes der Individuen, um Glied der kirchlichen Gemeinschaft sein zu dürfen, auch zum seinigen machen; nur unter dieser Bedingung wird es von der Kirche als zu ihr gehörig anerkannt.

Der Gegensatz von Orthodoxie und Heterodoxie steigert sich in den Kirchen je nach der Stufe ihres religiösen Bewußtseins. In Naturreligionen kommt er so gut wie gar nicht vor. In pantheistisch-polytheistischen Religionen regt er sich erst dann, wenn in denselben das

Digitized by Google

Moment der Einheit des Göttlichen dem der Unterscheidung des Göttlichen in sich, der Vielheit, bestimmt gegenübertritt, wie dies der Fall war im Kampfe des Bramismus mit dem Buddhismus, wo jener den Unterschied, dieser die Einheit fixirte. In Indien selbst konnten die Differenzen des Bramismus zwischen den Bramaiten, Wischnuiten und Sivaiten nicht zum Widerspruche von Orthodoxie und Heterodoxie mit einander kommen, weil jeder Gott alle Attribute der göttlichen Substanz an sich riß und deswegen eine wahrhaft dogmatische Spaltung unmöglich wurde. Es blieb daher bei dem Dissensus der Philosophen mit der Lehre der heiligen Schriften. Der Buddhismus ging von seiner häretischen Differenz bis zum Schisma fort; im Lamaismus erreichte er seine fast über ganz Mittelasien ausgedehnte größte kirchliche Existenz. Da in ihm der Priesterstand nicht mehr, wie in Indien, eine Kaste war, sondern aus allen Ständen in den Mönchsorden sich gestaltete, so wurde der Gegensatz des Klerus und der Laien hier zu einer Unterordnung der letztern unter den erstern. Die Übergewalt der Hierarchie verhindert in ihm die Entfaltung der Heterodoxie; die Reibungen der verschiedenen Mönchsorden entspringen mehr aus weltlichen Interessen der Habsucht, der Herrschbegierde, des Ehrgeizes. In den dualistisch-polytheistischen Religionen Persiens und Vorderasiens war ein solcher Gegensatz wegen der dogmatischen Unbestimmtheit unmöglich. Dasselbe gilt von dem griechischen, römischen, celtischen, slavischen und germanischen Polytheismus. Jede Abweichung ward hier nur zu einer neuen Auszweigung des religiösen Glaubens; auch das Fremdartigste konnte angebildet werden; es war der Localisirung, der particulairen Aneignung fähig, wie wir denn endlich in Rom alle Religionen der Welt zu einer wüsten Einheit zusammenfließen sehen. Die Reflexion der Regierung auf eine Religion, ihre Lehre, ihren Cultus, war rein politischer Natur. Der römische Senat erklärte sich gegen die Orgien, nicht, weil er in einem solchen Cultus einen dogmatischen Widerspruch mit der römischen Religion gefunden hätte, sondern weil er für die Sittlichkeit der römischen Jugend fürchtete, daß sie durch solche nächtliche Schwelgereien, durch so ungeheuere Ausschweifungen verweichlichen, zum ernsten Interesse an den Staatsangelegenheiten zum Kriegsdienst und seinen Strapazen untauglich werden möchte.

Mit dem Monotheismus ist der fruchtbarere Boden der Orthodoxie gegeben. Der Gedanke des Einen, Unsichtbaren in der Schöpfung, im Gesetz und in seinen Propheten sich offenbarenden Gottes ist hier die Kategorie, welche zur Norm aller Gedanken, aller Handlungen wird. Die Vermischungen des Polytheismus haben hier ein Ende; die Vieldeutigkeit des Sinnlichen ist verschwunden; der denkende Geist wird zum Richter der Gedanken und Thaten. Allein als Volksreligion sowol, wie in der Richtung, Religion der Welt zu werden, als Judenthum und als Muhammedanismus, gelangte der Monotheismus doch nicht zu einer regula fidei, mit welcher erst die Fahne der Orthodoxie unerschütterlich aufgepflanzt wird. Im Judenthume bildete sich der Gegensatz von Heterodoxie und Orthodoxie nach dem babylonischen Exil; die Sadducäer, die Samaritaner, die Essäer waren heterodox im Verhältnisse zu den Pharisäern, welche die Orthodoxie repräsentirten. Bei den Muhammedanern wurde die Orthodoxie in die Formel zusammengefaßt: Es ist nur Ein Gott und Muhammed ist sein Prophet. Allein in den besondern Bestimmungen des Glaubens blieb unendlich Viel der subjectiven Auslegung überlassen. Von der einen Seite wurde die eigene Einsicht zum Kriterium der dogmatischen Wahrheit gemacht; Abû Hanîfa stiftete die Secte der Hanifiten, welche auch Azhâb el râi, Folger der Vernunft, heißen. Diesen Rationalisten gegenüber stehen drei Secten, welche die Sunna, d. h. lex oralis oder Hadît'h, d. h. traditio, zum Princip ihrer Bestimmungen nehmen. Sie heißen daher auch Folger der Überlieferung, Azhâb el hadît'h und theilen sich in drei Secten, welche nach ihren Stiftern Mâlekiten, Schâfeiten, Hanbaliten genannt werden. Die Hanifiten sind unter den Türken und Tataren, die Mâlekiten unter den afrikanischen Sunniten, die Schâfeiten unter den arabischen und persischen Sunniten, die Hanbaliten unter verschiedenen arabischen Stämmen einheimisch. Eine vorübergehende rationalistische Heterodoxie entstand im Islam durch das Studium der griechischen Philosophie, als deren interessantester Märtyrer Averrhoes dasteht.

Alle große, geschichtliche Religionen haben irgend fundamentale Bestimmungen, welche durch alle Modificationen, die sie im Detail erleiden mögen, unverwüstlich hindurchschimmern. Zwischen den asiatischen und den europäischen Religionen ist darin aber der merkwürdige Unterschied, daß die letztern von Anfang an das Individuum freier gelassen haben. Die Chinesen haben den Schu-king, die Inder die Veda's nebst den Upaveda's, Anga's und Upanga's ꝛc., das Gesetzbuch Menu's, die Parsen den Zend-avesta, die Juden die Mosaischen Schriften, die Muhammedaner den Koran. Bei den Griechen, Etruskern, Römern, Celten, Slaven, Germanen finden wir solche Bücher als normative Grundlagen einer Orthodoxie nicht. Die Homerischen und Hesiodischen Gedichte lassen sich so wenig als die altwalisischen Bardenlieder und Gesänge der skandinavischen Edda mit jenen abgeschlossenen, als heilige Offenbarung, als Grundregel des ganzen Lebens geltenden Legislationen vergleichen. Daher konnte sich auch bei den Griechen die Philosophie als Product eines freien Denkens entwickeln; die Philosophen wurden öfter des Atheismus angeklagt und als Heterodoxe verbannt, allein endlich ergriff der Scepticismus, die Freigeisterei, auch die Masse des Volkes, das nun den religiösen Trieb in Aberglauben aller Art ersättigte. Dieser Untergang der antiken Religionen in gänzlicher Zersplitterung der individuellen vom Staate tolerirten Meinungen steht als Extrem dem Oriente gegenüber, wo der Schein der Orthodoxie in China, in Indien, in Vorderasien, noch immerfort sich erhält.

Die christliche Kirche hat die Stabilität mit der Bewegung vereint. Sie hat schärfer als irgend eine andere den Gegensatz der Orthodoxie und Heterodoxie entwickelt. Von allen Religionen hat sie allein es zur einfachen Spitze

Digitized by Google

von Bekenntnissen gebracht, welche die Summe der Dogmen in den leichtübersehbaren Rahmen weniger Hauptkategorien zusammendrängen. In den ersten Jahrhunderten war jener Gegensatz nicht vorhanden. Die Differenzen waren nur die einer verschiedenen Auffassung, welche uns in den Schriften des neuen Testamentes noch allseitig vorliegt; Johannes, Petrus, Paulus weichen von einander ab, indem sie einander ergänzen; sie widersprechen sich nicht. Als die Schriften der Apostel zu dem Aggregat einer heiligen Schrift mit kanonischem Ansehen zusammentraten, da geschah in der christlichen Kirche dasselbe, was im Oriente. Die Auslegung bemächtigte sich des Inhaltes und erweiterte ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite; Grammatik, Historie, Allegorie, Philosophie waren in dieser Entfaltung thätig. So entstanden nun viele Verschiedenheiten, die selbst an das Häretische streiften, die jedoch aus der Schrift Gründe ihrer Rechtfertigung herbeizubringen wußten. Im Ganzen blieb daher dasselbe Verhältniß, wie zu Anfange des Christenthums, wo Paulus z. B. den Hymenäus und Philetas, welche die Auferstehung des Herrn nicht als eine leiblich geschehene, sondern als eine geistige ausdeuteten, keineswegs als Ketzer, nur als Irrende bezeichnet, welche im Glauben Schiffbruch gelitten hätten. Je mehr sich aber diese Differenzen steigerten, je mehr durch Berufung darauf die Auctorität der Schrift anwuchs, je mehr regte sich das Bedürfniß, eine einfachere Norm des rechten Glaubens zu besitzen. Das sogenannte apostolische Symbolum war das erste Product der christlichen Kirche, womit sie diesem Bedürfnisse zu begegnen suchte. Alle Haupterinnerungen der Stiftung der Kirche waren hier in dogmatischer Fassung vorgetragen. Nun hatte man einen kanonischen Maßstab, eine Logik des Glaubens, jede Meinung nach ihrem Recht oder Unrecht zu prüfen. Tertullian machte von der Berufung auf dies Symbolum zuerst entscheidendern Gebrauch. Unmittelbar damit war der Gedanke der Einheit der Kirche in Lehre und Cultus verknüpft. Cyprianus erhob sich zum Bewußtsein der Katholicität der Kirche; durch das Apostolat war den Lehrern der Kirche, insbesondere den Bischöfen, die wahrhafte Lehre tradirt. Der Klerus handhabte daher vorzugsweise diese Kritik. Im apostolischen Symbolum finden wir eine unbefangene Zusammenstellung der Hauptmomente des christlichen Glaubens; im nicänischen Symbolum aber ist eigends auf die Heterodoxie Rücksicht genommen. Wer nicht so glaubt, wie die kanonischen Bestimmungen es fodern, wer also nicht orthodox ist, der soll verflucht sein. Mit strenger Consequenz wurde von nun an jede Abweichung von der orthodoxen Norm des Glaubens unerbittlich verfolgt. Die römisch-katholische Kirche war zu einer solchen Starrheit genöthigt, wenn das Christenthum unter den germanischen Völkern festwurzeln sollte. Als dies aber geschehen war, lehnte der Geist einen Glauben von sich ab, welcher sein Streben nach eigener Gewißheit, nach Überzeugung nicht befriedigte. Die Reformatoren waren Anfangs in einem bloßen Dissensus mit der katholischen Kirche, gingen dann aber zur Häresie und zum Schisma fort. Sie begründeten eine neue Kirche auf dem Grunde der innern Wahrheit der Schrift und der Symbole. Der Glaube an den obersten Bischof der Kirche, an seine Infallibilität hörte auf ein Moment der Orthodoxie zu sein. Neue Symbola wurden gebildet. Unter Voraussetzung einer Rechtfertigung durch die Schrift ward der Freiheit des Gedankens freier Spielraum gegeben. So, könnte man sagen, erscheint das alte Verhältniß des Orients und des Occidents von Neuem; dort ein Fixiren des Bestehenden, hier eine stete Auflösung des Bestehenden, eine rastlose Fortbildung. Jede Heterodoxie wird für sich wieder zu einer Orthodoxie. Die römisch-katholische Kirche schließt Andersdenkende als häretisch von sich aus; nur in ihrer Orthodoxie ist Heil. Die protestantische Kirche läßt Subjectivität gewähren. Die Herrnhuter, die Quäker, die Mennoniten ꝛc. sind allerdings gegen die lutherische und reformirte Kirche dissentirend, aber dem Principe nach, den christlichen Glauben nur nach selbstgewonnener Überzeugung zu bekennen, mit ihnen als Protestanten übereinstimmend.

Aus dem bisher Entwickelten ergibt sich, daß Orthodoxie nur da stattfindet, wo eine geistige Substanz ihr Bewußtsein von sich selbst zur Präcision und Kürze eines einfachen Bekenntnisses zuspitzt. Nur mit diesem ist eine Norm gegeben, an welche als an den absoluten Begriff der Sache das Fluctuirende der Erscheinung gehalten werden kann. Der Geist treibt sich dann nicht blos seinem Ziel instinctmäßig entgegen, er ist sich desselben auch bewußt und ist sich ebenso der Annäherungen zu demselben wie der Abweichungen von demselben in den Individuen bewußt. Ebenso ergibt sich auch, daß der Begriff der Rechtgläubigkeit nur durch den entgegengesetzten Begriff der Heterodoxie sich erzeugen kann; als Correlate sind sie in ihrer Geschichte unauflöslich mit einander verbunden. Endlich ergibt sich, daß Orthodoxie etwas Relatives ist. Man kann nicht ein- für allemal, am wenigsten durch Philosophie, ausmachen, was als orthodox gelten soll. Es ist dies von der geschichtlichen Bildung der Völker abhängig, welche in der Orthodoxie das ausdrücken, was sie bestimmter Weise erreicht und zu ihrem entschiedenen Eigenthume gemacht haben; die Heterodoxie enthält das Element des Fortschrittes. Was jetzt in Bezug auf den noch bestehenden Glauben als heterodox gilt, wird vielleicht nach einer Reihe von Jahren als orthodoxe Überzeugung dastehen.

Der Begriff der Rechtgläubigkeit wie seine Benennung sind ursprünglich dem kirchlichen Gebiet entnommen. Da nun aber in allen Sphären des Geistes analoge Verhältnisse vorkommen, Ergreifen und Festhalten erkannter Wahrheit, so finden wir den Ausdruck auf fast alle Kreise des geistigen Lebens in Bezug auf ihre geschichtliche Entwickelung übergetragen. Das zunächst dabei vorliegende Gebiet ist das politische. Weiterhin sind es die Schulen der Philosophie, welche einer solchen Parallele am ersten fähig sind, inwiefern das ursprüngliche System des Stifters einer Schule fortgeführt oder aber verändert wird. (*K. Rosenkranz.*)

ORTHODROMISCH, heißt in der Schiffahrtskunst

Digitized by Google

diejenige Linie, welche ein Schiff zurückzulegen hat, wenn es auf dem kürzesten Wege von einem Orte zu einem andern fahren will. Sie fällt also für nicht allzugroße Entfernungen mit dem Bogen des größten Kreises zwischen beiden Orten zusammen, und für kleine Entfernungen unterscheidet sie sich sehr wenig von der zwischen ihnen zu ziehenden graden Linie. (*Scherk.*)

Orthoepie, s. Orthographie.

ORTHOGONIUS *Dejean* (Insecta). Eine Käfergattung, zu den Pentameren zur Familie Carnivori und zur Tribus truncatipennes gehörig (*Dejean* Species générsl des Coléoptères. I, 279). Sie hat folgende Kennzeichen: Die Tarsenklauen sind unten gezähnelt. Das letzte Palpenglied ist cylindrisch. Die Antennen sind kürzer als der Kopf und fadenförmig. Die letzten Tarsenglieder sind dreieckig oder herzförmig, das letzte ist stark gelappt. Der Körper ist breit. Der Kopf ist eiförmig und hinten wenig eingezogen. Der Thorax ist breiter als der Kopf, ziemlich kurz, quer, hinten viereckig abgestutzt. Die Flügeldecken sind breit und bilden ein ziemlich längliches Viereck. Die Käfer dieser Gattung scheinen sich auf den ersten Blick stark von den verwandten Gattungen (Lebia, Dromius etc.) zu entfernen und mehr Harpalus zu nähern. Sie sind ziemlich groß und schwarz oder braun. Sie sind in Ostindien und Afrika einheimisch. Als Typus mag dienen:

O. alternans *Wiedemann* (*Blockianus* alt. Zool. Magaz. II. 1. 52). In der Größe sehr verschieden, von 6¼ bis 7¾ Linien lang, 2¾ bis 3¼ breit. Er ist oben schwarz, die Flügeldecken sind tief punktirt gestreift, die Zwischenräume abwechselnd breiter, reihenweise punktirt; unten ist er braun, mit gleichfarbigen Füßen. Vaterland Java. Dejean zählt nur sieben Arten auf. (D. *Thon.*)

ORTHOGRAPHIE, ORTHOEPIE, ORTHOPHONIE. Das Wort ὀρθογραφία findet sich vielleicht, wenn überhaupt, erst bei spätern Schriftstellern und ist dann wol mit dem zweiten Wort ὀρθοέπεια völlig synonym; dieses bedeutet theils Eleganz und Numerus des Ausdruckes, in welchem Sinne Dionys [1]) den Platon χαρων ὀρθοεπείας nannte, theils die richtige und anmuthige Aussprache der Wörter [2], welche von Vermeidung mehrer wesentlicher Fehler abhängt, deren uns Quintilian folgende namhaft macht, ἰωταχισμούς, wenn das ῑ zu stark, λαμβδακισμούς, wenn das λ̄ verdoppelt, ἰσχνότητας, wenn die Buchstaben mit zu engem Mund oder verbissen, πλατεισασμούς, wenn sie mit breitem Munde gesprochen werden, wie von Böotern und Dorern gewöhnlich geschah [3]); endlich κοιλοστομία, wenn die Aussprache tief aus hohler Brust kommt, eine Art Aussprache, die man jetzt an Schweizern und im Sprechen des Hebräischen an den Juden wahrnimmt; aber noch manche andere hätte er nennen können, als [4]) ψελλότης (ψελλισμός), das jedesmalige Auslassen eines Buchstabens oder einer Sylbe, z. B wenn ἄρτος für ἄρκτος gesprochen wird, τραυλισμός oder τραυλότης, das Lispeln und Stammeln, wenn man einen Buchstaben nicht recht aussprechen kann, am häufigsten sichtbar bei ρ̄ und λ̄ [5]), die ἰσχνοφωνία, das Stottern, wenn einer nicht im Stande ist, schnell eine Sylbe an die andere zu reihen; alle diese Fehler verhindern mehr oder weniger das τορῶς καὶ εὐφώνως λέγειν [6]), das deutliche und wohlklingende Sprechen. Mit Orthoepie beschäftigte sich die Rhetorik [7]), und inwieweit die προσῳδία oder Accentuation dabei in Betracht kam, auch die Rhythmik und Musik; besondere von griechischen Grammatikern verfaßte Schriften über die Orthoepie der griechischen Sprache sind mir nicht bekannt, wiewol die Grammatiker sie nicht ganz übergingen und theils in der Grammatik überhaupt, theils in den Schriften περὶ προσῳδιῶν, περὶ τόνων behandelt haben. Die Neuern haben seit Reuchlin und Erasmus sich eigentlich nur mit dem Verhältnisse der griechischen Schriftzeichen zu den Lauten der neuern europäischen Sprachen beschäftigt; und wenn es auch hier nicht der Ort ist, die merita causae des I- und Etacismus zu besprechen, so müssen wir doch bemerken, daß es, schon um den jetzt so gesteigerten Verkehr zwischen Griechenland und dem übrigen Europa von einem ganz unnöthigen Hindernisse zu befreien, Zeit wäre, wenn die europäischen Helleniſten eine auf rein willkürlicher Hypothese beruhende, von Erasmus fast mehr zum Scherz ersonnene, in den verschiedenen Ländern Europa's verschiedentlich modificirte Aussprache aufgäben und allgemein zu derjenigen Aussprache zurückkehrten, welche nicht nur die der heutigen Griechen ist, sondern bis auf mehre Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückgeführt werden kann, von der es also im hohen Grade wahrscheinlich ist, daß sie auch die ursprüngliche der Nation gewesen. Wer über die Aussprache des Griechischen vollständige Belehrung sucht, wird sie theils in den Schrif-

1) De admir. vi dic. in Demosth. p. 1035. 2) *Quintil.* I, 5, 33. Remotis igitur omnibus, quae supra diximus, vitiis erit illa quae vocatur ὀρθοέπεια, id est emendata cum suavitate vocum explanatio; nam sic accipi potest recta. Derſ. I, 6, 20. Atqui hanc quidam ὀρθοέπειαν solam putant, quam ego minime excludo, quid enim tam necessarium quam recta locutio? *Velius Longus* de orthogr. p. 2232 Putsch: animadverto apud plerosque confusam tractationem ὀρθοεπείας et ὀρθογραφίας, cum inter se disteat; nam ὀρθοέπεια non quaerit, quomodo scribendum sit, cum ad vocis legem adlegatus sit ille qui scripsit. Sed est quaestio in loquendo. Id. p. 2228: alii transposuit alii traposuit, quae observatio orthographiae mixta est ὀρθοεπείᾳ. — in ὀρθοεπείᾳ enim quid decentius sit et quid lenius quaeritur, nec laborat ille qui scribit, cum id quod dicatur χαριέστατον. 2239. meminerimus artis ὀρθοεπείας esse ut sive hac sive illa littera scripseris, enunciationis sonum temperet.

3) Beweis dafür sind unter andern Schol. Theocrit. XIV, 88 und das βοιωτιάζειν τῇ φωνῇ. 4) *Aristotel.* Problem. XI, 80: ἡ μὲν οὖν τραυλότης τῇ γράμματός τινος μὴ χρατεῖν καὶ τοῦτο οὐ τὸ τυχόν. ἡ δὲ ψελλότης τῷ ἐλλείπειν τι ἢ γράμμα ἢ συλλαβήν. ἡ δὲ ἰσχνοφωνία ἀπὸ τοῦ μὴ δύνασθαι ταχὺ συνάπτειν τὴν ἑτέραν συλλαβὴν πρὸς τὴν ἑτέραν. Aristoteles bemerkt, daß man alle diese Fehler am meisten an Kindern, demnächst an Trunkenen und Alten, wahrnehme. Die Grammatiker vernachlässigen übrigens öfters jenen Unterschied und erklären z. B. τραυλίζειν durch ψελλίζειν und umgekehrt; s. Schol. Aristoph. Nub. 864, 1371; aber auch Herodot (IV, 155) hat ἰσχνόφωνος καὶ τραυλὸς verbunden. 5) Bekanntlich war dies der Fall mit Alcibiades; s. Aristoph. Vesp. 46. 6) *Plutarch.* de Pyth. oracul. 284. 7) *Dionys.* de comp. verb. c. 14 sq.

Digitized by Google

ten über griechische Grammatik, theils in den folgenden Specialschriften finden, wo auch mehre hier übergangene Werke genannt werden: *Haverkamp*, De graecae linguae pronunciatione sive sylloge scriptorum, qui de l. Gr. pronunciatione commentarios reliquerunt (L. B. 1736. 1740. 2 Voll.). *Velasti*, De litterar. Graecar. pronunciatione (Rom. 1751). *Πραγματεία περὶ τῆς τῶν Ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως ὑπὸ Αν. Γεωργιάδου ἑλληνιστὶ καὶ λατινιστὶ φιλοπονηθεῖσα* (Par. Vind. Lips. 1812). *Reuvers*, De L. Gr. pronunciatione im Classic. Journ. 45. p. 67 sq. *Seyffarth*, De sonis litterarum graecar. tum genuinis tum adoptivis (L. 1824). Liscovius, Über die Aussprache des Griechischen (L. 1825). Bloch, Revision der von den neuern teutschen Philologen aufgestellten oder vertheidigten Lehre von der Aussprache des Altgriechischen (Altona 1826).

Die Orthographie erklärt [8]) Sueton Aug. 88. formula ratioque scribendi a grammaticis instituta; nach Theodosius bedeutet *ὀρθογραφία* zweierlei, sowol das richtig geschriebene Wort, als den Grundsatz (*κανών*), nach welchem die Rechtschreibung beurtheilt und erwiesen wird; Sextus Empiricus [9]), der drei Theile der Grammatik, einen historischen, einen technischen und einen exegetischen oder methodischen Theil statuirt, rechnet die Orthographie zum technischen Theile. Nach den Grammatikern [10]) besteht die Orthographie aus drei Stücken: Quantität, Qualität und Abtheilung oder Zusammenstellung (*μερισμός* bei Sextus, *σύνταξις* bei Theodosius); die erste hat es mit Fragen der Art zu thun, ob man zum Dativ ein ῑ hinzuzufügen, was mit *ῑ* [11]), was mit *ει* zu schreiben habe, z. B. ob man *μῖμος* oder *μεῖμος* schreiben solle; die zweite kommt bei Fragen der Art in Betracht, ob man *ζμίλιον*, *Ζμύρνα* oder *σμίλιον*, *Σμύρνα*, ob *ἴμπορος* oder *ἔμπορος* zu schreiben habe; die dritte bei Abtheilung der Sylben, ob man *ὄ-βριμος*, *Ἀριστίων*, *ἀ-σθενής* oder *ὄβ-ριμος*, *Ἀρισ-τίων*, *ἀσ-θένης* abzutheilen habe. Vier Kanones wurden für die Rechtschreibung angenommen, Analogie, Dialekt, Etymologie und Historie; Kanon der Analogie sei, wenn man z. B. verlange, daß *ταχεῖα* mit *ει* geschrieben werde, weil die Masculina auf *υς* im Feminino *ει* hätten; Kanon des Dialekts sei, wenn man für die Schreibung von *ημεῖς* mit dem *ει* anführe, daß es im Äolischen *ἄμμες* heiße; Kanon der Etymologie sei, wenn z. B. für die Schreibung von *ἄπειρος* mit dem *ει* bemerkt werde, daß es von *πεῖρας* stamme; historischer Kanon endlich sei der, bei welchem man sich auf die Überlieferung (*παράδοσις*) berufe, z. B. um die Schreibung *χλιοι* mit dem *ῑ* zu rechtfertigen [12]). Die griechischen Grammatiker [13]) nannten ihre orthographischen Regeln, namentlich die, welche die Rechtschreibung der gleich- oder ähnlich klingenden Laute und Sylben anordneten, *ἐπιμερισμοί*. Nach Böckh [14]) wäre *ἐπιμερισμός* eine Darlegung der Wörter nach ihren verschiedenen Sylben mit Bestimmung der Vocale, mit welchen sie zu schreiben seien, im Verhältnisse zu andern, welche mit andern Vocalen geschrieben werden müssen, eine Erklärung, die ziemlich auf dasselbe hinausläuft. Diese Epimerismen waren, wie aus den später anzuführenden Pseudo-Herodianischen zu ersehen und die orthographischen Schriften der Lateiner wahrscheinlich machen, nach der alphabetischen Folge der Wörter oder gar der Sylben geordnet und durch kein Gesetz höherer Analogie verbunden. Die Fixirung aber der Schrift durch gewisse Regeln der Grammatiker erfolgte in Griechenland ziemlich spät; wir finden nicht, daß in den Zeiten des freien Griechenlands der Unterricht des Grammatistes, bei dem die Jugend *τὰ γράμματα* lernte, sich auf Orthographie mit bezogen hätte, und wenngleich nach Annahme der Simonideischen Schriftzeichen, zumal da alle griechische Dialekte mehr oder minder im Schriftgebrauche waren, die Rechtschreibung ihre Schwierigkeit haben und nicht wenige Zweifel veranlassen mußte, wo *ō*, *ῶ*, *ōυ*, oder *ῑ*, wo *ē*, *ῆ*, oder *ει* zu schreiben sei, so bildete sich doch wol sehr bald stillschweigend auch hierüber eine so allgemein angenommene Paradosis, daß man sich auf die Sicherheit des allgemeinen Bewußtseins verlassen konnte und keinerlei Bedürfniß war vorhanden, ihm durch eine Menge von Specialregeln zu Hilfe zu kommen. Die Vermuthung Boeckhs [15]) über den Inhalt der ältesten Epimerismen kann ich daher nicht theilen. Meines Wissens ist Diokles oder Tyrannio (d. J.), wie er sich nach seinem Lehrer nannte, Freigelassener der Terentia, der Frau Cicero's, der erste, von dem erwähnt wird, daß er über Orthographie geschrieben habe [16]). Wenn aber Böckh dem ältern Didymus, dem Alexandriner, der sich durch seinen Fleiß den Beinamen *χαλκέντερος* verdiente, einen *ἐπιμερισμός* über das erste Buch der Iliade beilegt, und vermuthet, daß darin Untersuchungen über die Vocale des Homerischen Textes angestellt worden seien, so ist erstens selbst das Dasein jener Schrift zweifelhaft und noch viel unwahrscheinlicher zweitens der vermuthete Inhalt desselben. Zur Zeit Augusts schrieb Tryphon [17]) *περὶ ὀρθογραφίας καὶ τῶν ἐν αὐτῇ ζητουμένων*. Soteridas [18]), der Mann der berühmten Pamphila, welche der Zeit Nero's angehört, schrieb eine Orthographie; der jüngere Didymus [19]), ein alexandrinischer Geammatiker, der in Rom docirte, schrieb *πίναν περὶ ὀρθογραφίας*, vor-

8) *Cassiodor.* de grammatic. p. 2323 Putsch: orthographia est rectitudo scribendi nullo errore vitiata, quae manum componit et linguam. 9) Advers. gramm. 4. 10) *Sext.* adv. gr. 9. *Theodosius* p. 61. ed. Goettl. p. 1127 in Bekk. Anecd. 11) *Marius Victorin.* p. 2465: Orthographia graeca ex parte maxima in iota litteram consistit etc. — Denique omnium, qui de orthographia scripserunt, de nulla scriptura tam diu quam de hac quaerunt, quae per ῑ litteram.

12) Diese vier Kanones erkennen außer Theodosius und dem Etymol. M. 816, 51 auch die lateinischen Grammatiker an. 13) *Boissonade*, Praef. ad Herodian. p. IX. *Ritschl*, De Oro et Orione. p. 50. 80. 14) über die kritis. Behandl. der Pindarischen Gedichte in den Abh. der berl. Akademie v. 1822—23. S. 310. 15) Ebend. S. 310. 16) Seine Schrift *περὶ ὀρθογραφίας* nennt Suidas im W. und ist vielleicht hieraus entlehnt. Etym. M. 304, 13. 621, 32. 648, 32. 17) Suidas i. W. 18) Ders. i. W. 19) Ders. i. W.

Digitized by Google

ausgesetzt, daß *παρὰ* mit zum Titel gehörte, ein Werk, das von Suidas sehr gelobt wird. Auch von dem großen Grammatiker Apollonius Dyskolus [20]) aus Alexandrien gab es eine Schrift über Orthographie. Sein Sohn aber, Herodian, welcher unter Antonin und Markus lebte, schrieb theils *περὶ ὀρθογραφίας* [21]), theils *Ἐπιμερισμοί* [22]) oder *Μεγάλοι Ἐπιμερισμοί* [23]), die häufig citirt werden; jedoch ist schon früh in dieses Werk Fremdes eingemischt worden [24]). Was aber Boissonade (London 1819) unter dem Titel von „Herodians Epimerismen" herausgegeben hat, ist ganz spätes Machwerk, dem Herodians Werk höchstens zur Grundlage gedient hat. Man kann aber aus demselben die grob-empirische Methode ersehen, welche die spätern griechischen Grammatiker hier befolgt haben, und wie sehr die Sicherheit der Rechtschreibung aus dem Bewußtsein geschwunden, Alles im Schwanken begriffen gewesen sein muß, wenn man solcher Regeln bedurfte. Doch ich kehre zu Herodian zurück; die Orthographie desselben wurde commentirt von Orus aus Milet, der dem 2. Jahrh. angehört; derselbe Orus hat auch eine eigene, nach dem Alphabete geordnete Orthographie verfaßt, neben welcher noch eine besondere Schrift von ihm über die Rechtschreibung des Diphthong *ει* oder *αι* genannt wird [25]). Aus der Orthographie des Orus finden wir namentlich im Etym. M. mancherlei Spuren, die übrigens nach Ritschls Vermuthung erst durch das Medium des Choroboscus dem Etymologen zugekommen sind. Demnächst erwähne ich die Orthographie des Drako [26]) aus Stratonicea, des Eudämon [27]) aus Pelusium, eines Zeitgenossen des Libanius; des Arkadius [28]) aus Antiochien; die orthographischen Regeln in der Grammatik [29]) des Theodosius (um 400); die Orthographie [30]) des Georgius Choroboscus (aus dem 5. Jahrh.), der auch einen sich in Paris handschriftlich befindenden Epimerismos über den Psalter verfaßt hat; die Orthographie des Hyperechius, eines Zeitgenossen des Kaisers Marcian (450), den der Nachfolger dieses Kaisers, Leon Macellus, exilirte [31]); des Theognostus aus dem 9. Jahrh., der sein über 1000 Regeln enthaltendes, in einer orforder Bibliothek im Manuscripte vorhandenes, orthographisches Werk dem Kaiser Leon dem Armenier dedicirte [32]). Die Epimerismen bildeten später einen Theil der zur Zeit der Anna Komnena aufgekommenen und von ihr als sehr unnütz verworfenen Schedographie (was man jetzt in den Schulen „Analisiren" nennt), die gradezu vom Studium und der Nachahmung der alten Dichter und Historiker abgehalten habe [33]). Weiter herunter wollen wir diesen Gegenstand nicht verfolgen; nur die Notiz Sylburgs [34]) stehe hier, daß sich in der bibliotheca Palatina ein Manuscript, orthographische Regeln in zwei Büchern enthaltend, finde, was aber keinen Namen des Verf. zeige. — Wir Neuern müssen die Kenntniß griechischer Rechtschreibung theils aus den alten Grammatikern und Lexikographen, theils aus den ältern und bessern Handschriften schöpfen; Münzen und Inschriften sind eine zwar nicht untrügliche, da es ja auch irrende und unwissende Stempelschneider und Steinhauer gab, aber doch vorzüglich zu beachtende Quelle für die Rechtschreibung der Wörter. Immer aber wird man sich hier vor zu vielen Allgemeinheiten zu hüten und den Unterschied sowol der Zeit als der Localität und, was damit zusammenhängt, des Dialekts, zu beachten haben. Da eine besondere vollständige griechische Orthographie eine noch zu lösende Aufgabe für die heutige Philologie ist, so findet man über Orthographie des Griechischen nur zerstreuete Belehrung in den Werken über griechische Grammatik und Paläographie, in Lexicis und den Commentaren zu den Schriftstellern.

Die lateinische Orthographie ist dagegen ziemlich früh von Grammatikern festgestellt und auf Analogie und Gewohnheit begründet worden, sodaß es schon von August heißt, er habe die Orthographie nicht eben beobachtet, wie sie von den Grammatikern festgestellt war, scheine vielmehr die Meinung befolgt zu haben, daß man schreiben müsse, wie man spreche [35]). Also dieses vage und ziemlich revolutionäre Princip hatte schon zu Augusts Zeiten seine Vertreter, welche als Neuerer angesehen wurden. Unter den Männern, die vor August für Orthographie thätig waren, verdienen besonders Cicero's gelehrte Zeitgenossen, Varro und P. Nigidius Figulus, erwähnt zu werden; denn der letztere scheint in seinen Commentariis grammaticis allerdings Aussprache und Rechtschreibung [36]) so wenig als Jul. Cäsar [37]) in seinen Büchern de analogia übergangen zu haben; aber eine besondere Schrift über Orthographie verfaßte der von August geehrte Verrius Flaccus, gegen welche sein Zeitgenosse Scribonius Aphrodisius eine heftige Gegenschrift richtete [38]), in der er selbst den persönlichen Charakter sei-

20) Er selbst citirt sie im dritten Buche seiner Synter. S. 270. *τοῦ τοιούτου ἐντελεστέρων ἀποδεικνυμένου ἐν τῇ περὶ ὀρθογραφίας.* 21) *Priscian* II. 3. p. 55. Kr. *Steph. Byz.* i. W. *Καφα.* 22) Schol. Aristoph. I, 433. O. 877. Suid. in *καταπροΐξεται.* Etym. M. 101, 34. 779, 27. *Bekk.*, Anecd. 1402, 1430. 23) Etym. M. 3, 2. 24) Derf. 779, 34. *οἱ δὲ Ἐπιμερισμοὶ οὐκ εἰσὶν αὐτοῦ πάντες, ἀλλ' εἰσὶ καὶ ψευδεπίγραφοι. Eustath.* ad Il. N. 66. *Gottling*, Praef. ad Theodos. p. XIII sq. 25) *Ritschl*, De Oro et Orione. p. 5, 35, 44 sq. 26) Suidas i. W. *Δράκων.* 27) Derf. i. W. *Εὐδαίμων.* 28) Derf. i. W. *Ἀρχάδιος.* Steph. B. i. W. *Ἀκτία.* Hieraus scheint auch genommen zu sein Bekkers Anekd. 1318 in *ἀμερμηρεί*, was ich von demselben 1195, 4 nicht behaupten möchte. 29) Vergl. p. 61—79 ed. Goettl. 30) Etym. M. 41, 41. 61, 43. 92, 31. 146, 29; denn *περὶ ὀρθογρ.* und *ὀρθογρ.* ist ein Werk, über welches Ritschl a. a. O. S. 45 fg. 67 fg. 80 zu vergleichen. In der pariser Bibliothek findet sich auch eine Handschrift des Choroboscus, Epimerismen oder orthographische Regeln enthaltend. 31) Suidas i. W. *Ὑπερέχιος καὶ Λέων.*

32) *Bentley*, Epist. ad Mill. p. 517. *Villoison* Anecdot. II, p. 127. 33) *Anna Comn.* Alexiad. XV. p. 485: *καὶὰ δὲ τὴν δεξιὰν τοῦ μεγάλου τεμένους παιδευτήρια ἔστηκε τῶν γραμματικῶν παισὶν ἐφηβικοῖς ἐκ παντοδάπου γένους συνειλεγμένοις, ἐν ᾧ παιδευτής τις προκάθηται, καὶ παῖδες περὶ αὐτὸν ἑστῶσιν, οἱ μὲν περὶ ἐρωτήσεις ἐπιτετμένοι γραμματικάς, οἱ δὲ ἐγγεγραφεῖς τῶν λεγομένων σχεδῶν. — τοῦ δὲ σχέδους ἡ τέχνη ἔστιν ἐφεύρημα τῶν νεωτέρων ἔστι καὶ τῆς ἐφ' ἡμῶν γενεᾶς.* 34) Indic. ad Etym. M. v. *Orthogr.* 35) Sueton Aug. 88. 36) Vergl. Gellius N. A. XIX, 14, 5 fg. Marius Vict. S. 2456. 37) Fronto S. 111. 38) *Sueton* Gr. 19.

Digitized by Google

nes Gegners nicht verschonte. In der Sammlung der lateinischen Grammatiker des Putschius befindet sich von Velius Longus, der in die Zeit vor Hadrian gesetzt wird, eine Schrift: de orthographia (p. 2214—2239), von D. Terentius Scaurus, den man in die Zeit Hadrians setzt und der bereits *Auson.* Ep. 18 erwähnt wird, de orthographia ad Theseum (p. 2249—2264); nicht hierher gehört Maximus Victorinus (aus dem 4. Jahrh.) de re grammatica (p. 1937—1955) wol aber der von ihm zu unterscheidende Marius Victorinus ars grammatica de orthographia et ratione metrorum (p. 2449 sq., namentlich das Capitel de orthogr. p. 2456 sq); ungewisser Zeit gehören an Flavius Caper de orthographia (2239—2246), Agroetius de orthographia et proprietate et differentia vermonis (2266—2276); dem 6. Jahrh. gehört Cassiodors Excerpten-Sammlung an, Magni Aurelii Cassiodori Senatoris de orthographia liber (p. 2275—2322). Cassiodor hatte diese Schrift im 93. Jahre seines Alters herausgegeben, oder vielmehr ad amantissimos orthographos discutiendos sich entschlossen; seine Sammlung enthält Auszüge aus Arndus Cornutus (unter Nero) de enunciatione vel orthographia, aus Velius Longus, Curtius Valerianus, Papirianus, Adamantius Martyrius, Eutyches, Cäsellius Orthographus, Lucius Cäcilius Vindex, Priscian, und er beruft sich auch auf Varro und Phocas. Endlich stehen in Putschius Beda sacerdos de orthographia (2327—2350) und incerti de orthographia liber Bedae vulgo adscriptus (2775—2803), welches unter des Beda venerabilis (sec. 8.) Werken oft herausgegeben worden ist. Ein untergeschobenes Machwerk des 14. oder 15. Jahrh. sind [39]) die von Mai (Rom 1823) und darauf von Osann (Gießen 1826) unter dem Namen des L. Cäcilius Minutianus Apulejus herausgegebenen Fragmenta de orthographia. — Was die Neuern betrifft, so sind die Hauptschriften über Orthographie der lateinischen Sprache von Aldus Manutius [40]), Claudius Dausquius [41]), Cellarius [42]), und Conr. Lecp. Schneiders lateinische Grammatik enthält auch hierüber die vollständigsten und am meisten wissenschaftlich geordneten Sammlungen; Wunder hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Cicero's Planciana (p. XII.) eine neue lateinische Orthographie verheißen, die bis jetzt noch nicht erschienen ist.

Über die Orthoepie des Lateinischen, die auch bei den Römern ebenso die Lehrer der Rhetorik (Cicero, Quintilian) als die Grammatiker beschäftigte, können wir auf Lipsius Abhandlung de recta pronunciatione latinae linguae, auf Vossius im Aristarch und unter den allgemeinen grammatischen Schriften vor Allem auf des ebengenannten C. L. Schneiders vortrefflichen Elementartheil verweisen. Was aber Orthoepie und Orthographie aller andern Sprachen betrifft, so verweisen wir auf die Artikel, in denen über diese Sprachen selbst gehandelt wird, teutsche Orthographie wird auch im Art. Rechtschreibung besprochen werden. (*Meier.*)

Orthographische Projectionen, s. **Projectionen.**

ORTHOLF, Artolf von Weisseneck in Steiermark, 43. Erzbischof zu Salzburg, wurde 1343 zum Dompropst und gegen das Ende des Jahres zum Erzbischofe gewählt. Er begab sich zur Erlangung seiner Bestätigung an den römischen Hof zu Avignon und wohnte am 16. Jan. 1344 dem öffentlichen Consistorium bei, als Kaiser Ludwig IV. durch mehre Abgeordnete dem Papste Clemens VI. seine Ehrfurcht bezeigen ließ. Die salzburger Jahrbücher erheben ihn besonders, weil er das Gerichte in der Domkirche wie am Hofe vermehrt habe. Er wohnte gegen das Fest des heil. Jakob 1348 der Reichsversammlung zu Passau bei und wirkte vorzüglich für Beförderung der Eintracht zwischen Kaiser Karl IV. und dem Sohne des jüngst verstorbenen Kaisers Ludwig IV., Markgrafen Ludwigs von Brandenburg. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich auch von Kaiser Karl IV. belehnen. Im J. 1356 benutzte Papst Innocenz VI. das Ansehen und den kirchlichen Eifer Ortholfs, um den Zehnten von der ganzen salzburger Geistlichkeit, mit Ausnahme der Tempelherren und Spitalmänner des heil. Grabes zu Jerusalem, zu erheben. Als der Herzog Ludwig von Baiern und Brandenburg, wegen seiner Heirath mit Margareth Maultasch von Tyrol, sich dem Papst unterwarf, um der kirchlichen Hindernisse überhoben zu werden, erhielt der Erzbischof Ortholf von Salzburg mit Andern die päpstliche Vollmacht, das Brautpaar, Ludwig und Margareth, unter den gewöhnlichen Förmlichkeiten von allen Kirchenstrafen zu befreien. Dieses Geschäft verzögerte sich noch lange und wurde erst 1359 in Gegenwart vieler Geistlichen und Weltlichen zu Wien vollendet. Den im J. 1357 verübten Gewaltthätigkeiten des Herzogs Stephan von Baiern wußte er in Verbindung mit seinem Bruder, Bischofe Gottfried II. von Passau, kräftigst entgegenzuwirken. Im J. 1358 ließ er sich vom Herzog Albert in Österreich zu Wien mit seinen Gegnern versöhnen. Im J. 1359 gelang ihm, die durch seinen Lehenhof gefesselten und widerspenstigen Edelleute zum Gehorsam und erneuerten Versprechen ihrer Pflichterfüllung zu bringen. Im J. 1360 begleitete er den Erzherzog Rudolf IV. auf der Reise zur Versöhnung mit dem Patriarchen von Aquileja, Ludovicus Turrianus. Er kehrte

Verrii Flacci libro de orthographia rescripsit Scribonius Aphrodisius non sine insectatione studiorum morumque.

39) Vergl. *Madvig* de *L. Apulei* Fragmentis de orthographia inventis (Copenh. 1829) und in seinen Opuscul. Academic. p. 1—29. 40) Orthographiae ratio ab Aldo Manutio, Pauli F., collecta ex libris antiquis grammaticis, etymologia, graeca consuetudine, nummis veteribus, tabulis aereis, lapidibus etc. (Venet. 1591). Hiervon ist durch Ludovicus Caprio (Antw. 1679) ein Auszug erschienen. Diese Schrift hat noch jetzt ihre Brauchbarkeit. 41) *Claudii Dausquii*, Orthographia latini sermonis vetus et nova (Paris 1677. Fol., Tornaci 1692. Fol.) bleibt noch immer das Hauptbuch. 42) *Christophori Cellarii* Orthographia Latina ex vetustis monumentis, h. e. nummis, marmoribus, tabulis, membranis veterumque grammaticorum placitis nec non recentium ingeniorum curis excerpta, digesta novisque observationibus illustrata. Das Buch hat verschiedene Auflagen erlebt; in der von Harles (Altenb. 1768) in 2 Bänden findet man die Bemerkungen verschiedener Gelehrten und die Orthographia Norisiana.

Digitized by Google

von Wien nach Salzburg zurück, wo er am 13. Mai 1361 eine Bulle für Johann von Rumpenheim, Provinzial der teutschen Spitalmänner von Jerusalem durch Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ertheilte. Im J. 1362 wohnte er zu Wien der Begünstigung des Erzherzogs Rudolf bei, welcher den Stiftsherren des h. Hypolitus für die zollfreie Einfuhr verschiedener Lebensmittel, wegen ihres abgebrannten Klosters gegeben wurde. Im nämlichen Jahre schloß Ortholf mit der Familie von Tann einen Vertrag über Gerichtsbarkeiten ab. Nach dem Tode Meinhards von Tyrol, 1363, erklärte Erzbischof Ortholf sich ganz offen für die Ansprüche des Hauses Österreich gegen jene des Erzherzogs Stephan von Baiern, zur größten Unzufriedenheit der geistlichen und weltlichen Großen seines Sprengels. Die entsponnene Fehde würde sehr hartnäckig geworden sein, hätte nicht Papst Urban V. sich als Vermittler aufgestellt, und den Bischof Johann von Olmütz nebst andern zur Einwirkung des Friedens beauftragt. Als Kaiser Karl IV. im J. 1365 sich bemühte, das Bisthum Prag zu einem Erzbisthume zu erheben, und ihm die Bisthümer Meißen, Bamberg und Regensburg zu unterwerfen, begab sich Ortholf selbst nach Avignon, dieses Vorhaben zu vereiteln; allein Papst Urban V. hatte das Bisthum Regensburg an Prag schon abgetreten. Überhaupt bemühte er sich, alle Güter und Rechte seines Erzbisthums zu erhalten und noch viele andere zu erwerben. Er starb den 12. (od. 13. Jul.) 1365 und wurde in der Domkirche zu Salzburg an den von ihm erbauten Altare der Dreieinigkeit begraben *). (*Jaeck.*)

ORTHONEURA *Macquart* (Insecta). Eine Zweiflüglergattung zur Familie Syrphici gehörig aus Chrysogaster Meigens gesondert (Insectes diptères du Nord de la France Lille 1829). Als Kennzeichen sind angegeben: Der Rüssel dick, die Marillarborsten (Kinnbacken Meigen's) kurz; Palpen verlängert, gebogen, behaart, gegen das Ende leicht angeschwollen, der vordere Rand der Mundhöhle aufgeworfen, das Untergesicht mit mehren zu beiden Seiten eingedrückten Linien, beim Männchen ohne Erhöhung; die Stirn flach, nackt, breit, beim Weibchen mit schrägen Querlinien; Fühler solang als Kopf, zweites Glied etwas länglich, kegelförmig, drittes schmal, lang, an der Wurzel mit Seitenborsten. Augen nackt, Submarginalzelte der Flügel schmal. — Nur eine Art, O. elegans *Wiedemann*. Rückenschild (Thorax) goldgrün, Hinterleib purpurfarbig, Beine schwärzlich, Knie und Ferse gelb. Meigen sagt indessen von dieser Art ausdrücklich, daß das Untergesicht des Männchens eine Erhöhung habe, der Aderverlauf der Flügel, wie bei Chrysog. nobilis sei, welche Art also auch hierher zu ziehen wäre. (D. *Thon.*)

ORTHONYX (Aves). Eine von Temminck (pl. col. 428, 429) aufgestellte Vogelgattung, zu seiner Ordnung Anisodactyli gehörig. Kennzeichen: Der Schnabel sehr kurz, zusammengedrückt, fast grade, an der Spitze ausgerandet, die Nasenlöcher an jeder Seite desselben gegen die Mitte stehend, durchgehend mit Borsten besetzt; vier Zehen, drei nach Vorn, die mittlere kürzer als der Tarsus und von gleicher Länge mit der äußern, die Krallen stark, länger als die Zehen, schwach gebogen und seitlich mit einer Rinne versehen; die Flügel sehr kurz, die fünf ersten Schwungfedern stufenweise zunehmend, die sechste, die längste, Steuerfedern lang, breit, stark, in eine scharfe Spitze auslaufend.

Die einzige, bis jetzt bekannte Art ist O. spinicaudus. Die obern Theile sind kastanienbraun; der Scheitel mit zerschlissenen Federn bedeckt, welche eine kleine dunkelbraune Haube bilden, mit schwarzen Schmitzen; die Wangen grau, Nacken und Schulterfedern bräunlich, auf der innern Fahne jeder Feder mit einem großen, schwarzen Flecke; die Deckfedern der Flügel mit zwei langen schwarzen Querbinden und zwei schmälern schmutziggrauen; Kehle und Vorderhals lebhaft rostroth, von einem halben schwarzen Halsband eingefaßt; die Mitte der Brust und des Bauches weiß, die Seiten der Brust und die eigentlichen Seiten aschbraun mit kastanienbrauner Mischung; die Deckfedern des Schwanzes und die Steuerfedern schmutzigbraun; die letztern enden in eine fünf bis sechs Linien lange, seitlich mit starren Borsten besetzte Spitze. Der Schnabel ist schwarz; die Füße sind lang, stark, schwärzlich, die Krallen braun; die Länge des Vogels beträgt sieben Zoll sechs Linien. Am Weibchen ist der Vorderhals rein weiß. Das Vaterland ist Neuholland; über Lebensweise und Fortpflanzung ward noch Nichts bekannt. (D. *Thon.*)

ORTHOPÄDIE (Orthopaedia) wird der Zweig der Heilkunde genannt, dessen Aufgabe darin besteht, sowol diejenigen abnormen Zustände des menschlichen Körpers, welche den Verdrehungen und Verkrümmungen des Rumpfes oder der Gliedmaßen zum Grunde liegen, als diese Deformitäten selbst zu erforschen, zu verhüten und zu heilen.

Des Terminus „Orthopädie" hat Andry in seiner Schrift: L'Orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps. 2 Voll. (Paris 1741) zuerst sich bedient, und denselben seiner Angabe nach aus ὀρθός und παιδίον gebildet, während man ihn wol richtiger von ὀρθός und παιδεύειν ableiten und deshalb, der Analogie mit andern ähnlichen Kunstwörtern gemäß, in „Orthopädik," d. i. die Grade-Erziehungskunst, verwandeln sollte. Es haben indeß mehre Schriftsteller an dem Ausdruck überhaupt einen nicht ganz ungegründeten Anstoß genommen; denn allerdings kann nicht geleugnet werden, daß er theils seiner Etymologie nach einen viel zu beschränkten Begriff von dem gibt, was die Orthopädik zu leisten vermag, indem sie sich über die angegebenen Gebrechen nicht blos des kindlichen, sondern jedes Alters verbreitet, theils auch, wie Kühn neuerdings in der Censura lexic. recent. Progr. VIII. p. 8 (Opuscul. academ. med. et phil. T. II. p. 364) und in der von ihm besorgten neuen Ausgabe

*) *Baluzii* Misc. II, 272. Script. Austriac. I. ad a. 1357. Anonymus Zwetlensis ad a. 1558. *Lazius* de gent. migrat. L. VI. *Hansizii* germ. sacra II, 453—458. *Hundii* metrop. Salisburg.

Digitized by Google

des Lexicon medicum Blancardi (Lips. 1832) erinnert hat, die Bildung des Wortes gegen den alten Sprachgebrauch ist. Aus diesen Gründen sind an seiner Statt in der Encyclopédie méthodique par une société des médecins, Art. Orthopédie, von Bricheseau und d'Ivernois Orthosomatique (Orthosomatik), aus ὀρθοῦν, grade machen und σῶμα, vorgeschlagen, sowie von J. Delpech in dessen Werk über die Deformitäten des menschlichen Körpers Orthomorphie aus ὀρθὸς und μορφὴ (μορφοῦν, gestalten, bilden) und von Einigen Orthontropie, aus ὀρθὸν und τρέπειν, kehren, wenden, gebraucht worden. Kühn aber erklärt a. a. O. Diorthosis (ἡ διόρθωσις, von διορθοῦν, grade machen, daher fälschlich Diorthrosis) für einen jedenfalls passendern und fast einzig richtigen Ausdruck, um das, was man unter Orthopädik verstanden wissen will, auch wirklich zu bezeichnen, obgleich Hippokrates und nach ihm auch spätere chirurgische Schriftsteller, z. B. Bernstein und Cooper, das Wort Diorthosis in einer für unsern Zweck von der einen Seite zu weiten, von der andern aber zu engen Ausdehnung genommen haben. Die letztern geben es nämlich als „dasjenige Geschäft eines Wundarztes" an, „wenn er verrenkte Glieder, gekrümmte Körper oder Glieder wieder in ihren natürlichen Zustand bringt und die Gestalt dadurch verbessert, oder verschobene und in Unordnung gerathene Theile wieder zurückbringt." Nach ihnen war Diorthosis überhaupt eine der ältern Eintheilungen der Chirurgie, welche sich mit der Herstellung der Theile in ihre gehörige Lage beschäftigt. Von der andern Seite gilt aber von dem Terminus Orthopädik dasselbe, wie von andern an sich weniger guten Kunstausdrücken, daß die Länge der Zeit und der allgemein recipirte Gebrauch ihn gleichsam geheiligt hat und es in der That rathsamer ist, desselben auch fernerhin sich fortzubedienen, als durch einen Umtausch mit einem neuen, noch völlig unbekannten Kunstworte der Sache leicht mehr zu schaden als zu nützen.

Obwol Orthopädie als Synonymum von Pädagogik genommen werden kann, wie Brandis (in seiner Vorrede zu den Beiträgen zur Erkenntniß und Heilung der Lebensstörungen mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen von A. T. Brück. S. XIX) gethan hat, das lassen wir hier dahin gestellt sein.

Die Gegenstände, welche in der Orthopädik umfaßt werden, sind theils so mannichfach, theils in neuerer Zeit, nachdem die Ärzte angefangen haben, dieser früher so verwaiseten und größtentheils den rohen Händen der Quacksalber überlassenen Branche ihrer Kunst sich ernstlicher anzunehmen, auch wissenschaftlich dergestalt begründet worden, daß die fragliche Disciplin jetzt mit dem vollsten Rechte selbständig und unter einem eigenen Namen nicht blos auftreten kann, sondern sogar auftreten muß, wenn ihre fernere Ausbildung nicht unter dem beschränkenden Einfluß einer ihr gewissermaßen vorgesetzten allgemeinern Kunstabtheilung wesentlich leiden soll. Sie tritt in dieser Rücksicht und besonders auch inwiefern sie zwischen der Medicin und Chirurgie gleichsam in der Mitte stehend, sowol in scientifischer als technischer Hinsicht von beiden gemeinschaftlich ihre Principien entlehnt, z. B. mit der Geburtshilfe und mit der Ophthalmologie in gleichen Rang. Alle zur innern und äußern Heilkunde in näherer oder entfernterer Beziehung stehende Wissenschaften sind auch der Orthopädik angehörig. Nicht minder unentbehrlich, als jene, ist ihr zuvörderst die allgemeine und specielle (topographische Anatomie, welche im echten Sinne des Worts die Grundlage derselben ausmacht; denn die Orthopädik umfaßt nicht nur zunächst die Gesammtzahl derjenigen Glieder, Organe und Gebilde, durch welche im gesunden Zustande die äußere Form und Gestaltung des Körpers dargestellt und die willkürliche Bewegung bewerkstelligt wird, als: das Rückgrath, den Brustkorb, das Becken mit den untern, die Schlüsselbeine und Schulterblätter mit den obern Gliedmaßen, sondern es ist auch nöthig, daß sie den organischen Zusammenhang dieser Theile mit den übrigen Organen, von welchen sie in ihrem Befinden mehr oder weniger abhängig sind, kennt. Sie bedarf ferner der in die Anatomie gleichsam erst Leben bringenden Physiologie, deren mechanischer Theil sie hauptsächlich interessirt, ohne daß sie jedoch derselben in irgend einer ihrer Richtungen ganz entbehren könnte. In demselben Verhältnisse steht sie zur Pathologie, da in die orthopädischen Formgebrechen in der Regel andere Zufälle des erkrankten Organismus, als Ursachen und Folgen, eingreifen, wie weiter unten näher nachgewiesen werden wird, und nur auf der Nosologie eine richtige Diagnose und Prognose der fraglichen Deformitäten basirt werden kann. Was aber endlich die Therapie anlangt, so wird über die Nothwendigkeit der vollkommenen Berücksichtigung derselben in der Orthopädik wol Niemand einen Zweifel hegen, der die orthopädischen Formgebrechen nicht als bloße mechanische, durch äußere Gewalt und von Ungefähr hervorgebrachte Verschiebungen der Glieder betrachtet, sondern in ihre Natur tiefer eindringt und den wesentlichen Causalzusammenhang mit den mannichfachsten innern Leiden auch praktisch zu würdigen weiß. Eine rationelle Behandlung sehr vieler orthopädischer Übel erfodert, daß sowol die innere als die äußere Therapeutik ihre volle Anwendung findet. Außerdem streift die Orthopädik aber auch noch ganz besonders in das Bereich der Mechanik, theils um die Gesetze, nach welchen die zu behandelnden Gebrechen unter dieser oder jener äußern Form erscheinen, zu erklären, theils um die anzuwendenden Körpermaschinen und übrigen mechanischen Vorrichtungen kunstgerecht zu construiren und ihre Wirkung gehörig zu ermitteln.

Nachdem die Orthopädik einen selbständigern und in sich selbst gewissermaßen abgeschlossenen Zweig der Heilkunde zu bilden angefangen, haben verschiedene Ärzte und Wundärzte der praktischen Pflege derselben mehr oder weniger ausschließlich sich gewidmet, und davon ihren besondern Namen erhalten. Man würde aber einen ganz falschen Begriff mit der Benennung: Orthopädiker (wofür gebräuchlicher, aber weniger richtig, Orthopäd ist) verbinden, wenn man glaubte, die von ihnen zu lösenden Aufgaben beständen in weiter nichts, als in der Ausübung einer bloßen mechanischen Kunstfertigkeit, sodaß ein jeder Ban-

Digitized by Google

dagist oder Mechanicus, welcher zur Cur orthopädischer Übel erfoderliche mechanische Vorrichtungen und Instrumente zu fertigen versteht, diesen Namen verdiene. Die Orthopädik macht bei der Stellung, welche sie, wie wir kürzlich angedeutet haben, zu den übrigen ärztlichen Wissenschaften und Künsten behauptet, oder vielmehr bei der innigen Verschmelzung derselben mit der gesammten Heilkunde, keine so geringen Anfoderungen an die Kräfte ihrer Priester. Sie verlangt von ihnen außer einer gründlichen Kenntniß der Medicin in ihrem ganzen Umfange und der genauern Bekanntschaft mit der Mechanik, besonders auch eine große Geduld und Ausdauer in der meist nur sehr langsam von Statten gehenden und ausnehmend ermüdenden Behandlung der in Rede stehenden Deformitäten. In diesen Umständen liegt auch der Hauptgrund, warum im Ganzen immer noch zu wenige Ärzte sich mit der Ausübung der Orthopädik beschäftigen und so vielen Kranken nicht die Hilfe angedeihen lassen, die ihnen oft die Kunst gewähren könnte. (*C. J. Siebenhaar.*)

ORTHOPÄDISCHE FORMGEBRECHEN (Deformitates corporis orthopaedicae). So mannichfache Scheingründe auch einige Naturforscher und Philosophen gegen die ursprüngliche Bestimmung des Menschen, seinen Körper aufrecht zu tragen, zum Vorscheine gebracht haben, so konnten sie doch, wie sichs leicht begreifen läßt, mit einer solchen Absurdität vor der nüchternen Vernunft unmöglich Gehör finden. Diese auf den ersten Anblick an sich einfach und bedeutungslos erscheinende Bestimmung ist bei näherer Betrachtung in mehr denn einer Hinsicht von so hoher Wichtigkeit und so großem Einfluß auf das ganze Wesen des Menschen, daß man ohne alle Überschätzung ihres Werthes behaupten kann, durch sie werde der Mensch im eigentlichen Sinne somatisch erst als solcher charakterisirt, und zu dem der ganzen Thierwelt überlegenen, weit um und über sich sehenden Kunstgeschöpf, zum echten *Ἄνθρωπος* der sinnigen Griechen erhoben. Allein von der andern Seite läßt sichs nicht in Abrede stellen, daß dieselbe Eigenthümlichkeit des menschlichen Körpers, bei der großen Zartheit, durch welche derselbe sich überdies auszeichnet und bei dem so künstlichen Mechanismus, der dazu erfoderlich ist, um die aufgerichtete Stellung zu bewerkstelligen und fortzuerhalten, unter dem Zutritte verschiedener Causalmomente leicht und häufig zu einer Quelle von mehren Krankheiten und Gebrechen wird, von denen das gebückt neben ihm wandelnde und kriechende Thier ganz verschont bleibt oder mindestens nur äußerst selten etwas erfährt. In diese Classe von Übeln gehören vorzugsweise auch die „äußern Abweichungen des Rumpfes und der Gliedmaßen von ihrer normal-graden Form und Richtung," jene ansehnliche Sippschaft von Gebrechen, die man gewöhnlich in Bezug auf die, bei ihnen der ärztlichen Kunst gestellte Heilaufgabe „orthopädische Formgebrechen" (Krankheiten oder Deformitäten) zu nennen pflegt.

Es liegt in dem Worte „Formgebrechen" der Begriff enthalten, daß dabei die äußere Körpergestalt auf irgend eine durch das bloße Auge zu erkennende Weise von der Norm abweichend sei. Die größere Allgemeinheit des Begriffs erleidet aber durch den Zusatz „orthopädisch" eine und zwar nicht unwesentliche Beschränkung. Dadurch werden nämlich nicht blos Geschwülste in den weichen Gebilden oder in den Knochen und Knorpeln, welche das äußere Ansehen des betreffenden Körpertheiles entstellen können, ohne seine natürliche Richtungslinie zu verändern, und bei denen die Wiederherstellung der Gradheit nicht die eigentliche Hauptsache ist, sondern auch die Brüche und Verrenkungen der Knochen an sich ausgeschlossen, es mögen diese plötzlich durch äußere Gewalt oder allmälig in Folge vorausgegangener entzündlicher Gelenkkrankheiten entstanden sein. Auch solche mechanische Verletzungen, zu deren Wesenheit übrigens eine Richtungsabweichung nicht einmal gehört, wird der organische Zusammenhang der Knochen entweder in ihrer Continuität oder in ihrer Verbindung unter einander dergestalt aufgehoben, daß das Streben der ärztlichen Kunst darauf hingerichtet sein muß, denselben mittels der sogenannten Einrichtung und Einrenkung sobald als möglich nach geschehener Verletzung und mit einem Male wieder herzustellen. Bei den orthopädischen Formgebrechen aber, welche im Gegentheil ein allmäliges Graderichten, gleichsam ein Grade-Erziehen (*ὀρθὸν παιδεύειν*) erheischen, ist das äußere Ansehen des leidenden Körpertheiles nicht wegen Trennung des Zusammenhanges oder Störung desselben in Folge der veränderten gegenseitigen Lage der festen Theile in den Gelenken, sondern vielmehr deswegen abnorm, weil eine dynamische oder mechanische Disproportion in der Structur und Beschaffenheit des Bewegungssystems stattfindet. Daher können allerdings auch weniger gutgeheilte Knochenbrüche und Verrenkungen zu orthopädischen Gebrechen werden, sobald die daraus hervorgegangene Misgestaltung ein allmälig zu bewerkstelligendes Graderichten erfodert.

Der nächste Grund zu den orthopädischen Formgebrechen liegt, wie aus dem soeben Gesagten hervorgeht, in denjenigen Bestandtheilen des Körpers, welche im ruhigen und im thätigen Zustande hauptsächlich seine äußere Gestalt und Richtung bestimmen. Dieses Glieder- oder Bewegungssystem begreift die Knochen und Muskeln nebst ihren beiderseitigen Anhängen, den Knorpeln, Bändern und Sehnen in sich. Die in ihrer Verbindung bekanntlich das Skelet darstellenden Knochen (die sogenannten passiven Bewegungsorgane) bilden die feste, stützende Grundlage, das Gerüste des ganzen Körpergebäudes, welches dadurch, daß seine einzelne Abtheilungen mittels Gelenke unter einander zusammenhängen, die Fähigkeit bekommt, auf verschiedene Weise gebeugt und gewendet — bewegt — zu werden. Dies bewerkstelligen die Muskeln (die sogenannten activen Bewegungsorgane), die sich gleichsam als lebendige, sich bald zusammenziehende, bald ausdehnende Seile an die in kürzere oder längere Glieder zerfallenden Knochen ansetzen, sodaß die letztern ihnen zugleich zu Hebeln dienen, um nach den allgemein gültigen Gesetzen der Mechanik die gegebene Last, welche theils in den Knochen selbst, theils in den von ihnen abhängigen sich an sie anfügenden weichen Gebilden und Organen besteht, nach Willkür und Bedürfniß mehr oder we-

Digitized by Google

niger frei zu bewegen. Die Gelenke vertreten dabei die Stelle der Hypomochlien, auf welchen die zu bewegende Last ruhet. In mehren derselben werden zwar die beiden aneinander stoßenden Knochenenden schon dadurch einigermaßen befestigt, daß in dem einen eine Gelenkvertiefung (Gelenkpfanne) vorhanden ist, in welche der andere Knochen mit dem, dieser Vertiefung entsprechend geformten Ende (Gelenkkopf) sich einfügt, wozu alsdann noch verschiedenartige Kapseln, Knorpel, Bänder, sowie Muskeln und Sehnen treten, um die Befestigung zu vollenden. In andern Gelenken aber, z. B. in denen der Hals- und der Lendenwirbel, die grade bei den verschiedensten Bewegungen sehr in Anspruch genommen werden, trägt die Construction der beiden Gelenkenden der Knochen wenig oder nichts hierzu bei, indem sie sich mehr oder weniger flach einander berühren und die Festigkeit ihrer Verbindung blos von der Beschaffenheit der sie umgebenden Weichgebilde abhängt. In diesen Fällen sind es vorzüglich auch die Muskeln, welche zu Befestigungsmitteln dienen, — ein Umstand, der für die Entstehung und Heilung vieler Formgebrechen von großer Wichtigkeit ist, da die Muskeln als Bewegungsorgane in ihnen eine so bedeutende Rolle spielen.

Im Normalzustand ist die Proportion aller dieser mechanisch auf einander einwirkenden Theile auf das Genaueste abgemessen. Das thätige Glied verändert alsdann zwar absichtlich (physiologisch) bei jeder Bewegung seine natürliche Gradheit und Richtung, aber es kann mit Leichtigkeit durch seine eigene Kraft in dieselbe wieder zurückkehren. Sobald dagegen dieses Vermögen in Folge eines zwischen den einzelnen Organen vorhandenen dynamischen oder materiellen Misverhältnisses so beschränkt oder so mangelhaft ist, daß der Rumpf oder die Gliedmaßen die Normalrichtung in ausgestrecktem Zustande nur mit Anstrengung und momentan oder gar nicht annehmen und behaupten können, und demnach für gewöhnlich oder bleibend (pathologisch) von ihrer natürlichen Achsenrichtung verrückt erscheinen; so gibt dies den Begriff eines orthopädischen Formgebrechens hinsichtlich seines äußern Ansehens sowol als seines Verhaltens zur Function und zum Mechanismus des Gliedersystems. Der Körper hat nämlich im Ganzen und in seinen einzelnen Gliedmaßen eine bestimmte Längenachse, welche der Haupthaltepunkt bei Erkennung und Bestimmung eines jeden orthopädischen Formgebrechens ist. Diese Längenachse oder der Schwerpunkt des gesammten normal gebauten menschlichen Körpers fällt beim aufrechten Stand in das kleine Becken, sodaß er sich zwischen dem letzten Lendenwirbel, der Schooßfuge und den beiden Hüftgelenkpfannen mitten inne befindet, und die denselben bezeichnende sogenannte Directions- oder Stützungslinie läuft ganz parallel mit dem Rückgrath. Eine durch den aufgerichteten Körper seiner ganzen Länge nach von Hinten nach Vorn zu gezogene senkrechte Linie muß also das Rückgrath längs der, eine nach beiden Seiten hin grade perpendiculaire Richtung behauptenden Stachelfortsätze mitten durchschneidend, den Körper seinem äußern Ansehen nach in zwei einander vollkommen gleiche Seitenhälften zertheilen. Eine jede Abweichung der Wirbelsäule von dieser Linie, sie möge stattfinden, in welcher Gegend und nach welcher Richtung hin sie wolle, bezeichnet, sobald der Grund davon in dem eben kürzlich geschilderten Gliedersystem und in dessen Mechanismus liegt, das Vorhandensein einer orthopädischen Deformität. Ebenso verhält es sich mit den Armen und Beinen, deren besondere Längenachsen hierbei berücksichtigt werden müssen.

Nachdem man bei der Untersuchung eines jeden orthopädischen Formgebrechens zunächst auf das Knochen- und Muskelsystem gestoßen ist, deren proportionelles Verhältniß zu einander, welches den normalen Mechanismus des Körpers bestimmt, primär oder secundair irgend eine krankhafte Abweichung erlitten hat, so findet sich die Schuld der vorhandenen Abnormität bald mehr in den Knochen, Knorpeln und Bändern, bald mehr in den Muskeln und Sehnen, bald aber auch, und zwar in den höher ausgebildeten Graden der fraglichen Übel allemal in beiden zugleich. Im ersten Falle wird die Deformität dadurch bedingt, daß die Knochen, welche den Gliedern ihre Gestalt und Festigkeit geben, irgend eine formelle Veränderung erlitten haben. Dies kann entweder in ihrer Continuität oder an ihren Gelenkenden stattfinden. Dergleichen Verdrehungen und Verbiegungen in der Continuität zeigen sich an den langen Röhrenknochen der obern und untern Extremitäten, dem Brustbein und den Rippen; gewöhnlicher aber ist es, daß die Schuld in den Gelenken liegt, indem die einander zugewendeten Knochenenden oder die Knorpelscheiben, welche in manchen Articulationen sich zwischen ihnen befinden, nicht in der gehörigen Proportion zu einander stehen. Nicht selten ist dies Letztere die Folge von verschiedenen Gelenkkrankheiten acut- oder chronisch-entzündlicher Gattung, die unter dem generellen Namen der Arthrocace zusammengefaßt zu werden pflegen, und theils durch organische Zerstörungen, theils durch einen krankhaften Wegsaugungsproceß, theils durch Ablagerungen verschiedener neuen Producte, durch Ankylosirung u. dergl. m. dieses oder jenes Misverhältniß zwischen den einzelnen Theilen des Gelenkes verursachen. Es ist alsdann sehr natürlich, daß schon der normale Zug der Muskeln das Glied beim Ausstrecken in dem afficirten Gelenke selbst, anstatt in eine grade in eine mehr bogen- oder winkelförmige Richtung versetzen muß. Rührt dagegen das Gebrechen von den Muskeln her, so tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein. Die Knochen haben sich dann primär in ihrer Form nicht verändert, werden aber entweder wegen allgemeinen Mangels an Muskelkraft nicht grade ausgestreckt oder deshalb, weil eine Muskelpartie stärker ist als die andere, schief gezogen; denn nicht blos die verschiedenen beugenden und drehenden Bewegungen des Körpers, sondern auch sein gestreckter Zustand, sind während des Lebens und bei aufgerichteter Stellung die Wirkungen der Muskeln. Jenes wird durch die von ihren Functionen benannten Beugern, dieses von den Streckern bewerkstelligt. Sobald also die Strecker den Beugern an Kraft nachstehen, was bei dem günstigern physikalischen Verhältniß, in welchem die letztern überhaupt an die

Digitized by Google

Knochen sich ansetzen, um so leichter möglich ist, oder dieselben in ihren sehnigen Partien weniger nachgiebig sind, als es zum Gradeausstrecken nöthig ist, oder aber von mehren Streckern, welche erst vereint Streckung hervorbringen können, einzelne über die andern an Wirksamkeit vorherrschen; so sind dadurch im erstern Falle die Bedingungen zu Verkrümmungen, im letztern zu Verdrehungen des betreffenden Theiles gegeben.

Unter vielen Umständen und bei gemeinschaftlich auf beide Hauptabtheilungen des Gliedersystems einwirkenden Einflüssen, sowie in bereits lange bestehenden und in ihrer Ausbildung weiter vorgeschrittenen Übeln zeigen sich Muskeln und Knochen zugleich organisch verändert: zerstört, an Masse geschwunden, unter einander widernatürlich verwachsen ꝛc., sodaß es sich oft nicht mehr mit Gewißheit bestimmen läßt, von welchem dieser Gebilde das Gebrechen ursprünglich ausgegangen oder ob es nicht die Folge eines Gemeinleidens derselben ist.

Allein obgleich ein jedes orthopädisches Leiden sich zunächst in dem Bewegungssystem und in dessen abnormen Functionen äußert, so liegt doch der letzte Grund desselben keineswegs auch allemal in diesen Theilen selbst. Nur zuweilen ist es der Fall, daß das Übel auf einer blos örtlichen Störung oder krankhaften Affection beruht; meistentheils wurzelt es im Gesammtorganismus oder in dessen allgemein verbreiteten Hauptsysteme, dem Nerven- und Gefäßsystem, oder es ging ihm wenigstens ein solches Allgemeinleiden als bedingende Ursache voraus. In Rücksicht dieses letztern Umstandes kann man die fraglichen Deformitäten überhaupt in folgende zwei große Classen eintheilen: 1) in solche, die Symptome einer noch vorhandenen örtlichen oder allgemeinen Krankheit sind, und 2) in solche, die sich als krankhafte Erzeugnisse (Producte) irgend einer übrigens an sich schon erloschenen Affection zeigen. Unter diese Rubriken lassen sich nicht allein die sogenannten erworbenen, d. h erst zufällig nach der Geburt entstandenen, sondern auch die angeborenen, gleich bei der Geburt vorhandenen und angeerbten, von den Vorfahren auf die Nachkommen übergegangenen Formgebrechen bringen; denn sie sind im Wesentlichen immer dieselben, sie mögen sich während der ersten Bildung des Organismus (im eigentlich sogenannten Nisus formativus) oder erst später, während der Fortbildung und Forterhaltung des Körpers (in der allgemeinen Lebenskraft) zeigen. Die orthopädischen Formgebrechen können also von dem Standpunkt aus, auf welchem wir zum Ende der Untersuchung ihres Wesens gelangen, folgendermaßen definirt werden: Sie sind solche Abweichungen des Gliedersystems von seinem normalen Zustand in Ansehung der Form und Richtung der einzelnen Glieder, die ohne eine Trennung des organischen Zusammenhanges entweder als Symptome einer noch vorhandenen, oder als Producte einer schon erloschenen örtlichen oder allgemeinen Krankheit erscheinen.

Zu den blos örtlichen Übeln, welche die fraglichen Deformitäten hervorbringen können, gehören: 1) Gewisse Disproportionen, welche zwischen den Gelenkenden der Knochen stattfinden und ihren Grund in einer örtlichen Anlage haben, z. B. ein größerer Umfang des einen Condylus, fehlerhafte Insertionen der Muskeln oder gänzlicher Mangel derselben, wodurch der gesetzliche Antagonismus unstatthaft gemacht wird. 2) Ungleichmäßige, in Folge von fehlerhaften Angewohnheiten oder einseitigen Körperübungen und Anstrengungen entstandene Ausbildung antagonistisch sich gegenüberstehender Muskeln: die Beuger im Verhältnisse zu den Streckern oder einzelner Strecker blos auf der einen Seite ꝛc. 3) Auf äußere Gewaltthätigkeiten, als zu starke Ausdehnung, zu große, die individuellen Kräfte weit übersteigende Muskelanstrengung erfolgende Schwäche und Erschlaffung der Muskeln, Sehnen, Bänder und Gelenkkapseln; nach Verletzung oder Durchschneidung der zu dem leidenden Gliede hingehenden Nerven und Gefäße eingetretene Lähmung und Ernährungslosigkeit der activen Bewegungsorgane; auf äußern Druck (unzweckmäßig gearbeiteter Kleider, Schnürleiber) oder Stoß allmälig oder plötzlich entstandene permanente Eindrücke in den Knochen- und Knorpelgebilden, große Haut- und Muskelnarben, welche die nöthige Ausdehnung des Theiles mechanisch behindern, sowie schlecht geheilte Verrenkungen und Knochenbrüche in den Gelenken. 4) Einzelne Muskelpartien, namentlich die Flexoren, und manche Gelenkbänder befallende rheumatische und andere Entzündungen. Den blos örtlichen Krankheiten scheinen auch diejenigen am füglichsten beigezählt werden zu können, welche dadurch hervorgebracht werden, daß Auftreibungen in der Nähe anliegender Organe, z. B. des Herzens, der Leber, der Milz, der Pulsadern und Venenstämme (als Aneurysmen ꝛc.), oder Aftergeschwülste einseitig auf die Knochen und Muskeln drücken, und sie in ihrer Function stören, oder ihre Desorganisation verursachen. Wenigstens stehen dergleichen Leiden oft mit den orthopädischen Formgebrechen in keiner nähern Causalverbindung, sondern sie wirken blos mechanisch, wie jeder außerhalb des Körpers befindliche Gegenstand es thun würde, sobald er ebenso anhaltend und unverrückt liegen bliebe.

Allgemeinere Krankheiten aber, als deren Symptome oder endliches Product die orthopädischen Formgebrechen auftreten, sind besonders: 1) die englische Krankheit (Rhachitis), das gewöhnlichste Grundübel, besonders der allgemeinern und bedeutendern Formgebrechen, indem es in seinem Wesen liegt, daß die Knochen beugsamer werden, und theils in Folge der auf sie mechanisch einwirkenden Körperlast, theils auf den für sie zu starken Muskelzug ihre grade Gestalt und Richtung verlieren. 2) Die der englischen Krankheit in vielen Stücken sehr ähnliche Knochenerweichung (Osteomalacie). Sie hat ihren Grund stets in einer allgemein darnieder liegenden und krankhaften Ernährung, und äußert ihren Einfluß besonders auf die langen Röhrenknochen, welche dabei zuweilen so weich werden, daß man sie mit einem Messer gleich dem Specke durchschneiden kann. Schon der geringste Muskelzug ist hinreichend, um sie verschiedentlich zu verdrehen oder zu krümmen. 3) Die Skroselkrankheit (Scrofulosis), welche auf ähnliche Weise, wie die Rhachitis, die Ernährung der Knochen,

Digitized by Google

besonders an ihren Gelenkenden so umändert, daß sie ungleichmäßig anschwellen und so in Misverhältnisse zu einander gerathen. Auch tritt in dieser Krankheit gemeiniglich eine größere Schlaffheit der Muskeln ein, welche dadurch das Vermögen, die Glieder grade zu ziehen, mehr oder weniger einbüßen. Aus derselben Quelle entstehen ferner meistentheils die Tuberkeln in den Knochen und Gelenken, sowie Entzündungen der Gelenkgebilde, der Knochenhaut mit nachfolgender cariösen Zerstörung. 4) Die Gicht (Arthritis), welche bekanntlich die Gelenke gern befällt, und organisch umändert oder erdige (concrementöse, kalkige) Ablagerungen in ihnen bildet, die Steifigkeit und Schiefheit des leidenden Gliedes bedingen. 5) Die Lustseuche (Syphilis), durch welche zuweilen auch Auftreibungen und cariöse Zerstörungen in den Gelenkpartien hervorgebracht werden. 6) Versetzungen mehrer acuter und chronischer Hautausschläge: der Masern, des Scharlachs, der Pocken, Flechten, der Krätze ꝛc., nach den Knochen und Gelenken, welche darauf in einen entzündlichen Zustand gerathen und meistentheils durch Caries eine Zerstörung erleiden oder ankylotisch werden. 7) Abzehrungen (Vereiterungen, Empyeme), wenn sie Organe oder weiche Gebilde betreffen, die in der Nähe des Rückgrathes liegen, und sich auf dieses mit übertragen oder zu krankhaften Verwachsungen Veranlassung geben. 8) Verschiedene Krankheiten des Gehirnes, des Rückenmarkes, mit ihren Membranen, und des gesammten Nervensystems überhaupt oder einzelne Nervenstämme, in deren Folge Lähmungen der Muskeln und ungleichmäßige oder mangelhafte Ernährung des Gliederungssystems entstehen. Namentlich gehören dahin wassersüchtige und chronisch-entzündliche Zustände des Gehirnes und des Rückenmarkes in ihren eigenen Höhlen oder in denen ihrer Häute 9) Schwächende Krankheiten, durch welche die Muskeln in einen Zustand versetzt werden, in dem sie eine längere Zeit hindurch den Körper nicht gleichmäßig ausstrekken können. Daraus bilden sich nämlich leicht bleibende Disproportionen in den Knochen, Knorpeln und Bändern aus, sodaß selbst die wieder kräftiger gewordenen Muskeln das also veränderte Glied grade zu strecken außer Stand gesetzt sind. Man findet daher nicht selten, daß besonders junge, noch im Wachsthume begriffene Personen nach schweren und langwierigen Krankheiten, welche an und für sich selbst in dem Bewegungssystem ihren Sitz nicht hatten, schief werden.

Die hier kürzlich aufgeführten örtlichen und allgemeinern Krankheiten bewirken es nun, daß die orthopädischen Formgebrechen bald in kurzer Zeit (acut) entstehen, bald aber auch erst allmälig und langsam (chronisch) sich entwickeln. Dabei kommt es auf die Natur des jedesmaligen ihnen zum Grunde liegenden Übels und der ursachlichen Momente an. Unter allen stehen hinsichtlich der schnellen Erzeugung die acuten Entzündungen in den Gelenken und die Tuberkeln in den Knochen oben an, sobald sie in Eiterung übergehen, wie man dies z. B. bei dem eigentlichen Buckel (der Kyphosis oder dem malum Potii) und den von acutem Rheumatismus und von der Syphilis herrührenden Verkrümmungen findet. Die Mehrzahl der orthopädischen Formgebrechen bildet sich jedoch nur sehr langsam aus, namentlich wenn sie von Skrofeln, Gicht, ungleicher Entwickelung einzelner Muskeln ꝛc. herrühren.

Was die Zeit der ersten Entstehung und Entwickelung der verschiedenen Formgebrechen anlangt, so sind sie entweder schon bei der Geburt vorhanden — angeboren — oder entspinnen sie sich erst nach der Geburt in Folge eines zufälligen örtlichen oder allgemeinen Leidens — als sogenannte erworbene Übel. Gewissermaßen in der Mitte zwischen diesen beiden Classen stehen die erblichen, zu welchen nämlich, wie es nicht selten beobachtet wird, eine gewisse von den ebenfalls an einem gleichen Körperfehler leidenden Ältern oder Großältern ausgehende Anlage gleich ursprünglich im Augenblicke der Zeugung eingepflanzt ist, welche sich indeß erst später zu den fraglichen Gebrechen wirklich entfaltet.

Da die meisten und am gewöhnlichsten vorkommenden Krankheiten, welche die in Rede stehenden Deformitäten zu erzeugen pflegen, in die Kindheit und die früheste Jugend fallen, so geschieht es auch, daß sie diesem zu Bildungen und Verbildungen überhaupt am meisten hinneigenden Alter ganz besonders eigenthümlich sind. Namentlich zeichnen sich hierin jedoch die verschiedenen Entwickelungsperioden: die des Zahnens und der Geschlechtsreife aus, in welchen gewöhnlich auch die erblichen Anlagen erwachen. Doch ist, wie die tägliche Erfahrung lehrt, unter begünstigenden Umständen kein Alter ganz frei von diesen Übeln, ja es gehört selbst zu den ganz natürlichen Erscheinungen, daß im höhern Alter, wo überhaupt der Organismus in vielen Stücken dem kindlichen wieder ähnlicher wird, das Rückgrath, sowie die untern Gliedmaßen sich krümmen, welchen mehr physiologischen als krankhaften Zustand man mit dem Namen der Greisenbiegung (Kyphosis senilis) belegen kann.

Von den beiden Geschlechtern unterliegt das weibliche den fraglichen Gebrechen ungleich öfter als das männliche, und zwar theils deswegen, weil es in der Regel einen weit zartern Körperbau hat, theils weil es in den ihm von der Natur angewiesenen Beschäftigungen liegt, daß bei demselben die Muskeln sich weniger ausbilden und stärken können, theils weil überdies noch die weibliche Kleidung, besonders in den höhern Ständen, auf die Entwickelung des Organismus oft sehr hemmend einwirkt. In diesem letztern Betrachte darf man namentlich nur an die leidigen Schnürleibchen erinnern, welche, auf die von der Mode gebotene Weise gemisbraucht, dem Rückgrath und dem Brustkorbe so höchst nachtheilig sind.

Aus leicht begreiflichen Gründen kommen die hier in Rede stehenden Gebrechen viel gewöhnlicher unter den Bewohnern der Städte, als denen des Landes vor. Man hat beobachtet, daß sich hierin manche Städte noch ganz besonders auszeichnen. Bei einigen derselben mag der Grund davon wol in der ungesundern Situation oder in andern localen Verhältnissen, vielleicht in dem Wasser ꝛc.

Digitized by Google

liegen, bei andern lassen sich aber auch keine von diesen Ursachen ausfindig machen, was z. B. in Dresden der Fall ist, welches den Behauptungen vieler Reisenden und Ärzte nach unter den an gebrechlichen Personen reichen Städten fast obenan stehen soll.

Obwol die orthopädischen Misgestaltungen meistentheils blos symptomatisch erscheinende Krankheitsäußerungen sind, so werden sie doch mittels einer selbständigern Rück- und Einwirkung auf den übrigen Organismus nicht selten wieder zu Ursachen mannichfacher anderer Körperleiden und Störungen in den natürlichen Functionen verschiedener Organe und Körpertheile. Im Allgemeinen verursachen diejenigen Formabweichungen, welche den Rumpf unmittelbar betreffen, mehre und wichtigere consecutive Zufälle, als die an den untern Gliedmaßen vorkommenden, und diese wieder mehr, als die der obern Gliedmaßen. Überdies hängt viel von der Verschiedenheit der Form und des Grades ab, in welchem das fragliche Leiden vorhanden ist, sowie von der Natur der Grundkrankheit, als deren Folgeübel es erscheint. Bei den bedeutendern Formabweichungen des Rumpfes ist es sehr natürlich, daß die Brust und Unterleibsorgane, oder unter manchen Umständen beide Abtheilungen zugleich in ihrem Befinden und in ihren Verrichtungen mehr oder minder gestört, und wol selbst durch mechanischen Druck organisch verändert werden. Die von einer nur örtlichen Affection herrührenden Gebrechen haben in der Regel einen weniger nachtheiligen Einfluß auf den übrigen Organismus, als diejenigen, welchen ein allgemeineres Leiden zum Grunde liegt; denn im letztern Fall ist der Körper schon an sich krank, und gibt daher auch dem neuen Eindrucke leichter nach. Diese hier blos in allgemeinen Umrissen angedeuteten Folgen und Einflüsse können inzwischen erst bei Beschreibung der verschiedenen Krankheitsformen, in denen die fragliche Gruppe erscheint, näher und bestimmter angegeben werden.

Die orthopädischen Formgebrechen sind endlich entweder mehr oder weniger allgemein oder blos partiell. Allgemein, indem alle oder mindestens die Mehrzahl der Glieder zugleich in einem und demselben Individuum von ihnen befallen erscheinen, wie man dies ganz besonders alsdann findet, wenn die englische Krankheit oder die Knochenerweichung zum Grunde liegt. Es gibt nicht selten Fälle, wo auch nicht ein Glied seine gesetzliche Gestalt und Gradheit behalten hat, und wo dergleichen Personen wahre Panoramas von Gebrechlichkeit darstellen. Gewöhnlich erleidet jedoch nur das eine oder das andere Glied eine Gestaltveränderung, obgleich das einmal vorhandene Gebrechen zu ähnlichen Verbildungen in andern Theilen leicht Veranlassung gibt. Zu den Formgebrechen eines der untern Gliedmaßen sieht man z. B. aus mechanischen Gründen sich sehr oft auch manche des Rumpfes gesellen. Desgleichen bedingen Verkrümmungen des Rückgrathes in bedeutendern Graden fast allemal Verbiegungen der übrigen Knochen des Brustkorbes und des Beckens, und ebenso verhält es sich unter Umständen wieder auch umgekehrt.

Allgemeine Ätiologie der orthopädischen Formgebrechen.

Eine gewisse Prädisposition kommt, wie schon von Vorn herein bemerkt wurde, allen Menschen wegen ihrer aufrechten Körperhaltung während des Sitzens, Stehens und Gehens zu. Diese ist natürlich um so beträchtlicher, von je geringerm Umfange die Basis ist, auf welcher der verhältnißmäßig so lange und schlanke Körper ruhet, und jemehr Einfluß daher jede, auch nur die geringste dynamische oder materielle Disproportion in der Structur des Bewegungssystemes auf die äußere Gestalt rücksichtlich ihrer graden, senkrechten Richtung haben muß. Veranlassungen dazu, daß die genannte Prädisposition, welche durch manche, namentlich die lymphatische und Spinal-Constitution, noch besonders gesteigert wird, auch wirklich in eine Formabweichung übergehe, gibt es aber im Leben in der größten Anzahl und Mannichfaltigkeit. Schädliche Einflüsse, die auf den Gesammtorganismus oder blos auf einzelne Theile des Gliedersystems einwirken, können mittel- oder unmittelbar zu ursachlichen Momenten derselben werden. Denn es ist bereits gezeigt worden, daß ebenso gut, als äußere Beleidigungen dieses Systems idiopathische Erkrankungen in ihm erzeugen können, solche sich auch zuweilen von Innen heraus symptomatisch und secundär in Folge allgemeiner Krankheiten entwickeln. Der veranlassenden Ursachen zu den fraglichen Gebrechen ist also, wie hieraus zur Genüge einleuchtet, eine weite Thür geöffnet. Äußere Gewaltthätigkeiten, die üble Gewohnheit, den Körper schief zu tragen, eine ungesunde Diät, die Ansteckung oder plötzliche Unterdrückung verschiedener Krankheiten, Erkältungen, große Körperanstrengungen ꝛc. führen unter begünstigenden Verhältnissen zu einem und demselben Ziele, nämlich zu diesem oder jenem orthopädischen Gebrechen, deren äußere Form, obgleich sie im Ganzen sowol in Hinsicht auf die consecutiven Zufälle, als auch auf die ärztliche Behandlung oft von großer Wichtigkeit ist, gewöhnlich blos von Nebenumständen bestimmt wird.

Allgemeine Diagnose der orthopädischen Formgebrechen.

Man sollte zwar kaum glauben, es könne über das Vorhandensein eines orthopädischen Formgebrechens einmal ein Zweifel herrschen, da es dem bloßen Auge so deutlich vorliegt; aber dessenungeachtet findet man in manchen Fällen eine Verwechselung desselben mit einigen andern Übeln, die auf den ersten Anblick den orthopädischen zuweilen sehr ähnlich sind. Dies ist z. B. mit den schon obenerwähnten Knochengeschwülsten, Knochenbrüchen und Verrenkungen, ferner mit krankhaften Muskelanschwellungen, verschiedenen Aftergeschwülsten ꝛc. der Fall. Eine genaue Untersuchung des leidenden Theiles bei den verschiedenen Bewegungen des Körpers, und ganz besonders die vorausgegangene Ursache der gegebenen Übel muß indeß sehr bald das nöthige Licht hierüber verbreiten. Ein Mehres davon bei der speciellen Betrachtung der einzelnen Krankheitsformen und der Theile, an

Digitized by Google

denen sie vorkommen. Ebenso wichtig ist aber zweitens auch die Unterscheidung dieser einzelnen Krankheitsformen von einander hinsichtlich ihrer eigentlichen Natur; denn es leuchtet von selbst ein, daß ein Buckel ganz anders behandelt werden muß, wenn er von einer syphilitischen Dyskrasie herrührt, als wenn ihm eine krankhafte Ernährung und Absorption der Rückenwirbelkörper zum Grunde liegt. Durch die genaue Erforschung dieses Gegenstandes in den gegebenen Fällen kann sich der Arzt am meisten als rationeller und mit Sachkenntniß in die erkrankte Natur tief eindringender Heilkünstler documentiren, während der bloße Routinier oder Mechaniker nur die äußere Form des Gebrechens ins Auge faßt und sein einseitiges Verfahren einzig und allein ihr gemäß einrichtet.

Allgemeine Prognose der orthopädischen Formgebrechen.

Auf gleiche Weise, als ein jedes andere Körperübel, lassen sich auch die orthopädischen rücksichtlich ihrer Vorhersage von einer zwiefachen Seite betrachten, nämlich 1) ob und inwiefern bei ihnen das Befinden und das Leben des leidenden Individuums beeinträchtigt wird, oder in Gefahr geräth, und 2) wie es sich mit ihrer Heilbarkeit verhält.

In der ersten dieser beiden Rücksichten sind die fraglichen Gebrechen im Allgemeinen allerdings von nicht unwesentlicher Bedeutung. In den meisten Fällen, insbesondere wenn die Verunstaltungen die Wirbelsäule betreffen und einen etwas höhern Grad von Ausbildung erlangt haben, greifen dieselben mehr oder weniger störend in die Ökonomie des Organismus ein, und versetzen diesen in einen Zustand, in welchem er die gewöhnlichen Verrichtungen und Anstrengungen zu ertragen nicht im Stande ist. Nicht selten werden dadurch die zum Leben wichtigsten Organe, als das Rückermark, die Lungen, das Herz mit den großen Gefäßstämmen, sowie die Unterleibs- und Beckeneingeweide in ihren Eigenschaften und Lebensäußerungen gehemmt, ja wol selbst in ihrer ganzen Organisation zum Nachtheile der allgemeinen Gesundheit verändert. Dies führt aber zu einem fortwährenden Siechthum und gewöhnlich zum frühzeitigern Tode. In dieser Beziehung sind sie nun wol als am Leben nagend zu betrachten. Dagegen geschieht es nur selten, daß sie ins Lebensrad plötzlich hemmend eingreifen, da sie überhaupt in der Regel langsam entstehen, und in dem Bewegungssystem als demjenigen ihren Sitz haben, welches in einem sehr hohen Grade von der Norm abweichen kann, ehe das Leben dabei in Gefahr geräth. Am ersten geschieht dies noch bei der in Folge der Caries oder tuberculösen Vereiterung der Wirbelbeine entstehenden, unter dem Namen des Pottschen Übels bekannten Verkrümmung der Wirbelsäule, sowie es zuweilen auch der Fall ist, daß sehr verwachsene Personen auf die geringste Veranlassung der die Circulation des Blutes erschwerenden Biegungen der größern Gefäßstämme plötzlich von Apoplexie getroffen werden und sterben. Meistentheils sind es jedoch chronische Leiden: Wassersuchten, Abzehrungen, allmäliges Schwinden der Kräfte ꝛc., welche durch die fraglichen Formgebrechen verursacht werden.

Was das zweite prognostische Moment, die Heilbarkeit derselben, anlangt, so sind sie gleichfalls wieder unter verschiedene Rubriken zu bringen. Die Vorhersagung muß erstlich anders ausfallen bei angebornen, als bei angeerbten oder erst erworbenen orthopädischen Formgebrechen. Beruhen die angeborenen auf einem Bildungsfehler, so richtet die Kunst gegen sie nichts Wesentliches aus. Mehr läßt sich aber in den Fällen erwarten, wo eine falsche Kindeslage an ihrer Entstehung Schuld oder blos eine dynamische Verstimmung vorhanden ist, wie wir dies z. B. beim angeborenen Klumpfuße nicht selten finden. Mislich steht es um die Hebung des Übels, wenn es auf einer Erblichkeit beruht. Der Grund dazu liegt zu tief im Organismus verborgen, er ist zu sehr mit dem Ausbildungstriebe verschmolzen, als daß die Diathese entkräftet oder das schon in Folge derselben vorhandene Gebrechen gehoben werden könnte. Die frühzeitig dazwischen tretende Kunst vermag nur soviel, das sich aus innerer und mit der Entstehung selbst gegebener Nothwendigkeit entfaltende Übel etwas zu mäßigen und für den übrigen Organismus weniger schädlich zu machen. Rücksichtlich der erworbenen Formgebrechen endlich kommt in prognostischer Hinsicht im Allgemeinen viel darauf an, welchen Grad von Ausbildung sie erlangt haben, ob sie in Folge blos örtlicher oder allgemeinerer Krankheiten entstanden sind, und ob sie sich noch als symptomatische Krankheitserscheinungen oder als Krankheitserzeugnisse schon erloschener Affectionen zeigen. Sind sie von der Art, daß sie bei einiger Anstrengung noch Willkür, wenn auch nur temporär, durch die eigene Kraft des leidenden Individuums oder mit Hilfe mechanischer Mittel ausgeglichen werden können, was gewöhnlich in denjenigen Fällen, welche von üblen Angewohnheiten in der Körperhaltung, von Schwäche oder rheumatischer Affection der Muskeln und ähnlichen nur in der Sphäre der Dynamik beruhenden Ursachen herrühren, und im Anfange der Ausbildung fast eines jeden Gebrechens stattfindet; so darf man im Allgemeinen eine vollkommene Wiederherstellung hoffen. Haben sie dagegen schon eine solche Ausbildung erreicht, daß sie nicht mehr, selbst durch Anstrengung des leidenden Individuums, oder durch den Beistand mechanischer, von Außen her wirkender Kräfte in den Normalzustand zurückgebracht werden können, wo also schon das materielle Verhältniß der Theile zu einander eine Umänderung erlitten hat, so stehen der Heilung schon weit mehr und größere Hindernisse im Wege, und sie wird, wenn sie noch möglich ist, wenigstens nur äußerst langsam erfolgen. Es bedarf nämlich dazu schon verschiedener Bildungen und Rückbildungen, welcher bekanntlich besonders in den festern Geweben der Knochen und Knorpel ihre große Schwierigkeiten haben. Dabei kommt überdies viel auf die bedingende Ursache des Leidens an. Ist es blos örtlich, so dürfen wir gewöhnlich mehr erwarten, als wenn es aus einer allgemeinen Krankheit hervorgeht. Überhaupt aber vermag die frühzeitig und zweckmäßig gehandhabte ärztliche Kunst weit eher etwas in den Fällen,

Digitized by Google

welche bei noch fortbestehender Grundkrankheit symptomatisch sind, als in denen, welche die Ausgänge schon erloschener krankhafter Affectionen ausmachen.

Bei der größern Aufmerksamkeit, welche man besonders in neuerer Zeit dieser Gruppe von Gebrechen zu schenken angefangen hat, und bei der daraus hervorgehenden zweckmäßigern Behandlung derselben ist die Prognose im Ganzen weit günstiger geworden. Es muß wol eingeräumt werden, daß so manches orthopädische Gebrechen, welches früher ungeheilt geblieben wäre, jetzt in höhern Graden seiner Ausbildung völlig gehoben wird. Allein dessenungeachtet ist es sehr wahrscheinlich, daß die Folgezeit es hierin vielleicht noch weiter bringen wird, besonders wenn eine glückliche Verbindung der dynamischen Behandlung mit der mechanischen selbst unter den gebildetern Ärzten, die sich mit der Orthopädik beschäftigen, allgemeiner werden sollte.

Verhütung und ärztliche Behandlung der orthopädischen Formgebrechen im Allgemeinen.

Ein je bedeutenderes Übel jedes nur einigermaßen ausgebildete orthopädische Formgebrechen ist, und je mehr Schwierigkeit in der Regel seine Heilung verursacht, eine desto größere Aufmerksamkeit verdient offenbar seine Verhütung. Diese steht aber im Ganzen sehr in der Gewalt des Menschen. Denn obschon der Körper, vermöge seiner aufrechten Stellung und Zartheit seiner Glieder zu Misgestaltungen, gleichsam prädisponirt erscheint, so bedarf es doch, wie wir gesehen haben, noch verschiedener Momente, ehe seine Gradheit eine Beeinträchtigung erleidet. Bei Durchgehung dieser Momente weist sich aber aus, daß sie größtentheils durch die eigene Verschuldung der Menschen herbeigeführt werden. In den ältern Zeiten kamen diese Übel weit weniger vor, und auch jetzt noch findet man, daß sie bei denjenigen Völkerschaften und in der Classe von Menschen, welche eine naturgemäßere, ungekünsteltere Lebensweise führen, zu den Seltenheiten gehören. Daraus folgt also, daß eine falsch geleitete Cultur, mit einem Worte Verweichlichung und Schwächung des Körpers eine sehr große Rolle hierin spielen muß. Aus Fehlern dieser Gattung gehen die Misgestaltungen des Leibes entweder unmittelbar oder mittelbar durch die im Allgemeinen angeführten Krankheiten hervor. Insofern fällt nun die prophylaktische Fürsorge in das Gebiet der Diätetik im weitern Umfange dieses Wortes, auf welche wir hier auch verweisen müssen, da die Ausführung des fraglichen Gegenstandes nicht an diesen Ort gehört.

Aber selbst wenn schon Krankheiten vorhanden sind, welche die orthopädischen Formgebrechen leicht zur Folge haben, können dieselben oft noch durch gehörige Sorgfalt abgewendet oder wenigstens in ihrer Ausbildung sehr beschränkt werden, und dies ist mehr eine unmittelbare Aufgabe für den Arzt. Eine zeitig genug eingeleitete zweckmäßige Behandlung der Rhachitis, der Skrofelkrankheit, der Rheumatismen, der verschiedenen Hautausschläge, selbst wenn sie schon eine Versetzung nach dem Rückgrathe hin erlitten haben sollten, und der übrigen hierher gehörigen Krankheiten ist meist im Stande, die Gradheit des Körpers zu erhalten. Dies wird besonders demjenigen Heilkünstler gelingen, welcher, vertraut mit den oft sehr dunkeln Zeichen der ersten Uranfänge der hier in Rede stehenden Gebrechen, dem bedrohten Theile sogleich seine ganze Aufmerksamkeit widmet und durch zweckmäßige Mittel zu Hilfe kommt. Am meisten ist aber davor zu warnen, daß man sich nicht verleiten läßt, ein sich zeigendes orthopädisches Formgebrechen, es möge auch noch so unbedeutend und bei einer Gelegenheit erscheinen, bei welcher es wolle, in der Voraussetzung, es werde sich wieder verlieren oder wenigstens nicht schlimmer werden, einzig und allein der Natur zu überlassen. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß diese Erwartung fast nie in Erfüllung geht, was im Mechanismus des menschlichen Körpers und in den Gesetzen, die bei dessen einmaliger Störung sich geltend machen, seinen vollen Grund hat.

Der zweite Theil der ärztlichen Wirksamkeit besteht in der Behandlung der bereits entstandenen und mehr oder weniger vorgeschrittenen Formgebrechen; eine Aufgabe, welche die Heilkünstler im Allgemeinen auf sehr verschiedene Weise zu lösen suchen. Bei nur einigermaßen genauer Erwägung des Gegenstandes muß indeß das einzig richtige Heilverfahren sich von selbst ergeben. Früher, wo die praktische Ausübung der Orthopädik fast nur in den Händen der Afterärzte oder solcher Chirurgen war, die keine klare Vorstellung von der Behandlung eines nicht rein mechanischen Gebrechens hatten, hielt man die orthopädischen Übel ohne Unterschied für blos örtlich, und behandelte sie auch dieser beschränkten Ansicht gemäß. Man wandte deshalb, ohne alle Rücksicht auf ihre jedesmalige Natur und die ihnen zum Grunde liegenden Ursachen entweder irgend eine reizende Einreibung in flüssiger oder Salbenform, oder ein ähnliches Pflaster an, welche Mittel Alles in Allem thun sollten, oder man steckte das misgestaltete Glied in eine mechanische Vorrichtung, die je nach der Verschiedenheit seines Baues auch verschiedentlich construirt war, oder man suchte, von der Idee ausgehend, daß eine jede solche Abweichung, wenn ihr Grund in einem Gelenke zu liegen schien, eine Verrenkung sei, das deformirte Glied durch Streichen und gewaltsames Einrenken und Ausdehnen wieder grade zu bringen. In neuerer Zeit ist man nun zwar von diesen rohen und zum Theil in reiner Quacksalberei bestehenden Verfahrungsweisen etwas abgegangen, aber dessenungeachtet gibt es verhältnißmäßig nur sehr wenige Ärzte, die in der Behandlung der fraglichen Gebrechen wahrhaft rationell verfahren. Immer noch herrschen die verschiedensten Meinungen darüber und während manche blos dynamisch einwirken, wähnen Andere einzig und allein auf dem mechanischen Wege zum erwünschten Ziele zu gelangen. Ohne uns hier über die unleugbare Unzulänglichkeit des Verfahrens einer jeden dieser Parteien weitläufig auszusprechen, die sich überdies theils aus dem bereits Gesagten, theils aus dem aus dem Folgenden von selbst ergibt, gehen wir sogleich zur Angabe dessen über, was einer vernünftigen Theorie

Digitized by Google

entspricht und nach dem übereinstimmenden Urtheile der wissenschaftlich gebildeten Orthopädiker auch am besten zum Zwecke führt. Dies besteht nämlich in der den gegebenen Umständen angemessenen Verbindung eines dynamischen und mechanischen Kunstverfahrens. Als Gebrechen, deren Grund gewöhnlich in einem Erkranken der dynamischen Seite des Gesammtorganismus oder wenigstens eines Theiles desselben besteht, fallen sie der Dynamik anheim, als formelle Abweichungen aber, welche nach den Gesetzen der Mechanik in der Structur des Gliedersystems stattfinden, erfodern sie gewöhnlich auch mechanische oder mindestens solche Mittel, welche mechanisch einwirken. Die bei einem jeden orthopädischen Formgebrechen im Allgemeinen zu stellenden Indicationen sind nämlich zusammengenommen folgende:

Erste Heilanzeige: Die dem Übel zum Grunde liegenden und noch fortwirkenden ursachlichen Momente zu entfernen oder zu entkräftigen. Fehlerhafte Angewohnheiten in der Haltung und Bewegung des Körpers sind dem leidenden Individuum abzugewöhnen; die in irgend einer Hinsicht ungesunde und schwächende Lebensweise desselben, wegen Unreinlichkeit, eingeschlossener Luft, schlechter Kost, zu anhaltenden ruhigen Sitzens, zu großer körperlicher und geistiger Anstrengungen, Benutzung zu weicher Lagerstätten ꝛc. muß verbessert und geregelt werden. Kurz es ist oft nöthig, das gebrechliche Individuum in eine ganz andere, der bisherigen grade entgegengesetzte Lage zu versetzen, wenn man das vorhandene Übel völlig entwurzeln will. Diese Heilanzeige fällt indeß in vielen Fällen weg, welche schon Ausgänge verschiedener krankhafter Affectionen ausmachen, denn hier dauert die Wirkung länger, als die Ursache fort. Wir sind aber auch unter solchen Umständen meist unvermögend, dem Übel wesentlich beizukommen, und müssen uns nur darauf beschränken, demselben in seinem weitern Fortschreiten Grenzen zu setzen, und es dem Gesammtorganismus unschädlicher zu machen, wovon weiter unten noch besonders die Rede sein wird.

Zweite Heilanzeige: Die krankhafte Affection, aus welcher das Formgebrechen mittel- oder unmittelbar hervorgeht, ihrer Natur gemäß zu behandeln. Vor allen ist deßhalb auszumitteln, ob das Gebrechen von einer blos örtlichen, oder ob es von einer allgemeinen Erkrankung herrühre: — eine oft sehr schwer zu entscheidende Frage, bei welcher der Arzt sich besonders an die vorausgegangenen und veranlassenden Ursachen zu halten und alle dabei obwaltende Umstände, ja selbst die Körperbeschaffenheit der Ältern und Vorfahren, zu berücksichtigen hat, um darin zur Gewißheit zu gelangen. Die richtige Diagnose führt aber leicht zu einer richtigen Behandlung, welche natürlich sehr verschieden sein muß, je nachdem es der Arzt z. B. mit der englischen Krankheit, oder den Skrofeln, oder mit Rheumatismen, Gicht, Lustseuche ꝛc. zu thun hat. Hieraus leuchtet zugleich ein, daß der orthopädische Arzt die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange kennen müsse, um immer mit der nöthigen Umsicht zu verfahren.

Dritte Heilanzeige: Die mißgestalteten Theile selbst allmälig und mit Vorsicht wieder in ihre normale Richtung zurückzuführen, und sie darin so lange zu erhalten, bis das Normalbefinden im Gesammtorganismus sowol als in dem Bewegungssysteme wieder hergestellt ist. Hier ist ein mechanisches Eingreifen der Kunst an seinem Platz. Es muß unmittelbar auf die äußern und durch sie auf die tiefer liegenden Gebilde eingewirkt werden, theils um die Richtung und Form derselben von Außen her durch fremde Kraft zu verändern, theils um dadurch die zu ihrer bleibenden Wiederherstellung nöthige organische Metamorphose erregen zu helfen. Dies geschieht aber a) durch Leibesübungen, welche unter manchen Umständen und besonders im Anfang eines Formgebrechens, zweckmäßig geleitet, oft außerordentlich viel thun können, da sie beide Zwecke, welche die mechanisch zu Hilfe kommende Kunst zu erreichen sucht, auf eine naturgemäße Weise in sich vereinigen. Man bringt deßhalb verschiedene active und passive Bewegungen, welche den ganzen Körper oder vorzugsweise nur die kranken Gliedmaßen betreffen, in Anwendung. Die zu heilenden Individuen müssen gehen, laufen, springen, tanzen, spielen, schaukeln, reiten, in Carousiels, Roulleten, kleinen Sesselwagen fahren, werden zu verschiedenen Beschäftigungen, bei denen der Körper eine der Mißgestaltung entgegengesetzte Haltung annehmen und sich anstrengen muß, angehalten, oder in Leibesübungen im eigentlichen engern Sinne des Wortes: im Strecken, Springen, Klettern, Laufen, im sogenannten Rundlaufe, Schleudern, Fechten nach den Regeln der Kunst, Stoßen mit Rappieren, Tragen von Gewichten, Aufhängen an den Achseln und Händen, Balanciren auf einem Bein ꝛc. unterrichtet. b) Durch Manipulationen. Dabei wird beabsichtigt, entweder auf die Muskeln oder die Knochen, oder auf beide zugleich unmittelbar einzuwirken. Sie bestehen im Reiben der mißgestalteten Theile mittels der bloßen Hand, wollener Tücher oder Bürsten, und gewöhnlich unter gleichzeitiger Anwendung belebender, geistiger, oder erschlaffender und erweichender Mittel, oder im Streichen und Drücken der abgewichenen und hervorstehenden Theile, oder endlich im Ziehen an denselben, um sie zu strecken und wieder in ihre normale Lage und Richtung zurückzubringen. Durch das Reiben werden die Muskeln, Sehnen und Bänder, durch das Drükken aber die Knochen in Anspruch genommen, während das Strecken auf die einen wie auf die andern einwirkt. Im Ganzen ist eine dergleichen örtliche Behandlung des kranken Theiles von großem Nutzen, wenn darin methodisch verfahren wird, und das Glied noch nicht so bedeutende orgonische Veränderungen erlitten hat, daß Alles in einem hohen Grad erstarrt und ungefügig geworden ist. Ganz besonders hilfreich sind die Manipulationen in den Fällen, wo die Schuld mehr in den Muskeln, Sehnen oder Bändern liegt. Dagegen vermögen sie gewöhnlich alsdann weniger, wenn die Abweichungen von der Continuität der Knochen selbst ausgeht. c) Durch Bandagen, dieses sind Binden, welche an den Körper

Digitized by Google

unmittelbar angelegt werden und ihre Wirkung auch unmittelbar auf dessen Oberfläche äußern. Für sich allein finden sie bei orthopädischen Gebrechen im Ganzen weniger Anwendung, weil sie mehr oberflächlich wirken und durch die Theile des Leibes, an denen sie anliegen, selbst erst ihre Form, Befestigung und Wirksamkeit erhalten. Doch werden sie bei einzelnen Übeln der Art mit Nutzen angelegt, wohin z. B. eine den Kopf stützende Binde, eine Binde gegen den schiefen Hals, die Eversche Binde, die Köhlersche Mütze, die Schulterriemen oder sogenannten Gradhalter, die Brücknersche Binde beim Klumpfuß und einige andere, auch in der gewöhnlichen Verbandlehre vorkommenden Binden, bei Verrenkungen des Ellenbogens, des Knies, des Vorfußes zur Befestigung ꝛc., und besonders auch die Schnürleibchen gehören, welche, so nachtheilig sie sonst im gemeinen Leben zu sein pflegen, sich doch, zweckmäßig gefertigt, und bei manchen Deformitäten des Rückgrathes, sehr werthvoll erweisen. d) Durch Maschinen. Diese unterscheiden sich von den soeben besprochenen Bandagen dadurch, daß sie aus verschiedenartigen festen Stoffen gefertigt sind, und wofern sie die Bestimmung haben, getragen zu werden, einmal angelegt, durch eine nicht im Körper oder dem betreffenden Theile desselben, sondern in ihnen selbst liegende Kraft eine fortwährende gleichmäßige oder selbst sich steigernde Wirkung ausüben. Sie werden dadurch im Ganzen auch anwendbarer und tiefer eingreifender als die Bandagen. Denn obgleich es sich nicht in Abrede stellen läßt, daß namentlich durch die Maschinen und die mit ihnen in eine Kategorie gehörigen verschiedenen Streck- oder Spannbetten ꝛc. oft unendlicher Schaden angerichtet wird, sobald sie als die einzigen und wahren orthopädischen Heilmittel angesehen und ohne Unterschied bei einem jeden Gebrechen, welcher Natur es immer sein wolle, und über die Gebühr gebraucht werden, oder zweckwidrig construirt sind; so kann ihrer doch der praktische Orthopädiker unmöglich ganz entbehren, und man muß die Erklärung dessen, der blos in ihnen sein ganzes Heil sucht, für ebenso einseitig und falsch halten, als derjenige in großem Irrthume befangen ist, der sie ganz verwirft und namentlich die Streckbetten für eine des Prokrustes würdige Erfindung ausgibt. Die Beweise für ihren Nutzen, wenn sie zur rechten Zeit und unter den rechten Verhältnissen, welche freilich nur der rationelle Arzt gehörig ausfindig zu machen im Stande ist, angewendet werden, liegen zu klar am Tage, als daß es nöthig wäre, ein Mehres darüber hier zu sagen, zumal da sie im Vorhergehenden schon zur Genüge geführt worden sind. Daher nur noch ein Paar Worte über ihre Eintheilung und ihre zweckmäßige Construction und nöthigen Eigenschaften im Allgemeinen. Die orthopädischen Maschinen zerfallen zunächst in zwei Hauptclassen, nämlich 1) in solche, die von dem leidenden Individuum selbst am Körper getragen werden — tragbare Körpermaschinen — und 2) in solche; deren es sich blos zu manchen Zeiten, bei gewissen Stellungen und dermaßen bedient, daß sie mehr als mechanische Apparate angesehen werden müssen — nicht tragbare Maschinen. Dahin gehören: a) die Vorrichtungen, bei denen die Ausdehnung des Körpees duech seine eigene Schwere bewirkt wird, die Schweben und Schwingen; b) die Lehnstühle, Streckstühle und Pfosten, bei deren Anwendung der Kranke sitzen oder stehen muß, und c) die orthopädischen Betten, sogenannten Streckbetten, welche entweder nur durch Lagerung auf einer graden Fläche wirken, oder zugleich einen Extensionsapparat haben, oder endlich welche zugleich Extension und Druck ausüben. Sämmtliche Maschinen und mechanische Apparate wirken entweder direct, gradezu auf das misgestaltete Glied, und zwar auf seinen eigentlichen Kern, den Knochen, um es der Abweichungslinie entgegen zur Normallage zurückzuführen — also durch Druck — oder indirect, indem durch Hebung der Hindernisse, Ausdehnung von Verkürzungen, Unterstützung und Herstellung der natürlichen Kraft, die Heilung mehr der Heilkraft der Natur selbst überlassen wird — durch Zug —, oder endlich mehr passiv, indem sie dem Zusammensinken eines Körpertheiles abzuhelfen suchen — durch Stützung. Demnach zerfallen sie hinsichtlich der Art ihrer Wirkung in die Compressions-, Extensions- und Sustentationsmaschinen.

Eine jede tragbare Maschine muß die Stützpunkte, an welchen sie befestigt ist, und ihre Wirkungspunkte, auf welche sie ihre Kraft äußert, haben. Zu erstern sind die festen gesunden Theile des Organismus zu wählen, z. B. bei den Verdrehungen und Verkrümmungen des Rückgrathes das Becken und der Kopf, bei denen des Knies das Becken und die Knöchel ꝛc.; die letztern betreffen aber immer die erkrankten Gebilde selbst. Bei den nicht tragbaren mechanischen Apparaten liegen die Stützpunkte dagegen außer dem Organismus, und blos die Wirkung geht auf den Körper. Ferner werden an eine jede orthopädische Vorrichtung, sie möge tragbar oder nicht tragbar sein, folgende Hauptanfoderungen von Seiten der Kunst gemacht: 1) Sie muß der Kraft des Widerstandes der kranken Theile, der Stärke der Muskeln und Bänder, der Straffheit oder Erschlaffung der Fasern, der Härte oder Weichheit der Knochen, dem Alter der Patienten ꝛc. angemessen sein, d. h. ihre mechanische Action darf unter den gegebenen Rücksichten weder zu schwach, noch zu stark ausfallen; 2) sie darf durchaus keinem andern Theile des Körpers schaden, während sie vielleicht dem misgebildeten Gliede nützlich wäre. Deshalb sei sie möglich leicht und einfach gebaut und an allen den Stellen, wo sie am Körper fest anliegt oder aufsitzt, gut und weich gefüttert oder gepolstert. Aus diesem Grund ist es im Allgemeinen wol zweckmäßig, daß sie 3) gleichsam ein künstliches Skelet, künstliche Knochen, Muskeln, Bänder und Gelenke zu bilden bestimmt, dem lebenden Mechanismus thunlichst nachahmt, und besonders durch Federkraft auf die zu comprimirenden Theile einwirkt und ihre Wirksamkeit erst nach und nach steigert. Kurz sie wirke langsam ein, bis die Theile sich derselben fügen, ununterbrochen, damit das Gewonnene nicht wieder verloren werde, und mit allmälig zunehmender Kraft, um den immer größern Widerstand zu überwinden. Überhaupt aber ist ihr Gebrauch bis zur vollkommen erreich-

Digitized by Google

ten Heilung fortzusetzen, und selbst dann nur erst nach und nach völlig aufzuheben.

Vierte Heilanzeige: Es werde durch Erregung eines örtlichen dynamischen Processes zur Umbildung der misgestalteten Theile das aufgehobene Gleichgewicht wieder hergestellt. Dieser dynamische Proceß ist zwar nicht allemal, doch in der Regel nöthig, sobald nämlich die ganze Schuld nicht blos in der Verkürzung oder zu großen Rigidität einer Sehne oder eines Bandes liegt, welche sich auf mechanischem Wege allein heben läßt. Ferner erfodert derselbe zuweilen auch keine besondere örtliche Behandlung, da er in Folge der Veränderungen, welche der ganze Organismus beim Verschwinden der allgemeinen Grundkrankheit erleidet, schon von selbst erfolgt. Dies ist öfters z. B. bei der Skrofelkrankheit, der Lustseuche ꝛc. der Fall. Aber ist das Gebrechen mehr localer Natur, oder hat das allgemeinere Leiden örtlich so tiefe Wurzel geschlagen, daß es eine gewisse Selbständigkeit behauptet, wie wir dies z. B. öfters in den von Rhachitis herrührenden Formgebrechen finden; so müssen neben der allgemeinen ärztlichen Behandlung und der Anwendung mechanischer Vorrichtungen auch noch verschiedene örtlich einwirkende, erschlaffende oder stärkende, oder die Ernährung umstimmende Mittel, wie Bäder, Einreibungen, Pflaster ꝛc. gebraucht werden. Es gelten hier dieselben Regeln, wie wir sie in allen andern, sich örtlich aussprechenden Krankheiten zu beobachten haben.

Fünfte Heilanzeige: Einzelne, mit dem Gebrechen in einer Verbindung stehende, oder complicirte Krankheitserscheinungen zu behandeln und in unheilbaren Übeln wenigstens palliativ und lindernd einzuwirken. Die erstere dieser beiden Aufgaben findet meist eine nur sehr beschränkte Anwendung, da sie, es möge sich um die Hebung von Causal- oder von Consecutiv-Symptomen handeln, gemeiniglich zugleich mit der eigentlichen Hauptbehandlung gelöst wird; denn die Causalsymptome gehören unmittelbar zum vollständigen Krankheitsbilde, gegen welche die ärztliche Behandlung, gleichviel ob sie mehr auf dynamischem oder mechanischem Wege eingeschlagen wird, gerichtet ist. Ebenso verhält es sich mit den Consecutivsymptomen, welche mit den orthopädischen Gebrechen, als ihren Ursachen, von selbst verschwinden. Die vorhandenen Lungenleiden, Athmungsbeschwerden, Verdauungsfehler ꝛc., welche von Verschiebung des Rückgrathes, der Rippen und des Brustbeines, und deshalb von Beengung der Brust- und Bauchhöhle herrühren, heilen, sobald der Körper wieder zur Normalrichtung gebracht ist. Die vorhandenen Complicationen erfodern aber allerdings, wenn sie von der orthopädischen Krankheit abhängig sind und mit dieser nicht auf dieselbe Weise entfernt werden können, das ihrer Natur entsprechende Eingreifen der Kunst. Unter manchen Umständen ist es sogar nöthig, daß die orthopädische Behandlung interimistisch ganz eingestellt wird, um sie zuvörderst heben zu können.

Was die zweite Aufgabe anbetrifft, in unheilbaren Deformitäten wenigstens palliativ und lindernd einzuwirken, so findet der Arzt gleichfalls zuweilen noch einen großen Wirkungskreis. Die meisten Gebrechen, welche besonders in einem schon vorgerückten Alter als Krankheitsproducte noch fortbestehen, oder welchen bedeutende organische Zerstörungen und Umwandlungen vorausgegangen sind, z. B. das **Malum Pottii**, Verkrümmungen mit Ankylose, der Greisenbuckel ꝛc., beschränken das Handeln des Arztes größtentheils hierauf. Je nachdem die daraus hervorgehenden Beschwerden mehr in dynamischen Verstimmungen oder in mechanischen Störungen bestehen, müssen wir auch bald dies bald jenes zu Hilfe nehmen und das eine Mal in der Pharmacie, das andere Mal in der Werkstätte des Mechanikus unsere Mittel suchen.

Allgemeine Eintheilung und Übersicht der orthopädischen Formgebrechen.

Von dem Gesichtspunkt aus betrachtet, von welchem der rationelle Arzt die in Rede stehenden Deformitäten wissenschaftlich zu nehmen hat, sind dieselben zunächst in Ansehung der ihnen zum Grunde liegenden Ursachen von einander zu unterscheiden, wovon namentlich Heidenreich und Delpech ihr **Principium dividendi** entlehnt haben. Heidenreich nimmt nämlich folgende vier Hauptgattungen der Deformitäten an: 1) die durch üble Gewohnheit veranlaßte **Curvatura habitualis**; 2) die von den Muskeln ausgehende **Curvatura muscularis**; 3) die in Leiden der Knochen beruhende **Curvatura ossaria**, und 4) die von eigenthümlichen Krankheiten im ganzen Organismus herrührende **Curvatura dyscrasica**. Unterarten dieser Zustände sind: in der **Curvatura habitualis** die Entstehung des Übels aus Gewohnheit, Anstrengung, Trägheit, einseitiger Beschäftigung, besonders bei Mädchen von Nähen, Sticken ꝛc.; in der **Curvat. muscularis** die Entstehung des Übels aus Schwäche, Torpidität, Verletzung, schlechter Heilung von Wunden ꝛc.; in der **Curvat. ossaria** die Entstehung des Übels aus Weichheit, mangelhafter Entwickelung, Ankylose ꝛc.; in der **Curvatura dyscrasica** die Entstehung des Übels aus dem eigenthümlichen Leiden, als skrofulöser, rhachitischer Complication ꝛc. Die einzelnen Übel zerfallen aber nach der anatomischen Anordnung: in Deformitäten des Halses, des Rückgrathes, des Beckens, der Rippen, des Brustknochens, der Schlüsselbeine, der Schultern, der obern und untern Extremitäten, welche wiederum nach dem Charakter der jedesmaligen Krankheitsgattung, aus denen sie hervorgegangen sind, z. B. als **Obstipitas habitualis, Obst. muscularis, ossaria** und **dyscrasica** etc. bezeichnet werden.

Auf ähnliche Weise ist Delpech verfahren, indem er die Ätiologie der Deformitäten obenanstellt und die einzelnen äußern Formen gar nicht als etwas so Wesentliches ansieht, sondern nur die unmittelbaren Ursachen: die Schwäche und Lähmung der Muskeln, die fehlerhaften Stellungen, die Misgestaltungen der umgebenden Theile, die angeborne Ungleichheit der Gliedmaßen, den Rheumatismus, die Erweichung und den tuberculösen

Digitized by Google

Zustand der Knochen ic., zum Eintheilungsgrunde gewählt hat.

Wir halten uns ebenfalls von der Richtigkeit des von den genannten beiden Autoren eingeschlagenen Verfahrens im Ganzen überzeugt, glauben jedoch, daß die Krankheitsgattungen und Arten, welche die in Rede stehenden Deformitäten erzeugen, mehr nach den Grundsätzen der allgemeinen Pathologie bestimmt werden müssen. Dem zufolge theilen wir sie zuvörderst in die angeborenen und in die erworbenen, und die letztern wiederum in diejenigen, welche als Symptome einer noch vorhandenen oder als Producte einer schon beendigten Krankheit erscheinen, ein. Eine fernere Unterscheidung derselben betrifft den Charakter der Grundkrankheit, ob diese eine von Fieber begleitete (acute) oder fieberlose (chronische) ist, ob sie mehr vom Nerven- oder vom Gefäßsystem ausgeht, ob das im Gliederungssystem örtlich sich äußernde Leiden idiopathisch oder deuteropathisch, und ob es auf einer dynamischen Affection oder auf organischen (mechanischen) Veränderungen der betreffenden Theile beruht. Was aber die Unterscheidung der einzelnen Species der Deformitäten hinsichtlich ihres Sitzes und ihrer äußern Formen anlangt, so bezeichnen wir sie ebenfalls nach den Körpertheilen, an denen sie sich zeigen, und nach der Hauptrichtung, in welcher sie von der normalen Achsenlinie abweichen. Sie zerfallen also I. in die Deformitäten des Rumpfes; II. in die der obern und III. in die der untern Gliedmaßen.

I. Orthopädische Formgebrechen des Rumpfes: 1) Perpendikuläre Achsendrehung der Wirbelsäule (Spondylostrophosis), a) nach rechts und b) nach links. 2) Schiefheit des Halses mit Achsendrehung (Trachelostrophosis), ohne Achsendrehung (Trachelokyllosis — Caput obstipum). 3) Rückwärtsbiegung des Halses (Auchenokyrtosis). 4) Ausbiegung oder Rückwärtsbiegung des Rückgrathes — der Buckel — (Kyphosis). 5) Einbiegung oder Vorwärtsbiegung des Rückgrathes (Lordosis). 6) Seitwärtsbiegung des Rückgrathes (Scoliosis), a) nach rechts und b) nach links. 7) Schiefheit der Schulterblätter (Omoplatokyllosis). 8) Erhöhung des Brustkorbes — Verlängerung seines Durchmessers von Hinten nach Vorn, — hohe Brust, Gänse- oder Hühnerbrust (Thoracokyrtosis). 9) Vertiefung der Brust — Verkürzung ihres Durchmessers von Hinten nach Vorn; — eingedrückte, eingesunkene Brust (Sternentypoma). 10) Schiefheit des Brustkorbes — Erhöhung der einen, Vertiefung der andern Seite — (Thoracokyllosis). 11) Schiefheit der Hüften (Ischioscambosis).

II. Orthopädische Formgebrechen der obern Gliedmaßen: 1) Angezogensein des Vorderarmes an den Oberarm (Olenocampsis). 2) Angezogensein der Hand an den Vorderarm — Klumphand — (Campalchiria).

III. Orthopädische Formgebrechen der untern Gliedmaßen: 1) Angezogensein des Oberschenkels an den Unterleib (Scelocampsis). 2) Angezogensein des Unterschenkels an den Oberschenkel (Gonycampsis). 3) Auswärtsbiegung des Knies — Säbelbein, Sichelbein — (Gonyekkyllosis). 4) Einwärtsbiegung des Knies — Ziegenbein (Gonyenkyllosis). 5) Angezogensein der Ferse an den Unterschenkel — Contractur der Achillessehne — Pferde- oder Spitzfuß (Oxypodia — Hippopodia — Pes equinus). 6) Auswärtsbiegung des Fußes — Plattfuß — Platypodia). 7) Einwärtsdrehung des Fußes — Klumpfuß — (Campsipodia, Talipes).

Literatur.

Außer daß die orthopädischen Deformitäten in den bessern chirurgischen Schriften mehr oder weniger ausführlich abgehandelt werden, besitzen wir bis jetzt folgende besondere Werke, die über die gesammte Orthopädik sowol im Allgemeinen, als über die einzelnen dahin gehörigen über im Besondern sich verbreiten:

L'Orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps. Par Mr. *Andry*. Avec figures. 2. Tom. (Paris 1741.) Übersetzt: Orthopädie oder die Kunst, bei den Kindern die Ungestaltheit des Leibes zu verhüten und zu verbessern. Durch Herrn Andry. Mit Kupfertafeln. (Berlin 1744.) — Observations sur la nature et le traitement du Rhachitisme ou des courbures de la colonne vertebrale et de celles des extrémités supérieures et inférieures, par *Anton Portal*. (Paris 1797.) Übersetzt: Beobachtungen über die Natur und die Behandlungsart der Rhachitis oder der Krümmungen des Rückgrathes, der obern und untern Extremitäten, von A. Portal. (Weißenfels und Leipzig 1798.) — A practical Essay on the Club-Foot and other Distortions in the Legs and Feet of Children — as well as for curing Distortions of the Spine and ever other Deformity, that can be aemodied by mechanical applications. By *Th. Sheldrake*. (London 1798.) w. pl. — Nouvelle Orthopédie ou Précis sur les difformités que l'on peut prévenir ou corriger dans les enfans. Par Mr. *P. F. F. Desbordeaux*. (Paris 1805. 16.) — Über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers für Ärzte und Chirurgen, von D. J. C. G. Jörg. (Leipzig 1810. gr. 4.) Mit Kupfertafeln. — Practical Observations on Distortions of the Spine, Chest and Limbs; together with remarks on paralytic and other Diseases connected with impaired or defective Motion. By *William Tilleard Ward*. (London 1822.) — Recherches pratiques sur les principales difformités du corps humain et sur les moyens d'y remédier. Ouvrage orné de planches lithographiées, représentant les machines oscillatoires et les instrumens employés dans la chirurgie orthopédique. Par *Jalade-Lafond*. (Paris 1827—29. gr. 4.) — Orthopädie oder Werth der Mechanik zur Heilung der Verkrümmungen am menschlichen Leibe, von F. W. Heidenreich. (1. Theil Berlin 1827. 2. Theil 1831. noch unvollendet.) — De l'Orthomorphie par rapport à l'espèce humaine ou Recherches anatomico-pathologiques sur les causes, les moyens de prevenir, ceux de guérir les principales difformités et sur les véritables fondemens de l'art appelé Orthopédique, par *J. Delpech*. Tom. II. (Paris 1828.) Avec Atlas in pet. fol. Übersetzt: Die Orthomorphie in Beziehung auf den menschlichen Körper oder anatomisch-pathologische Betrachtungen über die Ursachen, Vorbauungs- und Heilungsmittel der Hauptdeformitäten und über die wahren Grundsätze der orthopädischen Behandlung. Vom Ritter Prof. J. Delpech. 1. Abth. nebst einem Atlas mit 27 Steintafeln in gr. 4. und 2. Abth. nebst einem Atlas mit 16 Steintafeln. (Weimar 1830.) Der chirurgischen Handbibliothek 12. Bandes 1. und 2. Abtheilung. — A Treatise on the Distortions and Deformities of the human Body etc. By *Lionel J. Beale*. 2. Edition. (London 1833.) — Observations cliniques sur les difformités de la taille et des membres etc. Par le Prof. *Delpech* et le Dr. *Trinquier*. (Montpellier 1833.) Mit Atlas.

Populaire Schriften.

Die Kunst, die Verkrümmungen der Kinder zu verhüten und die entstandenen sicher und leicht zu heben. Für sorgsame Ältern und Erzieher, von D. J. C. G. Jörg. (Leipzig 1816.) Mit

Digitized by Google

zwei Kupfertafeln. — Kurze und deutliche Anweisung für Ältern und Erzieher, wie man bei Kindern die anfangenden Verkrümmungen des Körpers und des Rückgraths durch Leibesübungen heilen und die Schwäche der Lungen und der Sehkraft heben könne. Von einem praktischen Arzte. (Erfurt und Gotha 1831.) Mit einer Kupfertafel. — Der Rathgeber bei dem Schief- und Buckeligwerden, oder faßliche Darstellung der verschiedenen Verkrümmungen des Rückgrathes und der diätetisch-gymnastischen Mittel, durch welche diese Verkrümmungen verhütet und die leichtern Grade derselben geheilt werden können; gebildeten Ältern und Erziehern gewidmet von D. Friedr. Aldr. Schmidt. (Leipzig 1831.) — Die orthopädischen Gebrechen des menschlichen Körpers, oder practische Anweisung, die Verdrehungen und Verkrümmungen des Rumpfes und seiner Gliedmaßen zu verhüten oder frühzeitig zu erkennen, für sorgsame Ältern und Erzieher entworfen von D. Friedrich Julius Siebenhaar. (Dresden 1833.) Mit vier Steindruckabdrücken.

(*F. J. Siebenhaar.*)

ORTHOPÄDISCHE INSTITUTE. Zur Wiederherstellung der meisten und der bedeutendern Formgebrechen, welche in das Bereich der Orthopädik fallen, ist es nöthig, daß außer einer rationellen innern und äußern Behandlung nicht nur verschiedene mechanische Vorrichtungen in Anwendung gebracht, sondern auch alle Körperbeschäftigungen und die ganze Lebensweise der leidenden Individuen dem Heilzweck entsprechend eingerichtet werden. Da dies nun weit weniger streng sich durchführen läßt, wenn die Kranken in ihren gewöhnlichen häuslichen Verhältnissen und blos der Aufsicht und Sorge von Personen anvertraut bleiben, welche sehr häufig beim besten Willen nicht das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden wissen; so sind besondere Institute, in denen die ganze Einrichtung so getroffen ist, daß die mit orthopädischen Deformitäten behafteten Individuen unter der steten Leitung des sachverständigen Arztes stehen, die ganze Cur in einer bestimmten strengen Ordnung, methodisch betrieben wird, und alle sowol unmittelbar zur Cur als zu etwanigen gymnastischen Übungen erforderlichen Apparate sich vorfinden, gewiß höchst zweckmäßig, und wie so manche glückliche Erfahrung gelehrt hat, sehr heilbringend. Die Männer, welche dergleichen Anstalten begründeten, haben sich daher unverkennbar große Verdienste um die leidende Menschheit erworben, und es wäre wol zu wünschen, daß es in Zukunft nicht immer blos bei orthopädischen Privatanstalten bleiben, sondern daß auch öffentliche (Landes-) Anstalten zu diesem Zweck angelegt werden möchten, in welchen ebenso gut als die bemittelten auch die ärmern, der Gradheit und daraus hervorgehenden größern Rüstigkeit des Körpers in der Regel selbst noch bedürftigern Classen von Menschen Hilfe finden könnten. Es ist daher ein sehr löblicher Anfang, den man in Paris hiemit gemacht hat; in dem **Hospice des orphélins** ist nämlich seit einigen Jahren eine besondere Spitalabtheilung für die Orthopädie errichtet worden, und man ertheilt unentgeltlich Consultationen über Verkrümmungen auf dem Central-Bureau der Spitäler in dem Hôpital **des enfans malades** und dem Hôpital St. Antoine.

Von der andern Seite ist es aber nicht zu verkennen, daß die Behandlung der fraglichen Übel in dergleichen Instituten leicht zu einförmig wird, was besonders dann geschieht, wenn der vorstehende Arzt, einer bestimmten einseitigen Ansicht huldigend, die große, aber unerläßliche Kunst zu individualisiren mehr oder weniger aus den Augen setzt. In dergleichen Fällen werden allerdings nicht selten gewisse Heilmethoden mit einer Consequenz durchgeführt, die so manches an sich heilbare Übel nicht nur nicht hebt, sondern im Gegentheile der Gesundheit des ganzen Körpers den größten und einen bleibenden Schaden bringt. In diese Kategorie glaubt der Verfasser mit Recht diejenigen orthopädischen Institute bringen zu müssen, in welchen die zu heilenden Individuen, mit Ausnahme nur einzelner weniger Stunden, den ganzen Tag über, oft Monate, ja Jahre lang fast unbeweglich auf Streckbetten ausgespannt zubringen müssen. Die Erfahrung hat den Beweis bereits zur Gnüge geführt, warum die nüchterne Überlegung und die Würdigung dessen, was in der Natur der Sache liegt, mit solchen nachtheiligen und widersinnigen Verfahrungsweisen sich nie befreunden kann.

Die bekannten orthopädischen Heilanstalten in gegenwärtiger Zeit, welche zum Theil äußerst würdige, ihrem Fache vollkommen gewachsene, ärztliche Vorsteher haben, sind:

In Teutschland: 1) eine zu Lübeck, unter dem Vorstande des Hofraths D. Leidhof; 2) zwei zu Würzburg, geleitet durch den Hofrath D. Heine und den D. Meyer; 3) zwei zu Berlin, welche der D. Blömer und der Mechanikus Hammer dirigiren; 4) zwei zu Breslau, welchen der Professor D. Kistner und der Professor D. Seerig vorstehen; 5) eine zu Jena, deren Vorsteher der geh. Hofrath D. Kieser ist; 6) eine zu Halle, unter der Leitung des Professors D. Dzondi; 7) eine zu Cannstadt, dirigirt vom D. J. Heine; 8) eine zu Holzminden, unter D. Krüger und 9) zwei zu Hamburg, deren Vorsteher der D. Gurlitt und der D. Günther sind.

In Frankreich: 1) sieben zu Paris, unter dem D. Maisonnate, D. Jalade-Lafond, D. Mellet, Med. Pract. Laguerre, dem Obristen Amoros, dem D. Leuchsenring-Hermann und D. Pravaz; 2) zwei zu Lyon, welche unter dem D. Jal und D. Chaley stehen; 3) eine zu Montpellier, vom Professor D. Delpech begründet, und nach dessen Tode vom D. Trinquier dirigirt; 4) eine zu Marley unweit Ligny, unter dem Med. Pract. Humberdt.

In Italien: eine zu Turin, unter dem D. Borella.

In der Schweiz: eine zu Orbe, unter d'Ivernois.

In Belgien: eine zu Löwen.

In Holland: 1) eine zu Leyden und 2) eine bei dem Seebade zu Scheweningen unweit Haag, gegründet von dem Hofrath Heine, demselben, welcher der würzburger Anstalt vorsteht.

In Dänemark: eine zu Kopenhagen.

In Schweden: eine zu Stockholm, unter dem D. Ückerman.

In Rußland: 1) eine zu Moskau, unter dem D. Mandilény und 2) eine zu Petersburg, unter dem D. Sagüet.

Außerdem haben noch in den meisten größern Städten

Digitized by Google

manche Ärzte solche Anstalten getroffen, daß sie orthopädische Kranke zwar nicht selbst beherbergen, aber dieselben zu bestimmten Zeiten in ihre Wohnungen kommen lassen und daselbst mehr oder weniger methodisch behandeln. (*F. J. Siebenhaar.*)

ORTHOPHANTAE, Name eines alten Volkes in Mesopotamien. *Plin.* H. N. VI, 26, 30. (*H.*)

Orthophonie, s. **Orthographie.**

Orthopnoë, s. **Engbrüstigkeit.**

ORTHOPOGON *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 194.). Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Familie der Gräser. Char. Die Ähre zusammengesetzt; der Kelch zweispelzig, zweiblütig; die fast gleichen Spelzen sind ungleich gegrannt; die vollkommene Corolle zweispelzig, unbewehrt, zuletzt verhärtet, die unvollkommene Corolle ein- oder zweispelzig, unbewehrt; die Karyopse lederartig. Palisot de Beauvois hat später (Agrost. p. 53. t. XI. f. III) diese Gattung **Oplismenus** (soll heißen Hoplismen) genannt und davon die nur durch unwesentliche Merkmale abweichende Gattung **Echinochloa** (l. c. f. II) getrennt. Es sind 19 Arten der Gattung Orthopogon bekannt, welche fast durchgängig zwischen den Wendekreisen einheimisch sind. Nur eine Art, O. Crus galli *Spr.* (Syst. veg. **Panicum Crus galli** *L. Schrad.* fl. germ. t. 3. f. 8., Engl. bot. t. 876, *Host.* gram. II. t. 19 und **Crus corvi** *L.*, **Echinochloa** *P. B.*), findet sich auch im nördlichen Europa, besonders häufig auf Kartoffeläckern. Dieses Gras hat einen aufrechten oder knieförmig gebogenen, glatten Halm, linien-lanzettförmige, zugespitzte, glatte, oder oben striegelichte Blätter, einseitige, zusammengesetzte, linienförmige Ähren und eine fünfkantige Blütbenachse. (*A. Sprengel.*)

ORTHOPOLIS, in der Landessage von Sikyon der Sohn des vom peloponnesischen Apis stammenden Plemnäos, dem alle Kinder sterben in der Geburt, bis Demeter ihm diesen aufzieht: Vater der Chrysorthe, die vom Apollon den Koronos gebiert, *Paus.* II, 5, 8. — Der Name bezeichnet den Stadtaufrichter in Beziehung auf die Erhaltung des mit Erlöschung bedrohten Fürstenstammes durch ihn. (*Klausen.*)

ORTHOPTERA (Insecta). Eine Ordnung der Insecten mit folgenden Kennzeichen: Der Mund ist mit Kauorganen versehen, die zwei Flügel sind der Länge nach gefaltet und manchmal außerdem noch in die Quere, und werden von lederartigen, oft mit Adern netzförmig durchzogenen Flügeldecken bedeckt; die meisten haben Nebenaugen und die Fühler meist mehr als eilf Glieder.

Linné, in der zwölften Ausgabe seines Natursystems, stellte diese Insecten theils zu den Käfern, theils zu den Hemipteren. Geoffroy ließ sie ganz bei den erstern stehen und erst Degéer trennte sie von denselben unter dem Namen **Dermoptera**, der ihnen eigentlich hätte bleiben müssen, welchen aber Fabricius unnöthiger Weise in **Ulonata** verwandelte, wogegen Olivier den jetzigen, nun allgemein angenommenen, einführte. Kirby und Leach trennten die Gattung **Forficula** als eine eigene Ordnung unter dem Namen **Dermoptera**.

Der Körper dieser Insecten ist meist in die Länge gezogen, von weicher und fleischiger Consistenz, und zerfällt, wie bei andern, in Kopf, Thorax oder Bruststück und Hinterleib.

Der Kopf der Orthoptern zeigt eine sehr verschiedene Größe, Form und selbst Stellung; er ist groß, steht senkrecht und hat bei den meisten zwei oder drei kleine Nebenaugen, deren Stellung auf mancherlei Weise abweicht. Die Stirn verlängert sich manchmal kegelförmig, wie bei manchen Arten **Truxalis** und **Mantis**, auch sieht man an ihr wol einen fleischigen Anhang, der sich vorn über den Kopf herlegt, und den man fast einer Art Schleier vergleichen könnte, wie man dies unter andern bei einer spanischen Heuschrecke (**Gryllus umbraculosus**) sieht. Die Augen stehen an den Seiten des Kopfes, sind oft sehr groß und netzförmig. Die Fühler stehen meistens vor den Augen, manchmal unter oder zwischen denselben, sie sind von verschiedener Länge und bestehen aus einer größern oder geringern Anzahl wenig von einander verschiedener Glieder. Sie sind bald fadenförmig, bald borstig, kolbig, durchblättert, oder schwertförmig, einer Degenklinge ähnlich. Der Mund besteht aus einer obern Lippe oder Lefze, aus zwei hornartigen Mandibeln, zwei Maxillen und einer Unterlippe. Die Lefze ist am Kopfschilde durch eine deutliche Naht befestigt, sie ist beweglich, immer unbedeckt halblederartig, etwas gewölbt und fast zirkelförmig, vorn zugerundet und über die Mandibeln vortretend. Diese letztern sind hornartig, dreieckig, kurz, dick, ihre äußere Seite gebogen, die innere mit mehren ungleichen Zähnchen besetzt. Nach den Beobachtungen von Mareel de Serres entsprechen diese Zähnchen der Ernährungsweise der Insecten. Er unterscheidet daher, wie bei den Säugethieren, Schneidezähne, Eck- oder Hundszähne und Mahlzähne. Diese letztern sind die größten und jede Mandibel hat nur einen einzigen, der an der Wurzel liegt. Diese drei Arten Zähne sind nicht immer gleichzeitig vorhanden und aus ihrer Gegenwart, Mangel, oder den Abänderungen ihrer Formen kann man die Art der Materien erkennen, von denen sich diese Thiere nähren. Die Gattungen **Mantis** und **Empusa**, welche sich nur von animalischen Substanzen nähren, oder mit andern Worten fleischfressend sind, haben nur Eckzähne. Diejenigen Arten, die nur Schneidezähne und Backzähne haben, leben nur von Pflanzen. Die Omnivoren, oder diejenigen, welche sowol von animalischer, als auch vegetabilischer Nahrung leben, haben Eckzähne und Mahlzähne, welche jedoch nicht so stark sind. Im Allgemeinen sind die Mandibeln der Orthoptern von ungleicher Größe, und wenn diese Organe einander sehr genähert sind, so greifen die Zähne der einen zwischen die der andern ein, wie dies auch bei den Thieren höherer Organisation der Fall ist. Die Maxillen haben viel Ähnlichkeit mit denen der fleischfressenden Käfer, sie sind sehr stark und wenigstens an ihrem obern Theile hornartig, welcher eine Art kegelförmigen Zahn, der groß und mit zwei oder drei Zähnchen versehen ist, bildet. Diese Maxillen haben, wie bei den fleischfressenden Käfern, zwei Palpen (Taster, Freßspitzen),

Digitized by Google

aber diejenige, welche bei jenen die innere genannt wird, ist hier in ein häutiges, ungegliedertes, manchmal cylindrisches oder auch dreieckiges und erweitertes Organ umgebildet, welches nach Außen immer gewölbt ist und das Ende der Maxillen bedeckt. Dies ist derjenige Theil oder der innere Maxillarpalpe, welchen Fabricius Galea (Helm) genannt hat, welchen die Franzosen mit Casque übersetzen, den Olivier, man weiß nicht warum, durch Gallette wiedergegeben hat. Die äußern Maxillarpalpen, die einzigen, welche sichtbar sind, bestehen aus fünf Gliedern und in ihnen glauben Olivier und Marcel de Serres den Sitz des Geruchsorgans entdeckt zu haben. Der letztere sah nämlich im Innern dieser Palpen zwei Nerven, welche sich auf der blasigen Haut verbreiteten, in welche ihr letztes Glied ausläuft, er nennt sie Geruchsnerven; der eine derselben kommt vom fünften Paar, von den innern Seiten des Gehirns, der andere vom ersten Paare der obern und den Seitenflächen des ersten im Kopfe liegenden Ganglions. Zwischen beiden Nerven befindet sich nach Marcel de Serres eine Trachea, die, bevor sie an jene blasige Haut stößt, einen Luftsack bildet; dieser Sack entwickelt sich erst ganz, wenn er in das Innere der Palpe eingedrungen ist und gibt zahlreiche Verästelungen ab, welche sich in der Höhle dieses Organs verbreiten. Dies ist das Organ, welches Marcel de Serres und Olivier für das des Geruchs halten, woran indessen Latreille noch Zweifel legt und meint, daß die anatomischen Angaben erst noch durch genügende Versuche bestätigt werden möchten. Die untere Lippe der Orthoptern, auch das Züngelchen (languette) genannt, ist fast häutig, lang, am Ende erweitert und in zwei oder vier Lappen getheilt. Im Innern des Mundes sieht man noch einen andern Theil, den man als eine Art Zunge betrachten kann. Er ist fleischig, steht der Länge nach, ist oben kielförmig, an der Basis breiter, vor seinem vordern Ende eingeschnürt, zugerundet, etwas ausgerandet und unbeweglich. Das Kinn ist lederartig, bildet ein querstehendes Viereck, und ist am Ende schmäler. Die Labialpalpen bestehen aus drei Gliedern; der Thorax besteht, wie gewöhnlich, aus einem Prothorax, einem Mesothorax, und einem ziemlich großen Metathorax. Der Prothorax ist meistens der größte von allen, derjenige, der allein unbedeckt ist, nach der ältern und Illigerschen Terminologie der eigentliche Thorax. Er hat eine sehr verschiedene Gestalt und zeigt mitunter die seltsamsten Formen, nach Hinten ist er in eine, oft sehr lange Spitze verlängert, welche die Stelle des Schildchens vertritt. An diesem Prothorax sitzen die vordern Füße, an den andern die vier folgenden Füße, die Flügeldecken und Flügel. Die Flügeldecken sind bei der größten Anzahl lederartig, dünn, biegsam, halbdurchsichtig und stark mit Adern durchzogen. Manchmal liegen sie mit der Flügelnaht in einer Ebene, wie bei den Käfern, meistens aber sind sie mehr oder weniger dachförmig geneigt, und wenn sie platt liegen, so kreuzen sich ihre innern Ränder. Die Flügel sind breiter als die Flügeldecken, häutig, stark netzförmig mit Adern durchzogen und der Länge nach fächerförmig gefaltet, nur bei der Gattung Forficula sind sie auch querfaltig, wie bei den Käfern. Manchem Weibchen und manchmal auch beiden Geschlechtern fehlen die Flügel. Die Flügeldecken mehrer Männchen sind ebenfalls sehr kurz und gleichsam nur Rudimente. Im Allgemeinen sind Flügel und Flügeldecken der Orthoptern mit bunten, oft sehr schönen Farben gezeichnet. Bei mehren Männchen ist ein Theil des innern Randes der Flügeldecken kalk- oder pergamentartig und mit starken Adern durchzogen; das Zusammenreiben dieser Theile bringt einen eigenthümlichen Ton hervor, der allgemein unter dem Namen des Zirpens bekannt ist. Manche Arten bringen dieses Zirpen auch dadurch hervor, daß sie ihre dicken Hinterschenkel gleich Violinenbogen an den Flügeldecken auf- und abstreifen. Die Füße dieser Insecten sind manchmal alle unter einander gleich, manchmal sind die vordern sogenannte Raubfüße, mit Stacheln und Spitzen bewaffnet, um die Beute festzuhalten; bei manchen sind sie sehr in die Breite gedehnt, dünn, an der Außenseite gezahnt, zum Graben in der Erde. Die hintern Füße sind oft größer als die andern und sogenannte Springfüße. Die vier hintern Füße sind an ihrer Wurzel mehr von einander entfernt und den Seiten der Hinterbrust mehr genähert als bei den Käfern. Die Zahl der Tarsenglieder ist nicht bei allen Orthoptern dieselbe, sodaß man sie zum Theil als Eintheilungsgrund benutzen kann, im Allgemeinen sind diese Glieder unten mit häutigen Sohlenballen (Fußballen) bekleidet, das letzte Glied ist aber immer mit zwei Klauen versehen. Der Hinterleib ist länglich, eiförmig, cylindrisch oder kegelförmig. Er besteht aus acht oder neun äußerlich sichtbaren Segmenten und hat oft am Ende noch besondere Anhängsel. Bei einer großen Anzahl der Weibchen ist seine hintere Extremität mit einem mehr oder weniger langen Legestachel versehen, der bald die Form eines Dolches, bald eines Degens oder Säbels hat. Er besteht aus zwei aneinander liegenden Stücken, welche innen ausgehöhlt sind und dazu dienen, zwischen ihnen die Eier hindurch in die Erde gleiten zu lassen.

Was den innern Bau dieser Insecten betrifft, so verdanken wir darüber die genauesten Beobachtungen Marcel de Serres. Nach ihm haben alle Orthoptern mit borstigen Fühlern, als Blatta, Mantis, Gryllotalpa, Gryllus etc. nur elastische oder röhrenförmige Tracheen von zweierlei Function, arterielle und pulmonare, von denen die letztern allein die Luft im ganzen Körper vertheilen, welche sie durch die ersten empfingen. Bei den Orthoptern mit cylindrischen oder prismatischen Fühlern wie bei Truxalis und andern vertreten blasige Tracheen die Stelle der Pulmonartracheen. Sie sind mit knorpeligen Ringen oder beweglichen Stücken versehen und empfangen die Luft durch röhrenförmige oder elastische Tracheen, welche aus den arteriellen entspringen. Das Ernährungssystem dieser Thiere ist mehr oder weniger verschieden und stellt vier Hauptmodificationen dar. Die Gattungen Gryllus und Gryllotalpa stehen in dieser Beziehung über den andern. Ihr Magen hat die Form eines Dudelsacks und liegt seitwärts, indessen er bei den andern sich in der Richtung des Schlundes befindet. Bei

Digitized by Google

den letztern fügen sich auch die Lebergefäße einzeln ein, indessen dies bei den erstern durch einen gemeinschaftlichen Kanal geschieht. Die Gattungen **Truxalis** und **Acrydium**, obgleich sonst hinsichtlich ihres Verdauungssystems der Gattung **Gryllus** stark genähert, weichen doch durch die obern Lebergefäße ab, die an ihrem Ende keine aussondernden Gefäße mehr haben, keine erweiterten Säcke, sondern lange cylindrische Kanäle bilden. Die Eingeweide der Gattungen **Blatta** und **Mantis** zeigen blos zwei Abtheilungen, übrigens ist ihr Verdauungssystem das nämliche. Nur einen Hoden und das Weibchen nur einen Eierstock, haben alle diejenigen, welche mit blasigen Tracheen versehen sind. Diejenigen, welche nur elastische oder röhrenförmige Tracheen haben, besitzen zwei Hoden und zwei Eierstöcke. Die Blasen, welche bestimmt sind, den Samenkanal schlüpfrig zu erhalten, sind, je nachdem ein oder zwei Hoden vorhanden sind, einfach oder doppelt. Auch die Weibchen haben eine Blase, welche den gemeinschaftlichen Eiergang schlüpfrig macht. Bei der Gattung **Forficula** mangeln die obern Gallengefäße. Die Eingeweide der Larven kommen mit denen der vollkommenen Insecten überein.

Die Verwandlung der Orthoptern ist unvollständig, und sie gehen im Verlauf einiger Monate aus dem Zustande der Larve in den der Nymphe, in den des vollkommenen Insectes über, bewegen sich und fressen in allen drei Zuständen. Die Larven sind vom vollkommenen Insecte nur durch die Größe und den vollständigen Mangel der Flügel unterschieden. Die Nymphen, etwas größer, zeigen schon Spuren der Flügeldecken und der Flügel.

Diese Insecten vermehren sich stark, ihre Eier, meistens in sehr großer Anzahl vorhanden, sind oft sehr groß und länglich gebildet, manchmal sind sie in große Haufen regelmäßig vereinigt und stecken sogar, wie die der Gattung **Blatta**, in einer eigenen Kapsel, welche den neuern, mit einem Schlosse versehenen Strickbeuteln nicht unähnlich sind.

Die größere Anzahl der Orthoptern nährt sich von Vegetabilien, und da sie oft in unzähliger Menge erscheinen, so richten sie dann große Verwüstungen an (s. d. Art. **Heuschrecken**). Manche der größern Arten werden namentlich in Afrika gegessen.

Latreille hat in seinem neuesten Systeme (*Cuvier*, **Règne animal ed. 2. V, 171**) die Orthoptern folgendermaßen eingetheilt: Familie I. **Cursoria**, alle Füße Lauffüße, Flügeldecken drei, Flügel fast bei allen horizontal, die Weibchen haben keinen Legestachel. Hierher die Gattungen **Forficula**, **Blatta**, **Mantis**, **Spectrum**, **Phasma**, **Phyllium**. Familie II. **Saltatoria**, die hintern Füße sind wegen der dicken Schenkel und langen, dornigen Schienen zum Springen geeignet, — Springfüße. Die Männchen zirpen, die meisten Weibchen legen ihre Eier in die Erde. Gattungen: **Gryllotalpa**, **Tridactylus**, **Gryllus**, **Myrmecophylla**, **Locusta**, **Pneumora**, **Proscopia**, **Truxalis**, **Gryllus** (hier als Untergattung[*]), **Oedipoda**, **Podisma**, **Gomphocerus**, **Tetrix**.

[*] Die Nothwendigkeit, die so leichtsinnige Namengebung der Wissenschaft werden muß, braucht wol keiner Erörterung, die Franzosen sind aber stark in solchen Dingen!

Eine sehr vollständige Sichtung der Gattungen und Arten und Aufzählung derselben verdanken wir J. G. Audinet-Serville (**Annales des Sc. naturelles. T. XXII.** p. 28 sq.), die wir folgen lassen. Die neuen Gattungen, auf welche wir schon verwiesen, werden am Schlusse des Artikels charakterisirt werden.

Section I. Cursoria.

1. Familie. Forficulariae.
   I. Ein Fußballen (pelote) zwischen den Tarsenklauen. Körper geflügelt, linienförmig. Gattung 1. Pygidicrana. 2. Spongiphora.
   II. Der Fußballen fehlt.
      §. Körper geflügelt, linienförmig.
         A. Die Oberseite zwischen dem vorletzten Segmente des Hinterleibes schmal und quer. Körper von mittlerer Dicke.
            a. Fühler mit 10—14 Gliedern. 3. Forficula.
            b. Fühler mit 15—30 Gliedern. 4. Forficesila. 5. Diplatys.
            c. Fühler mit 40 Gliedern. 6. Pyragra.
         B. Die Oberseite des vorletzten Hinterleibssegmentes verlängert fast dreieckig oder lanzettförmig, einen Theil des letzten Segments bedeckend.
            a. Körper von mittlerer Dicke. 7. Psalis.
            b. Körper platt, kaum dicker als ein Kartenblatt. 8. Apachyus.
      §§. Körper flügellos, vom Kopfe nach dem Bauchende sich merklich erweiternd. 9. Chelidoura.

2. Familie. Blattariae.
   I. Kein Fußballen zwischen den Tarsenklauen. 10. Blaberus. 11. Panesthia.
   II. Ein Fußballen zwischen den Tarsenklauen.
      §. Der Körper lang, oben mehr oder weniger plattgedrückt. Das Mittelfeld der Flügeldecken an der Basis mit einem gebogenen Streife. 12. Kakerlac (!) 13. Blatta. 14. Pseudomops.
      §§. Körper kurz, oben mehr oder weniger gewölbt. Mittelfeld der Flügeldecken ohne Streif.
         A. Körper nicht zusammenrollbar. 15. Corydia. 16. Phoraspis.
         B. Körper in eine Kugel zusammenrollbar. 17. Perisphaerus.

3. Familie. Mantides.
   I. Die mittlern und hintern Schenkel mit einem häutigen Blatte versehen.
      §. Diese Haut den ganzen Schenkel einnehmend. 18. Hymenopus.
      §§. Diese Haut gegen das Ende des Schenkels stehend.
         A. Augen rund. Kopf in der Mitte mit hornartiger, oft gespaltener Erhöhung. 19. Blepharis. 20. Empusa.
         B. Augen erhaben, fast kegelförmig in eine Spitze auslaufend. Kopf höckerig. 21. Harpax.
   II. Schenkel einfach, ohne Hautanhang.
      §. Kopf in der Mitte mit hornartiger Erhöhung. 22. Oxipilus.
      §§. Kopf wehrlos.
         A. Körper von mittlerer Länge. Hinterleib gegen das hintere Ende mehr oder weniger breiter.
            a. Thorax seitlich bedeutend erweitert. Augen rund. 23. Choeradodis. 24. Epaphrodita.
            b. Thorax kaum erweitert.
               α. Augen erhaben, fast kegelförmig, in eine kleine Spitze auslaufend. 25. Acanthops.
               β. Augen rund. 26. Mantis.

Digitized by Google

B. Körper lang, schmal, fadenförmig; Hinterleib fadenförmig oder am hintern Ende kaum erweitert.
α. Augen rund. 27. Thespis.
β. Augen erhaben, fast kegelförmig, in eine Spitze ausgehend. 28. Schizocephala.

4. Familie. Spectra. (Ein Fußballen zwischen den Klauen.)
I. Drei deutliche Nebenaugen. 29. Phasma.
II. Keine deutlichen Nebenaugen.
§. Flügel oder wenigstens Flügeldecken.
A. Prothorax kurz, nicht halb so lang als der Mesothorax. 30. Cladoxerus. 31. Cyphocrana.
B. Prothorax viel länger als die Hälfte des Mesothorax. 32. Xerosoma. 33. Prisopus.
C. Prothorax in der Länge dem Mesothorax fast gleich. 34. Phyllium.
§§. Körper ganz flügellos, auch ohne Flügeldecken. 35. Bacteria. 36. Bacillus.

Section II. Saltatoria.

1. Familie. Gryllides. 37. Oecanthus.
2. Familie. Locustariae.
I. Lederartige Flügeldecken und häutige Flügel, meist von gewöhnlicher Größe bei beiden Geschlechtern. Diese Flugorgane immer unbedeckt.
§. Die Flügeldecken in Form eines sehr gequetschten Daches, fast horizontal, in der Ruhe einander etwas bedeckend. 38. Gryllacris.
§§. Flügeldecken und Flügel ein mehr oder weniger schiefes Dach bildend.
A. Flügeldecken breit, eiförmig, blattähnlich. Der Nahtrand zugerundet.
a. Prästernum ohne Zähne. 39. Steirodon. 40. Phylloptera. 41. Pseudophyllus *).
b. Prästernum zweizähnig. 42. Pterochroza. 43. Platyphyllum. 44. Hexacentrus.
B. Flügeldecken schmal, der Nahtrand sehr grade.
a. Fühler an der Wurzel behaart. Prästernum zahnlos. 45. Scaphura.
b. Fühler glatt.
1. Stirn sehr erhaben, in Form eines Kegels oder einer Pyramide.
α. Prästernum zahnlos. 46. Copiphora.
β. Prästernum zweizähnig. 47. Conocephalus.
2. Stirn ohne kegelförmige Erhabenheit, meist höckerig, selten glatt.
α. Prästernum zweizähnig.
a. Thorax eselsrückig, ohne deutlichen Seitenkiel, in die Quere gefurcht. 48. Meroncidius. 49. Acanthodis.
b. Thorax seitlich mit einem Kiele, Mittelfeld ganz flach. 50. Locusta. 51. Agraecia. 52. Polyancistrus. 53. Mecopoda.
β. Prästernum zahnlos.
a. Thorax seitlich mehr oder weniger gekielt, Mittelfeld flach.
1. Flügel in der Ruhe nicht über die Flügeldecken reichend. 54. Decticus. 55. Anisoptera. 56. Meconema.
2. Flügel in der Ruhe über die Flügeldecken reichend. 57. Phaneroptera. 58. Xiphidion.
b. Thorax eselsrückig, an der Seite ohne deutlichen fortlaufenden Kiel, quer gefurcht. Kopf lang, vom Thorax gesondert. 59. Exocephala. 60. Listroscelis.

II. Flügeldecken häutig, sowie die Flügel, alle beide, jene wie diese, durch eine außerordentliche Verlängerung des Mesothorax bedeckt. 61. Hyperhomala.
III. Beide Geschlechter fast ungeflügelt, nur mit sehr kurzen Flügeldecken in Form zugerundeter, gewölbter Schuppen versehen.
§. Körper sehr lang, fast linienförmig. 62. Saga.
§§. Körper kurz, dick.
A. Palpen ziemlich dick, die Maxillarpalpen noch einmal so lang als die Labialpalpen. Die Anhängsel des Afters sehr kurz. Füße von gewöhnlicher Länge und Stärke. 63. Bradyporus. 64. Ephippigera.
B. Palpen schmächtig, die Maxillarpalpen sehr groß, drei oder viermal länger, als die Labialen, die Anhänge am After sehr verlängert, so lang oder fast so lang als der Hinterleib. Füße lang, schmächtig. 65. Phalangopsis.

3. Familie. Acridites.
I. Hintere Füße kürzer, schwach, zum Springen nicht besonders geeignet. Hinterleib bei den Männchen sehr aufgeschwollen und blasig, beim Weibchen von gewöhnlicher Gestalt. 66. Pneumora.
II. Hinterfüße länger als der Körper, stark, Springfüße. Hinterleib fest, weder stark angeschwollen, noch blasig.
§. Das vordere Ende des Prästernums bedeckt den Mund nicht. Zwischen den Klauen der Tarsen ein Fußballen.
A. Die vordere Seite des Kopfes ungekielt. Fühler sehr kurz, kegelförmig, höchstens siebengliederig. Der Kopf pyramidal. 67. Proscopia.
B. Die vordere Seite des Kopfs mit vier Längskielen, die mehr oder weniger sichtbar und von denen zwei in der Mitte, einer an jeder Seite. Fühler meist so lang oder länger als Kopf und Thorax vereinigt.
a. Fühler prismatisch, ihre Glieder abgeplattet, ziemlich deutlich.
1. Der Kopf nicht vertikal verlängert, seine Vorderseite eine schiefe oder fast grade Ebene bildend.
α. Prästernum ohne Spitze. 68. Truxalis.
β. Prästernum mit Spitze. 69. Mesopa. 70. Opsomala.
2. Der Kopf vertikal, das Prästernum mit einer Spitze versehen.
α. Maxillarpalpen mit lauter cylindrischen Gliedern. 71. Akicera. 72. Prothetis. 73. Xiphicera. 74. Tropinotus.
β. Die letzten Glieder der Maxillarpalpen sehr schwach, sehr platt, das Endglied breit, zugerundet, spatelförmig. 75. Tryhliophorus.
b. Die Fühler nicht prismatisch, sondern fadenförmig, ihre Glieder cylindrisch oder fast cylindrisch.
I. Prästernum mit einer Spitze.
α. Fühler mit weniger als zwanzig deutlichen Gliedern. 76. Poekilocerus. 77. Phymateus. 78. Petasia. 79. Romalea.
β. Fühler aus mehr als 20, doch undeutlichen Gliedern zusammengesetzt.
1. Der Kopf vertikal, die hintern Schienbeine gegen ihr Ende nicht bedeutend erweitert, oben ohne Rinne. 80. Monachidium. 81. Acridium. 82. Calliptamus. 83. Ommexecha.
2. Der Kopf in einer etwas schiefen Fläche liegend. Die hintern Schienbeine gegen das Ende deutlich erweitert und oben mit einer Rinne versehen. 84. Oxya.
II. Prästernum ohne Spitze. 85. Oedipoda. 86. Podisma.
c. Die Fühler gegen das Ende, wenigstens bei einem Geschlechte, kolbig angeschwollen. 87. Gomphocerus.

*) Hier wieder Endung aus φυλλον in ua und weiter unten 43 dieselbe in um verwandelt!

Digitized by Google

§§. Das vordere Ende des Prästernums in Form einer Halsbinde ausgehöhlt und einen Theil des Mundes umfassend. Kein Fußballen zwischen den Tarsenklauen. 83. Tetrix.

Wir lassen nun die Charakteristik und Beschreibung derjenigen Gattungen folgen, auf welche früher hierher verwiesen wurde.

I. **Oecanthus** (*οἰκεω — ἀνθος*). Die Fühler an der Wurzel sehr genähert, Kopf etwas eiförmig; letztes Palpenglied cylindrisch, Mandibeln nicht sehr stark, am Ende zwei- oder dreizähnig. Thorax oben etwas gewölbt, fast ein langes Viereck bildend, vorn etwas eingezogen. Afteranhänge sehr groß, halb so lang als der Hinterleib. Legestachel (oviscapte) fast so lang als der Hinterleib, fadenförmig, fast grade, gegen das Ende etwas aufwärts gebogen. Hierher:

1. O. **italicus** *Fbr.* (Ent. syst. II, 32 unter Acheta. *Schaeffer*, Icon. Insect. Ratisb. t. 138. f. 4. 5. foem. *Panzer*, Fauna 22 t. 17. mas.). Kenntlich an dem gelblichen Kopf und Brustschilde, den wasserhellen, mit den Flügeln gleichlangen Flügeldecken. Die Fühler sind länger als der Körper, gelblich, der Hinterleib ist schwarz, am Schwanzende stehen zwei haarige Borsten, die vordern Füße sind gelblich, die hintern braun mit stacheligen Schienen, sechs Linien lang, lebt in Italien in Feldern. Die beiden andern a. a. O. aufgeführten Arten sind O bipunctatus (*Degeer*, Mem. III pl. 48. f. 7) und niveus (Ib. pl. 43. f. 6) beide aus Pensylvanien.

II. **Decticus** (*δεκτικος*), die Flügeldecken schmal (mehr oder weniger groß, aber immer wenigstens so lang als der Körper). Der Nahtrand ist sehr grade, (bei dem Männchen mit einem Spiegel, d. h. aderloser Stelle). Sie sind bei allen bekannten Arten auf eigenthümliche Weise gefleckt. Prästernum zahnlos. Thorax an den Seiten deutlich gekielt (die Kiele etwas schiefstehend). Das Mittelfeld sehr flach (nach Vorn schmäler, in der Mitte gekielt, bald in der ganzen Länge, bald nur im untern Theile) der hintere Rand zugerundet, seine Seiten mit einer Ausrandung nahe am obern Seitenkiele. Die Flügel ragen in der Ruhe nicht über die Flügeldecken vor. Die Fühler fein, wenigstens von der Länge des Körpers, in einer tiefen Aushöhlung stehend, an ihrer Einfügung deutlich durch eine gewölbte Anschwellung der Stirn getrennt, das erste Glied derselben dick und kurz, das zweite wenig sichtbar. Kopf groß, vertikal, ganz unbewaffnet, Stirn sehr conver. Mesosternum und Metasternum schwach ausgehöhlt, ihr hinterer Rand tief ausgerandet, die Mitte der Ausrandung eingeschnitten, die Seitenwinkel verlängert, spitzig. Der Legestachel mehr oder weniger lang, mehr oder weniger nach Oben gekrümmt. Die Anhängsel am After stark, borstig, weichhaarig. Das am Hinterleib unten am After stehende Schild (Platte) ist beim Weibchen ausgerandet, am Männchen sehr groß und gabelig. Die Schenkel sind fast gänzlich unbewaffnet, und sowie die Schienbeine von bedeutender Länge. Die Schienbeine sind deutlich mit Dornen besetzt, die hintern haben auf der obern Seite an ihren beiden untern Drittheilen zwei Reihen feiner Dornen. Von der ziemlichen Anzahl Arten führen wir nur folgende an:

1) D. **verrucivorus** *Linné* (Rösel Insectenbelustigungen II. f. 8. 9. *Panzer* Fauna 89. t. 20, 21). Die Warzenheuschrecke, der Warzenfresser. Eine der gemeinsten Heuschreckenarten. Sie ist meist 1½ Zoll lang, grün, auf den Flügeldecken mit schwarzen Flecken. Man trifft sie aber auch sehr abweichend gefärbt an. Das Männchen kommt unter andern mehr oder weniger braun vor, noch mehr aber variirt das Weibchen, theils nach der Farbe, theils nach der Zeichnung. So fand es z. B. Charpentier (Horae entomologicae 124) mit auf der Oberseite orangefarbenem Thorax, übrigens grün. Rösel hat a. a. O. die Lebensweise dieses Insects gnügend nach seinen Beobachtungen beschrieben. Bei der Begattung steigt das Weibchen auf das Männchen. Jenes legt im Herbst, in Löcher in die Erde, in jedes sechs bis acht Eier von länglicher Gestalt und weißgrauer Farbe, welche über Winter dauern und erst im Frühjahr ausschliefen. Die Jungen häuten sich mehrmals, aber sind Anfangs dem Geschlechte nach nicht verschieden gebaut, erst nach der zweiten Häutung erscheint am Weibchen der Legestachel. Das vollkommene Iniect beißt so heftig, daß es (nach Rösel), wenn man es in einen Hut beißen läßt, und diesen rasch wegzieht, der Kopf vom Körper sich trennt. Da es zugleich einen braunen Saft aus dem Munde fließen läßt, so lassen die schwedischen Bauern es in Warzen beißen, um diese auf solche Weise wegzubeizen. Diese Thiere werden von vielen Vögeln verfolgt, haben aber auch innere Feinde an Eingeweidewürmern, namentlich Filarien und an Fliegenlaroen. Überall in Teutschland, Frankreich, Italien, Schweden.

2) D. **griseus** *Fabricius* (*Schaeffer*, Icon. t. 190. f. 1, 2 mas. t. 263. f. 1, 2. Varietät des Männchens mit röthlichem Thorax, t. 62. f. 1—4 und 258. f. 1, 2 Weibchen. *Panzer*, Fauna Locusta denticulata 33. t. 5 Männchen). Der Thorax braun, der Legestachel sichelförmig, schwarz, an der Basis auf den Seiten gelblich, die Flügeldecken braun und graubunt, die Flügel durchsichtig, die Füße grünlich.

Nach Charpentier variirt diese Art bis ins Blaßgelbe, seltener mit oben rostrothem Thorax, die innere Seite der Schenkel, meist weißlich, kommt auch rostroth vor. Derselbe erzählt von ihrer Gefräßigkeit Folgendes: **Exemplum magnae voracitatis et saevitiae impropriam speciem praebuit mas Locustae griseae, quem vivum et intactum per plures hebdomades sub campana vitrea asservaveram et herbis frustibusque sustentaveram. Foeminam deinde ejusdem speciei ei adjungebam, ut nuptias celebrarent. Uxorem destinatam ille maritus statim aggrediebatur et adscendebat, non tori solennium celebrandorum causa, sed — ut conjugem comederet. In tergo foeminae sedens primo oculum, postea dimidiam capitis partem et thoracis cum intestinis in eo inclusis devorabat, ejusque negotii crudelissimi tam cupidus erat ut nec saltu, nec alio motu vulneratae uxoris prohiberetur, quominus ea hoc insolito modo frueretur.** Diese Art findet sich

Digitized by Google

ebenfalls in vielen Gegenden Europa's. Neun bis zehn Linien lang.

3) D. tessellatus *Charpentier* (l. c. p. 121. t. 3. f. 4. foem.). Graubraun, die Flügeldecken faſt durchſcheinend, mit einem Streife ganz ſchwarzer rhomboidaler Flecken gezeichnet. Leib etwa einen Zoll lang. Kommt im ſüdlichen Frankreich und in Portugal vor.

4) D. maculatus *Charpentier* (l. c. 122. t. 3. f. 5. Männchen). Grün, der Thorax flach, niedergebogen, ganz platt, der Kopf höckerig, die Flügeldecken faſt durchſcheinend, ſchwarz gefleckt, die Längsadern ſchwarz, die Queradern hellgrün, das Männchen mit doppeltem Flügelſpiegel. Der erſten Art ſehr ähnlich, aber der Leib wenig über einen Zoll lang. Ward bei Lüneburg gefangen.

III. Opshomala (ὤψ — ὁμαλος). Die hintern Füße länger als der Körper, ſtark, Springfüße. Hinterleib voll (solide), weder aufgeſchwollen, noch blaſig, das vordere Ende des Präſternums bedeckt den Mund nicht, läuft aber in eine ſehr ſtumpfe Spitze aus; zwiſchen den Tarſenklauen ein Fußballen; die Fühler prismatiſch; ihre Glieder ziemlich deutlich, platt, mit Ausnahme der beiden erſten (jeder Fühler in einer Grube ſtehend); der Kopf nicht vertikal, verlängert, Geſicht, ſowie oberer Theil faſt horizontal, Stirn in eine kegelförmige, horizontale Spitze verlängert. Die Augen ſehr groß, eiförmig, ſtark vorſpringend gegen das Kopfende, nahe an den Fühlern ſtehend, Thorax ſchmal, nicht breiter als der Kopf, am vordern Theil oben gewölbt, ungekielt, mit vier Querſtreifen, hinterer Rand gerundet, die Bruſt iſt ziemlich breit, platt, glatt; Flügeldecken und Flügel von der Länge des Hinterleibes; vordere und mittlere Füße von mittler Länge; die hintern Schenkel ſehr verlängert, mittelmäßig angeſchwollen; die hintern Schienbeine kurz, oben mit zwei Reihen Dornen, von welchen die an der Wurzel kürzer, als die gegen das Ende.

Nur eine Art (Ann. d. Sc. l. c. 268) O. viridis, 18 Linien lang. Die obere Seite des Kopfes und Thorax tiefgrün, ſowie die Flügeldecken. Augen ziegelfarbig. Flügel bläulich, mit violettem Schiller. Die Oberſeite des Hinterleibes, ſowie die untere des Afters blutroth. An jeder Seite des Körpers ein weißer Längsſtreif, der von der Fühlergrube ausgeht und bis ans Ende des Thorax reicht. Die untere Körperſeite gelbgrün. Die vordern und mittlern Füße, ſowie die hintern Schenkel tiefgrün, unten gelblich; die hintern Schienbeine roth, mit einem großen grünen Fleck an der Wurzel; die Tarſen roth. Das beſchriebene Exemplar, deſſen Vaterland unbekannt, war ein Männchen.

IV. Ommexecha (ὄμμα — ἔχειν). Die hintern Füße viel länger als der Körper, ſtark, Springfüße. Hinterleib voll (solide), weder angeſchwollen, noch blaſig. Das vordere Ende bedeckt den Mund nicht und iſt mit einer ſehr kleinen Spitze verſehen. Zwiſchen den Tarſenklauen ein (kleiner) Fußballen. Fühler fadenförmig, ihre Glieder zahlreich, cylindriſch, wenig deutlich. Der Kopf vertikal (ſtark, Vordergeſicht ſtark runzelig), die hintern Schienen weder erweitert, nach oben rinnenförmig (hier aber mit zwei Reihen ziemlich ſtarker, ungleicher Dornen beſetzt). Scheitel ſtark erhaben, zwiſchen den Augen ausgehöhlt, vorn ſtachelig. Augen ſehr vorſpringend, kugelig. Thorax runzelig, breit, an den Rändern ſtachelig, hinten zugerundet. Bruſt ſehr breit, Flügeldecken viel kürzer als der Hinterleib, gegen die Mitte ſich plötzlich verſchmälernd und dann in eine ſtumpfe Spitze auslaufend. Die Flügel fehlen ganz oder ſind doch zum Flug untauglich. Körper kurz. Hinterleib dreieckig, in eine Spitze endigend. Füße ziemlich kurz, an der Einfügung weit von einander ſtehend.

Am a. O. iſt nur eine Art, O. viridis, aufgeführt. Einen Zoll lang. Ganz grün, die Augen braun, die hintern Füße haben einen an der Wurzel großen glänzend ſchwarzen Fleck. Vaterland Buenos Ayres.

V. Oedipoda. Dieſer Gattung ward unter ihrem Namen ſchon gedacht und das Wenige angeführt, was Latreille über dieſelbe angegeben hatte. Wir holen nun hier das Genauere nach und bringen die Beſchreibungen der wichtigern Arten bei. Die hintern Füße länger als der Körper, ſtark, Springfüße. Hinterleib voll, weder aufgeſchwollen noch blaſig. Das vordere Ende des Präſternums bedeckt den Mund nicht und iſt ohne Spitze. Ein (ſehr kleiner) Fußballen zwiſchen den Tarſenklauen. Fühler fadenförmig (ihre Glieder zahlreich, cylindriſch, wenig deutlich). Der Kopf ohne deutlichen Stirnvorſprung, ſeine vordere Seite etwas gewölbt, die Kiele deſſelben wenig vortretend, die zwei mittlern etwas von einander getrennt; das Nebenauge (ocellus) deutlich. Der Thorax hat nur in der Mitte ſeiner ganzen Länge nach einen Kiel, die Seitenkiele ſind wenig bemerkbar, auf der vordern Hälfte ſtehen undeutliche Querſtreifen; der hintere Rand iſt an den Seiten dreieckig abgeſchnitten, der mittlere Winkel ziemlich ſpitzig; der vordere Rand iſt etwas buchtig, ſeine Mitte tritt ein Wenig über den Kopf. Flügeldecken und Flügel ſind von gewöhnlicher Länge. Die hintern Schienbeine ſind oben (mit Ausnahme der Wurzel) mit zwei Reihen dicht ſtehender Dornen beſetzt. Die Arten, unter denen einige durch ſchön gefärbte Flügel ausgezeichnet, zerfallen in zwei Abtheilungen: Div. I. Die Seitenkiele des Bruſtſtücks (Thorax) wenig deutlich, grade oder doch faſt grade.

1) O. migratoria *Linné* (Röſel a. a. O. t. 24. *Schaeffer*, Icon. t. 141. f. 4. 5. foem. Var. Gryllus cinerascens, *Fabr.* Ent. syst. II, 59). Die bekannte Wanderheuſchrecke, über deren Verwüſtungen der Artikel Heuſchrecken zu vergleichen. Sie wird über 2½ Zoll lang, iſt meiſt grün, mit dunklen Flecken, die Mandibeln ſchwarz, die Flügeldecken hellbraun, ſchwarz gefleckt, der Rückenkiel etwas erhaben. Nach Charpentier (l. c. 133) ſind die Schienbeine bald blaßgelblich, bald ziegelfarbig, bald rothbraun. Die hintern Schenkel ſind unten grün oder ſchwarzblau. Nach Röſels Angabe ſtecken die Eier in einer eigenen kapſelähnlichen, doch formloſen Umhüllung. Weit verbreitet in Afrika, Aſien, Europa.

2) O. flava *Fabricius* (*Degeer*, Memoir. III. t. 41. f. 5). Die gelben Flügel mit einer ſchwarzen Binde und graulicher Spitze. Fühler kurz, gelblich. Stirn mit

Digitized by Google

zwei gelben Linien, auf dem Thorax ein weißes Kreuz, die Flügeldecken braun, an der Wurzel mit abwechselnder weißlicher Binde, an der Spitze graulich. Die hintern Schienbeine blutroth. Nach Fabricius ist das Vaterland Amerika, nach Annal. (l. c. p. 288) aber das Cap der guten Hoffnung.

3) O. nigrofasciata *Latreille* (Acrydium flavum *Olivier*. *Stoll*, Sauterelles. pl. 12 b. f. 44). Braun oder grün, Thorax mit zwei braunen Seitenbinden, in welchen vier convergirende weiße Linien, die Flügeldecken sind durchscheinend, an der Wurzel mit großen, an der Spitze mit kleinen braunen Flecken; die Flügel sind an der Wurzel gelb, haben in der Mitte eine breite schwarze Binde und sind an der Spitze, die mitunter braungefleckt, durchscheinend. Die Schienbeine sind an der Spitze breit blutroth. Im Walliserland, in der Schweiz, im südlichen Frankreich, in Italien.

4) O. thalassina *Fabricius* (Aeridium strepens *Latreille* mas. A. thalassinum *id.* foem. *Charpentier* l. c. t. 4. f. 3. mas. t. 2. f. 6. foem.). Thorax am Männchen braun, am Weibchen grün; die Flügeldecken braun gefleckt, mit verwaschenem Hinterrand, am Weibchen (seltener am Männchen) ist die vordere Flügelrippe kurz, breit grün gefärbt; die Flügel sind grünlich; die Schienbeine an der Wurzel weiß, braun geringelt, an der Spitze breit roth gefärbt. Sehr, besonders nach dem Geschlechte, variirend. Eine seltene Abänderung des Männchens sah Charpentier, welche nach Farbe und Zeichen dem Weibchen ganz ähnlich war. Die Größe dieses Insects ist etwa Zolllänge. Es findet sich in Italien, in der Schweiz und Frankreich.

5) O. caerulans *Fabricius* (Rösel a. a. O. t. 22. f. 3). Die Flügeldecken graulich, mit deutlichen schwarzen Flecken bestreut, welche gegen die Wurzel gleichsam in eine Binde zusammenfließen; die Flügel an der schwächern Seite blaulich. Nach Charpentier (l. c. p. 143) wird das Weibchen dieser Art sehr groß, sodaß es die meisten europäischen Arten an Größe übertrifft, doch wird es nicht so groß als O. migratoria. Im südlichen Europa.

6) O. caerulescens *Linné* (Rösel a. a. O. II. t. 21 f. 5. mas. 4. 7 foem. et var. *Panzer*, Fauna. 87. t. 12. foem.). Braun, grau, oder röthlich, die Flügeldecken mit zwei dunklern Binden und dergleichen Flecken gegen die Spitze hin, die Flügel blaugrün, gegen die glashelle Spitze und dieser mehr genähert, mit einer schwarzen gebogenen Binde, bei beiden Geschlechtern. Meist zolllang. In Teutschland, Frankreich ꝛc. häufig auf dürren Bergwiesen.

7) O. germanica *Charpentier* (l. c. 147. Gr. italicus *Fabr.* encl. Syn. ex Linnaeo et Roeselio. *Geoffroy*, Insect. d. Paris I, 393. Le Criquet à ailes rouges. Aeridium stridulum *Olivier*. *Ahrens* Fauna. I. t. 15. Gr. fasciatus. Gr. miniatus *Pallas*. Gr. cherusus *Petagna*. t. X. f. 19). Ziegelfarben und [illegible] Thorax gekielt, einfurchig, rauh; die Flügel[illegible] mit zwei dunklern Binden und einer weniger deutlichen gegen die Flügel; die Spitze mennigroth, gegen die glashelle Spitze mit einer gebogenen schwarzen Binde; die hintern Schienbeine braun, an der Wurzel weiß geringelt. Von der Größe der vorigen Art. In Italien, Dalmatien, um Paris und in der Schweiz und in manchen Gegenden Teutschlands (auf der Rhön).

8) O. stridula *Linné* (*Schaeffer*, Icones t. 27. f. 10. 11. mas. t. 269. f. 5. 6. foem. Rösel a. a. O. t. 21. f. 1. 2. mas. 3. foem. *Panzer* l. c. t. 12. mas.). Unterscheidet sich von der vorigen sehr ähnlichen Art durch die dunkler rothen, an der Spitze schwarzen Flügel. Die Farbe wechselt sonst vom Hellrostfarbenen bis ins Braunschwarze. Die Männchen haben die hintern Schienbeine schwarz oder dunkelbraun, mit einem blassen oder weißen Ring an der Wurzel. Diese Art findet sich an manchen Orten in Teutschland, Frankreich, in den Pyrenäen, in Schweden. Von der Größe der vorigen Art, das Männchen meist 8, das Weibchen 12 — 14 Linien lang.

Div. II. Die Seitenkiele des Thorax deutlicher, bogig, oft einen gegen die Mitte vortretenden Winkel bildend.

9) O. grossa *Linné* (Rösel a. a. O. t. 22. f. 1. 2. *Panzer* l. c. 33. t. 7. (die Hinterschenkel falsch colorirt). *Stoll* l. c. t. 23. b. f. 89. Gr. germanicus. Gr. triangularis et grossus *Linné* ed. *Gmel.*) Grünlich, die Flügeldecken beim Männchen länger als der Hinterleib, beim Weibchen ebenso lang, am äußern Rande vorn bei beiden Geschlechtern gelb, die hintern Schienbeine unten roth, die Knie schwarz. Das Weibchen erscheint mitunter ganz mit Purpurfarbe überlaufen. Die untere Seite der Schienbeine zieht mehr ins Ziegel- und Mennigrothe als ins Blutrothe, mitunter aber fehlt diese rothe Farbe und sie sind ganz gelb. Lebt bei Paris, in verschiedenen Gegenden Europas, Teutschlands, nach Zetterstedt auch in Lappland. 12—15 Linien lang.

10) O. biguttula (Rösel a. a. O. t. 20. f. 6. foem.). Braun, am Thorax an jeder Seite eine schwarze Linie, die Flügeldecken grau, mit dunklern Flecken und einer schrägen, weißlichen Linie gegen die Spitze, die Füße lang behaart.

Zetterstedt (Fauna Insectorum Lapponica I, 449) führt von dieser Art folgende Varietäten an:

a) Männchen und Weibchen in Begattung gefangen. Die Füße dunkelziegelfarben, braun gefleckt, die Schenkel unten, sowie Bauch und After gelblich.

b) Ebenso. After breit, blutroth, ebenso die hintern Schenkel, sammt den Schienen auf der untern Seite.

c) Ebenso. Die Farbe dunkel, braun, fast ungefleckt; auf dem Rücken des Hinterleibes ein rother Fleck; Bauch und die hintern Schenkel unten gelblich.

Charpentier sagt von dieser merkwürdigen Art noch Folgendes: Elytra maris plerumque minus colorata sunt, quam foeminarum, quarum elytra interdum strigam habent marginalem albam, qua mares semper carent. Peripheriam plane a foeminarum elytrorum forma diversam habent: sunt enim latiora, breviora, et in margine antico a basi ad tres partes longitudinis quodam modo dilatata. — Color

Digitized by Google

elytrorum maris semper est aqueus, nervis et maculis nonnullis fuscis, rarissime elytra parte postica viridia vel subrufa sunt. Foeminae vero elytrorum partem posticam seu dorsalem saepissime (sicuti totum corpus) habent viridem, vel rosaceam, vel sanguineam. — Mares a congeneribus et praecipue a Gryllo molli distinguuntur seriebus cellularum seu conclavibus elytrorum primis duobus ad marginem anticum: haec cellulas habent caeteris longe majores et nitentes, cum reliquae minores sint et non nitentes. Cellulae ipsae conclavium primorum aequales magnitudine sunt.

In Teutschland, Frankreich, Schweden, sogar in Lappland einheimisch. Das Männchen sechs bis sieben, das Weibchen acht bis neun Linien lang. Auf trocknen Wiesen.

Was schließlich die Literatur dieser Insectenordnung betrifft, so ist sie nicht umfangreich, denn es existiren nur wenige eigene Werke, indessen müssen einige allgemeine hier mit aufgeführt werden, indem sie besonders wichtige Aufschlüsse oder Abbildungen ꝛc. enthalten.

Ahrens, Fauna Insectorum Europae. (Halae seit 1821. 12.) *Charpentier*, Horae entomologicae. (Vratisl. 1825. 4. m. Abb.) *Hagenbach*, Symbolae faunae insectorum Helvetiae. (Basil. 1822.) *Palisot de Beauvois*, Insectes recueillies en Afrique etc. (Paris 1805. fol.) *Panzer*, Fauna Insectorum Germaniae. (Norimb. seit 1795. 12.) *Philippi*, Orthoptera berolinensia. (Berol. 1830. 4. m. Abb. neuer Arten.) Röſels Insectenbelustigungen. (Nürnberg 1746 fg. 4. der zweite Theil.) *Stoll*, Representation des Spectres, Mantes, Sauterelles etc. (Amstel. 1780. 4. vol. II.) *Zetterstedt*, Orthoptera suecica. (Lund. 1821.) *Ej.* Fauna Insectorum Lapponica. (Hamm 1828. T. I.)

(D. *Thon.*)

Orthopyxis *B. P.*, ſ. Mnium.

Orthorhina, ſ. Notodonta.

Orthorhinia *Boisdural*, ſ. Notodonta.

ORTHORHINUS (Insecta). Eine von Schönherr (Curculionidum dispositio methodica 1826. p. 223) aufgeſtellte Gattung der Rüſſelkäfer, aus Rhynchaenus *Fabr.* geſondert, zur Diviſion Erirhinides der Legion Mecorhynchi in der Ordnung Gonatoceri gehörig. Als Kennzeichen ſind angegeben: Die Fühler reichen über die Mitte des Thorax, ſind dünn, das erſte Glied lang, faſt linienförmig, das zweite und dritte verkehrt kegelförmig, das vierte bis achte kurz, an der Spitze abgeſtutzt, die Keule länglich eiförmig. Der Rüſſel iſt lang, nach Unten gebogen, perpendikulär, cylindriſch, ganz grade. Augen klein, eiförmig, platt, in der Stirn einander etwas genähert. Thorax lang, an der Spitze zuſammengeſchnürt, vorn in der Mitte etwas vorgezogen. Das kleine Schildchen iſt deutlich. Die länglichen Flügeldecken ſind gegen die Spitze ſchwielig. Die vordern Füße ſind etwas verlängert. Die Schienen zuſammengedrückt, an der Spitze hakig. Typus der Gattung iſt Rhynchaenus cylindrirostris *Fabr.* und einzige Art.

(D. *Thon.*)

ORTHORHYNCHUS (Aves), Fliegenvogel. Unter dieſer Benennung trennte Lacépède diejenigen Arten Trochilus von dieſer Gattung, welche einen graden Schnabel hatten. Briſſon hatte früher den Namen Mellisuga gebraucht. Jenen Namen und die Gattung hat auch Cuvier (Règne animal ed. 2) beibehalten. Leſſon verwandelte denſelben ganz ohne Noth in Ornismya. Von dem eigentlichen Trochilus (ſiehe Trochilidae) unterſcheiden ſich die Fliegenvögel durch Nichts als den graden Schnabel, ein Kennzeichen, welches noch überdies durch ſchwache Biegung dieſes Organs zu jener Gattung überführt. Mehre Ornithologen haben daher die Gattung nicht anerkannt, ſondern mit Trochilus verbunden gelaſſen, wie der Prinz von Neuwied (Beiträge zur Naturgeſch. von Braſilien. II.), andere, wie z. B. Boie, Swainſon, Bonaparte, haben letztere in eine Menge Untergattungen zerfällt, bei denen nicht blos auf den Schnabel, ſondern auch auf andere Merkmale Rückſicht genommen iſt. Leſſon zerfällte auch ſeine Gattung Ornismya in ſeiner durch die herrlichſten Kupfer ausgezeichneten Monographie: Histoire naturelle des Oiseaux-Mouches (Paris 1829, mit 85 illum. Kupf.), in die Tribus Cynanthus (*Swainson*), Phaedornis (*id.*), Platurus, Lampornis (*Swains.*), Lophornis, Campilopterus (*Swains.*). In der Fortſetzung dieſer Monographie: Histoire naturelle des Colibris, suivi d'un supplement à l'histoire naturelle des Oiseaux-Mouches (Paris 1831, mit 54 Kupf.) geſchah des Syſtematiſchen keine Erwähnung. Dagegen iſt im zweiten Supplement: Les Trochilidées ou les Colibris et les Oiseaux-Mouches suivis d'un index général (Paris 1833, m. 66 Kupf.), eine Überſicht der ganzen Gattung Trochilus *Linné* gegeben, bei welcher jedoch Orthorhynchus oder Ornismya nicht mehr beſonders erſcheint, ſondern in eine Menge Gattungen unter dem Namen Sectionen zerfällt iſt, die mit denjenigen, welche einen gebogenen Schnabel haben, vereinigt ſind, ſodaß ſogar die letztern faſt in der Mitte der gradſchnäbeligen ſtehen. Bonaparte (Isis XXI) läßt Mellisuga beſtehen, zerfällt in Untergattungen. In der demnächſt folgenden Überſicht haben wir uns ganz an Leſſon gehalten und die merkwürdigſten Arten genauer geſchildert. Von denen, welche eigentlich gekrümmte Schnäbel haben, wird bei Trochilidae die Rede ſein. Hinſichtlich der Synonymie ſind wir ebenfalls größtentheils Leſſon gefolgt. Hier aber dürfte noch viel nachzutragen ſein, einmal indem dieſer Autor an ſich kein zuverläſſiger iſt, und dann am meiſten deshalb, weil dieſe Vögelchen bis jetzt zu wenig in der Natur beobachtet worden ſind, um genau wiſſen zu können, welche der als Arten beſchriebenen Vögel wirklich als ſolche zu betrachten, oder ob ſie vielleicht nur Geſchlechts- und Altersabänderungen, oder ob wol gar ihr Federkleid, wie bei manchen andern Vögeln ſich nach der Jahreszeit richtet. In der That mögen, wie es ſcheint, manche ein Hochzeitkleid annehmen, und dahin dürften wol meiſt diejenigen gehören, welche Leſſon als males très adultes beſchreibt. Viele als junge Männchen beſchriebene Arten ſind wol Weibchen, diejenigen, welche Leſſon als jeunes prenans la livrée des adultes bezeichnet, ſind vielleicht nur ſolche, welche eben das Hochzeitkleid anlegen. Nach dem, was man von ge-

Digitized by Google

nauer beobachteten weiß, scheint es, daß die Ausfärbung schon im zweiten Jahre statthat.

Die Fliegenvögel sind sämmtlich auf Amerika beschränkt, die meisten leben im südlichen, nur ein Paar Arten gehen weiter hinauf. Ihr eigentlicher Aufenthalt sind immer nur blumenreiche Gegenden, namentlich lieben sie alle röhren- oder trichterförmige Blüthen, aus denen sie vielleicht eben die reichste Nahrung schöpfen können. Diese bestehe, behauptete man früher, nur aus Honig — indessen hat schon Wilson (American Ornithology) früher dargethan, daß diese Vögelchen Insectenfänger sind; der Prinz von Neuwied hat in neuerer Zeit durch Zergliederung der Zunge derselben nachgewiesen, daß der Bau derselben ganz dem der Spechtzunge analog, daher auch auf gleiche Nahrung schließen läßt. Lesson hat von diesem Baue schöne Abbildungen geliefert. Die beiden Äste der Zungenwurzel liegen, wie bei den Spechten, über dem Schädel bis auf die Stirn vorreichend. Audubon behauptet sogar, daß sie Insecten im Fluge fangen, was bei dem schmalen Schnabel dieser Vögel nur einem solchen Beobachter zu glauben. Indessen sind sie, gleich den Schwalben gar sehr zum Fluge gebaut, den man reißend schnell nennen kann. Was die Fortpflanzung betrifft, so leben sie in Monogomie. Viele bauen ein kunstvolles Nestchen und die Gattungen dürften auch im Nestbaue charakterisirt sein, wenn dieser erst von mehren Arten bekannt ist; wenigstens finden sich nicht unbedeutende Abänderungen in Stellung und Material. Nach den Angaben eines Beobachters, der jedoch die Species nicht genauer bezeichnet, ward ein Nest um so mehr von den Ältern erröbet, jemehr die Jungen in die Höhe wuchsen. Nach allen Angaben legen sie nur zwei Eier, machen aber wol zwei, vielleicht mehr Bruten. Vergl. Trochilidae.

1. Section. (Les Patagons *Lesson*. Trochil. IV.) Der Schwanz lang, tief gabelig gespalten, der Schnabel rund, lang, ganz grade, an der Spitze angeschwollen. Das Gefieder von bräunlicher, unscheinbarer Färbung.

1) O. gigas (*Vieillot*, Gallerie. pl. 180. Jardine Humming birds. II, 50. t. 3. Ornismyia tristis, *Lesson* Ois. mouches. 43. t. 3). Männchen. Kopf, Rücken, die untern und kleinern Flügeldeckfedern braungrün, mit grünem Glanze, der untere Theil lichtröthlich mit dunklerer Mischung, an den Seiten mit grünlichen Schattirungen; die Federn an der Wurzel tiefer gefärbt, mit lichtern Spitzen, daher die Farbe an Brust und Bauch als wellig erscheint. Die Federn am Halse, obgleich ohne Glanz, haben doch ganz die Bildung wie bei andern Arten. Die Flügel ragen etwas über den Schwanz hinaus und sind mit den Spitzen etwas aufwärts gekrümmt, ihre Farbe ist einförmig braun violet. Der zehnfederige Schwanz ist bräunlich mit goldgrünem Schiller. Am Weibchen (und Jungen?) sind die Federn der obern Theile und die Deckfedern blaßröthlich gerandet, die an Brust und Bauch weiß gefleckt, die After- und untern Schwanzdeckfedern sind rein weiß. (Vieillots Abbildung zeigt die Spitzen der Schwung- und Steuerfedern mit weißem Endfleck.) Vaterland die Wälder des innern Chili von Auracanas bis an den Fuß der Anden, aber nicht in Brasilien.

2. Section (Campilopterus *Swainson*. *Lesson* l. c. V). Die ersten Schwungfedern haben breite, platte, knieförmig gebogene Schäfte, wodurch die Flügel eine gabelförmige Gestalt erhalten, Kopf ohne Haube, der Schnabel mit ganz schwacher Biegung.

A. Schwanz sehr lang, tief gabelig. (Campylopteres hirondelles *Lesson*.)

2) O. macrourus *Gmelin*, *Linné* (*Vieillot*, Diet. d'hist. nat. VII, 366. Oiseau-mouche à tête bleu, *Vieill.* Ois. dorés. pl. 60 [Schwanz übermäßig lang!]. Trochilus forficatus? *Latham*. Gainombi tertia spec. *Marcgrave*. Colibri vert à longue queue, *Edwards* I. pl. 33. Mellisuga cayennensis cauda bifurca, *Brisson* III. pl. 36. f. 9. T. macr. *Shaw*. Misc. VII. pl. 222. O. hirundinacea *Lesson* Ois.-mouch. pl. 25. mas. Colibri, Suppl. pl. 39. mas adult.). Die ganze Länge etwa sieben Zoll, davon der Schwanz allein fast vier Zoll. Der letztere schwarz, aber mit blauen, unten mit starkem stahlblauem Glanze. Die obern Schwanzdeckfedern blau mit kupferrothem Schiller, die untern eisenblau grün schillernd. Die Flügel sind hellbraun, mit leichtem Purpurschiller. Schnabel und Füße schwarz, an der gespaltenen Zungenspitze stehen sehr bemerkbare Wärzchen gleichsam kammförmig. Kopf, der Hals bis an die Brust zeigen das glänzendste Blauviolet, erscheinen aber oft schwarz, indem die Federn an der Wurzel schwarz und nur an der Spitze blau violet sind. Schultern, Rücken und Steiß sind braun goldgrün, mit stahlblauem Schiller. Bauch, Seiten, Unterbrust und die untern Flügeldeckfedern sind von einem glänzenden Grünblau. Die Federn an dem After und an den Füßen sind rein weiß. Diese Beschreibung nach dem vollkommen erwachsenen Männchen; das erwachsene beschreibt Lesson (a. a. O.) etwas abweichend. Die Länge nur sechs Zoll (nach ausgestopften Exemplaren!), Schnabel und Füße schwarzbraun, Flügel bedecken $\frac{2}{3}$ des Schwanzes und sind braun violet. Ein glänzendes Blau mit violettem oder kupferrothem Schiller bedeckt den Kopf und den hintern Theil des Halses bis auf den Mantel, sowie die Wangen, die Kehlseiten und die Kehle selbst bis zur Brust. Jenes Blau schillert hinten grün, vorn aber wie Kupferlasur (cuivre carbonaté) und nimmt in der Mitte jeder schuppigen Feder ein sammetartiges Matt an. Rücken, Steiß, Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes, die untern der Flügel, die Brust, der Oberbauch sind tief goldgrün glänzend mit mattbrauner Mischung. Die obern Deckfedern des Schwanzes schillern stark kupferig, die untern stahlblau. Der Unterbauch, die Afergegend sind weiß. Der Schwanz ist zehnfederig, stahlblau; jede Feder läuft in eine leicht gekrümmte Spitze aus und hat innen einen breiten, außen nur einen schmalen Bart. — Die Färbung des Weibchens ist noch unbekannt, die Jungen haben weniger glänzende Farben und einen kurzen Schwanz.

B. Schwanz von mittlerer Größe, gleich abgestutzt. (Campyloptères vrais. *Less.*)

Digitized by Google

3) O. campylopterus *Gml.* (Trochilus latipennis, *Latham*, *Shaw*. Trochilus cinereus, *Latham*. Oiseau-mouche à large tuyau *Buff.* enl. 672. f. 2. *Vieill.* Ois. d'or. pl. 21. Colibri à ventre cendré. pl. 5. Troch. campylopterus, *Valenciennes* Dict. sc. n. t. 35. *Drapiez*, Dict. class. IV. Troch. latipennis *Swainson* Zool. Ill. 130 mas. 131 foem. Ornism. latipennis *Lesson* Ois. m. pl. 34). Von starkem Baue, fünf Zoll, einige Linien lang; der Schnabel stark, schwach gebogen, Oberkiefer schwarz, unterer schmutzig gelb; die Füße hellbraun. Ein schillerndes Goldgrün bedeckt Kopf, Hals, den Körper, den Steiß, die kleinen Flügelfedern und die Oberseite der beiden mittlern Steuerfedern; eine aschgraue Farbe zieht sich vom Kinn über den Hals, Bauch bis zu den untern Schwanzdeckfedern, und nur in den Seiten finden sich grüne Mischungen. Die Schwungfedern sind einfach purpurbraun, sie reichen bis ans Ende des Schwanzes, doch nicht immer (Fehler beim Ausstopfen?!). Die zwei der mittlern nächsten Steuerfedern des Schwanzes sind an der Wurzel goldgrün, schwarz am Ende, mit weißer äußerer Spitze; die übrigen sechs sind an der untern Hälfte mattschwarz, an der Endhälfte weiß. Nach Swainson hatte nur das Männchen solche erweiterte Schwungfederschäfte. Übrigens weichen Männchen und Weibchen in der Färbung nicht ab. Färbungen mit mehr Kupferglanz auf dem Rücken, mehr oder minder lichterm Grau, gehören vielleicht verschiedenen Altersperioden. Vaterland Guiana.

4) O. Pampa *Lesson* (Colibris Suppl. pl. 15). Das erwachsene Männchen fünf Zoll lang, der braune Schnabel stark, sehr schwach gebogen, die gelblichen Tarsen bis an die Zehen befiedert, die drei ersten Schwungfedern mit breiten Schaften, Flügel bis ans Ende des staffelförmigen Schwanzes reichend. Der Kopf oben mit azurblauer Haube, das Gefieder übrigens tiefgrün mit Goldglanz besonders auf den Schultern und mittlern Schwungfedern. Die ganze Unterseite vom Kinne bis zu den mit Rostroth gemischten untern Deckfedern rauchgrau, der Bauch weiß, die Flügel braun purpurn, die seitlichen Steuerfedern bronzeschwarz. Im Innern von la Plata.

5) O. ensipennis *Swainson* (Zool. Ill. t. 107. *Lesson* Ois. m. pl. 35. nach Swainson. Trochilidae pl. 46 erwachsenes Männchen, pl. 47 junges Männchen. *Jardine* hum. B. I. pl. 34. Campylopterus latipennis *). Die drei ersten Schwungfedern erweitert, besonders die erste stark und dabei knieförmig gebogen. Flügel purpurbraun, fast so lang als der Schwanz, der fast ganz grade abgeschnitten. Die Tarsen bräunlich, der Schnabel schwarz, von mittlerer Länge (zehn bis eilf Linien), die ganze Länge des Vogels fünf Zoll. Das ganze Gefieder rein-, sehr glänzend smaragdgrün, nur die Kehle azurblau ins Indigblaue übergehend, nach den Seiten und nach dem Halse zu verlöschend. Die Federn dieses Schildes nicht wie an andern Arten schuppenförmig. Die vier mittlern Steuerfedern grünschwarz goldglänzend, die drei seitlichen an der Wurzel tiefschwarz, übrigens weiß. So das erwachsene Männchen. Das junge Männchen ist nicht so dunkel gefärbt, die beiden mittlern Schwanzfedern sind goldgrün, die zwei seitlichen schwarz und weiß, die äußersten an der Wurzel schwarzviolet, übrigens weiß. Die Ohrfedern sind schwarz, unten mit einem rein weißen Striche, welcher vom Schnabelwinkel anfängt. Die Kehle bräunlich, auf dem Halse vorn reingrüne und azurblaue Schuppen. Der ganze Unterkörper graubräunlich, jede Feder goldgrün gerandet. Die Seiten und die Halsseiten goldgrün. Die untern Schwanzdeckfedern metallgrün. Vaterland nach Lesson Jamaika und Trinidad, nach Jardine Tabago.

6) O. cirrholoris *Vieillot* (Dict. d'hist. nat. Encycl. meth. Ornismyia simplex *Lesson*, Ois. m. pl. 33. Colibr. suppl. pl. 6. Var. alb. maculat.). Männchen (Jardine hält diese Art für ein Weibchen, dessen Männchen noch unten kommt) 4½ Zoll lang, die Flügel so lang als der Schwanz, der grade abgeschnitten, Füße braun, Schnabel schwarz, Tarsenfedern weißlich. Das Gefieder besonders an den obern Theilen vom Kopfe bis zum Steiße tief bräunlichgrün, mit wenig goldgrünem Schiller. Die Farben der Kehle, der Brust und des Bauches sind tiefgrau und mit wenig glänzendem Goldgrün gemischt. Die Seiten sind tiefschwärzlichgrün, die untern Deckfedern des Schwanzes sind graulichweiß, sowie die Federn um die Aftergegend. Die Flügel sind tief purpurbraun, die Steuerfedern einfarbig violetbraun. Vaterland Brasilien.

Eine Varietät war oben goldgrün, unten braun, mit weißen Flecken an Kopf und Hals.

Lesson citirt in seiner Synopsis zu dieser Art mit einem ? Trochilus campylostylus Lichtenstein Verzeichniß der berl. Doubl. n. 115. „Similis campylopteri, quod picturam et remigum formam, sed minor *cauda aequali*, rectricibus omnibus concoloribus."

7) O. lazulus *Vieillot* (Encyclopédie II, 557. Galerie pl. 179. Troch. falcatus, *Swainson* Ill. pl. 83. *Lesson* Ois. m. pl. 36). Dieser Vogel gehört, sowie der O. ensipennis, wenn man nur auf den Schnabel Rücksicht nimmt, eher den Colibris an, indem derselbe ziemlich gebogen ist. Die ganze Länge beträgt fast vier Zoll. Der einen Zoll lange Schnabel ist schwarz, die Flügel sind länger als der Schwanz, die Schafte der erstern Schwungfedern sind hier breiter als an den andern Arten, und Swainson glaubt, daß nur die Männchen solchen Bau haben. Von dem Schnabelwinkel zieht sich ein schwarzer Streif nach dem Ohr, ein goldenes und metallisches Schwarzgrün herrscht auf Kopf, Hals, Rücken und Steiß, und ist glänzender an den Seiten des Halses. Die Ohrfedern sind blaugrün.

*) Jardine citirt hier Swainsons taf. 107, welche doch ensipennis unterschrieben und Lesson taf. 35., welche doch denselben, aber nicht den unter Nr. 3 beschriebenen Vogel darstellt. In der Synopsis häuft er zu seinem latipennis außer diesen Citaten noch *Lesson* pl. 46. Troch., wo ensipennis abgebildet ist. Vielleicht daß er diesen als Männchen, latipennis als Weibchen annimmt, worüber indessen nichts bemerkt ist, indem er das Weibchen seines latipennis beschreibt „female, beneath grey, without the gorget," was allerdings auf unsere Nr. 3 paßt.

Digitized by Google

Kehle und Vorderhals sind violetblau mit Purpurschiller, der an der Brust grünlich wird, indem er sich mit dem Grün an den Halsseiten mischt. Alle diese so glänzenden Federn haben eine schuppenförmige Gestalt. Der Bauch ist goldgrün bis auf zwei reinweiße Federbündel, welche die Wurzel der Schenkel umgeben. Der zugerundete Schwanz besteht aus lebhaft zimmtrothen, am Ende schwarz gesäumten Federn mit Ausnahme der beiden mittlern, welche oben goldgrün. Das Vaterland ist unbekannt.

III. Section. Schwanz von mittlerer Länge, gleich abgestutzt oder ausgerandet, Schnabel etwas gekrümmt, Formen kräftig. (Les Sériéeux. Lesson, der in dieser Abtheilung einen Colibri T. auratus und seinen hier nachfolgenden Ornismyia vereinigt, citirt als dieser Abtheilung entsprechend Boie's Gattung Eulampis (die er Culampio schreibt!); zu den Kennzeichen der letztern gehört aber ein stark gebogener Schnabel, da sie überdies den Übergang zu Cianyris machen soll, Lessons Abbildung vom O. lugubris zeigt aber einen ziemlich graden Schnabel, wie ihn auch Max. von Wied angibt. S. folg.

8) O. ater *Max. v. Wied* (Reise nach Brasilien. I, 366 und II, 136. Beiträge zur Naturgesch. v. Bras. IV, 52. Troch. fuscus (jung) *Vieillot*. Tr. niger *Swainson* Illustr. pl. 82 (bona). Tr. atratus *Lichtenst.* Berl. Doub. p. 14. Colibri leucopygius *Spix* Av. Bras. t. 81. f. 3 (mala). Ornism. lugubris *Lesson* Ois. m. pl. 38 mas. pl. 39 foem. (jung) letzte Abb.). Männchen. Schnabel stark, ziemlich dick, beinahe grade, Füßchen sehr klein, Oberschenkel mit Federhosen, Flügel erreichen ziemlich das Ende des Schwanzes, der zehnfederig, in der Mitte etwas ausgerandet ist. Schnabel schwarz, Beine schwärzlichbraun, Kopf, Hals, Brust, Oberrücken sammtschwarz, dunkel stahlblau schimmernd, Bauch und Steiß dunkelschwärzlich, stärker stahlblau glänzend, Schwungfedern dunkelschwärzlich graubraun, etwas violet schillernd, Seiten des Leibes unter den Flügeln, Hinterseite der Schenkel und Aftergegend weiß, Vorderseite der Schenkel schwarz, zwei mittlere Schwanzfedern dunkel stahlgrün, stahlblau schillernd, die übrigen rein weiß, mit 2½ Linien breiten schön violetblauen Spitzenrändern. Länge 5 Zoll, der Schnabel 8¾ Linien. Nach Wied ist das Weibchen bis auf den geringern Glanz wenig vom Männchen verschieden aber nur 4 Zoll 5½ Linien lang. Was Lesson als Weibchen beschreibt und abbildet, ist nach Wieds Beschreibung der junge Vogel. An diesem ist die schwarze Farbe überall nur unrein und bräunlich überlaufen, die Federn wenig glänzend, die Kehle ist rothbraun und über ihre Mitte läuft, vom Kinnwinkel an, ein schwarzer Längsstreifen; den äußern Schwanzfedern fehlt der schwarze Spitzensaum fast gänzlich, die Federn des Unterrückens sind rostroth gerandet, die der Brust und des Bauches haben weißliche Ränder.

Nach Wied ist dieser Vogel einer der scheuesten und hochfliegendsten, in den Urwäldern von Brasilien einheimisch, sich aber gern nach den Pflanzungen ziehend, wo er die Orangen, Popaya, Gayaria und andere Baumblüthen aufsucht. Das Nestchen dieser Art ward Anfangs Januars an der Waldstraße von Ilhéos durch die Urwälder auf einem etwa vier Fuß hohen Baume gefunden. Ein großes schmales längliches Blatt trug dieses niedliche, aus gelbröthlicher Pflanzenwolle dicht zusammengefilzte kleine flache Nestchen, das blos mit Wolle an die Oberfläche des Blattes geheftet war. Die Vertiefung des Nestes, sowie sein ganzer Umfang waren bedeutend für die Größe des Vogels. Zwei völlig nackte Junge befanden sich darin, an welchen große dicke Maden dergestalt umherkrochen, daß sie die Vögel öfters beinahe verbargen. Man sagte dem Prinzen, daß diese Maden häufig an diesen jungen Vögeln vorkämen. Bei Annäherung sperrten die Vögelchen sogleich den Schnabel auf, die Alten flatterten ängstlich umher.

IV. Section. Der Schnabel mit starken, dichten Zähnen versehen. (Ramphodon *Lesson*, Heliotryx *Boie* theilweise.)

A. Der Schnabel lang, prismatisch, grade, an der Basis erweitert, an der Spitze hakig, der Schwanz zugerundet, etwas staffelförmig.

9) O. naevius *Dumont* (Dict. de Sc. nat. t. X. p. 55. *Vieillot* Encycl. *Temminck* pl. col. 120. f. 3. *Drapiez*, Dict. class. d'hist. nat. IV, 320. Trochilus squamosus *Lichtenst.* Berl. Doub. p. 14. Ramphodon maculatum *Lesson* Colibri pl. 1.). Fünf Zoll, sechs Linien lang, wovon der Schnabel 13 Linien wegnimmt. Der Oberkiefer schwarz, der untere weiß mit schwarzer Spitze, die Tarsen weißlich, Flügel fast so lang als der Schwanz, der nur wenig staffelförmig ist. Kopf, Becken und Steiß bräunlichgrün, auf dem Rücken mit kupferrothem Schiller, welcher auf dem Steiße noch stärker ist. Überhaupt erscheinen diese Theile schuppig, da alle Federn mit Braun, die auf dem Steiße lebhaftrostroth eingefaßt sind. Über den Augen zieht ein ziemlich breiter hellrostrother Bogen hin, die Augengegend ist braunschwarz, die Seiten der Wangen und der Vorderhals sind mit verlängerten Federn bedeckt von rostkastanienbrauner stark goldglänzender Farbe, wovon eine Linie kleiner schwarzer schuppenförmiger Federn, die vom Kinnwinkel entspringend sich nach dem Halse herabzieht, stark absticht. Brust, Oberbauch und Seiten sind mit weißlichen und schwärzlichen breiten Flammen der Länge nach besetzt, welche auf den Seiten und am Unterbauche roströthlich werden. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind breit, rostroth, in der Mitte mit einer schwarzen Flamme. Die Schultern sind mit dem Rücken gleich gefärbt, die Schwungfedern sind purpurbraun, die der zweiten Ordnung an den Spitzen weiß. Von den Steuerfedern sind die vier mittlern oben glänzend kupfergrün welches an den Wurzeln der äußersten in Goldpurpur übergeht, welches an den Spitzen derselben in glänzendes Hellroth übergeht; die untere Seite ist weniger lebhaft. Vaterland Brasilien, in der Nähe von Rio Janeiro, auf dem Berge Coreo Vado.

B. Schnabel von mittlerer Länge, schwach gekrümmt. Schwanz in der Mitte etwas ausgerandet, von deltoidaler Form. (Les becs en scie, *Lesson*.)

Digitized by Google

10) O. Petasophorus *Wied* (Reise nach Brasilien. II, 191. Beiträge IV, 76. *Temminck* pl. col. 203. f. 3. Troch. janthinotus *Natterer*. Colibri crispus *Spix* Av. Brasil. t. 81. f. 1 [mala]. Ornismyia petasophora *Lesson* Ois. m. pl. 1 Männchen. Trochil. pl. 59 Weibchen. pl. 15 jung Männchen [beste Abb.]. *Jardine* H. B. I. pl. 13 [Copie]. Tr. serrirostris *Vieill.* Dict. d'hist. nat. ed. 2 und Encyclop. II. [nach Lesson]). Männchen. Schnabel länger als Kopf, nur höchst sanft gewölbt, Flügel erreichen nicht völlig die Schwanzspitze, am Schwanze die mittlern Federn etwa um eine Linie kürzer, als die äußern. Alle obere Theile, sowie die Deckfedern der Flügel grün mit Goldglanz, der Scheitel bräunlich schimmernd. Backen, Kinn, Kehle, Brust lebhaft grün, alle Federn in der Mitte dunkler, mehr blaugrün, sodaß die Brust lebhaftblaugrün erscheint; der Bauch mehr goldgrün; der After und untere Schwanzdeckfedern oder Steiß reinweiß, Schwungfedern dunkelgraubraun, ins Violete schillernd, Schwanz goldgrün, die mittlern Federn mit dunkelblauen Spitzen, die nebenstehenden grün, vor der Spitze blau, diese selbst grün, untere Schwanzfläche blaugrün. Unter den Ohren an jeder Seite von den Backen bis gegen den Hinterhals sich ausbreitend ein dichter Büschel abgerundeter Federn feuerfarben, blau und goldschillernd. Schnabel schwarz, Beine schwarzbraun. Länge 4 Zoll 11 Linien, davon der Schnabel 9½ Linie. Junges Männchen: 4 Zoll 3 Linien lang, Schnabel und Füße schwarz, jener nur 8 Linien lang und ohne die Zähne, welche sich beim Erwachsenen finden. Flügel hellbraun mit leichtem Purpurschiller. Die mittlern Steuerfedern glänzend goldgrün, an der Spitze blaugrün, die seitlichen an der Wurzel braun, dann goldgrün, am Ende der äußere Bart weiß. Auf der untern Seite erscheint der Schwanz gegen das Ende mit einem breiten, an den Seiten in das Grün sich verlierenden stahlblauen Bande durchzogen. Die Wangen bräunlich, unter dem untern Augenliede ein weißer, länglicher Punkt. Hinter den Ohren zeigen eine oder zwei violette Federn mit reichem Metallglanze die Stelle der schönen Federbüsche des erwachsenen Männchens an. Kehle, Vorderhals und Brust sind schmuzig hellgrau mit einzelnen untermischten goldgrünen Federn; die am ebenso gefärbten Bauche fehlen, Aftergegend und untere Schwanzdeckfedern weißlich. Weibchen ist dem jungen Männchen ziemlich ähnlich, doch mangeln die Ohrfedern ganz und die Länge beträgt vier Zoll, sechs Linien. Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Steiß goldgrün, die Federn des Kopfes fein mit Rostroth gefranzt; unter dem Auge ein weißer Streif, ein anderer schwarzer läuft quer über die Wange. Kehle und Vorderhals sind grau, mit Goldgrün gemischt, so auch die Seiten; die Mitte des Bauches ist grau; der Unterbauch weiß, die untern sehr langen Schwanzdeckfedern rein weiß, die Flügel sind bräunlich. Schwanzfedern goldgrün, alle gegen das Ende mit stahlblauer Binde, die Spitze der äußern weiß. Vaterland Brasilien. Der Prinz von Wied fand ihn an den Grenzen von Minas Geraës an den Blüthen der Mimosen und Akazien.

11) O. thalassinus *Swainson* (Philos. magaz. 1827. n. 6. p. 441. Hoitzitzillin tepezcullula *Hernandez* p. 47 [nach Lesson]. Ornismyia Anaïs Colibr. suppl. pl. 3 Männchen. Ramphodon A. Troch. pl. 55 altes Männchen, pl. 56 Männchen, Var. pl. 57 Jung [Weibchen?]. *Jardine* H. B. II. pl. 1, 2. Tr. thalassinus). Ganz erwachsenes Männchen. Fünf Zoll lang, davon der Schnabel neun Linien. Schnabel und Tarsen schwarz, die Kiefern gegen das Ende mit langen scharfen Zähnen besetzt. Gefieder goldgrün, mit sehr starkem Glanze, die Deckfedern rostroth gesäumt. Rücken, Steiß und obere Schwanzdeckfedern glänzen kupferroth. Der ganze Vorderhals und Brust sind mit smaragdgoldgrünen ins Schwarzgrüne ziehenden Federn, oder welche in der Mitte einen sammetschwarzen Fleck am Rande schillernd grün zeigen, bedeckt; die Kehle ist azurblau, welches sich auf die Wangen und nach den Kopfseiten erstreckt und sich am Hinterkopfe dem der andern Seite nähert. Eine schmale azurblaue Binde zieht sich in der Mitte von der Brust bis in die Aftergegend hinab. Die Flügel sind hell purpurbraun, der Schwanz unten stahlblau mit glänzend indigblauer Binde, die zwei mittlern Steuerfedern oben goldgrün, die seitlichen stahlblau. Das erwachsene Männchen ist vier Zoll, fünf Linien lang, der Schnabel mißt davon zehn Linien; die Flügel purpurbraun, Kopf, Hals, Rücken, Schultern, Steiß, der Körper unten smaragdgrün, Wangen um die Ohren und Halsseiten mit zwei Schildflecken von schuppenförmigen, stahlblauen Federn, Vorderhals und die Mitte der Brust und des Bauches tiefblau; die Seiten grün, die Aftergegend weiß. Die Steuerfedern breit, oben ⅓ an der Wurzel und an der Spitze tiefgrün metallisch glänzend, gegen das Ende mit einer breiten sammtschwarzen, auch wie polirtes Eisen glänzenden Binde. Auf der untern Seite sind die Farben lebhafter, stahlblau, die Binde schwarzblau indigpurpurn. Die untern Deckfedern sind an der Wurzel braun, in der Mitte grauweiß, die goldgrüne Spitze grauweiß eingefaßt. Die Varietät des Männchens hat Wangen und die Mitte des Bauchs azurblau, die untern Deckfedern des Schwanzes braun. Der junge Vogel, vielleicht auch das Weibchen, ist vier Zoll, drei Linien lang; der neun Linien lange Schnabel ist stärker als am Erwachsenen. Das ganze Gefieder oben goldgrün, von der Kehle bis an den Bauch smaragdgrün, von da an den Seiten und am Unterbauche mit Schmuziggrau gemischt, die untern Deckfedern blaßrostroth, gegen die Mitte grün. Azurblau zeigt sich nur auf den Wangen, die Ohrbüschel ziehen sich vom Schnabelwinkel nach dem Hinterkopfe. Vaterland Chili und Mexiko.

V. Section. Schnabel von mittlerer Größe, an den Rändern der Kiefern gezähnt, die Spitze nach Oben gebogen, Schwanz mittellang zugerundet (Les Avocettes *Lesson*).

12) O. recurvirostris *Swainson* (Zool. Illustr. pl. 105. Ornismyia rec. *Lesson* Ois. m. pl. 37 Männchen. Colibr. Suppl. pl. 34 jung. Männchen. *Jard.* H. B. I. pl. 3). Schnabel platt, die Spitze zugerundet, beide Kiefern gleichmäßig in die Höhe gebo-

Digitized by Google

gen. Das Gefieder goldgrün, ein Schild von schuppigen Federn zieht sich von der Kehle bis auf die Brust und glänzt smaragdfarben, über die Mitte von Brust und Bauch zieht sich ein schwarzer Streif, die Federn um die Schenkel sind weiß. Die Flügel ragen etwas über den grade abgeschnittenen Schwanz weg und haben die gewöhnliche purpurbraune Farbe, die zwei mittlern Steuerfedern sind ganz blaugrün, die übrigen kupferbraun, unten ganz schön topasfarben schillernd. Das junge Männchen, drei Zoll, drei Linien lang, hat einen schwarzen, unten etwas angeschwollenen, stark gebogenen, in eine schwache, platte, nach Oben gerichtete Spitze auslaufenden Schnabel, die obere Schnabelfirste läuft grade bis an die Spitze. Oben, von der Stirn bis an die Schwanzdeckfedern ist der Körper blaugrün, metallglänzend, Kehle, der Vorderhals und die Seiten desselben bis an die Brust sind glänzend und schillernd smaragdgrün. Eine graubraune Linie theilt den Leib der Mitte nach bis in die weiße Aftergegend. Die Seiten sind goldgrün schillernd, sowie die untern Schwanzdeckfedern, die Schenkelfedern sind weiß, die Tarsen schwarz. Der Schwanz, etwas staffelförmig, ist oben in der Mitte goldgrün, nach den Seiten blau, unten vom reinsten und lebendigsten goldenrothen Glanze. Die Flügel sind purpurschwarz und so lang als der Schwanz. Das Exemplar kam aus den Umgebungen von Cayenne.

13) O. avocetta *Lesson* (Colibris Suppl. pl. 24 jung? oder vielleicht eigene Art? Trochilidae pl. 23 junges Männchen). Lesson vermuthet, daß diese Art vielleicht der vorigen mit angehöre und daß das Männchen von dieser nur der erwachsene Vogel zu pl. 23 sei. Der junge Vogel (pl. 24) drei Zoll, sechs Linien lang, der Schnabel schwarz, ziemlich stark, unten nach der Spitze aufgeschwollen, welche in die Höhe gebogen ist; die Spitze beider Kiefern ist schwach abgeplattet, ganz dünn. Die purpurbraunen Flügel sind so lang als der Schwanz, die Steuerfedern sind breit, fast grade abgeschnitten, oben wie unten einförmig tief schwarzblau. Der Oberkopf, der Rücken, Steiß, die Schultern sind smaragdgrün, goldglänzend, eine smaragdgrüne schillernde Platte nimmt den Vorderhals ein und ist seitlich von einer weißen Linie begrenzt, welche sich bis in die Aftergegend zieht. Die Mitte des Bauches ist tief mattschwarz und wird ebenfalls von dem weißen Streifen begrenzt. Braun, mit Goldgrün gemengt, herrscht in den Seiten, die untern Deckfedern sind bräunlich. An den jungen Männchen sind die Tarsen verhältnißmäßig stärker, als an andern Arten, schwarz, die Schenkelfedern weiß, der Schwanz ist schwach staffelförmig und von den violetblauen Flügeln überragt. Das Gefieder ist oben, von der Stirn an golden blaugrün, stark glänzend, und wird auf den Wangen, an den Seiten des Halses, an Brust, Bauch und Steiße mehr lebhaft smaragdgrün. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind rein smaragdgrün. Kehle, Vorderhals, Mitte der Brust und des Bauchs sind der Länge nach durch eine breite weiße Binde getheilt, in der wieder ein brauner und weißer Streif, nicht scharf begrenzt, herabläuft. Kehle und Vorderhals sind schwarz, mit goldgrünen, schillernden Schuppen. Von den Steuerfedern sind die beiden mittelsten goldgrün, alle seitlichen stahlblau, mit einem großen weißen Fleck am Ende. Unten sind sie an der Wurzel schwach kupferroth angelaufen. Von Cayenne.

VI. Section. Schnabel kurz, grade, die äußern Steuerfedern in lange schmale Fasern auslaufend (les Polythmus *Lesson*).

14) O. polytma *L.* (Trochilus polytmus *L. Latham.* Ornismyia cephalatra *Lesson* Ois. m. pl. 17. *Vieillot* ois. dor. pl. 67. *Edwards* I. pl. 34. *Jardine* II. B. II. pl. 21). Eine der am längsten bekannten Arten! Etwas über neun Zoll lang, von welchem Maße der Schwanz allein fast sieben Zoll wegnimmt. Der Schnabel ist hellgelb, mit schwarzer Spitze, die Füße sind gelb, mit braunen Krallen. Die losen Kopffedern bilden auf dem Kopf eine Art nach Hinten fallender Haube. Kehle, die Seiten des Halses, Bauch, Rücken, die Deckfedern der Flügel, sind smaragdgrün, glänzend, die Schwungfedern sind einfärbig roſtbraun. Manchmal ist der Flügelbug weiß. Die untern Schwanzdeckfedern sind braun mit graulicher Mischung, die beiden äußersten Steuerfedern sind auf eine Länge von sechs Zoll entwickelt, schmal, bandförmig, schwach gebogen, am Ende gerundet. Die mittlern sind nur 18 Linien lang, alle oben braun mit grünlichem Schiller, unten tief schwarzbraun. Die Flügel reichen bis auf $\frac{1}{3}$ der kürzern Steuerfedern. Latham beschreibt das Weibchen, wie folgt: Schnabel oben schwarz, unten weiß, Gefieder grün, unten weiß, der Scheitel gelb oder schwärzlich braun, Steuerfedern gleich lang, mit weißen Spitzen. Jamaika. Über die Lebensweise ist nichts bekannt.

VII. Section. Schnabel mittellang, fast grade, Schwanz stark, breit, tief gabelig (Lesbia, les Saphos *Lesson*).

15) O. sparganura *Shaw* (General Zoolog. VIII. pl. 39. Trochilus chrysurus *Cuv.* règn. anim. T. radiosus *Temminck* Galérie du Muséum. O. Sapho *Lesson* man. et Ois. m. pl. 27. Troch. pl. 49 Männchen. Letztes in vollem Lichtglanz! Ois. m. pl. 28 Weibchen oder junges Männchen. *Jardine* II. pl. 23). Etwa acht Zoll lang, Flügel bräunlich, Schwanz lang, stark gabelig, die beiden äußern Steuerfedern 4½ Zoll lang, die übrigen stufenweis kürzer, alle am Ende gerundet. Das Gefieder goldgrün, an der Kehle ins Smaragdgrüne übergehend, Steuerfedern purpurgoldfarben, am Ende mit schwarzen Linien. Schenkel und Füße schwarz. Eine mehr gelbgoldgrüne Binde zieht sich vom Auge an den Seiten des Halses herab. Aftergegend mit graulichen Federn besetzt. Die Steiß- und obern Schwanzdeckfedern mit reinem Zinnoberglanze. Die Schwungfedern purpurbraun, mit breiten, kniefömig gebogenen Schäften. Die Steuerfedern bandförmig (gleichbreit), gewöhnlich kupferroth golden glänzend, je nach auffallendem Lichte purpur oder tief violet. Die schwarzen, tief sammtartigen Endbinden sind auf den längern Federn breiter. Das Weibchen? etwas kleiner, ohne das smaragdgrüne Brustschild; einförmig goldgrün, hier und

Digitized by Google

da tritt das Aschgrau der Federwurzeln vor. Der Schwanz auch ebenso gabelig, aber die Farben auf den beiden längsten an der äußern schmälern Fahne gelblichweiß, innen dunkelpurpurfarben oder violet, welche Farbe auch die kürzern Federn haben. Brasilien.

16) O. bifurcata *Swainson* (Cynanthus b. Philos. Mag. 1827. n. 6. p. 441. O. Nuna *Lesson* Colibri suppl. pl. 35 erwachsenes Männchen, pl. 36 jung?). Fünf Zoll lang, davon der Schwanz fast drei wegnimmt. Die schwachen purpurbraunen Flügel bedecken ½ des Schwanzes. Die zehn Steuerfedern fast wie bei voriger Art, die beiden äußersten mit der Spitze etwas nach Außen gedreht, die mittlern braun, am obern Ende goldgrün polirt glänzend; die siebente und achte einfarbig purpurbraun, nur an der Spitze goldgrün glänzend, die beiden äußersten innen purpurbraun, am Enddrittheile fast ohne den goldgrünen Glanz; am äußern Rande grauweiß gesäumt. Unten sind alle braun violet, metallglänzend, die zwei längsten mit deutlichem weißem Saume. Schnabel und Füße tiefschwarz. Alle obern Theile rein glänzend smaragdgrün, Kehle vom Kinne bis zum Bauche weiß, aber jede Feder in der Mitte und am Endrande mit einem goldsmaragdgrünen Augenflecke, welche Flecken an der Kehle und am Vorderhals am deutlichsten gezeichnet sind, weniger auf dem Bauch und in den Seiten. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind ziemlich lebhaft kastanienbraun, hier und da mit Goldgrün bespritzt. Am jungen? Vogel ist der Kopf oben schmuziggrün, fast graulich, die großen Steuerfedern sind durchaus braun, ohne weißen Saum, das Weiß des Körpers zieht am Bauch ins Rostrothe und die goldgrünen Flecken sind in den Seiten weniger deutlich. Meriko.

17) O. forcipata *Latham* (*Edwards* pl. 23. *Vieillot* pl. 66 mala. O. Kingii *Lesson* Troch. pl. 38). Der Schwanz doppelt länger als der Körper, die Steuerfedern gleichmäßig abgestuft; die acht innern lang, spitzig, die zwei äußersten weit über diese reichend, nach und nach schmäler werdend, am Ende spitzig und stark nach Außen gebogen. Alle tiefblau, die Spitzen goldgrün. Die Flügel lang, schwach gebogen, purpurbraun, etwas über den Steiß reichend. Schnabel und Tarsen schwarz. Die Federn des Hinterkopfs lose, eine Art Busch bildend; auf der Stirn goldgrün, hinten mehr braunroth. Das ganze Gefieder schwarzgrün, metallisch, mit wenigem Goldschiller, ausgenommen auf den Schwanzdeckfedern und auf den Schultern. Vom Kinne herab auf dem Vorderhals ein azurblaues Schild. Jamaika.

VIII. Section. Schnabel sehr lang, ganz grade, Gestalt etwas plump, Schwanz mittellang, gleich, oder ganz schwach ausgerandet (Coeligena, les Clémences *Lesson*).

Tribus I. Kein amethystfarbenes Schild an der Kehle (les Mexicains *Lesson*.)

18) O. Clemenciae *Less.* (Ois. m. pl. 80 Männchen. Col. suppl. pl. 8 Weibchen). Fünf Zoll lang. Schnabel schwarz, Tarsen braun, Schwanz grade abgeschnitten. Die mittlern Steuerfedern oben und unten tiefblau, die beiden äußersten mit weißen Spitzen, die dritten an jeder Seite mit einem weißen Fleck in der Mitte. Flügel so lang als Schwanz, breit, licht purpurbraun. Das Gefieder goldgrün, auf dem Mantel lebhafter, mehr braun auf dem Kopfe, mehr kupferfarben auf der Mitte des Rückens und auf dem Steiße. Die kleinen Flügeldeckfedern goldgrün, was sich etwas nach den Seiten und an den Halsseiten herabzieht. Die Ohrfedern ziemlich lang, grau, ein weißer Streif hinter den Augen entspringend begrenzt sie und dehnt sich etwas nach den Schläfen aus. Alle untere Theile, Brust und Bauch sind einförmig graubraun, womit sich an den Seiten das Goldgrün der obern Theile mischt. Die Aftergegend ist weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes sind breit, jede Feder hellgrau gerandet. Das Weibchen mißt nur vier Zoll, acht Linien. Die Schwungfedern sind purpurbraun, die mittlern Steuerfedern, oben und unten goldgrün, sind auf den Seiten schwarzbraun, gegen das Ende dunkler, mit Ausnahme der beiden äußern, welche an der Spitze einen weißen Fleck haben. Der Oberkopf ist bräunlich grün, ohne Glanz, das ganze Gefieder des Körpers und der Schultern ist goldgrün; die Kehle ist mit schuppenförmigen Federn besetzt, welche in der Mitte braun sind und einen hellern Rand haben, die Unterseite des Körpers, die Seiten und der Bauch sind bräunlich, an den Seiten ins Goldgrüne übergehend. Die Aftergegend ist weiß, die untern Deckfedern sind grün und braun mit weißen Rändern und Spitzen. Meriko.

19) O. coeligenus *Lesson* (Troch. pl. 53 Männchen). In der Färbung auffallend abweichend von den gewöhnlichen grünen Nüancen! Fünf Zoll, vier Linien lang. Schnabel braun, Tarsen oben braun, unten gelb, Krallen hornfarben. Flügel etwas länger als der Schwanz, mit schwarzen Schäften und röthlich violeten Fahnen. Der Oberkopf, der Hals, die Deckfedern der Flügel, die Schultern, die Rückenfedern stark glänzend, wie polirt Kupfer mit Rubinschiller, welche Farbenpracht jedoch dadurch etwas gemindert wird, daß jede Feder ganz fein schwarz und hellbraun eingefaßt ist; wodurch sammtartige Wellen entstehen. Unterrücken und Steiß sind ebenso mit kupferrothen goldigen Federn bedeckt, welche aber goldgrüne Franzen haben. Die obern Schwanzdeckfedern sind purpurn. Kehle und Vorderhals sind mit hellgrauen Federn bedeckt, deren Mitte braun ist; woher Schuppenflecke entstehen. An den Seiten des Halses, an der Brust mengt sich ein kupfriges Purpur mit dem Grau. Der Bauch ist graubraun, lebhaft rostroth gewellt. Die Aftergegend ist weiß, die untern Deckfedern sind in der Mitte braun und haben rostrothe Ränder. Der Schwanz ist breit, in der Mitte ausgerandet, die Spitzen sind messinggelb und zinnoberroth, unten ist die Farbe einförmig braun mit Goldglanze. Meriko.

20) O. fulgens *Swainson* (Philos. Mag. 1827. n. 6. O. Rivolii *Lesson* Ois. m. pl. 4). Schnabel schwarz, stark. Flügel länger als der Schwanz, der ganz grade abgeschnitten. Tarsen bis auf die Zehen befiedert. 4¼ Zoll lang. Hals, Rücken, Mantel, Flügelbug, Steiß und Schwanz goldgrün, Schwungfedern rauchbraun, die Haube des Kopfs purpurvioletblau. Vorn auf dem

Digitized by Google

Halse zeigt sich ein smaragdgrüner, nach den Seiten herab verlängertes Schild, unter anderm Lichte schwärzlich schillernd. Bauch und Seiten sind goldgrün, wie der Körper, in der Mitte etwas schwärzer. Die untern Schwanzdeckfedern sind sehr dicht, hellgrau, mit weißen Rändern. Mexiko.

Tribus II. Schnabel sehr lang, grade, an der Kehle ein amethystfarbenes Schild.

21) O. mesoleucus *Temminck* (pl. col. 317. f. 1 Männchen; 2, jung; 3, Weibchen. Tr. squamosus, pl. col. 203. f. 1. Tr. Temminckii *Lesson* Ois. m. pl. 20 Weibchen. Ornismyia mesoleuca, Ois. m. pl. 29. Troch. pl. 45 Männchen. Ois. m. pl. 30 Weibchen). Kopf reich goldgrün, über den Augen zwei hellere Binden, Hals, Brust, Bauch und Seiten ebenso, aber dunkler gefärbt, mit sammtartigem und Seitenglanz, Rücken und die Deckfedern der Flügel ebenfalls goldgrün, ins Schwarze ziehend. An der Kehle ein purpurgoldiges Halsband, mit sapphirblauem Schiller, an den Seiten tief herunterziehend, wie ein nach Unten gelegter Kragen. Eine mehr oder weniger rein weiße Binde geht von der Gabel dieses Kragens aus, schneidet von den grünen Seiten ab und zieht sich der Länge nach über die Mitte von Brust und Bauch bis in die untern Schwanzdeckfedern, welche grün, mit weißen Rändern sind. Der schwachgabelige Schwanz ist, sowie die Schwungfedern, braun, die äußersten dieser letztern haben schwach erweiterte Schäfte; dies die Farbe des erwachsenen Männchens. An den jungen Vögeln ist in den ersten zwei Jahren der Kragen nicht so deutlich abgezeichnet, seine Farben sind weißlich oder bräunlich, die schuppenähnlichen Federn, aus denen er besteht, sind in der Mitte schwarz und haben weiße Ränder. Hier und da zeigen sich glänzende Purpurschuppen als Verkündiger des folgenden Gefieders. Sonst gleichen die Vögel bis auf weniger lebhafte Farben den Alten. Das Weibchen hat eine rauchgraue Kehle, die Mittelbinde ist schmuzig weiß und nicht streng begrenzt, das Goldgrün zeigt sich als ein glanzloses Dunkelgrün. Der Schwanz ist braun, die beiden äußern Federn haben weiße Flecken auf den Spitzen. Das Weibchen ist aber etwas größer als das Männchen. Das von Lesson pl. 45 en livrée complète abgebildete Männchen war 4¼ Zoll lang. Schnabel und Tarsen schwarz, Flügel purpurbraun, weniger lang als der etwas ausgerandete Schwanz. Die Federn des Kopfes sind glänzend graublaugrün, der ganze Oberkörper goldgrün, mit Kupferglanz. Die Ohrenfedern sind braun, unten schmal weiß gesäumt. Der breite amethystfarbene Halskragen schillert lebhaft rubinroth, der Mittelstreif ist schneeweiß, von dem tiefen Goldgrün der Seiten des Halses und des Leibes eingefaßt; der Unterbauch ist rein weiß. Die untern Schwanzdeckfedern sind bräunlich und grünlich mit weißen Rändern. Die Steuerfedern sind oben und unten bronzegrün und kupferfarben, die beiden äußersten mit weißen Endflecken. Brasilien.

22) O. superba *Shaw* (Misc. t. 13. Gener. Zool. Birds. VIII. pl. 41. *Temminck* pl. col. 299. f. 1. Troch. longirostris *Vieillot* Ois. dorées. pl. 59. *Lesson* Ois. m. pl. 2 Männchen. Colibr. Suppl. pl. 33 junges Männchen. Troch. pl. 34 sehr junger Vogel). Drei Zoll und einige Linien lang. Gefieder im Allgemeinen goldgrün, der ganze Oberkopf azurblau, weiches an den Augen abschneidet, wo eine breite sammtschwarze Binde sich anschließt, die vom Schnabelwinkel anfängt und durch die Augengegend bis hinter die Wangen sich zieht. Eine zweite mattweiße Binde zieht sich mit der erstern laufend von dem Unterkiefer herab. Ein karminrothes violetschillerndes Schild nimmt die Vorderseite des Halses bis an die Brust ein und breitet sich nach den Seiten des Halses aus. Die Kehlfedern, der Mantel, die obere Gegend des Unterleibes sind einfarbig goldgrün. Der Unterbauch und die untern Deckfedern des Schwanzes sind schmuzig grauweiß. Die Schwungfedern sind bräunlich und weniger lang als die Steuerfedern. Diese sind braun, außen goldgrün gerandet und die zwei äußersten haben jede zwei rundliche weiße Flecken an der Spitze, indessen die beiden innern nur einen haben. Der Schwanz ist zugerundet. Schnabel und Tarsen sind schwarz. Das junge Männchen ist goldgrün und die blaue Haube fängt erst an auf der Stirn sich mit schwacher Färbung zu zeigen. Auf dem Steiß ist das Weiß vorherrschend, die Flügel sind purpurbraun. Von den Schwanzfedern sind die mittlern grün, die seitlichen braun, mit weißen, rundlichen Endflecken. Die Kehle ist purpurviolet, mit wenig Goldschiller, auf jeder Seite mit einem weißen Streif eingefaßt. Der ganze Unterkörper ist rostgrau, an den Seiten mit Grünlich gemischt. Die untern Schwanzdeckfedern sind braungrün, mit Weiß eingefaßt. Die Tarsen sind braun. Der ganz junge Vogel ist vier Zoll, vier Linien lang *). Schwungfedern purpurblau, Steuerfedern in der Mitte etwas länger, sind oben goldgrün glänzend, mit mattschwarzen Enden und einem weißen Spitzenflecke, der an den äußern größer erscheint. Die Tarsen sind braun. Das Gefieder ist, von der Stirn aus, Rücken, Schultern und obere Schwanzdeckfedern sehr frisch goldgrün, erscheint aber braun und rostig marmorirt, weil jede Feder mit Braun und Lebhaftrostfarben eingefaßt ist. Auf dem Steiße steht ein großer weißer und rostrother Fleck. Auf Kinn und Vorderhalse steht ein vierseitiges rauch braunes Schild, der ganze Unterkörper ist schmuziggrau und bräunlich, in der Mitte heller als an den Seiten. Die Aftergegend ist weiß, die untern Schwanzdeckfedern braun, dann weiß. Insel Trinidad.

IX. Section. Schnabel kurz, grade, Schwanz breit oder staffelförmig (les Jacobines *Lesson*).

23) O. auritus *Shaw* (Misc. pl. 977. *Vieillot* Ois. dor. pl. 25 mas. 26 foem. *Lesson* Ois. m. pl. 10. Wied Beiträge IV, 104). Ihren Namen hat diese Art von den ohrähnlichen Federn am Kopfe. Sie ist 4¼ Zoll lang, der Schnabel schwach und schwarz. Der Oberkörper, nämlich Kopf, Rücken und Schwanzdeckfedern, ist einförmig grün, mit Goldglanze. Von dem Schna-

*) Wir geben die Maße nach Lesson, wie sehr auch ihre Abweichung unter einander, z. B. im vorliegenden Falle, als auffallend erscheint.

Digitized by Google

belwinkel zieht sich ein tief schwarzer sammtartiger Streif durchs Auge nach Hinten, der an den Seiten des Halses schön violet endet. Die ganze untere Körperseite von der Kehle bis an die untern Schwanzdeckfedern ist schneeweiß, die Steuerfedern sind zugerundet und bei jungen Vögeln von ungleicher Länge. Die vier mittlern sind tief schwarzblau, welche Farbe sich um so mehr abschneidet, als die sechs andern, d. h. die drei zu jeder Seite ganz weiß sind. Die Schwungfedern sind braun und reichen auf $\frac{2}{3}$ des Schwanzes. Tarsen braun. Länge 4 Zoll, 9½ Linien. Der junge männliche Vogel (Wied a. a. O.) ist weniger rein und matt gefärbt als der alte, die Kehle ist gänzlich weiß, allein es zeigen sich darauf schon einige grüne Federn; der ganze Backen ist schwarz und von dem violetten Flecke noch keine Spur vorhanden. Von dem Weibchen bemerkt Wied (a. a. O.): „dieses möchte wol dem jungen Männchen ähnlich sein, da ihm ebenfalls der violete Halsfleck fehlt." Lesson hat in den Ois. m. pl. 11 einen Vogel als das Weibchen dieser Art abgebildet, nimmt aber in seiner Generalsynopsis diese Bestimmung zurück und führt denselben als eine folgende Art Ornismyia nigrotis auf, Wied aber zieht gedachte Abbildung auch hierher, weshalb wir die Beschreibung folgen lassen. Statt der Ohrbüsche zeigt sich bei dem Weibchen der schwarze Streif mehr nach dem Halse verbreitet; das Weiß des Unterleibes ist mit zahlreichen braunen Flecken oder Flämmchen besetzt; welche sich auch auf den untern Deckfedern des Schwanzes finden. Bei einigen sind nur die mittlern Steuerfedern braun, die beiden seitlichen sind an der Wurzel braun, an der Spitze weiß. Büffon und Lesson geben Cayenne als das Vaterland an, der Prinz von Neuwied fand diese Art aber auch in Brasilien auf der Insel Caroeirinha im Flusse Belmonte, wo er an den Mammonbäumen (Carica) herumschwirrte und oft mit seinem fächerförmig ausgebreiteten Schwanze schnellte. Doch war sie dort und auch sonst nicht häufig.

24) O. mellivorus *Linné* (*Latham*, *Vieillot* Ois. d'orés pl. 23. *Edwards* I. pl. 35. *Buffon* pl. enl. 640. f. 2. 276. f. 2. Troch. fimbriatus *Gmel. Lath.*, *Vieill.* l. c. pl. 22, 23, 24. *Lesson* Ois. m. pl. 21 Männchen, pl. 22 Weibchen). 4½ Zoll lang; Formen ziemlich derb; Schnabel schwarz, an der Spitze etwas aufgeschwollen, an der Basis etwas flach. Tarsen schwarz, mit haarähnlichen Federchen bis an die Zehen bedeckt. Flügel so lang als der gradlinig abgeschnittene Schwanz. Am vollkommen ausgefärbten Vogel ist Kopf, Vorderhals, Kehle und Oberbrust reich kupferblau, welches sich am Hinterkopf und an den Seitentheilen des Halses ins Grüne, vorn aber ins Dunklere zieht. Eine goldgrüne Binde geht quer über die Brust und verbreitet sich auf den Seiten bis an den Steiß; das Weiß mit einfassend, welches am Bauch einen großen eiförmigen Fleck bildet und sich auch auf den Federn des Unterleibes und den untern Schwanzdeckfedern zeigt. Der Oberkörper ist glänzend metallgoldgrün, welches sich auch auf die Schwanzdeckfedern erstreckt, welche so stark entwickelt sind, als die Steuerfedern, die von ihnen bedeckt werden. Dies Grün, auch auf den obern Flügeldeckfedern herrschend, wird durch eine über die Brust ziehende sehr reine, mattweiße Binde unterbrochen. Die Schwungfedern sind purpurbraun, die Steuerfedern rein weiß, aber fein braun gesäumt und am Ende mit einem schwarzen Bande besetzt. Im pariser Museum finden sich folgende Varietäten: 1) das Blau der Brust und das Grün der obern Theile schmuziger, weniger schillernd, die mittlern Steuerfedern vollkommen schwarz. 2) Das Blau der Kehle und der Oberbrust bildet nur ein schmales Band und über der Kehle und unter den Augen weg zieht sich eine breite rostfarbene Binde weg. Die mittlern Steuerfedern sind braun, die weißen haben eine breitere schwarze Binde. Das Goldgrün des Oberkörpers ist mehr schmuzig bräunlich. Bei Vieillot (pl. 24) findet sich eine andere Varietät. Oberkopf und Hals, Rücken, Steiß und untere Schwanzdeckfedern sind grün und blaubunt, die Kehle ist grau, blau und weiß gemischt, die großen Flügeldeckfedern sammt den Schwungfedern der zweiten Ordnung sind violetbraun, die Schwungfedern sind goldgrün, weiß gerandet, an der Spitze blau; Schnabel und Füße sind schwarz. Der junge Vogel (Tr. fimbriatus, punctatus *Vieill.* pl. 22) ist oben goldgrün, Vorderhals und Oberbrust sind schwarz und weiß geschuppt (Federn schwarz, mit weißen und hellgrauen Rändern), Unterbrust und Bauch sind grünlich ins Rauchbraune ziehend, die Steuerfedern sind braun und haben weiße Säume. Mehr erwachsen zeigt diese Art folgende Färbung. Nur einzelne Federn am Vorderhalse zeigen das Blau, welches sich am alten Vogel findet, das Goldgrün, anstatt schmuzig zu sein, bekommt Glanz und das Weiß der Bauch- und Steuerfedern wird reiner. Das Weibchen ist auf dem Kopfe, dem Rücken und den kleinen Flügeldeckfedern glänzend grün. Vorderhals, Brust und Seiten sind grün, braun, grau und weißlich gefleckt; die Mitte des Bauches ist weiß; die Steuerfedern sind oben glänzend, unten mattgrün, und erscheinen auf dieser Seite mit einem breiten schwarzen Band und weißem Saum eingefaßt. Martinique, Brasilien, Guyana.

X. Section. Schnabel kurz, grade, Schwanz gabelig (les Glaucopes *Lesson*; Mellisuga *Brisson*, *Boie*).

25) O. glaucopis *Gmel. L.* (*Brisson* III. pl. 37. f. 5. Troch. frontalis *Lath. Vieillot. Lesson* Ois. m. pl. 58 Männchen, pl 59. Weibchen). Vier Zoll, drei bis vier Linien lang. Schnabel schwarz, Schwungfedern bis auf $\frac{1}{3}$ des Schwanzes sich erstreckend, purpurbraun, Steuerfedern stahlblau, Tarsen bräunlich, Oberkopf vom Schnabel bis an den Hinterkopf indigblau mit grünem und Purpurschiller, Rücken, Flügeldeckfedern, Steiß tief goldgrün. Kehle, Brust, Vorderhals, Bauch und Seiten smaragdgrün, Unterbauch mit Grau gemischt, untere Deckfedern des Schwanzes grün und graulich bunt. Der junge Vogel ist schmuziger gefärbt, die Kopfhaube erscheint mehr grün; die Federn des Unterleibes sind mehr mit Grau gemischt, die Aftergegend ist weißlich. Das Weibchen ist kleiner, die Steuerfedern sind oben goldgrün mit blauen Spitzen, der Oberkopf ist goldgrün, wie der Rücken, die äußersten Schwungfedern haben an den Spitzen weiße rundliche Flecken. Kehle, Bauch und alle

Digitized by Google

untere Theile sind rauchgrau, an den Seiten mit Goldgrün überlaufen. Unterbauch und untere Deckfedern sind rostgrau. Im ersten Jahre haben die jungen Männchen einen braunen Kopf, die untern Theile sind hellgrau; oben auf der Brust steht ein halbes, goldgrünes Halsband. Das Nest (Wied a. a. O. 89) fand der Prinz von Neuwied auf einem Melastomastrauch, in der Gabel eines Zweiges aus gelber Pflanzenwolle erbaut, 1½ Zoll hoch und breit, tief, außen mit weißen Flechten bekleidet. Die zwei Eierchen waren 6½ Linien lang und sehr schmal. Brasilien.

26) O. Waglerii *Lesson* (Ois. m. pl. 73. Tr. sapphirinus *Vieill.* Ois. d'or p. 57 Männchen). Vier Zoll lang, Schnabel und Tarsen bräunlich; Schwungfedern purpurbraun, Steuerfedern tief indigblau, Kopf, Kehle, Hals, Oberbrust azurblau, mit Goldglanz; alles übrige Gefieder tief smaragdgrün, mit Gold und Indigglanze besprengt. Das Grün des Rückens zieht ins Dunkele, das der untern Seite hat einen schwarzen Seidenschiller. Brasilien. Wied zieht Vieillots angezogene Abbildung zu O. sapphirinus.

27) O. Maugaei *Lesson* (Ois. m. pl. 68 Männchen, pl. 69 Weibchen. Tr. Maugaeus *Vieill.* pl. 37, 38. *Edwards* pl. 35. f. 2. Troch. Ourissa *Linn.* Pl. enl. 227. f. 3). Drei Zoll, sieben bis acht Linien lang. Gefieder tief goldgrün, glänzend, Brust, Unterhals, Oberrücken mehr oder weniger stahlblau, Unterbauch weißlich, Steuerfedern blau. Das Weibchen schmuziger gefärbt, oben kupfergrün, untere Theile graulich, die mittlern Steuerfedern grün, die seitlichen blau, die beiden äußern mit weißen Spitzen. Portorico.

28) O. furcatus *Gml. L.* (Plan. enl. 599. f. 2. *Vieill.* pl. 34. *Lesson* Ois. m. pl. 18). Drei Zoll, neun Linien lang. Kehle smaragdgrün. Bauch azurpurpurfarben, Rücken goldgrün mit azurblauer Binde, Schwanz stahlblau. Guyana, Jamaika.

29) O. Eriphile *Lesson* (Col. Suppl. pl. 25). Dem vorigen sehr ähnlich. Drei Zoll zehn Linien lang. Schnabel schwarz. Der ganze Oberkörper von der Stirn bis zum Steiße goldgrün glänzend, Kehle und Vorderhals mit einem smaragdgrünen Schilde, Brust, Bauch und die Seiten glänzend azurfarben, Flügel purpurbraun, Schwanz tief stahlblau, Unterbauch und untere Deckfedern grau bräunlich. Brasilien.

30) O. quadricolor *Vieill.* (Encycl. II, 573. O. cyanocephala *Lesson* Col. suppl. pl. 17 Männchen, pl. 18 jung). Drei Zoll, zehn Linien lang. Das erwachsene Männchen oben goldgrün, unten weiß, Kopfhaube cyanblau. Beim jungen Männchen ist die Farbe [illegible] grünlich und weißlich, die Kopfhaube zeigt sich [illegible] bläulich. Brasilien.

31) O. elegans *Vieillot* (Ois. d'or. I. pl. 14. O. Swainsonii *Lesson* Ois. m. pl. 70). Vier Zoll, [illegible] Linien lang. Schnabel braun und weiß, [illegible] goldgrün. Kehle und Vorderhals smaragdgrün, [illegible] Mitte sammtschwarz; Unterbauch [illegible] weiß, Steuerfedern indigblau. Brasilien.

32) O. Canivetii *Lesson* (Colibr. Suppl. pl. 37 fast erwachsen. Männchen, pl. 38 Jung). Höchstens drei Zoll lang. Körper oben graublaugolden, Kehle smaragdblau, Brust und Bauch bläulichgrün, Steuerfedern bräunlichblau, mit weißen Spitzen. Das junge Männchen ist oben stark goldgrünglänzend, unten aschgrau, am Vorderhalse stehen schillernde blaugrüne Schuppenfedern. Brasilien.

XI. Section. Schnabel lang, schwach gebogen, dünn, Schwanz gabelig, auf der Brust ein amethyst- oder stahlblaues Schild (les Lucifers *Lesson*).

33) O. lucifer *Swainson* (Phil. Mag. 1827. n. 6. p. 442. O. cyanopogon *Lesson* Ois. m. pl. 5 Männchen. Colibr. suppl. pl. 9 erwachsener junger, pl. 10 ganz junger Vogel). Nicht ganz drei Zoll lang, Schnabel lang, dünn, schwachgebogen, den Übergang zu den eigentlichen Trochilus-Arten machend; Körper oben goldgrün, unten grauweiß, Steuerfedern braun, zugespitzt, vorn an der Kehle und am Vorderhals ein purpurstahlblauer glänzender Federkragen. Das Weibchen vorn grau, die Kehle grauweiß, das Gefieder auf dem Rücken wenig goldglänzend, die untern Theile graulichweiß; Schwanz zugerundet, grün mit wenig Goldglanz, oben mit weißen, unten mit bräunlichen Spitzen. Der junge Vogel in mehr vorgerücktem Alter, oben goldgrün, der Halskragen blau irisirend, Körper roströtblich, unten grünlich. Der ganz junge Vogel ist oben goldgrünglänzend, unten gelblich, mit einigen purpurfarbigen Schuppenfedern an der Kehle. Mexiko.

34) O. Vesper *Lesson* (Ois. mouch. pl. 19 Männchen. Troch. pl. 6 Weibchen, pl. 48 junges Männchen). 4½ Zoll lang, Schnabel sehr lang, Kehle stahlblau, schillernd, Gefieder graugrün, wenig glänzend, Steiß kastanienbraun, vor dem Auge ein weißer Punkt, Brust und Bauch hellgrau, ins Weißliche übergehend. Das Weibchen oben goldgrün, unten rauchgrau, hinter den Augen zwei weiße Flecken, Kehle reinweiß. Das junge Männchen oben goldgrün, der Steiß lebhaft rostroth, an der Brust einige amethystfarbene Schuppenfedern. Mexiko.

35) O. Dupontii *Lesson* (Colibr. suppl. pl. 1). Drei Zoll, vier Linien lang. Goldgrün, Kehle sapphirblau, violetschillernd, die äußern Steuerfedern spatelförmig, bronzeroth, lebhaft gelb, weiß und braun gestreift. Mexiko.

XII. Section. Der Schwanz aus spitzigen Federn bestehend, die beiden äußersten zum größten Theile bartlos am Ende mit eirundlichen Fahnen (les Platures, Platurus *Lesson*).

36) O. platurus *Latham* (*Vieillot* Ois. d'or. I. pl. 52. T. longicaudus *Gmel. L. Lesson*) Ois. m. pl. 40 Erwachsenes Männchen. Colibr. suppl. pl. 31 Jung. Wied Beitr. IV, 96). Den männlichen Vogel beschreibt der Prinz von Neuwied folgendermaßen: Schnabel beinahe grade, schwarz; Beine dunkelfleischbraun, Kinn, Kehle, Ohrgegend, Backen und Unterhals mit prächtig grünen, festen Schillerfedern bedeckt, Brust mit breiten, größern, sehr schön hellblaugrünen, stark weiß

Digitized by Google

eingefaßten Federn geschuppt, Unterbrust und Oberbauch schwarz, mit rundlichen goldfarbigen Flecken bezeichnet, weil die Federspitzen goldfarben, Bauch zwischen den Beinen und der Aftergegend weiß; Steiß fahlgelbröthlich, alle Obertheile wie gewöhnlich goldgrün, in den Seiten vor dem Schwanze weiß; Flügel schwarzbräunlich mit violetem Schiller, Steuerfedern schwärzlichbraun, jede von der Wurzel bis zur Spitze in der Mitte mit einem röthlichweißen Längsstrich und weißem Schafte, die beiden runden Endfahnen der äußern Schwanzfedern schwarz mit violettem Schiller. Länge etwa drei Zoll, acht Linien. Den jungen Vogel beschreibt Lesson: Oben goldgrün, Brust und Bauch grauroth, zwei reinweiße Knebelbärte, vorn am Hals ein schwarzer Strich, Schwanz zugerundet mit schwarzer Spitze, die äußern Steuerfedern mit grauen rundlichen Flecken. Brasilien.

37) O. Underwoodii *Lesson* (Troch. pl. 37 Männchen). Wie vorige Art gestaltet, aber die Endfahnen der äußersten Steuerfedern länglich, die Füße mit weißen, haarförmigen Federn besetzt. Brasilien.?

XIII. Section. Schnabel lang, grade; Schwanz zugerundet, mittellang, Gefieder oben wie unten smaragdgrün, oder nur mit Weiß gemengt (les Emeraudes *Lesson*. Brasiliana *Boie*).

38) O. leucogaster *Gml. L.* (*Vieill.* Ois. d'or. I. pl. 43. O. albirostris *Lesson* (Ois. m. pl. 78). Drei Zoll, vier Linien lang. Der Schnabel schwach gekrümmt, schwarz und weiß, zehn Linien lang, Körper oben goldgrün; vordere Theile weiß, über die Brust eine grüne Binde, Unterbauch graulich, Steuerfedern braun, mit bläulichem Schiller, die zwei mittlern kupfergrün. Guiana.

39) O. albicollis *Vieill.* (Encycl. *Temminck* pl. col. 203. f. 2. *Lesson* Ois. m. pl. 63). Vier Zoll lang, Schnabel neun Linien lang, stark, gebogen, schwarz und weiß, die obern Theile reich goldgrün, sowie die Seiten des Halses, die Brust und die Bauchseiten, die Kehle vorn und die Mitte des Leibes schneeweiß, die mittlern Steuerfedern grün, die seitlichen blau mit weißen runden Flecken. Brasilien, St. Paul.

40) O. albiventris *Lesson* (Ois. m. pl. 76 Männchen. Troch. pl. 32 vollkommen erwachsenes Männchen. Tr. Thaumatias *L.* pl. enl. 600. f. 1. Tr. leucogaster *Lath. Brisson* enl. 672. f. 1). Vier Zoll lang, Schnabel neun Linien, schwarz und weiß, Körper oben kupfergrün, auf Kopf und Steiße mehr ins Rothe ziehend, Vorderhals rein grün, Unterleib und untere Deckfedern rein weiß, Steuerfedern braun, die beiden mittlern goldgrün, alle mit grauen Spitzen. Das vollkommen erwachsene Männchen ist oben smaragdgrün, der Bauch rein weiß, der Schwanz stahlblau. Guiana.

41) O. brevirostris *Lesson* (Ois. m. pl. 77). Drei Zoll, acht Linien lang, Schnabel nur sechs Linien, schwarz und weiß, dünn, Körper oben goldgrün, Kopf kupfergrün, untere Theile reinweiß, auf dem Bauch eine grüne Binde, Aftergegend und untere Deckfedern weiß, schwachgrau überlaufen. Guiana.

42) O. tephrocephalus *Vieill.* (Encycl. *Lesson* Ois. m. pl. 62). Drei Zoll, neun Linien lang. Kopf blaßgrün, ins Aschgraue ziehend, Rücken kupfergrün, untere Theile von einem wenig glänzenden Goldgrün, Aftergegend und untere Deckfedern rein weiß. Steuerfedern oben goldgrün, unten tiefbraun. Brasilien.

43) O. viridissimus *Vieill.* (Ois. d'or. I. pl. 42. *Lesson* Ois. m. pl. 75. Troch. pl. 7 Männchen). Drei Zoll, acht Linien lang. Der Schnabel zehn Linien, schwarz und gelblich. Die obern Theile goldgrün, der Steiß kupfergrün, Kehle und Brust grün und weiß gemischt, Bauch und Aftergegend braungrau, Steuerfedern oben goldgrün, unten blau, mit weißen runden Flecken. Brasilien.

44) O. virescens *Dumont* (Dictionnaire des scienc. nat. X. p. 49. Tr. viridis *Vieill.* Ois. d'or. I. pl. 41. *Lesson* Ois. m. pl. 60 Männchen. Troch. pl. 33 etwas erwachsener, pl. 34 ganz junger Vogel. Wied Beiträge IV, 107). Nach den Angaben des Prinzen von Neuwied (a. a. O.) hat das Männchen folgende Färbung: Oberkiefer schwärzlich, der untere weißlich, Beine dunkel graubraun, Iris unbemerkbar; eine weiße Linie läuft über, eine andere unter dem Auge weg, jene ist zuweilen undeutlich; die Obertheile sind goldgrün, alle untern von einem schönen glänzenden Hellgrün, nach dem Lichte kupferröthlich goldfarben schillernd; Aftergegend weiß; Steißfedern an der Wurzel weiß, übrigens glänzend hellgrün, Schwung- und große Flügeldeckfedern schwärzlichbraun, mit violetem Schimmer, Schwanz oben und unten schön und lebhaft schillernd grün. Am Weibchen sind die Farben viel matter, Oberkopf braungrau, die übrigen Obertheile grün, mit starkem kupferröthlichem Goldglanze, wie beim Männchen, Kinn weiß, Kehle grün und etwas weiß gemischt, indem die weißen Federwurzeln durchblicken; Brust sehr stark kupfergrün, überall etwas weiß durchblickend; Bauch weiß, an den Seiten kupfergrün; After und Steiß weiß, letzterer hier und da ein wenig gelblich überlaufen, mittlere Schwanzfedern dunkelgrün, stark ins Stahlblaue fallend, übrige Federn schwärzlich, mit starken weißen Spitzen, die äußere mit einem weißlichen Saume nach Außen. Länge 4 Zoll, 3½ Linien. Das junge Männchen gleicht in allen Stücken dem Weibchen, nur sind die weißlichen Augenstreifen stärker ausgedrückt, Kehle, Brust, Bauch und alle Untertheile zeigen nichts Weißes, sondern sind schon gänzlich grün, doch nicht so lebhaft und glänzend als am alten Vogel, sondern durch die vortretenden grauen Federwurzeln grau überlaufen; Kehle und Brust am lebhaftesten schillernd grün, mittlere Schwanzfedern gänzlich grün, die übrigen grün, mit weißen Spitzen, die Steißfedern ganz grün. „Männchen und Weibchen," sagt der Prinz „scheinen bei dieser Species in der Größe nicht bedeutend verschieden, doch befindet sich in meiner zoologischen Sammlung ein sehr vollkommener männlicher Vogel dieser Art, der etwas kleiner ist, als das weiter oben gemessene Weibchen; indem sein Schnabel selbst um mehr als eine Linie kürzer ist, und doch ist der Vogel alt und sehr vollkommen ausgefedert. Ich habe gefunden, daß die hier beschriebene Art die Nasenfedern gewöhnlich sehr stark abnutzt, d. h. daß ihre Nase gewöhnlich nackt abgerieben

Digitized by Google

ist, welches von dem tiefen Eindringen in die Blumenröhren herrührt. Den schönen Vogel dieser Beschreibung erhielt ich am Flusse Belmonte nicht selten; er macht durch seinen schon ziemlich stark, jedoch sanft gekrümmten Schnabel den Übergang zu den drei nachfolgenden Arten (Troch. brasiliensis etc.) welche einen stärker gewölbten Schnabel besitzen. Nördlich vom Flusse Belmonte scheint diese Art überall vorzukommen; in Lebensart und Manieren kommt sie mit den übrigen Fliegenvögeln überein. Vieillot sagt, er lebe auf Trinidad und in Guiana, daher scheint er über den größten Theil von Südamerika verbreitet zu sein. Lesson gibt eine hübsche Abbildung dieser Species, allein sie ist ein weiblicher oder junger Vogel, da die Schwanzfedern weiße Spitzen haben; der Schnabel ist nicht richtig illuminirt." Der Prinz konnte die neuesten Tafeln Lessons noch nicht kennen, sondern redet blos von pl. 60. Jene stellen, wie bemerkt, auch nur junge Vögel dar.

45) O. minimus *Lesson* (Ois. m. pl. 79 Männchen. *Vieill.* Ois. d'or. I. pl. 53. *Brisson* III. pl. 26. f. 8. Tr. niger *Gml. L.*). Wol die kleinste Art, der echte Fliegen- oder Hummelvogel der Reisenden, denn sie mißt nur zwei Zoll, vier Linien. Der Schnabel schwarz, die Flügel nur zwei Linien auf den Schwanz reichend. Die Oberseite von Kopf, Hals, der Rücken, Steiß, die Schulter- und Deckfedern der Flügel und des Schwanzes kupfergrün. Kehle, Unterhals, Brust und Bauch weißgrau. Auf der Kehle einige braune Flecken. Die untern Schwanzdeckfedern weiß, die Schwungfedern braun, ins Violete ziehend, die Steuerfedern wie der Rücken gefärbt. Die Federn an den Beinen wie die am Bauche gefärbt, Füße und Krallen schwärzlich. Das Weibchen ist kleiner, der Unterkörper schmuziggrau, die Steuerfedern haben weiße Spitzen, mit Ausnahme der mittlern, welche die Farbe des Rückens haben. Die Jungen gleichen dem Weibchen. Vieillot beobachtete diesen Vogel auf St. Domingo. Einige setzen ihr Nestchen auf Zweige, andere befestigen es an den Seiten derselben Es ist aus der Wolle von Bombax ceïba gebaut und außen mit Flechten bekleidet. Mitunter befinden sich lange Fäden zwischen Dornen geschlungen daran und geben dem kleinen Bau eine größere Festigkeit, als man ihm sonst zutraut. Der Vogel lebt einzeln, nur zur Fortpflanzungszeit gepaart. Das Männchen ist sehr zärtlich gegen das Weibchen. Die zwei Eier, welche dasselbe legt, werden 12 Tage bebrütet, am 13. kriechen die Jungen aus und bleiben 17 — 18 Tage im Neste. Am meisten halten sich diese Vögelchen auf den Zweigen von Cytisus Cajan auf.

XIV. Section. Schnabel grade, mittellang, röthlich, Gefieder oben grün, unten weiß, mit Rostfarbe oder Purpur (les Amazilis *Lesson*).

46) O. Amazili *Lesson* (Voyage de la Coquille. Zool. pl. 31. f. 3. Ois. m. pl. 12 Männchen, pl. 13 junges Männchen). Vier Zoll lang; Schnabel kurz, ziemlich stark, Brust smaragdblau, Körper oben goldgrün, Bauch rostroth, Schwanz gleichlang, zimmtfarben. Das junge Männchen hat eine graublauliche Brust, der Bauch ist weißlich, der Schwanz grün und roströthlich.

47) O. erythronotus *Lesson* (Ois. m. pl. 61). Länge drei Zoll, drei Linien. Schnabel schwarz und weiß, grade, ziemlich stark, das ganze Gefieder schillernd smaragdgrün, Steiß kupferfarben, Aftergegend weiß, Steuerfedern indigblau. Brasilien.

Lesson meint, daß Cynanthus latirostris *Swainson* (nicht der gleichnamige Wieds) (Philos. Mag. 1827. n. 6. p. 441) dieser Art am nächsten verwandt. Er ist grün, unten bläulichgrün, Kinn und Brust sind sapphirblau, der Schwanz mittellang, stark gabelig, ist schwarzblau, die Basis des Schnabels platt, roth.

48) O. Arsinoë *Lesson* (Col. suppl. pl. 28 erwachsen Männchen, pl. 29 junger Vogel). Drei Fuß, sechs Linien lang. Schnabel schwarz; Kopf, Hals und Kinn goldgrün, Rücken kupfergrünroth, Steiß violet, Flügel in der Mitte rostfarben, Kehle, der Hals vorn und an den Seiten, Brust und Oberbauch stark smaragdgrün schillernd, Bauch und Seiten grün; Aftergegend weiß, untere Deckfedern rostroth und weiß, Schwanz etwas gabelig, purpurviolet. Der junge Vogel hat einen röthlichen Schnabel, Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Steiß sind goldgrün, die Flügel einförmig purpurbraun, Kehle und Vorderhals smaragdgrün, Brust goldgrün, Bauch bräunlich, die untern Deckfedern zimmtroth, Schwanz kastanienbraun mit Kupferschiller. Mexiko.

49) O. Danvilii *Lesson* (Col. Suppl. pl. 36). Drei Zoll, acht Linien lang. Körper grau, oben goldgrün überlaufen, Schnabel lebhaft gelb, an der Spitze schwarz, Kehle weiß, mit grünen runden Flecken. Unterkörper zimmtroth, am Unterhals und an der Oberbrust ein breiter weißer Fleck. Chili?

XV. Section. Schnabel grade, dünn, Kopf mit einer Haube, Schwanz gerundet, Unterkörper mit runden Schuppenfedern, Kopf violet oder sapphirblau (les Sephanoides *Lesson*).

50) O. Sephanoides *Lesson* (Voyage de la Coquille. pl. 31. f. 2. Ois. m. pl. 14 Männchen, Colibr. Suppl. pl. 5 Weibchen. Mellisuga *Kingii* Zool. III. p. 432 not.). Vier Zoll, drei Linien lang. Schnabel grade, ziemlich lang, die sapphirblaue Haube in ein schönes Violet ziehend, Obertheile goldgrün, Kehle und Vorderhals weiß, mit goldgrünen Augenflecken, Bauch röthlichweiß, Schwanz zugerundet, grünlich. Das Weibchen ist oben goldgrün, der Kopf braungrün, der Unterkörper grau, die Kehlfedern wie beim Männchen gefleckt, der Schwanz goldgrün, mit weißen Spitzen. Chili.

51) O. Stokesii *King* (*Lesson* Troch. pl. 50. *Jardine* Him. birds. II, 55. pl. 5). 4½ Zoll lang. Haube himmelblau, Körper oben goldgrün, unten weiß, smaragdgrün gefleckt, Steuerfedern grün und weiß. Juan Fernandez.

XVI. Section. Schnabel sehr kurz, grade, eine Haube, welche mit einer breiten verlängerten blauen oder grünen Feder endet (les Huppés *Lesson*. Smaragdites *Boie*, pars).

52) O. Delalandii *Vieill.* (Dict. d'hist. nat.

Digitized by Google

XXIII. pl. G. 36. f. 3. *Temm.* pl. col. 18. f. 1, 2. Troch. versicolor, *Vieill.* l. c. Jung. *Lesson* Ois. m. pl. 23 Männchen. pl. 24 Weibchen. Col. Suppl. pl. 19 Jung. Troch. pl. 41 Männchen). Drei Zoll, vier Linien lang. Die Haube aus Blau und Grün gemischt, hinter jedem Auge ein weißer Fleck, Körper oben grün, unten azurblau, Schwanz braun, mit runden weißen Flecken. Dem Weibchen fehlt die Haube, der Körper ist oben grün, unten aschgrau. Der junge Vogel hat einen kurzen, schwarzen Schnabel; die Haube fehlt, der Körper ist oben goldgrün, unten aschgrau, auf der Mittellinie mit azurblauen Schuppen; Schwanz mit weißen Spitzen. Brasilien.

53) O. Loddigesii *Gould* (*Lesson* Troch. pl. 51). Haube azurblau, Rücken goldgrün, Unterkörper aschgrau, mit einem schwarzen Mittelstreifen, Schwanz blau, mit weißen runden Endflecken, hinter dem Auge ein weißer Punkt. Brasilien, St. Paul.

54) O. cristatus *L.* (Var. A. *Lesson* Ois. m. pl. 31 Männchen, pl. 32 Weibchen. Troch. pl. 80 Nest. *Edwards* I. pl. 37. Mellisuga cristata *Brisson* III. pl. 37. f. 2. *Vieill.* Ois. d'or. pl. 47 Männchen, pl. 48 Weibchen. Enl. pl. 227. f. 1. Var. B. etwas größer, Haube azurblau. *Lesson* Troch. pl. 4. Tr. exilis *Lath.* Tr. puniceus *Gml. L.* Tr. pileatus *Lath.* *Vieill.* Ois. d'or. pl. 63). Drei Zoll lang! Schenkel schwach, grade, kurz. Gefieder rauchgrau, seidenartig, wenig mit Goldgrün überlaufen, Haube spitzig, aus Schuppenfedern bestehend, smaragdgrün. Weibchen oben goldgrün, die untern Theile rauchgrau, Haube fehlend. Trinidad, Martinique. Die Var. B. von St. Domingo.

XVII. Section. Schnabel sehr kurz, Schwanz aus langen, dünnen, spitzigen, abgestuften Steuerfedern bestehend (les Queues étroites *Lesson*, Helinctin *Boie*, Cynanthus, pars *Swainson* Zool. J. III, 357).

55) O. cornutus *Wied* (Reise nach Brasilien. II. S. 190. Beitrag zur Naturgesch. IV, 99. Tr. bilophus *Temm.* pl. col. 18. f. 3. Troch. dilophus *Vieill.* Enc. Orn. chrysolopha *Lesson* Ois. m. pl. 7 erwachsenes Männchen. Colib. Suppl. pl. 32 Weibchen. Ois. m. pl. 8 junges Männchen). Der Prinz von Neuwied beschreibt (a. a. O.) das Männchen, wie folgt:

„Gestalt schlank, von mittlerer Größe, sehr zierlich, Schwanz etwa so lang als der Körper; Kopf schlank zugespitzt, Schnabel grade, etwas länger als der Kopf, höchst fein pfriemenförmig zugespitzt, an der Wurzel ein Wenig niedergedrückt, ohne deshalb an diesem Theile sehr breit zu sein; vor der Spitze wenig zusammengedrückt, bis über die Nasenlöcher auf der Firste befiedert, und ebenso weit ist auch der bis auf zwei Drittel der Schnabellänge vortretende linienförmige Kinnwinkel befiedert, Zunge, wie weiter oben angegeben, lang; Auge lebhaft und rund; Füßchen höchst zierlich, mit langen, schlanken Nägeln, Ferse halb befiedert, nicht völlig eine Linie hoch frei; die steifen Flügelchen erreichen etwa die Mitte des Schwanzes, Schwungfedern an der Spitze sanft aufwärts gekrümmt, die vorderste die längste; Schwanz lang, schmal, keilförmig zugespitzt, seine Federn sämmtlich abgestumpft, die beiden mittlern um drei Linien länger als die nebenstehenden, alle übrigen nehmen etwa in diesem Verhältniß ab, sodaß die längsten einen Zoll, drei Linien länger sind, als die kürzesten. Schnabel und Auge schwarz; Beine dunkelbräunlich; Nase, Zügel und Scheitel mit festen, prächtig blauen, violet und grünspangrün schillernden Glanzfedern bedeckt; über jedem Auge nehmen die Federn dergestalt an Länge zu, daß sie an der Seite des Hinterkopfs einen nach Hinten hinausliegenden, zugespitzten Busch von zum Theil drei und zwei Drittheil Linien langen steifen Federn bilden, der im Affect aufgerichtet werden kann, und alsdann dem niedlichen Vogel ein gehörntes Ansehen gibt. Dieser längsten Federn sind sechs, welche sämmtlich hinter einander stehen; ihre prachtvolle Farbe ist ein vortrefflicher Schiller von hellfeurigem Metallroth oder Feuerroth, mit Goldgrün und goldenem Gelbgrün, indem die Spitzen der Federn goldgrün, die Mitte goldfarben und Wurzel feuerfarben-kupferroth erscheint; Backen, Kinn und Kehle sind sammtschwarz, mit gewöhnlichen, also nicht mit Schillerfedern bedeckt, scheinen aber nach der Beleuchtung doch ein Wenig dunkelblau, sie sind in der Mitte der Kehle beinahe fünf Linien lang, schmal zugespitzt und bilden hier einen spitzen Federzopf oder Bart, der von dem Vogel sehr niedlich aufgebläbet werden kann, in der Ruhe aber sich sehr nett auf der weißen Farbe des Unterhalses abzeichnet; alle Untertheile des Vogels von der schwarzen Kehle an, sowie die Seiten des Halses bis gegen den Nacken hinauf, sind milchweiß, nur die Seiten unter den Flügeln und die Seiten der Brust sind etwas goldgrün; Oberhals, Nacken, Rücken und alle Obertheile, sowie die innern und äußern Flügeldeckfedern sind goldgrün, Schwung- und große Flügeldeckfedern schwärzlich graubraun, mit ein Wenig violetem Schimmer, zwei mittlere Schwanzfedern dunkel kupfergrün, die nächstfolgenden weiß, wie alle übrigen, nur die drei äußern kürzesten an jeder Seite sind an der äußern Fahne etwas blaß aschgrau gefärbt. Länge vier Zoll, fünf Linien. Das Weibchen ist scheinbar in der Größe vom Männchen nicht verschieden, völlig gebildet wie dieses, allein die verlängerten Kopffedern fehlen gänzlich; Kopf und Scheitel goldgrün, wie der Rücken; Kinn, Seiten des Kopfs und Kehle blaß röthlich graubraun, Brust graubraun, kupfergrün gefleckt und überlaufen, mittlere Schwanzfedern bläulich kupfergrün, mit schwärzlicher Spitze und zuweilen weißem Schaft; übrige Federn an der Wurzelhälfte schief schwarz, übrigens weiß, die kürzesten Schwanzfedern haben blos eine weiße Spitze. Das junge Männchen ist etwa gezeichnet wie das Weibchen. Der Prinz von Neuwied fand diese Art zuerst an den Grenzen der Provinz Bahia und Minas Geraës in dem weiten Campo Geral bei Valo, wo sie besonders in den Schluchten und warmen Thälern, die mit Wald und Gebüschen ausgefüllt sind, die Blumen und Blüthen umschwirrte. Sie war in jener Gegend nicht selten.

56) O. Langsdorffii *Vieill.* (Enc. *Temm.*, col. pl. 66. f. 1. *Lesson* Ois. m. pl. 26 Männchen. Co-

Digitized by Google

libr. Suppl. pl. 16 und Troch. pl. 35 jung Männchen. Troch. pl. 60 Weibchen). Fünf Zoll lang. Der Schnabel grade, dünn, die obern Theile glänzend goldgrün, am vordern Theile des Halses rin smaragdgrünes Schild, auf der Brust eine orangefarbene Binde; Bauch braun violet, Aftergegend schneeweiß, Steuerfedern lang, spitzig, die mittlern blau, die äußern weiß. Das junge Männchen ist oben goldgrün, über den Steiß zieht eine weiße Binde, Kinn, Brust und Mittelbauch sind schwarz, am Vorderhalse stehen grüne, rundliche Flecken; die Seiten sind weiß, die Steuerfedern schmal, fast gleichlang; auch findet sich dasselbe nach Lesson mit smaragdgrüner Kehle, bronzerother Brust, weißem Bauch und weiß gesflecktem Schwanze. Das Weibchen ist goldgrün, Brust und Kehle weiß, goldgrün punktirt, die Steuerfedern fast gleich, dünn, die äußere mit weißen runden Endspitzen. Brasilien.

57) O. enicurus *Vieill.* (Dict. d'hist. nat. *Temm.*, col. pl. 66. f. 3. O. heteropygia. *Lesson* Ois. m. pl. 15). Vier Zoll lang, davon aber der Schwanz die Hälfte wegnimmt. Im Schwanze sollten nur sechs Federn sein, die übrigen vier sind aber nur klein. Der Schnabel ist schwach, wenig gekrümmt, am Halse ein amethyst- und stahlblauer Kragen, das Gefieder oben goldgrün, ein weißes Halsband ist unten und oben gelb eingefaßt. Insel Trinidad.

58) O. Cora *Lesson* (Ois. m. pl. 6 Männchen. Troch. pl. 39 älteres Männchen, pl. 40 junges Männchen. Voyag. de C. Coq. Zool. pl 31. f. 4). Fünf Zoll, fünf Linien lang, der Schwanz drei Zoll, zwei Linien. Schnabel kurz, schmächtig, obere Theile goldgrün, Kehle amethystfarben, untere Theile weiß, Steuerfedern ungleich lang, braun, mit weißen Spitzen, die zwei mittlern lang, braun, weiß, mit braunen Spitzen. Bei dem ältern Männchen sind die Steuerfedern braun, die mittlern weiß mit braunen Spitzen. Am jungen Männchen sind alle Steuerfedern braun, der Körper unten hellgrau, an der Kehle stehen einige amethystfarbige Schuppenflecke. Das Weibchen ist grün, unten lebhaft rostfarben, der kurze Schwanz ist braun und hat weiße Spitzen. Peru.

XVIII. Section. Schnabel kurz, grade, an der Kehle ein amethyst- oder rubinfarbiges Schild, Schwanz mittellang (les Rubis, *Lesson.* Calliphlox *Boie*).

Tribus I. Kehle amethystroth (les Amethystes *Lesson*).

59) O. amethystinus *Lesson.* (*Lath.* Enl. pl. 672. f 1. *Lesson* Ois. m. pl. 47 Männchen. Colibr. Suppl. pl. 20 fast erwachsenes Männchen, pl. 21 junges, pl. 22 sehr junges Männchen. Troch. pl. 52 Weibchen. Wied Beitr. IV. S. 90). Länge ziemlich drei Zoll. Der Schnabel schmächtig, grade, dünn, Körper oben braungolden, Kehle amethystfarben, untere Theile grau. Das fast erwachsene Männchen oben goldgrün, die Stirne grau, auf dem Rücken ein weißer Streif, am Vorderhalse zeigen sich amethystfarbene Schuppenflecken, Brust und Bauch sind grau. Das junge Männchen ist oben goldgrün, Kehle braun, hier und da zeigen sich einige amethystfarbene Schuppen, der untere Körper ist rauchbraungrau. Der Prinz von Neuwied gibt folgende genauere Beschreibung: Schnabel schwarz, Iris unscheinbar dunkel; Beine dunkel schwärzlichbraun, alle Obertheile grün, mit Gold- und Kupferglanz, Schwung- und Schwanzfedern dunkelvioletbräunlich, Kinn und Kehle weißlich, mit kleinen, graubraunen Fleckchen, aber einzeln mit schönen violetrothen Federchen durchsprengt, welche erst in dieser Mauser erschienen und schließen lassen, daß die ganze Kehle diese Farbe annehmen werde; vom Auge unter dem Ohre weg ist die weiße ungefleckte Kehle von einem kupfergrünlich-graubraunen Streifen rundum eingefaßt, der blos in der Mitte des Unterhalses ein Wenig unterbrochen ist; unter dem sogenannten Halsbande liegt rund um den Hals und blos nach Oben unterbrochen, ein breiter weißer Halsring, Brust und Bauch hellbräunlichgrau, an den Seiten stark kupfergrün gemischt und gefleckt, After weiß, Steißfedern grünlichgrau, weiß gerandet, Schwanzfedern schwärzlich, an der Unterfläche besonders schön violet schillernd. Einem andern Exemplare fehlte die dunkele Einfassung der Kehle.

Den Vogel, welchen Lesson für ein ganz junges Männchen hält (pl. 21), beschreibt der Prinz von Neuwied (a. a. O. S. 73) als eigene Art Trochilus campestris. „Ich kenne von dieser Species wahrscheinlich auch nur den jungen Vogel. Er ist sehr klein, der Kopf dick, Körper gedrungen, Schwanz ziemlich kurz; Schnabel wenig länger als der Kopf, grade, mäßig breit, Firste sanft gewölbt; Kinnwinkel linienförmig, befiedert, sowie die Gegend der Nasenlöcher, wodurch der Kopf eine zugespitzte Gestalt bekommt, Spitze des Oberkiefers sehr sanft abgeflacht, der des untern ebenso viel aufsteigend; um das Auge eine kleine nackte Stelle, Beine beinahe bis auf die Mitte der Ferse befiedert; Flügel stark, aber zwei Drittheile des etwas keilförmig zusammengelegten Schwanzes hinausfallend, wenig gebogen; Schwanz nur sehr wenig abgestuft, mittlere Federn die längsten. Iris und Schnabel schwarz, Beine dunkelbräunlich; alle Obertheile gold- oder kupfergrün; Seiten des Kopfes und Halses zum Theil graubraun, auch sowie der Scheitel ein Wenig mit dieser Farbe überlaufen, grünlich glänzend, Kehle weiß, mit einigen kleinen, graugelblichen Drosselfleckchen, die zum Theil Goldglanz haben, woraus zu schließen ist, daß die ganze Kehle diese Farbe annehmen werde; Brust und Seiten des Halses gänzlich weiß, welches nach den Seiten hin eine Art von Oben unterbrochenem, weißem Halsbande bildet; Brust und Bauch in ihrer Mitte weiß, Seiten der erstern kupfergrün; Seiten des Bauches und Schenkel zimmtbraun, After weißlich, Steißfedern zimmtbraun, mit weißlicher Einfassung; äußerste Schwanzfeder schwärzlich mit fahlröthlicher Spitze, die zweite mit kleiner weißer Spitze, die mittlern kupfergrün; Flügel schwärzlich graubraun, mit violettem Glanze. Länge zwei Zoll, neun Linien." Das Weibchen des eigentlichen Amethystinus beschreibt Lesson als an Kehle, Brust und Seiten grau, Afterg egend weißlich. Brasilien.

60) O. ruficaudus *Vieill.* (Enc. O. amethystoides *Lesson* Troch. pl. 25 erwachsen Männchen, pl.

Digitized by Google

26 daſſelbe jünger, im Übergange zum Kleide des Erwachſenen, pl. 27 jung, pl. 30 Neſt und Eier, welche indeſſen dem Namen nach voriger Art angehören, denn es iſt in der Überſchrift nur vom Amethyste die Rede, da Spec. 59 le petit Amethyste genannt). Länge 2¼ Zoll. Körper oben goldgrün, Kehle amethyſtfarben mit Goldſchiller, um den Hals ein hellgraues Band, Bruſt grau, Schwanz mittelmäßig gabelig. Bei dem Übergange des Farbenkleides des Männchens in das erwachſene zeigt es eine weiße Binde über dem Steiß, und der Vorderhals iſt hellgrau. Bei dem jungen Vogel iſt Kehle und Vorderhals weiß, geſprenkelt mit Schwarz und einzelnen amethyſtfarbenen Schuppen, beſonders auf der Mittellinie. Das Neſt beſteht aus Flechten, doch am meiſten aus ganz ſchwachen Würzelchen, welche durch einander geflochten und mit Baumwolle unterwebt. Es bildet eine Halbkugel und der Rand iſt beſonders weich und gefüttert. Die beiden Eichen waren länglich eiförmig, von der Größe einer Bohne, das Neſt ſelbſt an dem dünnen Zweig einer Paſſionsblume künſtlich befeſtigt. Braſilien.

61) O. orthurus *Lesson* (Troch. pl. 28 faſt erwachſenes Männchen, pl. 29 junger Vogel). Gegen 2¼ Zoll lang, oben goldgrün, um den Hals ein violeter Kragen, Schwanz gleichlang, breit, mit weißen runden Endflecken. Am jungen Vogel ſteht hinter dem Auge ein weißer Punkt und die Kehle iſt weißlich mit braunen Punkten. Guiana.

62) O. montanus *Lesson* (Troch. pl. 63 Männchen, pl. 64 junger Vogel). Etwas über drei Zoll lang, Kehle amethyſtfarben, Schwanz keilförmig mit ſpitzigen Steuerfedern. Der junge Vogel goldgrün, die Kehle nur geſprenkelt. Mexiko.

63) O. platycercus *Swainson* (Phil. Mag. 1827. n. 6. p. 441. O. tricolor *Lesson* Colibr. Suppl. pl. 14). Drei Zoll, ſechs Linien lang, Schnabel ſchwarz, Rücken und Oberkörper goldgrün, Kehle und Oberhals vorn rubinroth, die Mitte des Halſes weiß, Bruſt und Bauch grau, Seiten grau, mit Grün überlaufen, untere Deckfedern des Schwanzes grau, mit braunen Flammen, Schwanz oben grün, die äußern Steuerfedern braun, am Ende zugeſpitzt. Mexiko.

Tribus II. Kehle rubinroth, Körper oben goldgrün (les Rubis *Lesson*).

64) O. Colubris *Linn.* (*Shaw* Misc. f. 2. *Wilson* Americ. Ornith. II. pl. 10. f. 3. 4. *Audubon* birds of Americ. pl. 47. f. 1, 2, 3. *Vieill.* Ois. d'or. pl. 31, 32. *Lesson* Ois. m. pl. 48 Männchen. Troch. pl. 1 ſehr alt. Männchen, Ois. m. pl. 48 bis junges Männchen. *Edwards* pl. 38). Dieſe Art iſt ein Wandervogel und wol diejenige Art, welche am weiteſten nördlich wohnt. Audubon ſah ſie ſchon den 10. März in Louiſiana; ihre Ankunft in dieſem, ſowie in andern Staaten iſt aber manchmal um 14 Tage ſpäter oder früher. In den Mittelgegenden kommt ſie ſelten vor dem 15. April, meiſt erſt mit Anfange Mai's. Der ebengenannte Beobachter bemerkt, daß er nicht im Stande geweſen ſei, ſich ſelbſt darüber zu vergewiſſern, ob die Wanderung dieſer Vögelchen bei Tage oder bei Nacht ſtatthabe, daß er aber das Letztere zu glauben geneigt ſei, da man ſie den Tag über zu allen Zeiten ſehr geſchäftig nach Futter umherſchwirren ſieht, was nicht der Fall ſein würde, wenn ſie auch am Tage weite Flüge vornähmen. Sie durchſchneiden die Luft in langen Wellenbogen, indem ſie von Strecke zu Strecke in einem Winkel von 40 Grad in die Höhe ſteigen und dann in einem Bogen wieder ſich ſenken; ihre geringe Größe macht es aber unmöglich, ſie ohne die größte Schwierigkeit weiter als 50 oder 60 Ellen, ſelbſt mit einem guten Fernglaſe, zu verfolgen. Eine Perſon, die in einem Garten neben einer gemeinen blühenden Althäa ſteht, wird erſtaunen, wenn ſie auf einmal das Flügelſummen dieſer kleinen Vögelchen vernimmt, ſie wenige Fuß vor ſich ſchwirren ſieht und die Flüchtigen in wenigen Minuten ihr aus dem Geſichte ſind und kein Ton mehr von ihnen zu vernehmen iſt. Sie ſetzen ſich nicht auf die Erde, ſondern nur auf Äſte und kleine Zweige, wo ſie ſich ſeitlich mit zierlich abgemeſſenen Schritten bewegen, häufig die Flügelchen aus einander breiten, wieder ſchließen und mit Nettigkeit und raſchen Bewegungen ihren Federſchmuck putzen und ordnen. Beſonders lieben ſie es, von Zeit zu Zeit einen Flügel auszuſpreizen und jede Schwungfeder einzeln der ganzen Länge nach durch ihr Schnäbelchen zu ziehen, wo dann bei Sonnenſcheine der Flügel ausnehmend glänzend ſich zeigt. Sie können den Zweig augenblicklich ohne Schwierigkeit verlaſſen und ſcheinen mit einem vortrefflichen Geſichte begabt, indem ſie grade auf eine Schwalbe oder einen blauen Steinſchmätzer (Saxicola sialis) zufliegen, welche 50 oder 60 Ellen von ihnen entfernt ſind, und haben dieſe erreicht, ehe ſie es ſelbſt gewahr werden. Kein Vogel ſcheint ihren Angriffen zu widerſtehen, ſie ſelbſt werden aber oft von den größern Arten Hummeln verfolgt, um die ſie ſich übrigens gar nicht kümmern, indem ihr reißend ſchneller Flug ſie ihren Verfolgern augenblicklich entzieht. Das Neſt dieſes Vögelchens iſt äußerſt fein gebaut. Das Äußere beſteht aus einer lichtgrauen Flechte, welche ſich an Baumäſten oder alten Zaunpfählen findet und ſo nett um das ganze Neſt angelegt iſt, daß man in einiger Entfernung von dem letztern dies für einen Theil des Aſtes oder Stammes ſelbſt hält. Dieſe kleinen Flechtentheilchen verbindet der Vogel mit Hilfe ſeines Speichels. Die nächſte Lage nach Innen beſteht aus einer baumwollenartigen Subſtanz, und die innerſte aus ſeidenartigen Faſern von verſchiedenen Pflanzen entnommen, alle äußerſt fein und weich. In ſo einem Neſtchen finden ſich gegen die Regel, daß kleine Vögel viele Eier legen, immer nur zwei, reinweiß von Farbe und eiförmig. Zehn Tage ſind zum Brüten erfoderlich und es werden zwei Bruten im Jahre gemacht. In einer Woche ſind die Jungen flügge, werden aber noch eine Woche von den Ältern gefüttert. Sie werden, wie die Tauben, unmittelbar aus dem Schnabel geäzt. Audubon glaubt, daß die Jungen nicht früher im Stande ſind, ſich ſelbſt zu verſorgen, als bis ſie ſich mit andern Bruten vereinigen und abgeſondert von den Alten ihre Ausflüge beginnen; denn er ſah 20 bis 30 Junge um eine Gruppe Trompetenblumen vereinigt,

Digitized by Google

wenn nicht ein einzig altes Männchen zu sehen war. Die Jungen erhalten ihren vollen Farbenglanz erst im nächsten Frühjahr, obschon die Brust des Männchens stark mit Roth gefärbt ist, bevor sie die Herbstwanderung antreten.

Wilson in seiner American Ornithology erzählt, daß man es versucht habe, diese Vögelchen aus dem Neste zu nehmen und im Käfig aufzuziehen. Ein gewisser Cosser zu Fairfax in Virginien hielt ein Paar solche Nestlinge einige Monate in einem Käfig und reichte ihnen als Futter Honig mit Wasser verdünnt, den sie gern nahmen. Als die Süßigkeit dieser Flüssigkeit kleine Fliegen und Mücken in Menge herbeizog, wurden sie von den Vögelchen eifrig verfolgt und weggeschnappt, sodaß diese Insecten keinen unbedeutenden Theil ihrer Nahrung ausmachten. Im Sommer 1803 wurde Wilson selbst ein Nest mit solchen Vögelchen gebracht, die kaum flügge waren. Eins derselben, welches wirklich aus dem Fenster flog und auf eine Mauer stürzte, fand da seinen Tod. Das andere verweigerte Nahrung zu nehmen und am nächsten Morgen fand Wilson, daß es nur eben noch lebte. Ein Frauenzimmer im Hause unternahm es, seine Wärterin zu werden, legte es in ihren Busen, und als es wieder aufzuleben begann, löste sie etwas Zucker im Munde auf und schob sein Schnäbelchen herein, wo es dann mit großer Begierde diese Nahrung einzog und auf diese Weise soweit gebracht ward, daß man es in den Käfig bringen konnte. Es ward nun über drei Monate von Wilson darin erhalten, indem er ihm Hutzucker in Wasser aufgelöst reichte, den es dem Honigwasser vorzog; dabei gab er ihm jeden Morgen frische, mit jener Flüssigkeit besprengte Blumen und umgab den Raum, in dem sich der Vogel befand, mit Gaze, damit er sich nicht verletzen konnte. Dieser war munter, thätig, lustig von Blume zu Blume schwebend, als ob er in seiner Wildniß wäre und drückte durch Bewegung und Zirpen sein Vergnügen aus, wenn frische Blumen in seinen Käfig gestellt wurden. Der kleine Vogel ist sehr empfindlich gegen Kälte, und wenn er lange dem belebenden Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, trauert er und stirbt bald. Es ward Wilson ein schönes Männchen gebracht, das er in einen Drahtkäfig steckte und in eine schattige Stelle im Hause setzte. Nachdem es einige Zeit geflattert hatte, ward das Wetter ungewöhnlich kalt, es hing sich der Vogel an das Gitter und blieb einen ganzen Vormittag in einem Zustande der Erstarrung. Kein Heben der Lungen war zu bemerken, die Augen geschlossen gab der Vogel kein Zeichen des Lebens oder der Bewegung, wenn man ihn berührte. Wilson brachte ihn an die freie Luft, unmittelbar in die Sonne, an einen geschützten Ort. Nach wenigen Secunden zeigte sich wieder Respiration, der Vogel athmete kräftiger und immer kräftiger, öffnete die Augen und begann, wenn auch mit weniger Lebhaftigkeit als sonst, sich umzuschauen. Nachdem er sich völlig erholt, ward er der Freiheit übergeben. Er flog auf einen nahen Ast, brachte dort einige Zeit sein struppig Gefieder in Ordnung und verschwand dann wie ein Blitz.

Der rothbrustige Fliegenvogel, sagt Audubon (Orn. biog. p. 251) hat eine besondere Vorliebe für diejenigen Blüthen, welche in ihrer Form stark röhrenförmig gebaut sind. Der gemeine Stechapfel (Datura Stramonium) und die Trompetenblume (Bignonia radicans) werden am meisten von ihm besucht, demnächst Geißblatt, die Gartenbalsamine und die wilde Balsamine (Impatiens noli tangere), welche an Bächen und andern feuchten Orten wächst, außerdem bietet ihm jede Blüthe, bis zur Viole, einen Theil ihrer Nahrung dar. Diese besteht hauptsächlich in Insecten und zwar im Allgemeinen aus der Ordnung der Käfer, welche mit einer fast gleichen Anzahl kleiner Fliegen gemeiniglich in seinem Magen gefunden werden. Die erstern sucht er sich in den Blumen auf, die letztern fängt er im Fluge, und es kann dies Vögelchen als ein vortrefflicher Fliegenjäger angesehen werden. Der Nektar oder Honig, den es aus verschiedenen Blumen schlürft, zur Nahrung selbst unzulänglich, dient mehr dazu, seinen Durst zu löschen. Audubon sah solche Vögelchen eingesperrt, denen man künstliche, mit Honig oder Zuckerwasser gefüllte Blumen hinstellte. Sie wurden nur damit genährt, lebten aber auch nur wenige Monate und fanden sich nach dem Absterben ganz abgemagert. Andere dagegen, denen man täglich zweimal frische Blumen aus dem Wald oder dem Garten brachte, und welche in Zimmern eingeschlossen waren, deren Fenster man mit Gaze verwahrt hatte, durch welche kleine Insecten eindringen konnten, lebten zwölf Monate, nach deren Verlaufe man sie wieder in Freiheit setzte. Übrigens war der Raum, in dem man diese Vögelchen hielt, während der Wintermonate künstlich erwärmt. Ob aber gleich Männchen und Weibchen sehr zärtlich mit einander waren, so bauten sie doch kein Nest.

Dieser Fliegenvogel ist übrigens nicht so scheu als überhaupt Vögel zu sein pflegen. Häufig kommt er an Blumen, die in Fenstern stehen, oder er fliegt sogar in Zimmer, wenn sich solche darin befinden, und kehrt wieder zurück, so lange sie unverwelkt sind. In Louisiana sind diese Vögelchen im Frühjahr und Herbst ausnehmend häufig, und wo sich nur eine schöne Trompetenblume in den Wäldern findet, sieht man sie darum versammelt, oft zehn und zwölf Stück auf einmal. Sie sind sehr streitsüchtig und liefern sich häufig Kämpfe in der Luft, besonders die Männchen. Ist einer eben mit Nahrungsuchen in einer Blume beschäftigt, und ein anderer naht, so steigen beide sogleich in Spirallinien zwitschernd und drehend in die Luft, bis man sie nicht mehr sieht, beide kehren dann zur Blume zurück, aber nur der Sieger weilt bei ihr, der Besiegte fliegt vorüber.

Was den Flug betrifft, so meint Audubon, lasse sich derselbe noch am nächsten mit dem eines großen Abendschmetterlings von Blume zu Blume schwirrend vergleichen. Um sich diese Vögel aber für eine Sammlung zu verschaffen, sei nichts geeigneter, als ein gutes, wol gehandhabtes Schmetterlingsnetz.

Vom Vogel selbst gibt letzterer Schriftsteller folgende Beschreibung: Am erwachsenen Männchen ist das Gefieder dicht, oben und an der Brust schuppenförmig mit

Digitized by Google

metallischem Glanz, unten gemischt. Flügel lang, schmal, gegen das Ende etwas gekrümmt; die erste Feder die längste, der Schwanz, wenn er geschlossen, gabelig, wenn er aber ausgebreitet ist, so erscheint er in der Mitte grade, an den Seiten gerundet; die zehn Steuerfedern sind breit und die äußern nach Innen gebogen. Schnabel und Füße sind schwarz, so wie die Iris. Die obern Theile, die zwei mittlern Schwanzfedern mit eingeschlossen, sind grün mit Goldschiller. Schwanz und Flügel sind purpurbraun. Brust, die Seiten des Kopfs und der Vorderkopf sind purpurkarminfarben mit Schwarz gefleckt, welches hochroth, orange und tiefschwarz schillert. Die Seiten sind gefärbt wie der Rücken, das Übrige der untern Theile ist graulichweiß mit grüner Mischung. Die Länge beträgt 3½ Zoll. Bei dem erwachsenen Weibchen ist der Brustfleck weiß, so sind auch im Allgemeinen die untern Theile, auch die der äußern Schwanzfedern haben weiße Spitzen. Beim jungen Vogel sind die untern Theile bräunlichweiß, auch der Schwanz hat weiße Spitzen und die Farben der obern Theile sind heller. Im Herbste zeigen sich rothe Federn an der Brust.

65) O. rubineus *Gml. L.* (*Lath. Brisson* III. pl. 37. f. 4. *Vieill.* I. pl. 27 und Troch. obscurus. pl. 28 junger einjähriger Vogel. Tr. ruficaudatus *id.* im Dict. d'hist. nat. O. rubinea *Lesson* Ois. m. pl. 44 Männchen, pl. 45 Weibchen, pl. 46 junges Männchen. Mit vorigem oft verwechselt. Vier Zoll vier Linien lang, Schnabel stark, Gefieder ganz goldgrün glänzend, Kehle rubinroth schillernd, Steuerfedern lebhaft zimmtroth, schwarz gesäumt. Am Weibchen ist der Oberkörper goldgrün, die untern Theile lebhaft zimmtroth, die Aftergegend weiß, hinter jedem Auge steht ein weißer Punkt, die rothe Kehle fehlt. Das junge Männchen ist dem Weibchen ähnlich, nur zeigen sich an der Kehle rothschillernde Flecken. Guiana.

Tribus III. Kehle rubinroth, untere Körperseite gelblich (les Sasins *Lesson*)

66) O. rufus *Gml. L.* (Tr. ruber *Edwards* pl. 32. Troch. collaris *Lath. Vieill.* Ois. d'or. pl 61, 62. *Lesson* Ois. m. pl. 66. Troch. pl. 43 Männchen. Ois. m. pl. 67 junger Vogel. Colibr. Suppl. pl. 11 junges Weibchen. Suppl. pl 12 Männchen im zweiten Jahre, pl. 13 fast erwachsenes Männchen). Nicht ganz drei Zoll lang. Schnabel grade, dünn, rundlich, Gefieder hellrostfarben, auf dem Rücken schwach mit Gold überlaufen, am Vorderhals ein gabeliges rubinspinellglänzendes Schild. Das Weibchen (nach Latham) oben grün, die Brust lebhaft roth gefleckt, die Steuerfedern mit weißen Spitzen (ist wol junges Männchen?). Der junge Vogel (nach Lesson) oben goldgrün, über dem Auge ein brauner Strich, der Schwanz braun, das Brustschild rubinfarben mit Topasfarbe überlaufen, die untern Theile graugrünlich. Am jungen Weibchen zeigt sich der Oberkörper graugrüngoldig, der untere hellgrau, der Schwanz ist grünlichbraun, an den Seiten mit weißen Spitzen. Das Männchen im zweiten Jahr ist oben goldgrün, der Steiß rothbraun, der Körper unten weißlich, auf den Wangen stehen einige goldgrüne Punkte, der Bauch ist lebhaft kastanienroth. Das fast erwachsene Männchen ist ebenfalls goldgrün, die obern Deckfedern sind kastanienbraun, die Steuerfedern braun, mit weißen rundlichen Endflecken, die Seiten und der Körper unten roströth, an der Kehle stehen purpurfarbene Schuppen. Californien, überhaupt die Küste des nördlichen Amerika.

Tribus IV. Der Kopf wie bei voriger, die Kehle rubinamethystfarben (les Anna *Lesson*).

67) O. Anna *Lesson* (Ois. m. pl. 74. Colibr. Suppl. pl. 7 der junge Vogel). Drei Zoll, fünf Linien lang. Schnabel grade, dünn, etwas platt, Haube, Wangen, Vorderhals mit schuppigen amethystfarbigen Federn bedeckt, die obern Theile goldgrün, die untern schwach grünlichgrau, die untern Deckfedern des Schwanzes grün mit grauen Rändern. Am jungen Vogel ist das Gefieder oben schmuziggrün, unten schiefergrau, das Halsschild besteht nur aus zerstreutstehenden rothen wenig goldglänzenden Schuppen. Californien.

XIX. Section. Schnabel grade, Schwanz gerundet, Kopf rubin- und Kehle topasfarben (Chrysolampis *Boie*, les Topazes *Lesson*).

68) O. moschitus *Lesson* (*Lath. Brisson* III. t. 37. f. 1. Trochilus elatus und guianensis *Lath. Buff.* enl. pl. 640. f. 1. *Vieill.* Ois. d'or. pl. 29 erwachsenes Männchen, pl. 30 junges einjähriges, pl. 46 junges zweijähriges, pl. 55 Weibchen, pl. 56 Männchen vor der Mauser. Troch. obscurus ib. pl. 28 Weibchen. Troch. hypophaeus und Leucogaster *Lath. Buff.* enl. 672. f. 3 jung. Tr. carbunculus *Gml. L. Vieill.* Ois. d'or. pl. 54 alt. Troch. pegasus *Lath.* jung. *Edw.* pl. 344. *Lesson* Ois m. pl. 52 Männchen. Troch. pl. 15 junges Männchen, Ois. m. pl. 53 f. 1 Weibchen f. 2 junges Männchen, pl. 54 junges Weibchen). Männchen: Schnabel und Kopf sehr verlängert und zugespitzt, der erstere ziemlich grade, nur höchst sanft gewölbt, pfriemenförmig dünn, an der Spitze zusammengedrückt, Oberkiefer etwas länger als der untere, sehr zugespitzt; Schnabelwurzel etwas ausgebreitet, der Kinnwinkel über ein Drittheil des Schnabels hinaus befiedert, Oberkiefer bis über die Hälfte hinaus dicht mit glänzenden Federn bedeckt, ein sehr ausgezeichneter Charakter dieser Species; Umgebung des Auges ein Wenig nackt; Flügel sehr lang und schmal, beinahe das Schwanzende erreichend; Schwanz stark, abgerundet, aber seine äußern Federn nur wenig kürzer als die mittlern, Schäfte der erstern nur sehr sanft gekrümmt; Beine sehr zart, Ferse nur unter der Fußbeuge ein Wenig befiedert, übrigens glatt; Federn des Körpers zart und von gewöhnlicher Art, die des Oberkopfes bis in den Nacken, sowie der Kehle bis zur Brust sind abgerundete, feste Schillerfedern. Schnabel schwarz, Beine bräunlich, Federn des Oberkopfs von der Mitte des Oberkiefers bis in den Nacken, nach dem Lichte gewandt, prachtvoll glänzend und schillernd rubinroth, in entgegengesetzter Richtung unscheinbar dunkel; Kinn, Kehle, Unterhals und Oberbrust, im Lichte, prachtvoll orangefarben-goldglänzend, dem Lichte mehr abgewandt bräunlich oder grünlich schillernd; bei sehr alten Vögeln schillert das feurige Orangefarben der Kehle

Digitized by Google

in ihrer Mitte beinahe so roth als der Scheitel, aber immer mehr goldfarben; Rücken und Schultern dunkel kaffeebraun mit kupfergrünem Schiller, zuweilen matt, bei jüngern Vögeln; Flügel dunkel graubraun, mit violetem Schiller; Bauch und Unterbrust wie der Rücken, aber etwas blässer, mit etwas metallischem Schiller; Steiß rostfarben, Afterfedern weiß, Schwanz vorzüglich schön rostfarben, alle Federn mit schwarzem Spitzensaume, die Unterfläche der Federn vorzüglich schön kupferfarben schillernd; innere Deckfedern der Flügel dunkelbraun, wie der Körper. Länge drei Zoll, neun Linien. Das junge Männchen gleicht in den Hauptzügen dem Weibchen, allein der Schwanz ist nicht rostroth, sondern bräunlich violet, die mittlern Federn mit einigen kupfergrünen Flecken, die äußern mit weißer Spitze, hinter welcher sich ein schwärzlicher Fleck befindet, die Kehle zeigt in ihrer Mitte auf blaß schmuzig bräunlich-grauem Grunde schon einen Längsfleck von den schön goldfarbenen Federn, da an dieser Stelle zuerst der Federwechsel beginnt. Das Weibchen ist unansehnlich. Obertheile fahl und verblichen-kupfergrün, Scheitel fahl graubraun; Untertheile ohne Unterschied fahl bräunlich-aschgrau, an den Seiten der Brust kupfergrün, Flügel matt graubraun, Schwanzfedern rostroth, die mittlern mit breitem, kupfergrünem Saum an der Spitze und seitwärts derselben, die darauf folgenden Federn mit blos schwärzlichen Spitzen, die äußersten mit weißer Spitze, hinter welcher sich ein schwarzer Fleck befindet. Länge 3 Zoll, 6½ Linien.

Der prachtvolle Fliegenvogel dieser Beschreibung, sagt der Prinz von Neuwied, ist einer der schönsten und über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Er glänzt in den heitern Strahlen der tropischen Sonne unvergleichlich schön, und fliegt gewöhnlich mit fächerförmig ausgebreitetem Schwanze, sowie den Federn des Scheitels zu einem Häubchen aufgerichtet, wodurch er sich gewöhnlich schon von Fern auszeichnet. Er hat die Lebensart der übrigen Fliegenvögel, findet sich aber nicht an der Ostküste, sondern man muß erst die innern, höhern und trockenern Gegenden erreicht haben, um ihn zu bemerken. Dort sind weite Triften mit Gras und kurzen Gebüschen bewachsen, an deren Blumen diese niedlichen Vögel in Menge ihre Nahrung suchen. Sie kommen in jenen Gegenden ebenso wol in den Wäldern vor, als an offenen Orten. So habe ich sie z. B. nirgends häufiger gesehen, als in der Nähe von Barra da Vareda am Rio Pardo, wo sie die Stämme der Goethea semperflorens umflatterten, welche zu jener Zeit mit ihren scharlachrothen Blumen bedeckt waren. Man schoß mit dem feinsten Vogeldunst eine Menge dieser Vögel herab, ohne daß die übrigen sich dadurch verscheuchen ließen. Das Nest unsers Vogels habe ich nicht gefunden, doch bin ich überzeugt, daß dasselbe, sowie seine Eier, nicht bedeutend von denen der übrigen Arten dieses schönen Geschlechtes abweichen.

XX. Section. Gefieder goldgrün mit Blau überlaufen oder die Kehle azurblau, der Schwanz gleich, der Schnabel klein, dünn grade (Hylocharis *Boie*, les Saphirs *Lesson*).

69) O. Audebertii *Lesson* (Troch. coeruleus *Vieill.* Ois. d'or. pl. 40. *Lesson* Ois. m. pl. 51. Wied Beitr. IV. S. 67). Das Männchen hat die Größe von O. sapphirinus. Schnabel völlig grade, etwas länger als der Kopf, an der Spitze durch die Zusammendrückung, von der Seite gesehen, ein wenig kolbicht, von Oben gesehen mäßig breit, mäßig zugespitzt, mit flachrundlich-erhabener Firste; Kinnwinkel wenig befiedert, bis auf zwei Drittheile des Schnabels zuerst breit, und alsdann linienförmig zulaufend, Zunge wie bei den übrigen Arten, Auge ziemlich stark von nackter Haut umgeben, Ferse glatt, nur sehr wenig unter der Fußbeuge mit Federchen bedeckt; Flügel lang, stark, wenig gekrümmt, erreichen gefaltet mehr als zwei Drittheile der Schwanzlänge, also beinahe die Spitze, Schwanz aus breiten, starken, am Ende abgerundeten, ziemlich gleichen Federn bestehend, welche in der Ruhe über einander geschoben werden. Oberkiefer schwärzlich, der untere weißlich-fleischfarben, Füßchen dunkelbraun, alle obern Theile haben fein zerschlissene goldgrüne Federchen; Scapular- und Flügeldeckfedern, sowie die des Unterrückens ein Wenig mehr ins Goldfarbige oder Kupferrothe ziehend, alle untern Theile bis zum After sind mit breit abgerundeten, prächtig grünen Glanzfedern bedeckt, die an Brust, Unter- und Seitenhalse nach dem Lichte stark ins Himmelblaue schillern, das Kinn ist gänzlich blau; Schwung- und große Flügeldeckfedern wie bei allen beschriebenen Fliegenvögeln, dunkelbräunlich ins Violete schillernd, Schwanz glänzend stahlblau, Steiß goldgrün, Aftergegend mit einigen weißen Federchen besetzt. Länge 3 Zoll, 5½ Linien. Nach den Angaben des Prinzen von Neuwied hat das Weibchen oder vielleicht auch ein junger männlicher Vogel die Obertheile mehr oder weniger lebhaft gefärbt, Kehle lebhaft grün, ebenso Unterhals und Brust, doch nicht so schön als ein Männchen, das Kinn schmuzig fahl, graubräunlich weiß, Brust schön weiß gemischt, Bauch und After weißlich, Steiß grün, Kopf oben graubräunlich, an den Schenkeln einige grüne Federn, der Schwanz stahlblau, aber wenig lebhaft. An einem andern männlichen Vogel fehlen das blaue Kinn, der Schnabel war an der Wurzelhälfte röthlichbraun. Das Vaterland ist Brasilien und Guiana.

70) O. bicolor *Gml. L.* (*Vieill.* Ois. d'or. I. pl. 36. *Lesson* Ois. m. pl. 49 Männchen, pl. 50 und Troch. pl. 17 junger Vogel, Troch. pl. 16 Weibchen). Drei Zoll, drei Linien lang. Schnabel schwarz und weiß, Körper oben goldgrün glänzend, ebenso auf den untern Theilen, Aftergegend weiß, auf der Stirn ein blaues Band, ein gleiches Schild vorn auf der Kehle, Steuerfedern stahlblau. Das Weibchen ist oben goldgrün, unten grau, der Schwanz stahlblau. Der junge Vogel hat die vordern Theile der Kehle und des Halses aus reinem Weiß und Goldgrün gemischt, der Unterbauch ist hellgrau, die untern Deckfedern des Schwanzes grün. Guiana.

71) O. sapphirinus *L.* (*Lath.* Tr. Ourissa *Lath. Vieill.* Ois. d'or. pl. 35. pl. 58. Ornismya lactea *Lesson.* Synops. Troch. Ornism. saphirina. Ois.

Digitized by Google

m. pl. 56. Wied Beitr. IV. S. 61). Schnabel fleischroth oder rosenroth mit schwarzer Spitze, besonders lebhaft in der Paarungszeit, wo er oft korallenroth erscheint; zuweilen, jedoch selten, ist der Oberkiefer etwas bräunlich, Beine schwärzlich braun, Ohrgegend und Obertheile goldgrün, sowie die Flügeldeckfedern, der Scheitel etwas bräunlich überlaufen, Kinn, Kehle, Unter- und Seitenhals, sowie die Brust, von einem schönen, nach dem Lichte grünlich und schwarz schillernden Dunkelblau, Seiten, Bauch und Schenkel goldgrün, ins Blaue schillernd, Mitte des Bauches, Aftergegend und Steiß weiß, Schwung- und größte Flügeldeckfedern schwärzlichbraun, Schwanzfedern schwärzlich, etwas blau oder violet schillernd, die äußern mit einem höchst feinen weißlichen Spitzensaume, die mittlern gänzlich dunkel kupfergrün. Länge 3 Zoll, 3½ Linien. Am Weibchen sind die Obertheile goldgrün, die untern schmuzig weißlich, der Schnabel rosenroth mit schwarzer Spitze, die mittlern Schwanzfedern grün, die äußern mit weißlichem Spitzensaum und mit einem weißlichen Fleckchen an der untern Spitze. Das junge Männchen gleicht in der ersten Zeit dem Weibchen, nachher ist graulich blau, schön blau gemischt auf dem Unterhalse, die Stirn ist alsdann gewöhnlich schon früher schön blau. In allen von dem Prinzen von Neuwied bereisten Gegenden Brasiliens eine der gemeinsten Arten, der ohne Scheu sich den Wohnungen nähert. Sie ist auch in Guiana einheimisch, hat einen schwachen einstimmigen Laut wie alle, und legt zwei kleine weiße Eier.

72) O. latirostris *Wied* (Beiträge IV. S. 64. Ornismyia saphirrina Ois. m. pl. 55, 57). Häufig mit vorigen verwechselt. Schnabel länger als der Kopf, beinahe grade, nur an der zarten verlängerten Spitze sanft herabgewölbt, an der Wurzel sehr platt, breit und auf der Nase ganz von Federn entblößt. Kinnwinkel an der Wurzel breit, hier etwas befiedert, hernach in einer feinen Linie endigend, Flügel lang, schmal, stark, nur sehr wenig gekrümmt, erreichen beinahe das Schwanzende. Der Schnabel sanft korallenroth, an der Spitze schwarz, Beine dunkelbräunlich, alle obern Theile schön lebhaft goldgrün, ebenso die Brust und der Bauch bis zu den Schenkeln, Seiten des Kopfs und die Ohrgegend, Scheitel bräunlich überlaufen, Kinn und oberer Theil der Kehle rothbraun, sowie die Steißfedern, der ganze Unter- und Seitentheil des Halses schön lebhaft schillernd dunkelblau, wie am vorigen, Aftergegend mit langen dichten, wolligen weißen Federchen bedeckt, Schwung- und größte Flügelfedern dunkel schwärzlichbraun, mit violetem Schimmer, Schwanzfedern einförmig dunkelkupferroth, ins Violete ziehend. Länge 3 Zoll, 8½ Linien. Am jungen Vogel bemerkt man noch nichts von der rothbraunen Kehle, welche dagegen weißlich gemischt ist, der Unterhals ist blau, sowie der Oberkopf, die Steißfedern sind dunkel schwärzlichgrau, stahlblau glänzend. Nach dem Prinzen von Neuwied in Brasilien, seltener als der vorige, besonders an den Blumen der Carica-Stämme.

73) O. cyanogenys *Wied* (Beitr. IV. S. 70. O. Wiedii *Lesson* Colibr. Suppl. pl. 26. *Edwards* Gl. 360. f. 1). Schnabel und Beine schwärzlich, der erstere an der Wurzel des Unterkiefers weißlich, Obertheile matt goldgrün, mit kupferröthlichem Schiller, Schwungfedern dunkelbraun mit violettem Schiller, Schwanzfedern dunkel stahlblau mit kleiner lebhaft grüner Spitze, alle Untertheile sehr lebhaft prächtig grün, je nach dem Licht ins Blaue und Goldfarbene schillernd; das Kinn schön blau wie am Audiberti, Aftergegend weiß, Steiß grün. Länge etwa zwei Zoll, drei Linien. Das Weibchen gebildet wie das Männchen, allein an den untern Theilen weißlich gefärbt, Seiten der Brust und des Leibes mit grünen Federn besetzt. In Brasilien in manchen Gegenden nicht selten.

74) O. Atala *Lesson* (Troch. pl. 42). 2½ Zoll lang. Glänzend goldgrün, Unterbauch weiß, Schwanz fast gleich, tiefblau. Brasilien.

75) O. viridissimus *Linné* (*Lath.* nicht der neuern Autoren O. prasina *Lesson* Ois. m. pl. 65). Zwei Zoll, acht Linien lang. Schnabel spitzig, das ganze Gefieder grün mit Goldglanz, Aftergegend weiß, Steuerfedern einfarbig tief indigblau. Brasilien.

XXI. Section. Schnabel kurz, grade, dünn, Schwanz zugerundet, grün, Kopf und Hals azurblau (les Bleuets *Lesson*).

76) O. lucidus *Shaw* (General Zool. Birds VIII. pl. 1. Troch. leucotis *Vieill.* Tr. leucocrotaphus *id.* Troch. melanotus *Swainson* Phil. Mag. 1827. n. 6. p. 441. *Lesson.* Ornismyia Arsemii. Ois. m. pl. 9 Männchen. Colibr. Suppl. pl. 27 Weibchen). Drei Zoll lang. Schnabel an der Wurzel gelb, an der Spitze, Kopf braunviolet, Stirn, Kehle und Wangen azurblau, Vorderhals smaragdgrün, hinter dem Auge ein weißer Streif, Seiten und Unterbauch goldgrün, wie der Rücken. Am Weibchen der Scheitel schmuzig und graulich, der Rücken goldgrün, glänzend, die untern Theile graulich, hinter dem Auge ein weißer Streif. Mexiko.

77) O. cyanus *Vieill.* (Dict. d'hist. n. *Lesson* Ois. m. pl. 71 Männchen. Colibr. Suppl. pl. 23. Troch. pl. 22 junges Männchen im Übergange zum ausgefärbten). Drei Zoll, vier bis fünf Linien lang. Schnabel hellgelb, mit schwarzer Spitze, Kopf blau, Vorderhals aus Graubraun und Ultramarin gemengt, Kehle mit einem himmelblauen, schuppigen Schilde, Körper oben kupfergrün, Steiß kupferfarben, Steuerfedern stahlblau, Unterbauch grau, Aftergegend weiß. Am jungen Männchen zeigt sich der Körper oben goldgrün, auf dem Steiße kupferfarben, Kehle und Vorderhals grau, mit azurblauen Punkten, Bauch graulich. Wenn es aber im Übergange zum ausgefärbten begriffen, ist es oben goldgrün, mit einigen azurblauen Schuppen auf dem Hinterkopfe; der Vorderhals ist hellgrau, mit blauen Schuppchen. Brasilien.

XXII. Section. Schnabel schwach gebogen, Schwanz aus zugespitzten goldigrothen Steuerfedern bestehend (les Chrysures *(Lesson).*

78) O. Oenone *Lesson* (Colibr. Suppl. pl. 30). Drei Zoll zehn Linien lang. Kopf und Hals purpur-

Digitized by Google

blau, Körper oben und unten goldgrün. Schwanz stark goldig zinnoberroth. Trinidad.

79) O. chrysurus *Lesson* (Colibr. Suppl. pl. 4). Drei Zoll, sechs Linien (das Männchen). Oben goldgrün, der Schnabel gelb, das Kinn rostroth, Hals und Brust goldgrün, Bauch grau, Schwanz rein glänzend. Brasilien.

XXIII. Section. Schnabel kurz, nadelförmig, grade, dünn, die Federn des Halses in fächerförmige Zierbüschel vereinigt, Schwanz mittellang, gerundet (Lophornis *Lesson*, les Coquets! Bellatrix *Boie*).

80) O. ornatus *Linn. Gm.* (*Lath. Buff.* enl. 640. f. 3. *Vieill.* Ois. d'or. I. pl. 49, 50, 51. *Lesson* Ois. m. pl. 41. f. 1 Männchen, f. 2 Weibchen. Troch. pl. 24 sehr junges Männchen). Zwei Zoll, einige Linien lang. Schnabel klein, gelb, an der Spitze schwarz, Stirn und Kehle smaragdgrün, auf dem Kopf ein Busch von dünnen, verlängerten rostfarbenen Federn, an den Seiten des Halses stehen zwei Büsche langer, rostrother Federn mit grünen Spitzen, der Körper ist goldgrün; auf dem Steiße steht ein weißer Gürtel, der Schwanz ist rostroth, die zwei mittlern Steuerfedern sind grün. Dem Weibchen fehlt die Haube, der Oberkörper ist goldgrün, der Vorderhals rostroth, der Schwanz rostroth und grün. Der ganz junge Vogel ist unten rostroth, oben goldgrün, der Kopf rostfarben, die obern Deckfedern des Schwanzes schön violet. Guiana.

81) O. Gouldii *Lesson* (Troch. pl. 36). So groß wie voriger. Haube rostroth, die Halsfedern schmal, weiß, mit schmaragdgrünen Spitzen, Kehle glänzend goldgrün. Vaterland?

82) O. magnificus *Vieill.* (Nouv. Dict. d'hist. n. Troch. decorus *Lichtenst.* Doubl. Catal. *Temm.* pl. col. 229. f. 2. Colibri Helios *Spix* Spec. nov. Av. t. 82. f. 2 schlecht. O. strumaria *Lesson* Ois. m. pl. 42 Männchen, pl. 43. f. 1 Weibchen, f. 2 junger Vogel). Schnabel grade, kaum länger als der Kopf, sehr pfriemenförmig zugespitzt, an der Wurzelhälfte ein Wenig plattgedrückt, mit nur sehr wenig rundlich erhobener Firste, hinter der Spitze ein Wenig zusammengedrückt, auf der Firste bis gegen das Ende der Nasenlöcher befiedert, Kinnwinkel schmal bis auf zwei Drittheile der Schnabellänge verlängert, und bis gegen das Ende der Nasenlöcher befiedert, Zunge wie weiter oben beschrieben, Auge lebhaft und rund, Füßchen sehr zart, Ferse nur wenig befiedert, aber von den Schenkelfedern halb bedeckt, Flügel lang und stark, Schwungfedern wenig gekrümmt; sie reichen gefaltet über zwei Drittheile des starken, breiten Schwanzes hinaus, dieser ist ziemlich gleich, die mittlern Federn nur sehr wenig kürzer als die äußern, dabei breit und unten abgerundet, auf dem Kopfe trägt dieser kleine Vogel eine gewöhnliche niederliegende Haube von verlängerten Federn, die über den Hinterkopf um drei Linien hinausreichen, und im Affect als ein starker, gewöhnlich etwas zugespitzter Busch aufgerichtet werden; Kinn, Kehle und Unterhals sind mit festen Schillerfedern bedeckt, der übrige Körper mit gewöhnlichen Federn, an jeder Seite des Halses steht ein steifer, abstehender Kragen von breiten, vorn sanft rundlich abgestumpften, fünf Linien langen Federn, welche in der Ruhe seitwärts den ganzen Hals bedecken, im Affect aber aufgerichtet werden, und den Vogel alsdann ungemein zieren. Der Schnabel ist rostroth, mit einem kleinen schwarzen Spitzchen, Beine dunkelgraubraun, Stirnrand über dem Schnabel, Zügel, Nasen, Kinn, Kehl- und Unterhalsfedern prachtvoll grün, im Lichte vortrefflich schillernd, Scheitel und ganze Haube lebhaft rostroth, die langen Federn des Halskragens sind weiß, mit einem starken, schön grünen Spitzensaume, die zunächst an der grünen Kehle stehenden sind zum Theil rostroth mit grünem Saume, doch wird die rostrothe Farbe an dieser Stelle nur wenig bemerkt; an der Brust stehen einige weiße Federn, übrige Untertheile bräunlich-dunkelgrau, stark kupfergrün überlaufen und gefleckt, bei einigen Individuen, wahrscheinlich recht alten, an Unterbrust und Mitte des Bauches beinahe ganz kupfergrün, Becken und Gegend um das Auge bräunlich, alle obern Theile goldgrün, ebenso die Flügeldeckfedern; zwischen Rücken und Unterrücken; befindet sich meistens ein weißlicher Querstreifen, Schwungfedern dunkelbraun, etwas violet scheinend, Schwanzfedern rothbraun, die beiden mittlern nur an der Wurzel, übrigens kupfergrün; die übrigen Federn haben an der äußern Fahne einen starken kupfergrünen Saum, Steiß röthlichbraun, Länge zwei Zoll eilf Linien. — Weibchen: Der Prinz von Neuwied meint, daß dasselbe ziemlich mit der Färbung des jungen Männchens übereinkomme, nur werde der Oberkopf, statt rostroth, goldgrün, wie der Rücken, gefärbt sein. Lesson gibt an: Keine Haube und ebenso wenig ein Halskragen, die Färbung überhaupt schmuzig, Stirn und Kehle lebhaft rostfarben, Brust und Unterleib rauchbraun. — Junges Männchen: Die Haube fehlt gänzlich, ebenso der Halskragen, Schnabel schwarzbraun, Scheitel rostroth, Kehle grün mit rostfarbenen Rändern, Seiten des Kopfs grün und rostfarben gemischt, Oberhals und Rücken goldgrün, Rücken vom uropygium durch eine weißgelbliche Linie getrennt, letzteres etwas kupferröthlich glänzend, mittlere Schwanzfedern grün, Spitzen derselben dunkler, die übrigen rostroth mit goldgrünen Spitzen, Bauch bräunlich grau, After weiß. Ein anderes junges Männchen: Hier war nur die Stirn rostroth, der weiße Rückenstreif etwas mehr gelblich, vielleicht Geschlechtsunterschied. (Wied.)

Der Prinz von Neuwied sagt: Der Fliegenvogel mit dem weißen und grünen Halskragen scheint über einen großen Theil von Brasilien und selbst von Südamerika verbreitet zu sein; denn er wurde aus La Guayra gesandt. Seine erste Bekanntschaft machte ich unweit Rio de Janeiro an dem kleinen Flusse Guagindiba unweit Praya Granda, wo diese Vögel im Monat Juli und August auf einer Trift umherschwirrten, welche mit kurzem Grase und den blühenden Gesträuchen des Asclepias curassavica bedeckt war. Hier erlegte ich den jungen Vogel, fand aber später im Campo Geral, zu Valo an den Grenzen der Provinzen Bahia und Minas Geraes diese Species ziemlich häufig, wo sie besonders in den Thaleinschnitten und Vertiefungen an den mit den

Digitized by Google

vortrefflichsten Blumen bedeckten niedern Mimosa- und Acacia-Gesträuchen umherschwirrten. In ihren kleinen Magen fand ich Überreste von Insecten. Die Brasilianer belegen diese wie alle übrigen Arten, mit der Benennung Beja- oder Chupa-Flor. Lesson gibt eine Abbildung unseres Vogels, wo der Schwanz in einer unnatürlichen Stellung gezeichnet ist, auch weichen sein weiblicher und junger Vogel ein Wenig von den meinigen ab.

83) O. chalybaeus *Vieill.* (Encycl. *Temm.* pl. col. 66. f. 2. Troch. festivus *Lichtenst.* Doubl. C. O. Vieillotii *Lesson* Ois. m. pl. 64 junges Männchen. Troch. pl. 8 erwachsenes Männchen, pl. 9 Männchen, das sich ausfärbt, pl. 10 ganz junges Männchen, pl. 11 Weibchen). Länge zwei Zoll, vier Linien. Wie bei dem Vorigen stehen fächerförmige Federbündel an den Seiten des Halses, aus grünen Federn mit weißem Endpunkte bestehend. Stirn und Wangen sind glänzend grün, der Körper oben bronzegrün, der Hals blau überlaufen und schwarz gefleckt, der Bauch graugefleckt, auf dem Steiß eine weiße Binde, die Steuerfedern braunroth. Dies das junge Männchen. Bei dem Erwachsenen zeigen sich die Obertheile goldgrün, die Kragenfedern goldgrün mit weißen Endflecken. Beim Übergang in die Färbung des Erwachsenen ist des jungen Männchens Hals vorn grauweiß, statt der Kragenfedern zeigen sich nur einige grüne Stoppeln, auf der Brust steht ein grüner Gürtel. Das ganz junge Männchen hat eine goldgrüne Kehle und die Kragenfedern fehlen. Am Weibchen endlich ist Kehle und Unterkörper eisengrau; die Kragenfedern fehlen. Brasilien (St. Paul).

84) O. Audinetii *Lesson* (Colibr. Suppl. pl. 2). Nicht ganz drei Zoll lang. Smaragdgoldgrün, über den Steiß eine schwarze Binde, die Federn am Hals in zwei Büscheln grün, mit weißen runden Endflecken, Schwanz zugerundet, blauschwarz, der Unterkörper mit Schuppenfedern besetzt, die braun sind und gelbe Franzen haben. Peru.

85) O. superbus *Vieill.* (Enc. Tr. scutatus *Natterer*, *Temm.* pl. col. 299. f. 3. O. Nattereri *Lesson* Ois. m. pl. 16 Männchen. Troch. pl. 61 jung Männchen). Schnabel grade, dünn, Stirn und Vorderhals mit Schuppenfedern besetzt, welche smaragdgrün sind; die Halsfederbüsche bestehen aus langen, azurblauen Federn, der Bauch ist ebenfalls azurblau, an den Seiten der Brust stehen zwei ledergelbe Bogen, die Aftergegend und die untern Deckfedern des Schwanzes sind weiß, Rücken und Schwanz goldgrün. Das junge Männchen hat die grüne Brust schwarz eingefaßt. Brasilien.

(D. *Thon.*)

ORTHOSANTHUS. Eine noch zweifelhafte, von Sweet (Flor. austr. Linnaea IV, 26) gestiftete Pflanzengattung aus der Familie der Irideen und aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe. Char. Die Blüthenscheide vielblumig, zweiblätterig, kielförmig, mit trockenhäutigem Rande; der corolliniſche Kelch untertassenförmig, mit sehr kurzer dreikantiger Röhre, sechstheiligem Saum und gleichen Fetzen; die Staubfäden unterhalb zusammengewachsen, an der Basis der äußern Fetzen eingefügt; die drei fadenförmigen Narben sind an der Basis etwas breit gedrückt, mit stumpfer gefranzter Spitze; die Kapsel ist oblang, dreieckig, vielsamig. Die einzige von Sweet angeführte Art, O. multiflorus *Sw.*, ein perennirendes Kraut mit linienförmig-schwertförmigen, gestreiften glatten Blättern und ästigem Blüthenschafte, wächst an der Lucky-Bai in Neuholland. (*A. Sprengel.*)

Orthose, s. Feldspath.

Orthosia, s. Orthia.

ORTHOSIA oder **ORTHOSIAS** (Ὀρθωσία, Ὀρθωσιάς). Wir müssen zwei Städte dieses Namens unterscheiden; eine in Karien, die andere in Phönikien; denn diejenigen, welche noch eine dritte in Lydien nennen, meinen keine andere als die karische Stadt. 1) Die karische lag am Mäander (*Strab.* XIV, 650: *περιεκται δὲ ἀξιόλογοι κατοικίαι πέραν τοῦ Μαιάνδρου Κοσκινία καὶ Ὀρθωσία*), nicht weit von Nysa. Bei *Ptolem.* V, 2 heißt sie Ὀρθωσίας; erwähnt wird sie auch bei *Plin.* V, 28, 29; einen Sieg der Rhodier über die Einwohner von Mylasa und Alabanda bei Orthosia erwähnt *Liv.* XLV, 25 a. E. Auf dieses Orthosia werden einige wenige Münzen mit der Inschrift *ΟΡΘΩΣΙΕΩΝ* bezogen, auf denen sich bald ein Bacchuskopf mit dem Thyrsus, bald der Raub der Proserpina, auch dreimal die Umschrift *σύγκλητος* findet. 2) Die phönikische (oder syrische), an der See, beim Fluß Eleutherus gelegen, in der Nähe von Tripolis, *Strab.* 756: *ἡ μὲν ἀπὸ Ὀρθωσίας* (sic) *μέχρι Πηλουσίου παραλία Φοινίκη καλεῖται.* Derſ. 753: *τούτοις δ' ἡ Ὀρθωσιὰς* (sic) *συνεχής ἐστι, καὶ ὁ Ἐλεύθερος πλησίον ποταμός, ὑπερ ὕριον ποιοῦνταί τινες τῆς Συρίας πρὸς τὴν Φοινίκην καὶ τὴν Κοίλην Συρίαν.* Hierher floh Tryphon vor Antiochus Euergetes; 1. Makkab. 15, 37: *Τρύφων δὲ ἐμβὰς εἰς πλοῖον ἔφυγεν εἰς Ὀρθωσιάδα.* *Plin.* V, 17, 20: Orthosia Eleutheros flumen. Dagegen hat Ptolemäus Ὀρθωσιάς. Nur Dionysius *περιηγ.* 914 hat Ὀρθωσίς, wobei Eustathius bemerkt, daß die übrigen Schriftsteller sie Ὀρθωσία nennen; Priscian in der Übersetzung dieses V. 856 hat pinguem Tripolin nec non Orthosida sacram, warum er ihr grade das Beiwort „sacram" gegeben, weiß ich nicht, doch läßt sich mancherlei vermuthen. Die Münzen haben die Inschrift Ὀρθωσίων und die Jahre seleukidischer Ära, und zeigen bald Dioskuren, bald die Astarte. Vergl. über die Münzen beider Orte: *Eckhel* D. N. V. II, 589. III, 369. *Rasche* Lexic. III, 2. p. 203. (*Meier.*)

ORTHOSIA (Insecta). Eine von Ochsenheimer (Schmetterlinge von Europa. V, 2. S. 201) gegründete Gattung der Nachtschmetterlinge aus Noctua *Linné* gesondert, der Familie L. des Verzeichnisses der wiener Schmetterlinge entsprechend. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Schmetterlinge haben einen stark behaarten Rücken, die Fühler des Männchens sind mehr oder weniger kammförmig. Auf den einfarbigen, grobkörnig bestäubten, röthlich grauen oder braunen Vorderflügeln sind die gewöhnlichen zwei Flecken (der nierenförmige und runde) mit hellern Linien umzogen, die Zackenlinie ist ebenfalls hell ausgezeichnet. Die Raupen sind nackt, bräunlich

Digitized by Google

oder grünlich, meist mit hellern Längsstrichen und Punkten auf jedem Gelenk. Ihre Verwandlung erfolgt unter der Erde oder auf derselben unter leichtem Gewebe. Eine der bekanntesten europäischen Arten, welche als Typus gelten kann, ist:

O. instabilis *Fabricius* (*Hübner* Noct. t. 35. f. 165 Männchen. Esper, Schmetterlinge. IV. t. 177. f. 4; t. 151. f. 2, 3 als Noct. trigutta, contracta und instabilis. Rösel, Insectenbelustigungen. I. t. 53. Die Mandeleule).

Dieser sehr bekannte Schmetterling durchläuft alle Stufen vom bleichsten Aschgraue bis zum tiefsten, der Farbe von Noctua oleracea gleichenden Rostbraun, und artet zuweilen ganz ins Ochergelbe oder Röthelfarbige aus, sodaß er die Namen instabilis, incerta ic. von jeher erhielt und verdiente. In Größe gleicht er ungefähr der Mam. Pisi. Kopf und Rücken sind stark wollig, von der wechselnden Farbe der Vorderflügel, mit eingemischten hellern oder dunklern Haaren. Die Fühler sind braun, an der Wurzel weiß, beim Männchen mit starken Zähnen. Der Hinterleib ist aschgrau, gelblich oder röthlichgrau, stets heller als der Rücken. Die Füße grau oder braun, gelblich gefleckt. Der Afterbüschel des Mannes und die kleinen zu beiden Seiten stehenden Haarbüschel sind rostfarbig. Die Vorderflügel haben einen gefleckten Außenrand, bald verlorene, bald deutliche Querlinien, und eine besonders scharfe, zu beiden Seiten nach Innen gebogene, sonst sanfte Zackenlinie. Die beiden Makeln sind gewöhnlich gelblich begrenzt, die runde schief verzogen, die Nierenmakel im untern Theile schwarz gefärbt. Hinter der Nierenmakel steht eine Reihe schwarzer Punkte. Zwischen den Makeln geht eine in der Mitte nach Außen geschweifte rostfarbige oder schwärzliche Binde durch. An der Zackenlinie nach Innen hängen drei verwischte dunkle Flecke, nämlich am Anfange, vor der Mitte und am Ende. Die Franzen sind heller als der Grund, gezähnt, mit einer Punktreihe und einer feinen hellen Linie eingefaßt. Die Hinterflügel trifft man aschgrau, rothgrau oder schwärzlich bestäubt, mit einem starken Mittelflecken und dunkler gegen die gelb- und rothgrauen Franzen. Auf der Unterseite sind alle Flügel hellgrau mit einem abwärts in Punkte sich auflösenden Bogenstreif und starken, meistens hohlen Mittelflecken. Der Außenrand hat mehr Glanz und ist heller, der Adernlauf ist stark erhaben. Man trifft die Raupe in den Monaten Mai und Juni auf Rüstern, Linden, Eichen und mehren Obstbäumen. Rösel fand sie zuerst auf Kirschen. Chorherr Meyer in Füßly's Magazin a. a. O. nennt sie: „Die grüngelbe Raupe mit unstätem Rücken und gelben Seitenstreifen, auch vier Reihen sehr kleiner, gelber Pünktchen. Der Kopf nämlich und der ganze Körper sind meistens grüngelb. Über den Rücken geht ein grüner, unstäter Streif, und auf jeder Seite ist ein gelber, breiter Streif. Außerdem stehen auf dem Körper vier Reihen kleiner gelber Pünktchen. Vor der letzten Häutung ist der unstäte Rückenstreif gewöhnlich nicht vorhanden. Chorherr Meyer nährte auch eine Raupe, welche über jedem Seitenstreife noch eine grüne Linie hatte, und bei der ausgewachsenen Raupe fanden sich auf dem Rücken statt des unstäten Streifes drei gelblich weiße Linien. Sie wird zu einer rothbraunen Puppe, in der die Phaläne sich noch vor dem Winter ausbildet. Einige warme Frühlingstage, oft schon der Sonnenschein im Februar, veranlassen dann ihre Entfaltung. Sie wohnt überall in Teutschland und mehren Ländern immer fast häufig. (D. *Thon.*)

Orthosias, s. Orthosia.

ORTHOSTEMON *R. Br.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der Familie der Gentianeen. Char. Der Kelch röhrig, vierzähnig; die Corolle mit kurzem, viertheiligem Saum und nacktem Rachen; die Staubfäden in der Corollenröhre angewachsen; der Griffel einfach mit zwei knopfförmigen Narben; die Kapsel halbzweifächerig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, O. erectum *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 451, Exacum *Roth* nov. sp. p. 83), wächst als ein kleines, aufrechtes Kraut mit eiförmigen, dreinervigen Blättern, von denen die untern gestielt sind, und mit Doldentrauben, welche am Ende des viereckigen Stengels stehen, in Ostindien und Neuholland. Dieses Pflänzchen sieht einer Erythraea sehr ähnlich, unterscheidet sich aber, nächst der Zahl der Blüthentheile (bei Er. fünf), besonders dadurch, daß die Antheren aufrecht stehen bleiben, während sie sich bei Er. nach der Befruchtung spiralförmig drehen. (*A. Sprengel.*)

ORTHOSTOMA *Ehrenberg* (Helmintha). Im Fasc. I. der Symbolae physicae (animalia evertebrata) als eine neue Gattung der (sogenannten) Eingeweidewürmer aufgestellt. Sie gehört zur Gyratricina und ist charakterisirt: Corpus teres, elongatum, molle, proteum, nudum (utrinque obtusum, aequabile); tubus cibarius simplex, rectus, ore anoque terminalibus oppositis; apertura genitalis distincta nulla; ocellorum vestigia nulla. Die Art O. pellucidum — semilineare, hyalinum: pellucidum, ani plicis verruciformibus 4 ad 5 ist Phytozoa tab. 5. f. 1. abgebildet. Es heißt von ihr: In aquis Nili Domgolae inter Confervas cum Polygastricis et Rotatoriis, nec non cum Aeolosomate Hemprichii lectum animalculum. Animal $\frac{1}{4}$ lineam longum, $\frac{1}{5}$ lineae latum, nunc lineare margine integro, nunc margine undulatum, nunc nodosum, nunc bis, ter, quater constrictum. Praeter tubum cibarium distinctum, latum (ob partium omnium perspicuitatem) nullum viscus cernitur. Corpus intus cellulosum. Tubi intestinalis pars anterior diaphana (oesophagus) subito in tubum dilatatum, materia turbida repletum abit. Ex apertura anali animal excrementa dejicere et oris aperturam subrotundam, inermem vidimus. Semel post ejectas faeces ex ano cirrorum brevium coronam emergere observavimus. Natandi imperitum repit et nudo oculo conspicuum est. (D. *Thon.*)

ORTHOTETES (Paläozool.), (von Ὀρθότης, grade Richtung), nennt G. Fischer von Waldheim ein fossiles Muschelgenus, welches mit dünner Schale versehen, den Geschlechtern Placuna und Pedum verwandt,

Digitized by Google

aber durch einen graden linienförmigen Quereindruck, den das Schloß der einen Klappe darbietet, bezeichnet ist. Dieser Eindruck ist in der Mitte unterbrochen durch eine tiefe Einsenkung, welche durch eine Verlängerung des Schlosses, wie mit einem Dache bedeckt wird, welches selbst über die Fläche des Klappenrandes herausteht und sich an die Oberklappe anzupassen scheint. Im Innern der Klappe setzt jene Verlängerung in Form einer graden und rinnenförmigen Leiste fort. Der Muskeleindruck ist tief, sehr groß, kreisrund, gestrahlt. Der Rücken des Schlosses ist flach, wie gesägt und geglättet. Die einzige Art, von Pakhrino stammend, ist uns, wie die Formation, nicht näher bekannt, wie wir denn überhaupt diese Notiz nicht unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen im Stande waren, daher wir auch über die sonstige Verwandtschaft des Geschlechts keine eigene Ansicht darzulegen im Stande sind *). (*H. G. Bronn.*)

ORTHOTETES (Mollusca). Eine von Fischer (Bulletin de la Soc. de Nat. à Moscou. I. p. 375) jedoch nur auf eine Schale begründete zweischalige Molluskengattung, deren Stellung im Systeme daher ganz zweifelhaft ist. Die Schale ward von Evans zu Pakhrino gefunden, und die Gattung ist mit folgenden Worten charakterisirt: Coquille libre, subrégulière, plate, subéquivalve, subéquilatérale. Charnière droite et transversale. La valve operculaire offre une impression articulaire droite interrompue au milieu par un enfoncement profond, qui est couvert par un prolongement de la charnière comme par un toit qui avance même au delà du plan de la valve et parait s'adapter à la valve supérieure. Cette apophyse ou ce prolongement avance en dedans de la coquille en une arête droite et canaliculée. L'enfoncement pour l'attache du muscle est très grand, circulaire et rayonné. Le dos de la charnière est applati, lisse et comme scié et poli. Cette coquille offre quelque ressemblance avec les genres Placuna, Pedum etc. Il y a même un canal creusé, dans le dos de la charnière, ce qui peut montrer quelque analogie avec la dernière. Elle est au reste presque aussi mince qu'une Anomie, mais très regulièrement applatie et rayonnée. (D. *Thon.*)

ORTHOTOMUS *Horsfield* (Aves). Eine Vogelgattung aus der Familie Certhiodae *Leach's* oder Anthomyzi *Bonaparte's* aufgestellt in Transactions of the Linn. Soc. XIII. p. 165 (1821), von Cuvier und dessen Übersetzer Voigt übergangen, auch sonderbarer Weise von Lesson in dessen Traité d'Ornithologie, aber aufgenommen in dessen Manuel! Die Kennzeichen sind angegeben: Rostrum mediocre, rectum, subdepressum, basi triquetrum, attenuatum: culmine basi carinato, versus apicem leviter arcuato. Mandibula tomiis rectissimis. Nares basales, magnae, superne membrana clausae, inferne rima longitudinali apertae. Alae: remiges, 1 spuria, 2 et 3 abrupte longiores, 4—8 longiores subaequales externe emarginatae, ceterae gradatim breviores cuneatae. Pedes subelongati. Digitus exterior a medio ad basin connexus: hallux validus. Ungues compressi arcuati acuti, postico medio duplo majore. Acropodia scutulata. Es ist a. O. nur eine Art beschrieben, O. sepium, bei den Javanesen Chiglot, vier Zoll lang, olivenbräunlich, Kopf und Schienen rostfarben, Schwungfedern braun, Kehle und Brust schwärzlich, Unterleib gelblich. Lebensart der Certhia ähnlich. (D. *Thon.*)

ORTHOTONA (*Ὀρθότονα*), oder „mit dem graden Accente gesprochen," nennt man in der griechischen Grammatik die Wörter, in denen der Accent auf dem Worte selbst bleibt, die für sich selbst betont werden, und setzt ihnen entgegen die *ἐγκλιτικάς* oder die kleine Zahl ein- und zweisylbiger Wörter, die ihren Ton auf das vorhergehende Wort werfen, dem sie sich dadurch in Sinn und Aussprache anschließen. Vergl. Encliticae. (*H.*)

ORTHOTRICHUM. Diese von Hedwig (Laubmoose II. S. 111) gestiftete Gewächsgattung aus der Familie der Laubmoose und aus der 24. Linné'schen Classe hat zum Charakter: eine elliptische oder ablange Kapsel; die Fruchtborste meist am Ende stehend, oft sehr kurz; der Mündungsbesatz doppelt, der äußere aus 16 freien, später häufig zurückgeschlagenen, gespaltenen oder gedoppelten Zähnen, der innere aus meist nach Innen gebogenen Wimpern bestehend, welche auch zuweilen fehlen (Macromitrion *Brid.* mant. musc. p. 132. Bryol. I. p. 306. *Schwägr.* suppl. II. p. 35. t. 111); der Kapseldeckel ist kegelförmig, oft pfriemenförmig; die Haube mützenförmig, nach Oben haarig oder nackt, an der Basis zerfetzt. Ulota *Mohr* (*Brid.* mant. p. 112. *Bryol.* I. p. 298) und Leiotheca *Brid.* (Bryol. I. p. 304) sind nicht wesentlich verschieden. Gegen 50 Arten dieser Gattung sind bekannt, welche über die ganze Erde verbreitet, besonders auf Baumstämmen und auf Felsen vorkommen. In Teutschland finden sich folgende sechs Arten am häufigsten: a) mit 16 Wimpern des innern Peristoms 1) O. affine *Schrad.* (Engl. bot. 1323. Sturm, Teutschl. Fl., hierher gehören O. striatum *Schwägr.* suppl. t. 49 und O. pumilum *Sw.* Engl. bot. 2168. Sturm a. a. O. *Schwägr.* t. 50), 2) O. obtusifolium *Schrad.* (*Schwägr.* t. 50. Sturm a. a. O.); b) mit acht Wimpern 3) O. crispum *Hedw.* (Stirp. II. t. 35. Engl. bot. 996), 4) O. diaphanum *Schrad.* (Engl. bot. 1324. Fl. dan. 1420. *Schwägr.* t. 55. Sturm a. a. O.); c) ohne Wimpern 5) O. cupulatum *Hoffm.* (*Schwägr.* t. 55. O. anomalum Engl. bot. 1423), 6) O. anomalum *Hedw.* (l. c. t. 37. Fl. dan. 1420. f. 2. Sturm a. a. O.). (*A. Sprengel.*)

Orthragoriscus, Orthragus, s. Orthagoriscus.

ORTHROS, der Hund des Geryoneus, erste Ausgeburt der Vermählung des Sturmwindes Typhaon und des Schlangenweibes Echidna, Bruder des Kerberos, der lernäischen Hyder und der Chimära (*Hesiod.* Theog.

*) Fischer v. Waldheim im Bulletin de la Société des Naturalistes de Moscou (Moscou 1829). I, 375. *De Férussac*, Bulletin des Scienc. nat. 1830. XXII, 144, 145. Bibliothèque universelle. 1830. Août. (Scienc. et Arts) XLIV, 412—16. Jahrbuch für Mineral. 1831. S. 335.

Digitized by Google

309 sq.), erzeugt mit der Chimära, die Sphinx und den nemeäischen Löwen (ibid. 326 sq.), selbst zweiköpfig (*Apollod.* II, 5, 10, wie sein Bruder Kerberos nach Einigen dreiköpfig, nach Andern funfzigköpfig), wohnend beim Geryoneus und dessen Rinderhirten Eurytion in dunkler Stellung jenseit des Okeanos in der umflossenen Erytheia, wo ihn, wie den Eurytion und Geryoneus, Herakles erschlägt und die von ihm gehüteten Rinder wegtreibt (*Hes.* Th. 293. *Apollod.* l. c.). Am bedeutsamsten unter sämmtlichen Erwähnungen des Orthros ist die in der Theogonie des Hesiodos, und in dieser fällt auf namentlich die Zusammenstellung der Hunde Orthros und Kerberos (die auch Schol. Apollon. IV, 1399 hervorgehoben wird); dieser der vielköpfige Hund des Hades, dessen Rinderheerden der Hirt Menötios in der Nähe weidet (*Apollod.* l. c.), jener der wenigstens bei den Spätern zweiköpfige Hund des dreileibigen Geryon in der röthlichen Insel, aber auch in dunkler Stellung. Dort in der Nähe sind nach Hesiod auch die Hesperiden mit ihren von der furchtbaren Schlange bewachten Äpfeln, dort auch die Gorgonen, aus deren Blute Geryons Vater Chrysaor hervorgegangen, im letzten tiefsten Dunkel der Nacht, dort die Wohnungen von Tag und Nacht, von Schlaf und Tod, von Hades und Persephone, dort das Haus des Styx, die Quellen des Okeans und die Grenzen und Enden aller Welt. Da nun im alterthümlichen Gebrauch als Besitzer heiliger Heerden vorzugsweise der Sonnengott gedacht wird, da Geryoneus' Heerden Eigenthum des Sonnengottes selbst gewesen sein sollen (*Apollod.* I, 6, 19), da das röthliche Eiland Erytheia eine Erinnerung an die Abendröthe oder Morgenröthe nicht abweisen kann, da Kerberos als Hund des Dunkels und Todes ihm entgegensteht, so ist die Bedeutung des Morgenhundes als Wächters der Sonnenheerden im Eilande der Abendröthe deutlich als die, daß der Morgen der ewig wache ist, und die zweiköpfige Gestalt mag außer der Verdoppelung der Stärke ihren Anlaß darin haben, daß der Morgen selbst sowol der Nacht, als dem Tag angehört. Daß die Sonnenheerden dem Hades nahe weiden, kann so wenig auffallen, wie daß dort auch der Tag sein Haus hat, daß der Morgenhund seine Stellung hat in der Abendröthe, so wenig, wie daß bei Homer die Wohnung des Morgenlichts sich im fernen Westlande nah am Hades auf der Insel Äa findet (Od. XII, 3); Hesiod stellt dort die Wohnungen und Urquellen aller Naturmächte zusammen. Daß die vom Morgenhunde gehüteten Rinder dem Sonnengotte gehören, davon zeigt sich noch eine Spur in der Sage, nach welcher dieser dem Herakles seinen Kelch, in dem dieser nach Erytheia schifft, nicht gutwillig, sondern gezwungen, als jener ihn mit dem unfehlbaren Pfeilschusse bedroht, abtritt (Panyasis *Clem.* Cohort. 31 und Pherekydes *Athen.* XI, 469), wie denn auch Antimachos einen Sonnenpalast auf Erytheia ansetzt (*Athen.* l. c.). Wenn nun Orthros so wesentlich sich auf den Sonnengott bezieht und die Bedeutung seines Namens klar vorliegt, so ist, wenn der Beweggrund für Hesiod, ihn in den Westen zu versetzen, sich deutlich aufzeigen läßt in der Vereinigung aller jener Geheimnisse und heiligen Behausungen daselbst, auch nicht zu leugnen, daß wenn dem ordnenden Dichter die Ansetzung im Westen nicht schwer fiel, diese Annahme doch schwerlich unmittelbar in der Volksanschauung sich bilden konnte, worin die Sage zuerst entstand, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Orphische Argonautik, wenn sie Erytheia bei Kolchis im Osten ansetzt (V. 1085), darin alter Überlieferung folgt, sodaß ursprünglich der Morgenhund die Sonnenheerden im Morgenlande weidete, und Hesiod seiner Versammlung zu Liebe aus dem Eilande der Morgenröthe das der Abendröthe machte, wiewol, vielleicht eben wegen dieser Versetzung, der Westen nicht ausdrücklich genannt ist, und nur theils aus der Erwähnung der dunklen Stellung, theils aus den vorher genannten Ungethümen, die alle in den Westen gehörten, sich schließen läßt. Damit stimmt überein, daß sowol Orthros' Mutter Echidna im Osten bei der Arimere haust, als auch die Chimära nur im Osten angesetzt wird, und Pisander die Sphinx aus dem Südosten herleitete. Außerdem ist in Hesiods Darstellung zu bemerken, daß wie Orthros dem Sonnengotte, Kerberos dem Hades dient, so die Hyder und der Löwe der Hera nach Hesiodus selbst, die Sphinx derselben nach Pisander. Wie Herakles nun jene beiden überwältigt, so auch die Hunde des Sonnengottes und Todesgottes, in allen diesen Thaten Eingriffe in das Eigenthum der Götter vollbringend, die selbst Geryoneus, der Schallriese des Donners, der Sohn des Goldschwerts und der Schönwelle, durch seinen Vater abstammend von den Gorgonen, den um die Quellen des Urstroms gelagerten Schaudern, die jetzt den Göttern dienstbar schrecken am Sturmschilde des Donnerers Zeus, nicht zu rächen vermag, sondern nebst seinen Rinderhirten, dem Weitwaltenden, vom Heros erschlagen wird, während sonst Zeus' Donnergeschoß unfehlbar jede Verletzung göttlichen Eigenthums ahndet. (Dieser Grundgedanke der Sage ist nachgewiesen: Allg. Schulzeit. 1833. II. Nr. 45 fg.) Die Spätern erwähnen den Orthros hier und da, Tzetzes gibt ihm zu seinen zwei Hundsköpfen noch sieben Drachenköpfe (*Tzetz.* Lycophr. 653). Geryoneus' grimmige Hunde, zitternd vor Herakles, erwähnt Pindar (Isthm. I, 15. Vergl. Schol.). Eine weichere Aussprache nannte den Hund Orthos (*Eustath.* II. XXIV, 316 und Od. XXIV, 465. *Hygin.* f. 30. *Sil. Ital.* XIII, 845), wo die Lesart schwankt zwischen beiden Formen. (*Klausen.*)

ORTI ist ein Städtchen, welches ungefähr 1100 Einwohner zählt, die sich fleißig mit Seidenbaue beschäftigen und liegt in einem Walde von Agrumen in der Provinz Calabria ulteriore I. des Königreichs beider Sicilien. (*Eiselen.*)

Ortiga *Feuill.*, s. Loasa.

ORTIGUES, eine Art französischer Packleinwand aus dem ehemaligen Languedoc. (*Karmarsch.*)

ORTIGUES (Annibal d'), oder **Lortigues**, französischer Dichter, geb. zu Apt in der Provence 1570. Sein Vater, Paris d'Ortigues, gehörte zu einer alten adeligen, aber armen Familie, von dessen drei Söhnen Annibal der zweite gewesen zu sein scheint. Dieser er-

Digitized by Google

wählte die militairische Laufbahn und diente während der Ligue mit Auszeichnung in der königlichen Armee, machte mehre Feldzüge zu Land und zu Wasser, besuchte fast alle Höfe Europa's, von denen er ziemlich treffende, aber satyrisch gehaltene Portraits *) entwarf, namentlich die von Paris, London, Brüssel, Turin, Rom und Florenz. Zur Belohnung für seine während der Ligue und späterhin dem Staate geleisteten guten Dienste erhielt er von Ludwig XIII. durch Decret vom 29. Aug. 1636 die confiscirten Güter eines gewissen Charles Negris. Er starb wenige Jahre darauf unverheirathet; von seinem jüngern Bruder Valère stammt die noch jetzt in der Provence lebende Familie. Seine Schriften sind: La Trompette spirituelle (Lyon 1605. 12.). Poésies diverses, où il traite de guerre, d'amour, gaité, point de controverses, hymnes, sonnets etc. (Paris 1617. 12.); die bedeutendsten Stücke darin sind: Apologie des femmes gegen Juvenal, les armes d'Achille, l'Ortie (mit dem Motto: si tangas, feriet), les Prosopopées, oraison funèbre du carneval, l'amour fatal de Cesarin Stuard de Murs et d'Olynthie, hymne à la pauvreté. Le desert du sieur de Lortigues sur le mépris de la cour (Paris 1637), ein philosophisches Gedicht in 12 Gesängen in Strophen. (Biographie universelle. T. XXXII. p. 182 sq.) (*H.*)

ORTJE, eine Scheidemünze, soviel als zwei Deut, oder ein Viertelsstüber, ungefähr 1¼ Pfennig [1]). Die ostfriesischen Ortjens galten soviel als 2¼ Witten. Zu Emden, wo nach Reichsthalern zu 27 Schaf oder 54 Stübern und nach Gulden zu 20 Stüber à 10 Witten gerechnet wird, machen 2 Ortjen oder 5 Witten 1 Syferts, 1½ Syferts oder 3 Ortjen 1 Groot, 1½ Groot oder 2 Syferts oder 4 Ortjen 1 Stüber, 2 Stüber oder 8 Ortjen 1 Schaap, 1½ Schaap oder 12 Ortjen 1 Flinderke, 2 Flinderke oder 24 Ortjen 1 Schilling. Auf 1 Rthlr. gingen [2]) 216 Ortjen. Diese sind soviel als 54 Stüver oder 9 Schillinge. Auf eine cölnische Mark fein Gold gingen 44,717½, auf eine cöln. Mark fein Silber 3024 Ortjen. Der Werth eines Stückes in dem Conventions 20 Fl. Fuße, die pass. Pistole à 5 Rthlr., beträgt 1½⅓ Pfenn., in dem preuß. Courantfuße 1½ Pfennig [3]). Ortjes oder Liards oder Aidans im Lüttichschen à 3 Deniers oder 4 Pfennige. Es galt nämlich 1 Rthlr. 4 Gulden, 1 Gulden 2 Schillinge, 1 Schilling 10 Stüver, 1 Stüver 4 Ortjen, 1 Ortje 4 Pfennige. Auf 1 Rthlr. nach dem lütticher Fuß à 8½ Fl. gingen 320 Ortjen. Diese waren soviel als 80 Stüver oder 8 Schillinge oder 4 Gulden. Auf eine cölnische Mark fein Gold gingen 46,529½⅞, auf eine cölnische Mark fein Silber 3373½⅛ Ortjen. Der Werth eines Stückes betrug sowol in dem Convent. 20 Fl. Fuß, die pass. Pistole à 5 Rthlr., als in dem preuß. Courantfuße 1½ Pfennig [4]). Lüttich rechnet gegenwärtig wie Amsterdam und Antwerpen nach Gulden zu 100 Cents [5]). Nach neuern Nachrichten soll im Königreiche Belgien die Münzeinheit den Werth eines französischen Franken haben und den Namen Livre erhalten. Dann würden die frühern Coursarten wieder stattfinden und in der Hauptsache das Coursystem von Paris zu Grunde gelegt werden. — Orts, Örtchen, im Cleve'schen und Meursischen. Daselbst machten 2 Heller (Andere: 1½) 1 Pfennig, 2 Pf. (Andere: 3 Pf.) 1 Örtchen, 2 Örtchen 1 Fettmängen, 2 Fettm. oder 4 Örtchen oder 8 Deut oder 12 Pf. einen Stüber, 5 Fettm. 1 guten Groschen. Der Reichsthaler ward zu 60 Stübern gerechnet. 240 Orts 120 Fettmängen oder 90 Kreuzer oder 60 Stüver gingen auf 1 Rthlr. nach dem preuß. Courantfuße, pass. Pist. à 5½ Rthlr., 49,686 Orts auf eine cöln. Mark fein Gold, 3360 auf eine cöln. Mark fein Silber. Der Werth eines Orts betrug in dem Convent. 20 Fuß, die pass. Pist. à 5 Rthlr., 1½ Pf., in dem preuß. Courantfuße 1½ Pf. [6]). Cleve rechnet gegenwärtig wie Berlin nach Thalern zu 30 Silbergroschen à 12 Pfennige. Die frühern Münzsorten, die noch umlaufen, werden bei den öffentlichen Cassen, nach ihrem Gold- oder Silberwerthe berechnet, in Zahlung angenommen. Die Banquiers führen Buch und Rechnung in Thalern preuß. Courant, aber in Hunderttheilen dieses Thalers. Vergl. Örtl. (*G. Rathgeber.*)

ORTLER- oder ORTELER-SPITZ, einer von den höchsten Bergkolossen der Alpenkette, und im rhätischen Gebirge wirklich der höchste. Er erhebt sich nahe an der Schweizergrenze zwischen der ehemals bündtnerischen, jetzt österreichischen, Landschaft Bormio und Tyrol zu einer Höhe von 12,059, nach andern Angaben zu 13,930 Fuß über das Meer. Er wurde im J. 1804 zum ersten Male durch einen Tyroler erstiegen; seither öfter. Der Anblick dieses Berges von der Malserheide aus ist prachtvoll; er erhebt sich über Mals 10,860 Fuß.

*) Als Probe mögen folgende Verse dienen, erst das Sonet über den französischen Hof:

Valeter tout le jour de crainte en espérance;
Sans cesse caresser ceux qu'on voudrait voir morts;
Après, se moquer d'eux, et d'un rire retors,
Demi-cillant les yeux, faire la révérence;
Se baiser à la joue en tendre contenance,
En promesses toujours prodiguer des trésors;
Dissimuler, flatter, encenser des mylords,
Que l'on voit gouverner l'état en apparence;
Voiler ses cheveux blancs pour tromper Cupidon,
Se musquer, se friser, comme un brillant Adon,
Porter une houssine, et s'en frapper la botte;
Contrefaire les grands, bégayer quelquefois;
Dédaigner la décence et la traiter de sotte,
Sont les traits coutumiers de la cour de nos rois.

und dann den Schluß des Sonets über den spanischen Hof.

Porter un chapelet pour prier l'Eternel,
Et prononcer toujours quelque vaine parole;
Pratiquer dans l'église une assignation (d. h. ein Stelldichein);
Redouter moins l'enfer que l'inquisition;
Telles sont les vertus de la cour Espagnole.

1) Kurzer Entwurf eines Münz-Cer. (Frankf. a. M. 1748.) 3 Ortjen gehen auf 1 Blank. 2) Nach dem preuß. Cour.-Fuß, Pass. Pist. à 5⅓ Thlr. 3) Gerhard, Handb. (Berl. 1788.) S. 126. über Ostfriesländ. Örtiger Steuffer, s. Hirsch, Teutsches Reichs Münz-Archiv. 7. Th. S. 92. 4) Gerh. a. a. O. 5) Roback, Vollst. Handb. d. Münzverhältn. 1. Abth. S. 144. 6) Gerh. a. a. O.

Digitized by Google

Die neue Kunststraße vom Comersee her, durch Veltlin und Bormio nach Tyrol, führt in seiner Nähe vorbei *). (*Escher.*)

ORTLIEB (teutsche Heldensage) — wahrscheinlich von Ort in der Bedeutung von Schwertspitze, also Freund des Schwertes — ist Etzels und Chriemhilds einziges Kind, mythisch wichtig durch seinen tragischen Tod und die Folgen desselben. Nach dem Nibelungenliede [1]) wird das Kind Ortlieb bei dem großen Gastmahle, welches durch den großen Kampf in der Nibelungennoth eine so schreckliche Unterbrechung erleidet, von Etzels Mannen zu der Fürsten Tische getragen, damit der König seinen einzigen Sohn dessen Oheimen Günther, Gernot und Giselher zeigen könne. An diesem Tische sitzt auch der grimme Hagen, und zeigt sogleich seine feindselige Gesinnung; denn auf Etzels Worte, daß Ortlieb, erwachse er zum Manne, stark und wohlgethan werden werde, und er noch bei seinen Lebzeiten ihm 12 Länder geben wolle, und auf die Bitte an seine Schwäger, ihren Neffen mit an den Rhein zu nehmen und bis zum Manne zu erziehen, erwidert der grimme Hagen, der junge König sei so feiglich gethan (in dem alten feig liegt zugleich die Bedeutung, dem Tode nahe, zum nahen Tode bestimmt), man werde Hagen selten nach Ortlieben zu Hofe gehen sehen. Durch diese Rede schon empört Hagen den König und die Fürsten. Als hierauf Dankwart die Nachricht zu seinem Bruder Hagen bringt, daß die hunische Recken unter Blödelin, welchen Chriemhild zum Beginnen des Kampfes gewonnen hat, die Ritter und Knechte in der Herberge erschlagen, schwingt Hagen das Schwert auf Ortlieben, daß des Kindes Haupt in der Mutter Schoos springt, sein nächster Schlag enthauptet Ortliebs Magezogen (Erzieher), und es erhebt sich das große und grimmige Morden. Gleiche Folgen hat Ortliebs Tod auch in der Gestaltung der Heldensage nach der alten Übersicht der Sagen des Heldenbuches und der Wilkina-Saga, wie aber anders herbeigeführt. Hier muntert Chriemhild, um den Hader anzufangen, ihren Sohn, der nur wenige Winter alt ist, und den sein Oheim Günthee in den Armen zum Gastmahle getragen, auf, seinen Muth zu zeigen, und Hagen, wenn er sich über den Tisch beuge, einen Backenstreich zu geben. Hagen verträgt den ersten Backenstreich um Ortliebs Kindheit willen. Als dieser, von seiner Mutter abermals aufgemuntert, aber wiederkommt, und einen zweiten ertheilt, faßt ihn, weil er es nicht von sich selbst gethan, Hagen bei dem Haare, haut ihm das Haupt ab, und wirft es an die Brust der Mutter [2]). In der nordischen Gestaltung der Nibelungensage, in welcher Gudrun (Chriemhild) durch ihr gereichten Zaubertrank das Rachegefühl gegen ihren Bruder wegen Siegfrieds Ermordung aufgegeben, und dieselben vor Atli's Einladung, wiewol fruchtlos, gewarnt hatte, schlachtet sie, um ihrer Brüder Tod an Atli zu rächen, die beiden mit ihm erzeugten Söhne, Erp und Atli, läßt aus ihren Schädeln mit Gold und Silber verzierte Trinkschalen machen, und bei dem Schmause bei der Todtenfeier der Nibelungen den Vater mit dem Blute seiner Söhne vermischten Meth trinken, brät ihre Herzen und gibt sie dem Vater zu essen, und sagt ihm dann dieses mit vielen herben Worten [3]). Gudruns Aufopferung ihrer Söhne, um ihr Rachegefühl zu befriedigen, spiegelt sich wieder in dem Schicksal ihrer drei in dritter Ehe mit dem Könige Jönakur erzeugten Söhne, Saurli, Hamdir und Erpur, welche sie wider ihren Willen hinaustreibt, die Ermordung ihrer in erster ihr einzig willkommenen Ehe mit Sigurd erzeugten Tochter Svanhildur an dem Könige Jormunrek zu rächen, wobei ihre Söhne aus dritter Ehe umkommen [4]). Einen tragischen Tod finden auch schon in ihrer Jugend Etzels Söhne, Erp und Ortwin, wovon wir im Art. Ortwin sehen, aus erster Ehe mit Herke (Helke). Der Grund, warum in der Heldensage kein Sohn Etzeln überlebt, ist wol kein anderer, als weil das Reich des geschichtlichen Attila

*) Von schauerlichen Abgründen umstarrt, von ewigem Schnee und stundenlangen Gletschern rings umlagert, erhebt sich aus dem Drefni und Suldenthale diese Eispyramide, nach der trigonometrischen Aufnahme der k. k. österr. Catastral-Landesvermessung zu einer Höhe von 2058,60 wiener Klft. oder 12,348 w. F. Der Obrist Fallon bestimmte ihre Höhe auf 12,000 par. oder 12,552 wien. Fuß, und eine am 21. Aug. 1826 auf dem Gipfel vorgenommene barometrische Beobachtung lieferte als Resultat eine Höhe von 12,595 wien. oder 12,062 par. Fuß. Auf Veranlassung des Erzherzogs Johann wurde dieser Berg am 27. Sept. 1804 von dem Gemsenjäger Johann Pichler zum ersten Mal erstiegen, und der erste wissenschaftliche Forscher, der ihn hierauf am 30. Aug. 1805 bestieg, nachdem Se. k. k. Hoheit früher alle Anstalten dazu hatte treffen lassen, war der Botaniker Gebhart; dieser bestieg ihn im Laufe desselben Sommers, in Begleitung einiger Freunde dreimal, errichtete oben eine Pyramide, zündete eine große, mit Stroh umwundene und in Pech getränkte Signalstange an, und pflanzte auch eine Fahne auf. Seitdem wurden bis zum Jahre 1826 zwar wieder mehre Versuche gemacht, die Spitze zu erreichen, aber vergebens; in dem genannten Jahre wurde sie am 21. Aug. von demselben Joseph Pichler aus Pasteyen in Begleitung mehrer Anderer abermals erstiegen. (*G. F. Schreiner.*)

1) Nibelungenlied Z. 7721—7755 v. d. Hagensche Ausgabe von 1816 S. 201, 202. Z. 7881—7884. S. 205. Z. 7920—7925. Vergl. die Klage Z. 482, bei Müller, Sammlung teutscher Gedichte aus dem 12. Jahrh. 1. Bd. S. 121. Z. 885—890. S. 124. Z. 2755—2757. S. 139, wo Etzel Ortliebs, als seines einzigen Kindes, Tod beweint. Ortlieb ward mit seiner Mutter begraben. Auf Antrieb seiner christlichen Mutter war das Kind des heidnischen Vaters nach christlichem Rechte getauft gewesen und hatte in der Taufe den Namen Ortlieb erhalten (s. Nibelungenlied Z. 5564—5565. S. 146). Dieses ist, wie wir in Note 5 sehen werden, ein für die Änderung des Namens des geschichtlichen Ellai in den Ortliebs bemerkenswerther Umstand.

2) Alte Übersicht der Sagen des Heldenbuches in den alten Drucken des Heldenbuchs, frankfurter Ausg. v. 1560. Bl. 187 a. Wilkina- ok Niflunga-Saga. Cap. 334 bei v. d. Hagen, Nord. Held. 3. Bd. S. 42. Cap. 347. p. 73. Cap. 352. p. 85. Cap. 358. p. 87, 88. In ihr heißt Ortlieb Aldrian, wie Hagens Vater und Sohn. 3) Dráp Niflunga, gr. Ausg. d. Edda Sämundar. 2. Th. S. 286. Atla-Quida in Graenlenzka. Str. 39, 40. S. 402, 403. Atla-Mál in Graenlenzko. Str. 72—81. S. 466—472. Hamdis-Mál. Str. 8. S. 493. Volsunga-Saga. Cap. 47 bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuchs gehören. S. 105, 106. Jüngere Edda, Daemesaga 76, bei Dems. S. 13. 4) Hamdis-Mál. S. 488—518. Gudrunar-Hvant. S. 520—532. Jüngere Edda 78. Dän. S. 15, 16. Volsunga-Saga. Cap. 50, 51. p. 110—113.

Digitized by Google

unter dessen Söhnen in Trümmer geht. Dieses hat die Heldensage, ihren tragischen Zwecken gemäß, und ihrer Freiheit sich bedienend, das hinter einander und aus einander Liegende zusammenziehen zu dürfen, so benutzt, daß Etzel das Zerfallen seines Reiches noch selbst vor Augen sieht, da er keinen Sohn hinterläßt, und auch seinen Bruder Blödel im Kampfe mit den Nibelungen verliert. Ortliebs Tod wirkt auf Etzeln am tragischsten, weil es sein letzter Sohn ist. Wahrscheinlich entspricht er unter Attila's vielen Söhnen dem Ellac, dem ältesten, welchen Attila vor den übrigen geliebt und ihnen allen bei der Reichsnachfolge vorgezogen haben soll [5]), denn dieser mußte für die Heldensage der Bedeutendste sein, da er in der großen Völkerschlacht nach Attila's Tod am Flusse Netad in Pannonien, nachdem er unter den Feinden das größte Blutbad angerichtet, durch den rühmlichsten Heldentod, den sein Vater selbst, wie Jordanes sagt, gewünscht haben würde, sein Andenken unter den Feinden verewigte, und da durch den Verlust dieser Schlacht das Hunenreich in Trümmer ging und die siegenden teutschen Völker Freiheit und Unabhängigkeit wieder erkämpften. Nach Mone, welchem die Heldensage aus der Göttersage in Menschensage umgestaltet ist, ist der Mord des unschuldigen Ortliebs in der Heunensage das Gleichstück zu Siegfrieds Mord, und Siegfried ist Othin und Baldur, oder der Sonnengott der alten Teutschen [6]).

(*Ferdinand Wachter.*)

ORTLIEB, Bischof von Basel, geborner Graf von Broburg, erwarb sich einen Namen durch seine Dienste, welche er dem Könige Konrad III. und dem Kaiser Friedrich II. leistete, trat mit Ersterm im J. 1147 den Kreuzzug von Regensburg über Constantinopel an, theilte die Leiden, welche das Kreuzheer durch die Tücke der Griechen und das Schwert der Türken in den Wüsten und dem Gebirge von Kappadokien trafen, war aber unter denen, welche bei diesen Unfällen dem Tod entgingen, reiste mit dem Könige nach Constantinopel zurück, wo sie den Winter vom J. 1147—48 zubrachten [1]), landete in der Osterwoche 1148 mit dem König in Ptolemais, und besuchte mit ihm Jerusalem und die andern heiligen Orte [2]). Hierauf erfolgte die Belagerung von Damaskus, dann die von Askalon, und endlich die Heimkehr des Königs, unsers Bischofs und der übrigen Pilger über Aquileja und Laibach, wo sie sich den 8. Mai 1149 befanden. Keinen Ruhm gewann das Kreuzheer, unter welchem Ortlieb sich befand, im Ganzen, aber einzelne Theilnehmer durch einzelne Thaten, und Ortlieb durch seine Aufopferung im Dienste des Königs. Konrad, der nach der Rückkehr aus der mit so vielen Beschwerden verbundenen Wallfahrt diejenigen, welche die leidensvolle Bahn mit ihm treulich durchlaufen, königlich zu belohnen beschloß [3]), hielt unter ihnen seinen geliebtesten und getreuesten Ortlieb, wie er ihn nennt, ihn, der in den verschiedenen Gefahren selbst bis zur Verzweiflung am Leben dem Reich und dem König in treuen Diensten beigestanden, für würdig, ihn und seine Kirche vor allen zu befördern, nahm auf dem Hoftage zu Regensburg, den 1. Jun. 1149, die Güter des Hochstiftes, namentlich die dem Hochstifte von Trudwin und Heinrich ertheilten Burgen Alt- und Neuwaldeck in seinen besondern Schutz, und verlieh dem Bischof und seinen Nachfolgern das Münzrecht in der Stadt Basel in dieser Ausdehnung, daß es Niemand außerhalb der Stadt in dem Bisthum üben durfte [4]). An der Spitze der feierlichen Gesandtschaft, welche König Konrad im J. 1150 an den Papst Eugenius III. zur Schlichtung der, zwischen der Kirche und dem Reich obwaltenden, Streitigkeiten sandte, stand Bischof Ortlieb [5]). Zweimal begleitete er den Kaiser Friedrich II. auf dessen Heerfahrten nach Italien [6]), wohnte im J. 1159 der Kirchenversammlung zu Pavia bei, die der Kaiser zur Beseitigung der Trennung im

5) So nach *Jordanes*, De reb. Get. Cap. 50, bei *Muratori*, Script. Ital. T. I. p. 216. Priscus hingegen, als er bei jenem königlichen Gastmahle, dem er an Etzels Hofe beiwohnte, sich erkundigte, warum die andern Prinzen minder zärtlich behandelt wurden als Irnach, vernahm die Sage, daß die Wahrsager dem jüngsten Heil und die Erhaltung der Monarchie verkündigt hätten. Es hatte aber dieses nicht gehindert, daß Attila bereits damals den ältesten, den Ellac, zum Könige der Acazirer an den pontischen Gewässern ernannt und dahin gesendet hatte. Freiherr von Gagern (Nationalgeschichte der Teutschen. 2. Th. S. 352, 764) findet zwischen dem Berichte bei Priscus und der Erzählung bei Jordanes keinen Widerspruch, denn zehn oder mehr Jahre früher, als Priscus an Attila's Hofe war, könne dieser den jüngsten aus Neigung, und so viele Jahre später werde er den ältesten, geprüft schon, oder aus Staatsmaximen vorgezogen haben. Nach unserer Meinung ist in Jordanes' Erzählung schon die Einwirkung der Sage sichtbar, er sagt auch selbst, quem (nämlich den Ellac) tantum pater super caeteros amasse *perhibebatur*, ut eum cunctis diversisque filiis suis in regno praeferret, und auf Ellac, als den für die Heldensage bedeutendsten, ist übergetragen, was früher von Attila's Liebe zu Hernac erzählt wurde. Hernac (Irnach) fiel nämlich nicht in jener großen Völkerschlacht, und wählte mit den Seinigen am äußersten Theile von Klein-Scythien seine Sitze (Jordanes a. a. O.). Hierdurch verlor er für die teutsche Heldensage alle Bedeutung, aber diese konnte gleichwol nicht unbenutzt lassen, daß Attila einen seiner Söhne auffallend allen andern vorgezogen. Sie trug dieses also auf Ellac über, der durch seinen Tod für sie Wichtigkeit hatte, und dieser erhielt durch jene Übertragung um so größere. Nach Grimm (Altt. Wälder) ist Ellac mit Irnach oder Hernach dem Namen und Wesen nach eins, doch gilt dieses im Sinne der Heldensage, nur nicht in geschichtlicher Auffassung. Jemehr die Heldensage sich ausbildet, je mehr übt sie ihr Recht, und so kam es, daß auch Ellac, an den die Sage von Irnach geknüpft worden, und dessen Namen verschlungen hatte, endlich auch seinen Namen verlor und, als Christ gedacht, einen bei der Taufe gewöhnlichen Namen erhielt. 6) Mone, Einleitung in das Nibelungenlied. §. 48. S. 52, 53. §. 65—74. S. 74—89. Derſ. Gesch. des Heidenthums im nördl. Eur. 2. Th. S. 326, 329.

1) Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. 3. Th. 1. Abth. S. 93 fg. *Mascov*, Commentar. de reb. Imp. sub Conrado III. Lib. IV. p. 201 sq. Hahn, Teutsche Staats-Hist. 3. Th. S. 220 fg. und die von ihnen angeführten Schriftsteller. 2) *Otto Frising.*, De reb. gest. Friderici I. Lib. I. Cap. 58 bei *Muratori*, Script. Ital. T. VI. p. 692. 3) Urk. des König Konrad vom 8. Mai 1149 bei *Colletus*, Italia sacra. p. 351, 352. 4) Urk. desselben vom 1. Juni 1149 bei *Urstisius*, Chron. Basil. f. 193 und beide daraus auch bei Mascov a. a. O. Annotat. ad res Conradi. 11 et 12. p. 351—355. 5) Siehe aus Wibalds Schreiben die übrigen Gesandten bei Mascov a. a. O. S. 273. 6) S. Anmerkung 8. dieses Art.

Papstthume halten ließ [7]), und starb den 17. November 1167 [8]). (*Ferd. Wachter.*)

ORTMANN (Benno), Benedictiner zu Prüfling in Baiern, Sohn eines armen Steinbrechers zu Mariaort bei Regensburg, wo er den 1. Febr. 1752 geboren war. Schon im siebenten Jahre kam er als Altardiener nach Prüfling, im zwölften nach Regensburg, und nachdem er in Landshut die philosophischen Studien geendigt hatte, trat er 1773 zu Prüfling in den Benedictinerorden. Er folgte 1782 einem Ruf an das Gymnasium zu Amberg, und 1794 als Gymnasialprofessor der Rhetorik nach München. Seit 1798 war er Präses der lateinischen Congregation zu München, und den 7. März 1811 starb er. Mit vielen gelehrten Kenntnissen verband er einen nie ruhenden Eifer, der Jugend zu nützen, und in seinem Kreise Licht und Wahrheit zu verbreiten. Von seinem Standpunkt aus betrachtet hat er auch als Schriftsteller viel Gutes gestiftet, unter andern durch folgende nützliche Bücher: Die ersten Anfangsgründe der italienischen Sprache (Amberg 1793); Umfang der teutschen Poesie im Allgemeinen und Besondern, zum Gebrauche der Vorlesungen in lat. Schulen. 2 Thle. (Sulzbach 1795—1809); Beredsamkeit in ihrer Übersicht, oder Plan der rhetorischen Gegenstände (München 1795); Christlich-patriotische Zusprache an die Studirenden meines Vaterlandes, ein Erbauungsbuch (Ebend. 1797); Principia cum sacrae, tum civilis eloquentiae (ibid. 1797, 1800); Discursus christiano-morales (ibid. 1800); Facies primaevae ecclesiae christianae in Bavaria usque ad saeculum X. (ibid. 1803); Geschichte des altadeligen Spretischen Hauses, mit histor. Reflexionen dargestellt, nach den bewährtesten Urkunden (Nürnb. 1806); *A. T. Persii* satyrae, cum paraphrasi teutonica et notis (Monach. 1807. 4.); Oden, Cantaten, Lieder, bei verschiedenen Veranlassungen einzeln gedruckt [*]). (*Baur.*)

ORTMANNSDORF, Pfarrdorf im erzgebirgischen Kreise Sachsens, zum Theil zur Herrschaft Wildenfels, zum Theil zur schönburgischen Herrschaft Lichtenstein gehörig, am Mülsenbache, hat 1200 (mit Kirchspiel 2100) Einwohner. (*C. F. Winkler.*)

ORTOFEN (Hüttenwesen). Wenn zwei Schmelzofen unter einem Rauchgewölbe oder Schlotte stehen, so pflegt man, im Mansfeldischen wenigstens, den Ofen, welcher vom Gebläserade und der Radestube am weitesten absteht, oder der entgegengesetzten Seite zugewendet ist, den Ortofen zu nennen. Der zweite heißt der Wasserofen, weil er dem Wasserrade zugekehrt ist. (*Plümicke.*)

ORTOKIDEN, eine Turkomanendynastie, welche mit und unter der Seldschukenherrschaft in Mesopotamien erstand, wo sie die Sitze der kurdischen Merwaniden einnahm, welche ihrerseits von dort die Hamdaniden vertrieben hatten. Sie verzweigte sich in zwei Hauptlinien, und spielte im 12. Jahrh., also in der Periode der Kreuzzüge, eine, wenn auch untergeordnete, doch öfter nicht ganz unbedeutende Rolle. Für ihre Geschichte gibt es kaum besondere Quellen; wenigstens sind deren eben nicht bekannt. Nur Eine solche Specialquelle führt Abulfeda an in den Annalen Th. IV. S. 454, nämlich den تقويم حل ماردين, d. i. Feststellung der fürstlichen Einkünfte von Maredin, worin er die Reihe der Ortokidenregenten von Maredin verzeichnet fand. Sonst sind die Nachrichten über sie zerstreut in Abulfeda's Annalen, die bekanntlich großentheils nach Ibn el-Athir gearbeitet sind, in Abulfaradsch syrischer Chronik und Geschichte der Dynastien, sowie Einzelnes bei den abendländischen Schriftstellern über die Kreuzzüge. Nach diesen Quellen sollen hier die nennenswerthen Data kurz zusammengestellt werden.

Der Gründer der Dynastie, Ortok (اُرتُق), Sohn des Aksak (oder, wie Andere schreiben, des Aksab oder Aksat), diente im J. 477 der Hedschra (Chr. 1084) dem Seldschukensultane Melikschah gegen Schereseddaula Moslem, welchen er in die Flucht schlug und in Amid einschloß, bis derselbe durch eine Geldsumme den Abzug von Ortok erkaufte [1]). Die Strafe solcher Bestechlichkeit fürchtend, entfernte sich Ortok aus dem Heere des Melikschah und suchte dessen Bruder Tutusch (bei Abulfeda fälschlich Tanasch genannt) auf, mit welchem er zwei Jahre später einen Zug gegen Haleb unternahm, der jedoch nur halb gelang [2]). Tutusch gab dem Ortok Jerusalem, als dessen Fürst er im J. 484 H. (Chr. 1091) starb. Seine zwei Söhne, Ilghasi und Sokman, erhielten das väterliche Erbe, bis Asdhal im Namen des ägyptischen Khalifen im J. 489 H. sie vertrieb [3]). Sie wandten sich östlich, Sokman nach Diarbekr, Ilghasi nach Irak, und gründeten nun die doppelte Linie der Ortokidendynastie.

I. Sokman nämlich erhielt im J. 495 H. (Chr. 1101) von dem Turkomanen Musa zu Mosul für geleistete Hilfe das Gebiet von Hißn-Kifa in Diarbekr [4]), welches seine Nachkommen zu behaupten wußten. Sokman war es, der in Verbindung mit Dschekermisch und den Turkomanen im J. 497 H. (Chr. 1104) die Franken am Flusse Balikh schlug und den Balduin gefangen nahm [5]). Derselbe brachte auch Maredin an sich [6]), wel-

---

7) Epistola praesidentium concilio bei *Radevic. Frising.* de reb. gest. Friderici I. Lib. II. bei Muratori a. a. O. S. 850. 8) *Urstisius*, Epitome Hist. Basil. una cum episcoporum Basil. catalogo. p. 297, 298. Außer den das Kloster Lützel (Lucelle) betreffenden Urkunden bemerken wir noch Urk. des Bischofs Eberhard von Bamberg (im Chron. Reichersberg. bei *Ludewig*, Script. Rer. Germ.) wegen Ortliebs Gegenwart zu Brixen den 19. Nov. 1154, als er den König Friedrich I. nach Italien zur Kaiserkrönung (im J. 1155) begleitete, und Urk. des Kaisers Friedrich von 26. Febr. 1162 (bei *Schlegel*, De Colla vet. p. 14) wegen des Aufenthaltes Ortliebs zu Lodi, dem Hauptquartiere des Kaisers, als dieser Mailand belagerte.

*) Schenkis neue Chron. von Amberg. 275. Oberteutsche Literatur. 1811. Nr. 106. Baaders Lex. bair. Schriftstellee. 1. Bd. 2. Th.

1) S. *Abulfedae*, Annal. muslem. ed. Reiske et Adler. T. III. p. 252. 2) Ebend. III, 260. 3) Ebend. III, 280, 309 und *Abulfarag.*, Hist. dynast. ed. Pocock. p. 369. 4) *Abulfed.*, Annal. muslem. III, 336. 5) Ebend. III, 342. *Wilhelm. Tyr.* X, 29. 30. 6) Über die Art, wie dies geschah, s. Abulfeda a. a. O. III, 350 fg.

Digitized by Google

ches nach seinem Tod an seinen Bruder Ilghasi fiel. Sokman starb 498 H. (Chr. 1104) auf dem Wege nach Damask, wo er dem kranken Togtekin gegen die Franken Hilfe leisten wollte. Ihm folgte zu Hißn-Kifa sein Sohn Ibrahim, und diesem um das J. 522 Rokneddaula Dawud, dann seit 539 H. (Chr. 1144) dessen Sohn und Sokmans Enkel, Fakhreddin Kara Arslan. Letzterer erobert 556 H. das kurdische Schloß Schatan, wird eine Zeit lang von seinem Bruder Arslan Toghmisch verdrängt, aber durch Masud, den Sultan von Ikonium, wieder eingesetzt, und stirbt 562 H. (Chr. 1167, worauf ihm sein Sohn, Nureddin Mahmud (oder Muhammed) folgt [7]). Dieser unterstützt den Saladin auf einem Zuge gegen Edessa [8]), und erhält von ihm im J. 579 H. (Chr. 1183) die Stadt Amid [9]). Sein zehnjähriger Sohn, Kotbeddin Sokman, wird 581 H. (Chr. 1185) von Saladin anerkannt. Er regiert Anfangs unter Vormundschaft eines gewissen Kawwameddin Aschardi, den aber Saladin entfernt [10]). Durch einen Sturz vom Dache kommt er um, und man wählt seinen Bruder el-Melik es-Saleh Näsireddin 597 (Chr. 1200), obgleich dieser von der Nachfolge ausgeschlossen worden war [11]). Nach ihm regiert noch sein Sohn, el-Melik el-Masud, welchen Melik el-Kämil, der Brudersson des Saladin, nachdem er Amid genommen, entthront und gefangen nach Ägypten führt im J. 629 H. (Chr. 1231), womit diese Linie der Ortokiden erlischt.

II. Ilghasi (bei Wilhelm von Tyrus Gazzi), der zweite Sohn des Ortok, war im J. 497 H. (Chr. 1103) Statthalter des Sultan Borkiarok zu Bagdad [12]). Bei seines Bruders Sokman Tode 498 H. besetzte er Maredin (s. oben). Auch Nesibis gehörte ihm [13]). Als er darauf im J. 508 H. vom Sultan Muhammed, Melikschahs Sohne, Befehl erhielt, gegen die Franken zu kämpfen, widersetzte er sich diesem Befehle, schlug den Abgesandten des Sultan, floh aber aus Furcht vor Rache nach Damask, wo er mit Toghtekin sich den Franken befreundete. Auf seiner Rückkehr wurde er gefangen, dann aber wieder entlassen. Ein Heer des Sultan strafte ihn für seine Treulosigkeit [14]). Im J. 513 H. (Chr. 1119) siegte Ilghasi wider die Franken in der Nähe von Haleb, wo Roger fiel [15]). Im J. 515 H. dämpfte Ilghasi den Aufruhr eines seiner Söhne in Haleb [16]), und erhielt vom Sultane Mahmud Mejjafarikin [17]), wo er 516 H. (gegen Ende 1122 Chr.) starb. In Maredin folgte ihm sein Sohn, Husameddin Timurtasch, während Mejjafarikin an einen zweiten Sohn, Namens Soliman [18]), und erst durch dessen Tod 519 H. wieder an Timurtasch fiel. Dieser erhielt durch den Tod seines Verwandten Balak [19]) auch Haleb, war aber zu träge, um es zu halten. Doch brachte er später im J. 532 H. noch das Schloß Hatakh (bei Abulfeda fälschlich Hanakh genannt) in seinen Besitz [20]), und ebenso Bira am Euphrat im J. 539, letzteres durch eine Schenkung der Franken [21]). Timurtasch starb 547 H. (Chr. 1152). Es folgte ihm sein Sohn, Nedschmeddin Albi, hernach dessen Sohn, Kotbeddin Ilghasi, 572 H. (Chr. 1176), und diesem 580 H. (Chr. 1184) der minderjährige und blödsinnige Juluk Arslan (bei Abulfeda IV, 64 Buluk Arslan) unter der Leitung des Mamluken Bakasch. Ihm entriß sein Verwandter, Sokman Schah Armen, Fürst von Khelat, die Stadt Mejjafarikin, welche bald darauf von Saladin erobert wurde [22]). Unter seine Scheinherrschaft fällt auch der vergebliche Angriff Melik Adels auf Maredin. Nach ihm regiert sein Bruder, Nasireddin Ortok Arslan, bis zum J. 601 H. ebenfalls unter Leitung jenes Mamluken [23]). Er starb 636 oder 637 H. [24]). Sein Sohn und Nachfolger, el-Melik es-Said Nedschmeddin Ghasi, regierte bis um das J. 653 H., dessen Sohn etwa bis 691, hierauf dessen ältester Sohn, Schemseddin Dawud. Er behauptete den Thron nur ein Jahr und neun Monate, worauf sein jüngerer Bruder, el-Melik el-Mansur Nedschmeddin Ghasi, zur Regierung kam im J. 693 H. [25]). Er herrschte bis zum J. 712 H. (Chr. 1312), dann sein Sohn, Albi Melik el-Adel, nur etwa 13 Tage, endlich dessen Bruder, Ghasi's zweiter Sohn, Melik es-Salih Schemseddin Salih [26]), welcher noch im J. 727 H. (Chr. 1328) regiert zu haben scheint, weil Abulfeda seine Annalen da schließt, ohne noch seines Todes zu erwähnen. Weiter herab aber reichen die vorhandenen Nachrichten nicht; indessen scheint auch dieser Zweig der Dynastie bald erloschen zu sein. (*E. Rödiger.*)

ORTOLAN, Gartenammer, Fettammer, **Emberiza hortulana** *Linné* (Fang und Mästung). Dieser sich in großer Menge im südlichen und mittlern Europa bis nach Rußland und Sibirien hin aufhaltende Vogel gehört unter die Leckerbissen der Feinschmecker, und ist unstreitig der fetteste Vogel, der in Teutschland gefangen wird. Er lebt vorzüglich in den Feldhölzern und Gebüschen, Weinbergen, Gärten, sumpfigen, mit Hecken umgebenen Wiesen, und wird daselbst im September nach der Haferernte bis in den October auf dem Zuge gefangen. Früher war seine Consumtion noch häufiger und er noch weit gesuchter, denn zu der Zeit, wo man für acht Gro-

7) Abulfeda a. a. O. III, 604. 8) Ebend. IV, 50. 9) Ebend. IV, 56. 10) Ebend. IV, 66. 11) Ebend. IV, 192 fg. 12) Ebend. III, 340. 13) *Abulfarag.*, Chron. syr. p. 290. 14) Abulfed. a. a. O. III, 382, 386. 15) Ebend. III, 394. *Abulfar.*, Chron. syr. p. 300. *Wilhelm. Tyr.* XII, 9. *Gauter. Cancellar.* p. 450 sq. 16) S. *Abulfarag.*, Hist. dynast. p. 379. 17) Abulfed. III, 412. 18) Ebend. III, 418. 19) Balak, ein Enkel des Ortok, besaß Serudsch, wurde aber von den Franken verjagt, worauf er Ana und Haditha eroberte (Abulfed. III, 332, 338). Später, im J. 515. H. (Chr. 1122) nahm er Joscelin und Balduin gefangen (Abulfed. III, 412. *Abulfar.*, Chron. syr. p. 302), eroberte Harran, entriß Haleb dem Soliman, einem Neffen des Ilghasi (Abulfed. III, 418, 420) und blieb vor Mandebsch 518 d. H. Abulfed. III, 422, 438. *Abulfar.*, Chron. syr. p. 303, dessen hist. dyn. p. 379. Nach Wilhelm v. Tyrus XIII, 11 hätte Joscelin den Balak getödtet, was aber irrig ist. S. *Wilken* comment. de bell. cruciat. p. 61.

20) Abulfed. III, 478. *Abulfar.*, Hist. dyn. p. 387. 21) *Abulfar.* Chron. syr. p. 329. Hist. dyn. p. 387. Über eine Irrung des Abulfeda bei diesem Factum s. *Wilken*, Commentat. de bell. cruc. p. 85. 22) Abulfed. IV, 66 fg. *Abulfar.*, Hist. dyn. p. 412 sq. 23) Abulfed. IV, 64. 24) Ebend. IV, 452. 25) Über diese letztern Regenten s. Abulfed. IV, 454. 26) Ebend. V, 256, 296.

Digitized by Google

schen einen Scheffel Roggen kaufte, zahlte man häufig 16 Groschen für einen Ortolan. Selbst aus dem südlichen Italien und aus der Insel Cypern, wo dieser kleine Vogel überwintert, wurden sie, etwas angesotten, mit Salz und Essig eingemacht und in Fässer verpackt, in großer Menge nach Frankreich, Teutschland und England versandt, und ihr Fang im Winter bildete einen nicht unwesentlichen Nahrungszweig der auf der Insel Cypern lebenden Christen (Tavernier Reise S. 48). Gegenwärtig ist er immer noch eine geschätzte Delikatesse, vorzüglich in Italien, doch legt man nicht mehr den großen Werth darauf als früher. Er lebt vorzüglich von Hirse, Hafer, Buchweizen, Hanf ꝛc., und zieht sich im Herbste gern in die Nähe der Felder, welche noch spät mit diesen Getreidesorten bestanden sind. Hier trifft man in niedrigen Gebüschen, in Feldhölzern oder Hecken schon gegen Mitte August die Veranstaltung zu seinem Fange, der jedoch nie sehr reichlich erfolgt, weil er nur in wenig zahlreichen Zügen seine Wanderungen beginnt und fortsetzt. Man fängt ihn theils auf Leimruthen mittels der Lockvögel, in welchem Fall er jedoch gleich getödtet werden muß, oder besser auf einem dazu eigends eingerichteten Ortolanherde. Man räumt hierzu eine passende Stelle im Gebüsch ab, und besäet sie spät mit Hafer oder Hirse, umstellt sie wol auch allenfalls mit Hafer- oder Hirsegarben. Der auf derselben zu errichtende Herd selbst wird ganz in der Art eines Finkenherdes eingerichtet, und neben ihm sind drei bis vier Lockvögel in Bauern aufgehängt. Um denselben wird ein Zaun von eingestecktem Reißigholze gezogen, sowie denn auch die Hütte gut damit gedeckt ist. Selten wird man mehr als zwei bis drei Vögel auf einmal auf ihm fangen, und 60—80 Ortolanen des Jahres gelten schon als ein reichlicher Fang. Gewöhnlich sind dieselben bereits, wenn man sie fängt, wahre Fettklumpen, doch mästet man sie auch wol noch in eigends dazu eingerichteten Kammern mit Hirse und gespelztem Hafer, wobei sie reines und immer frisches Wasser zum Saufen bekommen. Auch ohne die sonst übliche Einrichtung, daß ihre Kammer durch Laternen erleuchtet wurde, damit sie keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht merken und ununterbrochen fressen, werden sie so fett, daß ein solcher kleiner Vogel eine Schwere bis zu drei Unzen erreicht. Auch schon bei den Römern wurde das kleine Thier als ein sehr wichtiger Bestandtheil einer gut versehenen Speisekammer betrachtet, und sie wendeten auf seine Fütterung eine ganz besondere Aufmerksamkeit. (*Pfeil.*)

ORTOLANO (Johann Baptist), ein berühmter Historienmaler und Mitschüler des Benv. Tisio oder Garofalo. Er hieß eigentlich Benvenuto, erhielt aber als Sohn eines Gärtners den Beinamen Ortolano. Er war gebürtig von Ferrara und lebte gegen 1525. Seine Werke zeigten große Erhabenheit des Styls und schöne Zeichnung der Formen, worin sich der Charakter des Rafael Sanzio, nach welchem er studirte, ausspricht; ein schönes Colorit, was mehren Kunstkennern wärmer erscheint, als das des Rafael. Die Kunstgeschichte erzählt, daß er auch dem großen Meister Bartholomeo Ramenghi oder Bagnacavallo sich zum Vorbilde genommen hat. Seine Arbeiten sind in Galerien öfter für Werke von Garofolo oder gar für Rafaelsche ausgegeben worden. Mehre seiner Gemälde befanden sich zu Rom in einigen Privatgalerien, so auch zu Ferrara und ein Bild eines Altars zu Bolsena mit 1520 bezeichnet. Lanzi (4. Band S. 265) spricht ziemlich ausführlich von ihm. (*Frenzel.*)

ORTONA A MARE, Stadt am Meer und am Abhang eines Hügels in der Nähe des Cap Aquabella in der Provinz Abruzzo citeriore in Neapel. Sie ist ummauert, hat eine Citadelle, zwei Vorstädte, eine Kathedrale und gegen 6000 Einw., die sich mit Fischerei beschäftigen. Die Einkünfte aus dem schlechten Hafen schenkte Karl I. der Peterskirche zu Rom. Schon im 6. Jahrh. befand sich hier ein Bisthum, welches später einging; Pius V. errichtete hier im J. 1570 aufs Neue ein Bisthum, welches 1607 von Clemens VIII. mit dem zu Campli vereinigt wurde. (*L. F. Kämtz.*)

Es ist dies das im Alterthum Ortona oder Ὄρτων genannte Städtchen, was uns Strabo (V, 242) als Stadt und Hafenort der Frentaner nennt, was auch bei Plinius (III, 12, 17) erwähnt wird, in der Nähe der Mündung des Sagrus lag, nach der Peutingerschen Tafel XVI Millien von Ostia entfernt war. Daneben wird Ortona, Latina urbs erwähnt bei Livius (II. 43, 2. III. 30. 8), bei Dionys. (A. R. VIII, 91) steht dafür Ὀρούς (Cod. Vatic. Ὀρῶνα), X, 26 aber Βιρτῶνα (Cod. Vatic. Βορτῶνα). (*H.*)

ORTOPULA, alter Name einer Stadt in Liburnien (*Plin.* III, 21, 25), des Ptolemäus Ὀρτοπλα. (*H.*)

ORTOSPANA oder **OROSPANA**. Strabo (XI, 414), Ptolemäus (VI, 10) haben die erstere, Strabo (XV, 723) die zweite Form, Plinius (VI, 21, 17) Ortospanum, Ammian (III, 6, 70) Ortopana, eine Stadt in der Landschaft Paropamisus, auf der Straße von Baktra, die man für das heutige Candahar hält. (*H.*)

ORTOSPEDA (Ptolem.), oder **OROSPEDA** nach Strabo (III, 161 sq.), ein Gebirge im Innern Iberiens, dessen Richtung, sowie die an demselben wohnenden Völker, Strabo so beschreibt, daß man die heutigen Sierra Morena, S. de Toledo, S. Nevada u. a. erkennt. (*H.*)

ORTPÄUSCHEL (Bergbau), ist jetzt ein wenig gebräuchliches, größeres, schwereres Fäustel, das der Arbeiter nur zuweilen und mit beiden Armen führt, um eingeheftete Keile zu treiben, große, bereits gewonnene Wände zu zersetzen. Es ist dem Handfäustel ähnlich geformt, zuweilen nur etwas mehr zusammengedrängt, und ziemlich noch einmal so schwer (6—8 Pf.). Als man die am hangenden oder liegenden verschrämten Gänge durch Keile abzutreiben, weniger zu schießen pflegte, war dies Werkzeug wesentlicher als jetzt. Vergl. Päuschel. (*Plümicke.*)

ORTPFAHL (Bergbau), 1) einer von den Pfählen, mit denen das Abtreiben eines Ortes geschieht, s. Ortsgetriebe. 2) Der Pfahl, mit dem man die an den Tag gebrachte Ortung einer Strecke, Stollns ꝛc. bezeichnet. (*Plümicke.*)

ORTPFEILER (Hüttenwesen). Zwei Schmelz-

Digitized by Google

öfen unter einem Schlotte brauchen drei ſtarke Pfeiler von feſter Mauer, das Auseinandertreiben durch die Hitze zu verhüten, zwiſchen denen die eigentlichen Ofenſchächte eingeſetzt (eingemauert) werden. Der mittlere dieſer Pfeiler heißt der Mittelpfeiler, der dem Gebläſe zugekehrte der Waſſerpfeiler, der dritte dieſem entgegengeſetzte der Ortspfeiler. Vergl. Ortsform, Ortsofen. (*Plümicke.*)

ORTPFLOCK (Bergbau), ſoviel wie Ortspfahl. Nur iſt der Ortpflock kleiner als der Pfahl. (*Plümicke.*)

Ortposen, ſ. Ortspulen.

ORTSARBEIT (Bergbau), die Arbeit von Örtern, Handhabung der Gezähe (Werkzeuge), Anwendung der Mittel, Vorkehrungen zur Erlängung eines Ortes. Im lockern, druckhaften Gebirge iſt wenig Arbeit zur eigentlichen Gewinnung nöthig, aber manche Vorſicht zur Verwahrung, Offenerhaltung des Orts, ohne welche es natürlich nicht erlängt werden könnte. Im lockern Sand und in andern lockern Maſſen braucht der Bergmann nur wegzufüllen, muß aber das Ort ganz oder theilweiſe zumachen, verſpriegeln. Er braucht dann nur Schaufel, Kratze und Fülltrog, zuweilen die Keilhaue; den Fäuſtel nur zum Zerſetzen (Zerkleinen) einzelner feſter Wände, die in ſolchen lockern Maſſen wol vorkommen. Im weichen, zähen Gebirge, z. B. im plaſtiſchen Thone der Braunkohlenformation, in manchen Letten, Mergel ꝛc. zum Losmachen die Radehaue, oder derſelben ähnliche Hauen mit breiter, zuweilen im Blatte löffelförmig gebogener Schneide. Eine Keilhaue mit nur einen Zoll breiter grader Schneide in der gemeinen Braunkohle. Im ſchwimmenden Gebirge braucht er kein Gezäh zur Gewinnung, es kommt von ſelbſt herein, ſowie er den Ortſtoß aufmacht, d. h. ein Zumachebret vor demſelben aufnimmt. Hier iſt es Hauptſache, zu verhüten, daß nicht zuviel auf einmal hereinkommt, auf ähnliche Weiſe, wie vor Bruchörtern. Genaues Zuſammenſchließen aller Pfähle und Zumachebreter, und wo dies nicht möglich, Verſtopfen aller Fugen, durch welche das ſchwimmende Gebirge hereinquellen könnte, iſt hier Hauptſache. Dazu muß die Zimmerung eingerichtet ſein. Im verbrochenen Gebirge, wenn es aus lauter feſten Wänden beſteht, wie beim Bruchbaue die Brechſtange zum Hereinbrechen und Wemmen großer Wände, ferner Schlägel und Eiſen, große Fäuſtel von 25—40 Pf. Gewicht, zum Zerſetzen (Zerſchlagen), damit die Stücke in den Fördergefäßen Platz finden; auch zur gröblichen Scheidung des Haltigen vom Unhaltigen. Beſteht das Trümmergebirge aus feſten Wänden mit milder Zwiſchenmaſſe, ſo braucht er die Keilhaue zum Ausſchrämen der letzten, ferner Schlägel und Eiſen, Brechſtange oder Ziegenfuß; bei ſehr großen Wänden auch Bohren und Schießen zum Hereingewinnen der feſten Maſſen. Iſt die Maſſe ſehr zerklüftet, dabei mild, z. B. wie manche thonige dünngeſchichtete Gebirgsarten, ſo reicht die Keilhaue auch noch aus, zuweilen Schlägel und Eiſen, oder lange Keile. Keilhauerarbeit heißt die Ortsarbeit, wenn dies Gezäh das einzige oder vornehmſte zur Gewinnung iſt. Die Schlägel- und Eiſenarbeit tritt an ihre Stelle, wenn das Geſtein zwar zerklüftet, dabei aber ſo hart iſt, daß es die Keilhaue nicht annimmt. Der Hieb mit der Keilhaue iſt dann nicht wirkſam genug, deren Ort oder Spitze in die Klüfte ſoweit hineinzutreiben, daß ein Hereinbrechen erfolge. Das Bergeiſen aber vermag dies, wenn es durch die Schläge mit dem Fäuſtel hineingetrieben wird. Früher war dieſe Arbeit die vornehmſte, auf jedem, auch dem feſteſten, Geſteine (ſ. Schlägel und Tagewerk). Iſt das Geſtein wenig zerklüftet, ſo reicht die vorige Arbeit nicht aus. Enthält es minder feſte Zwiſchenlagen oder eine klüftige Bank, ſo macht man in dieſer entweder mit der Keilhaue, oder mit Schlägel und Eiſen eine Vertiefung (ſo bei Gewinnung des bituminöſen Mergelſchieferflötzes und mancher Gangmaſſen), einen Einbruch, den man Schram nennt (ſ. d. Art.). Die Nachgewinnung des feſtern Geſteins ober- und unterhalb dieſer Lage wird dadurch weſentlich erleichtert, daher der Einbruch oder Schram immer vorausgehalten wird. Dieſe Nachgewinnung erfolgt durch Bohren und Schießen. Fehlt es an einer ſolchen mildern Zwiſchenlage, ſo wird auch der Einbruch mit Bohren und Schießen gemacht. Jede zufällige Kluft, jede Ablöſung wird dazu benutzt, den Schüſſen, indem man ſie daran abheben läßt, mehr Wirkung zu geben. Fehlt aber jede Kluft (wie im ungeſchichteten maſſigen Geſteine), ſo ſchießt man den Einbruch an der ſonſt bequemſten Stelle, gewöhnlich in der Mitte des Ortſtoßes, oder nahe darunter. Bei Schlägel und Eiſen, ſowie bei Bohr- und Schießarbeit, pflegt das Ort (die Fläche des anſtehenden Orts) in einige horizontale Abtheilungen getheilt, gedacht zu werden, wenigſtens in drei. Die mittlere, ſtärkſte oder höchſte, in welcher immer zuerſt, den andern beiden vorausgearbeitet, der Einbruch gehalten wird, heißt Einbruch, Neinbruch (ſ. Zeichnung). Die Höhe deſſelben iſt nach Umſtänden ⅓, ¼ und ſelbſt mehr von der ganzen Ortshöhe. Die oberſte Abtheilung heißt die Ortsförſte, die unterſte die Ortsſtroſſe (ſ. dieſe Art.). Bieten regelmäßige Klüfte, z. B. Schichtungsklüfte, die regelmäßige Anlage von dergleichen parallelen Abtheilungen dar, ſo müſſen ſie, als von der Natur gegeben, vom Bergmanne wohl beachtet werden. Jede Geſteinslage oder Bank zwiſchen zwei ſolchen Klüften (wenn ſie nicht unter 5—6″ ſtark) gibt einen Stoß. Das Ort wird dann ſtoßweiſe fortgebracht (vergl. Fig. Q zu Ortsprofil), der Einbruch zuerſt, dann der nächſte Stoß darüber, d. i. die Förſte des Einbruchs oder aus dem Einbruche; dann der nächſte Stoß über dieſem, oder die andere Förſte. Ob hierauf die erſte Stroſſe, d. i. die zunächſt unterm Einbruche, zuerſt angegriffen werde, oder vorher noch der oberſte (der Förſtenſtoß), richtet ſich nach den Umſtänden (vergl. die Artikel Ortsſtöße, Ortsſtroſſe, und die Figuren unter Ortsprofil). Es finden hier viele Modificationen ſtatt, deren ſpecielle Erläuterung aber in die ſyſtematiſche Abhandlung der Bergbaukunſt gehören; ſo namentlich die, welche durch die Neigung der Schichten verurſacht werden, ob dieſe dem Häuer zu- oder abfallend, ob rechts oder links aus dem Ort heraus und dieſelbe hineinfallend ꝛc. Iſt das Ort ſo feſt, daß auch mit Bohren und

Digitized by Google

Schießen wenig auszurichten, so braucht man diese Arbeit nur zum Einbruchmachen, und setzt dann Feuer (s. d. Art. Feuersetzen, Brennort, Setzort). (*Plümicke.*)

ORTSBELEGUNG (Bergbau), die Mannschaft, welche in der Arbeit vor einem und demselben Orte schichtenweise abwechselt und sich in das daselbst verdiente Lohn theilt. Diese Abwechselung, oder der Schichten- und Arbeiterwechsel kann alle zwölf Stunden, alle acht Stunden, sechs Stunden, sogar alle vier Stunden erfolgen. Danach Belegung zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ ꝛc. Siehe Schicht und Zwölfstündner. Vor Hauptörtern von Lachter Höhe und darüber, $\frac{1}{2}$ Lachter Weite und mehr, können zwei Mann im Einbruche neben einander zugleich arbeiten, ein dritter beim Nachbringen der Förste, ein vierter, wol auch fünfter, beim Nachbringen der Strosse. Die Belegung eines Orts kann daher in ein oder zwei Mann, aber auch in 15—20 Mann bestehen, je nachdem es von gewöhnlichen Dimensionen oder darunter und nur mit mäßiger Geschwindigkeit fortrücken soll; je nachdem es als Hauptort, Stollnort ꝛc. in größerer Höhe und Weite und mit Beschleunigung zu betreiben ist.

Starke Belegung ist nur dann zweckmäßig, wenn dabei kein Arbeiter von den andern gehindert wird, seine Kräfte und alle Arbeitsvortheile vollständig zu benutzen. Es ist nicht leicht, die einzelnen Arbeiten des Ortsbetriebes darnach zu vertheilen, daß jeder einzelne Mann der Belegung wesentlich zur Beschleunigung des Orts beitrage. Andere Beschleunigungsmittel siehe Doppelort, Gegenort, Prämiengedinge. (*Plümicke.*)

Ortsbestimmung (geographische), s. Breite und Länge.

ORTSBETRIEB, die Art und Weise, Örter mit Vortheile, d. h. mit den geringsten Kosten und zugleich mit dem größten Effecte der Arbeit, also mit der zweckmäßigen Beschleunigung, zu betreiben. Die Kenntniß des Ortsbetriebes ist Sache des Beamten; die der Ortsarbeit Sache des arbeitenden Bergmanns; aber jene setzt diese voraus, wenn sie gründlich, vollständig sein soll. Sie ist ein höchst wichtiger Theil der Kunst des Bergbaues, zu dessen vollständiger Kenntniß die Vereinigung einer Menge sehr verschiedenartiger technischer Erfahrungen, und zugleich geübter praktischer Blick gehört.

Bei der großen Verschiedenheit der Gebirgsarten und Gesteine, bei der Verschiedenheit des Zusammenhalts einer und derselben Gebirgsart an verschiedenen Punkten ihrer Verbreitung, nach den Modificationen ihrer Textur und Structur, nach Verwitterung, Verwachsensein ihrer Bestandtheile und Lagen; Einmengung fremdartiger Theile, Absonderung durch regelmäßige Klüfte (Schichtungsklüfte) zufällige Klüfte ꝛc. muß der Ortsbetrieb selbst sehr verschieden sein. Allgemeine Regeln, die überall gelten, sind folgende:

Das Ort muß 1) in den gehörigen und gleichbleibenden Dimensionen und unter schicklicher Form,
2) gradlinig, wenigstens nicht mit unnöthigen, durch die Verhältnisse nicht gebotenen Krümmungen;
3) mit Beibehaltung des angenommenen Ansteigens seiner Sohle, oder ohne Ansteigen, d. h. ebensöhlig (horizontal) getrieben werden.

Ad 1) Geräumigkeit erleichtert alle Arbeiten, zuerst die der Gewinnung, des Ortsbetriebes selbst, dann die Wegförderung der gewonnenen Erze und Bergmassen, ferner den Wasserabgang, den Zutritt frischer Luft, oder das, was der Bergmann Wasser- und Wetterlosung nennt. Das Ort darf daher nicht enger, nicht niedriger gefaßt werden, als es sich mit der Hanthierung des Arbeiters verträgt, d. i. $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Lachter hoch, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$° weit, sonst kann er seine Kräfte nicht gehörig gebrauchen, und der Ortsbetrieb wird auf die Länge beschwerlich und theuer. Nur bei Such- und Feldörtern auf einem schmalen starkfallenden tauben Gange oder Flötze, bei blos ortsweisem Auffahren richtet sich die Ortshöhe und Weite nach der Mächtigkeit, kann also mit dieser ab- und zunehmen, pflegt auf das Geringste, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$° beschränkt zu werden, weil man auch rascher vorzurücken, und weniger Fördermasse fortschaffen zu müssen, auf dem Gange bleibt, das Hangende und Liegende schont.

Wird aber das Versuchort, Flügelort ꝛc. querschlägig betrieben, soll es auf große Längen, andern Örtern voraus, ins Feld gebracht werden, so muß ihm dennoch ohne Beeinträchtigung durch die Mächtigkeitsabnahme der Lagerstätte, eine größere und gleichbleibende Weite und Höhe ($\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$° Weite, 1 bis $1\frac{1}{2}$° Höhe) gegeben werden. Wasser und Wetterlosung ist der Grund, warum man bei Stölln wenigstens diese, oft noch größern Dimensionen annimmt (s. Stölln). Schickliche Form ist die, bei welcher das Ort, sowol zum Durchfahren der Arbeiter und Beamten, als zur Förderung, zur Wasserabführung, oben, unten, in der Mitte überall den genügenden Raum darbietet, ferner die, bei welcher das Ort am längsten von selbst offen bleibt (am spätesten der Unterstützung bedarf). Insofern die schickliche Ortsform nicht bestimmt wird durch die ersten Zwecke, ergibt sie sich in der Regel von selbst durch die Absonderungsverhältnisse der Gebirgsmassen, durch den Widerstand derselben gegen die Schüsse. Sie ist gewöhnlich parallelogrammatisch, aber auch trapezisch und krummlinig, dieser oder jener Gewölbefigur nahekommend (s. den Art. Ortsprofil).

Ad 2) Gradlinigkeit: Hauptbedingung für leichte Förderung, gute Wasser- und Wetterlosung. Sie ist daher wieder bei Stölln, bei Haupt-, Wasser-, Wetter- und Förstenstrecken eine Hauptsache; abgesehen davon, daß die grade Ortslinie immer die kürzeste, und unter gleichen Umständen am wohlfeilsten zurückzulegen, oder zu durchfahren ist. Örter, die der Lagerstätte folgen sollen, müssen deren Wendungen mitmachen. Werden diese Wendungen zu bedeutend, kann man die Lagerstätte jenseit der Wendung voraus erkundigen, oder ist die Krümmung erst zurückgelegt, so treibt man nicht selten das Ort in grader Fortsetzung seiner frühern Richtung durch Hangendes oder Liegendes durch, erspart so den Umweg, den man machen müßte, oder schneidet den bereits gemachten auf solche Art ab, corrigirt die Ortsli-

Digitized by Google

nie. Soll eine absichtliche Abweichung von der graden Linie stattfinden, so müssen die Gründe dazu höchst bedeutend sein (s. Stölln). Die Mittel zum gradlinigen Forttriebe sind Prahnen, Visirröhre, Spreizen mit Kerben und durch dieselbe ausgespannte Schnuren, unter Umständen selbst der Lampenschatten.

Ad 3) Gleichmäßiges Ansteigen und Beibehaltung der Sohle. Grobe Verstöße dagegen, abwechselndes Ansteigen und Senken der Ortssohle wird in jeder Beziehung hinderlich und fortdauernd hinderlich, zuerst wieder fühlbar beim Wasserabgang und der Förderung. Aber auch kleine Verstöße dürfen bei Örtern von Wichtigkeit, bei solchen, die mehre Zwecke vereinigen, nicht vorkommen.

Es ist möglich, ein Ort ohne Wasser, todsöhlig (s. d. Art.), es ist möglich, ein Ort, dem Wasser zugehen, z. B. einen Stolln, mit höchst geringem Ansteigen (von einem bis zwei Zoll auf 100 Lachter) fortzubringen. Wie die Schwierigkeiten aber zunehmen, jemehr Wasser dem Orte zusitzen, davon abgeleitet werden müssen; warum die Wasserseige eines Orts todsöhlig fortzuführen, zwar nicht unmöglich, aber unnütz, und nur behindernd sein würde; welches Ansteigen der Sohle die Bergordnungen gestatten; Verpflichtungen, welche sie deshalb auflegen, s. d. Art. Stolln, Rösche. Auch ist zu vergleichen, was unter Grabenführung, Gefälle der Gräben und Kanäle gesagt ist.

Am leichtesten wird gefehlt durch ein zwar allmäliges oder gleichbleibendes, aber unnöthig starkes Ansteigen der Ortssohle (s. d. Art.), dort auch die Mittel durch Beibehaltung eines gewissen Wasserstandes richtige Sohle zu halten, und auf andere Weise ohne Wasser, gleichförmiges Ansteigen zu beobachten. Dies Letzte ist bei Förderstrecken, auf denen eine schwunghafte, möglichst effectvolle Förderung geben soll, wesentlich.

Man kann nach eins, zwei und drei oder darnach, wie diesen Foderungen genügt ist, den Standpunkt der bergmännischen Technik, auf einer Grube, einem Revier und namentlich bei einem Stollnbetriebe beurtheilen, wenn man nicht vergißt, in Abzug zu bringen, daß höchst unregelmäßige, in ihrer Lagerung oft gestörte Lagerstätten allerdings nicht gestatten, jene Regeln bei jedem einzelnen Orte zu befolgen. Am wenigsten geht dies an bei Nebenversuchörtern, bei Feldörtern, bei bloßen Verbindungsstrecken, auf der Lagerstätte betrieben, wo der Kostenpunkt immer eine Hauptsache zu sein pflegt; es kann aber auch bei solchen Örtern am ersten eine kleine Abweichung geduldet werden, wenn nur der beschränkte Zweck derselben erreicht wird. Bei Örtern von Bedeutung muß auf Befolgung der Regeln streng gehalten und theilweise Abweichungen müssen durch die wichtigsten Gründe gerechtfertigt werden.

Die Kosten des Ortsbetriebes pro Lachter der aufgefahrnen Längen müssen nach dem Obigen höchst verschieden sein. Bei gleichem Gestein und gleicher Festigkeit desselben werden die Dimensionen des Orts oder das Gesteinsvolumen, welches in einem Lachter Ortslänge enthalten ist; sodann die Zimmerung, welche dieses Ort verlangt; weiter die Wasserbehinderung, die Förderlänge (wonach die Kosten der Wegschaffung des Gewonnenen sich richten); auch die Fördermethode; werden zufällige Vortheile, wie z. B. der Arbeit förderliche, hinderliche Klüfte oder Ablosungen, ja selbst die Wetter großen Einfluß äußern.

Es gibt Örter, die mit 16 Gr. (20 Sgr.) pro Lachter incl. Vorrichtung und Einbau der Zimmerung bezahlt, die in jeder Schicht ein Lachter fortgebracht werden, z. B. in Braunkohle. Es gibt Örter von gewöhnlichen Dimensionen, aber in sehr festem Gesteine, wo das Lachter mit 80 bis 100 Thaler bezahlt wird (so in manchem Granit, Grünstein und andern Hornblendgesteinen; im quarzigen Sandstein und Conglomerat) und das Ort etwa einen Zoll und kaum soviel im Durchschnitt pro Schicht vorrücken kann. Wie es mit diesem und dem Vorrücken des Orts überhaupt gemeint ist, vergl. die Figuren zu dem Artikel Ortsprofil. (*Plümicke.*)

ORTSCHEID (Bergbau). Am Pferdegöpel, eins von den beiden an der Wage hängenden Hölzern (von circa 30″ Länge, 2 Zoll Stärke) woran jedes von beiden Pferden mit den beiden Zugsträngen gespannt wird. An den Fuhrmannswagen wird es auch Segel, Segelscheid, Wagscheid genannt. (*Plümicke.*)

ORTSCHICK, ORTSCHICKS (Bergbau), adverbialiter vom Zusammenkommen, Übersetzen der Klüfte und Gänge unter schiefen Winkeln. Vergleiche Orten (s. d.), sich örtern, scharen, sich zuscharen, zusammenscharen. Klüfte setzen ortschicks über, scharen ortschicks zu: solche, die mit dem Gang ein schiefwinkeliges Kreuz, Andreaskreuz, bilden. — Der wenig mehr gewöhnliche Ausdruck bezeichnet also ein Zusammenkommen unter etwa 30, 60 oder 120 Graden. (*Plümicke.*)

ORTSCHICKIG (Bergbau), adjectiv 1) in derselben Bedeutung. 2) Schneidig, gebrech. Ortschickig heißt das Gestein, welches die Örter (die scharfen Ecken, Schneiden) der Werkzeuge annimmt. Siehe Ort in erster Bedeutung. (*Plümicke.*)

ORTSCHIEF (Bergbau), soviel wie Ortschicks. (*Plümicke.*)

Ortschuck, s. Ruschtschuck.

ORTSFÖRSTE, auch Firste, Fürste (Bergbau), Förste, von Forst, oberster Theil, z. B. eines Hauses, ist wahrscheinlich das Richtige. — Die obere Begrenzungsfläche des ganzen Ortraumes, die der Sohle (s. d. Art.) gegenüber und parallel sich erstreckt. Diese Fläche ist häufig gebogen, wölbungsähnlich. So im festen Gestein ohne Klüfte, im compacten Gebirge; sie ist grade, wenn Schichtungs- oder auch zufällige Klüfte eine grade Fläche ergeben; siehe Ortsprofil. Das Ort ist an der Förste gewöhnlich schmäler als unten auf der Sohle (zuweilen nur ¼, ⅓ soweit), entweder weil die Schüsse hier weniger freie Wirkung haben (mehr im Gezwänge sitzen) als die zunächst über dem Einbruch in der Ortsmitte ꝛc., oder weil man an Raum, an Gewinnungs- und Förderkosten ersparen will; denn in und zunächst an der Förste bedarf es nur der Weite für Kopf und Schultern des Durchfahrenden. Ortsförste bedeutet

Digitized by Google

aber auch den obersten Stoß von 5, 6, 8 Zoll Stärke, durch dessen Hereintreiben, Hereinschießen, die richtige Ortshöhe hergestellt wird. Dieser Stoß ist in der Regel einer der schwächsten, und man läßt ihn, wenn das Ort hoch genug ist, 1, 2, 3 Lchtr. zurück, ehe man an das Nachschießen geht; um der Schwere in der von Unten entblößten Gesteinmasse Zeit zu lassen, auf Trennung derselben vom Ganzen zu wirken, der Pulverkraft beim Sprengen zu Hilfe zu kommen. Zum Unterschiede von dieser nennt man die Ortsförste im erstern Sinn auch: *seigern Förste*, und sagt: der Förstenstoß macht (beim Wegnehmen) seigere Förste. Vergl. die Figuren zu dem Art. Ortsprofil. (*Plümicke.*)

Ortsgedächtniss, s. Gedächtniss.

ORTSGETRIEBE (Bergbau). Das Ganze der Abtreibezimmerung vor einem Orte, mit deren Hilfe dasselbe nicht blos offen erhalten, sondern auch im rolligen, druckhaften, laufenden Gebirge fortgebracht wird (s. **Abtreibezimmerung**). Dazu gehören Förstenpfähle, Seitenpfähle; wenn das Gebirge laufend, schwimmend: auch Zumachenbreter (vergl. Ortzumachen unter Ort), ferner Thürstöcke mit Kappen, sowol Ansteckthürstücke als Hilfthürstücke und Einwechsler, und mancherlei Spreizen, Bolzen, Pfändekeile ꝛc. Die Hauptaufgabe dabei ist: alle diese Pfähle im steten Aneinanderschlusse fortzutreiben, das Ort damit in Förste und an beiden Stößen zu umschließen. Dies heißt: *das Ort abtreiben*. Die Länge der zugleich angesteckten und mit einander abgetriebenen Pfähle gibt die *Länge eines Getriebes*, d. i. die Ortslänge, welche in einem Getriebe enthalten ist, davon ausgemessen wird. Die Arbeit ist mitunter höchst schwierig. Ungleicher Widerstand des Gebirges, gegen welches die Pfähle abgetrieben werden müssen, einzelne feste Wände, die nicht weichen wollen; im zertrümmerten Gebirge und im schwimmenden, der oft furchtbare Druck gegen das ganze Ort, wie gegen einzelne Pfähle (er ist pro Quadratfuß zuweilen auf einige tausend Pfund zu berechnen), der im schwimmenden Gebirge das Hereinquellen desselben durch jede auch die kleinste Fuge verursacht (vergl. Ortsbetrieb), hemmen die Arbeit ungemein. Brechen, Splittern, Platzen einzelner Pfähle, selbst der Thürstöcke und Kappen, Ausweichen der Thürstockgesätze nach einer Seite, oder gegen die Ortssohle hinein, sind gewöhnliche Erscheinungen, und es bedarf oft der ganzen Kunst und Wachsamkeit des geübten Bergmannes, um das Zubruchegehen des Orts selbst zu verhüten. Diese Arbeit kommt kaum anders, als vor Stollnörtern vor, die an ihr Ziel unter allen Umständen gebracht werden müssen. (Vergl. Stollngetriebe, wo auch die hierher gehörige Zeichnung gegeben werden wird.) (*Plümicke.*)

Ortsgulden, s. Ort.

ORTSPROFIL (Bergbau). Der Umriß, die Form eines Orts gewöhnlich im Querschnitte, rechtwinkelig auf die Länge des Orts; oder auch parallel damit. — Im Nachfolgenden ist von dieser Ortsform ohne Rücksicht auf Ortszimmerung, blos im Gesteine, Gebirge selbst die Rede.

Dies Profil richtet sich 1) natürlich *nach den Dimensionen* (Länge, Höhe, Weite), die für das Ort vielleicht aus andern Gründen festgestellt wurden. 2) *nach der Lagerstätte*, 3) *nach der Gesteinsfestigkeit und den Klüften*.

Wegen 1) ist keine Erläuterung nöthig. Soll und muß es sein, so kann das Ort in jeder Figur gefaßt, fortgetrieben werden. Man wählt aber die Form, oder läßt sie entstehen nach den Bedingungen unter 2 und 3, wenn es, wie gewöhnlich, nur darauf ankommt, daß das Ort gehörige Höhe und Weite habe.

Geht das Ort auf der Lagerstätte fort, ist deren Mächtigkeit nicht größer als die nothwendige oder schickliche Weite des Orts, so richtet sich das Ortsprofil *nach dem Hangenden und Liegenden*. Die Sohle des Orts erscheint im Profile meist als eine horizontale, oder fast horizontale Linie. Hangendes und Liegendes bilden die Stöße, die also parallel sind. Fig. A. Die Firste wird gewöhnlich etwas gewölbt zugeführt, weil sie so haltbarer ist. Horizontale Klüfte, geringe Neigung der Schichten geben indeß auch geradflächige Försten mit scharfen Winkeln.

Fällt die Lagerstätte seiger, so ist das Querprofil des Orts völlig ein *Rektangel*, wenn die Förste geradflächig ist; oder weicht nur wenig davon ab. *Paralleltrapez* oder wenig anders bei merklicher Schichten-Neigung, bei starkem Fallen. Fig. B.

Ist die Lagerstätte so mächtig, daß das Ort nur mit einem seiner Stöße (Seiten) das Hangende, oder auch das Liegende berührt, so wird der andere Stoß seiger. Fig. C.

Geht das Ort in der Mitte der Lagerstätte fort, so werden die Stöße lothrecht, oder gegen die gewölbte Firste wenig zusammengeneigt. Fig. D. E.

Ist die Lagerstätte sehr schmal, und dabei so merklich fallend, daß die Fördergefäße am Hangenden anstoßen würden, so wird aus dem Liegenden der ihretwegen nöthige Raum ausgebrochen. Dies geschieht auch, wo die Stellung des Fahrenden zu sehr nach einer Seite geneigt sein müßte. Fig. F.

Ist der Gang, das Flötz sehr schmal und gebrech, hat man Ursach, das Hangende zu schonen, und zur Herstellung des passenden Ortsprofils in das Liegende zu greifen, wie auf dem Kupferschieferflötze, so erhält bei 40—50 Grad Fallen der Lagerstätte das Ort ein Querprofil wie Fig. G.

Geht das Ort bei sanfterm Fallen der Lagerstätte auf einem festen Liegenden fort, so wird das Profil einem Paralleltrapez, dessen nicht parallele Seiten gebogen sind, ähnlich. Der höchste Stoß ist am merklichsten gebogen, der tiefe weicht am wenigsten von der lothrechten ab. Braucht man eine besondere Wasserseige, ist das Liegende dazu wegen Dichtheit des Gesteins geeignet, so ritzt man in demselben auf ¼ — ½ Lachter Tiefe aus.

Das Ortsprofil erscheint dann wie aus zwei Paralleltrapezen zusammengesetzt. Fig. I.

Bei querschlägigen Örtern, deren Richtung quer

Digitized by Google

oder ziemlich rechtwinkelig, gegen das Streichen der Gestein- ꝛc. Gebirgsschichten, ist das Ortsprofil größtentheils von dem Einbruch abhängig. Am Einbruche pflegt es am weitesten zu sein, wird von diesem gegen die Sohle hin merklich enger, und die Stöße krümmen sich Fig. K. Die Gestalt wird im festen Gestein, ohne Querklöfte elliptisch, Fig. L., wenn der Einbruch in der Ortsmitte genommen wird; der halben Ellipse Fig. M. selbst der Parabel ähnlich Fig. N.; wenn er auf der Sohle genommen wurde. Wäre die für den Einbruch geeignete Gesteinlage oben, so ist das Profil fast das Umgekehrte vorige. Dieser Fall kommt vor bei dem querschlägigen Anfahren eines Kohlenflötzes, auch des Kupferschieferflötzes, in der Richtung aus dem Liegenden gegen das Hangende; wo man das mildere Flötz zuerst in der Ortsförste anfährt, und auf ihm Einbruch macht; das feste Liegende stoßweis nachschießt Fig. O. P.

Nach Förste und Sohle zieht sich das Ort (den Einbruch in oder gegen die Mitte gedacht) von selbst zusammen, weil die Schüsse, je weiter sie sich von dem Einbruche entfernen, immer weniger Flucht, immer mehr Widerstand von dem Gesteine haben. Ebenso wölbt sich die Förste von selbst, wenn der Schuß nicht an einer hier befindlichen geradflächigen Kluft abwirft. Das Längenprofil des im Vorrücken begriffenen Ortes fällt ebenfalls sehr verschieden aus. Der Einbruch ist auch hier bedingend, da die Tiefe, in welcher er vorausgehalten werden kann, die Art der Nachbringung von Ortsförste und Sohle ihn bestimmt; das Längenprofil ändert sich indeß fast in jeder Schicht etwas, weil außer dem Einbruch ein Theil des Orts, über oder unter dem Einbruche nachgebracht wird, und das zuerst entworfene Profil kann erst nach einer gewissen Anzahl von Schichten ungefähr als das Nämliche sich wieder gestalten.

Bei dem Ortsbetriebe mit Schlägel- und Eisenarbeit allein war dieser Wechsel des Längenprofils fast regelmäßig; er ist es weit weniger bei der Bohr- und Schießarbeit, bei welcher die kleinste Veränderung des Gesteins und seiner Klüfte eine Änderung in dem Ansetzen und Richten der Bohrlöcher hervorbringt, die auf das Ortsprofil Einfluß haben muß. Im Allgemeinen wird das Ortsprofil eine der diesem Artikel beigegebenen Figuren oder doch eine ähnliche zeigen.

Vor dem einen Orte Fig. Q. wird in oder gegen die Ortsmitte eingebrochen; vor dem Fig. R. gegen die Sohle; vor dem Fig. S. in der Nähe der Förste.

Was in den Figuren T, U, V mit I (I a oder b) bezeichnet, ist der Einbruch, sowol der erste Anfang, als seine Fortsetzung; II a b ist das, was zur Ortsförste, III was zur Ortssohle und deren Nachbringung gehört. Die durch Striche und dunklere oder hellere Färbung markirten Abtheilungen zeigen an, wie jeder dieser Theile der Ortsfläche vorrückt, und die Schraffirung deutet die mittlere Neigung der Bohrlöcher an. In der ganzen Zeit, während welcher das Ort im Betriebe erhalten wird, braucht nie der erste seigere Ortsstoß, wie er zu Anfange des Ortbetriebes hier gedacht und vorgestellt wird, gemacht zu werden. Ortsstrossen und Förste sind daher niemals bis zur seigern Stoßfläche nachgebracht, sondern immer etwas zurück; der Einbruch immer etwas voraus, wie dies in den Figuren durch den punktirten Einbruch angedeutet ist. Wie ein Hauptort, dem ein Einbruch in Sitzortshöhe, zunächst an der Förste vorausgehalten wird, im Längenprofil aussehen kann, zeigt Fig. S. Die zweite oder untere Ortshälfte wird hier strossenweis nachgebracht, zwei Strossen, z. B. 1, 2, sind, oder können einer besondern Kameradschaft in das Gedinge gegeben sein, ebenso die dritte, und wenn auch eine vierte vorhanden ist, auch die vierte, sodaß die zwei Ortsstrossenhäuer-Kameradschaften einander ebenso wenig, als beide der dritten oder Einbruch-Kameradschaft in den Weg kommen.

Ähnlich, nur umgekehrt, ist es in Fig R. wo einem Hauptorte von großen Dimensionen ein Sitzort zunächst an der Sohle vorausgetrieben wird. Die Förste kann hier in 3—4 Stößen (der 4. liegt außerhalb der Zeichnung) an eine andere Kameradschaft verdingt werden.

Es wird hier ebenso nöthig sein, die ansteigende Sitzortssohle zuweilen berichtigend nachzuholen, wie bei S die herabkommende Ortsförste.

Wird ein Sitzort, oder Einbruch in halber Ortshöhe in der Mitte des Hauptorts vorausgehalten, so ist das Längenprofil ungefähr, wie Figur Q.

Ist das Ort nur 1° hoch, oder wenig mehr, so lohnt es einer Veranstaltung, wie bei Q. R. S, um so weniger, je fester, zäher das Gestein. Denn dann ist es Hauptsache, zu dem Einbruch immer guten Raum zu haben, er kann da nicht tief vorausgehalten, Förste und Sohle nur wenig, kaum $\frac{1}{4} - \frac{1}{2}$° zurückgelassen werden. (*Plümicke.*)

ORTSPULEN, die ersten oder äußersten Federn in den Flügeln der Gänse. (*Karmarsch.*)

Ortssinn, s. Gedächtniss.

ORTSOHLE (Bergbau), die Unterfläche des Orts, welche der Förste entgegengesetzt, dieser aber parallel ist. Die Ortssohle muß 1) richtig sein. Bei jedem Ortsbetriebe von einiger Bedeutung kommt viel, zuweilen Alles, auf richtige Sohle an. Das Hauptmittel, diese beizubehalten, ist die Ausspiegelung der Wasser; es muß nämlich der gegebene oder einmal stattfindende Wasserstand über jedem Punkte der Sohle des weiter erlängten Orts stets derselbe sein. Ist daher die Sohlenstrosse, d. i. die tiefste unterste Abtheilung der Ortsstrosse, herausgebauen oder nachgebracht, so überzeugt man sich vom Richtighalten der Sohle dadurch, daß man durch den Haupt- und Ortdamm die vorher abgedämmten Wasser hindurch treten läßt (vergl. Ortdamm). Soweit die Sohle nun wirklich richtig ist, werden die Wasser ebenso hoch stehen, wie sie vorher allein vor dem Damme standen. Zuweilen besonders, wenn der Zudrang der Wasser aus den Gesteinklüften vor Ort, und in der Strosse zu stark, muß nachgeholfen, das zur richtigen Sohle Fehlende noch herausgestuft, herausgebrunnt werden. Aufmerksame Arbeiter indessen wissen dies zu vermeiden, durch stete Beobachtung des Wasserstandes von drei, vier bis sechs Zoll Höhe zwischen Haupt- und Ortdamm. Das Nachwägen

Digitized by Google

mit dem Gradbogen dient dazu, sich völlige Gewißheit zu verschaffen. Es geschieht nur in großen Zeitabschnitten (von viertel, halben, ganzen Jahren) und dann wird an der, dem Orte nächsten, richtig befundenen Stelle ein Zeichen in einen Ortstoße gehauen, und bemerkt, wie viel Zoll unter diesem Zeichen die richtige Sohle anstehe. Dies Zeichen dient zum Anhalten, wenn von dem weiter erlängten Orte wiederum die Sohle nachzuwägen ist.

Die Sohle eines wasserführenden Orts muß ferner eben und ganz sein, nicht unterhauen, unterwirkt. Eben, weil abwechselnde Erhöhungen oder Buckel ein Stauen der abgehenden Wassee, und damit an den Stellen, wo die Sohle zwischen ihnen richtig wäre, einen unnöthig höhern, der Arbeit stets hinderlichen Wasserstand verursachen würden, weil Vertiefungen sich mit nutzlosen Schlämmen füllen. Zum gleichförmigen Waserabgang gehört gleichförmige ebene Sohle, um so mehr, je mehr das Ort sich nach der Sohle zu verengt, in einen bloßen Ritz ausläuft.

Ganze, d. h. nicht zerrissene, nicht angeschreckte, nicht zerklüftete Sohle, bedürfen vorzüglich die wasserführenden Örter, welche nicht die tiefsten des dermaligen Grubenbaues sind, unter denen sich noch tiefere Sohlen oder Baue befinden, oder noch angelegt werden sollen. Daher alle Stölln, wenn Tiefbaue (Baue unter ihnen) stattfinden; alle Gezeugstrecken und Wasserörter. Es darf daher auf den untersten Strossen des Orts, zumal auf der eigentlichen Sohlenstrosse zuweilen gar nicht, oder doch und mit großer Vorsicht geschossen werden. Im letzten Falle kommt es darauf an, die Löcher so zu bohren und zu besetzen, daß sie nicht mehr, als das Vorgegebene und zwar scharf abwerfen, das ganze Gestein nicht anschrecken, dessen Klüfte nicht öffnen. Sonst würde dies Ort die Wasser nicht behalten, wenn ein tieferes sich ihm näherte, oder darunter durchginge. (Vergl. Sohle, Stollnsohle.) Führt das Ort keine Wasser, so muß die Richtigkeit der Sohle, sie sei ebensöhlig, oder unter gewissen Graden ansteigend, bei jedem Söhligbauen mit Setzwage und Richtscheid untersucht werden. Die Nachwägung durch den Markscheider geschieht, wie im ersten Falle. (*Plümicke.*)

ORTSTANGE (Kunstwesen beim Bergbaue), eine eiserne Stange, an jedem Ende mit angeschweißten Krückeneisen, zum beweglichen Anschlusse mittels Backeneisen (vergl. Zeichnung). Bei Kunstgezeugen nach der von Joseph von Bader zuerst angegebenen Einrichtung verbindet sie die stehende Schwinge (auch Bruchschwinge, wiewol uneigentlich so genannt), an welcher die Korbstange angeschlossen ist, mit dem Kunstkreuze. Die Zeichnung ergibt, wie durch diese Ortstange der Hub der Satzkolben verändert (verstellt) werden kann. Die stehende Schwinge nämlich muß immer der Korbstangen Bewegung folgen, und die Ortstange dient zur Übertragung dieser Bewegung auf das Kunstkreuz. Ihre Lage muß im halben Hube genau horizontal, in jeder andern Stellung fast horizontal sein. Wird nun die Ortstange an der Schwinge fortgerückt, oder in einer der tiefer liegenden Pfannenöffnungen angeschlossen, so muß sie auch am Kreuz und zwar ebenso viel herabgerückt werden. Die Hebellänge an der Schwinge ist also kürzer, am Kreuze länger, als vorher, und da die Ortstange nunmehr an der Schwinge einen kleinern Bogen, als vorhin, zu beschreiben hat, so ist dasselbe auch am Kreuze der Fall. Der Hub in den Sätzen ist also geringer. So kann der Hub bei einem dergestalt eingerichteten Kunstgezeuge auf den eislebisch-mansfeldischen Bergrevieren von 54 Zoll bis zu 24 Zoll vermindert, abwechselnd auch wieder bis zu 54 vermehrt werden, je nachdem die knappen oder reichlichen Aufschlagewasser dies rathsam machen. Jede einzelne Pfannenöffnung an der Schwinge gibt einen um sechs Zoll vermehrten oder verminderten Hub in den Sätzen dieses Kunstgezeuges. (*Plümicke.*)

ORTSTEG (Bergbau). Die Stege des Tragewerks in Örtern, in Strecken, auf denen die Tragewerksbohlen der Länge nach mit der Stirn aneinander zu liegen kommen, auf denen also ein Wechsel der Bohlen stattfindet. Sie sind darum, weil jede Tragewerksbohle zur sichern Auflage an ihrem Ende wenigstens zwei Zoll Fläche bedarf, mindestens vier, aber auch fünf, sechs Zoll oben breit und fast ebenso stark, immer breiter und stärker, als die Mittelstiege, durch welche jede Bohlenlänge in oder gegen die Mitte ein bis zweimal unterstützt wird. (S. die Art. Steg und Tragewerk und die hierher gehörige Figur.) Der Name kommt daher, weil das Tragewerk dem vorausgehenden Orte nicht eher nachgelegt (nachgezogen) wird, als bis das Ort soviel fortgerückt ist, daß ein neuer Ortsteg 1—1½° vom Orte rückwärts geschlagen werden kann. (*Plümicke.*)

Ortsthaler, s. Ort.

ORTSTIRN (Bergbau), soviel wie Ortstoß. Das Wort entstand wol daher, daß beim Einbrechen, Arbeiten von Ort der Bergmann diesem die Stirn entgegenwendet. (*Plümicke.*)

ORTSTOCK. Der Korbmacher nennt Ortstöcke die starken hölzernen Stäbe, welche an den Ecken der viereckigen Körbe eingesetzt werden, um dem Geflechte die gehörige Festigkeit zu geben. (*Karmarsch.*)

ORTSTOCK (Bergbau), soviel wie Ortpflock. (*Plümicke.*)

ORTSTOSS (Minirkunst), ist die dem Minirer senkrecht (seiger) entgegenstehende Wand, in die er sich hineinarbeiten will; auch Ortgang genannt. Aus dem Ortstoße nimmt er den Neubruch (Reinbruch) oder das erste Tagwerk, d. h. er haut eine Vertiefung, nach Maßgabe der Festigkeit des Gesteins von 3—12 Zoll aus, in der Höhe, die der Gang haben soll, und zwar so, daß der dadurch entstehende neue Ortstoß sich bildet, von dem aus er im zweiten Tagwerk die Firste aus dem Steinbruche nimmt und dann im dritten mit dem Söhligbauen vorgeht. Er arbeitet dabei entweder über das Eisen, unter das Eisen, vor der Hand oder hinter der Hand. (*Benecken.*)

ORTSTOSS (Bergbau), das Ende eines Orts in der Richtung, nach welcher dasselbe erlängt wird. In den Ortstoß muß eingebrochen werden, wenn das Ort

Digitized by Google

erlängt werden soll (s. Ort in zweiter Bedeutung). Ortsstoß, im Gegensatze von Seitenstoß, d. i. der beiden Flächen, welche das Ort links und rechts begrenzen. Wenn man schlechthin von den Stößen des Ortes spricht, so sind immer die Seitenstöße gemeint. (*Plümicke.*)

ORTSTROSSE (Bergwesen), der Theil des Orts unterm Einbruche; dieser der Einbruch ist das Bestimmende für die Höhe der Ortsstrosse im Ganzen. Ist für den Einbruch keine andere milde oder zerklüftete Lage vorhanden, als in der obern Ortshälfte, oder nahe an der Förste, so nimmt die Ortsstrosse die halbe Ortshöhe, auch wol mehr ein. (Vergl. die Figuren zu dem Art. Ortsprofil.) Die Strossenarbeit im Allgemeinen, also auch vor Ort, geschieht meist von Oben nieder. (S. Strosse.) Die Ortstrosse wird gern wenigstens 1°, lieber 2—3 Lchtr. zurückgelassen, wenn die Höhe des ganzen Orts und die sonstigen Verhältnisse es gestatten, damit sie von besondern Arbeitern nachgebracht, der Einbruch und der Forttrieb der obern Ortshälfte für sich fortgehen können. Wie das Ort selbst, so theilt man auch diese Strossen in zwei, drei und noch mehre Stöße (vergl. Ortsarbeit, Ortsbetrieb); dies muß geschehen, wenn die Schichtung oder Abtheilung der Gebirgsmasse darauf hinweist. Ist die ganze Strosse hoch genug, so werden die einzelnen Stöße, oder wenigstens je zwei derselben von den nächsten zwei Stößen ebenso entfernt gehalten, wie der dem Orte nächste oberste Strossenstoß vom Orte selbst zurücksteht. Dies Verfahren gestattet auf jedem Stoße, oder wenigstens auf je zwei derselben (wenn sie niedrig, nur 8—10″ hoch sind) einen besondern Arbeiter anzulegen, ohne daß diese Arbeiter einander, oder den Einbruch machenden Ortshäuern hinderlich sind; es gestattet also das Ort, insofern dies vom Nachbringen hoher Strossen abhängt, der Einbruch rasch genug vorrückt, zu beschleunigen. (Vergl. die Figuren Q, R, S zu dem Art. Ortsprofil.) Wird das Ort mit einem gewissen Wasserstand über der Sohle fortgetrieben, z. B. Stölln, Gezeugstrecken und viele andere Örter, so bedarf man der Dämme (s. Ortdamm) zur Abhaltung dieser Wasser beim Herausbauen, Nachreißen der unter den Wasserspiegel reichenden Stöße. Dadurch wird, bei nothwendig hohem Wasserstande, wie vor Hauptstölln, schiffbaren Stölln ꝛc., oder wenn dem Orte, den Strossen sehr viele Wasser aus dem Gesteine zugehen, die Arbeit beschwerlich, namentlich wegen des Trockenmachens der wegzuschießenden Löcher, und man verliert leicht etwas Sohle, durch zu merkliches Ansteigen derselben. Der letzte, am weitesten zurückbleibende unterste Strossenstoß, die Sohlenstrosse genannt (s. Ortsohle), pflegt der schwächste zu sein. Mit seiner Herausnahme muß die richtige Ortsohle hergestellt werden. Dazu bedarf es geschickter und aufmerksamer Arbeiter; denn Fehler dagegen werden um so nachtheiliger sein, je wichtiger das Ort selbst und die Beobachtung richtiger Sohle ist. (*Plümicke.*)

Ortsweise, s. Ortweise.

ORTSZWITTER, ÖRTERZWITTER (Bergbau), heißen auf dem attenberger Zinnbergbaue die Zwitter, welche auf dem Stolln vor Ort gewonnen werden; im Gegensatze zu denen, welche durch das Ausbrennen der Weitungen beim Stockwerksbaue fallen. (*Plümicke.*)

ORTULFO oder ORTULPHO?, Bildhauer oder vielmehr Bildschnitzer des 14. Jahrh., welcher zu Görlitz in der Oberlausitz 1385 in der Dreifaltigkeitskirche das schöne Chor oder die Stellen der Mönche mit sehr reicher durchbrochener Arbeit in Eichenholz schnitzte und mit herrlichen Verzierungen von Vögeln, Blumen und Früchten schmückte. Ebenso ist die alte Orgelverzierung schon früher im Jahr 1382 von ihm vollendet worden. (*Frenzel.*)

ORTUNG, ÖRTUNG (Bergbau), im Grunde synonym mit Ort, soweit dies das Ende einer Strecke, eines streckenähnlichen Grubenraumes bedeutet; nur daß Ortung mehr ein Kunstwort des Markscheiders ist, und als solches den Endpunkt eines Orts im geometrischen Sinne bedeutet. Insofern nun von der markscheiderischen Angabe, unter welchem Punkte der Tagesoberfläche, unter welchem Punkte eines Grubenbaues irgend ein (tieferes) Ort oder ein Punkt desselben befindlich sei, die Rede ist, bezeichnet Ortung auch im Allgemeinen jeden solchergestalt zu bestimmenden Punkt der Grubenbaue, nicht allein das Ende eines wahren Orts. Ortung also der durch markscheiderische Messungen über Tage, oder auch in einem gewissen Grubenbau aufgefundene Punkt, der mit einem andern in der Grube gegebenen Punkte übereinstimmt, gegen ihn eine gewisse, genau erforschte Lage hat, mit ihm in einerlei seigerer Linie liegt. Ein solcher Punkt, ist er abgezogen und zugelegt, d. h. auf die Projectionsebene der Tagesoberfläche, oder eines andern Grubenbaues gebracht, wird mit einer Stufe, d. i. einem Markscheidezeichen, in den Stoß eingehauen, markirt. — Ortung oder Ort abpfählen, abpflöcken, abstecken, den Ortspunkt, die Ortung in der verlangten Projectionsebene mit einem eingeschlagenen Pfahle, Pflocke, Stecken oder Stock bezeichnen. Dies ist der Ortspfahl, Ortspflock, Ortsstock. Ort abziehen, heißt mit Hilfe der Markscheideinstrumente den Zug, die Messung verrichten, aus deren Resultate die Ortung angegeben werden kann. Im Allgemeinen auch: das Ort nach Länge ꝛc. und Winkeln messen, um es zu Risse zu bringen. Die Operation des Abziehens gibt nämlich alle, oder doch die nöthigsten Data, die zur Verzeichnung, Projection des abgezogenen Orts in jeder beliebigen Projectionsebene erfoderlich sind. Ortung angeben, ist der allgemeine Ausdruck für diese Bestimmung, Projection eines Ortspunktes. Die Angabe der Ortung zu Tage erfolgt also: 1) Der Markscheider fängt seinen Zug mit Compaß und Gradbogen ꝛc. an dem gegebenen oder angenommenen Ortspunkte in der Grube an, mißt jede Schnur und observirt jeden Winkel, bis an den nächsten Tageschacht, d. h. das Ort wird bis an den nächsten Tageschacht abgezogen der Grubenzug verrichtet. Ist dies ein seigerer Schacht, so wird 2) von der Hängebank desselben ein Loth bis zur Sohle des Ortes am Schacht, in welchem der erste Zug verrichtet wurde, hereingelassen. Wo dieses Loth die Ortssohle trifft, oder an der Lothlinie selbst, senkrecht über dem Lothe, da ist der Endpunkt des Gruben- oder Ortzuges

Digitized by Google

gegeben. Wäre der Schacht nicht seiger, sondern flach, donlägig, sodaß der ganze Schacht vom Tage nieder nicht abgelothet werden könnte, so muß der erste Zug dergestalt fortgesetzt werden, daß man von der Ortssohle an oder unterm Schacht, in diesem in die Höhe zieht, bis an einen Punkt, auf welchem sich von der Hängebank nieder ein Loth fällen läßt. Durch das Verfahren unter 2 wird der Endpunkt des Grubenzuges zu Tage gebracht, d. h. der Anhaltpunkt am Tage (an der Hängebank des Schachtes oder darüber) gegeben, der sich lothrecht über dem Endpunkte des Grubenzuges befindet. Jetzt ist die Aufgabe zu lösen, von diesem Anhaltspunkte aus am Tage den Punkt zu bestimmen, welcher in seigerer Linie über dem Ortspunkt in der Grube befindlich ist. Dies kann geschehen: 1) mit gepaarten Zügen (siehe Paaren). Geschieht kaum noch irgendwo, aus dort angegebenen Gründen. 2) Wenn der Zug in der Grube gehöeig berechnet (nach Sohlen und Seigerteufen) und darnach söhlig zugelegt, in Grundriß gebracht ist; oder wenn nach Streichsinus und Cosinus die Lage des Ortspunktes gegen eine Mittagslinie durch den Anhaltspunkt überm Schachte gezogen, genau bestimmt ist, so läßt sich die Länge der Linie und deren Compaßwinkel auf der Zeichnung angeben, welche von dem Anhaltspunkt über Tage aus, söhlig abgemessen werden müßte, um über den Ortspunkt zu gelangen. Dies Verfahren setzt aber voraus, daß über Tage nach der Gegend, wohin sich das Ort erstreckt, eine horizontale oder fast horizontale Fläche, oder eine ganz gleichförmige ansteigende, abfallende Fläche, auf welche jene söhlige Ortslinie leicht zu reduciren, vorhanden sei. Ist das, wie gewöhnlich nicht der Fall, so unterbleibt diese Lösung und man gibt die Ortung an; 3) Durch einen Tagezug mit verlornen Schnüren vom Anhaltspunkt über dem Schacht aus. Man zieht nämlich von diesem Punkt aus nach der Weltgegend, nach welcher das Ort vom Schachte aus getrieben ist, mit willkürlichen Schnüren und Winkeln fort, bis an einen Punkt, eine Gegend, wo man vermuthet, daß das Ort anstehen möchte. Hier schlägt man einen Pfahl oder Pflock, den verlornen Ortspfahl, und endigt einstweilen auf diesem den Tagezug. Dieser Zug wird nun vom Markscheider in seiner Wohnung berechnet und zugelegt, auf demselben Papiere, worauf der Grubenzug zugelegt ward. (Vergl. Figur hierzu.) Der verlorne Ortspfahl, als der Endpunkt der Tagezugszulage, zeigt nun, wie viel man in jener Vermuthung, den Ortspunkt über Tage erreicht zu haben, irrte, und das Verfahren ist gleich dem, in der Arithmetik bekannten, von einem angenommenen, aber wahrscheinlich falschen Resultat aus das richtige zu finden.

Auf der Zulage (dem Risse) bestimmt der Markscheider nun, indem er an die Linie, die zwischen dem Ortspunkt auf der Zeichnung, und dem Punkte des verlornen Ortspfahles auf derselben Zeichnung gedacht und gezogen wird, den Compaß anlegt, in welcher Stunde, und durch Abmessen dieser Linien, auf welche Länge von dem wirklichen Ortspfahl (auf der Grube selbst) vorwärts, rückwärts, seitwärts gezogen werden müsse, um den richtigen Ortspunkt zu erreichen. Dies wird verrichtet und am Ende dieser Linie oder Schnur der sichere, richtige Ortspfahl eingeschlagen, zu dessen Auffindung der verlorne diente. Dies ist das fast allgemein geübte Verfahren, die Ortung an den Tag zu bringen.

Soll ein Punkt über Tage in die Grube gefällt werden, so ist das Verfahren dasselbe, nur in umgekehrter Ordnung. Die letzte Linie auf der Zeichnung gibt dann an, in welcher Stunde und Länge ein Ort in der Grube, von dem verlornen Ortspfahl oder Zeichen aus zu treiben ist, um lothrecht unter den gegebenen Tagepunkt zu kommen.

Ebenso ist es bei Angaben von Ortungen in der Grube, auf tiefern, höhern Sohlen desselben Grubenbaues. Das erste hier umständlich erläuterte Verfahren ist ganz einerlei mit der Lösung der Aufgabe, einen seigern Schacht, der auf einer Grubenortung niedergebracht werden soll, (am Tage) anzugeben, das letzte, die Lösung der Aufgabe, einen blinden Schacht, ein Gesenk, das von einem obern Sohlenpunkt, auf eine tiefere niedergebracht werden soll; auch ein Überbrechen, das von einem tiefern Sohlenpunkte bis zu einer höhern hinaufgemacht werden soll, anzugeben. — Ortung an Tag bringen, diese Bestimmung in Beziehung auf die Tagesoberfläche machen. Ortung einbringen, fast gleichbedeutend mit Ort einbringen, mit einem Ort einkommen; nur daß dies Einbringen einer Ortung das geometrische Verhältniß, in Beziehung zu andern Örtern, Grubenbauen, in welche sie eingebracht wurde und werden sollte, bezeichnet. Z. B. die Ortung ist richtig eingebracht; sie ist x Zoll zu tief, zu hoch, x Lchtr. zu weit seitwärts ꝛc. eingebracht. Ortung in die Grube fällen: einen gegebenen oder angenommenen Punkt der Tagesoberfläche lothrecht darunter in dem Grubenbaue, Grubenorte bezeichnen. Ortung gewinnen: das Gestein gewinnt Ortung, es nimmt die Örter (des Gezähes) an. (Siehe Ort in der ersten Bedeutung.) Ort pflöcken, siehe Abpflöcken, Ortpflock. Ortung zu Tage bringen, zu Tage ausbringen, soviel wie an Tag bringen.

(*Plümicke.*)

ORTWEISE (Bergbau), oder Ortsweise auffahren, heißt: in der Art und Weise, wie mit einem Ort auffahren. Ortweise ein Mittel durchschneiden: einen Raum gleich einem Orte hindurchbringen. Ortweise von dem Hauptgang auslängen: ein kleines Ort vom Hauptgang auf zufallenden Klüften und Geschicken treiben. Gewöhnlich ist der Raum, von dem man sagt, er sei ortsweise getrieben, niedriger und enger, weniger regelmäßiges als ein rechtes Ort, und wird es mit der Förste und Sohle dabei nicht so genau genommen. Vgl. Sitzort unter Ort. (*Plümicke.*)

ORTWIN, ORTEWIN, später **ORTWEIN** (teutsche Heldensage), von Ort, Spitze, und Win, Freund, also Freund des Schwertes. 1) Ortwin, verkürzt auch blos Orte, Orte, des König Etzels und Helke's (Herke's) Sohn, spielt eine nicht unbedeutende Rolle durch seinen frühen tragischen Tod. Nach der Gestaltung der Sage

Digitized by Google

in dem Heldenliede, die Schlacht von Raben (Ravenna-Schlacht) genannt [1]), bittet Ortwin oder Ort, wie er hier heißt, und sein Bruder Scharfe ihre Ältern, sie mit Dietrich von Bern, als dieser gegen Ermrich zieht, reiten zu lassen, um Bern zu schauen. Die Ältern, Ermrichs Tücke fürchtend, verweigern den Kindern ihren Wunsch, bis Dietrich von Bern sich erbietet, sie unversehrt zurückzubringen. Nun die ergreifendsten Abschiedsscenen. Dietrich läßt, während er gegen Raben zieht, sie nebst seinem Bruder in Bern (Verona) unter der Obhut des Meisters Ilsan zurück. Sie dringen aber so lange mit Bitten in ihn, bis er ihnen erlaubt, vor die Stadt spazieren zu reiten. Sie kommen aber bei dichtem Herbstnebel auf eine unrechte Straße und verirren sich auf die Heide bei Raben, wo Wittich auf der Warte ist. Der Nebel zerstreut sich, sie erblicken den ungetreuen Wittichen, und kämpfen mit ihm, zuerst Scharfe, dann Ortwin, entbrannt, des Bruders Tod zu rächen, bringt Wittichen mehre Wunden bei, fällt aber endlich im Kampf, und so auch sein Freund Diether. Groß ist Dietrichs Verzweiflung über ihren Tod, und zuletzt die tragischsten Momente, wie er ohne die Kinder nach Heunenland zurückkehren muß, den Ältern die Schreckensnachricht zu bringen ꝛc. Anders ist die Gestaltung der Heldensage von Ortwin nach der Wilkina-Sage. Hier rüstet Erka ihre Söhne Erpe und Ortwin zur Fahrt mit dem Könige Dietrich, der sein Reich wieder gewinnen will, damit sie ihm beistehen sollen. Unter der Obhut des Ritters Helfrich bilden Erpe und Ortwin nebst ihrem Pflegebruder Diether eine der Heerscharen, und in ihrem Gefolg ist Herzog Nodung von Walkaburg [2]). Als dieser in der Schlacht gefallen, reitet Ortwin Wittichen entgegen und Helfrich dem starken Runga, und Ortwin und Helfrich finden den Tod, hierauf Erpe und Diether. Dietrichs Verlegenheit ist nun dieselbe [3]).

2) Ortwin, von Metz, Hagens von Tronege (Troneck) Schwestersohn, des Königs Günthers Neffe und Truchseß (d. h. Obertruchseß) tritt als solcher im Nibelungenliede vor den übrigen Dienstmannen Günthers bei Anordnung der Vorbereitungen zu den Hochzeiten (großen Hoffesten) beim Empfange der Gäste und Sorge für dieselben ꝛc. am bedeutendsten, geehrtesten und gewaltigsten hervor, während die übrigen Dienstmannen, außer Hagen, dem Marschalk, dessen Gebot auch wie Ortwins niemand zu unterlassen wagt, eine minder wichtige und Rumold der Küchenmeister [4]) sogar eine komische Rolle spielen. Als des grimmen Hagen Schwestersohn, worauf sich dabei ausdrücklich bezogen wird, theilt Ortwin dessen feindselige Gesinnung gegen den Helden Siegfried von Niederland, so bei dessen erstem Erscheinen an Günthers Hof, thut ihm die Sühne seines Königs mit Siegfried Hartleid, und er ruft nach Schwertern, so als der Entschluß zur verrätherischen Ermordung Siegfrieds gefaßt wird, betreibt diese nach dem grimmen Hagen Ortwin am meisten. Doch muß er als Truchseß nebst den übrigen Dienstmannen für Chriemhild, als sie sich nach Heunenland verheirathet, die Nachtselde (Nachtherberge) bis an die Donau schaffen. Bei der Heerfahrt Siegfrieds und Günthers gegen die Sachsen verlöscht in der Schlacht Ortwin den Schein manches Helmes, und die sein Schwert erreicht, müssen wund oder meist todt bleiben. Man sollte so erwarten, er werde in dem großen letzten Kampfe der Nibelungen mit Etzels Recken bedeutend hervortreten, aber er erscheint hier gar nicht, ungeachtet er noch da erwähnt wird, wo Etzels Gesandten Wörbelin und Swemmelin, welche die Nibelungen zur Fahrt ins Heunenland einladen, beschenkt werden sollen. Der Verfasser des Nibelungenliedes, ungeachtet er Ortwins Tod nicht berührt, folgte also den Sagen, in welchen Ortwin vor Nibelungen-Noth vom Schauplatze dieses Lebens abgetreten war [5]). Im Bitterolf-Liede beklagt König Günther, der eben hört, daß ihm Gäste gekommen, seinen lieben Neffen Ortwinen von Metz, der zu früh in seinen Tagen starb, und gedenkt dessen, der ihn von fremden Weiganden (Kämpfern) aus jeglichem Lande sagen soll. Doch ist ein anderer Ortwin da, der sein Vetterson ist, welcher bei den Sachsen von Kindheit an erwachsen war [6]). Aber ist wol blos ein Nachbild des verstorbenen Ortwin, auch er wird Ortwin von Metz genannt. Jedoch ist er nicht Truchseß, sondern dieses ist Sindold, der im Nibelungenliede Schenke ist. Wir wollen sogleich andeuten, was diesem Ortwin II. von Metz, wie wir den Vetterson des ersten nennen wollen, betrifft. Da wo Hildebrand bestimmt war von Etzels und Ermrichs Mannen vor Worms mit Günthers Leuten kämpfen soll, kommt auf Berchtung der junge Ortwin. Dieser Ortwin von Metz erbietet sich, als Rüdiger seine Botschaft an Günthers Hof bringt, mit seinen hundert Helden auf dem Plane bei den Gästen zu sein. Als Siegfried tausend Mark als Lösegeld für einen, der gefangen werde, und für sein Wichgewand (Rüstung) bestimmt, widerspricht der junge Degen Ortwin, denn seine Hoffnungen stehen hoch auf Wittichs Helm und Schwert, kommen diese in seine Gewalt, niemand solle ihn verhindern, sie zu behalten. Im Kampfe dann dringen auf Wittichen, welcher Heimen aus der Gefahr entreißt, in die ihn Rumold, der Küchenmeister, bringt, Hagen, der kühne Ortwin, Hunold und Sindold ein, um Ru-

1) Ravennaschlacht (in v. d. Hagens und Primisſers Heldenbuch in der Ursprache. S. 10–13. Alte Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches zu diesem, frankfurter Ausgabe von 1560. Bl. 185. S. 1. Sp. 2. 2) Nach dem Bitterolfs-Lied (ebendas. S. 84) findet sich in der Gesellschaft Orts und Erpfe's, wie er hier heißt, als sie den jungen Gast Dietlieb, Bitterolfs Sohn, an ihres Vaters Hof empfangen, der junge Markgraf Rudunct, der schönen Gotlinde Kind, also des Markgrafen Rüdigers von Pechlarn Sohn. 3) Wilkina- oc Niflunga Saga. Cap. 296—299 bei v. d. Hagen, Nord. Held. S. 370—378. Cap. 301. p. 384. Cap. 307. p. 398. Cap. 309. p. 402—404. Cap. 315. p. 416—418. 4) Über das Hofamt des Küchenmeisters neben dem des Truchseß, s. d. Art. Küchenmeister.

5) Nibelungenlied. Ausg. durch v. d. Hagen v. 1816. S. 4, 15, 20, 21, 25, 27, 58, 61. 63, 83, 85, 92, 117, 125, 136, 156. 6) Bitterolflied. S. 61. vergl. S. 26, wo der Witwe Ortwins von Metz gedacht wird, welche zu Metz wol hundert oder mehr Ritter hat.

Digitized by Google

molden beizustehen, und Wittich, Berchtung, Heime, Randold und Rinnold müssen zurückweichen. In dem Kampfe, welcher am folgenden Tage statthat, führt Ortwin des Königs Fahne, und Rüdiger, der Dietliebs Schar leitet, läßt gegen Ortwinen Helpfrichen sich mit der Fahne wenden [7]). Dieses von Ortwin II. von Metz, dem Nachbild Ortwins I. Diese beiden Ortwine kämpfen für den König Günther. Aber in den Heldensagen von Dietrichs von Bern kämpfen mit Ermrich vor dem Verluste seines Reiches, um es gegen ihn zu behaupten, und nach dem Verluste desselben, um es wieder zu gewinnen, kommt Ortwin von Metz unter den Mannen Dietrichs und für diesen kämpfend vor [8]), namentlich besteht in der Schlacht vor Raben (Ravenna) den Landgrafen von Thüringen, der Markeiz geheißen ist [9]), ungeachtet König Günther dem Kaiser Ermrich gegen Dietrich Hilfe leistet. Daß wir hier keinen andern Ortwin von Metz voe uns haben, als den bekannten Ortwin (den I.) von Metz, lehrt, daß in seinee Gesellschaft Stutenfuß (s. d.) vom Rhein erscheint, jener Stutenfuß, der im Rosengarten auf der Seite der Burgunder gegen einen der Wölfingen kämpfte. Da in den Liedern von Dietrichs Ahnen und Flucht und von der Schlacht vor Raben Ortwin ausdrücklich von Metz genannt wird, so ist der Ortwin, welcher im Liede von Alpharts Tode unter Dietrichs Recken erscheint [10]), auch kein anderer als unser Ortwin von Metz. Im Rosengartenliede treten zwei Ortwine auf, dee junge Degen Ortwin, und der Riese Ortwin, jener ist unter Dietrichs Recken und kämpft mit Volker dem Spielmann und besiegt ihn; der andere Ortwin ist unter Chriemhilds Kämpfern, ist unter allen Riesen der theuerste mit aller List, sein Bruder ist der Riese Pusold, der im Kampfe mit Wolfhart fällt. Dee Riese Ortwin kämpft nun, um seines geliebten Bruders Tod zu rächen, desto erbitterter mit Siegstab und wird von diesen erschlagen [11]). Nach unserer Meinung sind Ortwin der Degen und Ortwin der Riese aus Dietrich von Metz gebildet, ungeachtet sie nicht so genannt werden, der eine zu Folge der Heldensage, nach welcher Ortwin von Metz auch dem Berner beistehe und der andere nach der Heldensage, nach welcher Ortwin von Metz am Hofe der Burgunden ist, und zu Folge der feindseligen Behandlungen der Kämpfer Gibichs und Chriemhilds, nach welchen sie zu Riesen gemacht werden.

3) Ortwin von Bunn (Bonn) wird nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches vom Berner erschlagen [12]), ist wol auch kein anderer als Dietrich von Metz, welcher nur einen andern Sitz erhalten hat, wenigstens wird dieses dadurch wahrscheinlich, daß der Verfasser jenee Übersicht Ortwins von Metz nicht gedenkt.

4) Ortwin, König von Ortland, Hortland, gewöhnlich aber auch Nortland genannt, also Norwegen, Sohn des Königs Hettelin von Hegelingen und Hilde's, des Königs Hagen Tochter von Eyrland (Irland), Bruder Chutrons, Chautrun's (Gudruns), zieht mit seinem Vater, dem Bräutigam Chutrons, Herwig, Könige von Sewen, d. h. Seeland, wie sein Land auch genannt wird, zu Hilfe, als dieser von Seyfried, dem Könige von Morland, bekriegt ward, und besiegt die Moren (Mauren) in einer zwölftägigen Schlacht. Unterdessen wird Ortwins Schwester von iheem verschmähten Bewerber Hartmut und dessen Vater, dem Könige Ludwig von Ormanien, Ormandie, Normandie, geraubt. Hettel und Ortwin segeln ihm nach. Hettel fällt in der Schlacht auf dem Wolpensand, Ortwin, obschon herrlich kämpfend, kann seine Schwester nicht befreien, da die Feinde mit ihr des Nachts von dannen fahren. Hilde bringt ein großes Heer zusammen und sendet es mit Ortwinen, ihre Tochter aufzusuchen und zu befreien. Ortwin legt bei einem Sturme mit der Flotte an einer waldigen bergigen Strecke der Küste in der Nähe dee Normandie an, und begibt sich auf einem Bote nur mit Herwig in Ludwigs Reich, um den Ort aufzusuchen, wo Chutrun sich befindet. Sie finden sie, wie dieselbe, da sie die Verbindung mit Hartmut verschmäht, von dessen teuflischer Mutter gepeinigt, auf dem Meeresstrande mit dem mit ihr geraubten und ihr treugebliebenen Hoffräulein Hildeburg bei starker Kälte Kleider waschen muß. Nach rührender Erkennungsscene will Herwig seine Braut mit sich nehmen. Aber diesem widersetzt sich Hartmut, indem er sagt: Hätte ich hundert Schwestern, die ließ ich eher sterben, als daß ich mich so stark in fremdem Lande verhehlte, und die meinen grimmen Feinden stähle, die man mir mit Sturm genommen. Der Bruder und der Bräutigam Chutruns kehren zum Heere zurück. Diese entgeht Gerlinds Mißhandlungen, indem sie sich geneigt zur Vermählung mit Hartmut stellt. Ortwin wird in der Schlacht von Hartmut verwundet, gewinnt jedoch den Sieg, indem Ludwig durch Herwig fällt, erobert die Königsburg und segelt mit dem gefangenen Hartmut und dessen Schwester Ortrun heim. Diese hat Chutrunen freundlich behandelt, und Ortwin heirathet sie auf seiner Schwester Rath, während der von Ortwin mit der Freiheit beschenkte Herwig sich mit Hildeburg verbindet [13]). Ortwin gehört in den Sagenkreis des Heldenbuchs, welcher Rückerinnerungen an die Raubzüge

7) Bitterolflied. S. 78, 86, 87, 107, 120, 121. 8) Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen. S. 33, 61. 9) Ravennaschlacht. S. 37, 46. 10) Alpharts Tod, im v. d. Hagenschen Heldenbuche von 1811. S. 16. 11) Rosengartenlied ebendaselbst. S. 4, 21, 22, 31, 39, 40, 52, 53. Bearbeitung desselben in der alten Ausgabe des Heldenbuches v. 1560. Bl. 143. S. 2. Bl. 149. S. 2. Bl. 156. S. 2. Bl. 160. S. 2. Bl. 161. S. 1 in der Bearbeitung durch Kaspar von der Rön (in v. d. Hagens und Primissers Heldenbuch in der Ursprache. S. 192, 205, 210. In der andern Gestaltung der Heldensage vom Rosengarten zu Worms, in der heidelberger und strasburger Handschrift, welcher der große Rosengarten heißt, und sich auch in v. d. Hagens und Primissers Heldenbuche findet, tritt kein Ortwin auf.

12) Alte Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches zu diesem, Augb. v. 1560. Bl. 184. S. 2. Sp. 2. Bl. 185. S. 1. Sp. 2. 13) Chutrunlied in der v. d. Hagens und Primissers Heldenbuche in der Ursprache S. 30, 36, 37, 47, 49, 57, 58, 60, 61, 63, 65, 69—88.

Digitized by Google

der Nordmannen enthält [14]). Ortwins Mutter Hilde ist die Hildur, die Tochter des Königs Hogni, welche von Hedin, Hiarandi's Sohne geraubt wird, in der nordischen Sage, welche in der Skalda aufbewahrt ist [15]). Aus dem Namen Hedin ist der von Ortwins Vater, Hettelin, Hedin gebildet. (*Ferdinand Wachter.*)

ORTYGIA. Über die verschiedenen im Alterthum Ortygia benannten Örter und ihren etwanigen Zusammenhang bleibt auch nach den Forschungen von J. H. Voß [1]), Dissen [2]) und C. O. Müller [3]) Manches dunkel. Daß der Name mit dem Dienste der Artemis zusammenhängt, welche Göttin selbst den Beinamen Ὀρτυγία bei Sophokles [4]) führt, während andere [5]) die Amme der Göttin oder die Schwester der Latona so nennen, ja daß namentlich die Benennung eines Ortes Ortygia denselben als geglaubte Geburtsstätte der Göttin bezeichne, ist an sich einleuchtend. Wir finden aber diese Benennung 1) auf dem ätolischen Berge Chalcis und es war die, aber freilich durch nichts sonst erwiesene Meinung sowol des Phanodikus in der Geschichte von Delus, als des Nikander im dritten Buche seiner ätolischen Geschichte [6]), daß alle Ὀρτυγίαι genannten Orte Colonien von dem uns sonst weiter nicht bekannten Ortygia in Ätolien seien. 2) Wird bald eine Delus benachbarte Insel, bald Delus selbst Ortygia genannt; jenes, nämlich daß Ortygia von Delus unterschieden wird, ist der Fall in dem Homerischen Hymnus auf Apoll V. 15, welcher Vers auch im Orphischen Hymnus [7]) wiederholt wird, wornach Apoll in Delus, Artemis in Ortygia geboren wurde; und da Strabo [8]) anzudeuten scheint, daß Rhenea auch Ortygia genannt worden sei, so wäre es wol das Natürlichste bei diesem V. eben an Rhenea zu denken, wenn nicht gar ein bestimmter Theil von Delus selbst auch hier zu verstehen; denn allerdings gab es eine andere Sage, wornach auch Artemis auf Delus geboren, dieses Eiland selbst das Ortygia sei; dies scheint die Bedeutung des Wortes schon in der Odyssee (V, 123. XV, 404) zu sein, und man wird viele Belege dafür bei Tzschucke [9]) gesammelt finden; den Namen leiteten einige von den Wachteln ab, die hier gern oder zuerst verweilt hätten, andere von der Verwandlung der Latona, oder der Asteria, ihrer Schwester, in eine Wachtel, andere davon, daß Juppiter in der Gestalt einer Wachtel mit der Latona Umgang hatte. 3) War theils bei Ephesus ein vom Cenchrius durchflossener anmuthiger Cypressenhain Ortygia, in dem der Sage nach Artemis geboren ward, wo Tempel standen und Feste begangen wurden [10]), theils soll Ephesus selbst Ortygia geheißen haben [11]). 4) Ein berühmtes Ortygia war das von Syrakus, was schon von Hesiod [12]) erwähnt wird und unter allen fünf Theilen von Syrakus am frühesten angebaut war, Anfangs Insel, später durch einen Steindamm, noch später durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden, Halbinsel, darum dieser Theil bald νῆσος, νῆσος auch bei lateinischen Schriftstellern Nasos, Nasus, Insula, bald Χερρόνησος, Peninsula, benannt wurde; auf Ortygia war die fischreiche Quelle süßen Wassers, Arethusa, durch Sagen verherrlicht; hier war Hierons Königsburg, worin später die römischen Prätoren wohnten, sowie seine ἱπποτρόφεια; hier unter vielen andern Tempeln besonders ein berühmter Dianen- und ein Minerventempel; bei Ortygia waren zwei Häfen, an jeder Seite einer; es war dasselbe schon früh befestigt und wurde es noch mehr unter Dionys dem Ältern. Vergl. *Göller*, De sit. et origin. Syracus. p. 39 sq. Dieses Ortygia nun nennt Pindar (N. I. init.) Δήλου κασιγνήτα „Delos verschwistert" wegen des gemeinsamen Cult. 5) Nach Stephan Byz. heißt auch Libyen Ὀρτυγία. (*H.*)

ORTYGIA *Leach* (Mollusca). Eine Gattung zweischaliger Muscheln, deren Brown in seinem: The Conchologists Text-Book p. 126 gedenkt und sie in den Tribus Conchacea zwischen Venericardia und Venus stellt. Kennzeichen: Schale gleichschalig, quer in jeder Schale drei Hauptzähne, von denen zwei genähert, einer entfernt; das Band fast äußerlich, die Wirbel mehr nach einer Seite geneigt, zwischen ihnen ein länglicher herzförmiger Eindruck; der verlängerte Schloßrand schief, stark niedergedrückt, mit einer länglichen Grube der rechten Schale zur Aufnahme des Randes der linken. Als Typus ist angeführt O. gallina (ib. pl. 16. f. 19). Etwas herzförmig mit schwach gebogenen concentrischen Streifen, und drei oder vier strahlenförmigen Binden, vom Wirbel nach dem Rande, häufig mit überlaufenden Zickzacklinien. Innere Seite weiß, der Rand fein gekerbt. Ein Zoll lang. In den britischen Meeren. (D. *Thon.*)

ORTYGINAE *Charl. Bonaparte* (Aves). Eine Abtheilung der Familie Crypturi, diejenigen enthaltend, welche nur drei Zehen haben. Es gehört hierher die einzige Gattung Ortygis. (D. *Thon.*)

ORTYGIS *Illiger* (Aves). Eine Gattung aus der Ordnung der hühnerartigen Vögel, welche aus Tetrao Linné's gesondert, zuerst von Bonaterre unter dem Namen Turnix aufgeführt ward, dann aber im Ganzen und nach einzelnen Arten verschiedene Namen, als Ortygodes, Ortyxelos und Sorticella von Vieillot, Tridactylus von Lacépède, Hemipodius von Temminck erhielt, und theils, wie von Cuvier, als eigene Gattung in die Nähe der Hauptgattung Tetrao gestellt, theils wie von Bonaparte als Typus einer eigenen Familie Ortyginae, nur aus ihr bestehend (Isis. 1832. S. 307) betrachtet worden ist.

Die Kennzeichen sind folgende: Schnabel mittelmäßig lang, schmächtig, grade, stark zusammengedrückt, Fir-

14) Vergl. über die Zeiträume der Heldensage Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 288. 15) S. Skalda in der Snorra-Edda. Ausg. von Rask. S. 163—165.

1) Delos und Ortygia in den Mythologischen Briefen. III, 215 fg. 2) Explicat. ad Pind. N. I. p. 390 sq. 3) Dorier. I, 377 fg. 4) Trach. 212. Ἄρτεμιν Ὀρτυγίαν. Schol. τὴν ἐν Ὀρτυγίᾳ τιμωμένην, ebenso *Ovid.*, Metam. I, 693. 5) *Strab.* XIV, 639 sq. Schol. ad Apollon. Rhod. I, 308. 6) Schol. ad Apoll. Rhod. I, 419. 7) XXXIV, 5. 8) X, 486. 9) Ad Mel. p. 777. 10) *Strab.* XIV, 639 sq. *Tacit.* Annal. III, 61. 11) *Plin.* V, 29, 29. *Steph. Byz.* h. v. Ἔφεσος.

12) *Strab.* I, 23.

Digitized by Google

ste hoch, nach der Spitze herabgebogen; Nasenlöcher an der Wurzel des Schnabels, seitlich, linienförmig, der Länge nach bis gegen die Mitte des Schnabels gespalten, zum Theil durch eine nackte Haut geschlossen; Füße mit langen Tarsen, nur drei nach Vorn gerichtete, bis an die Wurzel gespaltene Zehen, Schwanz mit schwachen, in einen Büschel versammelten, durch die obern Deckfedern versteckten Federn, Flügel von mittlerer Länge, die erste Schwungfeder die längste.

Die Form dieser unter den hühnerartigen kleinen Vögeln gleicht der der Trappen. Sie leben in dürren, sandigen Gegenden des alten Continents, halten sich unter hohen Kräutern verborgen, unter welche sie bei jeder drohenden Gefahr fliehen, leben polygamisch und entziehen sich Verfolgungen eher durch ihren schnellen Lauf als durch den Flug. Ihre nähere Lebensweise ist noch unbekannt.

1) O. pugnax *Temminck* (pl col. 60. f. 2. Männchen). Fünf Zoll, sechs bis acht Linien lang, lebt auf den Sunda-Inseln, namentlich Bonrou, Java, Manilla, wird dort bonrong-gema genannt und dient wegen seiner Kampfsucht den Javanesen ebenso zur Belustigung, wie den Engländern die Kampfhähne. Die obern Theile sind rostbräunlich, der Rand jeder Feder abwechselnd weiß und schwarz halbmondförmig gezeichnet; Stirn und Zügel sind bräunlichgrau, mit weißen Punkten, die Wangen braun, mit weißen Flecken; die kleinen Flügeldeckfedern sind weißlich aschgrau, jede mit zwei breiten schwarzen Streifen; die übrigen sind röthlich aschgrau, mit breiten schwarzen Binden; die Steuerfedern außen mit rostgrauen Rändern; Kehle und Vorderhals in der Mitte rein schwarz; die Seiten des Halses, die Brust und die Seiten weißlich aschgrau, mit schwarzen Streifen; die untern Theile hell kastanienrostfarben; Schnabel gelb, die Füße röthlich. Am Weibchen sind die Farben weniger lebhaft, die Längsbinde an der Kehle ist weiß, mit schwarzer Einfassung, die Mitte des Bauches ist rosträthlich weiß.

2) O. nigricollis *Latham* (*Temminck* Gallinae. III. p. 619. pl. enl. 171). Sechs Zoll lang, Schnabel und Füße fleischfarben, Kehle und Hals tiefschwarz, Körper kastanienbraun, oben schwarz, unten aschgrau gestreift, auf den Flügeln zerstreute weiße Flecken. Madagaskar.

3) O. luzoniensis *Gmel. Linn.* (H. thoracicus *Temm.* Gallin. III, 619, 753. *Sonnerat* voyage pl. 23.) Sechs Zoll lang, Schnabel und Füße grau, Gefieder oben schwärzlich grau, unten gelblich; der Kopf weiß, mit schwarzen Punkten bedeckt, die Brust lebhaft rostroth. Cuvier zieht auch Vieillots und Temmincks Hemipodius maculosus (Galérie pl. 217) hierher, der aber der ganzen Färbung nach wol eigene Art ist. Die Länge beträgt nur fünf Zoll, zwei Linien, Schnabel und Füße sind gelb, der Schwanz ausnehmend kurz, das Gefieder ist oben rostroth, mit schwarzen, rostrothen, weißen und bleifarbenen Flecken; die untern Theile sind ledergelb. auf dem Hinterkopfe steht ein weißer Streif und über die Augen zieht eine rostrothe Binde. Nach Dussumier auf Manilla, besonders aber auf der Insel Luzon. Soll auch in Neuholland vorkommen!

4) O. andalusica *Lath.* (Synops. t. II. Titelkupfer. H. tachydromus *Temminck*). Nicht ganz sechs Zoll lang, Schnabel fleischfarben, Füße röthlich, an den obern Theilen ist jede Feder in die Quere schwarz, und rothgelb in die Quere gestreift, und hat einen weißen Rand, unten ist der Körper röthlich weiß, über den Hinterkopf zieht eine rostrothe Längsbinde und über die Augen dergleichen Bogen. In Andalusien, auch in Afrika.

5) O. gibraltarica *Lath.* (H. lunatus *Temminck*). Eigentlich in Afrika einheimisch, kommt aber auch nach Spanien. Ungefähr 6½ Zoll lang, Schnabel schwarz, Füße bleich, Gefieder schwarzgelblich, mit weißlich gelben Streifen, Flügeldeckfedern gefleckt, Kehle schwarz und weiß gestreift, auf der Brust stehen schwarze Halbmonde.

6) O. hottentota *Temminck* (Gallin. 636, 757). Fünf Zoll lang, Schnabel röthlich gelb, Füße gelb, Scheitel schwärzlich mit rostrothen Flecken, Kehle weiß, Körper oben und unten röthlich weiß mit roströthlich und weißlich gefleckt, Aftergegend weißlich.

Nach Levaillant soll das Weibchen, das sich nur durch mattere Färbung vom Männchen unterscheidet, unter kleines Gebüsch acht schmuzig graue Eier legen.

7) O nigrifrons *Temminck* (*Vieillot* Gall pl. 218. Dict. de Sc. nat. Atl. pl. 86. f. 2). Die obern Theile rostroth, schwarz und röthlich weiß bunt, Kopf und Nacken roströthlich, mit schwarzen Flecken, zwei weiße und eine schwarze Querlinie auf der Stirn, die Flügeldeckfedern gelblich rostfarben, gegen die Spitze schwarz gefleckt, Schwungfedern schwärzlich grau, Kehle roströthlich, ebenso Vorderhals und Brust, beide aber mit kleinen schwarzen Flecken übersäet; die untern Theile weiß. Schnabel und Füße röthlich, Nägel braun. Länge sechs Zoll. Indien.

8) O. Dussumieri *Temminck* pl col. 454. f. 2.

9) O. Meiffrenii *Vieill.* (*Temm.* pl. coll. pl. 60. f. 1. Hemipodius nivosus *Swains.* Zool. Ill. pl. 163. Ortygodes variegata *Vieill.* Analyse. cf. *Gall.* pl. 300. Torticella). Vier Zoll lang. Über die Stirn zieht ein weißes Band, geht über die Augen weg und erstreckt sich bis zum Nacken; der Raum zwischen den Augen hoch rostgelb, die Mittellinie auf dem Scheitel mit weißen Flecken. Vorderhals und Backen schwach röthlich weiß, im Nacken mehr rostfarbig, Rücken, Schultern, Steiß und Schwanz, die großen Flügeldeckfedern und ein auf der Brust unterbrochenes Halsband rostgelb mit kleinen weißen Flecken und mit weißem Rand eingefaßt. Das Halsband zieht sich auf der Brust ins Röthliche, alle Flügeldeckfedern sind rein weiß, die Schwungfedern schwarz, in der Mitte und am Ende rostbraun gesäumt, nach Innen mit einem großen rothbraunen Flecke. Bauch und Untertheile weiß, Schnabel graulich, Füße fleischfarbig, Nägel weiß. Am Senegal. (D. *Thon.*)

Ortygodes, s. Ortygis.

ORTYGOMETRA (Aves), älterer Name für Rallus Crex *Linné*. Stephens hat unter diesem Namen die Gattung Crex Bechsteins aufgeführt. (D. *Thon.*)

ORTYON (Aves), alt- und neugriechischer Name der Wachtel. (D. *Thon.*)

Digitized by Google

ORTYX *Stephens* (Aves). Eine Gattung der hühnerartigen Vögel, aus Perdix der Neuern oder Tetrao Linné's gesondert, von Boie Ortygia, von Lesson früher (Manuel d'Ornithologie) Colinus genannt. Der Schnabel ist kurz, stark gewölbt, mehr hoch als breit, der Oberkiefer von der Wurzel an gekrümmt, die Augenkreise sind durchaus befiedert, die Tarsen nackt, ohne Sporn, die Flügel kurz, gerundet, die dritte und vierte Schwungfeder sind die längsten, der kurze Schwanz besteht aus zwölf Steuerfedern. Sie sind alle in Amerika einheimisch, in ihrer Lebensweise den Wachteln verwandt.

1) O. virginiana *Latham* (Tetrao mexicanus *Gmel. Linn. Büffon* Pl. enl. 149. Perdix virginiana *Wilson* Americ. Ornith. VI. pl. 47. f. 2. Tetrao marylandicus *Albin* t. 28. Perdix borealis *Vieillot* Galerie pl. 214. Fesch Vögel. t. 113). Dieser Vogel, die am meisten bekannte Art und gleichsam Typus der Gattung, wird in den östlichen und mittlern Theilen der vereinigten Staaten von Nordamerika Quail, in den westlichen und südlichen Partridge genannt, welche letztere Benennung die passendere ist. Er findet sich in Überfluß in allen Theilen jener Republik, doch besonders mehr im Innern. In den Staaten von Ohio und Kentucky, wo er in Menge vorhanden, wird er sehr häufig todt und lebendig auf die Märkte gebracht. Er macht gelegentlich Wanderungen von Nordwest nach Südost, meist mit Anfang Octobers, ziemlich in der Weise, wie der wilde Truthahn (Meleagris Gallopavo). Einige Wochen in dieser Jahreszeit hindurch sind die nordwestlichen Küsten des Ohio mit Flügen dieser Vögel bedeckt. Sie laufen im Walde am Flusse hin und fliegen meistens gegen Abend über. Gleich den Truthähnen fallen viele dieser schwachen Rebhühner bei dem Versuche des Überfliegens ins Wasser und gehen meist zu Grunde, denn wenn sie auch gleich zum Erstaunen schwimmen *), so haben sie doch nicht hinreichende Kraft, eine längere Anstrengung auszuhalten; wenn sie daher einige Ellen vom Ufer ins Wasser fallen, so entgehen sie selten dem Ersaufen. Wenn sie aber über die Hauptströme gesetzt haben, so zerstreuen sie sich in einzelnen Flügen in der Gegend und kehren zu ihrer gewöhnlichen Lebensweise zurück. Es fliegen diese Vögel sonst nur kurze Strecken, ihr Flug ist rasch mit schnellen Flügelschlägen, doch nur eine Weile, dann segelt der Vogel still bis an die Stelle, wo er sich niederlassen will, was dann mit einigen Flügelschlägen geschieht. Wenn sie von Hunden gejagt oder von einem andern Feinde gestört werden, so setzen sie sich auf die mittlern Äste von Bäumen gewöhnlicher Größe, bis die Gefahr vorüber ist. Sie halten sich leicht auf den Ästen. Wenn sie bemerken, daß sie beobachtet werden, so sträuben sie die Kopffedern, geben einen schwachen Ton von sich und fliegen entweder auf demselben Baume höher oder zu einem entferntern. Fliegen sie von selbst auf, so nimmt das ganze Volk (nach der Jägersprache) dieselbe Richtung, werden sie aber aufgejagt, so zerstreuen sie sich, rufen einander nach dem Niederlassen und vereinigen sich wieder, indem sie dahin laufen oder fliegen, wo der wohlbekannte Lockton des Führers des Volkes herschallt. Bei tiefem oder anhaltend liegendem Schnee sitzen sie oft stundenlang auf Ästen. Ihr gewöhnlicher Ton ist ein heller Pfiff aus drei Noten, von denen die erste und letzte ziemlich von gleicher Länge, und alle an Stärke abnehmen. Bemerken sie einen Feind, so geben sie gleich einen Lispelton oft nach einander von sich und laufen mit ausgespreiztem Schwanze, gesträubten Kopffedern und hangenden Flügeln davon, sich unter den Schutz irgend eines Dickicht oder eines umgestürzten Baumes verbergend. Hat sich ein Stück vom Volke zufällig verirrt, so locken sie ebenfalls einander. Sie haben überdies einen lautern Ton als andere Arten, der einige hundert Ellen weit gehört wird, aus drei bestimmten Noten besteht, von denen die zwei letzten lauter als die übrigen am weitesten hörbar, die erstern nur mehr in der Nähe, sie klingen deutlich wie ah bob weit! Nach der Paarungszeit wird dieser Ton wenig vernommen, während derselben lockt der Jäger das Männchen leicht zum Schuß, indem er den eigenthümlichen Ton des Weibchens nachahmt. In den mittlern Districten hört man den Lockton des Männchens von der Mitte des Aprils, in Louisiana früher. Das Männchen sitzt dabei stundenlang auf einem Zaunpfahl oder niedrigen Baumast und wiederholt sein Locken in Zwischenräumen von einigen Minuten, bis ein weiblicher Lockton erschallt, wo es dann gleich nach der Gegend fliegt, von woher er kommt. Wenn bei solchen Gelegenheiten mehre Männchen zusammen kommen, so kämpfen sie mit großem Muth und großer Ausdauer, bis der Sieger das Feld behauptet.

Das Weibchen baut ein Nest aus Gras in kugeliger Form mit einem Eingange, nicht unähnlich dem eines gewöhnlichen Ofens. Es steht am Fuße von einem Busche dichtverschlungenen Grases oder dicht geschlossenen Getreidehalmen und ist zum Theil in den Boden versenkt. Die Zahl der Eier beträgt 10 — 18, die an einem Ende spitziger und rein weiß sind. Das Männchen löst das Weibchen im Brüten ab. Das Weibchen macht nur eine Brut, es sei denn, daß das Nest mit den Eiern oder den noch kleinen Jungen zerstört würde, wo dann noch eine, und wenn diese auch wieder so zu Grunde geht, eine dritte Brut veranstaltet wird. Die Jungen laufen sofort nach dem Ausschliefen und folgen den Ältern bis zum Frühjahre, wo sie dann ihre vollständige Färbung haben, sich paaren und brüten.

Eigen ist die Weise, wie diese Vögel die Nacht zubringen, nämlich im Gras oder unter einem niedergekrümmten Baumstamme; wobei die sämmtlichen Individuen eines Volks einen Ring bilden und zwar, indem sie sich rückwärts so lange nähern, bis sie in dichter Berührung mit einander sind. Werden sie nun aus solcher Stellung aufgescheucht, so hat gleich jedes Stück seine besondere Flugrichtung und vermag der ganze Haufe dem Feinde leichter zu entgehen. Man jagt diese Vögel auf verschiedene Weise, die meisten aber werden in Netzen gefangen. Auch füttert man sie in Käfigen, wo sie

*) Audubon versichert dies auch vom wilden Truthahne.

Digitized by Google

recht fett werden. Versuche, sie aus den Eiern aufzuziehen, sind im Allgemeinen fehlgeschlagen, wahrscheinlich weil es an der eigenthümlichen Pflege fehlte und aus Mangel an Insecten, von welchen die Jungen leben. Die gewöhnliche Nahrung dieser Art besteht aus Sämereien verschiedener Art und solchen Beeren, welche nahe an der Oberfläche der Erde wachsen, mit welchen sie dann auch eine Menge Sand und Kies mit aufnehmen. Gegen den Herbst, wenn die Jungen eben ihre volle Größe erreicht haben, bekommen sie ein fettes, saftiges und zartes Fleisch, das, da es auch eine schöne Weiße zeigt und einen guten Geschmack hat, sehr gesucht ist. Vor 20 Jahren kostete das Dutzend zwölf Cents, jetzt (1830) werden sie gewöhnlich mit 50 Cents bezahlt. Bei harten Wintern leiden sie in den mittlern Districten gar sehr und werden in ungeheurer Zahl getödtet. Man hat sie auch nach verschiedenen Gegenden Europa's versetzt, doch ist man eben nicht mit ihnen zufrieden, denn sie sind so streitsüchtig gegen die inländischen gemeinen Rebhühner, daß sie diese, welche man füe ein besseres Wildpret ansieht, vertreiben.

Das erwachsene Männchen hat einen kurzen, starken, stumpfen Schnabel, dessen Wurzel mit Federn bedeckt ist, welche auch die Nasenlöcher verstecken; das Gefieder ist dicht, glänzend, die Federn auf dem Oberkopfe können als ein Busch aufgerichtet werden, die Flügel sind kurz, breit, gekrümmt und gerundet, die vierte Schwungfeder ist die längste, der Schwanz ist kurz, zugerundet, und besteht aus zwölf ebenfalls zugerundeten Federn. Der Schnabel ist dunkelbraun, die Iris haselnußbraun, die Füße graublau. Vorderkopf, eine breite Linie über jedem Auge, Brust und Vorderhals sind weiß. Zügel, Ohrdeckfedern und ein breites halbmondförmiges Band am Vorderhalse sind mehr oder weniger schwarz. Oberkopf, hinterer und unterer Theil des Halses ringsherum röthlichbraun. Oberrücken und Deckfedern der Flügel sind lichtröthlichbraun, der Unterrücken lichtröthlich mit Gelb. Die erstern Schwungfedern sind dunkel, außen blaugerandet, die zweiten unregelmäßig mit Hellroth bandirt. Der Schwanz ist graublau, mit Ausnahme der Mittelfedern, welche graugelb mit Schwarz gesprengt. Die Seiten des Halses sind weiß gesprenkelt. Die untern Theile sind weiß, röthlichbraun gestreift, in die Quere schwarz wellenförmig bandirt. Die Seiten und untern Schwanzdeckfedern sind röthlich. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Ausbreitung der Flügel 15 Zoll. Das junge Männchen gleicht dem erwachsenen in der allgemeinen Farbenvertheilung, aber das Weiß an Kopf und Brust ist schwach röthlich gelb, das Schwarz am Vorderhals und an den Seiten des Kopfes ist tiefbraun, die untern Theile sind weniger rein, mehr dunkel, der Schwanz ist dunkler grau. Das erwachsene Weibchen gleicht dem jungen Männchen, ist aber bestimmter gezeichnet, der Schnabel dunkler, der Kopf mehr einfarbig und reicher gelblichroth, die Seiten des Halses sind gelb und schwarz gefleckt. Die Länge beträgt nur 9½, die Breite nur 14 Zoll. Die jungen Weibchen sind kleiner und heller gefärbt als die jungen Männchen. Am ganz jungen Vogel ist der Schnabel bräunlich gelb, die Iris hell haselnußfarbig, die allgemeine Färbung der obern Theile licht gelbbraun, mit grauen Flecken, die Kopfseiten dunkel. Audubon, aus dessen Onithological Biography wir vorstehende Beschreibung entnehmen, hat auf Taf. 76 seines kostbaren Kupferwerks the birds of America eine Gruppe dieser Rebhühner von einem Habichte verfolgt schön dargestellt, und zwar vier erwachsene Männchen Fig. 1, zwei junge Fig. 2, drei alte Weibchen Fig. 3, drei junge Fig. 4 und sieben ganz junge Vögel Fig. 5.

2) O. californica *Latham* (*Shaw* Misc. pl. 345. *La Peyrouse* Voyage pl. 36). Kehle schwarz, mit weißer Einfassung, Stirn grau gestreift, auf dem Hinterkopfe drei zusammenliegende breite, aufrichtbare, ganz schwarze Federn, die Seiten des Halses mit Perlflecken, Gefieder aschgrau blau, Bauch und Seiten weiß, mit schwarzen und grauen Muschelflecken, die Mitte des Bauches rostroth. Vaterland Californien.

3) O. picta *Douglas* (Transactions of the Linn. Soc. tom. XVI. p. 243). Das Männchen ist braun, unten rostgelb mit schwarzen Binden, die Kehle ist purpurroth mit schöner weißer Einfassung, Brust, Scheitel und Schwanz sind bleigrau, auf dem Kopfe steht ein sehr langer linienförmiger, schwarzer Federbusch aus drei Federn, über den Augen weiße Bogen, die untern Schwanzdeckfedern rostfarben, der Schnabel klein, schwarz, der Tarsus röthlich, Länge zehn Zoll. Am Weibchen ist der Federbusch nur ½, beim Männchen 2 Zoll lang. Jenes hat Kehle und Brust rostbraun, mit braunen Binden. Vom October bis März in großen Scharen, in immerwährendem Krieg unter den Männchen, die sich oft umbringen. Beim Fressen gehen sie gedrängt vorwärts und jedes sucht dem andern zuvorzukommen, besonders auf Sandboden in offenen Wäldern. Sie fressen Samen von Bromus altissimus, Madia sativa, Kätzchen von Corylus, Blätter von Fragaria und Insecten. Ihr Geschrei lautet wick, wick, wick. Sie bauen ein Nest auf den Boden, in Büsche, von Pteris, Aspidium, Rubus, Rhamnus und Ceanothus aus Gras und Laub, sehr verborgen und legen 11 bis 15 Eier, die gelblichweiß, mit kleinen braunen Flecken, nach der Parung im März. Diese Art ist gemein im Innern von Californien, und geht im Sommer nördlich bis zum 45. Grade. Fleisch braun, schmackhaft.

4) O. Douglasii *Id.* (Ib.) Bleibraun, der aufrechte einen Zoll lange Federbusch auf dem Kopf und die Flügel oben gesättigt braun, die letztern rostgelb gestreift, Kehle weiß mit braunen Flecken, der Unterleib weiß getropft. Schnabel braun, die ganze Länge neun Zoll, am Weibchen der Kamm kaum bemerkbar. In Nordamerika, liebt aber gemäßigteres Klima und geht nur bis 42 Grad hinauf.

5) O. elegans *Lesson* (Centurie Zoologique pl. 61). Der Vorderhals mit schwarzen und weißen Muschelflecken bezeichnet, Wangen und Stirn grau, vier oder fünf grade, steife, lebhaft rostrothe Federn stehen auf dem rostrothen Hinterkopfe, das Gefieder im Allgemeinen schiefergrau, auf den Flügeln, dem Bauch und den rostrothen Seiten weiße Flecken. Am Weibchen ist der

Digitized by Google

Kopf rothgrau, ebenfalls mit einem Busch aus drei Federn, hinten ist der Hals gewässert, die Kehle ist graulich, die Brust aschgrau, Flügel, Rücken, Steiß graubraun, der Bauch weiß mit braunen Monden, die untern Deckfedern rostroth, mit braunen Flammen. Ebenfalls in Californien einheimisch.

6) O. cristata *Latham* (*Buffon* pl. enl. 126. f. 1). Die obern Theile aschgrau mit braunen und weißlichen Flecken und Zickzacks; der Kopf rostfarben, braun und gelblich bunt, mit weißlichen, zu einer Haube aufrichtbaren Federn; Schwungfedern aschgrau, auf den Flügeldeckfedern schwarze Flecken, die Steuerfedern aschgraubraun, mit weißlichen Zickzacks, die Kehle rostroth mit schwarzen Federrändern; die Seiten des Halses weißlich, mit einem kleinen schwarzen Flecken an der Spitze jeder Feder, die Brust weißlich, mit schwarzen Querstreifen, das Übrige der untern Theile weiß, schwarz und rostroth bunt; die Seiten weiß, mit schwarzen Flecken an den Federschäften, der Schnabel braun, an der Wurzel gelblich, sowie die Füße, Länge acht Zoll. Das Weibchen kleiner und ohne Haube, auch weniger lebhaft gefärbt. Mexiko.

7) O. Sonninii *Temminck* (pl. col. 75). Die obern Theile röthlich aschgrau mit schwärzlichbraunen Flecken und Zickzackstreifen, Scheitel des Kopfes gelblich, mit einer Haube aus einigen aufgerichteten, braunen gelblich gesäumten Federn; hinter den Augen eine breite rostrothe Binde; Nacken und Seiten des Halses weißschwarz und kastanienbraun bunt; Flügeldeckfedern braun, Schwungfedern schwärzlichbraun, Steuerfedern braun, mit schwarzen Zickzackstreifen; Kehle tief rostroth, Brust hellgelb roströthlich, mit weißen Flecken und schwarzen Punkten; die Federn der untern Theile roströthlich, jede mit drei eiförmigen, weißen, schwarz eingefaßten Punkten; Schnabel schwarz, die Füße gelb. Länge sieben Fuß, vier Linien. Weibchen etwas weniger groß, Farben blässer, die Kopfhaube fehlt. Im südlichen Amerika einheimisch. (D. *Thon.*)

Ortzimmerung (Bergbau), s. Strockenzimmerung.

Orua, s. Curassao.

Oruago, s. Albordi.

O'RUARC, großes irländisches Geschlecht, aus dessen Besitzungen, dem westlichen Breffney, die Grafschaft Leitrim gebildet worden, das aber auch die östlich anstoßende Landschaft East-Breffney besaß. Tiernam O'ruarc, der kriegerische Fürst von Breffney, wurde, 16 Jahre vor Ankunft der Engländer, von den beiden Großkönigen der Insel, von Torlogh O'connor und O'lochlan geächtet, und durch die Vollzieher der Acht, die Stammhäupter von Connaught und Leinster, aller seiner Staaten entsetzt. Dermod, der Fürst von Leinster, war aber keineswegs mit einem so vollständigen Siege zufrieden. Er hatte eine heftige Neigung für des Fürsten von Breffney Gemahlin, die wegen ihrer Anmuth und Schönheit so berühmte Devorghal, gefaßt, eine Neigung, die, wie die böse Welt in Irland damals versicherte, durch der Prinzessin Coquetterie und Lockungen gar sehr erhöhet worden. Es besteht sogar einiger Verdacht, als habe diese irländische Helena die ganze Fehde eingeleitet, um ihrem Liebhaber nützlich zu werden. Dem sei, wie ihm wolle. Dermod war entschlossen, die Noth, in der sich sein Gegner befand, zu benutzen. Auf seine Drohungen wurde die Prinzessin ihm von ihrem Bruder, dem Fürsten von Meath, bei dem sie Zuflucht gesucht hatte, ausgeliefert (1153), und im Triumphe führte er die schöne Beute nach seinen Staaten, doch müssen wir, als ein wahrhaftiger Geschichtschreiber, hinzufügen, daß sie sich, wenigstens äußerlich, soviel schicklich und thunlich, sträubte. Der unglückliche Tiernam, zugleich seiner Herrschaft und seiner Frau verlustig, rief Himmel und Erde an, um wieder zu dem Seinigen zu gelangen, und seine Bemühungen bei einem der Großkönige, bei Torlogh O'connor, blieben nicht erfolglos, zumal er diesem den Fürsten von Leinster als einen ungetreuen Lehensmann, und als den wärmsten Anhänger des zweiten Großkönigs, des O'lochlan, zu schildern wußte. Torlogh, nachdem er von O'ruarc das Versprechen unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit empfangen, fiel mit seinen Scharen in Leinster ein und erzwang seines Schützlings vollständige Restauration. Wie billig, durfte auch Devorghal nicht vergessen werden; sie wurde ihrem Gemahle zurückgegeben (1154), und bemühte sich fortan, den kleinen Ausflug durch exemplarischen Wandel und fromme Stiftungen vergessen zu machen. Solcher Reue konnte Tiernam so wenig, wie irgend ein anderer Ehemann, seine Verzeihung versagen, er lebte mit der schönen Sünderin in friedlicher Eintracht, bewahrte aber dem gewaltthätigen Verführer unauslöschlichen Haß, der sich vornehmlich in einer fortwährenden Reihe von Fehden aussprach. Dermod kämpfte mit entschiedenem Unglück, und der Fürst von Breffney hatte ihn gar sehr in die Enge getrieben, als des Großkönigs Torlogh Tod (1156) eine allgemeine Veränderung herbeiführte. Sein bisheriger College, O'lochlan, der jetzt zur Alleinherrschaft gelangte, war Dermods entschiedener Gönner, und der Beistand, den er diesem zukommen ließ, machte des Fürsten von Breffney Lage alsbald sehr peinlich. Eilf Jahre führte Tiernam einen mühseligen und verzweifelten Vertheidigungskrieg, bis O'lochlans Tod in der Schlacht bei Litterluin (1167), die höchste Würde auf Torlogh O'connors Sohn, Roderich, übergehen ließ. Roderich, treu der väterlichen Politik, vereinigte sich mit O'ruarc zu Dermods Untergange; das Gebiet von Leinster wurde ohne Mühe eingenommen, der Fürst abgesetzt und genöthigt, in England Hilfe zu suchen. Sie wurde ihm versprochen, er kehrte nach Irland zurück (1169) und nahm ohne Widerstand von einem Theile seines Stammgebietes, von Hi-Kenselagh, Besitz. Schnell zog ihm König Roderich, dem sich der Fürst von Breffney beigesellt, entgegen; es wurden mehre Gefechte geliefert, in einem blieb O'ruarcs Tainiste, oder der zu seinem Nachfolger erwählte Vetter, und am Ende kam es zu einem Vergleiche, den Dermod zum Theil den 100 Unzen Goldes, womit er den Fürsten von Breffney beschenkte, zu verdanken hatte. Auch in den spätern Kämpfen gegen Dermod und die Engländer erscheint letzterer stets in Roderichs Heeren, und er bewährte sich als ein so nützlicher Verbündeter, daß der König nicht umhin konnte,

Digitized by Google

seine Staaten durch Hinzugabe der östlichen Hälfte von Meath zu vergrößern. Diese Erwerbung veranlaßte aber eine neue blutige Fehde mit Dermod, der bis in das Herz von Breffney eindrang, zuletzt aber in zwei großen Schlachten unterliegen und schimpflich entfliehen mußte. Nicht so glücklich war O'ruarc, als er die Schmach zu rächen, welche die gesammte Streitmacht der Insel in der Belagerung von Dublin (1171) erlitten, bald darauf, nur von seiner Hausmacht begleitet, vor dieser Stadt erschien. Seine Angriffe waren äußerst heftig und kosteten den Engländern viele Leute, daher der Commandant, Milo von Cogan, selbst an dem Schicksale seiner Festung verzweifeln wollte; aber mit einem Male verschwanden die Irländer ebenso plötzlich, als sie gekommen waren; ein Sohn O'ruarcs fiel nämlich in einem der Stürme, und augenblicklich stäubte das Heer aus einander. Seine Widersetzlichkeit gegen die Engländer gab O'ruarc jedoch nicht eher auf, als bis Heinrich II. in Person nach Irland kam, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen zu empfangen; jetzt entsagte Tiernam der Freundschaft Roderichs, der doch seine Interessen vertheidigt, die ihm angethanen Unbilden gerächt, sein Gebiet so bedeutend vergrößert hatte, und der Abtrünnige wurde freiwillig des Königs von England Vasall. Seine Gebiete, Breffney, wie Meath, blieben ihm unverkürzt, allein er fühlte sich bald beunruhigt durch die englischen Colonien, welche Hugo von Lacy in dem westlichen Meath ansiedelte, und welche, seiner Behauptung nach, bereits anfingen, ihre Grenze zu überschreiten. Er begab sich nach Dublin, um gegen de Lacy Gerechtigkeit zu suchen, erhielt auch soviel, daß über die gegenseitigen Ansprüche verhandelt wurde. Ein Resultat hatte sich aber nicht ergeben, daher man irländischem Brauche nach eine zweite Zusammenkunft, auf dem Berge von Taragh, verabredete. In der Nacht vor der Zusammenkunft träumte, wie die Engländer berichten, dem Neffen des Moriz Fitz-Gerald, dem Griffith, sein Oheim und Hugo de Lacy würden von wilden Schweinen angefallen, und ein Eber von besonderer Wildheit würde beide zerrissen haben, wäre es ihm, Griffith, nicht gelungen, das Unthier zu erlegen. Seines Traumes voll suchte er die Zusammenkunft zu hintertreiben, aber de Lacy lachte des Träumers, und eilte dem Berge zu, wo auch Tiernam sich einfand. Nachdem man sich gegenseitig nochmals das Wort gegeben, jede Feindseligkeit zu unterlassen, schickten die Führer ihr Gefolge zurück, nur behielt jeder einige Vertraute bei sich. Griffith, immer noch mit seinem Traume beschäftigt, stellte aber noch außerdem in einiger Entfernung sieben bewährte Krieger auf. Lacy und Fitz-Gerald von der einen, Tiernam von der andern Seite eröffneten die Unterhandlungen, konnten sich aber in nichts verständigen. Der Irländer ging, ein Bedürfniß zu befriedigen, bei Seite, gab aber zugleich seinem Gefolge das verabredete Zeichen, sodaß dieses zugleich mit ihm die Höhe des Berges erreichte. Fitz-Gerald zog den Degen, aber kaum, daß er noch Zeit gehabt, den Lacy zum Widerstand aufzufodern, wurde er von O'ruarc angefallen. Sein Dolmetscher sprang dazwischen, um den Schlag der irländischen Streitart abzuwehren, und fiel auf den ersten Hieb. Lacy wurde zweimal zu Boden geworfen, und wäre unfehlbar des Todes gewesen, hätte nicht Fitz-Gerald seine Vertheidigung übernommen und wären nicht Griffiths sieben Männer und nachmals der Engländer Hauptmacht dazugekommen. O'ruarc wurde von Griffith erlegt, als er sich auf sein Pferd zu schwingen suchte. Seine drei Knappen hatten gleiches Schicksal, und unter seinen Truppen wurde ein arges Blutbad angerichtet (1173). Als des Sieges Trophäe wurde des erschlagenen Fürsten Haupt nach England gesendet, mit ihm ging seine Erwerbung, das östliche Meath, verloren. Die spätern Fürsten von Breffney verschwinden beinahe in den Chroniken der Engländer, bis auf die Zeiten der Königin Elisabeth. Brian O'ruarc, Fürst von Breffney, hatte sich in Verbindung mit Alexander Macdonald, dem Oberhaupte der schottischen Colonie in Ulster, gesetzt, und dessen Empörung auf alle Weise befördert; er hatte den Anton de Leyva, einen der spanischen Heerführer, welche dem allgemeinen Schicksale der unüberwindlichen Flotte entgangen waren, sammt seinen Truppen gastlich aufgenommen, und durch ihn Verbindungen mit dem spanischen Hof angeknüpft; er hatte der Königin Bildniß an einen Pferdeschwanz geheftet, durch die Straßen seines Wohnortes schleifen, sodann in Stücken schneiden lassen; er hatte der Königin getreue Unterthanen mit Feuer und Schwert verfolgt, und die Krone der Insel dem Könige Jakob VI. von Schottland angetragen. So vielfacher Frevel konnte der verdienten Ahndung nicht entgehen. Kaum war Anton de Leyva eingeschifft, um nach Spanien zurückzukehren, so überzog Bingham, der Präsident von Connaught, die Sitze der O'ruarcs, und Briam mußte nach unbedeutendem Widerstande seine Zuflucht in Schottland bei König Jakob suchen (1590). Auf dessen Geheiß wurde er aber alsbald verhaftet und den Engländern ausgeliefert, um die gewöhnliche Strafe des Hochverraths in ihrer ganzen Strenge zu erleiden (1591). In dem Laufe des Processes hatte er darauf bestanden, daß die Königin in eigner Person dem Gerichtshofe präsidire, damit abgewiesen, verweigerte er auf das Bestimmteste, sich auf irgend eine der ihm gemachten Anschuldigungen einzulassen. Ebenso wenig war er zu der fußfälligen Abbitte, die in England vor der Hinrichtung von dem Verbrecher gefodert wird, zu bewegen. Wegen dieser Halsstarrigkeit wurde ihm aber wahrscheinlich die letzte Bitte versagt. Er hatte gewünscht, man möge ihn nicht mit einem Stricke, sondern nach irländischer Weise mit einer aus Weidenzweigen geflochtenen Schlinge erdrosseln. Seine Güter wurden der Krone zugesprochen, und der Vicekönig Perrot bildete daraus die Grafschaft Leitrim, mußte aber noch längere Zeit mit Brians Sohne fechten, obgleich dieser den Pacificationen von Dundalk (1596 und 1597) beigetreten war. Der nämliche Fürst von Breffney erscheint noch später als einer der thätigsten Gegner des Grafen von Esser, in dessen Expedition gegen Tyrone; erfocht auch den wichtigen Sieg bei Belek (1599). Er hatte nur 200 Mann und damit überfiel er in einem Eng-

Digitized by Google

passe den Präsidenten Conyers Clifford, der an der Spitze von 1500 Engländern gegen ihn ausgezogen war. Conyers Clifford selbst, der Ritter Alexander Ratcliff und 120 Mann blieben auf dem Platze; der Rest wurde vollkommen zerstreut. Indessen wußten die Irländer, wie gewöhnlich, ihren Vortheil nicht zu verfolgen, und ein schweres Strafgericht traf die O'ruarcs. Sie wurden beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet und ihre Besitzungen, sammt dem Grafentitel von Leitrim, kamen an die de Burgo. Der letzte dieser Grafen von Leitrim starb im J. 1640. (*v. Stramberg.*)

Oruba, s. Curassao.

Orulong, s. Carolinen.

ORUM, ein Pfarrdorf im hildesheimischen Amte Schladen an der Ocker und unter dem Oder, mit 37 Feuerstellen und 323 Einwohnern; das Dorf, welches in der Geschichte jener Gegend am frühesten von allen Ortschaften genannt wird. Es ist das Nordheim an der Nobacca, bei welchem sich die durch Gripho aufgeregten Sachsen im J. 747 Pipin entgegenstellten; eben da wird es gewesen sein — es ist nur die Ocker genannt — wo sich 775 die Ostfalen mit ihrem Fürsten Hessi Karl unterwarfen, Treue schworen, Geiseln stellten, und wieder war es bei Orum, wo sich Karl im J. 780, als er von Eresburg und den Quellen der Lippe her ganz Sachsen durchzog, lagerte, und die Taufe der Bardengauer und der überelbischen Sachsen vollziehen ließ. Die Kirche des Orts wurde im J. 1022 dem Michaeliskloster zu Hildesheim beigelegt. (*Lüntzel.*)

ORUROS, Grenzort des römischen Reichs am Euphrat in Mesopotamien. *Plin.* VI, 26, 30. (*H.*)

ORUS, Name des Sternbildes „die Zwillinge" (s. d. Art.). — Über Schriftsteller dieses Namens s. Orion, Horos, Horus. (*H.*)

ORVAL, die berühmte und reiche Cistercienserabtei, in dem Herzogthume Luxemburg, ist bereits unter dem Art. Clairvaux (s. d.) beschrieben worden; es können demnach hier nur Verbesserungen und Zusätze gegeben werden. Dom Bernhard Percin de Montgaillard stammte nicht aus einer altenglischen Familie, sondern war von Geburt ein Gascogner, und lediglich sein Geschlechtsname Percin hat seinen Biographen Anlaß gegeben, ihn, ohne Beweis und ohne Wahrscheinlichkeit, den englischen Percy anzureihen. Die erste Abtei, die ihm der Erzherzog Albert verlieh, heißt keineswegs Nivelle, wie zwar auch bei Helyot zu lesen, sondern Nizelle, und liegt in Brabant, nördlich von Nivelle, zwischen Braine-l'Alleu und Braine-le-Comte; das Damenstift Nivelle war wol nicht zu einer männlichen Commende geeignet. In der Zahl der Äbte von Orval ist Dom Bernhard keineswegs der 38., sondern der 42. Unter seinem unmittelbaren Nachfolger, Lorenz von la Roche, im J. 1638, wurde die Abtei von den Franzosen geplündert und eingeäschert; Lorenz starb den 5. Dec. n. J. Der an seine Stelle ernannte Heinrich von Meugen hielt sich mit dem sehr reducirten Convent in dem Abteihause zu Longwy auf, und starb daselbst 1668. Dessen Nachfolger, Karl von Benzerad, aus Echternach, unternahm die Wiederherstellung des Klosters, und zugleich vom J. 1674 an der Klosterdisciplin, und er war in der Wiedereinführung der ursprünglichen Regel von Cisterz so glücklich, daß er, nicht aber Montgaillard, in dem Kloster selbst als dessen Reformator betrachtet wurde; den Franzosen Helyot, Ville-Forte und Châtelain fiel es freilich nicht ein, daß ein Gentilhomme Allemand (Karl von Benzerad) d'une sainteté solide, mais très-agréable, wie sich Châtelain ausdrückt, dergleichen habe zu Stande bringen können. Im J. 1706 schickte Karl eine Colonie aus, um das ihm von dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz übergebene Priorat Düsselthal, bei Düsseldorf, welches seitdem von Ignoranten für ein Trappistenkloster gehalten wurde, zu bevölkern. Er starb im J. 1707. Die von ihm eingeführte Reformation wurde aber von seinem Nachfolger, Stephan Henrion, mit Ernste gehandhabt, auch 1710, auf des Herzogs von Lothringen Begehren, nach Beaupré, unweit Lüneville, verpflanzt. Mit den Jahren wurde Stephan jedoch allmälig schwächer, es verbreitete sich ein Gerücht von Jansenistischen Umtrieben in der Abtei, und als der Abt von Grimberg mit einer apostolischen Commission in Orval eintraf, um eine Visitation anzustellen, ergriff, nach den ersten Besprechungen, der Prior sammt 14 andern Conventualen die Flucht. Sie gingen nach Holland, und gründeten dort das Priorat Rhynswick, unweit Utrecht, wozu ihnen eine starke, aus der Abtei mitgenommene Geldsumme gar förderlich war. Stephan starb im J. 1729. Ihm folgten Johann Matthäus Mommerts, Albert von Meuldre, Stephan Scholtus, Bartholomäus Lukas. Letztrer erlebte die abermalige und unwiderrufliche Zerstörung der Abtei durch die Franzosen; schon geraume Zeit vorher war die Strenge der Disciplin gar sehr gemildert worden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren der Conventualen gewöhnlich 80; die Conversen, etwa in gleicher Zahl, hatten in der Stiftskirche einen eigenen Chor. Unter diesen Conversen befanden sich häufig ausgezeichnete Künstler, einer ist der Welt als ein Schlosser ohne Gleichen bekannt geworden. Für das Gesinde und die Hüttenleute, denn die Abtei betrieb ein bedeutendes Eisenwerk, das sie auch überlebt hat, diente die St. Margarethenkirche, in der Nähe der Klostergebäude, als Pfarrkirche. In dem von der Abtei abhängigen, vier Stunden entfernten Priorate Conques lebten 20 Religiosen. Übrigens herrschte in Orval ein sehr feiner, ja vornehmer Ton, und große Gastfreiheit. — Ägidius von Orval, ein Zeitgenosse des 13. Abtes, des Johann von la Ferté, hat des Harigerus und Anselmus Gesta Pontificum Leodiensium von 1048 bis 1251 fortgeführt. In Orval fand auch der Herzog Wenceslaus von Luxemburg und Brabant seine Ruhestätte *). (*v. Stramberg.*)

*) Der Name Orval, aurea vallis oder das goldene Thal, ist der Sage nach auf folgende Art entstanden: Mechtildis, Gottfrieds des Buckeligen, Herzogs von Niederlothringen, Gemahlin, hatte im brabantischen Krieg ihren Gemahl, und bald nachher ihren einzigen Sohn verloren. Des Trostes bedürftig nahm sie ihre Zuflucht in dieses Kloster. Es trug sich aber unge-

Digitized by Google

Orvala *L.*, s. Lamium.

ORVANDILL, ÖRVANDILL, AURVANDILL, ohne Zeichen des Nominativs **ORVANDIL** (nord. Mythologie), ein Riese, mit dem Beinamen des Lebhaften, ward von Thor, als dieser von Norden herkam, und über die mythisch berühmten Elivagar (kalten Gewässer [1]) setzte, in einem eisernen Korb aus den Riesenwelten getragen. Eine seiner Fußzehen, die von ungefähr aus dem Korbe hervorragte, erstarrte vor Kälte, und brach ab. Thor warf sie an den Himmel empor, und gab dadurch einem Sterne, der Orvandilstá (Orvandilszehe) genannt ward, seine Entstehung. Orvandills Gattin war Groa, eine Wala (weissagendes Zauberweib). Sie sang über Thors Haupt, in welchem ein Stück von des Riesen Hrungnirs Steinkeile stecken geblieben, ihre Zauberlieder, bis der Stein sich lösen wollte. Als Thor dieses fühlte, suchte er sich dankbar zu beweisen, und erzählte ihr, was für einen Dienst er ihrem Gatten geleistet, und daß Orvandill bald nach Hause zurückkehren werde. Hierüber war die Wala so erfreut, daß sie sich keiner Zauberlieder mehr erinnerte, und der Wetzstein nicht loser als zuvor ward, sodaß er noch jetzt in Thors Haupte steckt [2]). Was die Isländer und übrigen Nordgermanen unter Orvandilstá für einen Stern verstanden, ist, soviel man weiß, nicht mehr bekannt. Trautvetter deutet Örvandil als die Erdachse und Umwälzung, Örvandilstá als Polarstern und Groa als das kalte Fieber, wie Karl Schmidt [3]) die Graeae, die Töchter des Phorkys und der Ceto; auch treffe sich Ähnlichkeit der Namen. Grán (alt), gränen, grämlich, sei das teutsche Wurzelwort. Die Deutung des Mythus gibt er durch die regelmäßige Wiederkehr und Zunahme jener Krankheit zu gewissen Tageszeiten [4]). Mone nimmt bei der Deutung vorliegender Göttersage darauf Rücksicht, daß nach dem Alvis-mal (10) [5]), wo die göttsaglich dichterischen Benennungen der Erde aufgeführt werden, die Alfar (Elfen) sie Gróandi (Grünende) nennen. Darnach ist ihm Örvandill das äußerste, Gróa (die Wachsende) das südlichere Nordland, und die nördlichen Elivagar das Eismeer, Örvandill der ewig kalte, das Polarland, das nie aufthaut, seine Fußzehe, die Thor zu einem Gestirne macht, also wahrscheinlich der Polarstern, Thor die Kraft des Erdfeuers. Er trägt den Örvandill über die Elivagar, das geschieht im Frühlinge, wo die gefangene Erdwärme vom Nordpole wieder zurückkehrt, darum sagt Thor zu Gróa, ihr Mann werde jetzt bald heimkommen, diese unterbricht darüber ihr Zauberlied, und so bleibt der Stein, der sich schon lösen wollte, stecken. Mit andern Worten faßt Mone die Deutung so zusammen: Die Erde im äußersten Norden thaut nur wenig auf, wenn der Polarstern höher steigt, oder über die Elivagar herüberkommt, und gefriert gleich wieder, wenn er zurückgeht. Daß Thor den Örvandill im Käfige (so) über die Elivagar trägt, ist nach Mone wol ein Bild der durch den Winter gefesselten und eingesperrten organischen Wärme, die mit dem Thor allerdings verwandt sei, darum er sie über das Eismeer zurückführe [6]). Verwandt mit Mone's Deutung ist die Finn-Magnusens Örvalldi, Aurvalldi, wie der Riese in der upsaler Handschrift heißt, erklärt er durch Koth oder Näße hervorbringend, oder wörtlich Kothwalter [7]), und Örvandill scheint ihm Thon- oder Kothzusammendreher, oder, wie er sich selbst ausdrückt, argillae sive luti contortorem zu bedeuten. Ihm ist es etwa ein allegorischer Name des Wetters oder Unwetters, der auf solche Wirkungen des Frühlingswindes anspielt. Dieses scheint ihm trefflich bestätigt zu werden durch den Namen seiner Gattin Gró oder Gróa, d. h. Flora (Cloris), eigentlich Grün-Werdende, Zu-Blühen Anfangende. Diese Frühlingsnymphe oder Zauberin unternimmt den Thor, den Elementar-Gott der Sommerwärme, mit Glück zu heilen, kann aber den Donnerkeil oder vielmehr den Hagel, den steinähnlichen, nicht hinwegschaffen [8]).

(*Ferdinand Wachter.*)

---

fähr zu, daß ihr goldener Trauring, an welchem ihr Herz hing, in einen Brunnen fiel. Da sie nun diesen wieder bekam, legte sie dem Orte den Namen aurea vallis — Orval — bei. (S. über dieses Kloster *Calmet*, Hist. de Lorraine, II. Preuves, p. 274. *Bertholet*, Hist. de Luxemb. III. p. 217 sq. IV. p. 16, 189, 390. V. p. 223 sq. *Bertelii* Hist. Luxemb. p. 90 sq.) Ein zeitlicher Abt des Klosters wurde im Laufe der Zeit Mitglied der Landstände in der geistlichen Kammer; denn diese Stiftung war eine der reichsten in den Niederlanden. Das Kloster, und besonders die Kirche, erbaut nach der Zerstörung durch die Franzosen im J. 1637, war ein Meisterstück der Baukunst, und reichlich mit Marmor geziert. Die Bibliothek war sehr merkwürdig, vorzüglich in Handschriften. Unter diesen besaß das Kloster eine dem Historiker höchst schätzbare Sammlung von autographischen Briefen Philipps II. von Spanien an den Grafen von Mansfeld, Gouverneur von Luxemburg, welche über die den Prinzen Don Karlos betreffenden Verhältnisse, aber nicht zum Vortheile des Prinzen, manches Licht verbreiteten. Aber im Sommer des Jahres 1793, in dieser furchtbaren Zeit der französischen Revolution, ging alles dieses, Kloster, Kirche, Bibliothek, unwiederbringlich zu Grunde. Die damals lebenden Klostergeistlichen zerstreuten sich und haben sich nie wieder zusammengefunden. Auch wird es nun wol immer ein Geheimniß bleiben, aus welchen Mischungen das hier fabricirte heilsame Orvalterwasser, auch Arquebusadewasser und Kaiserwasser genannt, dieses sehr gerühmte Fabrikat balsamischer Essenzen, bestanden habe. Der vorletzte Abt, Bartholomäus Lukas, ein gebürtiger Trierer, er war ein Freund Hontheims, des berühmten Verfassers des Febronius und der Hist. dipl. Trevir., war eine wahre Zierde dieser Stiftung, ein Geistlicher, der den Gaben des Geistes und der Kunst hold war. Er hatte nicht den Kummer, die barbarische Zerstörung zu erleben, denn er starb schon am 7. Jan. 1792. Sein Nachfolger, aber nur auf kurze Zeit, war Gabriel Claessens, mit welchem die Reihe der Äbte sich schließt. (*Wyttenbach.*)

1) S. Finn-Magnusen, Lex. Myth. p. 382, und den Art. Elivagar. 2) Saxo bei Rask, Snorra-Edda, p. 110, 111.

3) Der Zitterstoff und seine Wirkungen in der Schöpfung. 1. Th. S. 122. 3. Th. S. 182. 4) Trautvetter, Der Schlüssel zur Edda. S. 118, 119. 5) Große Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Th. S. 260. 6) S. Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 418, 419. Vergl. 404 fg. die Deutung Thors als kämpfenden Sonnenhelden. 7) Über die verschiedenen Bedeutungen, welche man in die mit or, ör, aur, zusammengesetzten Eigennamen legen kann, siehe in den Artikeln Orboda und Orgiafa; so kann man auch Örvalldi durch: über Gold Waltender, und Örvandill durch Geldverwandler, Örvalldi durch Bogenwalter, d. h. Bogenschütze, und Örvandill durch Bogenumwandler, d. h. Bogenspanner, erklären. 8) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 449.

Digitized by Google

ORVIETO, Stadt und Bisthum in der Delegation Viterbo im Kirchenstaat, auf einen Tuffsteinfelsen, den der Paglia bewässert. Sie ist gut gebaut, hat eine schön gebaute Kathedrale mit vielen trefflichen Gemälden, 14 Klöster und gegen 8000 Einwohner. Das Bisthum steht unmittelbar unter dem Papste. Von dieser Stadt oder von einem gewissen Orvietanus hat ein Heilmittel Orvietanum seinen Namen, indem nach einigen die Ärzte jener Stadt zuerst davon Gebrauch gemacht haben sollen, nach Andern dieser es erfunden hat. (*L. F. Kämtz.*)

ORVILLE (Jakob Philipp d'), Professor am Athenäum in Amsterdam, wo er den 28. Jul. 1696 geboren war. Seine Voráltern lebten in Frankreich, allein schon sein Großvater zog von Aix nach Hamburg und starb daselbst 1660. Sein Sohn (Jakob, Philipps Vater), den er in seinem 71. Jahre zeugte, ließ sich als Kaufmann in Amsterdam nieder und starb daselbst 1751, kurz vor seinem Sohn, im 92. Jahre. Im Besitz eines großen Vermögens wünschte er, daß auch sein Sohn sich der Handlung widmen möchte; allein für diesen hatte das Studium der alten Sprachen, worin die berühmten Männer Dav. Hoogstraten und Tiber. Hemsterhuys seine Lehrer waren, weit mehr Reiz, und dem ältern Peter Burmann gelang es, den Vater zu bereden, daß er seinem Sohn erlaubte, die wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen. Dieser begab sich daher im J. 1715 nach Leyden, wo er Jakob Gronov im Griechischen, und Burmann in der Geschichte, den Alterthümern und der Beredsamkeit zu Lehrern hatte, und sich auch mit dem Hebräischen und Arabischen bekannt machte. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er eigentlich die Rechtswissenschaft studiren, und er erhielt auch wirklich, nachdem er eine Dissertat. inaugural. ad leg. 65 sq. de acquirendo rerum dominio. (Lugd. Bat. 1721. 4.) geschrieben und vertheidigt hatte, die juristische Doctorwürde. Er begab sich darauf nach dem Haag, um sich in der juristischen Praxis zu üben, aber diese hatte so wenig Reiz für ihn, daß er ihr bald auf immer entsagte und zu seinen Lieblingsstudien zurückkehrte. Schon während seines Aufenthalts in Leyden hatte er eine Reise nach England gemacht, und jetzt sehnte er sich, die vornehmsten europäischen Länder zu besuchen, um gelehrte Bekanntschaften zu machen, und auf Bibliotheken Materialien zu den antiquarischen Werken zu sammeln, die er künftig herausgeben wollte. Wohl vorbereitet bereiste er in den Jahren 1723 bis 1728 Frankreich, die Niederlande, England, Italien, und Teutschland. Überall waren es die literarischen Schätze und die Besitzer derselben, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er machte Bekanntschaft mit den berühmtesten Gelehrten, in England mit Bentley, Cuningham, Davies, Markland, Chirchull, Potter, Wasse, Hutchinson; in Frankreich mit Fraguier, Sevin, Sallier, Chamillard, Boivin, Montfaucon, Tournemine, Boubier; in Italien mit Muratori, Tiepolo, Salvini, Gori, Cocchi; in Teutschland mit Apostolo Zeno, Mencke, Corte, Fabricius und Christoph Wolf. Mit vielen dieser Gelehrten trat er in freundschaftliche Verhältnisse, und unterhielt seitdem mit ihnen einen wissenschaftlichen Briefwechsel. Um die reiche Ausbeute an Manuscripten, Inschriften, Münzen und andern antiquarischen Seltenheiten, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte, zu benutzen und zu bearbeiten, beschloß er zu Utrecht seine Tage in gelehrter Unabhängigkeit zuzubringen. Allein da das Athenäum in Amsterdam damals in Verfall gerathen war, und man in ihm den Mann erkannte, der es wieder in Aufnahme bringen könnte, so ließ er sich von dem Magistrate seiner Vaterstadt bewegen, das Lehramt der Geschichte, Beredsamkeit und der griechischen Sprache an demselben zu übernehmen. Er trat es mit einer Oratio de Mercurii cum Musis felici contubernio (Amst. 1730) an, und seinen Bemühungen verdankte die berühmte Lehranstalt einen neuen Flor. Allein um seinen Lieblingsstudien desto ungestörter obliegen zu können, trat er seine Stelle 1742 dem jüngern Burmann ab, doch so, daß er den Titel und die Würde davon behielt. Er hielt sich darauf meistens auf seinem Gute Gronendal bei Harlem auf und starb zu Amsterdam den 14. Sept. 1751 am Steine. Selten besaß ein Gelehrter so reiche Schätze an alten Handschriften, kostbaren und seltenen Ausgaben, Münzen, Steinen und andern Alterthümern, als d'Orville, und zum unvergänglichen Ruhme gereicht ihm der gemeinnützige Gebrauch, den er davon machte. Mit der größten Bereitwilligkeit und ohne Mühe oder Kosten zu scheuen, unterstützte er die Gelehrten bei ihren literarischen Unternehmungen, daher auch zu seiner Zeit nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines griechischen oder römischen alten Schriftstellers erschien, an der er nicht einen vorzüglichen Antheil gehabt hätte. Havercamps Josephus, Reitzens Lucian, Wesselings Diodor von Sicilien und Veterum Romanorum itineraria, der Plutus des Aristophanes von Hemsterhuys, Schraders Musäus, Lenneps Koluthus, Abreschs Aristänet, Bernards Synesius, die Fragmente der Sappho, die Glossae chemicae, Livius, Cäsar, Virgil, Lucan, Sueton, Phädrus, Frontin, Libanius, die Poetae minores und verschiedene andere enthalten die Beweise davon. Aber nicht nur mit seinen reichhaltigen Sammlungen und Collectaneen unterstützte er bereitwillig gelehrte Unternehmungen, die in sein Fach einschlugen, sondern er war auch öfters der Versorger armer und verlassener Gelehrter, z. B. des berühmten Orientalisten Reiske, der während seines Aufenthalts in Holland, besonders in den zwei letzten Jahren, fast allein von d'Orville's Mildthätigkeit lebte. Das Hauptwerk, das er selbst herausgab, und zugleich der rühmlichste Beweis seiner großen antiquarischen Sprach- und Sachgelehrsamkeit, ist der zuvor niemals gedruckte griechische Roman, den er aus Italien mitgebracht hatte: Charitonis Aphrodisiaca s. Amatoriarum narrationum de Chaerea et Calirrhoe lib. VIII. graece et lat. cum animadversionibus (Amst. 1750. gr. 4. 6 Alphab. 13 Bogen). Ed. II. emendat. viror. doctor. adjectis auctior. (ed. *Ch. Dan. Beck*). (Lips. 1783). Die wohlgerathene Übersetzung ist von Reiske, d'Orville's Commentar aber verdient den Namen eines wahren Thesaurus graecae eruditionis, nach Becks Versicherung jedem

Digitized by Google

unentbehrlich, der die Natur und den Charakter der griechischen Sprache gründlich kennen lernen will. Die zahlreichen kritischen und exegetischen Anmerkungen dienen zur Erklärung einer Menge einzelner Stellen in sehr vielen griechischen und römischen Classikern, am meisten in Beziehung auf Manetho, Heliodor, Alciphron, Theokrit, die griechische Anthologie, Sinngedichte, alte In- und Steinschriften ꝛc. Diese Erläuterungen sind um so schätzbarer, da sie auf Handschriften beruhen, die der Herausgeber besaß, und meist gründlich ausgeführt und erwiesen sind [1]). Mit Peter Burmann gab er heraus: **Miscellaneae observationes a Britannis coeptae, et in Belgia continuatae** (Amst. 1732—1739). Vol. X; und allein, als Fortsetzung derselben, die **Miscellaneae observationes criticae novae in auctores veteres et recentiores** (Ib. 1741). Vol. IV. Beide reichhaltige Sammlungen enthalten viele treffliche kritische Bemerkungen über griechische und römische Classiker, auch einige über das neue Testament, und Abhandlungen über antiquarische Gegenstände von den berühmtesten in- und ausländischen Philologen jener Zeit. Burmanns Beiträge sind mit A, d'Orville's mit B bezeichnet. Mit dem einzigen Joh. Corn. von Pauw wurde letzterer in einen gelehrten Streit verwickelt, der von beiden Seiten mit heftiger Bitterkeit geführt wurde. Auf diese Veranlassung schrieb d'Orville, ohne sich zu nennen: **Critica vannus in inanes Jo. Cor. Pavonis paleas cum epilogo et indicibus necessariis** (Amst. 1737. 1 Alphab. 21 Bog.), eine beißende Satyre, aber voll antiquarischer Gelehrsamkeit, mit vielen aufklärenden Anmerkungen über Anakreon, Aristänet, Hephästion und andere griechische Schriftsteller [2]). In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich längere Zeit mit der Bearbeitung und Herausgabe seiner sicilischen Reise, wovon die Kupfer noch bei seinem Leben fertig waren. Das Werk selbst aber erschien erst lange nach seinem Tod unter dem Titel: **Sicula, quibus Siciliae veteris rudera, additis antiquitatum tabulis, illustrantur. Edidit et commentarium ad numismata Sicula XX tabulis aeneis incisa, adjec. *Pt. Burmannus secundus*** (Amst. 1764). Vol. II. Fol. Der erste Theil hat ein Portrait und 30 Kupfer; der zweite 24 Bl. Münzen und 5 Kupfer; ein für alte Geschichte, Literatur und Kunst wichtiges Werk. Was den unermüdeten Forscher am längsten beschäftigt hatte, und was die Gelehrten am meisten von ihm erwarteten, eine Ausgabe der griechischen Anthologie und des Theokrit, ist nicht erschienen. Zu beiden besaß er die reichhaltigsten Sammlungen, und unter seinem übrigen gelehrten Nachlasse befanden sich auch drei Foliobände **Animadversiones in Muratorii inscriptiones veteres.** Sein gelehrter Nachlaß kam nach England, und das Verzeichniß seiner Handschriften, die einen Theil der Bodlejanischen Bibliothek ausmachen, wurde unter dem Titel gedruckt: **Codices manuscripti et impressi cum notis manuscriptis, olim Dorvillian: qui in bibliotheca Bodlejana apud Oxonienses adservantur.** 1806. 4. — D'Orville hatte einen Bruder, **Peter**, der 1739 in Amsterdam als Doctor der Rechte und Kaufmann in jungen Jahren starb. Er war ein guter lateinischer Dichter, und seinen poetischen Nachlaß hat Jakob Philipp, mit eigenen Gedichten vermehrt, in einer schönen Ausgabe zum Drucke befördert: *Petri d'Orville*, **Jurisconsulti poemata** (Amst. 1740) [3]). (*Baur.*)

ORVIN, mit dem teutschen Namen **Illfingen**, reformirtes Pfarrdorf im bernerischen Oberamte Courtlari, mit 577 sehr thätigen Einwohnern. Dieses Dorf liegt in einem hohen Bergthal und grenzt gegen Morgen und Mittag an das ehemalige Gebiet der Stadt Biel. Es besitzt einen bedeutenden Umfang von grasreichen Alpen und treibt vorzüglich Alpenwirthschaft. Schon im J. 957 geschieht desselben in einer Urkunde Erwähnung. Der alte Name ist Ulnens, und so nannte sich auch der Adel, der eine Zeit lang hier erscheint. Von den Grafen von Nidau kam der Ort an die Bischöfe von Basel, die eine eigene Voigtei daraus bildeten, welche aber meistens von dem Meier zu Biel verwaltet wurde. Sie wurde 1797 mit Biel der damaligen franz. Republik einverleibt, 1815 aber an die Schweiz abgetreten und hierauf mit dem größten Theile der übrigen Besitzungen des Bischofs von Basel mit dem Canton Bern vereinigt. (*Escher.*)

ORWA (عروة), der Sohn des Zobeir, soll nach Hadschi Chalfa unter مغازي رسول الله der erste gewesen sein, welcher über die Maghâzi, d. i. die in den ersten Zeiten des Auftretens Muhammeds und seiner ersten Nachfolger bestandenen Religionskämpfe, geschrieben habe. Er war einer der sieben ersten berühmten Rechtsgelehrten in Medina, und wurde um 643 n. Chr. geboren. Er starb im J. 711 oder 712. Abulfeda beschreibt in den Annalen (I, 444) seine Abstammung, und erwähnt, daß sein Bruder Abdallah (s. am a. O. zum J. 63) Khalif gewesen sei. Vergl. auch **Ibn Fozlan** XIII. (*Gustav Flügel.*)

ORWAN (عروان), eine in Hedschâz befindliche Hochebene, auf welcher die Stadt Tâïf liegt. Vergl. darüber Chrest. Arab. par *de Sacy* II, 271 und Rommel in *Albufed.* Arab. Descr. p. 64, wo jene Hochebene als der kälteste Punkt in Hedschâz geschildert wird. Das Wasser gefriere daselbst oft. (*Gustav Flügel.*)

ORWISBURGH, Hauptort der Grafschaft Schuylkill in Pennsylvanien, am Millcreek, zwischen den beiden Armen des Schuylkill gelegen. Er enthält ein Rathhaus, auf welchem die Countycourts gehalten werden, ein Gefängniß, eine Akademie und ein Postamt. (*L. F. Kämtz.*)

1) Nova acta erudit. 1751. p. 92 sq. Fuhrmanns Handb. d. class. Lit. 1. Bd. 517. 2) Nova acta erudit. 1. Febr. 1739. p. 65—7

3) *P. Burmanni jun.* orat. fun. in obitum J. P. d'Orv. (Amst. 1751. 4.); auch bei Sicula etc. Acta societat. lat. Jenens. Vol. III, 319. Leipz. gel. Zeit. 1751. S. 689. Jahrg. 1752. S. 225. Strodtmanns neues gel. Europa. 2. Th. S. 330. 5. Th. S. 251. Schmersahl von verst. Gel. 2. Th. S. 781. *Saxii* Onomast. T. VI. p. 546 et 504.

Digitized by Google

ORY (François), Franciscus Aurelius, geboren zu Mans, Professor der Rechte zu Orleans, wo er 1657 verstorben ist. Außer einem Apparatus jurisprudentiae und einem Buche de pacto dotalibus instrumentis adjecto, gab er unter dem Namen Osius Aurelius 1692 zu Orleans ein Werk heraus: Dispunctor ad Merillium de variantibus Cujacii interpretationibus, welches sehr viel Aufsehen machte, und, weil es sehr selten geworden ist, in Otto's Thesaur. jur. Rom. T. III. p. 685—800 wieder abgedruckt ist.

Veranlassung zu dieser Schrift gab der Umstand, daß der berühmte Cujacius, wie es dem wahrheitsliebenden Manne geziemt, oft seine Überzeugung bei Erklärung dunkeler Stellen änderte, und daher in seinen spätern Schriften bisweilen seine frühere Ansicht aufgab und eine neue aufstellte. Dieses warfen ihm seine Gegner oft als Ignoranz, wenigstens als Inconsequenz, vor, und so beliebte es auch dem Edmund Merille zu Bourges, in einem eigenen Werke: Variantes Cujacii interpretationes (Paris 1638. 4.) diese sogenannten Varianten zu sammeln. Ory trat nun gegen Merille in seinem Dispunctor auf, und suchte ihn zu widerlegen.

Eine Ohrfeige, die Ory erhielt, ist in der Literargeschichte merkwürdig geworden. Er selbst gibt den Vorgang dahin an: Quod ait Cujacius, erzählt er, temulentos pleraque ad legem *Vinum* (in den Digesten) scribere quosdam interpretes, non ausim ipse dicere, sed ira adeo permotum virum fortissimum, mihique nunc et olim amicissimum, in ea agitanda, dum suam ratam esse vult opinionem, aliquando infensum sensi; ut cum duriusculum aliquid, et forte subcontumeliosum, arbitrio suo, oblocutus essem, subinde ab eo vapularem, et quasi temulentus ego, ob impactum non perfunctorie colaphum, viderer mihi videre micantes igniculos, stellulasque media luce discurrentes. Indessen nicht Cujacius war es, der ihm diese Ohrfeige zutheilte, sondern Aimé Monet, sein College, und gleichfalls Professor der Rechte zu Orleans.

Ein Verwandter von Franz Ory war Johann Ory, gleichfalls aus Mans gebürtig, welcher Advocat und Dichter war, um 1544 lebte, und Mehreres über die Alterthümer von Mans geschrieben hat. Doujat hat ihn in seiner Rechtsgeschichte mit dem unsrigen verwechselt. — Enkel des Johann Ory war Michael Bourrée, Seigneur de la Porte, ein berühmter lateinischer und französischer Dichter*). (*Spangenberg.*)

ORYCTERI *Dumeril* (Insecta). Eine Familie der Gymnopteren mit folgenden Kennzeichen: Hinterleib kegelförmig, auf einem eingeschnürten Stiele sitzend, Fühler 14 bis 17gliederig, nicht gebrochen, Lefzen und Maxillen nicht über die Mandibeln reichend, Flügel ungefaltet. Diese Insecten graben andere, nachdem sie solche getödtet, besonders Raupen und Spinnen, in die Erde und legen ihre Eier dazu, damit sich die Larven davon nähren können. Es gehören hierher die Gattungen Typhia, Larra, Pompilus, Pepsis, Trypoxylon, Sphex. (D. *Thon.*)

ORYCTEROPUS *Geoffroy* (Mammalia). Eine den Ameisenfressern zunächst verwandte, von Linné und Andern auch zu denselben gezählte Säugethiergattung, welche zur Ordnung edentata und zur zweiten Familie derselben gehört. Man findet bei ihr weder Schneide-, noch Eckzähne, wohl aber Mahlzähne. Die Wurzeln dieser, sagt F. Cuvier (dents des mammifères) weichen nicht von der Krone ab, aber sie haben keine Höhle für die Zahnkapsel, wie man es doch bei allen Arten Zähnen der Säugethiere findet; vielmehr scheinen sie eine eigene Modification der Entwickelung dieser Organe darzustellen. Wie alle Zähne, welche der eigentlichen Wurzeln ermangeln, scheinen sie fortwährend zu wachsen, aber anstatt aus auf einander folgenden, sich immer neu erzeugenden Lagen gebildet zu sein, sind sie oder scheinen vielmehr aus fünfseitigen Längsfibern zusammengesetzt, deren Mittelpunkt oder Achse durchbohrt oder angefüllt ist, mit einer dunklern Farbe als diejenige der Fibern selbst ist. Nach den meisten Angaben sollen sich in beiden Kiefern 24 Mahlzähne, d. h. auf jeder Seite sechs oben und sechs unten befinden, aber schon Fr. Cuvier bemerkt, daß in der obern 14 vorhanden, indem ein ganz kleiner weit von den andern nach Vorn hin steht, der, da er kaum aus dem Zahnfleische hervorragt, wenig bemerkt wird. Diese Angabe bestätigt auch Smuts (Diss. Mammalia Capensia 1832). Auch der zweite Mahlzahn ist noch sehr klein und erst von dem dritten kann man sagen, daß er die Kauwerkzeuge beginnt. Sein Durchschnitt zeigt ein längliches Oval; der vierte und siebente sind von gleicher Länge, aber viel breiter, die beiden andern, die größten von allen, haben an jeder ihrer Seitenflächen eine breite Furche und scheinen aus zwei an einander gefügten Cylindern zu bestehen. Die drei ersten Zähne des Unterkiefers sind dem zweiten, dritten und vierten des Oberkiefers ziemlich ähnlich, aber kleiner, dagegen die drei hintern etwas größer als die drei hintern des Oberkiefers sind, denen sie übrigens analog gebaut, und auf welche sie passen.

Die andern Kennzeichen der einzigen Art, aus welcher die Gattung besteht, sind der sehr verlängerte, der allgemeinen Form nach kegelförmige Kopf, der in eine Art Rüssel ausläuft, den man immer mit dem eines Schweines verglichen hat, ob er diesem gleich nur in der Endstellung der Nasenlöcher ähnlich ist; die häutigen, sehr langen und etwas spitzigen Ohren, der sehr wenig gespaltene Mund und die Augen von mittlerer Größe, der ziemlich langgestreckte Körper mit dem an der Wurzel sehr dicken, kegelförmigen Schwanze, die starken Glieder, die indessen ziemlich kurz und von denen die vordern vierzehig, zehengehend, die hintern fünfzehig sohlengehend, die sehr starken, sehr dicken, sehr zusammengedrückten Krallen, welche besonders an den hintern Füßen fast das ganze Nagelglied, ähnlich einem wahren Hufe, umgeben. Die Zunge ist wenig ausdehnbar. Die Haut hart und dick, ist fast nackt an den Ohren und am Bauch, auf dem Kopfe, den drei hintern Viertheilen des

*) S. außer Jöcher, *Otto* praef. ad thesaur. Jur. Rom. T. III. p. 54. *Haubold* instit. jur. Rom. lit. T. I. nr. 154. *Menagiana* T. IV. p. 90, 91.

Digitized by Google

Schwanzes und auf der Rückenseite der vier Füße nur mit kurzen Haaren besetzt, welche dagegen auf dem Schenkel, dem Schienbein und an der hintern Seite des Vorderarms sehr lang sind. Der übrige Körper, Glieder und Schwanz sind mit barschen, dünnstehenden, mittellangen Seidenhaaren besetzt.

Wie schon bemerkt, kennt man nur eine einzige Art, O. capensis (Myrmecophaga capensis *L. Buffon* ed. *Allamand* Suppl. VI. t. 31. *Cuvier* ossemens fossiles V. t. 12. Skelett ꝛc.), welche sich am Kap der guten Hoffnung findet, von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel 3½ Fuß, von dieser bis an die Spitze 1 Fuß, 9 Zoll mißt. Die Ohren sind etwas über einen Fuß lang, die Höhe beträgt 13 Zoll. Der Körper ist röthlich grau, Schienbein, Vorderam und Füße sind schwärzlich, der Schwanz fast weiß. Am Cap wird dies Thier Erdferkel (Aerd-varkens) genannt und sein Fleisch gegessen, ob es gleich nach Ameisen schmeckt. Es lebt in Höhlen unter der Erde, welche es bei Gefahr mit außerordentlicher Schnelligkeit graben soll. Seine Nahrung, die Ameisen, soll es gleich den eigentlichen Ameisenfressern (Myrmecophaga) mit der Zunge auflecken, welche mit einem klebrigen Schleime bedeckt ist. (D. *Thon.*)

Orycterus, s. Bathyergus.

ORYCTES *Illiger* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Section Pentamera, der Familie Lamellicornes, der Tribus Scarabaeides und der Division Xylophili, aus Linné's Gattung Scarabaeus gesondert. Ihre Kennzeichen bestehen in den Maxillen, welche mit einem lederartigen oder krustigen Lappen endigen, der ungezahnt und nur mit stachelförmigen Haaren besetzt oder einfach behaart ist, sowie in den fast gleichlangen Füßen, an welchen die vier hintern Schienen dick, stark eingeschnitten oder ausgerandet sind und ein tief ausgeschnittenes, bei manchen Arten fast sternförmiges Ende haben. Der Körper dieser Käfer ist in der Regel doppelt so lang als breit, cylindrisch unten behaart und mehr oder weniger röthlichbraun, der Kopf ist dreieckig, sitzt in einer buchtigen Ausrandung des Thorax und ist viel kleiner als dieser. Die Fühler sind so lang als der Kopf, kniefömig gebogen, haben einen blätterigen Kopf, stehen vor den Augen und sind von diesen durch einen hornigen Vorsprung getrennt. Die Augen sitzen ganz unten am Kopfe, stoßen an den Thorax an und sind eben durch den gedachten Vorsprung getheilt. Die Männchen haben immer ein Horn auf dem Kopfe, meist gegen den Rücken hingebogen, oft von besonderer Größe, bei den Weibchen vertritt dessen Stelle ein Höcker. Der Thorax ist an der Wurzel so breit als die Flügeldecken, an den Seiten zugerundet, nimmt nach dem Kopfe zu ab, ist an der Verbindung mit dem Leibe buchtig, vorn aber abgestutzt und ausgehöhlt, bei den Männchen meist mit verschiedenen Hervorragungen versehen. Das Schildchen ist ziemlich groß, dreieckig, mit zugerundeten Ecken; die Flügeldecken sind lang, mehr oder weniger glatt, hinten abgerundet und den After unbedeckt lassend. Die Füße sind stark im Verhältnisse zum Körper von mittlerer Größe, die vordern meist mit drei Zähnen an der äußern Seite der Schienen. Zwischen den starken gekrümmten Tarsenklauen steht noch ein steifes, an der Spitze getheiltes Haar. Die Larven leben, wie die der Scarabäen, denen sie in der Gestalt gleichen, in vegetabilischen in Zersetzung begriffenen Materien, z. B. die der gemeinsten hier und da in Teutschland, in Frankreich ꝛc. nicht selten vorkommenden Art (O. nasicornis *Linn.*) des gemeinen Nashornkäfers, in Eichenlohe und vorzugsweise in mit solcher Lohe hergestellten Mistbeeten. Sie ist schmuziggelb, hier und da mit Grau gemischt, besonders am Körperende, wo die dunkle Nahrung durch die Haut durchschimmert. Sie bedarf mehrer Jahre, um ihr vollkommenes Wachsthum zu erreichen und webt dann zur Verwandlung eine eiförmige Hülse aus Lohe oder Erde, worin sie zu einer gelblichen Nymphe wird, an der man alle Theile des künftigen Käfers ziemlich entwickelt sieht. Nach dem Ausschliefen aus dieser Hülle bleibt der Käfer noch einen ganzen Monat in seiner Hülse, damit der Körper die nöthige Festigkeit erlange.

Die Gattung ist nicht reich an Arten, indessen hat man doch eine zur besondern Gattung erhoben. Mac Leay hat eine Gattung Orphnus daraus gebildet, die er (Horae entomologicae in der franz. Ausgabe: Annulosa javanica. Paris 1833. p. 33) folgendermaßen charakterisirt: Antennae 10 articulatae, articulo basilari magno, vix elongato, conico secundo subgloboso; 3tio, 4to, 5to, 6to et septimo brevissimis, transversis; ultimis paulo sensim latioribus, capitulo lamellato plicatili, subgloboso. Labrum clypeo fere occultatum, margine antico solum exserto. Mandibulae exsertae, arcuatae, subtrigonae, basi crassae, extus rotundatae, apice acutae, intus unidentatae. Maxillae inermes, processu unico crustaceo, triquetro-trigono, sed laciniae apicalis loco fasciculo ciliato, extus arcuato, ciliis spinulosis. Palpi labiales articulo ultimo majore, subovato. Mentum subquadratum apice truncato. — Clypeus in masculis unicornis. Corpus ovatum. Thorax antice truncatus aut excavatus, coleoptris abdomen postice non obtegentibus. Tibiae anticae extus 3 dentatae, aliae lineis transversis. Als Typus ist nur Geotrupes bicolor *Fabricius* angeführt, supra niger, subtus brunneus, thorace retuso bidentato; lateribus punctatis, capitis cornu brevi erecto plano, elytris vix striatis. Vaterland Indien. Dejean in der zweiten Ausgabe seines Katalogs zählt noch drei andere Arten, meleagris, senegalensis und nitidulus auf.

Von den eigentlichen Orycten-Arten erwähnen wir nur folgende als der merkwürdigern:

1) O. Rhinoceros *Fabr.* (*Olivier* ed. *Sturm.* t. 20. f. 4). Thorax gestutzt, mit zwei kleinen Höckerchen, Kopf mit einem einfachen Horne, Kopfschild zweispaltig, Flügeldecken punktirt. Etwas größer und länger als der gemeine Nashornkäfer, schwärzlichbraun. Vaterland Ostindien.

2) O. Boas *Fabr.* Thorax gestutzt, mit einem Eindruck und zwei Zähnen, Kopf mit einem einfachen zurückgekrümmten Horne. Die Flügeldecken pechbraun, mit einer einzigen punktirten Linie an der Naht. Ge-

Digitized by Google

ſtalt und Größe des gemeinen Nashornkäfers. Vaterland Senegal und Sierra Leona.

3) O. nasicornis *Linn.* (Röſel Inſectenbeluſtigungen. II. t. 6, 7). Faſt zwei Zoll lang, kaſtanienbraun, die Spitze des Kopfſchildes geſtutzt, auf demſelben ein nach Hinten gekrümmtes Horn bei dem Männchen, bei dem Weibchen nur eine Spitze, der Thorax vorn geſtutzt, oben am Rande mit drei Zähnen, Flügeldecken glatt, mit einem Streif an der Naht und feinen punktirten Linien. In Teutſchland, Frankreich. (D. *Thon.*)

ORYGIA. Eine von Forskol (Fl. aeg. — ar. p. 103) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der ſechsten Ordnung der eilften Linné'ſchen Claſſe und aus der Familie der Aizoïdeen (Ficoïdeen). Char. Der Kelch ſtehenbleibend, fünftheilig; gegen 20 lanzettförmige Corollenblättchen; ſechs fadenförmige Narben; die Kapſel fünffächerig, fünfklappig, vielſamig. Von den beiden Arten, welche Forskol gefunden hat, gehört nur eine hierher: O. decumbens *Forsk.* (l. c. Portulaca *Vahl* symb., Talinum *Willd.* sp. pl.), ein kleiner, niederliegender, arabiſcher Strauch mit umgekehrt eiförmigen, ſtumpf-ſtachlichten, wie mit Mehl beſtreuten Blättern und in den Blattachſeln ſtehenden, purpurrothen Blüthentrauben. Die andere Art, O. portulacifolia *Forsk.* iſt ein Talinum (cuneifolium *Willd.* sp.). — Orygia *Stackhous.*, ſ. Laminaria. (*A. Sprengel.*)

ORYGMA *Meigen* (Insecta). Eine Gattung Zweiflügler, aus der Familie Muscides (Meigen, Syſtematiſche Beſchreibung der europ. zweiflügl. Inſecten. VI. p. 6. t. 55. f. 13—17) mit folgenden Kennzeichen: Fühler klein, entfernt ſtehend, niedergedrückt, dreigliederig, das dritte Glied eirund, zuſammengedrückt, an der Wurzel mit nackter Rückenborſte. Das Untergeſicht zurückgehend, nackt, Stirn breit, flach, borſtig. Augen rund, klein. Hinterleib elliptiſch, haarig, fünfringelig. Beine ſtark.

Es iſt nur eine Art, aus England, bekannt. Die Stirn iſt borſtig, ſchwarz, auf dem Scheitel mit drei Punktaugen. Das Untergeſicht rothgelb, ſowie die Fühler. Das Rückenſchild iſt ziemlich flach, faſt viereckig, borſtig, ohne eigentliche Quernaht. Der Hinterleib iſt elliptiſch, flach gewölbt, fünfringelig, ſtark behaart, am After mit einem kugeligen Fortſatze. Die Beine ſind roſtgelb, haarig. Die Schwinger liegen unbedeckt, die Flügel ſind etwas bräunlich, die erſte Längsader iſt doppelt, die zweite mündet vor der Spitze am Vorderrande. Die Länge dieſer Fliege beträgt nur drei Linien. (D. *Thon.*)

ORYITHOS und Krambis, Söhne des Phineus und der Kleopatra, die der Vater blenden ließ, bewogen durch die Verleumdungen der Stiefmutter Dia. Andere haben für Oryithos die Form Oarthos. Schol. Apollon. II, 178, 238. (*Klausen.*)

ORYKTOCHEMIE, chemiſche Zergliederungskunſt der Mineralien, (ſ. Chemie und Mineralien.) (*Th. Schreger.*)

ORYKTODENDROLITH (Paläophyt.). Oryktodendrolithus, iſt eine bei ältern Schriftſtellern zuweilen vorkommende pleonaſtiſche Benennung, gebildet aus ὀρυκτὸς gegraben, δένδρον Baum und λίθος Stein, ſtatt Dendrolith, Holzſtein, Baumſtein, oder ſtatt Oryctodendron, gegrabener Baum, gegrabenes Holz. (*H. G. Bronn.*)

Oryktognosie, ſ. Mineralogie.

Oryktograph, ſ. Oryktographie.

ORYKTOGRAPHIE (Paläont.). Das Wort Oryctographia, engl. Orycography, gebildet aus ὀρυκτὸς gegraben, und γράφω ich ſchreibe; alſo „Beſchreibung des Gegrabenen," wird angewendet 1) bald in ganz allgemeinem Sinne zur Bezeichnung der Beſchreibung des Bodens nach ſeinen Beſtandtheilen und weſentlichern oder zufälligern Einſchlüſſen, ſelbſt inſofern dieſe in Kunſtproducten, Moſaik, Münzen und dergleichen beſtehen, und zwar insbeſondere gern in Beziehung auf ein gewiſſes Land oder eine gewiſſe Gegend. So haben wir von Lachmund eine Oryctographia Hildesheimensis (Hildesh. 1669. 4.), von Baier eine Oryctographia Norica (Norimb. 1708. 4.) ꝛc. — 2) Oder es bezieht ſich der Ausdruck Oryktographie ganz oder vorzugsweiſe nur auf die Beſchreibung der foſſilen Reſte organiſcher Körper einer Gegend, und zerfällt dann, jenachdem dieſe von Thieren oder Pflanzen herrühren, in Oryktozoographie und Oryktophytographie. In dieſem Sinne nahm auch Profeſſor Beringer das Wort in ſeiner Oryctographia Wirceburgensis (1726. Fol.), welche jedoch in der That eine ganz andere Bedeutung erhalten hat, da er nämlich lediglich aus Thone gefertigte und beim Töpfer gebrannte Artefacte beſchrieb, in welchen einige ſeiner Schüler, wie angegeben wird, auf Veranlaſſung der Jeſuiten, welche Beringern feindlich geſinnt waren *), allerlei Inſecten, Nacktſchnecken, Spinnenweben und andere der Verſteinerung gar nicht fähige Theile, ſelbſt hebräiſche Buchſtaben, die Sonne und den Mond ganz roh nachgebildet hatten, welche ſie ihn dann in einer benachbarten Sandgrube finden ließen. Alle dieſe Dinge bildete er in einem beſondern Werk ab und beſchrieb ſie, indem er ſich ſehr bemühte zu erklären, wie es möglich geweſen, daß der Abſchein der Sonne und des Mondes verſteinern konnten. Erſt als ſein Werk ſchon beendigt war, erfuhr er den ihm geſpielten Betrug durch ein Billet, wollte jedoch die großen Koſten nun nicht vergeblich aufgewendet haben, und gab ſein Werk heraus. Jene Kunſterzeugniſſe wurden dann noch lange Zeit unter dem Namen der „Beringerſchen Poſſenſteine" zu einem Gulden das Stück im Mineralienhandel umgeſetzt, und finden ſich gewöhnlich noch unter den Curioſitäten älterer Sammlungen. — 3) Dem Wortlaute nach wird jener Ausdruck am richtigſten gebraucht zu Bezeichnung des beſchreibenden Theiles der ſyſtematiſchen Mineralogie oder eigentlichen Oryktologie, wo es mithin lediglich auf Foſſilien von unorganiſcher Form und Entſtehung (—) ſich bezieht (ſ. Mineralogie). (*H. G. Bronn.*)

*) *J. D. Hahn*, in Sermone academico de scientia naturali ab observationum et experimentorum sordibus repurganda. (Traject. ad Rhen. 1753.) p. 27.

Digitized by Google

ORYKTOLOGIE (Paläont.) Das Wort Oryctologia, Oryctologie, engl. Oryctology, die „Lehre" oder „Kunde von dem Gegrabenen" ist eigentlich gleichbedeutend mit Mineralogie, weshalb wir auf diesen Artikel verweisen. Dieses Wort hat demnach einen weitern Umfang der Bedeutung als Oryktographie und als Oryktognosie, die sich nach ihrer etymologischen Bedeutung nur mit der Beschreibung und mit den Unterscheidungskennzeichen der Mineralien zu befassen hätten (s. diese Ausdrücke).

Parkinson inzwischen hat den obigen Ausdruck in einer andern Bedeutung bei seinen Outlines of Oryctology (London 1822) genommen und ihn nur auf die Lehre von den fossilen Resten der organischen Körper bezogen, in welcher er eine Anleitung zum Studium derselben sowol nach ihren Formen, als in ihren Beziehungen zur Bildung der Erde zu geben beabsichtigt. Sie zerfällt in Oryktozoologie und Oryktophytologie. (*H. G. Bronn.*)

Oryktophytographie, s. Oryktographie.

Oryktophytologie, s. Oryktologie.

Oryktozoographie, s. Oryktographie.

Oryktozoologie, s. Oryktologie.

ORYSSUS *Latreille* (Insecta). Eine Hymenopteren-Gattung aus der Section Terebrantia, Familie Securifera und der Tribus Urocerata (*Latreille* in *Cuvier* règne animal ed. 2. V. 278) aus Sirex *L.* gesondert, von denen Fabricius eine Art früher zu Sphex gezogen hatte. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler sind nahe am Mund eingelenkt und haben zehn oder eilf Glieder, die Mandibeln sind zahnlos, die fünfgliederigen Maxillarpalpen sind lang, das hintere Ende des Hinterleibes ist fast zugerundet oder schwach verlängert, der Legestachel ist haarförmig und spiralförmig im Leibe verborgen. Der Körper ist cylindrisch, der Kopf vertical, etwas breiter als der Thorax, der vorn zusammengedrückt, die Augen stehen seitlich, sind groß, eiförmig und ganzrandig; die drei Nebenaugen sind gleichgroß, entfernt stehend und bilden auf dem Scheitel einen gleichseitigen Triangel; die Fühler sind fadenförmig, etwas gebogen, vibratil, etwas kürzer als der Thorax und bestehen beim Männchen aus eilf, beim Weibchen aus zehn Gliedern. Die Lefze ist deutlich sichtbar, lederartig, klein, flach zugerundet, und vorn gefranzt; die Mandibeln sind hornartig, vorspringend, kurz, dick und laufen ohne Zähne in eine Spitze aus; die Maxillen sind lederartig, bilden eine halbe zusammengedrückte Röhre, sind außer in der Mitte etwas gewölbt, und endigen in ein häutiges, breites, zugerundetes, etwas behaartes Stück, welches in der Ruhe das Ende der Unterlippe bedeckt; die Palpen sind groß, sitzen auf dem Rücken der Maxillen, sind borstenformig, hängend, und bestehen aus fünf Gliedern; die Unterlippe ist klein, häutig, fast von ihrem Ursprung an mit einem lederartigen, ringförmigen Stücke bedeckt, über welchem unmittelbar die Palpen eingefügt, welche dreimal kürzer als die Maxillarpalpen und dreigliederig sind; der Thorax ist eiähnlich, gestutzt, die horizontalen Flügel reichen bis an das Ende des Hinterleibes, ihr Randstigma ist sehr groß, eiförmig. Sie haben nur eine große und unvollständige Radialzelle und zwei Cubitalzellen, von denen eine den zurücklaufenden Nerven aufnimmt. Der Hinterleib ist noch einmal so lang als der Thorax, cylindrisch, vorn verschmälert, hinten zugerundet, aus acht bis neun Ringen bestehend. Die Füße sind von mittlerer Größe und haben bei den Männchen fünf Tarsen, bei den Weibchen aber haben die vordern beiden nur drei und das Wurzelglied über das zweite verlängert.

Man findet diese Insecten im Frühjahr in Wäldern an Baumstämmen, namentlich auf Tannen, Buchen und Eichen. Ihre Verwandlungsgeschichte ist noch unbekannt, wahrscheinlich aber leben die Larven im Holze. Man kennt bis jetzt nur zwei in Teutschland und Frankreich einheimische Arten.

1) O. coronatus *Fabricius* (Sirex Vespertilio *Panzer* Fauna 52. n. 19. Weibchen. *Jurine* nouvelle methode pl. 7. gen. 8. Männchen. Oryssus Vespertilio *Klug* Monographia Siricum t. 1. f. 1) fast einen kleinen Zoll lang, schwarz, vorn auf dem Kopfe zwei weiße Linien, Hinterleib rothgelb, mit schwarzer Wurzel und Spitze; diese beim Männchen mit einem weißen Flecke.

2) O unicolor *Latreille.* Einfach schwarz. Im bois de Boulogne bei Paris. (D. *Thon.*)

Orythia, s. Rhizostoma, Geryonia, Favonia.

Orythia, s. Orithia.

ORYX (Mammalia). Von Blainville aufgestellte Antilopengattung (Antilope), diejenigen Arten begreifend, bei welchen beide Geschlechter mit sehr großen spitzigen graden oder rückwärts gekrümmten geringelten Hörnern versehen sind, indessen bei den meisten die nackte Schnauze und die Thränengruben fehlen, auch die Haarbüschel an den Beinen mangeln, dagegen Poren in den Weichen, zwei bis vier Zitzen und ein langer Büschelschwanz vorhanden. Es gehören hierher die Arten A. Truteri, Oryx, Leucoryx, Gazella, Leucophaea, equina und Lervia. Cf. *Fischer* Synopsis Mammalium. p. 477. Suppl. (D. *Thon.*)

ORYZA *L.* Reis. Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der Familie der Gräser, in welcher sie, nebst acht andern Gattungen eine besondere Gruppe, Oryzeae, bildet. Char. Die Blüthe rispenförmig, der Kelch einblumig, zweispelzig, sehr klein; die Corolle zweispelzig, stehenbleibend, mit kahnförmigen Spelzen, von denen die untere auf dem Rücken mit einem Höcker, an der Spitze meist mit einer Granne versehen ist; unter dem Fruchtknoten stehen ausgerandete gezähnte Schüppchen; die Karyopse ist in die stehenbleibenden Corollenspelzen gehüllt, gestreift (*Pal. Beauv.* agr. t. 7. f. 7, 8). Von den drei Arten ist die bekannteste O. sativa *L.* (der gemeine Reis, Metzg. Cer. T. 13.), eine aller Wahrscheinlichkeit nach in Ostindien einheimische Getreideart, deren schon Aristoteles (nach Schneiders Conjectur hist. an. 8, 25 ὄρυζα), Theophrast (hist. pl. 4, 5 ὄρυζον) und

Digitized by Google

Dioskorides (Mat. med. 2, 117 ὄρυζα) erwähnen. Der Reis ist ein einjähriges Gras mit aufrechten, 1—6 Fuß hohem, drehrundem Halme, linienförmigen, scharf anzufühlenden, langen Blättern, zusammengezogener Rispe und sechs Staubfäden in jedem Blümchen. Er wird fast in allen heißen und warmen Ländern der Erde gebaut; besonders in Ostindien, China, Cochinchina, Süd-Carolina, Brasilien und Ägypten, in der Lombardei und im südlichen Spanien, wo ein fetter, feuchter Boden diese Cultur begünstigt. In Italien bilden die Reisfelder große, längliche Vierecke, mit Gräben und Dämmen umgeben und durch Dämme in eine Menge kleiner Vierecke getheilt. Anfangs März wird das Feld mit dem Spaten umgearbeitet (statt des Düngers gräbt man die langen Stoppeln unter), einige Zoll hoch Wasser hineingelassen und der Reis, der zuvor in Wasser eingeweicht worden ist, auf die Oberfläche des Wassers gesäet. Die Körner sinken unter und keimen bald. Im Mai wird das Wasser zuerst abgelassen, um das Unkraut zu entfernen; dann wiederholt man von fünf zu fünf Wochen das Ab- und Zulassen des Wassers. Drei bis vier Wochen vor der Ernte (zu Ausgange Septembers) werden die Felder ganz trocken gelegt, damit die Körner gehörig reifen. Sind sie reif, so schneidet man die Halmen mit der Sichel etwa in der Mitte ab, bindet die Rispen in Büschel, drischt sie auf die gewöhnliche Art (in den Tropenländern läßt man sie durch Sklaven oder Thiere austreten) und trennt in besonders eingerichteten Mühlen die Spelzen von den Körnern.

Daß der Reis ein sehr gesundes Nahrungsmittel liefert, daß er bei manchen Völkern das Brod ersetzt, und daß aus ihm der Arak (*οἶνος ὀρύζης Arist.* l. c.) bereitet wird, ist bekannt.

Nur eine der zahlreichen Abarten (einige derselben führen Loureiro, fl. coch. p. 267, und Desvaux, journ. de bot. III. p. 76 an), welche sich durch Farbe der Frucht, Behaarung der Spelzen und Anwesenheit oder Mangel der Granen, auch durch frühere oder spätere Fruchtreife (vier bis acht Monate nach der Aussaat) unterscheiden, O. montana *Lour.* (der Bergreis), gedeiht auf trockenem, dürrem Boden; in Europa hat aber bisher ihr Anbau nicht gelingen wollen.

Die zweite, von Sello im südlichen Theile Brasiliens gefundene und von Nees (gram. bras. p. 518) O. subulata genannte Art, welche nur durch pfriemenförmig zugespitzte Kelchspelzen und durch die an der Spitze dreikantig-röhrige untere Corollenspelze sich unterscheidet, ist vielleicht eine verwilderte Spielart der O. sativa.

Dagegen ist eine dritte Art, welche Humboldt und Bonpland am Magdalenenstrom in Neugranada fanden, O. latifolia *Desv.* (l. c. p. 77. *H. B.* et *K.* nov. gen. I. p. 195) durch perennirende Wurzel, sehr hohen (15—18 Fuß) Halm, lanzett-linienförmige, am Rande gewimperte Blätter, wirbelförmig gestellte, an der Basis bärtige Äste der schlaffen Rispe und durch drei Staubfäden in jedem Blümchen als sehr abweichend charakterisirt. (*A. Sprengel.*)

Oryzopsis *Mich.*, s. Stipa.

ORYZARIA (Paläozoologie), Oryzarie, von Oryza, Reis. Wegen der Formähnlichkeit mit einem Reiskorne schlug Defrance vor, ein Siphoniferen-Genus zu benennen, welches mit seiner Fabularia nahe verwandt ist und von d'Orbigny unter Alveolina zurückgebracht wurde, wohin auch Lamarcks Melonia und mehre Genera Montforts gehören. — Der von Defrance gegebene generische Charakter ist: Polyparium cylindricum ovoideum a. fusiforme, costis longitudinalibus octo. Laminae concentricae, lamellulis transversis minimis tenuibus ad interstitia separatae. Die Art ist O. Boscii *Defr.* = Miliolites subulatus *Montf.* = Alveolina Boscii *d'Orbigny*, aus dem pariser Grobkalke. S. Alveolina *). (*H. G. Bronn.*)

ORŽECHAU, 1) Klein-Oržechau, ein Dorf im hradischer Kreise Mährens, 1 Meile nordostw. von Bisenz und 1¼ Meile südwestl. von der Kreisstadt Hungrisch-Hradisch entfernt; es gehört seit dem J. 1718 zu der ehemaligen Stifts-, nunmehrigen Religionsfonds-Herrschaft Welehrad. Dieses Dorf zählte im J. 1826 in 116 Häusern 612 Einwohner, und darunter 325 Weiber, die sämmtlich zu dem slavischen Volksstamme gehören, 34 Pferde, 50 Ochsen, 44 Kühe und 433 Schafe, die halbveredelt sind. Es besitzt ein neues Schloß, eine Schule, ungefähr 260 Joche Ackerland, das aus Thon und Sand gemischt und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit ist, und gegen 70 Joche Weinberge, die einen guten Wein liefern. Der Ort gehört zur Pfarre Poleschowitz, der olmützer Erzdiöcese, und besitzt nur im Schloß eine dem heil. Wenzeslaus geweihte Kapelle. Die Gegend rings um dieses Dorf ist gebirgig oder hügelig und die ganze Nachbarschaft, wie z. B. Bisenz, Poleschowitz u. a. O. ihrer trefflichen Weine wegen im ganzen Lande bekannt. Der Ort kommt schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. in Urkunden vor; damals gehörte ein Antheil an diesem Dorfe den Brüdern Sulko und Tobias Patschlawitz. Hierauf ging es durch die Hände mehrer Besitzer aus verschiedenen Familien. Im J. 1407 kam ein Theil des Dorfes durch Kauf an Siegmund von Honbitz, welcher darauf das Prädicat: Oržechowsky annahm, den seine Nachkommenschaft beständig beibehielt. Im Anfange des 16. Jahrh. mögen es die Oržechowsky von Honbitz ganz an ihr Geschlecht gebracht haben. Nachdem es in der Folgezeit wieder durch die Hände mehrer Geschlechter gegangen war, kaufte es im J. 1718 das Stift Welehrad um 48,500 Fl. von dem Grafen Maximilian von Magni. 2) Groß-Oržechau, ein Dorf der fürstl. Kaunitzischen Herrschaft Hungrisch-Brod im hradischer Kreise Mährens. Auf einer Anhöhe, zwei Stunden nordöstlich von dem Sitze der Herrschaft, gelegen, beherrscht es die ganze umliegende, theils gebirgige und theils blos hügelige Gegend. Es zählt 56 Häuser

*) *Defrance* im Dictionn. des scienc. nat. XVI, 104 (bei Fabularia) und Atlas, livr. XVII. t. .. f. 4. Bronn Syst. urweltl. Pflanzenth. (Heidelb. 1825. Fol.) S. 30, 31. t. VII. f. 17. *Dessalines d'Orbigny* tableau méthodique de la Classe des Céphalopodes (Extrait des Annales des sciences d'hist. nat. 1826. Janvier) p. 140.

Digitized by Google

und 486 Einwohner und besitzt ein altes herrschaftliches Schloß, eine Schule und eine eigene Pfarre. Diese liegt in der olmützer Erzdiöcese, gehört zum poslowitzer Decanat, erstreckt sich über die Dörfer Czaskow (mit einer Schule), Kelnik, Dubrow, Brzezuwek, Augezd (mit einer Schule), Dobrkowitz, Paschowitz, Kanowitz und Orżechau, und zählt 2816 Pfarrkinder, unter welchen 25 Juden (1831) lebten. Patron der Kirche ist der Fürst von Kaunitz. Die Bewohner sind sämmtlich Räten. Die 300 Joche Ackerlandes, welche zu diesem Dorfe gehören, sind höchst mittelmäßig. Hier ist auch ein eigenes Brauhaus für den nördlichen Theil der großen Herrschaft Hungrisch-Brod, der das Dorf um das J. 1653 einverleibt wurde, nachdem es Graf Leo Wilhelm von Kaunitz von der Gräfin Benigna von Gaschin mit allen dazu gehörigen Dörfern um 35,000 Fl. gekauft hatte. 3) Neu-Orżechau, ein zur Herrschaft Krżizanau gehöriges Dorf, welches zwischen diesem Ort und Ossowa-Bitischka, 2¼ Stunde nördlich von Groß-Meseritsch, im iglauer Kreise Mährens, liegt. Es zählt 53 Häuser mit 299 Einwohnern und besitzt ungefähr 160 Joche mittelmäßig fruchtbaren Ackerlandes und gegen 12 Joche Wiesen. In frühern Zeiten war es ein eigenes Gut mit einem Schloß und einem nicht unerheblichen Bau auf Eisen. Zur Zeit des mährischen Aufstandes im Anfange des 30jährigen Krieges besaß es Wilhelm Munka von Ewanczitz, der als Theilnehmer an der Rebellion alle seine Güter verlor. Von der kaiserl. Kammer, der dieses Gut zugefallen war, kaufte es der in jener Zeit mächtige Erzbischof von Olmütz, Cardinal von Dietrichstein, im J. 1623 um 9581 mähr. Thaler, der es aber bald darauf wieder verkaufte. In der Folge folgten sich mehre Familien in dem Besitze dieses Gutes. Im Anfange des verflossenen Jahrh. wurde es endlich mit der Herrschaft Krżizanau vereinigt. 4) Ein zur gräflich Podstatzky-Lichtensteinischen Herrschaft Teltsch gehöriges Dorf im iglauer Kreise Mährens, welches oberhalb Strana über dem Thale der Thaya gegen Mittag 4 Stunden von Schelletau gelegen ist, mit 22 Häusern und 132 Einwohnern. Es besitzt etwa 130 Joche geringen Ackerlandes, einigen Waldgrund und Wiesen, auch viele Hutweiden, die aber jetzt immer mehr in die Cultur genommen werden. 5) Orżechow, ein zur gräflich von Kalnoky'schen Herrschaft Lettowitz gehöriges Dorf, im brünner Kreise Mährens, ½ Stunde westlich von Lettowitz gelegen, von 17 Häusern mit 102 Einwohnern, die sämmtlich einen slavischen Dialekt sprechen. Es besitzt sammt dem benachbarten Dörfchen Brżesitz nur etwa 60 Joche geringen Ackerlandes. 6) Orżechowa, ein zur Herrschaft Jassienica gehöriges Pfarrdorf am Bache Stebnica im sanoker Kreise Galiziens, ¼ Stunden von Jassienica entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

ORZINORI auch ORCINOVI (s. dass.), ein Flecken, ehemalige Festung und der Hauptort des 12. Districts der Provinz Brescia in der Lombardei, nach welchem dieser District, zu dem 16 Gemeinden gehören, den Namen führt. Diese ansehnliche Gemeinde, welche 4753 Einwohner zählt, liegt 18 Miglien von Brescia entfernt, an der gut erhaltenen Landstraße, welche von Brescia nach Crema führt, am linken Ufer des Oglioflusses, hat eine Pfarre der Assurzione della Beata Maria Verg., eine Aushilfskirche, ein Sanctuarium und eine Kapelle; sie ist der Sitz eines k. k. Districts-Commissariats, welches die politischen Geschäfte des ganzen 12. Districts besorgt, und eines Schul-Districts-Inspectorats. Sie hat eine Briefsammlung, ein Hospital, und die Gemeinde wird durch einen eigenen Gemeinderath (Consiglio Communale) vertreten. Sie hat am 25. August eine Fiera und alle Freitage Wochenmärkte. Die Straße, welche durch diese Commune führt, wird eben nicht sehr lebhaft befahren und gehört nicht zu den sichersten von Oberitalien. Zu dieser Gemeinde gehören sehr viele Meierhöfe, Mühlen und einzelne Häusergruppen, welche besondere Frazioni bilden. (*G. F. Schreiner.*)

ORZIVECCHI, ein Gemeindedorf der Lombardei, in der Provinz Brescia, im 12. Districte, nämlich dem von Orzinori, von welchem es drei Miglien entfernt ist, mit einem Vorstand und einer Pfarre di SS. Pietro e Paolo, einer Aushilfskirche, einem Sanctuarium und Oratorium. Am 29. Juni wird hier eine Fiera gehalten. (*G. F. Schreiner.*)

OS, (ὀστέον) der Knochen, das Gebein. Knochen nennen wir die festen, harten Theile des thierischen Körpers, welche durch ihre Structur und Zusammfügung ein dem sie angehörenden Körper entsprechendes Ganze, das Skelet, bilden, und nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nur den höhern, den Wirbelthieren, zukommen; denn die harten Theile der niedern, wirbellosen Thiere sind zwar ihrer Bestimmung und zum Theil ihrer Mischung nach den Knochen zuzurechnen, doch müssen sie ihrer Lage und Gliederung wegen, da sie größtentheils verhärtete Haut, Schalen, mithin schalenförmig den Körper umgebende Theile, äußeres Skelet, sind, von den das eigentliche innere Skelet bildenden Knochen getrennt werden.

Die Knochen sind gelblich weiß, hart, fest, elastisch. Der Form nach theilt man sie, je nachdem die eine oder andere Dimension vorherrscht, 1) in lange. An diesen unterscheidet man das Mittelstück, den Körper, Diaphysis, corpus, und die Enden, Fortsätze, Apophyses, welche gewöhnlich bei weitem dicker als der Körper, rundliche Knollen, Gelenkköpfe, condyli, von verschiedener Form bilden, sich in ihrer Structur den kurzen oder runden Knochen nähern, und so lange die Knochen nicht ausgewachsen sind, durch Knorpel mit dem Körper verbunden, in welchem Zustande sie Ansätze, Epyphises, genannt werden. Der Körper der langen Knochen ist walzenförmig und hohl, daher man sie auch Cylinderknochen, Röhrenknochen, und, weil die Höhle Mark enthält, Markknochen nennt. Einige lange Knochen, welche keine Markhöhle enthalten, machen den Übergang zu den breitern oder platten, wie die Rippen. Die Röhrenknochen bilden die Grundlage der obern und untern Gliedmaßen. 2) in breite oder platte. Bei diesen Knochen ist die Länge und Breite gewöhnlich gleich groß, die Höhe, mithin die Dicke, geringer, die äußere Fläche gewölbt, die innere demgemäß ausgehöhlt, damit sie, wie die Schä-

Digitized by Google

delknochen, Höhlen bilden. Die meisten von den breiten Knochen entwickeln sich aus mehren Stücken; 3) in kurze, auch runde, dicke Knochen, bei welchen keine Dimension vorherrscht und sehr verschiedene, wenig regelmäßige, Gestalt haben.

Werden die Knochen chemisch untersucht, so findet man sie aus zwei Hauptbestandtheilen, einem animalischen, thierischen, der Gallert, und einem mineralischen, erdigen, der Kalkerde, zusammengesetzt. Um diese beiden Substanzen sichtbar zu machen, legt man Knochen in verdünnte Salzsäure, diese entzieht denselben die erdigen Theile, und der thierische Theil bleibt als elastische knorpelartige, durchscheinende, in kochendem Wasser leicht in Leim sich auflösende, mit vielen Gefäßen und Fett durchzogene Gallert zurück, welche die Form des Knochens beibehält und in der That auch bestimmt; denn zerstört man, um den erdigen Bestandtheil, welcher größtentheils aus phosphorsaurer, wenig kohlensaurer und noch weniger flußsaurer Kalkerde, etwas Magnesia, Natron, Kochsalz und Schwefel besteht, zu erhalten, durch Calcination den thierischen Bestandtheil des Knochens, so sieht man, daß die erdigen Theile nicht zu einem Continuum verbunden sind, die Form des Knochens anfangs zwar beibehalten, doch aber bald und leicht zusammenfallen.

Das Verhältniß zwischen Gallert und Erde ist im lebenden Körper nicht immer dasselbe, sondern richtet sich vorzugsweise nach dem Alter, dem Stande, der Gesundheit und nach der Lebensweise. Ist der thierische Bestandtheil zu seinem Normalverhältnisse, wie es sich im ausgewachsenen Körper herausstellt, zu viel, so wird der Knochen elastischer, biegsamer, er krümmt sich, schwillt an, wie wir das an rhachitischen Kindern sehen, wo zu wenig Kalkerde erzeugt und in den Knochen abgesetzt wird; wo jedoch im Gegentheile durch Ausschweifungen aller Art herbeigeführte Auszehrung und Abmagerung die Erhaltung des gallertartigen Theiles der Knochen gestört, seine Erzeugung selbst vermindert wird, da gewinnt der erdige Bestandtheil die Oberhand, und die Knochen werden so spröde und brüchig, daß eine geringe Gewalt sie bricht. Dem Alter nach scheint das Normalverhältniß zu sein, daß der thierische Bestandtheil beim Kind ungefähr die Hälfte, wodurch die Knochen elastischer und doch zugleich fest werden und schwerer brechen, beim Erwachsenen den dritten Theil, welches Verhältniß die Knochen elastisch verbunden mit dem gehörigen Grade von Festigkeit erhält und beim Greise den sechsten oder siebenten Theil ausmacht, weshalb diese leichter den Knochenbrüchen unterworfen sind. Genauere chemische Analysen geben folgendes Resultat:

Frischgetrocknete Menschenknochen nach Klaproth[1]).

Knorpel und Krystallwasser der erdigen Salze	32,17	33,6 thierische Substanz	
Adern	1,13		
Phosphorsaur. Kalk	51, 4	66,1 erdige Substanz	
Kohlensaur. Kalk	11,30		
Flußsaur. Kalk	2,00		
Phosphors. Kalk	1,16		
Natron mit einer unbestimmten Menge salzsaur. Natron	1,20		
	100.		

Frischgetrocknete Ochsenknochen nach Berzelius[2]).

	33,30	thierische Substanz	
	55,45	66,7 erdige Substanz	
	3,85		
	2,90		
	2,05		
	2,45		
	100.		

Beide Bestandtheile setzen die Knochenfaser, fibrilla ossea, zusammen, die anscheinend einfach, bei genauerer Betrachtung aber so gebildet erscheint, daß sie noch Zwischenräume enthält, und sich an die benachbarte Faser anlegt, oder aber in den verschiedensten Richtungen sich kreuzend ein maschenförmiges Gewebe erzeugt. Im ersten Falle, wenn sich die Knochenfasern dicht aneinander verbinden, entsteht die sogenannte Rindensubstanz, substantia compacta, corticalis, welche den äußern Überzug, die Knochentafel, tabula ossea, bildet. Das maschenförmige schwammige Gewebe, Substantia spongiosa, Diploë, wird, mit Ausnahme der Körper der Röhrenknochen, welche hohl sind, von der äußern Knochenfaser gedeckt, und ist entweder reticularis, wenn die Knochenfasern einfach, oder cellulosa, wenn sie sich verbindend kleine Blättchen zusammen setzen, welche Zellen bilden. Diese Structur finden wir an allen Knochen mehr oder weniger entwickelt. In den langen Knochen, welche ihrer Form nach dem Bruche leichter ausgesetzt sind, mußte das Mittelstück sehr fest sein, daher hier eine dicke Knochentafel welche die Markhöhle, einschließt, und so einen hohlen Cylinder erzeugt, welcher als solcher noch größern Widerstand leistet, als wenn er massiv wäre. Die Enden der langen Knochen sind dicker als der Körper, gewöhnlich kugelig oder walzenförmig, um so größere Gelenkflächen und für diese in ihrem nächsten Umfange Raum genug zu dem Ansatze der Befestigungsmittel für dieselbe und der sie bewegenden Muskeln, die Sehnen, zu erlangen. Würden diese Enden von gleicher dicker Knochentafel wie der Körper gebildet, so wären sie zu schwer; wir finden sie daher ganz wie die runden kurzen Knochen gestaltet, die dadurch, daß keine Dimension bei ihnen die vorherrschende ist, den stärksten Druck abhalten und wenngleich in ihrem Innern nicht hohl, jedoch auch nicht massiv, sondern von schwammiger Knochensubstanz

1) Rudolphi, Grundriß der Physiologie. 1. Bd. S. 160.

2) Gmelin, Handbuch der theoretischen Chemie. Ausg. 1822. 11. Bd. S. 1621.

Digitized by Google

gebildet und mit einer sehr dünnen Knochentafel überzogen sind. Auf diese Weise wird Festigkeit der Knochen zugleich mit Leichtigkeit gepaart. Den auffallendsten Beweis finden wir nächst den Wirbeln an den Knochen des Fußes, der nicht nur den ganzen Körper trägt, sondern auch mit vieler Kraft den Muskeln widerstehen muß, welche sich an ihn heften und bei ihren Zusammenziehungen nicht nur den Fuß, sondern den ganzen Körper heben, schnell heben, beim Sprunge förmlich vorwärts werfen. Der Fuß besteht nämlich aus zwei Abtheilungen, der Fußwurzel, welche den mehrsten Widerstand leistet, und den zu den Zehen gehörigen kleinen Röhrenknochen. Die Fußwurzel selbst aber vertheilt ihren Druck auf sieben kleinere rundliche kurze Knochen, welche gänzlich aus mit einer dünnen Knochentafel überzogener Diploë bestehen, und sich so aneinander fügen, daß sie den Fuß wölben und ihn zum Tragen ꝛc. geschickt machen. Auch die platten breiten Knochen müssen, da sie größtentheils nach Außen liegen, wie die Schädelknochen, und indem sie wichtige Organe einschließende Höhlen bilden, gegen Gewaltthätigkeiten geschützt sein, und dabei doch nicht zu dick. Wir finden daher an ihnen eine äußere und eine innere Knochentafel und zwischen beiden Diploë. Platte Knochen, wie das Thränenbein, Siebbein ꝛc., welche durch ihre Lage im Innern des Schädels geschützt sind, haben keine Diploë; ihre Tafeln sind so dünn, daß sie anscheinend nur aus einer bestehen.

Die Oberflächen der Knochen sind nicht durchgängig glatt. Diejenigen Stellen derselben, welche sich an benachbarte Knochen anlegen und mit ihnen zu einem Gelenke verbunden sind, bleiben lebenslang mit einer dünnen Lage Knorpel überzogen, welcher glatt und sehr elastisch die Bewegung erleichtert.

Die Unebenheiten, welche man außerdem, daß an vielen Knochen noch die Knochentafel glatt ist, bemerkt, sind entweder Erhabenheiten, die nach ihrer Form: Fortsätze, processus, Höcker, tuber, tuberculum, Griffel, stylus, Leiste, Kamm, crista, rauhe Linie, linea aspera, genannt werden, oder flache Stellen, welche als Delle, d. i. flache, cavitas glenoidalis, oder als Pfanne, d. i. tiefere Gelenkgrube, acetabulum, beschrieben werden, oder Höhle, antrum, Zellen, cellulae, Gruben, fossae, Furchen, sulcus, semicanalis, Ausschnitte, incisura, Spalten, fissura, Löcher, foramina, Gänge, canales, bilden. Diese verschiedenen Formen stehen mit den Weichgebilden in Beziehung, welche sich entweder an die Fortsätze und Vertiefungen anheften oder durchgehen. Die Entstehung derselben ist in der Gesammtbildung des Körpers begründet.

Betrachten wir einen frisch aus dem Körper genommenen Knochen, so finden wir noch drei zu seiner Entstehung und Erhaltung nothwendige Gebilde, welche ihn in die Reihe der belebten organisirten Theile des Körpers einreihen: 1) Die Knochenhaut, Periosteum; sie ist eine faserige, dem fibrösen System angehörige Haut, welche den Knochen allenthalben überzieht, die Stellen ausgenommen, wo Sehnen und Bänder in seiner Substanz wurzeln und die Gelenkflächen, wo diese anfangen, springt sie an den andern zu einem Gelenke verbundenen Knochen über, und zwar so, daß sie auch hier um den Rand der Gelenkfläche sich ansetzt; auf diese Weise bildet sie einen faserigen Sack, der die Gelenkkapsel verstärkt. Sie ist nicht an allen Stellen gleich stark, am dünnsten in den Nebenhöhlen der Nase, in welchen sie schwach an den Knochen, unzertrennlich aber mit der Schleimhaut verbunden ist. Am stärksten und gefäßreichsten ist sie bei Embryonen. Die Gefäße der Knochen verästeln sich auf ihr, ehe sie in die Knochensubstanz dringen, weshalb sie zur Bildung und Erhaltung des Knochens unumgänglich nothwendig ist, und wo sie zerstört wurde, stirbt der Knochen theilweise ab, sowie bei Knochenbrüchen die Heilung durch Absatz neuer Knochenmasse da am schnellsten vorschreitet, wo sich das Periosteum erhielt oder neu bildet. 2) Die Gefäße, welche dem Knochen das Blut ab- und zuführen, sind sehr zahlreich, wenn auch nicht in der Masse vorhanden, wie in den Weichgebilden. Die Arterien gehen, wenn sie auf dem Periosteo sich verästelten, entweder als kleine Stämmchen, dies besonders bei den Röhrenknochen, durch größere Löcherchen, foramina nutritia (welche Benennung wol ebenso unpassend ist, wie der Ausdruck vasa nutrientia für diese Arterienstämmchen) in dieser Höhlung der Knochen, oft von einer Vene begleitet zu der zarten Markhaut, oder sie dringen in spitzen Winkeln durch zarte Spalten in die Knochentafeln, oder mit wenigen, aber stärkern Zweigen in die dicken Enden und kurzen Knochen, und ihre Diploë, in letztern beiden Fällen von keinen Venen begleitet. Die Venen gehen daher durch eigene Öffnungen, die, welche die arteriae nutritiae begleiten, ausgenommen, in die Knochensubstanz, liegen mit ihren größern Stämmchen in eigenen, durch die Diploë laufenden, dünnen, von jedoch festern Knochenlamellen gebildeten Kanälen, sind im Verhältnisse weiter als die Arterien, und blos von einer zarten Haut gebildet, welche wahrscheinlich die Fortsetzung der innern Haut, der außerhalb der Knochen verlaufenden Venen ist. 3) Das Knochenmark, Medulla ossium, ist Fett, welches die Zwischenräume in der Knochensubstanz ausfüllt, doch so, daß es in der schwammigen Substanz flüssiger, röthlicher, in den Höhlen der Röhrenknochen, die deshalb auch Markknochen, und ihre Höhlen Markhöhlen genannt werden, fester, weißlicher wird. Im Ganzen ist das Knochenmark jedoch weicher, flüssiger, als das übrige Körperfett, wie dieses, jedoch in eine zartere Haut, welche nach Innen Fortsätze und Zellen, auf welchen die feinsten Endigungen der Arterien sich verzweigen und das Fett wahrscheinlich absondern, eingeschlossen; fälschlich die innere Knochenhaut, Periosteum internum, besser Markhaut, Membrana medullaris genannt. In der Diploë läßt sie sich nicht darstellen. In den jüngern Embryonen fehlt das Mark, es ist durch röthlich flüssige Gallerte ersetzt. Mit dem Anfange der Verknöcherung fängt es sich auch an zu bilden, bleibt aber in den ersten Lebensjahren noch immer flüssig und röthlicher. In den spätern Lebensjahren, wenn die Knochenhöhlen sich vergrößern, nimmt auch die Masse des Knochenmarkes zu, es wird dunk-

Digitized by Google

ler, gelber. In Krankheiten verhält es sich fast wie die knorpelige Grundlage der Knochen, und kann bei Wassersuchten, Auszehrungen fast ganz aufgesogen werden, sodaß an seiner Stelle ein gallertartiges Blutwasser zurückbleibt. Der Nutzen des Knochenmarkes scheint der des Fettes überhaupt zu sein, nämlich einen Vorrath von Nahrungsstoff zu bilden, und zugleich die benachbarten Gebilde gegen Druck ꝛc. zu schützen, hier vorzüglich die Gefäße gegen Erschütterungen aller Art. Vielleicht trägt es auch etwas zur Erhaltung der Elasticität der Knochen bei.

Nerven für die Knochensubstanz sind noch nicht nachgewiesen, dessenungeachtet können die Knochen, wenn sie erkranken, sehr schmerzen, wie dies bei der Gicht und Venerie der Fall ist.

Saugadern hat man gefunden.

Die Bildung, das Wachsthum und die Erhaltung der Knochen geht bei weitem langsamer als das der übrigen Organe des Körpers. Wir müssen mit dem 24. Lebensjahre erst die vollständige Entwickelung des Skelets annehmen, und hierin mag wol auch der Grund liegen, daß Knochenkrankheiten so langsam verlaufen. In der frühesten Periode des Embryolebens unterscheiden sich die Knochen wenig von den übrigen Weichgebilden, in der vierten bis fünften Schwangerschaftswoche erscheinen sie härter, als knorpelige Masse in Form des werdenden Knochens, von einer eigenen Haut, der nachmaligen Knochenhaut, überzogen, aber erst in der achten bis neunten Schwangerschaftswoche führen sie rothes Blut, fangen an sich aufzulockern, bilden in ihrer vorher asoliden Substanz kleine Zellen und Höhlen, in welchen sich dann die ersten Spuren der Knochenablagerung finden. Diese Stellen sind gewöhnlich in der Mitte, man nennt sie Verknöcherungspunkte, puncta ossificationis, Knochenkerne. Die meisten Knochen haben mehre solcher Knochenkerne, die sich vergrößernd, einander nach und nach erreichen und verwachsen, und so den Knochen bilden.

Die Entwickelung der Knochen geschieht nicht bei Allen zu gleicher Zeit. Sie richtet sich besonders darnach, wie früh die Knochen als Schutzmittel, indem sie Höhlen für die edlern Organe bilden, die in ihrer Lage besonders während des Geburtsactes gesichert sein müssen, fungiren, oder aber gleich nach der Geburt thätig sind, wie z. B. die Ober- und Unterkiefer als feste Unterlage für die saugenden Lippen. Während diese Knochen schon weit vorgerückt sind in ihrer Entwickelung, finden wir in einzelnen Knochen der Arme und Beine noch gar keine Spur von Knochensubstanz. Nach gleichen Gesetzen wachsen auch die Knochen nach der Geburt fort, so schließen die einzelnen Stücke des Wirbels noch nicht den Bogen, durch welchen das Rückenmark aufsteigt, bevor dieses nicht seinen gehörigen Umfang hat.

Die Erhaltung des gebildeten Knochens geschieht wol gleichzeitig in seiner ganzen Substanz, und es läßt sich wol weniger annehmen, daß er von Innen nach Außen wachse. Ist er entwickelt, nimmt er an Dicke etwas zu, mit den Jahren vermindert sich aber diese Dicke, die gallertartigen Bestandtheile werden nicht mehr gleichmäßig erhalten, Diplos an vielen Stellen aufgesaugt, und so werden die Knochen, besonders die platten, bis zum Durchsichtigen dünn, überhaupt aber brüchig.

Die Geschlechtsverschiedenheiten der Knochen bestehen beim Mann in ansehnlicherer Dicke, Rauhheit, größerer Entwickelung der Erhabenheiten und Vertiefungen, dagegen die weiblichen Knochen außer dem Hauptunterschiede, namentlich Brust- und Beckenknochen, bei weitem zarter und runder sind. Hierüber, sowie über die Verbindung der Knochen und ihren Nutzen, vergl. den Art. Skelet, die Krankheiten der Knochen s. unter den hierher gehörigen Artikeln*). (*Moser.*)

OS, der Mund, als Anfang des Verdauungssystemes, vergl. diesen Artikel. (*Moser.*)

OS, Maler: 1) Jan van, holländischer Blumen-, Frucht- und Marinemaler, geb. 1741 zu Middelsarnis auf der Insel Overflakke in Holland, gestorben den 7. Febr. 1808, ward von A. Schouman zu Gravenhaag im Zeichnen und Malen unterwiesen. Später genoß er die Freundschaft des berühmten Kunstkenners und Kunstsammlers Hendrick Verschuring[1]), welcher sich des jungen Künstlers annahm und in dessen Cabinet von holländischen Malereien der junge Mann die ersten Meister mit großer Feinheit copirte und herrliche Studien nach ihnen fertigte. Besonders legte er sich auf das Fach der Blumen- und Fruchtmalerei und malte nebenbei mehre Marinen und Landschaften, ja auch einige Bildnisse.

Behufs einer amsterdamer Kunstauction den 25. Aug. 1817 den wurden im Katalog einige Bilder von van Os beschrieben: Auf einem an dem Damm eines Kanales oder Flusses verschiedene gelandete Schiffe; dann eine Fähre mit Vieh, Pferden und Schiffern. Bilder ungefähr 23 Zoll breit, 30 Zoll hoch.

Vorzüglich gefielen die Blumen- und Fruchtstücke dieses Meisters, worunter besonders hervorzuheben das bei dem Kunstliebhaber T. T. Cremer zu Rotterdam sich befindende herrliche Meisterstück, welches eine von bräunlicher Erde mit reichen Basreliefs verzierte Vase mit einer großen Zahl der auserlesensten Blumen darstellt, hier und da mit einigen Schmetterlingen, und auf der Marmorplatte, worauf die Vase stand, zwei Vogelnester, alles mit dem größten Fleiß und einer außerordentlichen Wirkung vollendet, sodaß man dieses Stück als eins der schönsten des Meisters betrachtete. Es ward in einer Kunstauction für 235 Gulden verkauft.

Die Gattin des Joh. van Os war eine geborene Susanna de la Croix, Tochter des Künstlers gleiches Namens, welche sich durch viele Bildnisse in Kreide sehr auszeichnete, übrigens das Unglück hatte, taubstumm zu sein.

Joh. van Os wird auch unter die verdienstlichen vaterländischen Dichter gezählt; er war Vorstand und Mit-

*) Meckel, Handbuch der menschlichen Anatomie. 1. Bd. Hildebrand, Handbuch der Anat. des Menschen, herausgegeben von E. H. Weber. 1. u. 2. Band. Letzteres vorzugsweise wegen der vollständigen Literatur.

1) Er war ein Enkel des berühmten holländischen Malers Verschuring.

Digitized by Google

glied der die Dichtkunst liebenden Kunstgesellschaft, genannt: „die für den Fleiß sparenden Kunstfreunde." Das Gedicht: „Der Mensch für die Ewigkeit beschieden" erhielt bei einer Preisbewerbung das Accessit [2]). Seine Gedichte sind im Allgemeinen mehr ernsten und religiösen Inhalts, wie aus einer 1787 in Gravenhaag bei J. van Cleef in Octav erschienenen Sammlung seiner Gedichte zu ersehen ist.

Seine zwei Söhne, Peter Gerhard und Georg Jakob Joh., erwarben sich gleichfalls einen sehr geachteten Namen als Künstler. — Eine kleine Selbstbiographie findet sich in der genannten Sammlung seiner Gedichte, S. 101.

2) Peter Gerhard, erster Sohn von Jan van Os, geb. den 8. Oct. 1776 in Gravenhaag. Als er schon Bildnisse in Öl malte, fiel es ihm auf einmal ein, den berühmten Stier von P. Potter und ein anderes Bild von du Jardin zu copiren, welche Stücke sich in der Sammlung des Prinzen Wilhelm von Oranien befanden; dieses wurde Veranlassung, daß er sich für Thierstudien bildete. Inzwischen beschäftigte er sich während seines Aufenthaltes in Amsterdam auch mit Portraits in Miniatur, gab auch daselbst Unterricht im Zeichnen. Neben seinem Hauptfach entwarf und malte er auch viele ländliche Theaterdecorationen mit Figuren und Thieren, weshalb ihm die Gesellschaft Felix Meritis über eine in Farben ausgeführte Zeichnung im J. 1810 dem Preis zuerkannte. Bei der Befreiung Hollands von der französischen Herrschaft im J. 1813 und 1814 zeigte sich der Künstler sehr thätig und nahm als Capitain der Freiwilligen an der Belagerung der Festung Naarden Antheil; einige der merkwürdigsten Scenen der Belagerung und Einnahme dieser Festung stellte er als Künstler dar, von welchen Gegenständen sich einige vortrefflich vollendete Stücke in dem königlichen Museum zu Amsterdam befinden. In den Kunstausstellungen der Jahre 1808, 1810, 1813, 1814, 1816 und 1818 zu Amsterdam sah man mehre seiner vorzüglichern Arbeiten, die allgemein bewundert wurden und ihm eine Stelle unter den größten Künstlern seiner Zeit anwiesen. Mehre der ansehnlichsten Kunstsammlungen besitzen von seinen Arbeiten, wie z. B. das königl. Schloß zu Harlem, die große Gruppe Vieh in einer schönen Landschaft, welches Bild den vom Könige Ludwig Napoleon im J. 1808 ausgesetzten Preis erhielt. Zu Amsterdam in den Sammlungen der Herren Brentano, Bonebakker, de Vos, de Valck, de Boer [3]) u. A., sowie zu Utrecht in dem Cabinet van Hukeren, van Brandsenburg und andern Orten Hollands sieht man vieles von ihm. Ebenso ist ein großes Gemälde: die Ankunft der Kosaken in Utrecht 1813, jetzt in der kaiserlichen Galerie zu Petersburg.

Er fertigte viele herrliche Zeichnungen und Studien nach der Natur, die von Kunstliebhabern sehr gesucht werden; zwei davon hat der bekannte Maler und Kupferstecher Visser-Bender radirt und geätzt. Er selbst machte sich durch seine eigenen Radirungen, die geistreich und mit Zartheit vollendet sind, unter den Kupferätzern neuerer Zeit einen ziemlichen Namen, da diese Blätter, deren es 16 gibt, zu den bessern der neuern holländischen Schule gehören. Sie sind im Allgemeinen in Teutschland nicht zu häufig zu finden.

Sein Bildniß, von Caspari gezeichnet, wurde von J. E. Marcus zu van Eyndens Werk in Kupfer gestochen.

3) Georg Jacob Johannes, geb. den 20. November 1782 zu Gravenhaag, zweiter Sohn des Landschafts- und Blumenmalers Jan van Os, lernte beide Künste bei seinem Vater, neigte sich jedoch bei fortschreitendem Fleiß und Talente zu der Blumen- und Fruchtmalerei, worin er schon in früher Jugend herrliche Zeichnungen vollendete, die von Kunstliebhabern eifrig gesucht werden; insbesondere hat er mehre Blumen- und Pflanzenzeichnungen zur berühmten Flora Batava von J. Kops (im Haag herausgegeben) geliefert. Im J. 1809 erhielt eine seiner Zeichnungen den Ehrenpreis von der Gesellschaft: Felix Meritis zu Amsterdam, welches ihn noch mehr antrieb, sich der Ölmalerei mehr zu widmen.

Bei der amsterdamer Kunstausstellung 1810 lieferte er in Ölfarben ein Blumen- und Fruchtstück, so auch eine Zeichnung einer Vase mit Blumen in Sepia gezeichnet, welche Gegenstände nicht genug bewundert werden konnten. Im J. 1811 sah man von ihm ein Paar Gemälde, welche ihn als einen würdigen Künstler an die Seite des großen Jan van Huysum stellen. Im J. 1812 unternahm er eine Reise nach Paris, wo seine Werke viel Aufsehen erregten, sodaß man ihm die Verfertigung mehrer kostbaren Stücke in der berühmten Porcellainfabrik zu Severs übertrug; in demselben Jahr erhielt er den großen Preis des Nationalinstituts von Frankreich, als er zur Ausstellung einige ganz vorzügliche Gegenstände geliefert hatte. Außer Blumen und Früchten malte er auch vortreffliche Vögel, wovon Proben sich besonders auf der amsterdamer Kunstausstellung 1813 vorfanden. Zwei seiner Hauptbilder, welche für das Cabinet von W. Jurjans Ez gemalt wurden, sind zu außerordentlich hohem Preise bezahlt worden [4]).

Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, lieferte er zur Ausstellung 1816 ein Blumenstück, welches die allgemeine Bewunderung erregte; man vergl. die holländischen Kunstberichte jener Ausstellung.

So reichlich er nun auch in seinem Vaterlande für seine Kunst beschäftigt, so große Aufmunterung ihm hier auch zu Theil wurde, so unternahm er im April des Jahres 1817 doch eine zweite Reise nach Frankreich, wo er noch 1819 in der Fabrik zu Severs sich befand und mit den kostbarsten Arbeiten beschäftigt war. Er lieferte zu der amsterdamer Kunstausstellung 1818 ein Paar Gemälde mit todtem Wildprete, wo man jedoch seine

2) Es befindet sich in den Versuchen der poetischen Miscellen der Gesellschaft. T. 12. S. 83. 3) Eine besonders reich mit Vieh staffirte Landschaft bei Morgenbeleuchtung, die er im J. 1820 malte, war in diesem Cabinet.

4) Von dem berühmten holländischen Dichter Loots ist über jene Bilder ein Gedicht gemacht worden. *Loots* Gedichten. D. II. p. 201.

Digitized by Google

Blumen als Fruchtstücke vorzog. Die vorzüglichsten Werke dieses berühmten Meisters, sowol in Zeichnungen als Malereien, sind in den Kunstsammlungen der Herren Cranenburg, de Boer und Heintzen zu Amsterdam, sowie auch zu Harlem, bei Fräulein Hoofman [5]). (*Frenzel.*)

OSÁB, OUSÁB (اوصاب), Namen zweier Districte Jemens, Ober-Dsáb (اوصاب اعلى) und Unter-Dsáb (اوصاب اسفل). Ersterer grenzt an Tehâma und hat in seinem Bereiche viele hohe und steile Berge. Doch zeichnet er sich nicht allein durch seinen vortrefflichen Kaffeebau aus, sondern auch der hier wachsende Tabak gilt für den besten in Jemen, und für beide Producte ist der Hafen Dschezán (جزان) die Niederlage, von wo aus sie überall und weit hin verbreitet werden. Außer Niebuhr (Descript. de l'Arabie p. 213) bestätigt obige Angabe hinsichtlich des Kaffee's Hadschi Khalfa im Dschihannuma (S. 534), der überdies erwähnt, daß hier die Kaffeebäume schon längst in Reihen gepflanzt wurden. Auch dieser District gehört unter den Imam von Saná, der ihn durch einen Unterstatthalter verwalten läßt. So war daselbst zur Zeit Niebuhrs Ahmed, der Sohn des Imam Muhammed Ben Ishak Gouverneur beider Provinzen, und hatte seinen Sitz in Denn. Allein da er unternahm, auf seine eigene Hand Münzen zu prägen, was, wie bekannt, neben dem Kanzelgebete bei den Muhammedanern das zweite der beiden unverletzlichen Hoheitsrechte ist, schickte der Imam 1757 oder 1758 ein Heer in sein kleines Land, das Ahmed zwang von nun an seinen Aufenthalt in Saná zu nehmen und daselbst seine Einkünfte zu verzehren. Zu Ober-Dsáb gehörig betrachtet man die Städte Denn (الدن) mit einer guten Citadelle und einem Marktplatze, das Schloß Raudhet Dsáb (روضة اوصاب), Beit el-weil mit einer Citadelle und das ziemlich große Dorf Hadd (الحد). Auch sind die Benu Muslim, welche einen hohen Berg innehaben, demselben District einverleibt (Nieb. S. 213 fg.) Unter-Dsáb ist begrenzt durch das Gebiet von Mocha, von Belád Ibn Aclan, von Ober-Dsáb, von Zebíd und dem arabischen Meerbusen. Obgleich von weniger Bedeutsamkeit und Umfang als das vorhergehende Gebiet, hat es dennoch einige fruchtbare Punkte hier und dort mit Dattelbäumen bepflanzt, deren Ufer der Fluß Surabsche bewässert, während das übrige Land an Dürre leidet. Auch hier sind die Einkünfte, die zum Theil in dem Ertrage des Salzes bestehen, das man zwischen Zebíd und Mocha gewinnt, einem Nebenzweige der Familie des Imam von Saná angewiesen. In der Nähe dieser Salzlager befindet sich das große Dorf Maudidsch oder Mauschid mit einem Untergouverneur, einige hundert Schritte vom arabischen Meerbusen entfernt, wo ein Zoll für die beladenen Kameele der Reisenden errichtet ist. Eigentlicher Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist Heis (حيس), eine kleine Stadt ohne Mauern, aber mit einer Citadelle, die überdies einen großen Theil von Jemen mit Töpferwaaren versieht. Nicht weit von ihr entfernt liegt der Berg Debas (دباس Debbas?) (Vergl. über die ganze Gegend vorzüglich die Karte Jemens bei Niebuhr). Noch muß, weil oben von der Vortrefflichkeit des in Ober-Dsáb erbauten Kaffee's die Rede war, folgender Begebenheit gedacht werden, die zugleich Veranlassung zur nähern Kenntniß und Einführung des Kaffee's geworden sein soll. Es hatte sich der fromme Scheich Omar, ein Schüler des Abu'lhasan Schadheli um 656 d. Fl. (1258 Chr.) in Mocha auf Weisung seines Lehrers in einer Hütte niedergelassen, und lebte daselbst als Einsiedler in Abgeschiedenheit. Bald darauf brach unter den Einwohnern von Mocha eine Krankheit aus, von der sie durch Vermittelung und die Gebete des frommen Omar geheilt wurden. Auch die schöne Tochter des Königs ward von der Krankheit befallen, weshalb sie ihr Vater zu dem Wunderthäter bringen ließ. Nach wenigen Tagen ward sie wirklich gesund, allein das Volk hatte an ihrem langen Aufenthalt im Hause des Einsiedlers Anstoß genommen und sprach sich über diese Unschicklichkeit deutlich aus. Der König schämte sich seiner Abweichung von der herrschenden Sitte, vertrieb den Scheich, und ließ ihn mit einigen seiner Schüler in das Gebirge Dsáb bringen. Dort hatten sie zu ihrem Genusse nichts als Kaffee, den sie sotten und alsdann den so gewonnenen Decoct tranken. Die Bewohner Mocha's wurden alsbald von Neuem durch die Krätze heimgesucht, und da zufällig einige Freunde aus jener Stadt bei dem Scheich Omar sich eingestellt hatten, tranken sie mit ihm jenen Decoct und wurden von ihrem Übel befreit. Nach ihrer Heimkehr bestürmte man sie von allen Seiten her mit Fragen über ihre Genesung, und auf die Antwort, daß sie durch ein vom Scheich Omar zubereitetes Getränk dieselbe erlangt, ersuchte der König, der von der Begebenheit unterrichtet ward, den Scheich nach Mocha zurückzukehren, überhäufte ihn mit Liebkosungen, und ließ ihm ein Hospiz bauen, das noch heute Gegenstand der Volksverehrung ist. (S. Dschihannuma p. 535 und *de Sacy* Chrest. Arab. p. 482.) (*Gustav Flügel.*)

OSAGA oder OSAKA, eine der fünf Reichs- und größten Städte Japans, auf der Insel Niphon liegend. Sie liegt an der Mündung der Jedogawa, die in mehren Armen durch die Stadt fließt, über welche sehr gute Brücken führen und an der Bai von Osaka. Sie ist gut befestigt, hat eine starke Citadelle, enge Straßen, zwei Stockwerke hohe Häuser und ist sehr stark bevölkert, indem sie den Japanesen zufolge 80,000 streitbare Männer hat. Sie nährt sich von Gewerben und Handel und bildet den Hafen von Miaco; für große Schiffe ist die Bai zu seicht. Die Lage der Stadt ist sehr angenehm und es halten sich hier und in der Umgegend sehr viele reiche Privatleute auf, um ihre Renten zu verzehren. Die Stadt wird von zwei Gouverneuren befehligt,

5) van Eynden u. Willigen 3. Bd. Ob die beiden zuletzt erwähnten van Os und wann sie gestorben sind, darüber fehlt es der Redaction an Nachrichten. (*H.*)

Digitized by Google

von denen der eine sich stets am Hofe des Cubo aufhalten muß; die Citadelle hat außerdem ihren eigenen Commandanten. (*L. F. Kämtz.*)

OSAGE, 1) ein sehr bedeutender, bisher noch wenig bekannter Nebenfluß des Missuri, welcher im Missuri-Gebiete zwischen dem 37. und 38. Grade nördl. Br. und 20. und 21. Grade westl. L. entspringt, nach Südost läuft, sich später nach Nordost wendet, in den Missuri-Staat tritt und in der Nähe von Jefferson in den Missuri, etwa 150 englische Meilen oberhalb der Vereinigung von diesem mit dem Mississippi, einströmt. Er ist an seiner Mündung bei mittlerm Wasserstande gegen 1100 bis 1200 Fuß breit und soll über 500 englische Meilen weit schiffbar sein. Niederlassungen befinden sich an seinen Ufern noch fast gar nicht (Duden, Bericht von einer Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's. Elberfeld 1829. S. 54). 2) Osage, ein kleiner Nebenfluß auf der rechten Seite des Missuri, welcher etwa 50 englische Meilen von der Mündung des Missuri in den Mississippi in erstern strömt. 3) Osage, ein Fort am Missuri im westlichen Theile des Missuristaates.

An dem Osageflusse wohnen die Osagen in den Gebieten Arkansas und Missuri. Sie haben dieselbe Sprache wie die Mohaks, Kanzas, Missurier und Ottos. Sie sind etwa 10,500 Köpfe und 2500 Krieger stark, von denen sich etwa die Hälfte im Missurigebiet aufhält. Ihre Dörfer sind sehr unordentlich gebaut, aber ziemlich volkreich. Die Häuser bestehen aus 20 Fuß hohen Baumstämmen, die an ihrer Spitze gabelförmig zugehauen sind. Seitenwände und Dach sind mit dichten Matten von Schilfrohre bedeckt, die Thüren auf beiden Seiten des Gebäudes. Die Größe der Hütten beträgt 36 bis 100 Fuß; sie bewohnen sie blos im Sommer, im Winter ziehen sie in den Wäldern auf die Jagd. Die Nation theilt sich in zwei Äste, die großen und die kleinen Osagen; die Dörfer beider stehen am Osage; die Weiber bei allen bauen Mais, Bohnen und Kürbisse. Außerdem ist die ganze Nation in zwei Classen getheilt, Krieger und Jäger machen die erste und vornehmere, Köche und Ärzte die niedere aus. Ihre Regierung besteht aus einem Gemische von Oligarchie und Republik. Die meisten Häuptlinge haben ihre Würde von ihren Vorältern ererbt. Durch die Bemühungen der Missionarien sind einige von ihnen sogenannte Christen geworden. (*L. F. Kämtz.*)

OSAIBA (Ibn Abi) oder OSEIBA, eigentlich OSAIBIA oder OSEIBIA (ابن ابي اصيبع) mit seinem vollständigen Namen Mowaffic-ed-din Ahmed Ben Casim Ben Khalifa Khazredschi, bekannt unter dem Namen Ibn Abi Osaiba, von den Europäern längst als der arabische Biograph der Ärzte geschätzt und theilweise benutzt, hat in seinem Werke „Die ausgezeichnetsten der Nachrichten über die Classen der Mediciner (عيون الانباء في طبقات الاطبّاء)" bewiesen, daß die Araber hinsichtlich der Medicin ihren Vorgängern, den Griechen und Römern, ebenso wie in den mathematischen Wissenschaften alle Ehre widerfahren lassen und, in dieser Beziehung wenigstens, mit Unrecht beschuldigt worden, von jenen Völkern und ihrer Literatur sehr wenig Kenntniß genommen zu haben. Um so mehr muß hier auf den Inhalt jenes Werkes aufmerksam gemacht werden und vielleicht, daß einer und der andere Leser sich berufen fühlt, zu seiner nähern Kenntniß durch Veröffentlichung beizutragen. Reiske hatte eine lateinische Übersetzung desselben angefertigt und sie auf längere Zeit dem amsterdamer Arzte Bernard, der für ihren Druck sorgen wollte, überlassen; allein das ist nicht geschehen. Doch findet sich diese Arbeit unter den hinterlassenen Handschriften Reiske's (N. 27. S. 163 seiner Lebensbeschreibung) und ist somit wahrscheinlicherweise nach Kopenhagen gewandert. Reiske'n verdanken wir außerdem speciellere Nachrichten über das Werk, die zum Glück gedruckt, und von S. 40 an in den Opusculis medicis ex monumentis Arabum et Ebraeorum von Reiske und Faber (herausgegeben von Gruner, Halle 1776) niedergelegt sind. Es ist in wenigen Handschriften vorhanden und dieser Anzeige liegen die leydner zum Grunde. Schon Pococke hatte, wie Reiske richtig bemerkt, als der Erste am Ende seiner Vorrede zu den Annalen des Eutychius auf Ibn Abi Osaiba aufmerksam gemacht, und Freind in seiner Geschichte der Medicin theilte bereits das Leben des Gabriel Ben Bochtischua in lateinischer Übersetzung mit, die er von Salomo Negri aus Damaskus hatte anfertigen lassen. Da er aber selbst nicht arabisch verstand, konnte er sich nicht mit der Schreibweise verständigen, leitete vielmehr Beschuldigungen gegen das Original daraus her. In neuerer Zeit hat vorzüglich de Sacy durch Mittheilung mehrer Biographien im Abdollatif das Andenken desselben erneuert. Nach Hadschi Khalfa zerfällt der erste Theil des Werkes (denn nur dieser kann in seiner Angabe gemeint sein) in fünf Capitel: 1) Über die Erfindung der Wissenschaft der Medicin (في وجود صناعة الطبّ), 2) über die Classen der Ärzte, von denen zuerst einzelne Theile dieser Wissenschaft entdeckt wurden (في طبقات الاطبّاء الذين ظهرت لهم اجزاء صناعة الطبّ), 3) über die griechischen Ärzte aus dem Geschlechte der Asklepiaden, 4) über die griechischen Ärzte seit Hippokrates, 5) über die Classen der Ärzte, die seit Galenus und in der Nähe seiner Zeit aufgetreten sind. Reiske fügt nach der leydner Handschrift (S. 44) noch Cap. 6) de medicis Alexandrinis hinzu, von dem aber Hadschi Khalfa keine besondere Erwähnung thut. Mit Cap. 7) beginnen die Biographien der arabischen Ärzte (zehn an der Zahl, darunter die einer Frau Doctorin), die in Mekka und Medina zur Zeit des Muhammed und hierauf unter dem Khalifate der Ommaijaden zu Damaskus blühten. Cap. 8) enthält die Ärzte aus Irack (34 an der Zahl), vorzüglich die, welche in Bagdad die Abbasiden in ihrer Blüthezeit bedienten und zum großen Theil syrische Christen waren. Wichtig ist Cap. 9), das die 37 Ärzte ent-

Digitized by Google

hält, welche die Schriften des Hippokrates, Galenus, Aristoteles, Porphyrius, Themistius, Alexander Aphrodisiensis und anderer Griechen ins Arabische übersetzten, oder die Übersetzung derselben beförderten und überwachten, und dieser waren sieben. Cap. 10) zählt 73 assyrische Ärzte auf, d. h. diejenigen, die in Irak, Mesopotamien und in dem Districte Diyar Bekr zur Zeit der Buiden, Hemdaniden und anderer Dynastien practicirten oder schrieben, mithin später, als die abbasidischen Khalifen bereits ihre ganze Selbständigkeit verloren hatten. Im Cap. 11) finden sich die berühmtern Ärzte (22) von Adherbeidschan, Khorasan, Fars, dem transoranischen Ländergebiet und andern Provinzen; im Cap. 12) die indischen (vier); im Cap. 13) die libyschen oder afrikanischen und spanischen (51) unter den Aglabiden, Ommaijaden, Mowahhediten und andern Dynastien; im Cap. 14) die ägyptischen (35) am Hofe der Tuluniden und Fatemiden, und im Cap. 15) endlich noch besonders 52 Ärzte, die in Damaskus und Haleb im Dienste der Ejubiden und der ersten Mamelucken standen, sodaß also die Gesammtzahl der mitgetheilten Biographien sich auf 325 beläuft. Ibn Abi Osaiba deutet im Eingange selbst den Gang an, den er in seinem Werke beobachten wollte. Er begnügt sich nicht blos an der Reihenfolge der Ärzte festzuhalten und ihre Namen und einige Erzählungen derselben aufzuführen, sondern er erwähnt auch ihre Schriften und schließt sogar einige Philosophen nicht aus, die über allgemeine, der Medicin zuständige Erscheinungen philosophirt haben. Dadurch ist unstreitig Mehrseitigkeit in das Werk gekommen; dennoch gibt das Ganze, wiewol Berichte über einzelne Krankheiten und ihre Heilung nicht ausgeschlossen sind, immer keine Geschichte der Medicin, wie wir uns eine solche denken. Reiske selbst erwähnt (Cap. VII) aus den einzelnen Abschnitten mehre Krankheitsfälle und die besondere Art ihrer Heilung.

Außer jenem Werke schrieb Ibn Abi Osaiba nach Reiske (p. 56) ein Werk unter dem Titel: „Buch ärztlicher Erfahrungen und nützlicher Bemerkungen (كتاب التجارب والفوائد)" und er versprach noch ein anderes (كتاب معالم الامم واخبار ذوي الحكم) nach der Vorrede zu seinen Biographien. In diesem wollte er vorzüglich die Männer unter den verschiedenen Völkern bezeichnen, die durch ihre philosophischen Betrachtungen Einfluß auf Theorie und Praxis der Medicin übten. Doch scheint dieses Werk von ihm nicht vollendet worden zu sein, da Hadschi Khalfa es ebenso wenig als das zweite genannte erwähnt.

Sowol Anlagen als äußere Stellung waren dem Ibn Abi Osaiba für seine Studien günstig. Sein Vater, mit dem Beinamen Sedid-ed-din, war Augenarzt (كحّال) und sein väterlicher Oheim, der berühmte Arzt Abu'lhasan Reschid-ed-din, Vorstand des Collegiums für Augenheilkunde in Damaskus, welchen Posten ihm der Bruder des Saláh-ed-din, Malik El-Adil, anvertraut hatte. Überdies hatte er in der Philosophie, die schon dem Worte nach bei den Arabern nicht von der Medicin getrennt sein kann (denn حكيم bedeutet sowol Arzt als Philosoph), den Resi'-ed-din zum Lehrer, erhielt nach vollendeten Studien eine Anstellung in dem Hospital, des Malik El-Náßir in Kahira, begab sich darauf nach Sarkhad (صرخد) nicht weit von Damaskus in den Dienst des Emir Izz-ed-din, und soll nach Reiske (p. 56) noch im J. 667 (beg. 10. Sept. 1268) in Damaskus die Heilkunde geübt haben, während Abu'lmehásin bei de Sacy (Abdollat. p. 478) ihn 668 (beg. 31. Aug. 1269) in Sarkhad sterben und über 70 Jahre alt werden läßt. Daß Ibn Abi Osaiba auch unter seinen Glaubensgenossen nicht nur als gelehrter, sondern auch als praktischer Arzt geschätzt war, beweist die häufige Anführung von Stellen aus seinen Schriften. Er führte sein Geschlecht auf Khazredscha zurück, der Ahnherr eines der berühmtesten Stämme im glücklichen Arabien war.

(*Gustav Flügel.*)

OSAILA oder **OSEILA** (عسيلة), Ortschaft in der Nähe Bagdads, wo der große Astronom Ali Benelhasan Abu'lkasim, ein Abkömmling des Ali und bekannt unter dem Namen Ibn-elalem (ابن الاعلم) im Moharrem 375 (Mai oder Juni 985) starb. Er galt vorzüglich viel bei dem Khalifen Adhod-ed-dewlet, der großes Gewicht auf seine astrologischen Andeutungen legte. Auch schrieb er mehre auf Tagewählerei und überhaupt auf seine Wissenschaft, d. h. Astrologie und Astronomie, bezügliche Werke. Doch hörte mit dem Tode jenes Khalifen sein Einfluß auf, bis er unter Samsám-ed-dewlet in obengenanntem Ort und Jahre starb. (*Gustav Flügel.*)

OSÁMA (اسامة d. i. Löwe), ein alt-arabischer Name, den mehre ausgezeichnete Männer dieses Volkes trugen. Vor allen ist uns bekannt:

1) **Osáma**, der Sohn des Zeid und Freigelassene des Muhammed. Er ward wichtig, als ihm, dem 20jährigen Jünglinge, der Prophet auf seinem Todtenbette 632 im Hause der Meimuna den Oberbefehl der Reiterei bei dem Heere, welches den Feldzug nach Syrien unternehmen sollte, um seinen in der Schlacht bei Muta an der syrischen Grenze 629 gegen die byzantinischen Truppen gefallenen Freigelassenen Zeid Ibn Haritha, den Vater des Osáma und die in dieser Schlacht erhaltene Niederlage zu rächen, und die Fahne mit den Worten übergab: Kämpfe muthig im heiligen Kriege gegen alle Ungläubige! Das Heer brach auf, gelangte aber nur eine Parasange weit von Medina nach Dschorf, wo es wegen der zunehmenden Krankheit Muhammeds in einem Lager zu verweilen beschloß, endlich sich aber sogar genöthigt sah nach Medina zurückzukehren, wo es unter Osáma's Anführung am Sterbetage Muhammeds wieder anlangte. Der Prophet nahm von Osáma Abschied, und dieser besorgte auch nach jenes Tode in Gemeinschaft mit Ali und Abbas die Abwaschung des Leichnams, die Begräbnißfeierlichkeiten und das Begräbniß selbst. Allein

Digitized by Google

auch die syrische Expedition war nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Noch in demselben Jahre rückte Osáma unter dem Khalifat des Abu Bekr mit seinem Unterfeldherrn, dem nachherigen Khalifen Omar, aus, und verwüstete auf seinem Zug alles, was ihm in den Weg kam, zu Belca, Darum bis nach Obna hin, an welchem letztern Ort er den Mörder seines Vaters mit eigener Hand umgebracht haben soll. Noch ehe es aber dazu kam, hatte Osáma einen Verrath durch Omar zu bestehen. Dieser nämlich suchte den Abu Bekr auf andere Meinung über Osáma zu bringen, indem das Heer denselben zu jung finde und einen andern Anführer wünsche. Allein Abu Bekr erkannte sehr bald sein Vorhaben, stand von der Erde auf, fuhr dem Omar in den Bart, schüttelte ihn und verwies ihn darauf, daß der Prophet selbst dem Osáma den Oberbefehl übergeben habe. Osáma entließ darauf den Omar aus seinem Heere.

Diesem Osáma zunächst stehen einige Gefährten des Propheten, die als Überlieferer von Aussprüchen Muhammeds in der Traditionslehre eine bedeutende Rolle spielen. Unter ihnen sind zu nennen:

2) Osáma, der Thalebid, ein Sohn des Scherik,

3) Osáma Ben Amir, der Hodheilid,

4) Osáma Ben Malik, der Darimid, und

5) Osáma Ben Adheri, der Schakarid.

6) Osáma, der Sohn des Hárith, ist Verfasser einer Gedichtsammlung (ديوان).

7) **Osama Ben Murschid Ben Ali Ben Mocalled Ben Nasr Ben Munkidh Kináni**, auch **Abulmotzaffer** und **Muid-ed-dewlet** genannt, aus Schiras, Verfasser eines Diwan, der nach Ibn Khallekan in zwei Theile zerfällt, und in vielen Abschriften sich verbreitet findet. Auch besitzen wir von ihm: „Gewinnbringende Waaren und gelingende Unternehmungen (التجائر المربحة والمساعي المنجحة) und eine Poetik unter dem Titel: كتاب البديع في علوم الشعر. Er sammelte darin, was in den verschiedenen Schriften sich über die Theorie der Dichtung vorfindet, zählt die Schönheiten und die Fehler eines Gedichts auf und läßt sich überhaupt weitläufiger über diese Materie aus. Er war einer der Nachkommen aus dem mächtigen Stamme der Söhne Munkidh, welche die Feste Scheizer (شيزر) in der Nähe von Hamát innehatten. Der hier genannte zeichnete sich überdies durch Gelehrsamkeit und durch eine Menge Werke, vorzüglich im Fache der schönen Wissenschaften, aus. Abu'lberakát Ben-elmostaufi erwähnt dieselben in der Geschichte von Arbel. Auch Imád-ed-din Katib citirt in der Kharidet wie Abu'lberakát mehre Bruchstücke seiner Gedichte, und ertheilt ihnen wie jener großes Lob. Er wohnte anfangs in Damaskus, begab sich aber später nach Ägypten und blieb daselbst bis zur Zeit des Salih Ibn Zerik, kehrte darauf nach Damaskus zurück, und von da ging er nach Hisn keifa (حصن كيفا), wo er bis zum Anfange des Saláh-ed-din und dessen Einnahme von Damaskus verweilte. Saláh-ed-din, der ihn zu sich beschied, fand ihn bereits als 80jährigen Greis. Nach Andern kam er zur Zeit des Thafir Benelhafitz, von dessen Wessir Adil er große Wohlthaten genoß (um 541, d. i. 1146) nach Ägypten, und blieb daselbst, bis dieser getödtet wurde. Ibn Khallekan führt aus dem Original seiner Gedichtsammlung mehre Proben an. Er war im J. 488, d. i. 1095, in Damaskus geboren und starb 584, d. i. 1188.

8) **Abu Osáma Dschonáda** (جناده) **Ben Muhammed**, ein Azdid aus Herát, der, wie Ibn Khallekan ebenfalls berichtet, sich viel mit Lexikologie beschäftigte und daher auch den Namen لغوي, der Lexikolog, erhielt. Er hatte in Kenntniß der Dialekte und Wörter zu seiner Zeit nicht seines Gleichen, und lebte vorzüglich mit Abd-elghani Ben Said aus Ägypten und Abu'lhasan Ali Ben Abi Soleiman aus Antiochien, welcher letztere berühmter Koranleser und Grammatiker war, in Freundschaft. Sie kamen oft in ihrem Collegio zusammen, wo sie sich viel über philologische und belletristische Gegenstände unterhielten, bis Abu Osáma und Abu'lhasan an einem Tag im J. 1009 auf Befehl des Hákim hingerichtet wurden. Abu'lghani verschwieg aus Furcht für sein eigenes Leben die Ursache ihres Todes. So erzählt wenigstens Mesíhi in seiner Geschichte.

9) **Mohji-ed-din Muhammed Ibn Osáma**, der Asket, ist als Sammler der sieben gewöhnlichen Koran-Perikopen (اوراد), die zu Gebeten dienen, bekannt geworden.

10) **Harith Ben Muhammed Ben Abi Osáma**, der Tamimid, ist durch seine Traditionssammlung Mosnad (مسند) berühmt, die später von vielen Andern zu ihren Sammlungen benutzt wurde. Er starb im J. 282 (beg. 2. März 895).

11) **Abu'lhosein Ahmed Ben Ali Ben Abi Osáma** ist Verfasser des Werkes: „Die Kenntniß, worin der Adel der Fürsten bestehe (معرفة شرف الملوك)."

(*Gustav Flügel.*)

OSÁM-ED-DIN (عصام الدين), so gewöhnlich z. B. bei Casiri falsch geschrieben für Isám-ed-din, d. h. Riemen der Religion, ist der ehrende Beiname mehrer berühmter arabischer Gelehrten, von denen hier der ausgezeichnetste unter seiner richtigen Benennung Isám-ed-din aufgeführt werden soll. Vor allen seinen Namensgenossen erwarb sich einen bedeutenden Ruf

Isám-ed-din Ibrahim Ben Arabschah Isferaíni, der im J. 943 d. Fl. (beg. 20. Jun. 1536) in Samarcand starb und durch seine Glossen (الحاشية العصامية) zu der bekannten Grammatik des Ibn Hadschib, Cafiya (كافية) genannt, sich für immer der Vergessenheit entzogen hat. Weil er in vielen Stellen als Gegner des Ibn Hadschib auftrat, veranlaßte er die Herausgabe einer Menge Schriften, die in höherm oder geringerm Grade viel zur nähern Bestimmung grammatischer Erscheinungen beitrugen. Sie finden sich ziemlich vollstän-

Digitized by Google

dig bei Hadschi Khalfa unter كافية verzeichnet. Des Isám-ed-din Arbeit wird unter andern im Escurial aufbewahrt, nur nennt Casiri (I, 5. Cod. XVII. und 35. Cod. CXLIX) den Verfasser Mervezi, d. h. den aus Merv gebürtigen, ohne daß sich irgend ein Grund für diese Annahme auffinden ließe. Derselbe ist 2) Verfasser von Glossen zu dem Commentar, den der scharfsinnige Kemál-ed-din Mes'ud Schirwáni, gewöhnlich Rumi genannt, zu dem bekannten philosophischen Werk Adáb (آداب) des Schems-ed-din Muhammed Ben Eschref Hoseini aus Samarcand verfaßte; 3) eines Commentars zu dem Werk unter demselben Titel von Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi (ايجي), der 756 (1355) starb; 4) eines Commentars zu dem Tractat (الرسالة الترشيحية) über die verschiedenen Arten der Metapher (استعارة) von Abu'lcasim Samarcandi Leithi; 5) eines Commentars zu dem Tractate des Adhod-ed-din (الرسالة العضدية) über die erste Abfassung (في الوضع); 6) eines Commentars zu dem persischen Werk über die Logik (رسالة في المنطق) von Seyyid Scherif Dschordschani, den er ebenfalls persisch schrieb; 7) eines Commentars zu der grammatischen Abwandlungslehre (تصريف), betitelt Schafiye von dem obengenannten Ibn el-hádschib; 8) eines Commentars zu dem Werke: „Die rühmlichen Eigenschaften des Propheten (شمائل النبي)" von Abu Isa Muhammed Ben Sauret, Imam aus Termedh, der im J. 279 (beg. 3. Apr. 892) starb; 9) eines Commentars zu den Aufgängen der Lichter (طوالع الانوار), eines metaphysischen Handbuchs des durch seinen Commentar zum Koran allbekannten Richters Abdallah Ben Omar Beidháwi; 10) eines weitläufigen Commentars zu den Bekenntnissen des obengenannten Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi (العقائد العضدية); 11) der Randglossen zu dem ausgezeichneten Commentare, den Sa'd-ed-din Mes'ud Ben Omar Teftazáni zu den Bekenntnissen des Nedschm-ed-din Abu Hafs Omar Ben Muhammed Nesefi (عقائد النسفي), gestorben 537 (beg. 27. Jul. 1142) herausgab; 12) eines Commentars zu den Perlen nützlicher Belehrungen (فرائد الفوائد) über die verschiedenen Arten von Metaphern (استعارات) von Abu'lcasim Leithi; 13) einer eigenen grammatischen Abhandlung „Die Perle (فريد في النحو)" und eines Commentars dazu; 14) eines persischen Commentars zur Burda (بردة); 15) der Glossen zu dem Commentar, den der Hanefit Sadr-elscheríet II. Abdallah Ben Mes'ud Mahbubi zu dem Rechtsbuche Wicáyet el-riwáyet (وقاية الرواية) verfaßte; 16) der Glossen zu dem Korans-Commentar des Beidháwi, die sich durch eine Fülle treffender und tief eindringender Bemerkungen auszeichnen. Er widmete sie dem Sultan Soleiman; 17) eines Commentars zu der Rhetorik (تلخيص المفتاح في المعاني والبيان) des Imam Dschelál-ed-din Muhammed Ben' Abd-el-rahman Cazwini, gewöhnlich der Kanzelredner von Damaskus (خطيب دمشق) genannt, der 739 (beg. 20. Jul. 1338) starb. Um seines Umfangs willen wird dieser Commentar gewöhnlich „der Längste (الاطول)" genannt; 18) der Glossen zum Commentar, den Cotb-ed-din Mahmud Ben Muhammed Razi, gestorben 766 (beg. 28. Sept. 1364) zu der Logik Schemsiye (شمسية) des Nedschm-ed-din Omar Ben Ali Cazwini, gewöhnlich Catibi (كاتبي) genannt, eines Schülers des Nasir-ed-din Tusi, verfaßte; 19) eines Commentars zu dem Telchis des Nasir-ed-din Tusi, dessen Werk ein Auszug ist vom „Inbegriffe der Gedanken der frühern und spätern Philosophen und Metaphysiker (محصّل افكار المتقدّمين والمتأخرين من الحكماء والمتكلّمين)" vom Imam Fachr-ed-din Muhammed Ben Omar Razi; 20) eines Commentars zum „Endzwecke (قصاري)" des Scheichs Schehab-ed-din Ahmed, welches Werk auch noch Andere commentirten; auch wird ihm 21) ein anderes Werk über Formenlehre, Grammatik und Rhetorik unter dem Titel: „Wage der Bildung (ميزان الادب)" zugeschrieben, zu dem er selbst einen Commentar verfaßte; 22) ein Tractat über die Ausdrücke im Werke Motawwel (مطوّل), und endlich 23) ein Commentar zur „Logik des Gesetzes (منطق الشرعة)."

Wie aus der gegebenen Liste der Werke des Isám-ed-din hervorgeht, beschäftigte sich seine schriftstellerische Thätigkeit vorzüglich mit Grammatik, Rhetorik, Logik, Metaphysik und Koranserege se, weniger mit Geschichte. Haben wir von ihm auch wenige selbständige Grundwerke, so hat ihn doch sein Ruf als Glossator (محشي) und Erklärer den größten Ruhm gesichert. Die Muhammedaner selbst nennen ihn nur ihren Mohschi, und alles, was aus seiner Feder geflossen, sagen sie, trage den Stempel einer gründlichen Gelehrsamkeit und Gediegenheit an sich.

Mehre Commentare dieses Mannes, wie z. B. der zum Tractat des Leithi über die Metapher, wurden von seinem Enkel Ali, einem Sohne des Sadr-ed-din, glossirt, und ein Nachkomme desselben war Abd-el-melek, Sohn des Dschemál-ed-din, und durch Sadr-ed-din, dessen Sohn Dschemál-ed-din war, Urenkel des Isám-ed-din. Wir haben von ihm ein Lehrbuch über

Digitized by Google

die Prosodie unter dem Titel: „Erleichterung des Weges zu derselben (تسهيل العروض الي علم عروض)."

(*Gustav Flügel.*)

OSANTRIX (teutsche Heldensage), König von Wilkinaland, ist der Held in dem Theile der Wilkinasaga, welcher diesen Namen eigentlich führt, ältester Sohn des Königs Hertnit und Bruder Waldemars und Ilias; wird von seinem alten Vater zum König über Wilkinaland gesetzt, hat zur ersten Gemahlin Juliana, die Tochter des Königs Iron von England und Schottland, und von ihr die Tochter, Bertha die adelige. Nach Juliana's Tode fodert unter Drohungen Osantrix Oda die Tochter des Königs Melias von Heunenland, und Melias wirft die Boten ins Gefängniß. Hierauf sendet Osantrix seine Neffen Hertnit und Osid als Brautwerber. Melias verschmäht die Geschenke, die sie bringen, und läßt sie in Eisen legen. Osantrix thut nun eine Heerfahrt ins Heunenland und hat außer seinem Heere die Riesen Aspilian, Etger, Aventrod und Widolf mit der Stangen nebst ihrem Volke, läßt aber sich Dietrich nennen und seinen rechten Namen verleugnen. So wird er in die Hauptstadt des Königs Melias gelassen, wirft sich dem Könige zu Füßen und bittet als ein von Osantrix Vertriebener um Aufnahme in des Melias Dienst. Melias hegt jedoch Argwohn und weigert sich. Der Riese Aspilian aber wird zornig, daß sein Herr zu den Füßen des Königs Melias liegt, und schlägt den König, daß er zu Boden stürzt. Nun ein Gemetzel, aus welchem Melias kaum entkommt. Der Häuptling der Wilkinen in der Hauptstadt bringt, um sich Frieden zu erkaufen, dem König Osantrix Oda, des Königs Melias Tochter. Da nimmt der König einen Schuh, aus leuchtendem Silber geschmiedet, und zieht ihr den Schuh an ihren Fuß, und er ist wie für sie gemacht, darauf thut er dasselbe mit einem goldenen Schuh und dieser paßte noch besser [1]). Osantrix nimmt die Königstochter mit heim, vergleicht sich mit Melias, indem er ihm sein Reich nicht mindert, sondern die Oberherrschaft läßt, bis an sein Lebensende, und heirathet Oda'n, und hat mit ihr die Tochter Erka, die im Sagenkreise des Heldenbuchs so gefeierte Helke. Atli (Etzel), der jüngere Sohn des Königs Melias von Friesland, thut großen Schaden in des vor Alter kraftlosen Melias' Reich, und setzt sich selbst nach dessen Tod in den Besitz von Heunenland. Aber Osantrix vermeint Ansprüche auf dieses Reich zu haben, da es ein Erbland Oda's, des Königs Melias' Tochter, war. So entsteht ein großer Unfriede zwischen König Osantrix und König Atli, und große Schlachten mit vielem Blutvergießen werden zwischen ihnen geschlagen. Ungeachtet dieser Zwietracht sendet Atli seinen Neffen Osid nach Wilkinaland zu König Osantrix und läßt um Erka für sich werben. Osantrix verweigert sie Atli'n, als dem Beschädiger des Wilkinalandes. Doch wiederholt Atli die Werbung, indem er den Markgrafen Rüdiger an Osantrix sendet. Auch verweigert Osantrix Atli'n Erka'n und läßt sich nicht durch seine Drohungen schrecken. Atli thut nun eine Heerfahrt nach Wilkinaland. Osantrix beruft die Riesen von Seeland, Aspilian und Widolf, mit der Stange, damit sie die Feinde abwehren, indessen er sein Heer rüstet. Die Riesen werden aber von der Übermacht in die Flucht getrieben. Osantrix zieht mit seinem großen Heer Atli'n entgegen, und schlägt ihn in einer großen Schlacht in Jütland, und verfolgt die Flüchtigen bis an den Wald, der zwischen Dänemark und Heunenland liegt, übernachtet vor dem Walde, während Atli jenseit des Waldes, und wird von Rüdiger durch einen Streifzug überfallen. Rüdiger bittet Atli'n, ins Heunenland zurück zu ziehen. Auch König Osantrix zieht wieder heim in sein Reich, und damit ruht eine Zeit lang die Fehde. Rüdiger ersinnt nun eine große List gegen Osantrix, tritt als ein Siegfried in dessen Dienste, weiß dessen Vertrauen so zu gewinnen, daß er ihn in das Schloß zu den Jungfrauen sendet, um des König Nordians, der sich um Osantrixs Tochter Erka bewirbt, Wunsch anzubringen. Rüdiger offenbart Erka'n seinen Namen, und redet für König Atli das Wort. Rüdiger gibt nun eine Reise zu seinem Bruder Alebrand vor, und nimmt Atli's Neffen Osid unter dem Namen Alebrand mit an Osantrixs Hof, und entführt Erka'n. Osantrix, diesen Trug zu rächen, setzt mit einem Heere nach und belagert Rüdigern in Markburg im Falsturwald. Atli, durch Rüdigers Boten benachrichtigt, zieht Rüdigern zu Hilfe [2]), und Osantrix zieht sich vor der Übermacht zurück. Atli reiset heim und macht Hochzeit mit Erka und gibt Rüdigern Bertha'n, die adelige, Osantrixs älteste Tochter aus erster Ehe, die Rüdiger ebenfalls entführt hatte. Hieraus entstehen aber lange Zeit großer Unfriede und heftige Kriege zwischen den Heunen und Wilkinen. Beide, Osantrix und Atli, haben abwechselnd bald Sieg, bald Niederlage. König Osantrix nimmt, als er zu höhern Jahren kommt, einen andern Sinn, als in seiner Jugend an, und wird so über die Maßen hart, daß die Leute kaum das schwere Joch zu tragen vermögen, bedrückt sie durch Abgaben, besteuert die Leben-Ritter, belastet das Reich durch die häufigen Aufgebote gegen Atli und hat beständig die Riesen Widolf mit der Stange und Aventrod um sich. Atli will sich oft versöhnen, aber Osantrix versagt es. Da bittet Atli Dietrichen von Bern um Hilfe. Nun eine große Schlacht, aus welcher Osantrix endlich entfliehen muß. Hertnit, des

1) Zur Erklärung dieser merkwürdigen Handlung muß man annehmen, daß diese Schuhe von seiner frühern Gemahlin herrührten, und diese ihm sterbend gerathen, nur die zur Frau zu nehmen, der diese Schuhe paßten. So empfiehlt in dem Farber Lied von Ragnar (Müllers Ausgabe S. 330) die sterbende Thora Ragnarn, nur um die Jungfrau zu werben, der Thora's Kleider passen. In Lodbroks-Saga (Cap. 5) bietet Ragnar der Kraka (Aslaug) sogleich Thora's Kleid, aber der Grund, warum er es thut, wird nicht angegeben, sondern als bekannt vorausgesetzt.

2) Hierauf bemerkt die Wilkina-Saga Cap. 82: „und an einem andern Orte soll von König Osantrix, des Grafen (nämlich Rüdigers) und Osids Kämpfen erzählt werden." Doch kommt in dieser Sage nichts mehr davon vor, sondern wird nur unmittelbar darauf gesagt: sie schlugen sich jeden Tag, und setzten einander so hart zu, daß von Osantrixs Leuten schon 300 Ritter gefallen waren, und die Burgmänner 60 Ritter verloren.

Digitized by Google

Königs Osantrix Bruderſohn, nimmt den verwundeten Wittich gefangen, und läßt ihn ins Gefängniß legen. Wildeber will nicht heim nach Bern, bevor er nicht weiß, ob ſein Geſell lebend oder todt, macht Geſellſchaft mit dem Spielmann Iſung, zieht auf deſſen Geheiß eine Bärenhaut über den Panzer, und Iſung führt ihn in des Königs Osantrix Burg, der nur mit wenigen Leuten zu Hauſe iſt, und ergötzt den König durch ſein Spiel und den Bären. Am Morgen des andern Tages bittet Osantrix Iſung, daß er ihm eine Luſt mit ſeinem Bären gewähren wolle. Da Iſung ſich weigert, ſeinen Bären hetzen zu laſſen, weil der König zornig werden würde, wenn er Hunde durch ſeinen Bären verlöre, verheißt ihm der König, daß keiner ſeiner Leute, noch er ſelbſt, den Bären mißhandeln ſolle. Der Bär packt mit ſeinen Vorderpfoten den größten Hund bei ſeinen Hinterpfoten und erſchlägt damit zwölf andere der beſten Hunde. Der König darüber zornig haut mit dem Schwerte den Bären in den Rücken; es bleibt auf dem Panzer ſtehen, und der König will zu ſeinen Mannen. Wildeber aber nimmt das Schwert, das der Spielmann von ſeinem Rücken genommen, und erſchlägt Osantrix und die beiden Rieſen, an welchen der König ſo großen Troſt zu haben vermeinte, und erlöſet Wittichen. So iſt das Ende Osantrix nach der einen Geſtaltung der Sage. Nach der Geſtaltung der andern Sage hat Osantrix ein edleres Ende. Er verheert nämlich Atli's Reich und befindet ſich in der Stadt Brandenburg, die er eingenommen. Hier treffen ihn Atli und Dietrich von Bern mit ihrem Heer. Osantrix reitet mit ſeinem Heere zur Schlacht hinaus, reitet in dieſer an der Spitze der Schar, gibt manchem den Todesſtreich, und fällt endlich im Kampfe mit Wolfhart, Dietrichs Blutsfreunde; die Wilkinemänner nehmen Hertnit zum Könige, den Sohn des Königs Osantrix [3]). Die Sage denkt ſich Osantrix offenbar als einen ſlaviſchen König, und die Wilkinen ſind urſprünglich wol nichts als Wilzen [4]). Osantrix ſpielt zwar in der Sage von ihm die Hauptrolle, nicht aber als vorzüglichſter Held, ſondern ſteht zurück gegen Atli (Etzel), der hier nur Eroberer und Beherrſcher des Heunenlandes, aber nicht ſelbſt ein Heune (Hunne), wie der geſchichtliche Attila, und in der übrigen Teutſchen Etzel iſt, ſondern ein Sohn des Königs Oſid von Friesland, und ſteht noch mehr zurück gegen Dietrich von Bern. Doch iſt Osantrix (der Slave) edler gehalten, als ſein Schwiegervater, der Heunenkönig Melias. Dieſer läßt die Brautwerber in Feſſeln legen, Osantrix entläßt ſie beſchenkt, ungeachtet auch er ſeine Tochter verweigert. Wahrſcheinlich ſchwebte daher dem Dichter dieſer Heldenſage ein Fürſt des Wendenreichs, wie Gottſchalk, vor, oder ein pommerſcher Fürſt, die durch den Einfluß des Chriſtenthums und der benachbarten Teutſchen veredelt waren. Überhaupt ſtrebt die Heldenſage nicht, die Volksthümlichkeiten rein wieder zu geben, weil dieſes nur das menſchliche Intereſſe ſtören würde, ſondern läßt poetiſcher als z. B. Walter Scott die Volksthümlichkeiten nur entfernt durchſchimmern. Ihr Zweck iſt nicht Darſtellung der Kämpfe der Völker gegen Völker als ſolcher, ſondern ſie benutzt dieſe Kämpfe nur als ſchwachen Hintergrund. Ihr Zweck iſt Darſtellung des Kampfes der Helden gegen die Helden als ſolche. Daher deutet ſie die verſchiedenen Volksthümlichkeiten, denen die Helden angehören, nur ſchwach an, oder läßt ſie ganz verſchwinden. Daß Osantrix alſo nur ſchwach als ſlaviſcher Fürſt angedeutet wird, liegt in dem Zwecke der Heldenſage. Der Sage von Osantrix dienen zwar die Kämpfe der Teutſchen und der Dänen gegen Slaven zum Hintergrund, aber die politiſchen Urſachen zu dieſen Kämpfen ſind bei Seite gelaſſen, und an die Stelle derſelben die jedermann zu Herzen ſprechenden der Liebe und Brautbewerbung getreten. Wiewol die Geſchichte auch ſolcher Beweggründe nicht ganz ermangelt, wenn nämlich der Geſchichte angehört, und nicht viel mehr der Sage anheimfällt, was zuerſt Adam von Bremen erzählt: Herzog Bernhard von Sachſen habe dem Fürſten der Obotriten Miſtewoi ſeine Nichte verlobt, Markgraf Dietrich aber habe dieſe Verbindung verhindert, indem er geſagt, die Blutsfreundin des Herzogs dürfe keinem Hunde gegeben werden, und dieſe Schmach habe den Miſtewoi veranlaßt, die ſlaviſchen Völker zur Empörung aufzuregen. Vielleicht hat dieſe Sage zur Dichtung der Sage von Osantrix die Veranlaſſung gegeben; aber freilich iſt hier, dem Zwecke der Heldenſage gemäß, alles anders geſtaltet. Selbſt die geſchichtlichen Namen, welche in den Kämpfen gegen die Slaven glänzten, ſind aufgegeben. Keine Heinriche, keine Ottone, keine Konrade kämpfen gegen den Wilkinenkönig, ſondern die heldenſaglichen Etzel und Dietrich von Bern. (*Ferdinand Wachter.*)

OSBANIKETH (اسبانيكث), Stadt oder vielmehr Marktflecken in Turkeſtan, der zu dem Diſtricte der Stadt Obruſchnah, von welcher er jedoch gegen Oſten neun Paraſangen weit entfernt liegt, gehört, nach Biruni unter 90° 30′ Länge und 40° nördlicher Breite. Hadſchi Khalfa verſetzt ihn im Dſchihannuma (S. 356) in die Nähe von Iſfidſchâb (اسفيجاب). (*Gustav Flügel.*)

Osbeck (Peter), ſ. **Osbeckia.**

OSBECKIA. Dieſe Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Melaſtomeen hat Linné ſo genannt nach ſeinem Schüler Peter Osbeck (geb. 1723, geſt. den 23. Dec. 1805), welcher als ſchwediſcher Schiffsprediger Oſtindien und China beſuchte und als Propſt zu Haslöf ſtarb. Er iſt Verfaſſer einer Reiſebeſchreibung (**Dagbok öfver en ostindisk resa. Stockh.** 1757, teutſch von Georgi, Roſtock 1765, engliſch von J. R. Forſter, Lond. 1771), in welcher auch mehre neue Pflanzen bekannt gemacht und abgebildet ſind, und vieler naturhiſtoriſcher Beiträge zu den Abhandlungen der ſtockholmer Akademie. — Der Charakter der Gattung

3) Wilkina-Saga, Cap. 48—83. (v. d. Hagenſche Überſetzung 1. B. S. 211—282), Cap. 111—123 (S. 355—377), Cap. 269, 270 (2. Bd. S. 502—507). 4) Vergl. Mone, über die Wilzen, im Anzeiger für Kunde des teutſchen Mittelalters, herausgegeben von H. Fr. v. u. z. Aufſeß u. Prof. Mone. 1834. 3. Jahrg. S. 133.

Digitized by Google

Osbeckia ist folgender: Der Kelch mit fünf- (oder vier-) spaltigem Saume, zwischen dessen Zähnen nach Außen verschieden gestaltete Anhängsel stehen; fünf (oder vier) Corollenblättchen; zehn (oder acht) glatte Staubfäden von gleicher Länge; die Antheren an der Spitze mit kurzem Schnabel und an der Basis mit zwei Öhrchen; der Griffel einfach; die Kapsel frei, fünf- (oder vier-) fächerig; vielsamig; die Samen klein, schneckenförmig gewunden. Einige und dreißig Arten dieser Gattung wachsen im tropischen Asien, Amerika und Afrika als kleine Sträucher oder perennirende Kräuter mit sternförmiger Behaarung, besonders des Kelches, einfachen, drei- bis fünfnervigen, ganzrandigen Blättern und meist rothen Blumen. Linné kannte nur eine Art, Osb. chinensis (Osbeck Reise, teutsch S. 278. T. 2. Bot. reg. t. 542), ein perennirendes Kraut, welches Osbeck im südlichen China entdeckt hat. Der Stengel ist scharf vierkantig, die Blätter sind gegenüberstehend, fast ungestielt, lanzettförmig-ablang, dreinervig, hackerig; am Ende des Stengels stehen die Afterdolden mit wenigen violeten Blumen. Die Stengel mit den Blättern werden in China innerlich als Abkochung gegen Kolikschmerzen, äußerlich in Bähungen bei Verrenkungen und Geschwülsten angewendet. (*A. Sprengel.*)

OSBORNE, englisches Geschlecht, welches seinen ersten Wohnsitz zu Ashford in Kent gehabt hat, und seit Heinrichs VI. Zeiten als zum niedern Adel gehörig betrachtet wurde. Richard Osborne war mit Johanna, der Schwester und Erbin von Eberhard Broughton, verheirathet, und Vater eines Sohnes Eduard, welcher 1558 Lordmayor von London gewesen und sich mit Anna Hewit, der Tochter und Erbin von Wilhelm Hewit, verheirathete. Eduards Enkel, auch Eduard genannt, auf Kiveton, in Yorkshire, empfing am 13. Julius 1620 die Baronetswürde und war in erster Ehe mit Margaretha, des Thomas Belasyse, Lord Fauconberg Tochter, in anderer Ehe mit Anna, der Tochter von Thomas Walmesley, auf Dunkelhalgh, verheirathet, und es war besonders die zweite Ehe in hohem Grade vortheilhaft, da Anna, wegen ihrer Großmutter, Elisabeth Nevil, eine der vornehmsten Erbin der reichen Nevil von Latimer wurde, und unter andern einen der Hauptsitze der Nevil, die uralte Burg Danby, in dem Cleveland-Hundred von Yorkshire, besaß. Der einzige Sohn der ersten Ehe, Eduard Osborne, kam in der Jugend durch Zufall um, der Sohn der zweiten Ehe, Thomas Osborne, erwarb sich nicht unbedeutendes Verdienst um die Restauration Karls II., gesellte sich aber, da er dasselbe nicht genugsam belohnt fand, gar bald den Gegnern des Hofes bei, bis er eine Stelle in der Schatzkammer-Commission, und bald darauf, 1672, in dem geheimen Rath erhielt. Im J. 1673 wurde er, empfohlen durch seine Feindschaft gegen Arlington, auf des Herzogs von York und Cliffords Verwendung, zum Lord-Schatzmeister an Cliffords Stelle, am 2. Jul. 1673 zum Viscount Dumblane, in der schottischen Grafschaft Perth, am 15. Aug. 1673 zum Baron Osborne von Kiveton und Viscount Latimer, am 27. Junius 1674 zum Grafen von Danby ernannt. Die Schnelligkeit, mit der er sich der Gunst des Königs bemeistert, brachte ihn noch schneller in feindliche Berührung mit der neuen Opposition, der sich ganz vorzüglich Arlington, in dem ungestümen Trachten, einen glücklichen Nebenbuhler zu demüthigen, angeschlossen hatte. Von den Häuptern der Opposition wurde beschlossen (April 1675), auf Abberufung der englischen Truppen von der französischen Armee zu dringen, den sofortigen Beitritt zu dem Bündnisse gegen Ludwig XIV. anzurathen, den Grafen von Danby in Anklagestand zu versetzen, und jede Geldbewilligung zu versagen, so lange derselbe Lordschatzmeister bleiben würde. Danby seinerseits hatte sich überredet, die Gegner verdankten ihre Erfolge in der letzten Parlamentssession lediglich der geschickten Benutzung des Feldgeschreies: „Kein Papstthum mehr," wodurch sie das Volk für seine Religion besorgt gemacht und auf ihre Seite gezogen hatten. In dieser Überzeugung ließ er sich von dem König ermächtigen, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und zu diesem Ende die ganze Regierungsgewalt in Bewegung zu setzen, um alle Arten von Sectirern und Non-Conformisten in die Enge zu treiben, die Royalisten aber und den Clerus um den Thron zu sammeln, indem man die Sache des Königthums und die der Kirche als eine und dieselbe darzustellen sich bemühe. Diese Taktik brachte ihre Früchte. Der Eifer für Rechtgläubigkeit, der die Mitglieder des Unterhauses früher belebt hatte, schien erloschen, nicht eine der von den Ministern gegen die Non-Conformisten eingebrachten Bills gelangte weiter als zur zweiten Lesung. Es war deutlich, die Häupter der Volkspartei kümmerten sich wenig um Unterdrückung des Papismus, sobald ihre Gegner das Verdienst, dazu gerathen zu haben, ansprechen konnten. Sie richteten ihre Bemühungen auf andere, ihren Absichten näher liegende Gegenstände. Insbesondere veranlaßte Lord William Russel am 26. April das Haus, das Verfahren des Lordschatzmeisters in Erwägung zu ziehen; es wurden sieben Anklagepunkte gegen ihn vorgebracht, sie beschuldigten ihn, einen unrechten Gebrauch von seiner Amtsgewalt gemacht, den König beliftet, seine eigene Familie bereichert und die Staatsgelder verschleudert zu haben. Es scheint nicht, daß diese Anklagen auf irgend einem zulässigen Grunde beruhten, dennoch verließ sich Danby keineswegs auf seine Unschuld allein. Er war bedacht, sich Anhänger im Unterhause zu erkaufen, nicht wie seine Vorgänger im Amte, durch Geschenke an die besten Redner, sondern indem er sich der Stimmen von Mitgliedern versicherte, die keinen Theil an den Debatten nahmen; diese konnte er wohlfeiler, und mithin in größerer Zahl haben. So wurden die gegen ihn gestellten Anklageartikel einzeln durchgegangen und, sowie sie an die Reihe kamen, verworfen (3. Mai 1675). Nicht minder glänzte der Lordschatzmeister in dem Oberhause als einer der beredtesten Verfechter des neuen Testes. Jedoch, so vollständig auch seine parlamentarischen Erfolge gewesen, so nützlich sich ein so sparsamer und ordnungsliebender Minister machte, eins konnte er, der erklärte Feind des französischen Interesses, der heimliche Verbündete des

Digitized by Google

Prinzen von Oranien, niemals überwinden, des Königs und des Herzogs von York Neigung für Frankreich. Wenn er auch vorzüglich durch seine Gewandtheit, und keineswegs zu des Herzogs von York Danke, die Vermählung der Prinzessin Maria mit Wilhelm von Oranien herbeizuführen wußte, so unterzeichnete doch, von der andern Seite, wider seinen Willen, der König den geheimen Vertrag mit Frankreich, vom 17. Febr. 1676, und von diesem Tag an waren die französischen Minister unablässig bemühet, seinen Sturz herbeizuführen. Das von ihm mit freigebiger Hand unter die Mitglieder der Opposition gespendete Gold spornte zu neuen Anstrengungen gegen den verhaßten Minister an, und seiner stupiden Hartnäckigkeit in Untersuchung der sogenannten papistischen Verschwörung schrieb der König alle die Verlegenheiten zu, die ihn seit einiger Zeit umgaben. Von seinen Freunden verlassen kämpfte Danby während mehrer Sessionen nur mehr für seine persönliche Erhaltung, als eine Niederträchtigkeit Montague's, des bisherigen Gesandten in Paris, ihn urplötzlich der Gewalt seiner Feinde überlieferte. Der Lordschatzmeister hatte am 25. März 1678 gegen seine Überzeugung, auf Karls Befehl, einen Brief an Montague, nach Paris, schreiben müssen, worin er den Gesandten beauftragte, unter gewissen Umständen von Ludwig XIV. ein Jahrgeld von sechs Millionen Livres zu begehren, als Ersatz für des Königs Bemühungen, die Alliirten zur Annahme der Friedensbedingungen zu bestimmen. Diese Foderung wurde niemals angebracht, nicht, weil sie den Patriotismus Montague's verletzte, denn er selbst hatte sie angegeben und empfohlen, sondern weil die vorgeschlagenen Bedingungen von dem französischen Hofe verworfen wurden. Welche geheime Eröffnungen später dem Botschafter von König Ludwig gemacht worden, wissen wir nicht; aber er war durch eine unerhebliche Verweigerung gekränkt, oder spielte den Gekränkten, und kehrte, seinen Posten in Paris plötzlich verlassend, ohne Erlaubniß nach England zurück. Danby, der seine Feindseligkeit ahnete, bewachte mit Besorgniß seine Schritte; es ergab sich, daß er nicht nur mit den Häuptern der Volkspartei in Verbindung stand, sondern auch geheime nächtliche Zusammenkünfte mit Barillon, dem französischen Gesandten in London, hatte; seine Versuche, sich einen Sitz im Unterhause zu verschaffen, überzeugten den Minister, daß, wenn Montague mit der Ausführung seiner Entwürfe zögerte, es nur geschah, um sich durch die Privilegien des Hauses gegen die königliche Rache zu decken. Bei der Wahl für Grinstead unterlag er durch Danby's Vorsicht, bei der für Northampton wurde er durch den Maire, sein abwesender Mitbewerber, Sir William Temple, durch den Sheriff in das Wahlprotokoll gesetzt; aber Montague reichte eine Petition ein, die Volkspartei machte seine Sache zu der ihrigen, und das Haus erklärte ihn gültig gewählt. Das eigentliche Ziel Montague's war der Sturz des Lordschatzmeisters. Mit den Häuptern der Volkspartei war verabredet, daß er die geheime Depesche vom 25. März vorbringen, und sie, darauf hin, die Anklage gegen Danby votiren sollten. Mit Barillon war ausgemacht, daß zu Gewinnung des Beistandes der mächtigsten Parlamentsredner 100,000 Livres von dem Botschafter angewendet und 100,000 Kronen ihm, Montague selbst, bezahlt werden sollten, wenn durch seine Bemühungen Danby im Verlaufe von sechs Monaten vom Amt entfernt sein würde. Noch zögerte er. Seine Furchtsamkeit hielt sich durch den Schutz, welchen ein Sitz im Parlamente verleihet, noch nicht gesichert, und er wartete die Zeit ab, wenn der König, durch Entlassung der Armee, gänzlich außer Stand gesetzt würde, die Privilegien der Parlamentsglieder zu verletzen. Danby hatte aber bereits einen Wink erhalten von der Beschaffenheit der Gefahr; er wußte, daß seine Depeschen insgeheim einigen seiner Gegner gezeigt worden waren, und er mußte es als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit betrachten, in den Besitz der verderblichen Papiere zu kommen. In dieser Absicht legte er dem geheimen Rathe die von Sir William Temple gemachte Angabe vor, daß Montague den päpstlichen Nuntius zu Paris insgeheim besucht habe, und deshalb wol auf irgend eine Art in die papistische Verschwörung verwickelt sein möge. Es wurde sogleich beschlossen, eine Untersuchung einzuleiten: man schickte Boten aus, Montague's Papiere in Beschlag zu nehmen, und Ernley, der Kanzler der Schatzkammer, überreichte dem Unterhause eine königliche Botschaft, welche dieses Verfahren und die Angabe, wodurch es begründet, anzeigte. Die Sache war so geheim betrieben worden, daß Montague und seine Freunde sich überrascht fanden. Die Erfindsamkeit Powle's, später von Barillon mit 500 Guineen belohnt, rettete sie für den Augenblick aus der Verlegenheit. Er behauptete, die Beschlagnahme sei eine Verletzung der Privilegien, wenn die Angabe nicht eidlich bestätigt worden, und auf seinen Rath ging Lord Cavendish mit andern Parlamentsgliedern zum König, um sich dieses Umstandes zu versichern. Trocken erwiederte Karl, er werde eine Antwort ertheilen, wenn die beiden Häuser vor ihm erschienen. Es wurde ferner Harbord, ebenfalls ein Söldner Barillons, nach Montague's Hause mit des Eigenthümers besondern Instructionen abgeschickt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Briefe, der einzige wirkliche Gegenstand der Besorgniß beider Parteien, bisher den Nachforschungen der Beamten entgangen waren, kehrte er zurück, unmittelbar darauf zeigte Montague dem Hause an, daß er im Besitze von Papieren sei, die unzweifelhafte Beweise der verbrecherischen Absichten eines großen Ministers enthielten. Lord Cavendish machte die Motion, daß Documente von so hoher Wichtigkeit unter Gewahrsam des Hauses gestellt werden müßten, und Harbord, Lord Russel und einige Andere wurden beauftragt, einzuschreiten, und im Namen der Gemeinen von England die fraglichen Papiere in Besitz zu nehmen. Sie kehrten mit einem kleinen Kästchen zurück; es wurde auf den Tisch gestellt, und Montague suchte daraus zwei Schreiben hervor, welche er unter einigen Verwahrungen dem Sprecher übergab. Beide trugen die Unterschrift des Lordschatzmeisters. Eins, vom 16. Januar 1678, bewies, daß die 14tägige Vertagung des Parlaments in der Hoffnung geschehen sei, in der

Digitized by Google

Zwischenzeit irgend ein Mittel zum Frieden zu finden, das andere erwies sich als die berühmte Depesche vom 25. März 1678, mit der von dem König eigenhändig hinzugefügten Nachschrift: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben. C. R." Die Verlesung dieser Papiere wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das Haus. Sie wurden dargestellt als eine Fortsetzung von Coleman's Intriguen; sie bewiesen, daß man dieselben Absichten gehegt und dieselben Schleichwege benutzt hatte; daß des Königs Kriegseifer ein bloßer Vorwand gewesen, um von seinem Volke Geld zu erpressen, und daß er sich, sobald die Subsidien votirt waren, erboten hatte, die Nation an einen fremden Souverain zu verkaufen. Die Debatte war lang und stürmisch und niemand äußerte mehr tugendhafte Entrüstung gegen Geldgeschäfte mit Frankreich, als diejenigen, die eben im Solde des französischen Botschafters standen, oder auf seinen Betrieb das Verfahren gegen Danby einleiteten. Das Haus, von der Macht des Augenblickes hingerissen, votirte mit einer Majorität von 63 Stimmen, daß der Lordschatzmeister des Hochverraths angeklagt und seine Correspondenz in die Journale eingetragen werden sollte. Trotz seines Triumphs war Montague nicht ohne Besorgnisse. Er wußte, daß die Anklage, die er erheben, mit zehnfachem Gewicht auf das eigene Haupt zurückfallen könne, und daß die Briefe noch vorhanden wären, in welchen er zuerst die Maßregel angerathen und dann empfohlen hatte, aber er traute seinem Gegner ein höheres Ehrgefühl zu, als er selbst besaß, und zählte darauf, daß Danby, durch die Furcht, die geheimen Absichten und Unterhandlungen seines Souverains zu verrathen, von der Bekanntmachung jener Documente zurückgehalten würde. Hierin urtheilte er ganz richtig, denn der Lordschatzmeister fand in der ganzen Correspondenz nur zwei Briefe, welche er, ohne den König zu compromittiren, zu seiner Rechtfertigung vorzeigen konnte. Beide wurden dem Hause übergeben, und vom Sprecher vorgelesen, aber von der Versammlung nicht beachtet, auch nicht in die Journale eingetragen, ebenso wenig als des Königs wichtige Nachschrift zu dem Briefe vom 25. März 1678 (wollte man absichtlich dem Hause die Kenntniß eines so bedeutenden Umstandes vorenthalten?). Am andern Tage (21. Dec. 1678) wurde die Anklage votirt, und Capel beauftragt, sie dem Oberhause zu übergeben. Dieses Instrument klagte den Grafen von Danby des Hochverrathes und anderer Verbrechen an, insbesondere 1) daß er sich hochverrätherischer Weise königliche Gewalt angemaßt, indem er ohne Rücksprache mit den Staatssecretairen und andern Räthen gehandelt habe; 2) daß er die Absicht gehegt, die Verfassung durch Errichtung eines stehenden Heeres umzustoßen; 3) daß er einen Frieden zu Gunsten Frankreichs und zum Nachtheile Englands unterhandelt habe, um dagegen von Frankreich Geld zur Unterhaltung jenes Heeres zu erlangen; 4) daß er papistisch gesinnt sei und die papistische Verschwörung verheimlicht habe; 5) daß er den königlichen Schatz durch geheime Ausgaben und unnöthige Pensionen erschöpft, und endlich für sich selbst, der Parlamentsacte zuwider, Geschenke von der Krone empfangen habe. Danby vertheidigte sich im Oberhause gegen diese Anklage mit Muth und Beredsamkeit. Er gestand, daß es ein Unglück sei, von dem Unterhause in Anklagestand gesetzt zu sein, aber selbst bei diesem Unglücke halte er sich für glücklicher, als seinen Ankläger, der von Jedermann wegen seiner Zweideutigkeit, Falschheit und Undankbarkeit verabscheut werden müsse. Von den Beschuldigungen selbst sprach er mit Verachtung. Er leugnete sie alle, er soderte seine Gegner zum Beweis auf, er verlangte nichts, als einen gerechten und schnellen Proceß. Die Gemeinen drangen darauf, ihn in den Tower zu schicken, aber man wandte ein, daß keines der in der Anklage bezeichneten Vergehen gesetzlich als Hochverrath gelten könnte und nach einer vertagten Debatte wurde die Foderung zurückgewiesen und ein Tag bestimmt, an welchem der Schatzmeister sich verantworten könne. Des Ministers Majorität war dahin, eine Anklage schwebte über seinem Haupte, auf seine Unschuld konnte er nicht mit Sicherheit bauen, zu einer Zeit, wo die argwöhnischen Leidenschaften des Volkes seinen Feinden zu Gebote standen. Die beste Art, ihn zu retten, war eine unverzügliche Auflösung des seit 18 Jahren sitzenden Parlaments. Danby wagte im geheimen Rath einen dahin zielenden Vorschlag, und Karl prorogirte sogleich (30. Dec.) das Parlament auf fünf Wochen, und am 24. Jan. 1679 folgte die Auflösung mit dem gleichzeitigen Befehle, daß ein neues Haus binnen 40 Tagen zusammenkommen solle. Das Ergebniß der Wahlen bewies abermals, daß der Einfluß des Ministers der Wuth des Volkes nicht gewachsen war, und überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, seine Gegner zu besänftigen und zu entwaffnen. Ihnen war es nicht gelungen, den Herzog von York von dem Oberhause auszuschließen; er unternahm es, diesen Stein des Anstoßes aus dem Königreiche zu entfernen, aber ein Zwist um die Ernennung des Sprechers, in den er sich vielleicht nur um der Hoffahrt seiner Gemahlin zu fröhnen, eingelassen hatte, brachte ihn um alle Früchte seiner sinnreichen Erfindung. Karl sah den drohenden Sturm und suchte ihn abzuwenden. Er nöthigte den Schatzmeister, sein Amt niederzulegen, berief dann die beiden Häuser in seine königliche Nähe, und erklärte denselben, was Danby bei dem Schreiben der Briefe, oder bei der Untersuchung der Verschwörung gethan habe, sei auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehen; es seien in Wahrheit seine eigenen Handlungen, und er fühle sich deshalb verpflichtet, seinen Minister gegen desfalsige Bestrafung in Schutz zu nehmen. Allerdings habe er andere Gründe, den Grafen aus seinem Rath und seiner Umgebung zu entfernen; allein wegen der Vergehungen, um deretwillen derselbe angeklagt worden, sei ihm bereits volle Begnadigung ertheilt, und diese Begnadigung werde noch ein Dutzend Mal erneuert werden, wenn ein Dutzend Erneuerungen derselben nöthig erscheinen sollte. Ein Gefühl von Ehre und Gerechtigkeit, so sagte man, ließ den Monarchen nicht zugeben, daß ein Diener, wenn er auch seine Zuneigung verscherzt hatte, für einen Schritt gestraft werde, bei welchem er nichts anderes gethan hatte,

Digitized by Google

als dem Befehle seines Herrn zu gehorchen, vielleicht, und das glaubt Danby selbst (in seinen Briefen S. 109—111), bestimmte aber den König eine andere egoistische Rücksicht. Er wollte einen Proceß verhüten, weil ein solcher wahrscheinlich zu der Vorlage der geheimen Verträge zwischen Karl und dem Könige von Frankreich geführt haben würde. Wäre es nicht um dieser Besorgniß willen geschehen, so würde er die Begnadigung verweigert haben; er, fügt Danby hinzu, habe keines Schildes zu seiner Vertheidigung bedurft, er sei bereit gewesen, mit den Waffen der Unschuld gegen seine Feinde zu streiten. Wie dem auch sei, das Haus nahm die bloße Erwähnung einer Begnadigung zur Hemmung einer Anklage als Beleidigung und Unrecht, und beschloß nach einer stürmischen Debatte, dem Könige die Irregularität und Illegalität der Begnadigung, nebst den gefährlichen Folgen der Begnadigungen in Fällen, wo die Gemeinen von England eine Anklage erhoben, vorzustellen, auch zu gleicher Zeit den Lords eine Botschaft zu senden, mit der Bitte, daß der Angeklagte aus dem Parlamente verwiesen und in sichern Gewahrsam gebracht werden möge. Die Vorstellung unterblieb, aber die Abstimmungen des Hauses beunruhigten sowol den König als die Lords, die, um nicht den Anschein zu haben, daß Furcht sie treibe, in aller Eile den Herold mit dem schwarzen Stabe beauftragten, den Grafen in Gewahrsam zu bringen, und dann als Antwort auf die Botschaft erwiederten, daß sie aus eigenem Antriebe den Wünschen der Gemeinen zuvorgekommen seien. Den Proceß zu verhüten wurde nun die Hauptsorge des Hofes. Danby hatte mit des Königs Einverständnisse sich insgeheim nach Whitehall geflüchtet, während die Lords eine Bill votirten, welche ihn unfähig erklärte, ein Amt zu bekleiden, oder Sitz im Parlamente zu haben, und später noch den Zusatz der Verbannung aus dem Königreich erhielt. Die Gemeinen verwarfen diese Bill bei der ersten Verlesung, und votirten (1. April 1679) eine andere, welche den Grafen überführt erklärte, wenn er nicht an einem bestimmten Tage sich vor Gericht stelle. Diese Bill fand in dem Oberhause Schwierigkeiten, es wurden Amendements vorgeschlagen und von den Gemeinen verworfen, die Lords fanden sich genöthigt, nachzugeben, und sobald die Bill in beiden Häusern durchgegangen war, stellte Danby sich dem schwarzen Stab, und zur Stunde ward er nach dem Tower gebracht (16. April). Einige Tage nachher reichte er seine Verantwortung ein, in welcher er sich über die Allgemeinheit und Unbestimmtheit der Artikel beschwerend, sie alle nach einander leugnete, und dann, unter umständlicher Anführung des ihm von dem Könige bewilligten Begnadigungsbriefes, sich auf diesen berief, und behauptete, daß demnach die Klage niedergeschlagen, und er von allen Vergehen, deren er angeklagt worden, freigesprochen sei. Fünf Jahre mußte Danby im Tower aushalten. Jetzt schien das Übergewicht der Torys fest begründet, und Karl äußerte den Wunsch, einen Ausweg zu entdecken, der seinem gefallenen Minister die Freiheit wiedergeben könnte. Einige Zeit hindurch wurde die Frage hingehalten durch die Künste derjenigen, deren Ehrgeiz befürchtete, daß Danby seinen frühern Einfluß wieder erlangen und sie aus dem Cabinet verdrängen würde; allein sein Benehmen in der papistischen Verschwörung hatte ihm die königlichen Brüder entfremdet, auch würde es nicht schicklich gewesen sein, das Ruder des Staats einem Manne zu geben, auf welchem eine Anklage des Unterhauses lastete. Allmälig schwand diese Opposition, am letzten Tage des Termins wurden Danby, und die bereits vor ihm eingekerkerten katholischen Lords durch Habeas-corpus-Gesuche vor die Kings-Bench gebracht; die Richter sprachen (12. Febr. 1684), jeder nach Recht und Gewissen, ihre Meinung dahin aus, daß die Gefangenen längst schon zur Bürgschaft-Stellung hätten zugelassen werden sollen, und ein jeder von ihnen erhielt seine Entlassung gegen Ausstellung eines Cautionsscheines von 10,000 Pf. für sich und Beibringung von vier Bürgen, zu 5000 Pf. jeder, daß er bei der nächsten Parlamentssession sich vor den Schranken des Oberhauses stellen und ohne Erlaubniß dieser Behörde nicht auf Reisen gehen werde. Am ersten Tage der eröffneten Session des Oberhauses, unter Jakob II., am 19. Mai 1685, erschien Danby persönlich vor den Schranken, und erhielt bestimmte Freisprechung. Seitdem blieb er den Geschäften fremd, bis er am 30. Junius 1688 mit andern Edelleuten die berühmte Adresse unterzeichnete, wodurch der Prinz von Oranien aufgefodert wurde, die Freiheiten Englands in Schutz zu nehmen. Er brachte auch, alsbald nach des Prinzen Landung, einige Truppen zusammen, mit denen er sich der Stadt York bemächtigte. Seine Meinung war es, der Prinzessin Maria allein die Krone zuzusichern, er fand aber bei der Fürstin selbst Hindernisse und wurde sogar darum von ihr bei dem Gemahle verklagt. Wilhelm war aber zu klug, um seine Empfindlichkeit zu äußern, berief vielmehr 1689 den Grafen an die Spitze des geheimen Raths und ernannte ihn, am 20. August 1689 zum Marquis von Carmarthen, und am 4. Mai 1694 zum Herzoge von Leeds. Zu Anfange des Jahres 1695 wurde Thomas nochmals vor dem Unterhause wegen grober Bestechlichkeit angeklagt. Er ersetzte Alles, was auf unrechtmäßige Weise in seine Hände gekommen zu sein scheinen konnte, und die Klage blieb liegen, wurde auch 1701 von dem Oberhause cassirt, doch verlor der Herzog seine Stelle im geheimen Rath. Er starb den 26. Jul. 1712 in dem 81. Jahre seines Alters. Thomas war ein Mann von Einsicht und Verstand, ein ausgezeichneter Redner, besonnen, und darum fähig, sich aus den schwierigsten Umständen herauszuziehen, besonders aber ein sparsamer Minister, daher er auch des Königs Einkommen in ziemliche Ordnung gebracht hatte; dagegen wird ihm zur Last gelegt, daß er unzuverlässig, ebenso verwegen in seinen Rathschlägen, als geldsüchtig gewesen. Den ersten Vorwurf scheint sein Verhalten in dem Streite mit Montague hinlänglich zu widerlegen. Er hatte sich mit Brigitta, der Tochter von Montague Bortie, dem dritten Grafen von Lindsey, vermählt, und von ihr die Söhne Edmund, Thomas und Peregrinus, und sechs Töchter, von denen

Digitized by Google

Brigitta in erster Ehe an des Königs Karl II. natürlichen Sohn, Karl Fitzroy, den Grafen von Plymouth, in anderer Ehe an Philipp Biß, den Bischof von Hereford, verheirathet wurde.

Von den Söhnen überlebte den Vater nur der einzige Peregrinus, der darum auch als zweiter Herzog von Leeds succedirte. Peregrinus, bei des Vaters Lebzeiten Lord Dumblane und von 1694 an Marquis von Carmarthen genannt, auch am 9. März 1689 als Lord Osborne von Kiveton in das Oberhaus berufen, hatte sich dem Seedienste gewidmet und commandirte in dem unglücklichen Unternehmen auf die Küsten der Bretagne, im J. 1694, mit großer Auszeichnung die Flotte. Im J. 1697 wurde er Contre-Admiral von der rothen Flagge, und 1710 während der Herrschaft der Torys einer von den Admiralen in chief. Er war nämlich stets den Interessen des Hauses Stuart ergeben gewesen, und hatte besonders 1706 an einer dem Prätendenten zum Besten verabredeten Unternehmung großen Antheil gehabt. Im J. 1718, nachdem er den größten Theil seiner Güter an seinen Sohn abgetreten, verließ er das Reich, um sich bald in St. Petersburg, bald in Spanien, eine Zeit lang auch in Rom, bei dem Prätendenten aufzuhalten. Im J. 1723 kam er nach England zurück, und in des Königs Abwesenheit wurde er auf Befehl der Lords-Regenten in Verhaft genommen, bald aber auf des Königs Befehl wieder freigegeben. Für solche Gnade dankte er dem Monarchen fußfällig, wobei er zugleich erklärte, daß er von nun an mit dem Prätendenten, den er als einen sehr schlechten Mann befunden, nichts mehr zu thun haben, sondern sich der bestehenden Regierung vollständig unterwerfen wolle. Er starb, 70 Jahre alt, im Juli 1729, nachdem er aus seiner Ehe mit Brigitta, des Ritters Thomas Hyde von North-Mymms einziger Tochter und Erbin, vier Kinder gesehen. Der ältere Sohn, Heinrich, Graf von Danby, starb noch bei des Vaters und Großvaters Lebzeiten, 1711, in dem blühenden Alter von 20 Jahren. Der jüngere Sohn, Peregrinus Hyde, dritter Herzog von Leeds, war dreimal verheirathet: 1) mit Elisabeth Harley, des Grafen Robert von Oxford ältester Tochter, starb den 20. Nov. 1713; 2) mit Anna, des sechsten Herzogs von Somerset Tochter, starb den 27. Nov. 1722; 3) mit Juliana, des Ritters Roger Hele von Halwell Tochter, sie wurde 1725 vermählt, und heirathete nachmals als kinderlose Witwe, den zweiten Grafen von Portmore. Der Herzog von Leeds starb nämlich den 9. Mai 1731, und hatte seinen einzigen Sohn aus der ersten Ehe (der Sohn der zweiten Ehe überlebte die Kinderjahre nicht), zum Nachfolger. Thomas, der vierte Herzog von Leeds, war den 6. Nov. 1713 geboren, wurde den 23. Jul. 1750 als Ritter des Hosenbandordens, im December 1755 als königl. Hauscassirer installirt, im October 1756 zum Schatzmeister des Prinzen von Wallis ernannt, und starb den 23. März 1789, seine Gemahlin, Maria Godolphin, den 3. August 1764. Sie war des Grafen Franz Godolphin und der Henriette Churchill, der zweiten Herzogin von Marlborough, andere Tochter, wurde vermählt den 26. Junius 1740, hatte eine Mitgift von 100,000 Pf. St., erbte nachmals ihrer Großmutter, der berühmten Herzogin Sarah von Marlborough, Schmuck, angeblich im Werthe von 150,000 Pf. St., und brachte, als eine der Erbinnen des Hauses Godolphin, die Scilly-Inseln auf ihre Nachkommenschaft, von der jedoch einzig der jüngste Sohn, Franz Godolphin, die männlichen Jahre erreichte. Franz Godolphin, geb. den 29. Januar 1751, wurde durch königliche Briefe vom 15. Mai 1776 als Lord Osborne von Kiveton in das Oberhaus berufen, succedirte den 23. März 1789 als Herzog von Leeds und starb den 31. Januar 1799. Er war zweimal verheirathet gewesen, 1) mit Amalia d'Arcy, der einzigen Tochter und Erbin von Robert, dem vierten Grafen von Holdernesse, der besonders merkwürdig dadurch ist, daß er der einzige männliche Abkömmling von irgend einem jener Baronen im Gefolge des Eroberers gewesen zu sein scheint, welcher im J. 1778 noch Sitz und Stimme im Oberhause hatte. Amalie wurde den 29. Nov. 1773 vermählt, und nachdem sie dreimal Mutter geworden, durch Parlamentsacte vom Mai 1779 geschieden. Sie starb den 26. Jan. 1784, als des Ritters John Byron Gemahlin. 2) Mit Katharina, des Ritters Thomas Anguish Tochter, vermählt den 11. October 1788. Von ihr hatte der Herzog einen Sohn und eine Tochter. In den Gütern und Titeln succedirte ihm aber der ältere Sohn der ersten Ehe, Georg Wilhelm Friedrich, geboren den 21. Juli 1775. Es ist dieser Herzog von Leeds, Marquis von Carmarthen, Graf von Danby, Viscount Latimer, Baron Osborne von Kiveton, Baron Conyers (aus der Erbschaft seiner Mutter), Viscount Dumblane und zugleich Baronet, auch Lord-Lieutenant des North-Riding von Yorkshire, Gouverneur der Scilly-Inseln, Ranger von Richmond-Forst und Connetable der Burg Middleham in Yorkshire. Aus seiner Ehe mit Charlotte, des ersten Marquis von Townsend Tochter, hat er drei Kinder. Der ältere Sohn, Franz Godolphin d'Arcy, Marquis von Carmarthen, ist den 21. Mai 1798 geboren. Von des Herzogs Besitzungen wissen wir außer Danby und den Scilly-Inseln, nur noch Kiveton in dem West-Riding von Yorkshire, Aldbury und North-Mymms, beide in Hertfordshire, und beide aus der Erbschaft des Hauses Hyde herrührend, zu nennen. North-Mymms ist ein schöner Landsitz, Kiveton, nicht minder zierlich und angenehm gelegen, prangt mit einer gewählten Sammlung von Gemälden der besten Meister und von antiken Statuen, hat auch eine ansehnliche Bibliothek. — Das Wappen des Hauses besteht in einem durch ein goldenes Kreuz quadrirten Schilde. Das erste und vierte Feld ist von Silber und Hermelin, das zweite und dritte blau. Motto: **Pax in bello.** (*v. Stramberg.*)

OSBORNE (Francis), ein Engländer, aus einer reichen Familie zu Chicksand in Bedfordshire um 1589 geboren. Er wurde in der Religion der Puritaner erzogen, kam an den Hof und ward Stallmeister eines Grafen von Pembroke. Während des bürgerlichen Krieges, der im J. 1640 ausbrach, trat er auf die Seite des Parlaments, bekleidete verschiedene Ämter, und hielt sich län-

Digitized by Google

gere Zeit in Oxford auf, wo er mehre, die Zeitereignisse betreffende, politische Schriften und 1656 einen Advice to a son drucken ließ, der großes Aufsehen machte, weil man den Verfasser des Atheismus beschuldigte. Bei Cromwell stand er in besonderer Gunst, und es war ein Glück für ihn, daß er noch vor der Restauration, den 11. Febr. 1659 starb. In allen seinen Schriften und Abhandlungen, die mehrmals zusammengedruckt wurden (Woeks. Lond. 1689. 8. 1722. Vol. II. 12.), zeigt er sich als einen leidenschaftlichen, dem gesellschaftlichen Herkommen übermüthig Trotz bietenden Republikaner, Indessen sind seine oft hämischen und bittern, die Regierungen der Elisabeth und Jakobs I. betreffenden Überlieferungs-Nachrichten (Memoirs traditionel. Lond. 1658. Vol. II. oft, Edinb. 1811.) nicht ohne Werth für den, der von ihnen einen kritischen Gebrauch macht *). (*Baur.*)

Osbye, s. Bye.

OSCA. Zwei Städte gab es dieses Namens in Spanien: 1) die eine lag in Hispania Tarraconensis, an den Pyrenäen, nach Ptolemäus (II, 6) bei den Ilergeten, nach Plinius (H. N. III, 4) in Vescitania; war eine colonia civium Romanorum (die Münze, auf der Osca ein municipium genannt werden soll, wird für verdächtig gehalten), und eine große Stadt (*μεγάλη πόλις* bei Plutarch, Sertor. 14), in der Sertorius die jungen Spanier in griechischen und römischen Wissenschaften unterrichten ließ. Abgabenpflichtige der Oscenser waren die Calaguritaner. *Caes.* b. c. I, 60 init. Von dieser Stadt leitet man das Argentum Oscense ab, das bei Livius vier Mal unter den Spolien aus spanischen Kriegen erwähnt wird (XXXIV, 10, 4; ib. §. 7; ib. 46, 2. XL, 43, 6) welches, wie verschieden man auch darüber urtheilen mag, jedenfalls geprägtes Geld ist, ob aber aus den Bergwerken von Osca gewonnen, oder in der dortigen Münzstätte und nach dem Muster derselben geprägt, bleibt dahin gestellt. Bei Strabo (III, 161) steht einmal *Πλεόσκα* für *Ὄσκα*, ein andermal richtig das Letztere, bei Vellejus (II, 30) Aetosca für Osca. Es ist das heutige Huesca in Aragonien. 2) Eine minder bedeutende Stadt ist das Osca in Hispania Bätica, erwähnt von Plinius (III, 1, 3), was man für das Huescar in Granada hält †). (*H.*)

OSCABRIONIT (Paläozoologie). Oscabrioniten nach der noch im Französischen üblichen Benennung Oscabrion für Chiton, wurden zuweilen die Trilobiten genannt, da mehre Autoren sie für die fossilen Analoga der Chitonen hielten. (*H. G. Bronn.*)

OSCANA, Stadt in dem Innern der persischen Landschaft Gedrosia, von Ptolemäus genannt, aber sonst unbekannt. (*Völcker.*)

OSCANUS, *Bosc.* (Crustacea? Mollusca?) Niemand außer Bosc hat dieses Thier beobachtet, und da er selbst nicht einig mit sich ist über den Platz, der ihm im System anzuweisen, so kann man auch jetzt es nirgend mit Gewißheit unterbringen. Er gibt davon folgende Beschreibung und Kennzeichen: Eine einschalige, eiförmige, lederartige, fast durchscheinende Schale, ohne Windung. Diese Schale ist von blasser Farbe, eiförmig länglich, 1½ Linien lang. Das Thier darunter ist ebenfalls oval, gewölbt, mit einer Rückenfurche, von der 25—26 rundliche kurze Rippen, die stumpf sind und sich über den Leib hinaus verlängern, abgehen. Es ist unten fast platt, Mund und After beide ganz deutlich, stehen gleichweit von den beiden Extremitäten des Leibes ab. Der Darmkanal zeigt sich als eine dunkle Linie, mit einem braunen Punkt an den Enden, gegen den Mund hin zeigen sich von Zeit zu Zeit an jeder Seite drei zurückziehbare Fühler, welche wahrscheinlich dem Thiere zum Festhalten dienen, das übrigens so zart gebaut ist, daß man es kaum anrühren darf, ohne es zu zerstören. Bosc sah aus mehren Individuen kleine weiße Körner heraustreten, die ihm, unter der Lupe betrachtet, Junge, schon mit der Schale bedeckt zu sein scheinen.

Das Thier findet sich an den Seiten des Bruststücks der Garneelen, im Meer, immer einzeln. S. *Buffon* (ed. de Deterville) cont. par *Bosc* pl. 27.

Nach obiger Beschreibung ist dies Thier vielleicht ein Bopyrus oder eine Lernaea. (D. *Thon.*)

OSCHATZ, 1) Amt im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, an der königl. preuß. Grenze, wird von der Elbe und einigen unbedeutenden Flüßchen, sowie von einigen Teichen bewässert, ist etwas gebirgig, mit den Spitzen Kolmberg (höchster Berg in Niedermeißen, weithin sichtbar), Dürnberg u. e. a., sonst eben, mit verschiedenartigem Boden, hat guten Ackerbau mit reichlichem Gewinn an Getreide und Tabak (sonst auch an Hopfen) bringt Obst, wenig Wein, einige Mineralien (Braunkohlen, Torf, guten Thon); die Viehzucht ist nicht gering, besonders die Schafzucht. Sein Umfang beträgt 4½ (nach andern Angaben 9) Quadratmeilen mit 23,000 (41,000) Einwohnern in vier Städten und 223 Ortschaften. Der Sitz des Amtes ist in 2) Oschatz, Stadt an der Dölze. Sie hieß früher Ozzek, hat zwei Marktplätze, Rathhaus (mit einer Sammlung eigenhändiger Briefe Luthers und anderer Handschriften), schöne Hauptkirche, noch einige andere Kirchen, Mauern, 3800 Einw. darunter viele Tuch- und Leinweber. Die Geistlichkeit besteht aus einem Superintendenten, zwei Diakonen und einigen Schullehrern. Oschatz wurde unter Otto dem Großen erbaut. (*G. F. Winckler.*)

OSCHATZER VERTRAG, heißt der zwischen Kurfürst Friedrich dem Weisen und seinem Bruder Herzog Johann zu Sachsen auf der einen und Herzog Georg zu Sachsen anstatt und in Vollmacht seines abwesenden Vaters Herzogs Albrecht andern Theils zu Dresden den 15. Febr. 1491 berüchtigte und unterzeichnete Vertrag, da die Unterhandlungen zu Oschatz angefangen wurden. Die Hauptsache (Ursache des Zwistes, welcher durch diesen Vertrag [1]) beigelegt wurde) hatte darin bestanden, daß man-

*) Biogr. univ. T. XXXII. (von Lefebvre Cauchy). Wachters Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. S. 850.

†) Vergl. Ukert, Geographie der Griechen. II, I. 451, 571. *Eckhel*, D. N. V. I. p. 4 sq. 58 sq.

1) Die Urkunde ist abgedruckt bei Lünig, Reichsarchiv Part.

Digitized by Google

che Vasallen nach dem ursprünglichen Theilungsplane, mit ihren Lehnspflichten und Diensten beiden Fürsten verwandt waren, weil sie in den beiderseitigen (thüringischen und meißnischen) Ländern Lehen besaßen und sollte binnen zwei Jahren durch Schiedsrichter und nöthigenfalls mit Zuziehung eines Obmanns dergestalt gehoben werden, daß mittels einer Ausgleichung jene doppelte Lehnsherrlichkeit gänzlich hinwegfiele und von allen Lehen und Gütern die Pflichten und Dienste von Grafen, Herren, Rittern oder Knechten nur dem Herrn jenes Landestheils geleistet werden sollten, wo der Lehnpflichtige mit Hause (mit seiner Wohnung) gesessen war. Da auf andere Territorialverhältnisse der Vasallen hierbei gar keine Rücksicht genommen war, so ergibt sich aus dem Oschatzer Vertrage die wichtige Folgerung, daß man noch immer die Verbindung zwischen den Lehnsherren und seinen Vasallen vorzüglich aus dem Gesichtspunkte des Lehnssystems betrachtete[2]) (*Ferdinand Wachter.*)

OSCHEIRI oder **OSCHAYIRA** (عشيرى), war der arabische Name einer eigenen Art Nilkähne von ziemlich gefälliger Gestalt, mit einem festen und starken Verdeck, an dem kleine Vorsprünge in Form von Balkons angebracht waren. Unter dem Verdecke befand sich ein Wohnzimmer aus Holz mit einer Kuppel und mit Fenstern und Öffnungen, durch welche man von allen Seiten auf den Fluß sehen konnte. Alle Bequemlichkeiten, sogar die geheimsten, fanden sich darin, und das Ganze war mit Farben, Vergoldungen und schönem Lack reich verziert. Nur die Fürsten und Großen bedienten sich dieser Art Gondeln, welche Bedürfnisse jeder Art für längere Zeit aufnehmen konnten. Die Matrosen und Ruderer waren gänzlich von den Passagieren und ihrem Gefolge getrennt. (*Gustav Flügel.*)

Oscheitis, Oschitis, s. **Orcheitis.**

OSCHELIN, Gut und Dorf des Religionsfonds im pilsner Kreise des Königreichs Böhmen. Zu dem erstern gehören die Orte Oschelin, Leiter, Neuhof, Goslau und Schweppelmühle. Das gleichnamige Dorf liegt 14 Meilen von Prag, südwestwärts, hat ein kleines Schloß und eine dem heil. Bartholomäus geweihte Kapelle, bei welchem seit dem J. 1787 eine katholische Local-Kaplanei errichtet ist; sie gehört zum prager Erzbisthum und liegt im mieser Vicariats-District und zählte im J. 1830 912 kathol. Pfarrkinder, welche Teutsche sind und sich vom Feldbau ernähren. Das Patronat über die Localie, Pfarre und Schule steht dem Religionsfonds zu. (*G. F. Schreiner.*)

OSCHERSLEBEN, Stadt im pr. Regierungsbezirke Magdeburg, unter 52° 1′ 8″ n. Breite und 28° 51′ 38″ östl. Länge, an der Bode, welche sich hier mit dem Schiffsgraben vereinigt. Sie hat 530 Häuser und etwas über 3100 Einw., welche sich größtentheils mit Ackerbaue beschäftigen, ein Schloß und zwei Hospitäler. Die Stadt ist Sitz eines Kreisamtes, eines Land- und Stadtgerichtes und einer Superintendentur. Von ihr hat seinen Namen der

Oschersleben er Kreis, ein Theil des Fürstenthums Halberstadt, von 8½ Quadratmeilen Oberfläche, mit 6 Städten, 28 Dörfern und 5300 Häusern mit 31,000 Einwohnern. Er ist größtentheils eben, wird von der Bode und dem Schiffsgraben durchschnitten und hat treffliche Wiesen und guten Boden. (*L. F. Kämtz.*)

OSCHITZ, auch **OSPITZ,** böhm. **Osećno,** auch **Wosećno** genannt, 1) ein zur k. k. niederösterreichischen Religionsfondsherrschaft Böhmisch-Aicha und Friedstein gehöriges Municipalstädtchen an der Pulsnitz, einem Nebenflusse der Elbe, im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, 1½ Stunden von Böhmisch-Aicha nordwestwärts gelegen mit 141 Häusern und 950 teutschen Einwohnern, einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, einem eigenen Stadtgerichte (mit einem Stadtrichter und einem Stadtschreiber) gehört aber sonst zur Gerichtsbarkeit der Herrschaft. Dieses eilf Meilen von Prag entfernte Städtchen hatte schon im J. 1384 einen eigenen Seelsorger; zur Zeit des Hussitenkrieges wurde O. aber desselben beraubt, und erst im J. 1720 die Kirche wieder zu einer Pfarre erhoben; diese gehört zum reichenberger Vicariatsdistricte des Bisthums Leitmeritz, wird von zwei Priestern besorgt und zählte 1831 3508 Pfarrkinder. Zu dieser Pfarre sind die Ortschaften: Oschitz, Kunnersdorf, Sabert, Wlachey, Merzdorf, Drausendorf, Johannesthal, Kessel, Kühthal und Krassa eingepfarrt. Das Patronat steht der Obrigkeit zu. Zu der dem heil. Veit geweihten Pfarrkirche wurde der Grundstein am 6. April 1565 gelegt, durch Karl von Biberstein und der auf seine Kosten geführte Bau im J. 1568 vollendet; doch wurde der Thurm erst im J. 1619 hinzugefügt. Am 14. Juni 1825 brach in dem Städtchen eine Feuersbrunst aus, welche den Thurm, die Pfarrwohnung mit dem Kirchenarchiv und 23 Bürgerhäuser zerstörte; doch ist seitdem Alles wieder neu erbauet worden. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in der Leinwand- und Kattunweberei, im Tuch- und Leinwandhandel; unter den Bewohnern des Städtchens sind 173 Gewerbsleute, und zwar 152 Meister und andere Gewerbsbefugte, und sieben Handelsleute. In Oschitz befinden sich auch ein Wundarzt und eine Hebamme. Hier werden jährlich drei Jahrmärkte, mit denen auch Viehmärkte verbunden sind, gehalten, auf welchen außer verschiedenen Krämerwaaren auch werthvollere Gegenstände, als: Glas, Eisenartikel, Galanteriewaaren, Wollenartikel u. dgl. feilgeboten werden. Auf den Wochenmärkten werden außer den gewöhnlichen Feilschaften insbesondere Erbsen, Linsen, Mohn ꝛc. verhandelt. In den Umgebungen des Städtchens sind auch ausgedehnte Waldungen, welche eine eigene Abtheilung des jeschkener Reviers ausmachen, und größtentheils Tannen, Fichten und Kiefern, nebst einigen Birken- und Buchenbeständen, enthalten. Von Oschitz führt eine wohlunterhaltene Communicationsstraße nach dem Hauptorte

---

Spec. Cont. 2. Abth. 4. Abschn. 2. S. 251 fg. Vergl. Joh. Seb. Müllers Annales des Kur- und Fürstlichen Hauses Sachsen. S. 54.

2) Chr. E. Weiße, Gesch. der kursächs. Staaten. 3. Bd. S. 6—7.

Digitized by Google

der Herrschaft *). 2) Ein Dörfchen der fürstl. Kaunitzischen Fideicommißherrschaft Neuschloß auf einer Anhöhe über dem Seebitsch, 1½ Stunde von Neuschloß entfernt, gelegen, mit 8 Häusern und 13 Einwohnern. Zu diesem Dorfe gehört die sogenannte Grundmühle im seebitschen Grunde, von welchem nicht weit entfernt die Ruinen einer Burg, welche vom Volke die Buska genannt werden, zu sehen sind. (*G. F. Schreiner.*)

OSCHMIANO, Kreis in der russischen Statthalterschaft Wilna, im Norden an Swinziani, im Osten an Minsk, im Süden an Grodno und im Westen an Wilna grenzend. In ihm entsteht die westliche Beresina, an deren Ufern das Land sehr morastig ist. Die Kreisstadt gleiches Namens ist unbedeutend und schlecht gebaut. (*L. F. Kämtz.*)

OSCHMUN oder **OSCHMUNEIN** (اشمون), wie der Camus auszusprechen befiehlt, während man Aschmuni, Archemuneim, Archemunain und andere Lese- und Schreibarten findet, ist der Name einer an dem westlichen Ufer des Nils im mittägigen Ägypten gelegenen und von den Districten Behnesanîye und Dêjutîye begrenzten Provinz mit gleichnamiger Hauptstadt, die jener Provinz ihren Namen gab. In dem Tableau detaillé des lieux compris dans chacune des provinces de l'Egypte am Ende des Abdollatif von de Sacy findet sie sich als die 17. (p. 692) zugleich mit ihren 102 Flecken und der Angabe ihrer Productivität und der Schätzungssumme, die im 14. Jahrh. zu 762,040 Dinars oder Goldstücken angeschlagen wurde. Die Kopten nannten die Stadt Schmún, welchem Namen die Araber nach der gewöhnlichen Regel, da das fremde Wort mit zwei Consonanten anfängt, ihr Elif vorschlugen. In diesem Nomos befanden sich viele christliche Klöster, in denen ausgezeichnete Heilige, wie Theodor und Onuphrius, lebten. Der heilige Johann von Lykopolis war sogar Erzbischof von Schmún. In dem apokryphischen Anhange der koptischen von Woide herausgegebenen Übersetzung des Daniel (de versione bibliorum Aegyptiaca p. 144) findet sich die Angabe, daß Kleopatra diese Stadt in dem alten Thebaïs habe erbauen lassen. Wie Pococke behauptet und Quatremère (Mémoires géographiques et historiques. I, 492) unumstößlich beweist, ist Oschmunein das alte Ἑρμούπολις μεγάλη, Hermopolis oder Merkursstadt. Ibn Haucal schildert es zu seiner Zeit als eine unbedeutende, jedoch wohlgebaute Stadt, mit fruchtbarem Boden und Palmenpflanzungen, während andere arabische Schriftsteller nicht vergessen, daß daselbst Ruinen einer frühern und größern Pracht vorhanden wären (vergl. z. B. *Ibn el-wardi* p. 74). Auch finden sich die merkwürdigsten Ruinen bei Pococke verzeichnet und durch eine Abbildung 24. Kupfertafel C und D veranschaulicht). Sie ist ungefähr das Drittel einer Tagereise vom Nil entfernt und besaß am letztern Fluß einen Hafen. Pococke (teutsche Übersetzung I, 113) deutet an, daß sie sich in einer großen Ebene befindet (vergl. auch *Abdoll.* p. 692), daß die heutige Stadt an den Ruinen einer alten verfallenen, und ungefähr zwei Meilen vom Nil entfernt liege, was obige Entfernungsangabe der Araber bestätigt. Bruce (teutsche Übersetzung I, 150) erwähnt sie nur vorübergehend und meint, sie sei vermuthlich das alte Latopolis. Außerdem vergl. *Edrisii* Africa, ed. Hartmann. Ed. II. p. 503 und *Casiri* Bibl. II, 4.

Eine andere Stadt gleiches Namens mit einem mehr bezeichnenden Zusatze ist Oschmun-el-rommán (اشمون الرمّان) oder Oschmun Tanah (اشمون طنح) in der alten Provinz Decahîye und Mortatîye (الدهقليّة والمرتاحيّة), deren Hauptstadt sie ist (s. *Abdoll.* l. c. p. 620). Erstern Beinamen erhielt sie von der Menge Granatäpfel, die von da ausgeführt werden, und des zweiten bedienten sich die Araber auf gleiche Weise zum Unterschiede von Oschmunein und andern Städten. Unstreitig nimmt sie den Sitz des alten Mendes ein, und liegt an einem Kanal, der vom Nil in den See Menzaleh führt. Daß die Stadt nicht unbedeutend war, beweist schon die Angabe des Macrízi, daß daselbst ein Gouverneur seinen Sitz hatte. Vergl. *Quatremère* l. c. I, 495. *Edrisi* 405. Chrest. arabe II, 6.

Noch ist Oschmun (richtiger Oschmum) Dschoreisan (اشموم جريسان) in der Provinz Menuf zu erwähnen, welcher Stadt auch bei Abdollatif (l. c. S. 651) gedacht ist. Auch sie kann nach ihrer Würdigung zu 12,000 Dinar nicht ganz unbedeutend gewesen sein. Die Kopten nannten sie Schmumi, und sie ist der Geburtsort des heiligen Makrobius, dessen Begräbnißstätte sie auch wiederum ward. Noch heute führt sie diesen Namen und liegt am östlichen Ufer des Nils, nicht weit von der Spitze des Delta. Über sie vergl. den ausführlichen Bericht bei *Quatremère* l. c. p. 443.

Unter den arabischen Schriftstellern, die den Beinamen Oschmuni führen und aus Oschmunein gebürtig sind, oder sich daselbst aufhielten, sind hier folgende drei namhaft zu machen:

1) Der Grammatiker und Scheich Ahmed Ben Muhammed, dessen Tod in das Jahr 809 (beg. 10. Jun. 1406) fällt und von dem wir ein Gedicht über die Wissenschaft der arabischen Sprache unter dem Titel: „Schöngeistiges Geschenk (التحفة الادبيّة)" besitzen. Da die Verse alle auf den Buchstaben Lam ausgehen, heißt es auch Lamîye. Mehr Werke sind uns

2) vom Scheich Nur-ed-din Ali Ben Muhammed Oschmuni bekannt, der ums J. 900 (beg. 2. Oct. 1494) starb. Er ist Verfasser a) eines Commentars zu der von de Sacy auf Kosten der londoner Oriental Translation Committee herausgegebenen Grammatik Alfîya, dessen auch der Herausgeber in der Anthologie grammaticale p. 53 gedenkt; b) eines Nachtrags (تعليقة) zu dem geachteten Werke: „Die Lichter zur Praxis der

*) Joh. Gottfried Sommer's Böhmen. Bunzlauer Kreis. (Prag 1834.) S. 233, 234.

Digitized by Google

Rechtschaffenen (الانوار لعمل الابرار)," das sich über das Muhammedanische Recht nach den Grundsätzen des Schafii verbreitet, und den Schafiitischen Scheich und Imam Dschemál-ed-din Jusuf Ben Ibrahim aus Ardebil, der 799 (beg. 5. Oct. 1396) starb, zum Verfasser hat; c) einer metrischen Übertragung des logischen Handbuches Isaghudschi (ايساغوجى Isagoge) von Porphyrius, das mehre Araber übersetzten, andere erklärten oder paraphrasirten; d) einer metrischen Übertragung des Werkes Medschmu' (مجموع) d. i. Sammlung über die Wissenschaft des Erbschaftsrechts vom Scheich Abu Abdallah Schems-ed-din Muhammed Ben Scheref Kellái, der im Monate Redscheb 777 (Jan. 1376) starb. Auch dieses Werk genoß einer allgemeinen Aufnahme, und ward vielfach commentirt, daher auch Dschmuni dasselbe seiner Bearbeitung würdigte; e) eines Commentars unter dem Titel: Jenbu' (ينبوع) d. i. Quelle zu dem Medschmu' über die Schafiitischen speciellen Rechtslehren von Abu Ali Hosein Ben Schoeib mit den Beinamen Ibn el-sindschi, das vielfach von den Spätern benutzt ward; und endlich f) einer metrischen Übertragung des Werkes Minhádsch-ed-din (منهاج الدين Glaubensweg) vom Schafiitischen Scheich und Imam Abu Abdallah Hosein Ben-elhosein Halimi Dschordschani, der 403 (beg. 23. Jul. 1012) starb und hier in drei Bänden viele juristische, sich auf den Glauben beziehende Streitfragen behandelte.

3) Abd-el-rahman Dschmuni, den Fráhn in Ibn Foazlan p. 254 anführt. Er war, wie ein Manuscript der petersburger Akademie beweist, Verfasser einer Fortsetzung zu dem grammatischen Werke Lobb el-lobáb, das Mark des Markes oder das Beste von dem Besten und Reinsten (oder nach Hadschi Khalfa, der jedoch obige Fortsetzung nicht kennt, Lobb el-albáb das Mark der Einsichten) das eigentlich über die Endbiegungen der Wörter (علم الاعراب) handelt, und den gelehrten Imam Tadsch-ed-din Muhammed Ben Muhammed Ben Ahmed Ben Seif-ed-din aus Asferáïn, bekannt unter dem Namen El-Fáridh, zum Verfasser hat. (*Gustav Flügel.*)

Oschocele, Oscheocele (der Hodensackbruch), s. **Bruch.**

OSCHOPHORIA (*Ὠσχοφόρια* s. *Ὀσχοφόρια*, doch findet sich die erstere Rechtschreibung häufiger), ein attisches, der Sage nach von Theseus eingesetztes, Fest, dessen Zeit zwar nicht genauer bekannt ist, aber Corsini (in den Fast. Attic. II, p. 354 sq.) hat mit Recht vermuthet, daß es in den Anfang des attischen Monats Pyanopsion, der etwa unserm September entsprach, zu setzen sei. Den Namen hat das Fest von *ὄσχη*, *ὄσχος*, *ὠσχη*, *ὦσχος*, welches [1]) die Bezeichnung für einen großen, jungen Zweig mit Trauben ist, der bei Einigen auch *ὀρεσχάς* heißt. An diesem Feste nämlich, was der Athene und dem Dionysos [2]), nach Einigen [3]) der Ariadne und dem Dionysos geweiht war, trugen zwei Jünglinge [4]), welche beide Ältern noch am Leben haben mußten [5]) (*ἀμφιθαλεῖς*), und aus der Mitte der ersten und begütertsten attischen Geschlechter ernannt wurden, als Weiber verkleidet, Weinranken mit frischen Trauben aus dem Dionysostempel in der Stadt nach dem Tempel der Athene Skiras in Phaleros; ihnen folgte eine Procession, die ebenfalls solche Zweige trug, und diese Procession oder dieser Chor sang dabei Lieder, welche *ὠσχοφορικὰ μέλη* [6]) hießen, begleitet mit Tanz, dessen Weisen für eine Art der Gymnopädike galten. Zum Opfer wurden an diesem Fest auch Frauen zugezogen, welche *Δειπνοφόροι* hießen, und also vermuthlich einige Speisen mitbrachten, und Fabeln (*μύθους*) erzählten; bei dem Opfer war nicht der Herold, sondern sein Stab bekränzt, und die Zuschauer riefen während der Spendung: *ἐλελεῦ, ἰού, ἰού*, wovon das erste Ruf der Spende und des kriegerischen Páan, das andere Schmerzensruf ist; von den Epheben [7]) der zehn Stämme wurde an diesem Tag ein Wettrennen gehalten, wobei jene ebenfalls die *ὄσχη* trugen; der Sieger in diesem erhielt einen Becher *Πενταπλοῦς*, *Πενταπλόα* oder *πενταπλῆ* genannt, in dem Wein, Honig, Käse, Mehl und ein wenig Oel gemischt war, nach einem andern Berichterstatter trank er nur daraus. Die Festlegende, welche zur Erklärung dieser Gebräuche gedichtet wurde, berichtete, daß Theseus unter die Jungfrauen, die er nach Creta führte, zwei ganz mädchenhaft aussehende, aber sehr männlich gesinnte Jünglinge heimlich mitgenommen habe, welche Mädchenkleider anlegten, um nicht erkannt zu werden, und so mit nach Creta gingen, wo sie den Minotaurus tödteten, und dann mit den Jungfrauen zurückkehrten. Dieses Fest wurde in Athen auch noch in der Kaiserzeit gefeiert, wie Plutarch (Thes. c. 23) und Athenäus (XIV, 647. a) bezeugen.

1) Harpokr. Suid. Phot. in: *ὀσχοφ.* — *ἡ δὲ ὄσχη κλῆμά ἐστι βότρυς ἐξηρτημένους ἔχον, ταύτην δὲ ὀρεσχάδα ἔνιοι καλοῦσι.* Suid. hat dasselbe auch in: *ὠσχοφόρος.* Rhet. Bk. 285. 30: *ὄσχη προσαγορεύεται κλήματις ἐκκειμένους ἔχουσα τοὺς βοτρύας.* 318. 22: *ὠσχοι τὰ μεγάλα κλήματα σὺν αὐτοῖς τοῖς βότρυσι.* Suid. in: *ὠσχοφόρια — ὦσχαι γὰρ καὶ ὄσχαι τὰ μετὰ τῶν βοτρύων κλήματα.* Hesych. in: *ὄσχαι κλήματα βοτρύων γέμοντα.* Derf. *ὄσχια κλήματα βοτρύων πλήρη.* Phot. in: *ὀσχοφορεῖν — ὄσχος γὰρ καλεῖται κλῆμαις ἐκκειμένους ἔχουσα τοὺς βοτρύας.* Etym. M. 324. 55: *ὠσχοὶ τὰ κλήματα σὺν αὐτοῖς τοῖς βότρυσι.* Schol. Nicand. Alexiph. 109: *ὄσχαι κυρίως οἱ κλάδοι τῆς ἀμπέλου.*

2) So *Plutarch* c. 23: *Διονύσῳ καὶ Ἀριάδνῃ χαριζόμενοι.* 3) *Phot.* p. 322. 20: *χαριστήρια ἀποδιδοὺς Ἀθηνᾷ καὶ Διονύσῳ.* 4) Nur bei Phot. in: *ὀσχοφορεῖν* heißt es: *ὁ οὖν εὐγενὴς παῖς ἐφέρετο εἰς τὸ ἱερὸν Σκιράδος· ὁ τρόπος δ' ὃν τοῦτο ἐγίνετο, διάφορος τοῖς παλαιοῖς ἀπεδόθη*, während er unter *ὀσχοφόροι* mit dem im Texte nach den andern Zeugen Angegebenen übereinstimmt. 5) Schol. Nicand. *ὀσχοφόροι δὲ λέγονται Ἀθήνησι παῖδες ἀμφιθαλεῖς ἀμιλλώμενοι κατὰ φυλάς, οἱ λαμβάνοντες κλήματα ἀμπέλου ἐκ τοῦ ἱεροῦ τοῦ Διονύσου ἔτρεχον εἰς τὸ τῆς Σκιράδος Ἀθηνᾶς ἱερόν.* Dieser Scholiast vermischt offenbar die beiden *Ὀσχοφόροι* mit den certirenden Epheben der Stämme; was er von *ἀμφιθαλεῖς* berichtet, habe ich geglaubt auf die ersten beschränken zu müssen. 6) *Athen.* XIV, 631. b. *τρόποι δ' αὐτῆς* (sc. *τῆς γυμνοπαιδικῆς*) *οἵ τε ὠσχοφορικοί.* *Pollux.* werden IV, 53 *ὠσχοφορικὰ* zwischen *ὑπορχηματικὰ* und *παροίνια* angeführt. 7) Ich folge hier dem Proklus; vermuthlich wurde das Wettrennen in Phaleros selbst gehalten, vielleicht eben beim Oschophorion, denn daß das Wettrennen vom Tempel des Dionysos nach dem Tempel der Skiras gehalten worden sei, wie Athen. XI. und Schol. Nicand. sagen, scheint auf einer Verwechselung mit der Procession zu beruhen.

Digitized by Google

dung angelegt und auch in Stimme, Gang, Haltung Mädchen copirt hätten; als er nun glücklich zurückgekehrt wäre, habe er selbst und jene Jünglinge in der Verkleidung, welche bei den Oschophorien vorkäme, eine Processsion gehalten. Die Deipnophoroi seien eine Nachbildung der Mütter jener Jungfrauen, die durchs Loos bestimmt waren, mit Theseus zu schiffen, indem jene diesen bis zur Absegelung Nahrung brachten und zu ihrer Aufheiterung und Beruhigung Fabeln erzählten; Theseus hätte bei der Rückkehr, als er in Phaleron landete, dort den Göttern geopfert und einen Herold mit der Botschaft von seiner glücklichen Ankunft in die Stadt abgeschickt; hier hätte dieser viele in Trauer über des Königs Ägeus Tod gefunden, andere dagegen in Freude über Theseus' Rückkehr hätten ihn zu bekränzen versucht, er aber hätte die Kränze um seinen Heroldsstab gewunden und wäre nach Phaleron zurückgekehrt, habe da, um das Opfer nicht zu stören, bis nach geschehener Spendung gewartet, und erst dann den Tod des Königs gemeldet. Die Hauptstellen über das Fest und die Festeslegende sind, außer den Note 1. angeführten Lexikographen, noch Plutarch Thes. C. 22 fg. Proklus bei Photius Biblioth. S. 526 H. 322 Bekk. Athenäus XI, 495 fg., woraus hervorgeht, das die Attiden-Schriftsteller, namentlich Philochorus [8]) im 2. B., Ister im 13. B. und Demon, über die Einsetzung des Festes gesprochen haben. — Nach den Lexikographen [9]) gab es in Athen auch einen Ort ὠσχοφόριον in der Nähe eines Tempels der Artemis; nähere Bestimmung gibt Hesychius, wonach der Ort in Phaleros bei dem Tempel der Athene, nämlich der Athene Skiras, lag. (*Meier.*)

Oschoizk und Oschoizkisches Meer, s. Ochozk und Ochozkisches Meer.

Oschwieczym, s. Oswieczym.

Osci, s. Osker.

OSCILLARIA (Arthrodiae), Gattung, welche Bory de St. Vincent als Typus seiner Familie Oscillariae, die Agardh Oscillatorinae nannte, betrachtet und die früher Oscillatoria hieß. Er hält diese Geschöpfe als zu seinem Zwischenreiche, zwischen Pflanzen und Thieren, welches er Psychodiaire nennt, gehörig, mit mehr Recht aber verweisen wir sie ganz in die Botanik. (D. *Thon.*)

OSCILLATIO, OSCILLUM (Alterthumswissenschaft). Oscillum ist theils Diminutiv von Os (Oscillum verhält sich zu Osculum wie Tantillum zu Tantulum) und bedeutet also kleiner Mund und daher auch Larve, theils, und hier sind einige geneigt, einen andern etymologischen Ursprung, z. B. os cillere i. q. ciere oder os caelare anzunehmen, bezeichnet es die Schaukel, und oscillare, oscillatio das Schaukeln. Das Schaukeln war auch für die römische Jugend ein Spiel und auch sie hatte ein durch dasselbe verherrlichtes Fest, das die lateinische Legende ebenso wahrhaft vom Könige Latinus ableitete (Fest. p. 177, 193 Lindem. ut ad h. l. interr.), als die attische Legende das ähnliche attische Fest von der Ära oder der Erigone. Nämlich dieses hieß *αἰώρα, αἰῶραι* und *ἀλῆτις*; die Schreibart *ἐώρα*, welche sich an mehren Stellen findet, wird von Valckenaer [1]), nach dem Vorgange des Eustathius [2]), und von Jakobs [3]) anerkannt, von Wyttenbach und andern verworfen. Der Letztere erklärt *αἰώρα* für ein Kinderspiel, bei dem an den beiden Enden eines auf beiden Seiten mit gleichen Gewichten beschwerten Querbalkens sich eine Anzahl Knaben dergestalt anhingen, daß sie einander das Gleichgewicht zu halten suchten. Gewiß [4]) ist, daß Ära in Athen und auch an manchen andern Orten Griechenlands ein allgemeines Schaukelfest der Knaben war, welche sich an Stricken schaukelten, die an Bäume gebunden waren; aber auch die Frauen scheinen an dem Fest einigen Antheil gehabt zu haben; denn nach Aristoteles sangen die Weiber bei den Eorais die Lieder des Theodorus aus Kolophon, worunter besonders das von ihm für diesen Zweck componirte Lied Aletis gemeint ist, die einen weichlichen Charakter hatten. Daß auch ein Opfer, *εὐδείπνος* genannt, mit dem Feste verbunden gewesen sei, hat Meursius (Graec. feriat. v. *αἰώρα*) aus dem Etymologikon und Hesychius gefolgert, von welchen Stellen die erste zweifelhaft, die andere verdorben ist. Die Legenden, welche zur Erklärung des Festes gedichtet wurden, berichten bald, Erigone, die Tochter des Ägisth und der Klytämnestra, habe sich aus Schmerz über die Lossprechung des Orest durch den Areopag erhängt, bald, und diese Sage ist bei weitem die häufigere, Erigone wäre eine Tochter des Ikarius gewesen; der Vater nimmt den Bakchus bei sich auf, der Gott verliebt sich in die Tochter und zeugt mit ihr den Staphylos (Traubenmann), Vater und Tochter ziehen nun mit Weinschläuchen nach Attika, hier vertheilt jener an die Bauern von seinem

8) Wegen des Buches folge ich lieber mit Böckh (über den Plan d. Atth. des Philochor. S. 11) dem Athenäus XI, als dem Harpokr. a. a. O., wornach Philoch. davon erst im 12. B. gesprochen hätte, auch bei Ister wird man wol eher B. 3 als 13 anzunehmen haben. 9) Bekkers Anekd. 318. 217. Etym. M. 824. 57.

1) Ad Adon. p. 243. c. 2) Ad Il. III. v. 102. p. 339, 41. 3) Lect. Stob. 19 sq. 4) *Hesych. Αἰώρα ἑορτὴ Ἀθήνηαν, ἣν οἱ μὲν ἐπὶ Τημαίλου (?) τυράννου θύειν (l. ἐπὶ Μαλεώτου τοῦ Τυφώνιου θυγατέρι θύειν) φασί, οἱ δὲ ἐπὶ Κλυταιμνήστρας καὶ Αἰγίσθου, οἱ δὲ ἐπὶ Ἠριγόνῃ, Ἀλητίδι (l. ἢ Ἀλ.) τῇ Ἰκαρίου.* Derf. *Ἀλῆτις ἑορτὴ Ἀθήνησιν ἡ νῦν Ἑώρα λεγομένη καὶ ἡμέρας ὄνομα, ὡς Πλάτων ὁ Κωμικός.* Etym. M. 42, 3 *αἰώρα ἑορτὴ Ἀθηνᾶς, ἣν καλοῦσιν εὐδείπνον, λέγεται γὰρ Ἠριγόνην τὴν Αἰγίσθου καὶ Κλυταιμνήστρας θυγατέρα σὺν Τυνδάρεῳ τῷ πάππῳ ἐλθεῖν Ἀθήναζε, καταγορήσουσαν Ὀρέστου, ἀπολυθέντος δὲ ἀναρτήσασαν ἑαυτὴν προστρόπαιον τοῖς Ἀθηναίοις γενέσθαι, καὶ χρησμὸν δὲ ἐπ' αὐτῇ συντελεῖσθαι τὴν ἑορτήν.* Derf. 62. 4 *Ἀλῆτις. τινὲς τὴν Ἠριγόνην τὴν Ἰκαρίου θυγατέρα, ὅτι πανταχοῦ τὸν πατέρα ζητοῦσα ἠλᾶτο κτλ. Hygin.* Fab. 130. *Eustath.* l. c. *ὅτι δὲ καὶ κύριόν ἐστιν ὄνομα ἡ αἰώρα γυναικὸς ἀπαγξαμένης καὶ διά τί ἀπαγξαμένης, δηλοῖ τὸ τοῦ Παυσανίου λεξικόν. Pollux.* IV, 55 *ἀλῆτις ἅμα ταῖς αἰώραις προσαδόμενον, Θεοδώρου ποίημα τοῦ Κολοφωνίου. Athen.* XIV, 618 sq. *ἦν δὲ καὶ ἐπὶ ταῖς ἑώραις τις ἐπ' Ἠριγόνῃ, ἣν καὶ Ἀλῆτιν λέγουσιν, ᾠδή. Ἀριστοτέλης γοῦν ἐν τῇ Κολοφωνίων πολιτείᾳ φησίν, Ἀπέθανε δὲ καὶ αὐτὸς ὁ Θεόδωρος ὕστερον βαλὼ θανάτῳ· λέγεται δὲ γενέσθαι τρυφῶν τις, ὡς ἐκ τῆς ποιήσεως δῆλόν ἐστιν. ἔτι γὰρ καὶ νῦν αἱ γυναῖκες ᾄδουσιν αὐτοῦ μέλη περὶ τὰς ἑώρας.*

Digitized by Google

Weine, diese werden davon betrunken, und indem sie nun glaubten, er habe ihnen Gift gereicht, tödten sie ihn; die Tochter sucht den Vater überall (davon ἀλήτις), endlich führt sie der treue Hund nach dem Platze, wo die Leiche unbeerdigt liegt, die Tochter hängt sich vor Betrübniß an einem Baum auf; Dionysos verhängt nun einen Wahnsinn über die attischen Frauen, in dem sich ihrer viele erhängen; als ein Orakel die Ursache des Übels den Athenern eröffnet, werden die Bauern bestraft und das Fest wird zu Ehren der Erigone gegründet. Diese Legende ist wenigstens erfinderischer als die, welche das Fest zum Andenken einer sich ebenfalls erhängt habenden Frau, Namens *Αἴωρα* (Schaukel), gestiftet sein läßt. (*Meier.*)

Oscillation, Oscilliren, Oscillirende Bewegung u. s. w. s. Schwingung.

OSCILLATORIA. Eine von Vaucher (Hist. des conf. d'eau douce p. 165. t. 15) aufgestellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Conferwinen der natürlichen Familie der Algen und aus der 24. Linné'schen Classe. Char. Feine, einfache, hohle durchscheinende, schlüpfrige, mit parallelen Ringen bezeichnete, unbefestigte Fäden liegen in einem Mutterschleime. Vaucher kannte nur zwölf Arten dieser Gattung, Agardh (Syst. alg. p. 59 sq.) zählt deren 47, von denen aber fast die Hälfte noch zweifelhaft ist. Sie sind von verschiedener Farbe, meist grün in mannichfacher Schattirung, bisweilen blau, braun, gelb, schwarz, selten weiß, und kommen sowol in Wasser, vorzüglich in süßem, langsam fließendem oder stehendem, seltener in Salzwasser, als auf feuchter Erde und Steinen, an Gefäßen und Hölzern, auf Moosen und andern Conferven, über die ganze Erde verbreitet vor. Sie kommen ebenso gut in den höchsten Regionen, als in warmen Quellen fort, so gedeihen sie üppig in den Bädern von Aix in Savoyen, welche eine Temperatur von + 33 — 37° R. haben. Doch werden sie durch dauernde Kälte und Entziehung aller Feuchtigkeit und des Lichtes bald, noch schneller durch Säuren und ätzende Alkalien zerstört. Höchst merkwürdig sind die zuckenden Bewegungen der Oscillatorien, welche ihnen den Namen gegeben haben und welche man mit Hilfe eines Mikroskops leicht bei der durch ganz Europa (vielleicht durch alle Welttheile) auf lehmigem Grunde von Wassergräben, Teichen und langsam fließenden Bächen und Flüssen häufig vorkommenden Osc. limosa *Agardh* (Osc. Adansonii *Vauch.* l. c. p. 194. t. 15. f. 6. Conferva limosa *Roth* catalect., Flor. dan. t. 1549. f. 2. Conferva fontinalis *Dillwyn* conf. t. 64) beobachten kann. Die bei dieser Art graden, bläulichgrünen Fäden, welche in einem dunkelgrünen Schleime liegen, zucken besonders im Sonnenlichte nach den verschiedensten Richtungen, in der Art, nach Saussure's Bemerkung, wie der Sekundenzeiger einer Uhr, nur nicht so regelmäßig. Gewöhnlich bewegen sich einige Fäden zusammen in einer Richtung, während andere einer entgegengesetzten oder doch abweichenden folgen; bald tauschen sie unter einander die Rollen, bald ruhen einige auf kurze Zeit. Bei warmer Witterung sind diese Bewegungen am lebhaftesten. Zuerst beobachtete sie Adanson, welcher die Oscillatorien zu der Gattung Tremella *Dillen.* zog und sie Tremellen mit Bewegung nannte. Später machten sie die beiden berühmten Genfer Saussure und Vaucher, besonders der Letztere, zum Gegenstande sorgfältiger Untersuchung. Vaucher hielt die Oscillatorien eben dieser Zuckungen wegen für Thierchen und wähnte sogar bei einigen Kopf und Schwanz unterscheiden zu können. Agardh (Synops. alg. Scand. p. XXXIII) glaubt, daß die Oscillatorien zwar Anfangs dem Pflanzenreich angehören, spätee aber zuweilen sich zu Thierchen ausbilden; indem er sah, wie sich einzelne Fäden aus dem Schleime lösten und nicht mehr zuckende, sondern langsam kriechende Bewegungen in krummer Linie ausführten. Die Oscillatorien entstehen theils aus dem sie später umhüllenden Mutterschleime, theils vermehren sie sich durch Theilung der Fäden. Girod-Chantrans will auch gesehen haben, wie junge Oscillatorien aus den Körnerchen entstanden, welche bei einigen größern Arten die Fadenröhren füllen. Auffallend ist endlich das schnelle Wachsthum dieser kleinen Geschöpfe, welche oft in einer Nacht ihre größte Länge (gegen einen Zoll) erreichen. (*A. Sprengel.*)

OSCINES nannten die Römer Gesangvögel, aus deren Gesange die Auguren weissagten, z. B. Rabe, Eule, Krähe; vergl. *Cicero* ad famil. VI, 6, 13 u. a. (*H.*)

OSCINIDES *Fallén* (Insecta). Eine Dipterenfamilie, die Gattungen Gymnopa, Madiza, Oscinis *Latr.*, Meromyza *Meig.* umfassend; vergl. noch Oscinis. (D. *Thon.*)

OSCINIS *Latreille* (Insecta). Eine Dipterengattung, über welche der Errichter und Meigen (Europ. Zweifl. Insecten. VI, 146) nicht einig sind. Der Letztere sagt: „Fallén heißt diese Gattung (nämlich Chlorops) Oscinis nach Fabricius und Latreille. Allein diese beiden Naturforscher bringen dazu Arten, die gar nicht zusammen gehören. Fabricius z. B. hat folgende Arten: planifrons, umbraculata, Oleae, lineata, Frit, pumilionis, Argus. Die beiden ersten gehören zu Platycephala, die dritte zu Dacus, die siebente zu Petanocera; es bleiben also nur drei übrig. Ich habe aber den sehr unschicklichen Namen Oscinis unterdrückt, da Chlorops schon längst angenommen ist. Die Gattung Chlorops von Fallén muß mit Agromyza vereinigt werden." Dagegen bemerkt Latreille (*Cuvier*, Règne animal. ed. II. V, 528): „Wir vereinigen mit unserer Gattung Oscinis die Chlorops Meigens. Eine Art, welche ich aus Teutschland unter dem Namen brevipennis*) erhielt, konnte indessen eine eigene Untergattung bilden, wegen ihrer Fühlerborste, die dick, fast griffelförmig und gekniet ist. Das vordere und obere Kopfende ist bald gestutzt, bald spitzig. Ein anderer Zweiflügler, den ich aus Teutschland erhielt, Peophila vulgaris**), gehört

*) Wol Meigens gleichnamige. S. 159. **) Le P. scatellaris de MM. *Fallen* et *Meigen*. MM. Fallén et Meigen n'ont pas suffisament comparé les caractéres des genres qu'ils ont établis, ni cherché à les rapprocher d'une serie naturelle, d'où il resulte qu'on a bien de la peine à saisir les différences de plusieurs d'entre eux. *Latreille* l. c.

Digitized by Google

zu den erstern, aber dies Insect scheint sich nicht gnügend von Oscinis zu unterscheiden."

Latreille stellt Oscinis unter seine Familie Athericern und die vierte Abtheilung derselben Scatomyzides, welche sie allein bilden. Als Kennzeichen sind folgende angegeben: Die Fühlerborste ist einfach, die Fühler sind immer sehr kurz, stehen entfernt, sind grade, ihr letztes Glied halb eiförmig, oder ein kurzes stumpfes Dreieck bildend. Die hierher gehörigen Dipteren sind sehr klein, fast glatt, schwarz oder aschfarben, mehr oder weniger gelbbunt, Füße und Augen ziemlich groß. Der Kopf ist oben platt, und in der Mitte seines hintern Endes findet sich oft ein dreieckiger brauner Raum, auf dem die Nebenaugen stehen. Die zwei gewöhnlichen Quernerven der Flügel sind der Mitte sehr genähert. Man findet diese Insecten auf Blüthen, namentlich auf Wiesengewächsen und besonders auf Schirmblumen. Die Larven von mehren leben im Innern der Gewächse und einige werden dadurch dem Getreide sehr schädlich. Meigen zählt 60 europäische, Wiedemann (außereuropäische Zweiflügler, II, 595 fg.) eilf exotische Arten auf, von denen die meisten in Südamerika einheimisch.

Von jenen ist besonders O. Frit *Linné* merkwürdig; die Länge beträgt nur ½ Linie, sie ist glänzend schwarz, mit blaßgelben Füßen. Nach Linné's Angabe lebt die Larve in den Körnern der Gerste vor der Reife, und soll in manchen Jahren in Schweden einen Schaden von 100,000 Dukaten verursachen. (D. *Thon.*)

OSCRO-LHOTTA, ein zur fürstlich-lichtensteinischen Majoratsherrschaft Ostrau gehöriges Dorf, durch welches früher die Commercial-Straße von Hungrisch-Hradisch an die ungrische Grenze führte, welche jetzt auf Ostrau zugeht und diese Ortschaft zur Linken liegen läßt. Es ist in einem breiten, untiefen und offenen Thale, südöstlich von Ostrau und ungefähr 1½ Stunde von der Kreisstadt entfernt gelegen, und zählte im J. 1827: 127 Häuser und 211 Wohnvart., 785 slavische Einwohner, worunter sich 407 Weiber befanden. Es besitzt eine am Ende des 18. Jahrh. gegründete, zum olmützer Erzbisthum gehörige Localie mit einer kathol. Kirche und Schule, welche zu dem Dekanate Straßnitz gezählt wird und im J. 1830 858 kathol. Pfarrkinder zählte, unter welchen drei Juden wohnten. Das Patronatsrecht steht dem Fürsten von Liechtenstein zu. Das Gebiet dieses Dorfes enthält gegen 700 Joche gutes Ackerland, 120 Joche Weinberge und einige Joche Wiesen. Zu diesem Orte gehört auch ein an der Murch gelegener Meierhof. (*G. F. Schreiner.*)

OSCULUM PACIS (= εἰρήνη), der **Friedens-** oder **Bruderkuß**. Der Kuß, als der natürliche Ausdruck der Liebe, besonders auch der Geschwisterliebe [1]), war bei den ersten Christen das Zeichen christlich-brüderlicher Begrüßung, nicht nur bei ältern Bekannten, sondern auch bei solchen, die sich zum ersten Male sahen. Wir finden diese Sitte schon im apostolischen Zeitalter. So bei Paulus 1 Thess. 5, 26; 1 Korinth. 16, 20; 2 Korinth. 13, 12; Röm. 16, 16: φίλημα ἅγιον; bei 1 Petr. 5, 14: φιλ. ἀγαπῆς. Aus dem Privatleben, von dem in diesen N. Testament-Stellen zunächst die Rede ist, ging diese Sitte auch ins kirchliche Leben über. In den öffentlichen Gemeindeversammlungen wurde zu Bezeugung der Verbrüderung in dem Herrn der Friedenskuß ertheilt. Justinus der Märtyrer (um 120) sagt schon (Apol. I. c. 65), daß nach Beendigung des Gemeindegebets, vor der kirchlichen Abendmahlsfeier, die Gemeindeglieder sich gegenseitig den Bruderkuß geben (ἀλλήλους φιλήματι ἀσπαζόμεθα). Die Heiden, welche so viele Erscheinungen des christlichen Lebens entweder gar nicht verstanden oder misverstanden, eben weil ihnen das die Christen belebende geistige Princip ein Geheimniß war, sie nahmen auch an diesen unschuldigen Zeichen christlicher Gemeinschaftsbezeugung Anstoß und von derselben Veranlassung zur Lästerung. Die Apologeten (wie Athenagoras) und andere christliche Schriftsteller (Clemens, Origenes) nahmen daher diese Sitte gegen die heidnischen Vorwürfe in Schutz, sie verbanden aber weislich hiermit auch Belehrungen für ihre Brüder, über Sinn, Bedeutung und rechten Gebrauch des Bruderkusses, Ermahnungen und Warnungen, nicht durch eiteles Prunktreiben mit demselben, den Heiden zu Anklagen Veranlassung zu geben, ja sie ihnen gleichsam abzunöthigen. So sagt der alexandrinische Kirchenlehrer Clemens (Paedagog. L. III.): „Die Liebe wird nicht nach dem Bruderkusse, sondern nach dem Wohlwollen geschätzt. Es gibt aber Manche, die weiter nichts thun, als daß sie mit dem Bruderkusse die Gemeinden bestürmen, ohne doch die Liebe selbst im Innern zu haben. Dies hat auch bösen Argwohn und Lästerungen verbreitet ꝛc." und sein Schüler Origenes (Comment. ad Roman. L. X. c. 33. ed. Oberthür) „Heilig nennt der Apostel den Kuß. Mit dieser Benennung zeigt er an, daß der Kuß, der in den Gemeindeversammlungen ertheilt wird, ein reiner und keuscher sein soll, nicht ein erheuchelter, nicht ein Judaskuß, der mit den Lippen ihn ertheilte und im Herzen den Verrath barg."

Schon im 3. Jahrh. findet sich, zuerst in der nordafrikanischen Kirche, die Ertheilung des Bruderkusses bei der Taufe. Er wurde sowol bei der Taufe der Erwachsenen als der Kinder (*Cypr.* ep. 59) den Neugetauften von den Anwesenden gegeben [2]). Ebenso bei der Ordination des Bischofs. Alle anwesenden Bischöfe ertheilten dem neugeweihten Collegen den Kuß der brüderlichen Liebe. Am gewöhnlichsten war und blieb er bei dem Mahle der Liebe. Die apostol. Constitutionen (VIII, 11) geben hierbei eine durch das christliche Schicklichkeitsgefühl gefoderte Ordnung an. Daß nämlich die Männer den Männern, die Frauen den Frauen das *ge-*

1) Auch sonst im Orient Zeichen der Freundschaft und Verehrung. Luc. 7, 38. S. Winer, Bibl. R. W. s. h. v. Schriften über diesen Gegenstand: J. G. Lange, Vom Friedenskusse der alten Christen. (Leipzig 1747. 4.) Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäol. 8. B. S. 335—343, und hier die ältere Literatur.

2) Diese Sitte verschwand später aus dem kirchlichen Taufacte. Vielleicht ist die Schlußformel im Tauf-Rituale: Vade in pace! ein Rest des alten Gebrauchs?

Digitized by Google

λήμα ertheilen [3]). Ehe es von den Laien geſchah, ſollten es (Conc. Laod. c. 19) die Geiſtlichen unter ſich thun. In der Liturgie der apoſt. Conſtitutionen a. a. O. und in der paläſtiniſchen Liturgie (bei Cyrillus von Jeruſalem Catech. Mystag. V, 2) ruft der Diakon bei der Abendmahlsfeier: „Küſſet einander mit dem heiligen Kuſſe!" Das osculum ſollte, wie Cyrill ſagt, ein Siegel der Verſöhnung ſein, das jede Beleidigung in Vergeſſenheit bringt, es verbindet, vereinigt, ſchmelzt die Herzen zuſammen, wie Joh. Chryſoſtomus ſagt, daß wir Ein Leib werden, wie wir Alle an Einem Leibe Theil nehmen; es iſt ein Zunder, durch den die Liebe angeflammt wird, die ſtärker iſt als jede Verwandtenliebe, weil ſie aus Gnade iſt und jene aus Natur; wie im Bruderkuſſe ſich die Körper aneinander ſchließen, ſo iſt er ein Zeichen der Vereinigung der Geiſter." In Hinſicht der Zeit der Ertheilung entwickelte und erhielt ſich zwiſchen der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche der Unterſchied, daß er in jener, nach dem Vorbilde der alten Kirche, vor dem Anfange der Communion ſtattfand (und hierin halten ſich an die orientaliſche Kirchenſitte auch die moſtarabiſche und mailändiſche Lit.), in dieſer dagegen erſt nach der Conſecration. So ſchon im 4. Jahrh. unter dem röm. Biſchof Innocens I. (ep. ad Decent. 1. c. 1.) So noch im 13. Jahrh. unter Innocens III. (*Ejusd.* lib. de myster. missae VI, 5) und bei Durandus.

Sonſt pflegte man das osculum auch bei jedem öffentlichen Gebete ſich zu ertheilen (*εἰρήνην διδόναι*, pacem dare, auch *ἀσπασμός, ἀσπ. θειότατος*, salutatio, pax, pacis signaculum). Nur Ein Tag im Jahre war ſeit alter Zeit ausgenommen. Es war der Charfreitag (*Tertull.* de Orat. c. 14 *die paschae* merito deponimus osculum. Letzteres heißt in demſelben Capitel: signaculum orationis), nach Annahme der Meiſten, mit Beziehung auf den Verräther (Matth. 26, 48). Dies war noch im 6. Jahrh. der Fall in der griech. Kirche, wie wir aus dem Byzantiner Procopius (hist. arc. c. 9) ſehen, wo er ſagt: Kaiſer Juſtinianus I. und ſeine Theodora *παρέλαβον τὴν βασιλείαν πρότερον τῆς ἑορτῆς ἡμέραις τρισίν, ὅτε δὴ οὔτε ἀσπάσασθαί τινα, οὔτε εἰρηναῖα προσειπεῖν ἔξεστιν.*

Die Gewohnheit der geiechiſchen Kirche, die man zuerſt bei Pseudodionyſius Areopagita hier. eccl. c. 7 wahrnimmt (alſo etwa eine Gewohnheit des 5. Jahrh.), und die noch jetzt in dieſer Kirche fortdauert (King, Gebr. der griechiſch-ruſſiſchen Kirche. S. 332), den Verſtorbenen den Friedenskuß nebſt Abendmahl vor der Beerdigung zu ertheilen, fand im Abendlande keinen Eingang. Das Concil. Autissiodorense 578. c. 12 (Auxerre) verbietet ſie gradezu, auch orientaliſche Kirchenautoritäten misbilligten dieſelbe [4]).

Im Mittelalter erhielt ſich das osculum bei der Communion; erſt ſeit dem 14. Jahrh. fing es an allmälig abzukommen. In der Meßfeier (aber nicht bei der Todtenmeſſe) hat ſich ein Reſt dieſer Sitte erhalten, freilich nur für die celebrieenden und fungirenden Prieſter. Nachdem der Meſſe haltende gebetet hat: Domine Jesu Christe, qui dixisti apostolis tuis, pacem relinquo vobis etc., küßt er den Altar (vergl. die Rube. des M. R.). Der kniende Diakon eichtet ſich auf und küßt denſelben ebenfalls. Sofoet umarmt ihn der celebeirende Prieſter und gibt ihm mit den Worten: Pax tecum, den Bruderkuß, indem ſich ihre linken Wangen einander näheen, und es antwortet ihm der Diakon: et cum spiritu tuo. Darauf ertheilt der Prieſter ebenſo dem Subdiakonus den Bruderkuß, der Diakon darauf dem Subdiakonus, und letzteee geht, von einem Akoluthen begleitet, in den Chor, gibt allen dem Range nach das osculum, kehrt zum Altare zueück, gibt den Kuß dem Akoluth, dieſer aber allen andern den Altar umſtehenden Akoluthen [5]).

An manchen Orten trat nun an die Stelle der ſchönen, ueſprünglichen Sitte des wechſelſeitigen Bruderkuſſes aller verſammelten Gläubigen, die gar hölzerne Sitte, daß alle zuſammen, zueeſt die Prieſter, ſodann die übrigen, ein hölzeenes (?) Täfelchen (osculatorium, osculare, tabula — lapis — instrumentum pacis, pax, la paix) küßten, woeauf ein Keeuz abgebildet war, oder Chriſtus, wie er den Jüngern den Frieden gibt. Solche Osculatorien werden zueeſt erwähnt im 13. Jaheh. in der engliſchen Kirche. Dee Eezbiſchof Walter von York fodeet auf der Synode 1250 ein ſolches für ſeine Kirche. Indeß auch dieſer ärmliche Erſatz wuede den Laien entzogen und wird jetzt nur den fürſtlichen Perſonen bei feierlichen Gelegenheiten gewährt. So bei der kirchlichen Königskrönung. Das Pontific. Rom. veroednet p. 242: Pax datur Regi per primum ex Praelatis paratis, *cum instrumento* ad hoc ordinato. Ebenſo der Königin (p. 253).

Dagegen blieb der Kuß bei der biſchöflichen [6]) Ordination in der kathol. Kieche. Das Pontific. Rom. veroednet p. 116: Tum consecrator recipit eum surgentem *ad osculum pacis* et similiter faciunt Assistentes episcopi. In der griechiſchen Kirche herrſcht die Sitte, daß der Neugeweihte zuerſt den Altar küßt, dann die rechte Hand, zuletzt die rechte Wange des Biſchofs, worauf die umſtehenden Kleriker den Oedinirten wieder küſſen.

In der evangeliſchen Kirche verblieb [7]) von dem Bruderkuſſe bei kirchlichen Feierlichkeiten keine Spur.

---

3) Vergl. *Amalarius*, De off. eccles. III. c. 32. 4) Erhebend iſt die Erzählung in der Leidens- und Sterbensgeſchichte der nordafrikaniſchen Märtyrerinnen Perpetua und Felicitas (Acta P. et F. bei *Lactantius*, De morte persecut.): Beide junge Frauen und die übrigen Verurtheilten gaben ſich, ehe ſie, von den wilden Thieren zerfleiſcht, den Gnadenſtoß empfangen ſollten, den Kuß der Liebe und des Friedens, ut martyrium per sollemnia *pacis* consummarent.

5) Cfr. Ceremon. Episc. II, 8. 6) Ganz anders freilich bei der Weihung des römiſchen Biſchofs. Ceremon. Rom. bei *Hoffmann*, Monum. T. II. p. 310, 323. 7) Vergl. J. A. Feßlers litueg. Handb. zum belieb. Gebrauch Ev. Lit. (Riga 1823.) S. 271.

Digitized by Google

Gottfried Arnolds Lobpreisung desselben (Abbildung der ersten Christen. [Frankfurt 1712.] S. 350 fg.) ist unbeachtet verhallt. Nur bei den Agapen der Brüderunität kommt er vor. So wenigstens noch zu J. R. Schlegels Zeit. Er sagt (Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. B. S. 928): „Zuletzt werden wieder ein Paar Verse gesungen, bei den letztern steht man und bei dazu schicklichen Worten des Liedes wird der Friedenskuß ertheilt; der Prediger küßt den Ältesten, der neben ihm steht, und so küßt jeder Bruder seinen Nachbar und jede Schwester ihre Nachbarin; auch die Kinder küssen sich."

Man muß sich mit Augusti wundern, daß derselbe bei kirchlichen Feierlichkeiten so ganz verloren ging. Namentlich hätte man seine Wiederherstellung für die Ordination von der neuen preußischen Agende erwarten mögen. (*Rheinwald.*)

OSDOLA, Dorf im Großfürstenthume Siebenbürgen im haromßeker Stuhl. In der Nähe desselben findet man Bergkrystalle von besonders feinem Korn und schönem Wasser, die zur Verfertigung unechten Schmuckes sehr gesucht werden. (*Benigni.*)

Oseas, s. Hoseas.

Oseiba, s. Osaiba.

OSEIDA (mit dem Vornamen Samuel), aus Safed in Syrien, lebte im 16. Jahrh. und war anfänglich Rabbiner und Prediger in seiner Vaterstadt, später in Constantinopel. Er hinterließ folgende Schriften, die sämmtlich im Druck in mehrfachen Auflagen erschienen: 1) Igered Schemuel, Brief des Samuel, ein Commentar über das Buch Ruth in Quart. (Constantinopel 1597 und Amsterdam 1712). 2) Lechem dimha, Thränenbrod, ebenfalls ein Commentar über die Klagelieder Jeremiá in Quart (Venedig 1600 und Amsterdam 1715). Beiden ist der hebräische Urtext und der Commentar Raschi's beigegeben. Der erstere Commentar ward nach seinem eigenen Zeugnisse 40 Jahre früher als der zweite in Safed abgefaßt. 3) Medras schemuel, Auslegung des Samuel, ein Commentar des bekannten Werkes: Pirke avoth in Quart, gedruckt in Venedig 1579 und 1597 und in Krakau 1594. So nach de Rossi im Dizionario degli autori ebrei. (*Gustav Flügel.*)

OSEILA (عسيلة), Ort in der Nähe Bagdads, wo der große Astronom Ali Ben-elhasan Abu'lcasim, ein Abkömmling des Ali und bekannt unter dem Namen Ibn-elalam, im Moharrem 375 (um die Mitte des J. 985 Chr.) starb. Er galt vorzüglich viel bei dem Khalifen Adhod-ed-dewlet, der sehr großes Gewicht auf seine astronomischen Andeutungen legte. Auch schrieb er mehre auf seine Wissenschaft bezügliche Werke. Doch hörte mit dem Tode jenes Khalifen sein Einfluß auf, und so starb er unter Semsám-ed-dewlet (صمصام الدولة) an obigem Ort und an obigem Tage. (*Gustav Flügel.*)

OSELOCK, ein zwei Meilen langer, ½ Meilen breiter und acht Klafter tiefer See in der russisch-europäischen Statthalterschaft Twer. (*J. C. Petri.*)

Osenmund, s. Osmundshütte.

OSEREZKOI, eine kleine Stadt oder Marktflecken am gleichnamigen See in der russischen Statthalterschaft Witebsk. (*J. C. Petri.*)

OSERIATES, alter Name eines Volkes in Pannonien bei *Plinius* H. N. III, 25, 28. (*H.*)

OSERICTA, nach *Plinius* H. N. XXXVII, 2. s. XI, 1 alter Name einer Insel an der nordteutschen Küste, die einen Wald von Cedernbäumen hat, von denen Elektron herabfließt. (*H.*)

OSERO oder OSTERO (Ansaria), ein Städtchen auf der Westküste der Insel gleichen Namens, in dem adriatischen Meer, in der Nähe der Insel Cherso, mit 1438 Einwohnern und kleinem Hafen. Sie gehört jetzt zum illyrischen Kreise Fiume, einst aber gehörte sie zu Dalmatien und war der Sitz eines Bischofs, von welchem noch immer der katholische Klerus in Ungern den den Titel erhält (Episcopus Ansariensis). (*Gamauf.*)

OSFAN (عُسْفَان). Eine jetzt zum Dorf herabgesunkene ehemals blühende Station in der arabischen Provinz Hedschas, zwischen Mekka und Medina, zwei Tagereisen von Batn mar auf der Straße der Pilger, die aus Ägypten oder Syrien kommen. Daher kennen fast alle alte Geographen Arabiens (Edrisi, Abulfeda, Jakuti, Azizi ꝛc.) diesen Ort, in welchem sich ehemals eine Moschee befand, und dem man zur Zeit Abulfeda's den ehrenvollen Titel Madrag Othman (مدرج عثمان) „die Straße Othmans (Osmans)" gab. Schon Edrisi rühmt das süße Wasser der daselbst befindlichen Brunnen. (*Rommel.*)

OSFUR (Ibn (ابن عصفور) der Grammatiker, mit ganzem Namen Abu'lhasan Ali Ben Mumin Ibn Osfúr, bisweilen Hadhrewi beigenannt, ein durch mehre Werke bekannter arabischer Schriftsteller. Er wurde im J. 597 (beg. 12. Oct. 1200) in Sevilla geboren und starb 669 (beg. 20. Aug. 1270) in Tunis. Einer seiner vorzüglichsten Lehrer, dessen Unterricht er zehn Jahre lang besuchte, war Abu Ali Omar Schelubini, auch Ibn Málik genannt, einer der berühmtesten Grammatiker des Occidents, der 645 (beg. 8. Mai 1247) in Sevilla starb. Ibn Osfúr war höchst thätig und lehrte in Sevilla, Xérès, Lorca, Malaga und Murcia öffentlich. Auch stand er im Dienste des Emir Abu Abdallah Muhammed Hentáni oder Hentati (*Casiri* II, 241 sq.), eines Sohnes des Abu Zakariya. Unter seinen Werken heben wir hier folgende heraus: 1) einen Commentar zu dem grammatischen Handbuche Dscheml (جمل) vom Scheich Abd-el-cáhir Ben Abd-el-rahman Dschordscháni, der 474 (beg. 11. Jun. 1081) starb. Es zerfällt in fünf Abschnitte und führt von seinem Verfasser auch den Beinamen Dschordschaniye; 2) einen Commentar zu den sechs Gedichten; 3) einen Auszug aus dem grammatischen Werke Muhtesib (محتسب) von Abu'lhasan Táhir Ben Ahmed Babischádz, der im J. 469 (beg. 5. Aug. 1076) starb; 4) einen Commentar zu der grammatischen Vorschule (مقدمة Prolegomena), bekannt unter den Namen:

Digitized by Google

„Die Vorrede des Dschozúli (مقدمة جزولية) oder der Kanon (القانون)" von Abu Musa Isa Ben Abd-el-aziz Dschozúli, der im J. 677 (beg. 25. Mai 1278) starb. Ibn Osfúr vollendete jedoch diese seine Arbeit nicht; dies that sein Schüler Muhammed Ben Ali Schelubíni der Kleine (الصغير); 5) einen ähnlichen Commentar zu dem Mocareb (مقرب) über die Grammatik von Abu'labbás Ben Jezíd, bekannt unter dem Beinamen Mobarred (مبرد), der im J. 285 (beg. 28. Jan. 898) starb. Ibn Osfúrs Commentar ward später durch den Scheich und Imam Táfch-ed-din Ahmed Ben Othman Turkemani, der im J. 768 (beg. 7. Sept. 1366) starb, vervollständigt, da er auch diese Arbeit unvollendet gelassen hatte und endlich 6) ein eigenes Werk über die Abwandlungslehre (ممنع في التصريف), das in seiner Art so ausgezeichnet und tüchtig war, daß es der große Grammatiker Abu Heyyán nicht von seiner Seite ließ. (*Gustav Flügel.*)

OSGYÁN (sprich: Oschdján), ein ungrischer Marktflecken im kleinhonter Bezirke des gömörer Comitats, mit einem großen Castell und einer Lutherischen Kirche. Er zählt über 1000 Einwohner, die größtentheils vom Töpfergewerbe leben. Hier erfuhr im November des J. 1604 Bocskai's Heerführer, Blasius Némethi, eine große Niederlage. (*Gamauf.*)

OSI, OSER, OSEN, ein zwar Germanien bewohnendes, aber unteutsches Volk, welches die pannonische Sprache redete und außer dieser mit dem pannonischen Volke der Aravisier gleiche Sitten, Verfassung und Einrichtungen hatte, und überdies nebst den sich der gallischen Sprache bedienenden Gothinen duldete, zinsbar zu sein, indem ihnen einen Theil des Tributs die Sarmaten, den andern die Quaden auflegten [1]). Die nähere Angabe, wo die Osen gesessen, ist unmöglich, da aus Tacitus blos hervorgeht, daß sie am linken Ufer der Donau gewohnt. Ferner sagt er, daß die Wohnsitze der Nariscen, der Markomannen und Quaden, gleichsam die Stirn Germaniens sei, soweit man an der Donau hingehe; rückwärts schlössen die Marsiqui, Gothini, Osii, Burii die Rücken der Markomannen und Quaden ein. Alle diese Völker bewohnten nur wenig ebene Gefilde, im übrigen Wälder, Gebirgscheitel und Bergrücken. Diese Angaben haben den Vermuthungen weiten Spielraum gelassen, zumal hat das Haschen nach Namenähnlichkeiten verderblich gewirkt. So ist Reineccius weit abgeirrt, da er Osnabrück durch Osenburg, Burg der Osen, erklärt, und hier die Sitze derselben findet, und nicht minder Rantzovius, der durch den Namen Ösel sich veranlaßt findet, die Osen auf diese Insel der Ostsee zu versetzen. Auch Cluver hat sich durch Namen-Ähnlichkeiten bestimmen lassen, und setzt die Osen zwischen Ostrau und Oswieczim (Auschwitz) und gibt ihnen so einen Theil Mährens und Schlesiens zu Wohnsitzen, oder mit näherer Angabe, welcher man früher gewöhnlich folgte, enthielt ihr Gebiet die Herzogthümer Oppeln, Ratibor, Jägerndorf, Troppau und einige Districte von Mähren und Polen [2]). Der Cluverschen Ansicht nähert sich Reichard sehr, indem nach ihm die Osen in dem Herzogthum Auschwitz zwischen der Weichsel und dem Tatragebirge wohnten. Nach Mannert hingegen liegt nur soviel am Tage, daß die Osen weit gegen Osten in Oberungern sitzen mußten, weil ihnen die Sarmaten Tribut auflegen konnten, und zwar die Jazyges Melanastá von Gran bis an die Theis, da Tacitus in diesen Gegenden keine andern Sarmaten kennt. Daher gibt Wilhelm den Osen zu Wohnsitzen das Land von den Quellen der Oder bis zu den Quellen des Gran. Der Wersebe'schen Ansicht, nach welcher die Osen im Land unter der Ens ihre Sitze hatten, widerstreiten die Angaben und Ansichten des Tacitus, denn diesen zufolge hätten die Osen, wenn sie im Land unter der Ens gewohnt, nicht zu den Völkern gehört, welche die Rücken der Markomannen und Quaden eingeschlossen, sondern hätten die Stirn Germaniens bilden helfen. (*Ferdinand Wachter.*)

OSIÄTIMANN, ein zur gräfl. Berchtoldschen Herrschaft Buchlau gehöriges Dorf im hradischer Kreise Mährens, 1 Meile südwestlich von dem Hauptorte der Herrschaft und zwei Stunden von der Kreisstadt entfernt, mit 121 Häusern (1827) und 698 Einwohnern mit einer katholischen Pfarrei, Kirche und Schule. Zu der erstern, welche im Dekanate Bzenecz des olmützer Erzbisthums liegt, gehören außer dem Pfarrdorfe die Ortschaften Madlowitz, Augesdee, Stopa (mit einer Schule), Brzesovicz und Hoseiejow, mit zwei Priestern, (1830) 2529 kathol. Pfarrkindern und 43 im pfarrherrlichen Sprengel wohnenden Juden. Das Kirchenpatronat gehört dem Be-

1) Dieses sind die Gründe, aus welchen Tacitus (Germ. 48), und der Beweis aus der Sprache ist, wenn die Thatsache richtig ist, unumstößlich, folgert, daß die Osen, sowie die Gothinen, welche überdies noch Eisen gruben, keine Germanen seien; wenn er daher (Germ. 28) sagt: Sed utrum Aravisci in Pannoniam ab Osis *Germanorum natione*, an Osi ab Araviscis in Germaniam commigraverint, quum eodem adhuc sermone, institutis, moribus utantur, incertum, quia, pari olim inopia et libertate, eadem utriusque ripae bona malaque erant, so hat man (in der Bredow-Passowschen Ausgabe) das Germanorum nationе nicht als von Tacitus herrührend genommen, und in Klammern gesetzt, da die einzige Aushilfe, Germanorum natio werde die in den Grenzen Germaniens wohnende Nation genannt, eines ungeschickten Interpolators würdiger, als eines genauen Schriftstellers sei. Doch ist wol unnöthig eine Interpolation anzunehmen, und Tacitus spricht durch Germanorum nationе nicht seine Meinung aus, sondern das Germanorum nationе hat den Sinn, eine Nation, die man unter die Germanen rechnete, und zwar rechnet man sie zu den Germanen, weil sie unter den Germanen wohnte. Der Zusatz Germanorum nationе ist um so nöthiger, da er unmittelbar vorher von den beiden gallischen Völkern, den Bojen und Helvetiern, in Germanien handelt. Hätte daher Tacitus Germanorum nationе, eine Nation, die man unter die Germanen rechnet, nicht hinzugesetzt, so hätte man glauben müssen, er betrachte auch die Osen als ein gallisches Volk.

2) So z. B. Haus, Alterthumskunde von Germanien. 2. Th. S. 175.

Digitized by Google

sitzer der Herrschaft Buchlau. Die Umgebung des Dorfes ist gebirgig, reich an Waldung und nicht besonders fruchtbar. Die Bewohner sind Slowaken, welche fast nur Feldbau treiben. (*G. F. Schreiner.*)

OSIANA, Stadt in den nördlichen Strichen des eigentlichen Kappadociens auf der Straße von Ancyra nach Cäsarea, Itiner. Ant. p. 206. Sonst ganz unbekannt. (*Völcker.*)

OSIANDER, 1) (Andreas) [1]) hieß eigentlich mit seinem teutschen Namen Hosemann, statt dessen er sich nach der allgemeinen Sitte seines Zeitalters jenen, soweit es sich thun ließ, gräcisirten beigelegt hatte. Von seiner frühern Lebensgeschichte ist nur soviel bekannt, daß er in dürftigen Verhältnissen im J. 1498 zu Gunzenhausen, einem fränkischen Städtchen, geboren ward, und seine gelehrte Bildung auf den Schulen zu Leipzig und Altenburg, und dann auf der hohen Schule zu Ingolstadt sich erwarb. Von dem Augustinerkloster in Nürnberg, wo er die hebräische Sprache lehrte, wurde er dann — einer der ersten, die sich zu der neuen Lutherischen Lehre bekannten — als erster evangelischer Prediger an die Lorenzkirche daselbst berufen, von welcher Stellung aus er an mehren der bekannten theologischen Verhandlungen der damaligen Zeit, an dem marburger Gespräch, an dem augsburger Reichstage, an der Unterschrift der schmalkaldischen Artikel und dergleichen Antheil nahm. Auch war er literarisch nicht unthätig; seine Schriften aus dieser frühern Periode sind verzeichnet in Saligs angeführtem Werke (2. Th. S. 917). Unter Andern ist er der erste, der in der evangelischen Kirche eine Evangelienharmonie herausgab. (Basel 1537. 2.) Seine kirchen- und dogmenhistorische Bedeutsamkeit beginnt aber erst in der Zeit, als er genöthigt durch das augsburger Interim, seine Stelle in Nürnberg aufzugeben, im J. 1548 eine Zuflucht in Preußen suchte. Es ist diese Zeit der Anfang der unglücklichen Epoche, wo in den Lutherischen Theologen der edle Enthusiasmus, der sie lange über Eitelkeit und Selbstsucht erhoben hatte, erkaltete und einer engherzigen, liebelosen, sophistischen Streitsucht Platz machte, und wo die böse Natur Vieler für die ehrerbietige Ergebenheit an die Person des trefflichen Gründers ihrer Lehre sich durch geifernde Verunglimpfungen seines Freundes entschädigte, der ebenso trefflich, nur der gleichen Waffen gegen boshafte Gegner entbehrte. Osianders unreiner Ehrgeiz war schon im J. 1527 bei einer Begegnung mit Zwingli auf eine gehässige Weise hervorgebrochen. Osiander hatte, wie seine Amtsgenossen, von der Kanzel herab auf dessen Abendmahlslehre geschmäht; und als dieser ihn auf das Unwürdige dieses Verfahrens aufmerksam machte und ihn aufforderte, vielmehr schriftlich seine Überzeugung darzulegen, antwortete er ihm: Ferendum censes, si concionibus omissis libellis tantum et epistolis agamus. Sed dic mihi stolidissima Bellua. Christus ad praedicandum nos misit an vero ad scribendum? Tune postulare audes, ut hoc, quod Christus injunxit, omisso illud agamus, quod tuis erroribus commodissimum est? Et ut maxime scribendum sit aliquid, an qui ad hoc satis virium non habent, tacebunt omnino, cum nihilominus tamen sint pastores gregis et ministri verbi ejus? [2]) Luther selbst hatte die verderblichen Neigungen, die in ihm schlummerten, bei Gelegenheit eines Streites erkannt, den er mit seinen Amtsgenossen um die Absolutionsformel angefangen hatte. Non credidissem ego hoc, schreibt Luther an Wenceslaus Link, von dem jene Formel herrührte, tu vero neque jactabis neque disseminabis in publicum, istum hominem tot cogitationibus occupatum et, ut ex ejus scriptis intelligo, tam procul a sinceritate nostrae doctrinae positum. Sed, ut dixi, si magis irritaretur, effunderet majora scandala, per quae etiamsi non vinceret, tamen turbas moveret et negotia faceret, quae melius esset praecavere [3]). Des Mannes Gelehrsamkeit wird allgemein anerkannt, selbst seine erbittertsten Feinde gestehen ihm außer seiner theologischen Bildung gründliche Kenntniß der classischen Sprachen und auch der Mathematik zu und sind einstimmig im Lobe seiner seltenen Beredsamkeit [4]): aber die Geschichte seines Lebens bestätigt das Urtheil des vortrefflichen Planck [5]), daß seine Gelehrsamkeit des Adels echter Humanität und christlicher Demuth ermangelte. Die Eitelkeit, mit der er der Wissenschaft nicht um ihrer selbst, sondern um der Welt willen nachjagte, verrieth sich bei ihm durch die Sucht, an dem Alten und Hergebrachten zu rütteln und durch Neues und Auffallendes zu glänzen, und wir werden in der Folge erkennen, daß selbst die Sätze, die den Widerspruch der ganzen Lutherischen Christenheit erregten, weniger aus eigenen Ideen und aus der lebendigen Fülle freier Überzeugung hervorgegangen zu sein scheinen, als aus eitelem Widerspruchsgeiste, der sich meist auf Äußerwesentliches wirft und durch scharfsinnige Sophistik wol eine Zeit lang glänzen, nie aber befruchtend auf sein Zeitalter wirken kann, und endlich in der Regel verderblich auf den Urheber des Widerspruchs zurückfallen wird.

Von Nürnberg begab sich Osiander zuerst nach Breslau, von hier trat er am 27. Dec. 1548 seine Reise

1) Mörlins Historia, welchergestalt sich die Osianderische Schwärmerei im Lande zu Preußen erhoben, und wie dieselbe verhandelt ist, mit allen Actis beschrieben. *Wigand*, De Schismate Osiandri. *Camerarii* vita Melanchthonis, ed. Strobel. p. 285 sq. *Adami* vitae Germanorum Theologorum. p. 109 sq. Chr. Hartknoch, Preußische Kirchenhistorie. G. Arnold, Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie. Salig, Historie der augsburgschen Confession. 2. Th. S. 915 fg. (In diesen drei letztgenannten Werken und in dem: Erläutertes Preußen oder auserlesene Anmerkungen zu der preußischen Civil- und Kirchengeschichte, und Strobel, Beiträge zur Literatur des 16. Jahrh., findet man den größten Theil der in der Folge zu nennenden Gelegenheitsschriften wieder abgedruckt.) Planck, Geschichte der Entstehung ꝛc. des protestantischen Lehrbegriffs. 4. B. S. 249 fg. *F. Ch. Baur*, Disquisitio in Andreae Osiandri de justificatione doctrinam, ex recentiore potissimum theologia illustrandam. (Ep. gratul. ad Planck. Tub. 1831.)

2) Planck a. a. O. 1. B. S. 314. 3) Ebend. 4. B. S. 256. 4) Ein Beispiel davon, wie seine Feinde dies Lob anerkannten, ebendas. S. 254. 5) Ebend. S. 253 fg.

Digitized by Google

nach Königsberg an, wo der Herzog Albrecht sein Gönner war. Derselbe war ihm schon seit 1522 sehr gewogen, wo er auf einer Reise durch Teutschland sich mit ihm über Religionssachen unterredet hatte, und hatte diesen vortheilhaften Eindruck so wenig vergessen, daß er ihm sogleich als ersten Professor der Theologie an der königsberger Universität anstellte. Allerdings eine Auszeichnung außer der Regel und selbst gegen die gewöhnliche Form, da Osiander noch an keiner Universität gewirkt, und selbst die akademischen Grade sich noch nicht erworben hatte, hinreichend, um überall unter den Zurückgesetzten Misvergnügen zu verbreiten. Hier aber mußte sie die heftigste Eifersucht und den glühendsten Haß erregen; denn die Zurückgesetzten, die übrigen theologischen Professoren, waren berüchtigte Zeloten von jeher, Friedrich Staphylus, Petrus Hegemon und Melchior Isinder, welche ihre unchristliche Verfolgungssucht vor Kurzem erst an dem unschuldigen Snapheus bewiesen hatten [6]). So konnte es also bei dem Zusammentreffen solcher Charaktere an Feindseligkeiten nicht fehlen, und es stand nur zu erwarten, wohin sich der beiderseitige Haß werfen werde. Dazu ward aber von den Gegnern die eigenthümliche Ansicht Osianders von der Rechtfertigung ausersehen, die wir erst den Hauptzügen nach darlegen müssen, ehe wir den Beginn und Fort- und Ausgang des sich daran knüpfenden leidenschaftlichen Kampfes selbst verfolgen können.

Baur hat in der obenangeführten Schrift, in welcher überhaupt der Versuch gemacht ist, den Osiander zu rechtfertigen, nachzuweisen gesucht, daß die Lehre Osianders nichts mehr und nichts weniger sei, als die Schleiermachers, wie er sie in diesen Worten desselben ausgesprochen findet [7]): „Man muß gestehen, daß die rechtfertigende Thätigkeit Gottes nicht eine blos erklärende sein kann — die erklärende göttliche Thätigkeit, die nur ein göttliches Urtheil ist, wäre für sich nichts, ohne die umwandelnde göttliche Thätigkeit. Fragen wir unser Selbstbewußtsein, so können wir uns der Sündenvergebung, weil sie eine bloße Verneinung ist, gar nicht unmittelbar und an sich bewußt sein, sondern es muß erst ein positives Gefühl gegeben sein, und das kann kein anderes sein, als das der Kindschaft und des neuen Lebens, an welchem wir uns bewußt werden können, daß das alte, das Gefühl nämlich der Schuld und der Strafwürdigkeit, aufgehoben ist." Diese Zusammenstellung erkennen wir insofern für treffend und die Osianderische Lehre erläuternd an, als darin dasjenige an Osiander hervortritt, was als der eigentliche Gehalt seines Widerspruches, und als das Wahre daran zu betrachten ist: auch insofern treffend, als Osiander von demselben Grunde wie Schleiermacher ausgeht, wiewol er diesem manche andere, zum Theil minder haltbare, hinzufügt, wie, daß Gott den Sünder vermöge seiner Gerechtigkeit nicht für gerecht erklären könne, wenn er ihn nicht zugleich gerecht mache, daß vermöge der Allmacht Gottes Gerechterklärung an sich die Umwandlung zur Gerechtigkeit enthalte, daß die Lehre der Kirche die Menschen träge und sicher mache ꝛc. Aber einmal blieb Osiander dabei nicht stehen und fügte andere Sätze, wenn auch nur als Hilfssätze, hinzu, die sehr seltsam sind, andern Theils verkennt er ganz und gar, daß jenes Postulat der Vernunft auch in der Lutherischen Lehre seine Befriedigung findet, und daß sein Streit der Hauptsache nach nur ein Wortstreit ist. Die Lutherische Lehre setzt in der Heilsordnung neben jene Rechtfertigung die Wiedergeburt des Einzelnen durch den heiligen Geist und verlangt die Heiligung des Christen und setzt eine Unterstützung derselben durch die Gemeinschaft mit Christo; wenn Osiander also dagegen jene Wiedergeburt Rechtfertigung nennt, so ist dies blos ein Unterschied in der Terminologie, den Niemand so hoch anschlagen wird. Aber Osiander geht weiter, denn er verliert sich in der Bestimmung der Gemeinschaft mit Christo offenbar in mystische Irrthümer, wenn er von einem doppelten innern Worte spricht, wenn er ein substantielles Ebenbild Gottes annimmt, das den ersten Menschen verliehen und nachher in Christo Mensch geworden sei, und wenn er behauptet, Christus werde dem Gerechtfertigten seiner göttlichen und menschlichen Natur nach wahrhaft mitgetheilt. Das eine innere Wort nämlich, sagt er, sei das, was man gewöhnlich darunter verstehe, der Sinn der heiligen Schrift, wie könne aber Christus das Wort genannt werden, wenn er nicht wirklich auch das Wort sei, sodaß der Christ ihn lesend in sich aufnehmen könne? Rücksichtlich des substantiellen Ebenbildes Gottes nähert er sich der gnostisirenden Lehre von einem δεύτερος θεός, der von jeher existirt habe, der in den Erscheinungen Jehova's im alten Testament zu erkennen sei, und der in derselben Weise in Gemeinschaft mit dem ersten Menschen getreten sei, wie Christus mit den Auserwählten nach der Incarnation. Was diese mystische Union endlich, diese Mittheilung Christi, betrifft, so theilen wir über diesen Punkt, den wichtigsten, weil er die Art und Weise der Rechtfertigung, wie er sie lehrt, erklärt und diese daher selbst erläutert, eigene Worte Osianders mit, wie sie in der bald zu nennenden Confession enthalten sind: „Cum per fidem in ipso sumus et ipse in nobis, efficimur nos quoque in ipso justitia dei, sicut ipse factus est peccatum; hoc est ipse obruit et implet nos justitia sua, sicut et nos ipsum nostris peccatis obrueramus; ita ut deus ipse et omnes angeli, cum Christus noster et in nobis est, meram justitiam in nobis videant propter excellentissimam, aeternam et infinitam justitiam Christi, quae ipsius divinitas est et in nobis habitat. Et quamvis peccatum adhuc in carne nostra habitet et tenaciter inhaereat, tamen perinde est, sicut stilla immunda respectu totius purissimi maris." Und: „Der Glaube, der da gerecht macht, ist allezeit mit einer Synekdoche zu verstehen, nämlich, daß er sein Object, welches Christus ist, in sich schließt. — Die Gerechtigkeit, die uns geschenkt und dargereicht wird, heißt nicht darum Gottes Gerechtigkeit, weil sie vor Gott gelte, sondern weil sie wahrhaft Gottes, nämlich Christi Gerechtigkeit, ist." —

6) Den Vorfall s. Planck a. a. O. S. 253. 7) Christlicher Glaube. 2. Th. S. 318, 320.

Digitized by Google

So läßt er also den Act der Rechtfertigung darin bestehen, daß wir mit dem Glauben Christum selbst, vermöge seiner göttlichen und menschlichen Natur, in uns aufnehmen, sodaß statt unserer sündhaften Natur Christi Gerechtigkeit wahrhaft in uns wohne.

Soweit hatte sich also der einfache Widerspruch gegen Luthers Erklärung der biblischen Rechtfertigung durch „gerecht erklären" bei der Leidenschaftlichkeit des Gegners ausgedehnt, daß er nicht nur versäumte, die entgegengesetzte Lehre in ihrem Zusammenhange zu betrachten, sondern auch auf seltsame Irrlehren verfiel, um seine Ansicht auf eine neue und glänzende Weise zu vertheidigen. Hören wir nun, wie er mit seiner Überzeugung in Königsberg hervortrat, und wie seine Feinde ihm entgegenwirkten.

Er hielt seine erste öffentliche Disputation den 5. April 1549 de lege et evangelio, und sprach darin seine Überzeugung nach den Hauptpunkten aus, zur großen Freude seiner Gegner, die mit gespannter Aufmerksamkeit auf Ketzereien horchten und die vorkommenden sich für künftigen Gebrauch notirten. Noch wagten sie aber nicht mit offenen Feindseligkeiten hervorzutreten, sie bereiteten aber den Angriff vor, indem sie nachtheilige Gerüchte selbst in die Ferne hin ausstreuten, die dann später nach Königsberg zurückkehren und die Gemüther für Anklagen gegen Osiander empfänglich machen mußten. Wirklich streute man nach Verlauf eines Jahres Briefe aus, die von Wittenberg, Leipzig und andern Orten gekommen sein sollten, und zum Theil wirklich gekommen sein mochten, worin unwilliges Erstaunen geäußert war, daß man in Preußen zu den Ketzereien Osianders stillschweige, und bewirkte dadurch, daß alle Welt, Bürger wie Studenten, an der Sache Theil nahmen und sich in Parteien für und wider theilten. Dies mußte dem Herzoge selbst bemerklich werden, der sich aber dadurch in seinem Vertrauen zu Osiander nicht irren ließ, und ihm nur aufgab, seine Sätze in einer Druckschrift der Welt offen vorzulegen, und dieses war die Veranlassung, daß Osiander im October 1550 seine erste Disputation und eine neue Confession über die Rechtfertigung drucken ließ [8]), die für uns die Hauptquelle für die Kenntniß seines Systemes sind, besonders die letztere über die Rechtfertigung. Diese vertheidigte er in einer öffentlichen Disputation, wobei nicht nur alle Professoren der Universität, sondern auch der Herzog und die Mitglieder des Ministeriums zugegen waren. Auch Martin Chemnitz war unter seinen Opponenten, der ihm ebenso wenig an Gelehrsamkeit und Scharfsinn, als an Übung in der Dialektik etwas nachgab. Trotz dieser großen Anstalten oder vielmehr auch schon wegen dieser großen Anstalten ward durch die Disputation nichts ausgerichtet, für Osiander namentlich war, obgleich der Herzog seine Gesinnung gegen ihn so wenig änderte, daß er ihm vielmehr gegen Ende des Jahres 1550 in der Verleihung des erledigten Bisthums Sameland einen neuen Beweis seines Wohlwollens gab, nichts dadurch gewonnen, vielmehr neigte sich die Stimmung immer mehr gegen ihn, da Staphylus seit seiner Rückkehr von einer Reise nach Teutschland die Gemüther durch die Vorstellung von dem bösen Geruch, in dem Königsberg wegen der Osianderischen Ketzerei stehe, zu erhitzen wußte, und da auch der Adel und die Beamten gegen Osiander Partei nahmen, die durch die Verleihung des samelándischen Bisthums, das sie als reiche Pfründe unter sich zu theilen gedachten, in ihrem Interesse beleidigt waren. Unvorsichtig genug ließ sich Osiander grade jetzt in einer heftigen leidenschaftlichen Schrift über seine Gegner vernehmen [9]), die so ungeziemend war, daß der Herzog selbst ihre weitere Bekanntmachung untersagte. Da erhielt der Streit zu Anfange des Jahres 1551 durch die Ernennung zweier Commissarien in der Angelegenheit, durch die der geängstigte Herzog der ärgerlichen Sache mit einem Mal ein Ende machen wollte, eine neue Wendung.

Diese Schiedsrichter waren der damalige Rector der Universität Aurifaber und der andere der bedeutendere Joachim Mörlin, der kurz vorher als Prediger in Königsberg angestellt worden war. In der That schien durch die Geschicklichkeit und Mäßigung, die Mörlin jetzt ganz im Widerspruche gegen seine spätere Handlungsweise bewies, der Zwiespalt ausgeglichen werden zu sollen. Dem Herzoge stellte er die Sache im rechten und günstigen Lichte dar, daß Osianders Irrthum keineswegs bedeutend und gefährlich sei, vielmehr nur in einigen zu heftigen oder unrichtig gewählten Ausdrücken bestehe, die man ihm bei seinen sonstigen großen Talenten wohl verzeihen könne, und gegen die andere Partei wählte er das einzige Mittel, das zum Zwecke führen könnte, welches ebenso klug erdacht, als geschickt angewandt wurde. Er stellte nämlich 15 Sätze zusammen über die Hauptartikel, die in Frage standen, und wußte es so einzurichten, daß jeder Satz Osianders und Luthers Worte enthielt und zwar so gewählt und gestellt, daß sie als im Wesentlichen übereinstimmend erschienen [10]). Osiander war mit Mörlin sehr zufrieden [11]), und wie sehr er hoffte, so endlich

8) Andreae Osiandri, theologiae in schola Regiomont. Professoris primarii disputationes duae, una de lege et evangelio habita Nonis Aprilis 1549, altera de justificatione, habita IX. Kal. Novembr. 1550. (Regiom. 1550. 4.) Die zweite kam im J. 1552 auch teutsch heraus unter dem Titel: Eine Disputation von der Rechtfertigung des Glaubens. Diese in Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie, 2. Th. S. 333 und Additam. p 1129. Man nehme dazu noch folgende Schrift: Von dem einigen Mittler Jesu Christo und von der Rechtfertigung, Bekenntniß Andr. Osiander (Königsberg 1552. 4.), und für die Lehre vom Ebenbilde Gottes und von der Menschwerdung Christi: An filius dei fuerit incarnandus, si peccatum non introivisset in mundum? item de imagine dei, quid sit? ex certis et evidentibus S. S. testimoniis et non ex philosophicis et humanae rationis cogitationibus depromta explicatio. (Monte regio Prussiae 1550. 4.)

9) Bericht und Trostschrift an alle, so durch das falsche, heimliche Schreien meiner Feinde geärgert oder betrübt worden sind. (Königsberg 1551. 4.) 10) Diese Sätze finden sich in *Wigand*, De schismate Osiandri. p. 111. 11) Er schreibt jetzt an ihn: Incredibile dictu, quantum me delectarit integritas tua, quod maluisti ex me quaerere, quam aliis credere. Et cum intellexerim, te Christum vere cognoviss et Lutheri ypp-

Digitized by Google

zum Ziele zu kommen, zeigt sich auch darin, daß er jetzt eine Schrift bekannt machen ließ, die zum Zwecke hatte, nachzuweisen, daß er mit Luther vollkommen übereinstimme [12]). Aber leider zeigte sich auch, daß er den Sieg mehr als den Frieden wollte, denn zugleich, daß er sich an Luther anzuschließen sucht, stößt er die jetzige Lutherische Theologenwelt sammt ihrem Haupte Melanchthon von sich, die nach ihm Luthers Licht verdunkeln und seine Wahrheit verdrehen, wobei die Eifersucht gegen Melanchthon, die er auch früher schon verrathen, äußerst gehässig hervortritt [13]). Alle die freudigen Aussichten des Osiander auf einen endlichen Sieg, des Herzogs und aller Gutgesinnten auf Frieden, verschwanden aber mit einem Male wieder, als Mörlin von der Partei des Osiander oder richtiger von seiner Stellung zwischen beiden Parteien zu der der Gegner überging. Jetzt brach Osianders Gift und Galle unumwunden heraus, und Mörlin, durch jenen gereizt, entwickelte nun alle die teuflischen Künste, die ihm seine Natur bot, zum Verderben Osianders und — zum Ärgerniß der ganzen christlichen Gemeinde in der ganzen Lutherischen Kirche.

Was diese entscheidende Krise herbeiführte, läßt sich nicht durchaus angeben. Man weiß nur von einem dem Tone nach sehr demüthigen Briefe Mörlins an Osiander, den dieser grob und übermüthig erwiederte, worauf noch ein zweiter und dritter und vierter Briefwechsel und darauf völliger Bruch für immer erfolgte, sodaß man geneigt sein würde, Osiandern alle Schuld dieses Bruches aufzubürden, wenn nicht jener Brief Mörlins doch noch mehr im Hintergrunde blicken ließ, als bloße Bedenklichkeit rücksichtlich einiger Artikel, und wenn nicht aus der ersten Entgegnung Osianders hervorging, daß Mörlin noch vor dieser Entgegnung von der Kanzel gegen Osiander gesprochen hatte [14]). Als nun der Skandal immer höher stieg, als beide Theile sich von der Kanzel herab nicht nur verketzerten, sondern sogar zu den Waffen gegegen einander aufriefen, als, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt [15]) „alle Liebe aufgehoben, alle gute Nachbarschaft getrennt, bürgerliche Ruhe, Zucht und Beiwohnung dermaßen zerrüttet war, daß man nicht allein ungegrüßt vor einander vorbeigegangen, sondern auch über einander ausgespieen und nachgeschrieen, und keinem, der in Osianders Predigten gegangen, etwas abkaufen oder verkaufen wollen," da griff der Herzog, den diese Vorfälle ernstlich bekümmerten, zu dem letzten Mittel, eine Entscheidung zu bewirken, indem er Osiander wiederum aufforderte, seine Meinung von der Rechtfertigung mit allen Beweisen, die er aus der Schrift zusammenbringen könne, in ein deutliches Bekenntniß zusammenzufassen, um dies dann seinen Gegnern mitzutheilen, sich deren Gegenbekenntnisse geben zu lassen, Alles zusammen an auswärtige Theologen zu schicken, und deren Gutachten einzuholen, that aber diesen letzten Schritt nur, als die Leidenschaftlichkeit beider Parteien bis zum Wahnsinne gesteigert, und der Trotz der Gegner des Osiander bis zum Ungehorsame gegen Fürst und Obrigkeit ausgeartet war. Jetzt wandte er sich in einem Ausschreiben unter dem 5. Oct. 1551 an alle der augsb. Confession zugethane Fürsten, Stände und Städte in Teutschland, und richtete die Bitte an sie, daß sie ihm das Urtheil und die Meinung ihrer vornehmsten Theologen und Prediger über Osianders Confession möchten zukommen lassen.

Solcher eingelaufener theologischer Responsa verdienen bemerkt zu werden, das der würtembergischen, zwei der wittenbergischen Theologen, von denen eins von Melanchthon selbst verfaßt war, das der hamburgischen und lüneburgischen Prediger, der herzoglich-sächsischen, der pommerschen, der markgräflich- und der kur-brandenburgischen Theologen und endlich des Flacius, von denen keines Osianders Lehre ganz billigte, der größere Theil sie ganz verwarf, mit der größten Leidenschaftlichkeit das der herzoglich-sächsischen Theologen, und nur wenige, wie das des Melanchthon und merkwürdiger Weise des Flacius, am günstigsten für Osiander das würtembergische, auf eine gemäßigte und einsichtige Art den Weg zur Vermittelung zeigten. So war das Resultat durchaus für Osiander ungünstig, der sich vergeblich durch Vertheidigungsschriften wieder zu heben suchte, die alle zugleich

---

olav defendere, spero amicitiam inter nos aeternam fore, s. Planck a. a. O. B. 4. S. 292.

12) Etliche schöne Sprüche von der Rechtfertigung des Glaubens, des ehrwürdigen, hochgelahrten D. Martini Lutheri heiligen Gedächtniß, welche aus den vornehmsten und besten Büchern desselben zusammengezogen und verdolmetscht hat Andr. Osiander, nütz und gut wider allerlei Irrthum und Verführung, auch tröstlich in allerlei Anfechtung und Verfolgung mit einer kurzen Vorrede. (Königsberg 1551. 4.) 13) Statt diese gehässige Leidenschaft gegen Melanchthon mit Stellen aus seinen Schriften zu belegen, ziehen wir es vor, ihn an seinen Schwiegersohn, Hieronymus Besold, selbst seine Gesinnung und seine damaligen Wünsche und Hoffnungen aussprechen zu lassen, auf eine Art, die nicht nur das hier, sondern das auch oben Gesagte zu bestätigen vollkommen geeignet ist: Orsus sum opus de justificatione, in quo ostendam Lutherum et me concordare non solum inter nos, verum etiam cum Christo, Apostolis et Prophetis, Philippum autem dissentire simplicitar in omnibus membris, articulis, punctis de justificatione, ita ut praeter haec duo verba: Fide justificamur: nihil habeat christianae doctrinae. Incredibile tibi hoc videtur, sed efficiam, ut manibus palpent, quotquot a Philippo sunt fascinati. Si me audis et auctoritas mea apud te aliquid valet, simpliciter abstinebis ab ejus libris, tanto enim artificio retinet speciem sanae doctrinae abnegata omni ejus veritate, ut non credam pestilentiorem hominem in ecclesia extitisse jam inde a temporibus Apostolorum, s. *Planck* l. l. B. 4. S. 302. 14) Worte Mörlins in seinem ersten Brief: „Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich in alle Wege in herzlicher Liebe gegen euch entzündet gewesen und euch für einen fürnehmen Mann bis auf diesen Tag gehalten und vor Augen gehabt: denn ich weiß, was Gote der Herr nach seinem väterlichen Willen für köstliche Gaben in euer Gefäß gegeben." Osianders: „Damit ihr wisset, wie sehr ihr mich erschröckt habt, so ist mirs eine Freude und wünsche mir Glück dazu, daß ich euch vielmehr zum öffentlichen Feinde habe als zum ungewissen Freund. — Daher will ich euch antworten — daß ein anders sei ein gelehrter Mann und ein anders ein wittenbergischen Doctor, welcher des Sohnes Gottes vergessen und geschworen hat, er wolle von der augsburgischen Confession nicht weichen, da doch alle Menschen Lügner sind, und Philippus auch nicht ausgenommen wird. Deß seid eingedenk und gehabt euch wohl. Den 19. April 1551." Im Erläuterten Preußen. 3. B. S. 309.

15) Matthias Vogel in seinem Sendschreiben an Mörlin bei *Salig*, II. p. 967.

Digitized by Google

die heftigsten Schmähschriften gegen seine Gegner sind, in denen alle Auctorität, alles Herkommen mit Füßen getreten wird [16]), und der Herzog selbst konnte für ihn nichts weiter thun, als von den würtembergischen Theologen, die er als die Osiandern günstigsten kennen gelernt hatte und unter denen Brenz besonders thätig war, ein neues Gutachten einzuholen, und da dieses den 1. Jun. 1552 gegeben wurde und in der Weise, wie Mörlin es früher versucht hatte, sechs Sätze aufstellte, welche die Mitte zwischen beiden divergirenden Meinungen enthalten sollten, darauf zu dringen, daß man sich in diesen vereinigte. Zwar weigerten sich die Gegner deß ausdrücklich, und auch Osiander, der sich jene Vermittelung sonst gefallen ließ, erklärte sich von Neuem feindselig gegen jene, und der Streit dauerte so noch bis 1566 fort: aber während der Verhandlungen darüber raffte ein Nervenschlag den Osiander hinweg, den 17. Oct. 1552, und wir verlassen daher bei diesem Wendepunkte den Gegenstand, indem wir nur noch zum Schlusse den Hauptinhalt jenes würtembergischen Gutachtens hinzufügen, weil hieran die nächsten Vorfälle in der Fortsetzung jenes Streites sich anknüpfen [17]).

Erstens, so erklärten sie, räumten doch die Gegner Osianders ein, daß der Gehorsam Christi ursprünglich von seiner göttlichen Natur komme, und eine Frucht der göttlichen Gerechtigkeit in Christo sei; dagegen räumte

Zweitens Osiander ein, daß durch diesen Gehorsam Christi unsere Sünde gebüßt, der Zorn Gottes versöhnt, und die ewige göttliche Gerechtigkeit und Seligkeit uns erworben worden sei. Er lehre auch

Drittens einstimmig mit ihnen, daß wir uns dieses Gehorsams Christi in allen Anfechtungen getrösten und uns mit Zuverlässigkeit darauf verlassen dürfen, daß uns Gott deswegen alle unsere Sünden verzeihen wolle; dafür lehrten aber auch Mörlin und seine Collegen ganz gleichförmig mit Osiandern

Viertens, daß Gott in seinem und nach seinem göttlichen Wesen allein die rechte ewige Gerechtigkeit sei, daß

Fünftens durch den Glauben in Jesu Christo Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sammt allen ihren Gütern wahrhaftig in uns wohnen, und daß uns Gott

Sechstens durch ebendiesen Glauben, durch den er in uns wohne, alle die noch in uns steckende Sünde vergebe und um des Verdienstes Christi willen nicht zurechne, also uns auch nicht für und für unerneuert und in der Sünde bleiben lasse, sondern noch in diesem Leben anfange, auch die Sünde in uns auszufegen, und uns in der That fromm und gerecht zu machen [18]). (*Peter.*)

2) Friedrich Benjamin, ein ausgezeichneter Arzt und Geburtshelfer, wurde im Würtembergischen am 9. Febr. 1759 geboren. Nachdem er in Tübingen die Heilkunde studirt hatte und daselbst durch Vertheidigung seiner Dissertation über die Heilquelle zu Owen (De fonte medicato Owensi. Tubing. 1779. 4.) Doctor der Medicin geworden war, übte er seine Kunst zu Kirchheim unter Teck. Schon hier erwarb er sich als praktischer Geburtshelfer und durch eine Schrift (Beobachtungen, Abhandlungen und Nachrichten, welche vorzüglich Krankheiten der Frauenzimmer und Kinder und die Entbindungswissenschaft betreffen. Tübing. 1787) einen solchen Ruf, daß ihm im J. 1792 die Professur der Entbindungskunst an der Universität Göttingen übertragen wurde. Um die Zeit seiner Ankunft in Göttingen war grade der Bau des noch jetzt bestehenden Entbindungs-Hauses vollendet, sodaß er in jeder Beziehung einen angemessenen Wirkungskreis für seine Thätigkeit fand. Dreißig Jahre lang stand Osiander diesem Amte mit großem Ruhme vor und galt mit Recht für einen der ersten Geburtshelfer. Er starb am 25. März 1822 zu Göttingen, betrauert als Mensch, Lehrer und Arzt. Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat sein Andenken durch eine gedruckte Memoria geehrt. Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten (alle zu Göttingen erschienen): Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshilfe, 1794, 95, 97, 98. Lehrbuch der Hebammenkunst, 1796. Lehrbuch der Entbindungskunst, 1799. Annalen der Entbindungslehranstalt auf der Universität Göttingen, 1800—1804. Grundriß der Entbindungskunst, 1802. Über die Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts, 1817—18.

(*A. Sprengel.*)

3) Gottlieb, war den 15. März 1786 zu Stuttgart geboren, und ein Sohn des dortigen Stiftspredigers J. E. Osiander, der früh durch Unterricht und Beispiel die Neigung zum geistlichen Stand in ihm weckte. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte Osiander dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Dort gewann er, unter der einsichtsvollen Leitung des Professors Roth, besonders dem Studium der römischen Classiker ein entschiedenes Interesse ab. Ausgerüstet mit den nöthigen wissenschaftlichen Vorkenntnissen trat er im Herbste 1799 in das Seminar zu Blaubeuren. Um seine Bildung machten sich unter seinen dortigen Lehrern besonders Braßberger, Wurm, Hauff und Märklin verdient. Aber tief erschütterte ihn, während seines Aufenthalts in Blaubeuren, im Februar 1800, der Tod seines Vaters [1]). Günstig für seine Studien, die sich auf die gründliche

16) Die erste dieser Schmähschriften war eine Erwiederung einer gleichen von der Gegenpartei ausgegangenen, und führte diesen Titel: Wider den erlogenen, schelmischen, ehrendiebischen Titel auf D. Joachim Mörlins Buch von der Rechtfertigung des Glaubens, zu dem er seinen Namen ans Licht zu setzen aus bösem Gewissen sich gescheut hat (Königsberg 1552. 4.) (den 28. Mal). Die zweite: Schmeckdier aus D. Joachim Mörlins, Michael Rötings, aus des nürnbergischen Uhu (Wolfgang Weidner), aus Justi Menii, Matth. Flacii, und Nik. Galli, Johannis Pollicarii, Alexandri Halesii, Nikolaus Amsdorffs und Joh. Knipstrows Büchern. Das sind kurze Anzeigungen etlicher fürnehmlicher Stücke und Artikel, die in ihren Büchern wider mich begriffen sind, aus denen man leichtlich ihren Geist, Glauben und Kunst kann prüfen, gleichwie man aus einem Trunk, was ein Faß für Bier ist, schmecken kann. Andr. Osiander. (Königsberg 1552. 4.) (Junius.)

17) Die Geschichte der Fortsetzung des Streites, s. Art. Mörlin.

18) Planck a. a. O. 4. B. S. 377.

1) Wie erhebend das Andenken an den Dahingeschiedenen in Osiander fortgelebt, bezeugen die Worte kindlicher Pietät, womit er ihn noch in spätern Jahren, bei seiner letzten Amtsweihe, mit

Digitized by Google

Kenntniß des classischen Alterthums und der Mathematik beschränkten, wirkte die Zurückgezogenheit von der Welt und ihren Zerstreuungen. In Tübingen, wohin sich Osiander, nach einem kurzen Aufenthalt in der Klosterschule zu Babenhausen (1803) begeben hatte, beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Philosophie. Gründlich studirte er Kants, Fichte's und Schellings Schriften, die den lebhaften Trieb, nach Wahrheit zu forschen, in ihm auf mannichfache Weise anregten. Seiner leidenschaftlichen Neigung zur Naturphilosophie begegnete wohlthätig die kritische Besonnenheit seiner Lehrer Abel und Schott. Den Einfluß, den die Philosophie auf die Darstellung der Religionslehren ausübte, lernte er in Süßkinds, Flatts und Bengels Vorlesungen kennen. Noch in spätern Jahren rühmte er oft die Verdienste der genannten Gelehrten um seine Geistesbildung. Günstig wirkte für ihn auch das freundschaftliche Verhältniß zu mehren Mitgliedern des theologischen Seminars in Tübingen und zu dem damaligen Ephorus jener Bildungsanstalt, dem Prälaten v. Gaab.

Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm Osiander im J. 1808 eine Hauslehrerstelle bei dem Manufacturisten van der Leyhen zu Crefeld. In diesem feingebildeten Familienkreise erhielt Osianders Geist und Gemüth einen neuen Schwung, und besonders waren jene Verhältnisse geeignet, den Blick und Takt für die Welt und das Leben zu schärfen und die Aufmerksamkeit auf die großen politischen Zeitereignisse entschieden hinzulenken. Wahrscheinlich wurde er dadurch in seiner damals erwachten Neigung zu historischen Studien bestärkt. In seiner höhern theologischen Bildung blieb er verhältnißmäßig zurück. Erst im Jahre 1811, als er theologischer Repetent zu Tübingen geworden war, und späterhin (1812) als Diakonus zu Bahlingen, betrieb Osiander wieder eifrig das von ihm vernachlässigte Studium der Theologie. Mit besonderer Liebe widmete er sich den homiletischen und exegetischen Arbeiten, die sein Amt von ihm foderten. Auf der Kanzel vermied er allen rhetorischen Schmuck, in welchem er eine traurige Verirrung des Geschmacks im Predigen erblickte. Er liebte eine einfache, dem mehr oder minder Gebildeten auf gleiche Weise verständliche Darstellung christlicher Wahrheiten. Damit vereinigte er eine glückliche Mischung der Sprache des Gefühls und der Belehrung, vorzüglich eine durchaus praktische Berücksichtigung der Local- und Zeitbedürfnisse. Er schien von dem Princip auszugehen, jeder religiöse Vortrag müsse eine Casualpredigt sein. Für die mannichfachen Anstrengungen seines beschwerlichen Amtes sah er sich belohnt durch die Liebe seiner Gemeine und durch den stillen Genuß des häuslichen Glücks, den ihm seine Gattin, Wilhelmine Heyd, durch die er Vater von fünf Kindern geworden war, bereitete.

Neben der Erholung, die er in seinem Familienkreise fand, blieb seinem regen Geiste die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen ein wesentliches Bedürfniß. Beschränktheit der Zeit und der Hilfsmittel, vielleicht auch ein zu großes Mistrauen gegen sich selbst und die ihm verliehenen Geisteskräfte, hielt ihn von größern literarischen Arbeiten zurück. Was aus seiner Feder floß, entstand großentheils durch zufällige Anregungen, unter andern durch die Vorbereitung zu den Disputationen, welche jährlich in den Diöcesen gehalten werden mußten. So leitete ihn der locus de ecclesia auf scharfsinnige Forschungen über „die früheste Ausbreitung des Christenthums“ [2]). Durch die Lehre von der Taufe ward er zu „Untersuchungen über den Zweck und die Bedeutung der Johanneischen Taufe“ geführt [3]). Die beiden Abhandlungen, in denen er über die genannten Gegenstände sprach, fanden, als schätzbare Beiträge zur Entscheidung wichtiger Fragen, Anerkennung und Berücksichtigung. Unverkennbar sprach aus jenen Abhandlungen der historisch-kritische Forschungsgeist, der sich von herrschenden Meinungen unabhängig zu erhalten weiß. Aber jene Abhandlungen legten auch ein unverwerfliches Zeugniß ab für die Combinationsgabe und den Ideenreichthum ihres Verfassers und für seine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Göttlichen im Christenthume.

Eine gleiche Richtung, wie bei diesen Forschungen im Gebiete der historischen Theologie, verfolgte Osiander in der Behandlung dogmatisch-exegetischer Probleme. Die zu weit ausgedehnte Anwendung der psychologisch-pragmatischen und genetischen Analyse einzelner Dogmen, unter andern der Paulinischen Versöhnungslehre [4]), ließ ihn nicht zu einer festen Ansicht des über alle pragmatische Begreiflichkeit Erhabenen im Christenthume gelangen. Aber achtungswerth und für die Wissenschaft ersprießlich waren doch immer solche offene Darlegungen einer Analyse, die das Menschliche von dem Göttlichen schied. Bei solchen Ansichten mußte Osiander, dessen Forschungen auf historischer Grundlage beruhten, ein entschiedener Gegner des sich immer mehr verbreitenden Mysticismus sein, der zwischen dem Rationalismus und Supernaturalismus ein täuschendes Band schlang, und in die Formen von diesem die Ideen von jenem einhüllte.

Lebhaft ward Osianders Geist und Gemüth angeregt, als mit dem constitutionnellen Leben der Staaten zugleich eine Gährung der Ideen über das Heil und die Verfassung der Kirche herbeigeführt ward. Seitdem vertauschte er das bisher sehr fleißig betriebene Studium der Kirchengeschichte mit dem des Kirchenrechts. Er bearbeitete aus demselben einige zeitgemäße Materien, die er dem ersten und dritten Hefte von Seuberts Zeitschrift: „die christlich-protestantische Kirche in Teutschland“ mit-

---

erschöpfender Wahrheit als einen Mann charakterisirte, der „was die Kraft eines frommen, auf Gott unbedingt vertrauenden, von Eifer für Menschenwohl glühenden Gemüthes betrifft, nicht unter das gewöhnliche Maß gebracht werden könne.“

2) Diesen kritischen Beitrag zur Geschichte der ersten drei Jahrhunderte findet man in dem von Stäudlin und Tzschirner herausgegebenen Archiv für Kirchengeschichte. 4. Bd. 2. St. 3) Rosenmüllers und Tzschirners Analekten für exegetische und systematische Theologie. 4. Bd. 1. St. 4) S. Osianders Ideen zu einer pragmatischen Darstellung der Paulinischen Versöhnungslehre, in dem ersten Stücke des ersten Bandes von Tzschirners Magazin für christliche Prediger.

Digitized by Google

theilte. Zu diesen Materien gehört sein „Plan, eine Repräsentation der evangelischen Kirche Würtembergs herzustellen," und die Beantwortung der Frage, warum die teutsche evangelische Kirche in der Reformationsperiode keine rechtliche Verfassung erhalten habe.

Osianders bisheriger Wirkungskreis erweiterte sich, als er im J. 1823 eine Dekanatsstelle zu Knittlingen erhielt. Auch in diesen Verhältnissen benutzte er, ohne seinen Beruf als Seelsorger zu vernachlässigen, die ihm nur spärlich gegönnte Muse zu literärischen Beschäftigungen. Einen besondern Reiz erhielt die Dekanatspraxis für ihn durch die mannichfache Anwendung, die er seinen Ideen über die Rechte und Bedürfnisse der Kirche und über ihr Verhältniß zum Staate geben konnte. Für die Würde des geistlichen Standes wachte er mit reinem Eifer. Seine Umsicht und sein Scharfsinn bewährten sich in manchen schwierigen Fällen, unter andern bei dem Problem der Reformirten-Vereinigung. Weder von seinen Amtsbrüdern, die an ihm mit ungetheilter Liebe hingen, noch sonst von irgend Jemand, der näher mit ihm bekannt war, konnte Osianders unerschrockene Wahrheitsliebe in Zweifel gezogen werden. Die allgemeine Achtung, die er genoß, tröstete ihn unter manchen Leiden, auch über den Tod mehrer Geschwister. Aber seine Gesundheit war schon seit mehren Jahren heftig erschüttert worden. Wechselnde Krankheitszufälle lösten sich allmälig in eine langwierige Wassersucht auf, die den 6. Dec. 1827 seiner irdischen Laufbahn ein Ziel setzte. Was seine Gemeine und seine Freunde an ihm verloren, sagte die tiefe Trauer und Wehmuth, mit der sie seinem Sarge folgten [5]).

4) Johann, geboren zu Tübingen den 22. April 1657, war ein Sohn des dortigen Propstes und Kanzlers Johann Adam Osiander. Früh entwickelten sich die Geistesanlagen des Knaben; aber jugendlicher Leichtsinn brachte ihn mehrmals in Lebensgefahr, unter andern, als er sich einst in seinem 13. Jahr im Neckar badete, und von dem Strome fortgerissen ward. Seine Fortschritte in den Elementarkenntnissen beschleunigte ein anhaltender Fleiß, mit seltenen Talenten gepaart. Seit seinem 14. Jahre besuchte er mehre philologische und philosophische Collegien zu Tübingen; späterhin wandte er sich zur Theologie. Noch nicht 19 Jahre alt hielt er schon öffentliche Reden in lateinischer, griechischer, hebräischer, chaldäischer, syrischer und arabischer Sprache. Schon damals vertheidigte er Sätze aus allen Theilen der Philosophie, und schrieb in lateinischer Sprache ein Compendium der Logik und Metaphysik. Bereits in seinem 20. Jahre ward ihm die Stelle eines Spitalpredigers zu Tübingen angetragen. Ein so beschränkter Wirkungskreis entsprach nicht seiner Neigung. Beseelt von dem Drange, die Welt zu sehen, durchreiste er einen Theil Teutschlands, am längsten auf den dortigen Universitäten verweilend, um die Bekanntschaft mit ausgezeichneten Gelehrten für seine höhere Bildung zu benutzen. Eine willkommene Gelegenheit, seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, bot sich ihm, als der schwedische Feldmarschall und Reichsrath Baron Horn in Stade ihn zum Erzieher und Reisebegleiter seines in Tübingen studirenden Sohnes ernannte.

Osiander durchreiste mit seinem Zöglinge die Schweiz und Frankreich. Sein dortiger zweijähriger Aufenthalt scheint besonders auf seine Bildung zu einem ausgezeichneten Welt- und Geschäftsmanne den vortheilhaftesten Einfluß gehabt zu haben. Er benutzte in dieser Hinsicht vorzüglich den Umgang mit den höhern Ständen, mit Gesandten, Ministern, Generalen und andern einflußreichen Personen. Die erlangte Weltkenntniß wirkte wieder vortheilhaft zurück auf seine scientifische Bildung. Er berichtigte dadurch sein Urtheil über wissenschaftliche Gegenstände, schärfte, erweiterte seinen Blick und gab seinem Geist eine seltene Biegsamkeit und Gewandtheit, die auch auf seine Handlungen überging. Als vollendeter Weltmann zeigte er sich durch Entschlossenheit und Muth bei augenscheinlicher Lebensgefahr, die ihn mehrmals, zu Wasser und zu Lande, auf seinen Reisen bedroht hatte [1]).

In willkommene Berührung kam Osiander mit den ausgezeichneten Staatsmännern, Helden, Gelehrten und Künstlern, welche damals, als er Frankreich besuchte, den Hof Ludwigs XIV. zum glänzendsten in Europa machten. Die meisten jener Männer lernte er persönlich kennen, mit andern stand er in genauer Verbindung. Als ihn der schwedische Gesandte in Paris einige Male als Legationssecretair brauchte, erhielt er in dieser Eigenschaft bei dem König Audienz. Vorzüglichen Anlaß zur Thätigkeit und Entwickelung seiner Talente gab ihm die Verfolgung der Hugenotten, denen er redlich beistand, und selbst mit Gefahr seines Lebens ihre Flucht nach Strasburg und über den Rhein hin beförderte. Die Jesuiten suchten ihn für ihre Zwecke zu benutzen; doch gab er ihren Anträgen kein Gehör, und wies selbst eine Pension von 6000 Livres von sich, die ihm der Beichtvater des Königs, la Chaise, angeboten hatte, wenn er es dahin bringen könne, daß sein Vater die übrigen Lutherischen Theologen überrede, einer Generalversammlung in Strasburg beizuwohnen.

Als Osiander, bereichert mit mannichfachen Kenntnissen, nach Stade zurückkehrte, erhielt er von dem Vater seines Zöglings, außer einem ansehnlichen Geldgeschenke, zugleich die Aussicht auf die Consistorialrathsstelle zu Bremen und Verden. Er lehnte aber diesen Antrag ab, als ihm (1686) in Tübingen eine außerordentliche Lehrstelle der hebräischen Sprache und Geogra-

5) S. Athenäum berühmter Gelehrten Würtembergs. 3. Heft. S. 35 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands ꝛc. 3. Bd. S. 168 fg. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 5. Jahrg. 2. Th. S. 1153 (blos eine kurze Anzeige seines Todes und der von ihm bekleideten Ämter).

1) Bei einer Musterung der Truppen des Kurfürsten Karl Ludwig zu Heidelberg lief er Gefahr, durch eine entzündete Pulvermasse in die Luft gesprengt zu werden; und nur seine Geistesgegenwart rettete ihm das Leben auf einem zwischen Tours und Angers scheiternden Schiffe.

Digitized by Google

phie angeboten ward. Noch in dem genannten Jahre ward er ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Philosophie. Wie bisher in Weltgeschäften, so bewährte sich nun auf glänzende Weise Osianders rastlose Thätigkeit in seinem Studirzimmer, auf der Kanzel und dem Katheder. Er predigte, disputirte, hielt Vorlesungen und akademische Reden, die letztern, wie auch seine Predigten, mit großem Beifalle. Von einer kritischen Ausgabe des Thucydides, die auf längere Zeit seinen Fleiß in Anspruch nahm, ward er durch Beschäftigungen anderer Art wieder abgerufen, ohne jemals wieder die nöthige Muße zur Vollendung jener Arbeit zu finden.

Damals (1688) war zwischen Teutschland und Frankreich der unselige Krieg ausgebrochen, dem endlich der Friede zu Ryswick ein Ziel setzte. Die französischen Truppen hatten noch in dem genannten Jahre Philippsthal, Manheim, Frankenthal, Speier, Worms, Mainz ꝛc. genommen, waren in Schwaben und Würtemberg eingedrungen und auch bis nach Tübingen gerückt. In jener bedenklichen Periode ward Osiander durch seine Kenntniß der französischen Sprache und Gewandtheit im praktischen Leben der Retter seiner Vaterstadt, als sie ihn in das französische Hauptquartier sandte. Im gelang es, den harten Sinn der Generale Montclar und Peysonel zu beugen. Der bereits gegebene Befehl, die Stadt anzuzünden, wurde widerrufen. Selbst der Plünderung wußte Osianders Beredsamkeit zu wehren. Vergebens aber machte er Vorstellungen gegen eine beträchtliche Contribution, welche die französischen Machthaber foderten. Auch gelang es ihm nicht, sie von dem Vorhaben abzubringen, daß das Schloß, nebst den Stadtmauern, Thürmen und Basteien gesprengt werden sollte. Damals wagte er einen Schritt, der für seinen Muth und Patriotismus ein gleich rühmliches Zeugniß ablegt. Ungeachtet der rings ausgestellten Wachen schlich er sich in nächtlicher Stille ganz allein an die Orte, wo sich die Pulverminen befanden, und trug mehre Pulversäßchen heraus. Die gesprengten Minen versagten ihre Wirkung, und Osiander, der, um das furchtbare Schauspiel mit anzusehen, von dem Generale Peysonel aufs Schloß geladen war, wußte den entrüsteten französischen Feldherrn zu besänftigen, indem er den verfehlten Effect auf die Härte der Steine, sowie auf die Kürze der Zeit, schob, in der Alles veranstaltet worden sei. Als die französischen Truppen bei ihrem Abzuge (den 16. Dec. 1688) den ausdrücklichen Befehl, nicht zu plündern, dennoch in einzelnen Häusern überschritten, gelang es Osianders Aufmerksamkeit und Umsicht, mehren Excessen vorzubeugen, und vieler Menschen Leben und Vermögen zu retten. Nach dieser Anstrengung einige Ruhe zu genießen war ihm nicht gegönnt. Bereits den 17. Dec. mußte er nach Herrenberg eilen, um auch dort eine kräftige Fürbitte bei dem General Peysonel einzulegen. Er that es mit glücklichem Erfolg; aber ein neues Ungewitter drohte seiner Vaterstadt, als der französische General Montclar, höchst unzufrieden mit der gelinden Behandlung Tübingens, Befehl gab, augenblicklich die Stadtmauern niederzureißen. Durch die Versicherung, daß dieselben durch die Bürger von Tübingen selbst vollends abgebrochen werden würden, wußte Osiander auch dieser harten Maßregel vorzubeugen. Die französischen Truppen, unterdessen in Stuttgart eingedrungen, bedrohten auch diese Stadt mit Einäscherung. In der überall herrschenden Verwirrung nahm der Hof und das Ministerium seine Zuflucht zu Osiander, der gleich nach seiner Ankunft in Stuttgart von dem commandirenden General die Erlaubniß erhielt, mit einigen Dragonern bei Tag und Nacht durch die Stadt zu streifen und jeder Unordnung vorzubeugen. Er that dies mit rühmlichem Eifer, war überall, wo er seine Gegenwart für nöthig erachtete, und gönnte sich nur wenig Schlaf. Nie war Osianders Thätigkeit größer gewesen, als in der furchtbaren Nacht vom 22. bis zum 23. Dec. Damals waren 3000 Mann Kreistruppen mit einem kaiserl. Cavalerieregiment und 8000 Bauern herangerückt, um Stuttgart zu entsetzen. Die Entrüstung der französischen Befehlshaber über diese Nachricht ließ eine Plünderung und Zerstörung der Stadt befürchten. Osiander beruhigte und ermuthigte die bedrohten und geängsteten Bürger, sprach für die Minister, die in jener Nacht vor dem französischen General hatten erscheinen und die härtesten Invectiven über sich ergehen lassen müssen, und rettete sie vor offenbaren Mishandlungen. Auch die Herzogin, die jeden Augenblick das Anzünden der Stadt erwartete, suchte er zu trösten durch die Versicherung eines baldigen Abzugs der französischen Truppen. Noch in derselben Nacht brachen sie auf, und Osiander, den Officieren entgegeneilend, machte ihnen, im Namen der Herzogin, Geschenke, um Unordnungen vorzubeugen; aber nur Muth und Entschlossenheit retteten ihn mehrmals aus drohender Lebensgefahr.

Mit dem frohen Bewußtsein, zahlloses Elend verhütet zu haben, und geehrt durch den Dank des Hofes und der Stadt kehrte Osiander, nachdem die Franzosen Würtemberg völlig geräumt hatten, wieder in den frühern Kreis seiner Thätigkeit zurück. Er hielt akademische Vorlesungen, disputirte und predigte. Doch nicht lange war ihm, bei dem noch immer fortwährenden Krieg und den häufigen, für das Land höchst drückenden Durchzügen fremder Truppen, jene Ruhe gegönnt. Mehrmals war ihm schon der Antrag geworden, die Stelle eines Kriegscommissairs zu übernehmen. Als im J. 1690 sich die Nachricht von dem Anmarsche des ungrischen Generals Zabor verbreitete, ging er demselben, während Andere zagten, unerschrocken entgegen, begleitete ihn auf seinem Einzuge nach Nürnberg, und erwarb sich in seltenem Grade des ungrischen Befehlshabers Gunst, die sich auch durch äußere Auszeichnungen bethätigte. Der glückliche Erfolg seiner Bemühungen verbreitete sich überall, selbst in fremden Ländern und unter auswärtigen Mächten. Als Osiander bald nachher in Geschäften des würtembergischen Hofes an den Gouverneur von Mailand gesandt wurde, begleitete er die unter dem Grafen Solms stehende Cavalerie in Mailand als Oberkriegscommissair, und späterhin auch das Ratyborskische Corps, welches er, ungeachtet zahlloser Schwierigkeiten, die ihm die Beschaffenheit des Landes und der moralische Charakter der

Digitized by Google

Soldaten und Einwohner entgegenstellte, ohne Verlust eines einzigen Mannes nach Tomaso brachte. Bei jeder drohenden Gefahr war Osiander der Erste, der ihr beherzt entgegenging. Seiner Überredung gelang es auch, die französischen Truppen, welche 1693 unter der Anführung des wüthenden Melak in Würtemberg wieder eingefallen waren, und sich Tübingen naheten, zu einem schnellen Abzuge zu bewegen.

Bei den häufigen Geschäftsreisen, zu denen ihn der damalige Administrator von Würtemberg, Friedrich Karl, gebraucht, hatte er die Pflichten seines akademischen Lehramts nicht in ihrem ganzen Umfang erfüllen können. Er erhielt daher im J. 1697 statt der bisher bekleideten Professorstelle die Prälatur zu Königsbronn, und 1699 zu Hirschau, womit er nachher auch die Stelle eines Landstandes, Consistorialdirectors und Visitators der Universität Tübingen verband. Eine Geheimeraths-stelle lehnte er entschieden ab, und nur mit Mühe ließ er sich bewegen, den Charakter eines Geheimeraths anzunehmen. Bei allen diesen Ämtern blieb Tübingen stets sein Aufenthalt. Als eifriger und unerschrockener Patriot zeigte er sich in jedem Verhältniß, und fruchtlos blieben die Bemühungen der herzoglichen Maitresse Grävenitz, ihn in ihr Interesse zu ziehen, um in die öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß zu gewinnen [2]).

Sowenig indessen auch Osiander das Interesse des Vaterlandes aus dem Auge verlor, leugnen läßt sich nicht, daß er zuweilen den richtigen Gesichtspunkt übersah, und vertheidigte, was er füglich hätte bestreiten sollen. Der Entschluß des Herzogs, auch nach eingetretenem Frieden die zum Krieg erfoderliche Heeresmacht beizubehalten, erregte fast allgemeine Misbilligung, besonders unter den Landständen. Unter diesen bemühte sich besonders der Consulent Hörner, ein patriotisch gesinnter Mann und heller Kopf, mit nicht verwerflichen Gründen dazuthun, was für unvermeidliche Nachtheile dies Abweichen von der bisherigen Gewohnheit mit sich führen werde. Osiander aber stellte Hörners Besorgnisse als völlig ungegründet dar, und bewirkte, daß auch nach dem Frieden einige Regimenter unterhalten wurden. Aber manche nicht unverdiente Vorwürfe trafen ihn, als die Folgen jener zu Gunsten des Hofes von ihm empfohlenen Maßregel sichtbar wurden. Die Vermehrung des Militairs und die Errichtung eines aus lauter Adeligen bestehenden Cadettencorps verursachte manchen Aufwand, der durch eine neue Steuer gedeckt werden mußte, den nachtheiligen Einfluß ungerechnet, den die zahllosen Fremden auf die einfachen Sitten des würtembergischen Bürgers gewannen.

Wesentliche Verdienste erwarb sich Osiander als Consistorialdirector. Er förderte gute Gesetze und ihre Anwendung, führte die Confirmation im Würtembergischen ein, und sorgte für zweckmäßigere Einrichtungen im Kirchen- und Schulwesen. Den größten Theil seiner Zeit widmete er aber fortwährend der Politik und den damit zusammenhängenden Geschäften. So lange Karl Friedrich Administrator war, oder bei der Armee im Felde stand, hatte er sich Osianders in öffentlichen Angelegenheiten mit so gutem Erfolge bedient, daß er kein Bedenken trug, ihm auch die Besorgung seiner Privatgeschäfte zu übergeben. Osiander leistete ihm viele und wesentliche Dienste, war bei seiner langwierigen Krankheit oft um ihn, und besorgte nach seinem Tod auch die Angelegenheiten seiner Gemahlin und Kinder, zu deren vormundschaftlichem Rath er ernannt worden war. Mit gleichem Eifer diente er dem regierenden Fürsten bei mehren wichtigen Veranlassungen. Bei den geheimsten Regierungsangelegenheiten ward er zu Rathe gezogen, und den Conferenzen mit fremden Ministern und Fürsten wohnte er fast regelmäßig bei. Vorzüglich wurde er zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe gebraucht, und der Ruf seines Talents zu Geschäften dieser Art verbreitete sich so allgemein, daß der Landgraf von Hessen-Cassel, die Könige von Preußen und von Polen, sowie mehre andere größere und kleinere Fürsten sich seiner in ihren Unterhandlungen bedienten. Die damaligen Verhältnisse Würtembergs zu mehren italienischen Staaten, unter andern zu Mailand und Venedig, führten ihn neunmal als Gesandten nach Italien. Am wichtigsten aber war seine im Auftrag eines teutschen Reichsfürsten unternommene Gesandtschaftsreise nach Schweden und Dänemark. Er ward in Kopenhagen mit allgemeiner Auszeichnung und selbst von dem Könige mit ungewöhnlicher Achtung empfangen. Ungeachtet ihrer Wichtigkeit besorgte er die ihm übertragenen Geschäfte schnell, leicht und glücklich. In Stockholm fand er die einflußreichsten Staatsmänner bereit, ihm zur Erreichung seiner Zwecke behilflich zu sein. Kaum ein halbes Jahr war vergangen, seit er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, als er abermals nach Stockholm gesandt ward, um mit Karl XII., der sich damals in Krakau aufhielt, persönlich zu unterhandeln. Die erste Bekanntschaft des großen Königs machte er zufälliger Weise bei dem Gouverneur von Krakau, dem Grafen Steinböck, den er von Paris her kannte und ihn einst aus drohender Lebensgefahr gerettet hatte.

„Eben saßen," erzählt Abel in seiner Lebensbeschreibung Osianders, „die beiden Freunde beim Abendessen, als ein Mann hereintrat, von ansehnlicher, schön gewölbter Stirn, großen blauen Augen voll Sanftmuth, vollkommen großer kräftiger Nase, kurzen, grade aufstehenden Haaren, in großen Stiefeln, in einem groben blauen Tuchrocke, mit vergoldeten Kupferknöpfen, an der Seite einen Degen, auf dessen Knopf er sich öfters lehnte. Es war Karl XII."

Als Osiander dem Könige von seinem Freunde vorgestellt worden war, der den Umstand seiner Lebensrettung nicht verschwieg, und außerdem noch Manches zur Empfehlung des würtembergischen Prälaten vorbrachte, erhielt dieser bei Karl XII. die gewünschte Audienz, welche jener Monarch damals allen auswärtigen Gesandten verweigerte. Er trug seine Angelegenheiten in wenig Wor-

2) Spittler erzählt, daß Osiander, als sie einst verlangt, gleich der regierenden Herzogin in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, ihr geantwortet habe: „sie sei ja schon darin eingeschlossen; man bete ja jedesmal: Erlöse uns von dem Übel!"

Digitized by Google

ten vor, und erhielt sogleich die Versicherung des Königs, einen würtembergischen Prinzen zu sich nehmen zu wollen. Seitdem speiste er stets im königlichen Palast, und ward selbst einige Male von Karl XII. zur Tafel gezogen, der sich mit ihm über die mannichfachsten Gegenstände unterhielt, ihm sichtbare Zeichen seiner Zufriedenheit gab, unter andern durch das Anerbieten einer schwedischen Kirchenrathsstelle, und ihn mit den Worten entließ: „Kommt nur bald wieder, Prälat, und bringt den Prinzen mit!"

Osiander kam in der That wieder, doch nicht blos mit dem Prinzen, sondern auch mit wichtigen Aufträgen von dem Könige von Polen, den er in Marienburg gesprochen. Ihm verdankte Osiander den Titel eines Kirchenraths, nachdem der König ihn fruchtlos ersucht hatte, in seine Dienste zu treten. Auf der Rückreise von Schweden, wohin er, nachdem er einige Jahre in seiner Heimath zugebracht, zum vierten Male gesendet worden war, verweilte er bei dem Könige von Polen in Leipzig, dort Karls XII. Ankunft erwartend. Mit beiden Fürsten, die damals mit einander Frieden geschlossen hatten, unterhielt er sich mehrfach über politische Gegenstände.

Die letzte wichtigste Gesandtschaftsreise Osianders fällt in das J. 1721, das 65. seines Lebens. Zur Zufriedenheit des Herzogs von Würtemberg vollzog er damals seine Aufträge an den König von England, Georg I., der ihn schon früher kannte. Den ehrenvollen Antrag, auch nach Rußland an Peter den Großen gesendet zu werden, lehnte Osiander ab. Der Abend seines Lebens war gekommen und mit ihm der Wunsch, die noch übrigen Tage sich selbst zu leben. In seinem, außerhalb der Stadt Tübingen auf einer Anhöhe gelegenen, Hause, das eine weite Aussicht in die umliegende Gegend darbot, genoß er, entfernt vom Weltgewühle, das Glück der Einsamkeit und des Landlebens. Vorbereitet hatte er sich zum Genusse dieses Glücks durch Ausbildung des Geistes und Herzens, durch die erworbene Weltkenntniß und durch seine erfolgreichen, aber oft mühevollen Anstrengungen. So lange es die Witterung erlaubte, blieb er in dem Garten, der seine Wohnung umgab, wo er sich mit einigen Freunden unterhielt, oder seine Bäume und Blumen wartete und pflegte; dort, im Schooße der Natur, gewann sein Geist Kräfte zu neuen Anstrengungen, sein Herz immer regere Theilnahme an dem Wohle seiner Mitmenschen. Aber seine Seele beschäftigte sich auch dort mit dem Gedanken an Gott und Unsterblichkeit.

Die Erfüllung seiner Bestimmung auf Erden hatte er zwar stets für die angemessenste Vorbereitung zu dem höhern Dasein gehalten. Doch glaubte er, aus den Zerstreuungen der Weltgeschäfte, wenigstens am Ende der irdischen Laufbahn, sich zurückziehen zu müssen. Die Zerrüttung seiner Gesundheit machte ihn, der sich von abergläubischen Vorstellungen nie ganz hatte lossagen können, diesen noch geneigter in den letzten Jahren seines Lebens. Er sang und betete häufiger, als jemals, genoß öfter das Abendmahl, und wählte zu seiner Unterhaltung fast ohne Ausnahme religiöse Gegenstände. In jeder Blume, in jedem Gräschen glaubte er die Gottheit zu erblicken. Die Freuden der Welt ekelten ihn an, und selten verließ ihn der Gedanke an das Grab und an ein höheres Leben. Indem er sich mit inniger Dankbarkeit an das zahllose Gute erinnerte, das ihm aus der Hand der Vorsehung zugeflossen, sank seine Meinung von sich so tief herab, daß er sich sogar für ganz verächtlich und strafwürdig hielt. In dieser Periode der tiefsten Selbsterniedrigung bot ihm das feste Vertrauen auf die Huld und Barmherzigkeit Gottes einen freundlichen Trost in schweren Körperleiden. Eine gänzliche Erschöpfung der Kräfte beschleunigte seinen Tod den 28. Oct. 1724 im 67. Lebensjahre.

Achtungswerth in jedem Verhältniß und das allgemeine Zutrauen in hohem Grade verdienend, zeichnete sich Osiander besonders aus durch seinen Scharfblick, durch Biegsamkeit und Gewandtheit des Geistes, durch gereifte Welt- und Menschenkenntniß, durch rastlose Thätigkeit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Muth. Charakteristisch war es, daß er auch in den geheimsten Geschäften immer ganz offen, freimüthig und ohne Menschenfurcht handelte. Er war geneigt, den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen weniger seiner Geschicklichkeit, als eben jenem offenen und freimüthigen Benehmen beizumessen. Aber er hatte auch in der That nichts zu verbergen. Redlichkeit, Uneigennützigkeit waren die Quellen, aus denen seine Handlungsweise floß. Durch sie gelangte er unter den europäischen Fürsten zu einem Ansehen, dessen sich nur wenige seines Standes rühmen konnten. Er hatte persönliche Unterredungen gehabt mit dem teutschen Kaiser, mit den Königen von Frankreich, England, Schweden, Polen, Dänemark und Preußen. Mit mehren dieser Fürsten stand er in noch näherer Verbindung und selbst in Briefwechsel. Er machte ihnen Besuche, die sie zum Theil erwiederten. Nicht blos mit Gunst, selbst mit ausgezeichneter Achtung ward er von ihnen behandelt. Diese Achtung sich zu erwerben, hatte er keine niedrige Kunstgriffe angewendet, sondern stets seinen offenherzigen und freimüthigen Charakter behauptet. Der Hauptgrund jener wohlwollenden Gesinnungen dürfte daher wol in Osianders vorzüglicher Fähigkeit und Brauchbarkeit zu suchen sein.

Aber nicht blos im öffentlichen, auch im Privatleben war er ein höchst achtungswerther Mann. So zeigte er sich in seinen ehelichen Verhältnissen und in dem Umgange mit seinen Freunden. Ihnen mit Rath und That behilflich zu sein, scheute er kein Opfer. Selbst gegen seine entschiedensten Feinde betrug er sich großmüthig. Unglückliche konnten stets auf seinen Beistand rechnen. In den Kriegsdrangsalen theilte er mit den Armen den Rest seiner Habe. Stolz und herrschsüchtig war der Mann nicht, der in so hohem Grade die Gunst der Großen besaß. Er drängte sich nie zu irgend einem Amt, und mußte vielmehr oft zur Annahme desselben gezwungen werden. Mit seinen Verdiensten zu prahlen widerstrebte der Bescheidenheit seines Charakters. Nur selten, höchstens im Kreise vertrauter Freunde, berührte er Lebensereignisse, in denen er selbst und seine Handlungsweise in einem vortheilhaften Licht erschien. Glücklich über-

Digitized by Google

ſtandene Gefahren waren ein Lieblingsgegenſtand ſeiner Erzählungen, die dann ſtets mit einem Lobe der Gottheit endigten. Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit erhöhten ſeine vielfachen Verdienſte, und noch lange nach Oſianders Tod erinnerte man ſich in ſeiner Vaterſtadt an das einfache und prunkloſe Leben des Mannes, der oft an den Tafeln der Fürſten geſeſſen, mit den Mächtigen der Erde in naher Berührung geſtanden und doch jedem Kinde freundlich die Hand geboten, jeden Bettler begrüßt hatte [5]).

5) [Johann Adam, geboren zu Tübingen den 15. Auguſt 1701, war ein Sohn des dortigen Profeſſors der Medicin und herzogl. würtembergiſchen Leibarztes J. A. Oſiander, der ihm aber frühzeitig (1708) durch den Tod entriſſen ward. Für ſeine Erziehung ſorgte mit Eifer ſein Oheim, der würtembergiſche Geheimerath und Conſiſtorialdirector Johann Oſiander. Neben dem Unterricht in der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt erhielt er noch Privatſtunden. Seine glücklichen Geiſtesanlagen, die ſich in früher Jugend entwickelt hatten, unterſtützten rege Wißbegierde und raſtloſer Fleiß. In ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung machte Oſiander ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er bereits in ſeinem 14. Jahre (1715) zu Tübingen ſeine akademiſche Laufbahn eröffnen konnte. Seine philologiſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Studien leiteten Nevius, J. R. Oſiander, Hagmeier, Rösler und Hochſtetter. Erſt ſpäterhin, nachdem er (1717) die Magiſterwürde erlangt, wandte er ſich zur Theologie. Seine Hauptführer im Gebiete dieſer Wiſſenſchaft waren J. C. Pfaff, Hofmann, Weismann, Pregizer und Klemm. Den entſchiedenſten Einfluß aber auf ſeine theologiſche Bildung gewann der damalige Profeſſor der Theologie und nachherige Kanzler der Univerſität Tübingen, Chriſtoph Matthäus Pfaff, deſſen Collegien er fleißig beſuchte.

Als Oſiander, nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn, als Vicarius nach Waldenbuch und Neckar-Thailfingen geſchickt ward, lehnte er das von den beiden dortigen Gemeinden ihm angetragene Vicariat ab. Seine Neigung zog ihn zum akademiſchen Leben. Im J. 1720 vertheidigte er zu Tübingen unter dem Vorſitze des Kanzlers Pfaff deſſen Diſſertation: De successione episcopali. Er ward um dieſe Zeit Schloßprediger zu Tübingen und zwei Jahre ſpäter Repetent an dem dortigen theologiſchen Stift. Im J. 1728 erhielt Oſiander mit dem Diakonat zu Calw zugleich die Zuſicherung, bei der erſten Vacanz in das Kirchenminiſterium zu Stuttgart oder Tübingen befördert zu werden. Durch einſtimmige Wahl ward er 1730 Diakonus zu Tübingen und zwei Jahre ſpäter daſelbſt außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie. Ein rühmliches Zeugniß für ſeinen Scharfſinn lieferte eine damals von ihm vertheidigte Abhandlung, in welcher er die Unſterblichkeit der Seele aus Vernunftgründen darzuthun bemüht war [1]). Im J. 1739 erhielt er eine ordentliche Profeſſur der griechiſchen Sprache auf der Univerſität Tübingen. Er eröffnete ſie mit einer Rede über den Urſprung der verſchiedenen Lesarten des N. T. [2]). Nachdem er (1744) Rector des akademiſchen Gymnaſiums und 1747 Ephorus des theologiſchen Stifts geworden war, erhielt er bald nachher die Würde eines Pädagogiarchen ob der Staig.

Oſiander ſtarb den 20. Nov. 1756 mit dem Ruhm eines Gelehrten, dem kein Zweig des theologiſchen Wiſſens völlig fremd geblieben war. Doch hatte er ſich, unterſtützt durch ſchätzbare Sprachkenntniſſe, vorzugsweiſe mit der neuteſtamentlichen Exegeſe und Kritik der bibliſchen Urkunden beſchäftigt. Seine gründliche Gelehrſamkeit in den genannten Fächern entwickelte er in mehren lateiniſchen Diſſertationen, die unter ſeinen Zeitgenoſſen, beſonders in Holland, großen Beifall fanden. Auch noch jetzt haben mehre dieſer Abhandlungen nicht ganz ihre Brauchbarkeit verloren. Beachtungswerth ſind beſonders die (1742) geſchriebene Oratio de MS. Codice N. T. Vaticano, Alexandrino, Graecis potioribus, und die Diſſertation: De praecipuis lectionibus variantibus in Epistolis catholicis N. T. occurrentibus. Sie ward 1748 zu Tübingen gedruckt. Faſt in Allem, was er ſchrieb, zeigte ſich ſein Scharfſinn und ſeine große Beleſenheit, beſonders aber in dem Theile ſeiner akademiſchen Schriften, wo er über Gegenſtände der Metaphyſik, unter andern über die Seelenwanderung [3]), polemiſirte [4]). (*Heinrich Döring.*)

Osias, ſ. Hoseas.

OSICA, Stadt in Albanien zwiſchen den Flüſſen Cyrus und Albanus, von Ptolemäus erwähnt, ſonſt nicht bekannt. (*Völcker.*)

OSICERDA, ein *Ὀσικέρδα* in Spanien bei Leonica am Iberus (Ebro) hat Ptolemäus, Ossigerdenses in Hiſpania Tarraconenſis, zum Gerichtsſprengel von Cäſarauguſta gehörig, Plinius (III, 3, 4.), der ſie zu Latini veteres rechnet; auf den Münzen lerhen wir Oſicerda als municipium kennen; man erklärt es für Oſſera bei Saragoſſa. Vergl. Ukert, Geogr. d. Gr. u. Römer. II, 1, 417. *Eckhel*, D. N. V, 1, 54. (*H.*)

OSID (teutſche Heldenſage). 1) Oſid, König von Friesland, Vater Ortnits und Atli's (Etzels, Attila's), den er, als er zwölf Winter war, zum Häuptling über alle Häuptlinge ſetzte. Sein älteſter Sohn Ortnit erhält nach ſeinem Tode Friesland, während Atli ſich Heunenland erobert. 2) Oſid, des Vorigen Enkel, Ortnits Sohn, zieht zu ſeinem Vaterbruder, dem König Atli von Heunenland, der ihn an ſeinem Hofe zum Häupt-

---

5) S. (J. F. Abels) Lebensbeſchreibung Johann Oſianders. (Tübingen 1795.) Jöchers Gelehrtenlexikon. 3. Th. S. 1120.

1) Diss. de immortalitate animae ex lumine rationis probabili. (Tubingae 1732. 4.)

2) Oratio de originibus variantium lectionum Novi Testamenti. (Tubing. 1739. 4.) 3) S. die Abhandlung: De transmigratione animarum humanarum ex suis corporibus in alia corpora. (Tubingae 1749. 4.) 4) S. Progr. funebre. (Tubingae 1756. 4.) Böks Geſchichte der Univerſität Tübingen. S. 178 fg. Tübinger Berichte. 1756. St. 41. 1757. St. 2. Meuſels Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 10. Bd. S. 235 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutſchlands. 3. Bd. S. 173 fg. (wo man zugleich ein Verzeichniß von Oſianders ſämmtlichen Schriften findet).

Digitized by Google

ling über manchen seiner Ritter setzt, wird von ihm zum König Osantrix von Wilkinaland geschickt, um dessen Tochter, Erka, für seinen Vaterbruder zu erwerben, muß aber unverrichteter Sache nach Heunenland zurückkehren. Nachmals wird Osid von Rüdiger für seinen Bruder Alebrand ausgegeben, mit an Osantrix' Hof genommen, hilft Erka'n entführen, und besteht, von Osantrix in Markburg belagert, große Kämpfe, bis er von seinem Vaterbruder Atli entsetzt wird. 3) Osid, des Jarls Ilias von Griechenland zweiter Sohn, Hertnits Bruder, geht zu seinem Vaterbruder, dem König Osantrix von Wilkinaland, wird nebst seinem Bruder Hertnit von Osantrix zu dem Könige Melias von Heunenland gesendet, um für seinen Vaterbruder des Melias Tochter, Oda, zu erwerben, aber von Melias in Fesseln gelegt *).

(*Ferdinand Wachter.*)

OSII. Nach Plinius (VI, 23) ein Volk an der östlichen Seite des Indus in dessen nördlichen Theilen, in der Gegend von Taxilla. Sonst unbekannt. (*Völcker.*)

OSIMO, Stadt und Bischofssitz in der Delegation Ancona im Kirchenstaate. Sie liegt auf einer Anhöhe, von welcher man eine treffliche Aussicht hat, ist gut gebaut, hat eine Kathedrale, mehre Pfarrkirchen und Mönchsklöster, zwei Nonnenklöster, ein Collegium und 12,000 Einwohner, die sich größtentheils von der Landwirthschaft nähren. (*L. F. Kämtz.*)

OSIO, OSIUS (Felice), Professor der Beredsamkeit zu Padua, geboren zu Mailand 1587, aus einer alten Familie, die mehre ausgezeichnete Männer zählte. Er studirte in seiner Vaterstadt Humaniora, Philosophie und Theologie, erhielt in seinem 22. Jahre die theologische Doctorwürde, und lehrte darauf an verschiedenen Collegien, bis ihm im J. 1621 zu Padua der Lehrstuhl der Beredsamkeit übertragen wurde. Auf seinen Betrieb beschloß der Senat von Venedig die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek zu Padua, aber während er mit der Einrichtung derselben beschäftigt war, raffte ihn den 29. Jul. 1631 die Pest hinweg. Als Rhetor bei feierlichen Veranlassungen war er berühmt, und seine Schriften zeugen von vielen Kenntnissen, z. B. **Romano-Graecia**; **Tractatus de sepulchris et epitaphiis Ethnicorum et Christianorum**; **Elogia scriptorum illustrium**; **Orationes**; **Epistolarum lib. II.** Er schrieb mit gleicher Leichtigkeit in Prosa und Versen, hinterließ aber Vieles handschriftlich. Eine Hauptbeschäftigung machte er sich daraus, die Denkmäler der italienischen Geschichte aus dem Mittelalter zu sammeln und herauszugeben, ein Plan, an dessen Ausführung ihn der Tod verhinderte, und den später Muratori auffaßte. Indessen gab er doch einige schätzbare Historiker des Mittelalters, aber mit einem überladen gelehrten Commentare, heraus. Dahin gehören: **Historia rerum Laudensium** (von Otho und Acerbi Morena). (Venet. 1629 und 1639. 4.; auch in *Graevii* **thes. antiq. Ital. T. III.**, in *Leibnitzii* **scriptt. rer. Brunsv. T. I.** und in *Muratori* **scriptt. rer. Ital. T. VI.**) **De factis in Marchia Trevisana, lib. XII.** (mit Albertus Mussatus). (Venet. 1636. fol. und bei Muratori T. VI. und VIII.) **De novitatibus Paduae et Lombardiae, lib. XII.** (von Guglielmo und Albergbetto Corrusio). (Venet. 1636. fol. und im **Thes. Ital. T. VI. P. I.**) *) (*Baur.*)

OSIRIS, ein ägyptischer Gott, welcher mit seiner Gemahlin allein von dem ganzen Volk in allen Landschaften verehrt wurde, während nicht alle Ägypter dieselben Götter auf gleiche Weise anbeteten [1]). — Eine Darstellung der ägyptischen Theologie, so vielfach diese leichtsinnig versucht ist, wird in den meisten Punkten eine Aufgabe von unauflösbarer Schwierigkeit bleiben, weil unsere Nachrichten blos aus griechischen Quellen geschöpft sind, die griechische Vorstellungsweise aber von der ägyptischen in ihrer innersten Eigenthümlichkeit verschieden war. Eine sichere Kenntniß von den religiösen Vorstellungen eines Volkes läßt sich nur dann erwerben, wenn wir dieselben in mannichfaltiger Spiegelung des Lebens und der menschlichen Schicksale betrachten können, wie dies für die griechische Theologie in Gedichten, Culten und Sagen in völlig genügendem Reichthume vorliegt, für die ägyptische aber entbehren wir aller dieser Hilfsquellen, indem von den darauf bezüglichen Sagen nur vereinzelte, von den Culten nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen und überdies von den frühern Berichterstattern durch poetisches, von den spätern durch philosophisches Misverständniß entstellt oder doch verdächtigt sind, von Gedichten aber und überhaupt von Schriften uns gar nichts vorliegt, als die verhältnißmäßig nicht zahlreichen hieroglyphischen Denkmäler, die wir ebenfalls nur dann mit Sicherheit würden lesen können, wenn wir uns schon des charakteristischen Verständnisses ägyptischer Symbolisirung völlig bemächtigt hätten. Ob es spätern Zeiten aufbehalten sein wird, durch genaue Aussichtung dessen, was in der gemischten Bildung der orientalisch-helleniſtischen Welt ägyptischem Einflusse zuzuschreiben ist, deutliche Kennzeichen für die eigenthümlich nationale ägyptische Denkweise aufzufinden, wer möchte darüber absprechen? Bis jetzt aber ist alle Kenntniß dieser Gegenstände, so positiv sie reden mag, von einer solchen Sicherheit noch unendlich fern. Uns bleibt daher, da wir doch nur durch griechische Vermittelung hier sehen können, als Leitfaden nichts übrig, als möglichst genaues Anschließen an die ältesten griechischen Nachrichten und kritische Ergänzung ihrer Mangelhaftigkeit aus den spätern. Denn poetisches Misverstehen trübt den Gegenstand immer weniger, als mystisch philosophisches und wer wollte nicht lieber in Irrthümern Herodotischer Zeit befangen sein, als in denen der neuplatonischen? Unheimlich und unschön ist freilich die ägyptische Welt so gut wie diese, aber weniger krankhaft und

*) Wilkina-Saga, Cap. 54. (v. der Hagenſche überſ. I. S. 221.) Cap. 62. S. 239—241. Cap. 64. S. 244—246. Cap. 78, 79. S. 274, 275.

*) *Argelati* biblioth. scriptor. Mediolanens. *Freheri* theatr. P. IV. p. 1527 (mit seinem Bildnisse). *Baillet*, Jugem. T. II. p. 221. *Papadopoli*, Hist. gymnas. Patav. T. I. p. 358. *Tiraboschi*, Storia letterat. T. VIII. p. 384.

1) *Herod.* II, 42.

Digitized by Google

verkümmert; sie hat daher von den allgemeinen Thatsachen des religiösen Bewußtseins manche auf eine Weise ausgedrückt, die bei aller Verschiedenheit in den einzelnen Vorstellungsformen der altgriechischen immer noch näher steht, als der taumelnden Speculation der Neuplatoniker, wenn auch traditionell in deren Schriften noch so viel von altägyptischen Vorstellungen enthalten sein mag.

Eine der merkwürdigsten religiösen Thatsachen ist die Unfähigkeit des Heidenthums, sich den weltbildenden Gott als ueanfänglich, geschweige denn als Schöpfer der Welt aus Nichts zu denken, ohne Zweifel, weil den uranfänglichen Gott keine Vorstellung faßt, über die Vorstellung aber die heidnische Religion nicht hinauszugehen vermag. Der lebendige Gott ist den Griechen so sehr ein gewordener, ein erzeugter, daß es sogar mehrer Zeugungen bedarf, ehe sich die göttliche Natur zu ihm erhebt; nicht Uranos, nicht Kronos ist der wahehaft göttliche Gott, sondern erst Zeus. So stellte nun auch die ägyptische Theologie mehre Götterkreise nach einander auf, als den der frühesten Götter einen von acht [2]), unter denen Mendes [3]) und Buto [4]) (Pan und Leto), dann einen von zwölf [5]), unter denen Herakles (Chon) [6]), endlich einen dritten, dessen Zahl uns unbekannt ist, von Göttern, die von jenen zwölf erzeugt seien, und unter diesen steht Osiris [7]). Unter diesen Göttern ist immer einer der König, und zuletzt Oros, Osiris' Sohn und Rächer [8]), gewiß also, wie spätere Schriftsteller auch ausdrücklich angeben, sein Vater nicht minder. Oros schließt die Reihe der Götterkönige [9]), sein Vater, der Götterkönig Osiris, der am allgemeinsten vom Volke verehrte Gott, ist also der vorletzte in der rechtmäßigen Weltherrschaft. Auch hierfür findet sich in der griechischen Religion eine Analogie; denn in den Orphischen Weihgedichten folgte auf Zeus noch der Weltherrscher Zagreus, nicht göttlicher, als sein Vater, abee der Mittler zwischen ihm und den Menschen in Leben und Tod, wie in andeen griechischen Gedankenkreisen dieser Mittler, wenngleich nicht König, Apollon oder Dionysos ist. Osiris ist nun keineswegs, wie sich gleich ergeben wird, dem Zeus entsprechend, noch auch Oros dem Zagreus, wol aber enthalten beide Theologien, die Orphische, wie die ägyptische, den Gedanken, daß der vorletzte Weltherrscher der eigentliche lebendige, alldurchdringende, allvollendende Gott ist. Aber, und das soll man nicht verkennen, zu einem die Vorstellung vom Zeus erfüllenden Gott hat sich der ägyptische Gedanke nie erhoben, sondern sein allverehrtester, allbildender Gott hat keinen höhern Wirkungskreis als in der treibenden quellenden Naturkraft, wie der griechische Dionysos. Denn der mit Zeus parallelisirte Ammon kann, soviel sich irgend beurtheilen läßt, nur aus einseitiger Ähnlichkeit diese Würde erlangt haben, was sich schon daraus sicher genug darthut, daß er weniger allgemein verehrt war, als Osiris.

2) *Herod.* II, 43, 46, 145, 156. 3) Ib. 46, 145. 4) Ib. 156. 5) Ib. 43, 46, 145. 6) Ib. 145. 7) Ib. 8) Ib. 144. 9) Ib.

Herodot parallelisirt den Osiris mit dem Dionysos, sowol nach eigener Ansicht [10]) als nach der der ägyptischen Priester [11]), und allerdings findet, wenn man die verschiedenen Volkscharaktere der Vereheer nicht aus den Augen verliert, zwischen beiden Göttern die wesentlichste Entsprechung statt. Die großen belleniſchen Götter haben ihren Mittelpunkt nicht in Naturdingen, sondern in einzelnen Eigenschaften der ewigen allgemeinen Gottheit. Gott ist erhaben, er ist weise, er ist stark, er ist schöpferisch, das sind Aussagen, die sich nothwendig aus einer auch noch so unsichern Erkenntniß Gottes des Vaters ergeben, und alle Aussagen dieser Art bezieht der griechische Glaube auf den Zeus. Aber zu diesem, in dem sich alle Vollkommenheit vereinigt, fühlt sich der Mensch in seinen einzelnen Schicksalen in keinem Verhältniß, es ist ihm, als müßte er durch das unmittelbare Zusammentreffen mit ihm zergehen, wie Semele; fühlt er sich nun doch von göttlicher Macht in seinen Angelegenheiten berührt, so schreibt er diese Einwirkung einzelnen göttlichen Wesen zu, und bildet sich, indem er im göttlichen Walten bald eine höhere Weisheit, bald eine höhere Stärke, bald eine höheee Schöpferkraft, als seine eigene erkennt, persönliche Götter aus, deren Wesen seinen Mittelpunkt in einer dieser Eigenschaften hat. Bei den Griechen sind die aus diesen deei Anschauungen hervorgegangenen Götter Athene, Apollon, Dionysos. In der Ausbildung der einzelnen göttlichen Gestalten und ihres genealogischen Verhältnisses zu einander ist voezugsweise die verschiedene Nationalität der Völker thätig, nur in den Grundzügen der Theologie läßt sich ein Allgemeines erkennen, nicht eine durchgängige Analogie in der Entwickelung. Den Ägyptern fehlte ein alle göttliche Kraft vereinigender Gott, wie der griechische Zeus; auch waren schwerlich bei ihnen die Grenzen der verschiedenen Persönlichkeit so scharf gezogen. Wie nun unter allen Eindrücken, die sie empfinden, keiner so mächtig sein konnte, als der von der üppigen Fruchtbarkeit ihres Landes, war es natürlich, daß der Gott dessen wesentlicher Antheil die im Treiben und Hervorquellen der Natur, besonders der Pflanzenwelt, erscheinende Schöpferkraft ist, bei ihnen die allgemeinste Verehrung erhielt. Diese Auffassung des Osiris bestätigt sich durch die ungezwungenste Erklärung des Namens aus dem Koptischen ⲟⲩ, viel, und ⲥⲡⲥ, machen, Oschiri der Vielschaffer, entsprechend dem griechischen πολυότατος, wie auch Zeus τελειότατον κράτος heißt [12]). Der vielschaffende Osiris ist der Gott, durch den Alles gedeiht, durch den Alles seine Form erhält [13]).

10) *Herod.* II, 144. 11) Ib. 42. 12) *Aesch.* Suppl. 526. 13) Dazu stimmt die Erklärung bei Plutarch; der Name Osiris bedeute vielerlei, namentlich aber τὸ κράτος ἀγαθοποιὸν καὶ ἐνεργητικόν: Is. et Os. 451. Die reglame Kraſe, die thätige Gewalt ist es wol auch, was Hermäus verstand, wenn er Osiris durch ὄμβριμος übersetzte, ebend. 443. Andere wollen dort ὄμβριος lesen, dann wäre es die im Regen zeugende Kraft, eine Thätigkeit, die, wie sich nachher zeigen wird, dem Osiris nicht fern liegt, daß dies aber eine wirkliche Bedeutung der Sylben sei, ist nicht nachzuweisen.

Digitized by Google

Die göttliche Kraft des Zeugens und Schaffens erkannten die Ägypter jedoch nicht blos im Osiris, sondern in mehren Gottheiten an, sein Kreis ist also noch näher durch Vergleichung mit jenen und Unterscheidung von ihnen zu begrenzen. Eine solche ist vor allen der gute Geist Knuph, ungeboren und unsterblich, verehrt zu Theben, wo man keinen sterblichen Gott anerkannte [14]), eine Nebenform des Ammon oder doch mit demselben vermischt [15]); ferner Mendes, einer der ersten acht Götter, der Urgott der Zeugung, wie auch Phthah, der Weltbildner, geboren aus dem aus dem Munde des Knuph hervorgegangenen Ei [16]). Aber alle diese sind Urgötter, welche thätig waren zur ersten Formung und Bestimmung der Welt, noch jetzt nicht ohne Einfluß und daher nicht ohne Verehrung, aber nicht unmittelbar einwirkend auf das sichtbar in der Welt täglich Erscheinende und sich Begebende. Der hierin wirkt, ist Osiris. Eine sichere Aufklärung des Verhältnisses der acht Urgötter zu den zwölf zweiten und den darauf folgenden dritten, den Genossen des Osiris, läßt sich bis jetzt wenigstens auf keine Weise geben. Denn in Ägypten selbst scheinen andere Sagen das Verhältniß der Zwölf und Acht umgekehrt zu haben, eine alte Chronik setzte jene vor diese, und nannte diese letzten Acht Halbgötter [17]). Auch Manetho läßt Halbgötter auf ungeborne Götter in der Herrschaft folgen: aber der ungeborenen zählt er nun sieben, unter denen auch Osiris, Isis und Typhon, der Halbgötter nur neun, unter denen Oros, bei Herodot der letzte über Ägypten herrschende Gott, nun der erste und Zeus der letzte ist, wie auch Herakles unter diesen steht, der nach Herodot in die Reihe gehört, welche der des Osiris voraufgeht [18]). Ebenso wenig stehen die Ältern des Osiris fest. Als Mutter freilich wird allgemein Rhea genannt [19]), deren ägyptisches Urbild noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt ist; als Vater aber gilt meistens Kronos [20]), ägyptisch Souk, griechisch auch wol Suchos genannt [21]), nach Einigen aber der Sonnengott, ägyptisch Phre, der echte Gemahl der Rhea, von dem diese den Osiris und Arueris [22]) empfängt, Kronos aber wohnt ihr heimlich bei, darauf flucht ihr der Sonnengott, sie solle weder im Monate noch im Jahre gebären. In der Noth ist sie dem Hermes (Taaut) zu Willen, der darauf der Mondgöttin im Würfelspiele den 70. Theil jedes Tages abgewinnt, woraus er die zu den 360 Monatstagen des Jahres hinzugesetzten fünf Schalttage macht, an denen nun Osiris und Arueris vom Sonnengott, Isis vom Hermes, Typhon und Nephthys vom Kronos geboren werden [23]).

Mit Osiris' Geburt erscholl eine Stimme: Nun trete der Herr aller Dinge ans Licht. Auch vernahm Pamyle beim Wasserschöpfen einen Ruf aus dem Heiligthume des Zeus zu Theben, der ihr befahl, zu verkündigen, der große königliche Wohlthäter Osiris sei geboren. Daher übergab Kronos ihr den Osiris, ihn aufzuziehen, und nach ihrem Namen wurde das Fest des Osiris Pamylien genannt [24]), das Fest der guten Verkündigung. Dies wurde gefeiert, wie in Griechenland das des Dionysos, die Chöre abgerechnet, mit Phallephorie [25]), nur daß statt der Phallen ellenlange Gliederpuppen von den Frauen in den Dörfern herumgetragen wurden, das Glied, das nicht viel kleiner war, als der ganze Leib, gesenkt aber durch Sehnen beweglich, was man durch eine heilige Sage erklärt, Flötenspiel zog vorauf und Weiber folgten unter Gesängen auf den Osiris. Am Abende schlachtete jeder vor seiner Hausthür ein Ferkel, das er fortschaffen ließ von dem Schweinhirten, der es geliefert hatte. Nur dem Osiris und der Mondgöttin wurden Schweine geopfert, sie galten für unrein und mit den Schweinehirten hatte Niemand Gemeinschaft [26]).

Wie in diesen Gebräuchen Osiris als Gott der Zeugung erscheint, so finden wir nun überhaupt alles Gedeihen der Naturzeugungen auf ihn bezogen, und namentlich den Ackerbau von ihm hergeleitet. Osiris, erzählte man, habe Weizen und Gerste, welche Isis gegeben, bereiten gelehrt [27]). Es liegt im Wesen aller Mythologie, namentlich der ägyptischen, die ewigen Thaten der Gottheit in der Natur darzustellen als geschehen in einer bestimmten Vorzeit, sodaß jene einzelne That das Urbild der sich ewig erneuernden wird. Daher heißt Osiris mit seiner Gemahlin Isis, König von Ägypten, der 28 [28]) oder nach Andern 35 Jahre gelebt oder geherrscht habe [29]). In dieser Zeit lehrt er Ackerbau und Weinbau, gibt Gesetze, richtet den Götterdienst ein [30]), begünstigt die Handwerke und gründet Theben [31]), sammelt dann ein Heer, um friedlich durch die ganze Welt zu ziehen, und die Saat von Weizen und Gerste, den Weinbau und wo dieser nicht gedeiht, das Bierbrauen zu lehren [32]). Den Weinbau mögen Andere ihm abgesprochen haben, weil nach der Meinung Mancher der Wein aus dem Blute der Götterfeinde hervorgegangen war [33]), doch folgt es nicht nothwendig hieraus, vielmehr kann dieser Sieg und das durch ihn gewonnene Gut als eine seiner Wohlthaten dargestellt gewesen sein. Er zieht friedlich ohne Waffen, gewinnend mit Rede, Musik und Gesang [34]),

14) *Plut.* Is. et Os. 418. 15) *Champollion*, Panthéon Égypt. 3. 16) *Euseb.* Praep. Evang. III, 11. 17) *Syncell.* p. 95. (*Dindf.*) 18) Syncell. p. 33. 19) *Diod.* I, 13. *Theo Smyrn.* II, 47. *Plut.* Is. et Os. 402. 20) *Diod.* I, 13, 27. *Theo Smyrn.* II, 47 angeblich nach einer alten ägyptischen Säule, des Königs Kronos und der Königin Rhea ältester Sohn, der König Aller, Osiris. Auch in der Dynastientafel bei Syncellus folgen Osiris und Isis unmittelbar auf den Kronos. 21) *Champoll.* Panth. Égypt. p. 21, 22. 22) Arueris, nach Einigen der ältere Oros, ist seinem Wesen nach eine Nebenfigur des Osiris, sein Name bezeichnet thätige Thätigkeit, ein anderer Ausdruck für die allvollbringende Schöpferkraft. *Jablonsky*, Panth. Aegypt. I, 225.

23) *Plut.* Is. et Os. 401 sq. Vergl. De Orac. defect. 691. *Diod.* I, 13. 24) *Plut.* Is. et Os. 402. Der Name bedeutet: gute Verkündigung. *Jablonsky* Panth. Aegypt. III, 205. 25) *Plut.* 402, 441. Daher heißt es ebend. 465: Osiris werde dargestellt in Menschengestalt, mit stehendem Gliede, wegen seiner Zeugungskraft und Nährkraft. 26) *Herod.* II, 48. Vergl. ebd. 47. 27) *Diod.* I, 14. 28) *Plut.* Is. et Os. 451. 29) *Syncell.* p. 33. 30) *Plut.* Is. et Os. 405. 31) *Diod.* I, 15. 32) Ib. I, 16, 20. 33) *Plut.* Is. et Os. 392. 34) Ib. 403 sq.

Digitized by Google

umgeben von tanzenden Satyrn nach Äthiopien, wo er den Ackerbau lehrt und Städte gründet [35]), zu den Arabern und Indern, auch über den Hellespont nach Europa [36]). Hierin ist vielfache Einmischung griechischer Fabelei augenscheinlich, die Erbauung von Nysa und Maroneia, die Besiegung des Lykurgos, die Zuweisung des Triptolemos werden vom Dionysos auf den Osiris übertragen, auch läßt er seinen Sohn Makedon, der zum Visir ein Wolfsgesicht hat, als König von Makedonien zurück. Doch mag dies Alles zu Diodors Zeit in Ägypten selbst erzählt sein, da gewiß schon viel früher die ägyptischen Priester ihrem Osiris den Ruhm des Dionysos aneigneten, auch zeugt dafür die Erwähnung der ägyptischen Sitte, auf Reisen sein Haar wachsen zu lassen, weil Osiris dies nach einem Gelübde gethan habe [37]). Außer diesem Zuge liegt in diesen Fabeln nichts aus der Religion selbst Hervorgegangenes, das abgerechnet, daß durch diese Züge der Vielschaffer Osiris als der allgegenwärtige Bildner und Former erscheint. Daher soll es auf Säulen, die er zu Nysa in Arabien gesetzt, geheißen haben: Ich bin der König Osiris, der alles Land durchzog bis zu den unbewohnten Gegenden der Inder und nördlich bis zu den Quellen des Ister und wieder durch die andern Theile bis zum Ocean. Ich bin Kronos' ältester Sohn, und als Sproß aus schönem und edelerzeugtem Ei entstanden als mitgeborner Same des Tages. Kein Land ist auf Erden, wohin ich nicht kam, Allen vertheilend, was ich erfunden [38]). — Aus der ursprünglichen, blos nationalen ungestörten Gedankenentwickelung läßt sich keine von diesen Vorstellungen herleiten, in dieser ist Ägypten eine Welt für sich, und gewiß hat Osiris sich nicht früher um das Ausland bekümmert, ehe die Heimath sich diesem aufschloß. Wir kehren daher von diesen Fabeleien zur fernern Betrachtung des schöpferischen Naturgottes zurück.

Die Vorstellung von diesem erkennen wir deutlich wieder in den Symbolen des Osiris. Der Epheu galt als dessen Pflanze und führte seinen Namen wegen des Blätterreichthums und beständigen Treibens [39]). Man bezeichnete ihn, heißt es, durch Auge und Scepter [40]), d. h. durch den Königsstab mit dem Kopf und Auge des storchartigen Vogels Kukupha [41]), der jedoch mehren Göttern gemeinsam ist. Das Auge, Zeichen des immer thätigen Wächters, ist häufig sein Sinnbild [42]), namentlich ein großes Auge, wie aus zwei zusammengezogen, deuten auf den obern und untern Osiris [43]), oder ein Auge mit Augenbraunen [44]). Die Bilder des Osiris tragen gewöhnlich einen Hut, einen Stab und eine Geißel [45]), oft langen Bart [46]), und feurigen [47]) ganz lichtfarbigen Mantel ohne allen Schatten [48]). Unter den Thieren ist der Habicht Osiris' Symbol wegen der Schärfe seines Blicks und der Schnelle seines Flugs [49]), wie er überhaupt hieroglyphisch Thätigkeit und Schnelligkeit bezeichnet [50]); eine Gondel mit Osiris als Habicht ist eine häufig vorkommende Hieroglyphe [51]), auch wird er in menschlicher Bildung mit einem Habichtskopfe dargestellt [52]). Unter den vierfüßigen Thieren ist sein Sinnbild der Wolf [53]), daher wir diesen auch mit der Geißel abgebildet finden [54]); daher, wie oben angeführt ist, Osiris' Sohn Makedon in der griechischen Fabel ein Wolfsvisir trägt. Der Wolf wurde in Ägypten heilig gehalten [55]), namentlich in Lykopolis, der Wolfsstadt, wo man erzählte, wie ein Einfall der Äthiopen durch Wölfe zurückgeschreckt sei [56]), worin offenbar ein Beistand des Gottes selbst ausgedrückt wird, denn auch dem Oros steht Osiris, von den Todten zurückgekehrt, in Gestalt eines Wolfes gegen den Typhon bei. So hatte in Delphi das Thier des Wolfsgottes Apollon einen Tempelraub angezeigt [57]). Wie Wolf und Geißel, findet man auch Wolf und Auge zur Bezeichnung des Osiris verbunden, zwei liegende Wölfe, über jedem ein Auge [58]). Auch finden wir den Wolf öfters in Verbindung mit vier Dämonen dargestellt, die dem Osiris beigegeben zu werden pflegten [59]). Die Vorstellungen, welche die Bezeichnung des Gottes durch diese Thiere motivirten, können wir nicht mit vollständiger Deutlichkeit entwickeln, wir vermögen nur allgemeine Beziehungen anzugeben, wie es oben geschehen ist, für die Darstellung durch den Habicht. Wolf und Habicht [60]) sind auch bei den Griechen Sinnbilder eines Gottes, des Apollon, dessen Wesen seinen Mittelpunkt in der unwiderstehlich einwirkenden göttlichen Stärke findet. Von dieser ist die in der Natur erscheinende schöpferische Zeugungskraft wesentlich nur eine einzelne Seite, daher der Gedankenkreis des Dionysos dem des Apollon ganz nahe steht. Bei den Griechen war die Grenze darin gegeben, daß Apollon in der göttlichen Stärke erkannt wirkt, sofern sie frei und unmittelbar auf beseelte Wesen einwirkt, Dionysos, sofern sie in pflanzenartigem Wachsen und Treiben erscheint; für die ägyptische Vorstellung ist diese Grenze aufgehoben, die Freiheit und Lebendigkeit des Apolliniſchen Bildes ist für dies Volk unfaßlich. Allerdings wird auch hier die göttliche Stärke in zwei engverbundenen Gottheiten angeschaut, in Osiris und seinem Sohn Oros, dessen Symbol der Löwe ist [61]). Oros aber ist Nichts als ein jugendlicher Osiris, dessen unmittelbare Beziehung auf die Pflanzenwelt aufgelöst, und der der göttliche Bestreiter und Besieger der Götterfeinde ist, deshalb verglichen mit dem griechischen Apollon [62]), aber keineswegs von aller Beziehung auf die Pflanzenwelt frei, sondern der Beförderer der Feldfrüchte [63]), so gut wie Osiris, daher von Einigen

35) *Diod.* I, 18. 36) Ib. 19 sq. 37) Ib. 18. 38) Ib. 27. Ähnliche fabelhafte Säulen des Osiris werden in Indien genannt. *Tzetz.* Chil. VIII, 585. 39) *Diod.* I, 17. 40) *Plut.* Is. et Os. 389, 465. 41) *Zoega*, De Obelisc. p. 445, n. 28. 42) Ib. p. 310, n. 35. 43) Ib. p. 324. 44) Ib. p. 305, n. 24. 45) Ib. p. 305. 46) Ib. p. 319. 47) *Plut.* Is. et Os. 465. 48) *Zoega*, De Obelisc. p. 503.

49) *Plut.* Is. et Os. 465. 50) *Zoega*, De Obelisc. p. 443. 51) Ib. p. 471. 52) Ib. p. 304. 53) Ib. p. 310, 358. 54) Ib. p. 310, n. 35; 322, n. 15. 55) *Herod.* II, 67. *Cic.* Nat. Deor. III, 19. *Strab.* XVII, 815. 56) *Diod.* I, 88. 57) *Paus.* X, 14, 7. 58) *Zoega*, De Obelisc. p. 310, n. 35. 59) Ib. p. 326. 60) Il. XV, 237. Anderswo der Geier (Il. VII, 59) und der Weihe (Od. XV, 526). 61) *Horapoll.* I, 17. 62) *Herod.* II, 156. 63) *Aelian.* Hist. Anim. XI, 10.

Digitized by Google

mit Priapos verglichen [64]), der dem Apollon so fern steht, daß das ganze engere Gebiet des Dionysos zwischen beiden liegt. Wie nun Oros Nichts ist, als ein jugendlicher streitender und siegender Osiris, wird auch der Habicht das Symbol dieses ägyptischen Apoll so gut wie des Osiris, was aus der Fabel hervorgeht, Apoll habe sich auf der Flucht vor Typhon in Ägypten in dieses Thier verwandelt [65]).

Wie wir in den angeführten Mährchen und Symbolen die Vorstellung vom Osiris sich auf eine Weise erweitern sehen, daß uns die Einheit des Bildes unter der Geschäftigkeit des Vielschaffers zu zerrinnen droht, so tritt dagegen in den wichtigsten Sagen und Vorstellungen von diesem Gott überall eine physische Grundlage hervor, die uns einen festern Anhalt für unsere Betrachtung gibt; denn die schöpferische Zeugungskraft wird freilich in allen auf das Wachsthum der Pflanzenwelt mit sichtlicher Beförderung einwirkenden Naturgegenständen erkannt, Osiris ruht, so heißt es, in den Armen der Sonne [66]), daher er von Manchen für die Sonne selbst erklärt wird [67]), daher wir ihn als mitgebornen Samen des Tages haben preisen hören, während Andere ihn gar für den Sirius ausgaben [68]). Überhaupt erkannte man als sein Abbild und seinen Ausfluß alles Geordnete, Gleichmäßige und Gesunde in Erde, Wind, Wasser, Himmel und Sternen an [69]). Aber vor Allem sah der Ägypter ein mächtiges Mittel seiner Wirksamkeit in der Feuchtigkeit und heiligte jede nährende Feuchtigkeit diesem Gotte. Daher durfte kein Verehrer des Osiris einen Gartenbaum verderben oder eine Quelle verstopfen, denn alles Gewässer war Ausfluß des Osiris [70]), den daher die philosophirenden Mythenerklärer als den befeuchtenden Urgrund [71]) auffaßten. Daher leitete man den Namen Hysiris, den der alte Hellanikus dem Osiris von den ägyptischen Priestern hatte geben hören, vom Erwachsen und Erfinden her [72]), daher gab man den Osiris bald für den Urstrom Okeanos, bald für den Regengott Dionysos Hyes aus [73]). Namentlich aber galt der Nil für den Ausfluß des Osiris [74]); ja man behauptete, Osiris selbst sei der Nil [75]), der vom Himmel herabfließe [76]). Und aus dieser physikalischen Grundlage erklären sich die bedeutsamsten Sagen von Osiris, namentlich von seiner Verbindung mit der Isis, mit der Nephthys, seinem Gegensatze gegen den Typhon, und seinem Tode.

Osiris nämlich steht in unzertrennlicher Beziehung zu seiner Gemahlin Isis, die gleich ihm die Tochter der Rhea und des Kronos oder nach Einigen des Hermes ist, mit welcher er schon im Mutterleibe sich zur Erzeugung des Oros vereinigt haben soll [77]). Isis ist die größte der ägyptischen Gottheiten und ihr wird das größte Fest gefeiert [78]); sie steht in höherer Ehre, als selbst Osiris und daher wird überhaupt bei den Ägyptern die Königin vor dem Könige geehrt und im Ehecontracte verspricht der Bräutigam der Braut Gehorsam [79]). Herodot erklärt Isis durch Demeter [80]), offenbar mit Rücksicht darauf, daß auch in griechischen Götterdiensten Dionysos Jakchos neben Demeter steht, Dionysos als die thätigere, Demeter als die ehrwürdigere Gottheit. Die Spätern erklären Isis theils für den Mond [81]), theils für die Erde [82]). Aber ihr Gebiet ist ausgedehnter, denn auch im Sonnenlauf, ohne daß man darum Isis für die Sonne erklären könnte, sah man die den Osiris suchende Isis, indem die Göttin sich im Winter nach Wasser sehne, nach der nährenden Feuchtigkeit, und führte daher zur Zeit der Wintersonnenwende, da diese am wenigsten wirksam ist, also Isis den Osiris am meisten entbehrt, eine Kuh sieben Mal um den Tempel, weil im siebenten Monate mit der Sommersonnenwende wieder die höchste Thätigkeit der zeugenden Natur sich vollendet [83]). Hiernach ist Isis, die man in der suchenden, wandernden Sonne, in der dürstenden Erde erkennt, weder auf jene, noch auf diese zu beschränken, sondern wie Osiris selbst, zu fassen als die göttliche schöpferische Zeugungskraft, aber in weiblichem Bilde [84]). Daher, weil sie ihrem innersten Wesen nach von ihm nicht verschieden ist, heißt sie Osiris' Schwester, sie heißt aber seine Gemahlin, weil sie zur Erzeugung seiner, des Zeugenden, bedarf. Die weibliche Zeugungskraft, die durch die Natur verbreitet ist, sehnt sich nach der männlichen und sucht sie: die eine ist ohne die andere nichtig und erfolglos. Das Symbol der Isis, der Geier, bestätigt die Einerleiheit ihres Wesens mit dem des Osiris [85]). So entspricht sie in Wahrheit der griechischen Demeter, der Erfüllerin und Vollenderin der Fruchtbarkeit. Daß diese ihren Namen von der Mutter Erde hat, beruht in einer den Griechen eigenthümlichen Vorstellung, nach welcher die keimnährende Erde überhaupt in allen Lebenskreisen vorzugsweise berücksichtigt wird. Daß ohne den Boden kein Gedeihen der Früchte ist, wußte freilich auch der Ägypter, aber als eine viel thätigere Ursache mußte nach der Beschaffenheit des Landes das Wasser sich seiner Vorstellung aufdrängen. Während daher die griechische Göttin der Befruchtung von der Erde benannt ist, scheint auch für die Isis,

64) *Suid.* Ἡφαιστος. 65) *Anton. Lib.* 28. 66) *Plut.* Is. et Os. 466. 67) *Macrob.* I, 21. *Jablonsky*, Panth. Aeg. I, 125 sq. Ein Orakel des Apollon bei *Euseb.* Praepar. III, 5 erklärt auf die Frage, wer sein Gott sei, im Geiste der spätern Theokrasie: Helios, Horos, Osiris, der Fürst, Dionysos, Apollon, Ordner der Stunden und Zeiten, der Winde und Wetter des Morgenlichts und der Nacht ꝛc. 68) *Plut.* Is. et Os. 467. 69) Ib. 462. 70) Ib. 441. 71) ὑγροποιὸς ἀρχή. *Plut.* Is. et Os. 437. 72) Ib. 438. 73) Ib. 74) Ib. 444. Quaest. Symp. VIII. 8. 75) *Plut.* Is. et Os. 455. 76) *Euseb.* Praep. III, 11.

77) *Plut.* Is. et Os. 469. 78) *Herod.* II, 40. 79) *Diod.* I, 27. 80) *Herod.* I, 59, 156. 81) *Diod.* I, 25. *Plut.* Is. et Os. 467. *Diog. L.* Prooem. 10. 82) *Plut.* Is. et Os. 455. *Macrob.* I, 21. *Diod.* I, 25. *Heliod.* Arth. IX, 9. *Serv.* Virg. Aen. VIII, 696. 83) *Plut.* Is. et Os. 466 sq. 84) Plutarch (Is. et Os. 468) nennt daher sie richtig τὸ τῆς φύσεως θῆλυ καὶ δεκτικὸν ἁπάσης γενέσεως. Nur sind alle diese philosophischen Erklärungen darin von Born herein ungenügend, daß sie die göttlichen Kräfte in den natürlichen ganz aufgehen lassen, während es die Wurzel aller mythischen Theologie ist, daß sie von einer göttlichen Kraft weiß, die an sich höher und wesentlicher ist, als die natürlichen, aber in ihnen erscheint. 85) *Euseb.* Praep. III, 12.

Digitized by Google

wie für den Osiris, der Nil die Grundlage der Thätigkeit, und der Name richtig von der Füllung, der wandernden Fülle erklärt zu sein [86]). Diese Füllung schaute man namentlich im Strom an, aber auch überhaupt in allem Gewässer und in dessen Einwirkung auf die Pflanzenwelt, denn wenn darin die Füllung den gesuchten Vielschaffer fand, und sich mit ihm vereinigte, so war die Erzeugung geschehen und das Wachsthum der Keime gedieh.

Wie nun Isis' Gewalt auf den Nil einwirkt, wird gleich nachher darzulegen sein in der Behandlung des großen Sagenkreises vom Tode des Osiris, wenn zuvor noch eine zweite Verbindung des Osiris erwähnt sein wird, aus der das mythologische Verfahren seines Volkes deutlich erhellt. Die befruchtenden Götter haben in der ägyptischen Theologie ihren Gegensatz in den mit ihnen verschwisterten Göttern der Unfruchtbarkeit und der verderbenden Ausdörrung, im Typhon und seinem Weibe Nephthys. Die physische Grundlage für diese sind, wie für Osiris und Isis die nährende füllende Feuchtigkeit und die wärmende, brütende Sonne, so das wüste unfruchtbare Meer und die ausdörrenden Winde. Das Meer ist nach ägyptischem Glauben aus dem Feuer entstanden, ist kein Theil der Welt, sondern ein Fremdartiges, Verdorbenes, Krankhaftes [87]); daher hieß das Seesalz Typhons Schaum [88]), den Priestern war sein Gebrauch verboten, namentlich zur Zeit der Heiligung [89]); bei Opfern durfte nur Steinsalz gebraucht werden [90]); Schiffer wurden von den Priestern nicht gegrüßt, ein Seefisch bezeichnete hieroglyphisch den Haß [91]). Diese unheimliche Feindseligkeit gegen das Meer ist zugleich Erfolg und Verstärkung der ägyptischen Abgeschlossenheit; denn wie ihr Land rings von Meer und Wüste umgeben ist, sehen wir es umschlossen vom Gebiete der verderbenden Götter und den Segen des günstigen Gottes auf das enge Nilthal beschränkt. Beide Namen, Typhon und Nephthys, scheinen verderbliche giftige Winde bezeichnet zu haben [92]), unter Nephthys' Herrschaft verwies man namentlich die dürren Landstriche dicht am Meer, wo sie beim Typhon hauste, dessen Gebiet überall die Grenze des gesegneten Ägyptens berührte. Die Ehe der unfruchtbaren Götter bleibt unfruchtbar, aber Osiris wohnt heimlich der Nephthys bei und zeugt mit ihr den Anubis, Typhon aber erkennt den Ehebruch am zurückgelassenen Kennzeichen des Osiris, dem Melilotos. Dieser Gedanke, daß der fruchtbare Gott auch in den unfruchtbaren Mächten Zeugung und Leben erweckt, findet nun wieder seine natürliche Darstellung im Eindrängen des aufs Höchste angeschwollenen Nil auch in das unfruchtbare sandige Küstenland, in welchem sein zurückgelassener Schlamm die Pflanze gedeihen läßt [93]).

Wichtiger ist die Sage, daß der Gott der Fruchtbarkeit gestorben sei. Schon im allgemeinen Bilde von ihm liegt der Anlaß; da alles Erzeugte in der Natur vergeht, ergibt sich leicht der Gedanke, daß der in dem Alten wirkende vielschaffende Gott kein anderes Schicksal haben kann, da aber alles, was erzeugt, gewachsen und gestorben ist, wiedergeboren wird, findet sich auch die Überzeugung ein, daß es mit dem Gott in seinem Tode nicht aus sei. Der Tödter, denn von selbst stirbt kein Gott, kann kein anderer sein, als sein feindlicher Bruder, der Gott der Unfruchtbarkeit und des Verderbens. Dies bestätigt der Augenschein darin, daß der heilige befruchtende Strom, des Gottes Abfluß, hinstirbt im unfruchtbaren Meere, daß ferner von dieser Meereswüste her die Winde wehen, die den Strom selbst schwächen, einengen und die befruchtende Kraft ihm verkümmern. Dann irrt Isis, die Göttin der Befruchtung, umher und sucht den Befruchter, sie findet ihn zertheilt und zerstückelt, er wohnt ihr von Neuem bei, aber nur als Schatten und zeugt das schwachfüßige Kind Harpokrates [94]), eine Nebenfigur des Oros, die Darstellung der verkümmerten göttlichen Schöpfungskraft, wie diese dann erscheint, wann die Sonne im Winter nicht wärmen [95]), wann der Nil nicht die Felder befeuchten kann. Dann herrscht Typhon, der unfruchtbare Gott. Aber die uralte Götternährerin, die Verborgene, Buto, nährt auf der schwimmenden Insel das echte starke Götterkind, den königlichen Oros, dem der Verderber vergebens nachsucht, und mit ihm seine Schwester Bubastis, die ihm entspricht, wie Isis dem Osiris [96]). Oros bekämpft den Typhon und herrscht als der letzte der Götter [97]). Dies sind die allgemeinen Grundzüge der Sage, deren Ausbildung nun im Einzelnen zu betrachten ist.

Für die von Osiris' Tod ist unsere Hauptquelle Plutarch, der in seiner Schrift von der Isis und vom Osiris sie folgendermaßen darstellt. Während Osiris die Welt durchzog, führte Isis die Herrschaft, und mit so weiser Sorgfalt, daß Typhon ihr Reich nicht zu stören vermochte. Nach Osiris' Rückkehr aber verschwor sich Typhon mit 72 Genossen, außer denen die äthiopische Königin Aso sich ihm zugesellte, maß die Gestalt des Osiris heimlich aus und arbeitete danach einen prächtigen Sarg, den er beim Gastmahle zu allgemeiner Bewunderung ausstellte [98]), und den er, als alle denselben bewunderten, dem zusagte, für den er passend sein werde. Alle legten sich hinein, nur Osiris fand ihn sich gerecht, aber sobald er sich darin ausgestreckt hatte, stürzten die Verschworenen darauf zu, schlossen den Deckel mit Nägeln und geschmolzenem Blei und warfen ihn in den Strom, wo er durch die tanaitische Mündung, die deshalb verflucht blieb, ins Meer hinaustrieb. Dies geschah am 17. Tage des Monats Athyr [99]) (October) zur Zeit des Voll-

86) I-Si *Jablonsky*, Panth. Aeg. II, 31. 87) *Plut.* Is. et Os. 393. 88) Ib. 435. 89) Ib. 393. 90) *Arrian.* Exp. Alex. III, 4. 91) *Plut.* Is. et Os. 435, 436. 92) *Jablonsky*, Panth. Aeg. III, 85, 120. 93) *Plut.* Is. et Os. 444.

94) *Plut.* Is. et Os. 414. 95) Daher zur Zeit der Wintersonnenwende geboren auf frühzeitigen Keimen und Blumen. *Plut.* Is. et Os. 434. 96) *Herod.* II, 156. 97) Ib. II, 144. 98) Über die übermäßige Vorliebe der Ägypter für prachtvolle Särge vergl. *Zoega*, De Obelisc. p. 329. 99) *Plut.* Is. et Os. 404, 405.

Digitized by Google

monds [1]). Dies war die Jahreszeit, wann nach Ablauf der Etesien der Nil durch den Andrang der Südwinde sich ins Meer entladet, sein Wasser zurückweicht, sodaß der Boden trocken wird, während Nacht und Finsterniß zunehmen, die Tage verkürzt werden, das Licht abnimmt. Diese vier Dinge, das Weichen des Nil, das Herrschen der Südwinde (die der Mythus durch die Äthioperin Aso andeutet [2]), die Schmälerung des Lichts und die Entblößung des Bodens werden vom 17. an mehre Tage lang betrauert, und dabei eine goldene Kuh mit schwarzem Gewande verhüllt, als Sinnbild der Trauer der Isis vorgezeigt [3]). Die Bildwerke stellen die Hinaustragung der Leiche durch den Nil ins Meer durch einen Löwen dar, der eine Mumie trägt, begleitet von Anubis [4]), auch wol durch eine Mumie auf einem runden Holz, einem Schifflein ähnlich [5]). Die Satyrn (mögen diese nun ursprünglich ägyptisch oder für andere Osirische Dämonen eingeführt sein) um Chemmis bemerken das Geschehene zuerst und berichten es der Isis, die nun mit geschornem Haar und in schwarzen Kleidern trauert, nach der Leiche sucht und jeden nach dem Sarge fragt, selbst Kinder, die ihr begegnen. Und diese geben ihr die tanaitische Mündung an, daher den Kindern in Ägypten Sebergabe einwohnt. Bei dieser Gelegenheit erfährt Isis, daß Osiris einst aus Irrthum mit der Nephthys den Anubis erzeugt hat, erkennt die Wahrheit der Nachricht aus dem daselbst zurückgebliebenen Melilotos, nimmt das von Nephthys aus Furcht vor dem Typhon ausgesetzte Kind auf und macht es zu ihrem Wächter. Der Sarg ist indessen durchs Meer zu Byblos ans Land geschwommen und von den Wellen hineingehoben in das Gesträuch einer Erika, die durch die einwohnende Macht des Gottes so getrieben wird, daß sie den Sarg ganz mit dem Holz ihres Stammes umwächst. Der König des Landes findet den Wunderbaum und läßt den Stamm mit dem darin verborgenen Sarg als Pfeiler seines Hauses aufstellen. Isis erfährt dies durch ein auf göttlichen Anlaß verbreitetes Gerücht, wandert nach Byblos, setzt sich weinend an einer Quelle nieder, liebkost die Dienerinnen der Königin und haucht ihrer Haut Wohlgeruch an; die Königin läßt sie holen und macht sie zur Amme ihres Kindes, das Isis statt der Brust aus dem Finger säugt, Nachts aber ins Feuer legt, daß die sterblichen Theile seines Leibes verbrennen, sie selbst aber klagt an dem Pfeiler in Gestalt einer Schwalbe. Die Königin bemerkt endlich die Behandlung des Kindes, das darüber die Unsterblichkeit einbüßt, Isis aber gibt sich zu erkennen, haut den Sarg aus dem Stamm und läßt diesen heiligen, wirft sich auf den Sarg mit solcher Klage, daß des Königs jüngerer Sohn stirbt, und schifft mit dem Sarg und den ältern heim, wobei sie im Zorne den Fluß Phädros austrocknet, der ihr widrigen Wind schickt. Sie öffnet den Sarg, küßt den Leichnam, der Knabe stört sie und stirbt vor dem Zorn ihres Blickes, die Ägypter singen ihn als Maneros [6]). In dieser Erzählung trägt Manches die Spuren griechischer Umfabelung, aber das Hinaustreiben des Sarges ins Meer, Typhons Reich, der üppige Wuchs des Stammes, der Tod des Maneros sind offenbar wirklich ägyptische Sagen. Die Landung in Byblos scheint desselben Ursprungs, denn die Sage muß den Sarg entfernen aus dem Lande, das die Welt des Gottes und sein Wohnsitz ist, und unter den angrenzenden findet sich kein näheres; der Segen des Bodens an der syrischen Küste und eine der Isis verwandte dort einheimische Göttin [7]) mochten die nähern Anlässe hergeben. Diese Wiederauffindung des Osiris wurde von den Priestern am 19. Tage des Monats Athyr Nachts gefeiert durch einen Zug ans Meer, wo sie mit den Stolisten, den heiligen Bekleidern, eine heilige Lade hervorbrachten, in der sich ein goldenes Kistchen befand. In dies goß man Trinkwasser und nun jauchzte Alles auf, Osiris sei gefunden [8]) und das Volk rief mit: Wir fanden ihn, wir jubeln mit [9]). Dann mischte man Gartenerde unter das Wasser, that Gewürze und Specereien hinzu und formte ein mondähnliches Bildchen, das man umkleidete und schmückte [10]). Vielleicht war dies ein Abbild des Schiffes, worauf Isis den Osiris zurückbringt, dessen Bildung aus Fruchterde und nährendem Wasser andeutet, wie die beiden befruchtenden Götter in ihr Land heimkehren; denn ein solches Schifflein, das man nachher irrthümlich für den Mond deutete, findet sich unter den Hieroglyphen [11]). Isis' Heimkehr wurde gefeiert am siebenten des Monats Tybi (der dem December entspricht, wie der Athyr dem October) und dabei bildete man auf den Opferkuchen ein gefesseltes Nilpferd ab zur Bezeichnung des überwältigten Typhon [12]). Da die ägyptischen Monate etwa mit dem achten bis zehnten Tage der unsrigen anfangen, fällt der siebente des Tybi auf den 15. December. In diese Zeit wird nun, da Isis jetzt nach der Heimkehr den Sarg eröffnet und den Leichnam umarmt, die Erzeugung des Harpokrates mit dem todten Osiris gehören, wie auch die Geburt dieses schwächlichen Götterkindes, das die Natur darstellt, wie sie zu frühzeitig sich zur erzeugenden Kräftigkeit wiedergebären will [13]).

Da aber Typhon nur überwunden, nicht vernichtet ist, begibt sich Isis nach Buto, wo die uralte Göttin den Oros ernährt, und verbirgt, ehe sie sich auf den Weg macht, den Sarg mit dem Leichnam. Typhon aber jagt wieder beim Vollmond eine Sau, stößt auf den Sarg, erkennt den Osiris, zerstückt ihn in 14 Theile und zerstreut sie [14]), oder nach Andern in 26, die er unter seine Genossen vertheilt [15]). Isis sucht in einem Schiffe von

1) *Plut.* Is. et Os. 450. 2) Ib. 445. Die Etesien treiben die Wolken südwärts, sodaß durch deren Erguß in Äthiopien der Nil steigt, die Südwinde stören dies und beschleunigen die Entladung ins Meer, die von den Etesien verzögert wird. 3) Ib. 446. 4) *Zoega*, De Obelisc. p. 329. n.; 252, n. Der Löwe ist Sinnbild der dem Strom innewohnenden Stärke. 5) Ib. p. 330 sq.

6) *Plut.* Is. et Os. 405—411. 7) *Lucian.* Dea Syr. 7. 8) *Plut.* Is. et Os. 446. 9) Schol. Juven. VIII. 29. 10) *Plut.* Is. et Os. 447. 11) S. Note 5 a. v. Sp. Vergl. *Plut.* Is. et Os. 451. 12) Ib. 464. 13) S. Note 95. S. 275. *Plut.* 414, 484. 14) Ib. 395, 411. 15) *Diod.* I, 21.

Digitized by Google

Papyrus die Stücke zusammen, daher noch jetzt die Crocodile die in Papyrusböten Schiffenden nicht verfehren, und bestattet sie, wo sie dieselben findet, oder sendet nach Andern, um das wahre Grab vor Typhon geheim zu halten, Bilder des Osiris, deren jedes ein Stück enthält, in den Städten umher, jedes für den wahren Leib ausgebend [16]). Sie vereidigt darauf die Priester, die Tödtung und das Grab geheimzuhalten und setzt die Osirischen Weihen ein [17]). Osiris' Schamglied, das heiligste Werkzeug der Befruchtung, hat von den Genossen des unfruchtbaren Typhon Niemand annehmen wollen, daher wirft er es in den Strom [18]), sodaß seine zeugende Macht nur dem Nil einwohnt. Es wird verzehrt vom Schuppenfisch, vom Stör und vom Phagros, welche die Ägypter am meisten verabscheuen, Isis aber läßt es nachbilden im Phallus und heißt diesen aufs Höchste verehren [19]).

Nun erscheint der ermordete Osiris dem Oros, um seine Rache zu betreiben, er übt den Sohn im Kampf und fragt ihn dann, was er für das Schönste halte. Oros antwortet: beleidigte Ältern zu rächen. Dann stellt er die zweite Frage, welches Thier er für den Kämpfenden am nützlichsten halte, und da Oros antwortet: den Wolf, fragt er wieder: warum nicht lieber den Löwen, und erhält die Auskunft, ein Löwe sei dem nützlicher, der Beistand bedürfe, ein Wolf dem, der den fliehenden Feind zerreißen lassen wolle. Nun erkennt Osiris, sein Sohn sei zum Kampfe gut [20]). Denn das Orakel hatte gesagt, die Angelegenheiten der Ägypter würden glücklich enden, wenn Oros statt des Löwen den Wolf zum Beistande nehme. Die Erwähnung des Wolfs bestätigt sich durch eine heilige Sage, die Manche sich zu offenbaren scheueten [21]). Es war aber keine andere, als daß, da es wirklich zum Kampfe kam, der todte Osiris in Wolfsgestalt dem Oros zu Hilfe eilte [22]). Denn alle Sagen vom todten Osiris durften nur den Eingeweihten mitgetheilt werden, sonst war es frevelhaft, vom Gottestode zu reden [23]). — Ehe es zur Schlacht kam, gingen Viele vom Typhon zum Oros über, namentlich seine Beischläferin Thueris (der Ostwind), flüchtend vor einer Schlange, die von Oros' Genossen umgebracht ward, daher noch bei der Feier ein hingeworfener Strick zerschnitten wird [24]). Nach einem Kampfe von mehren Tagen nahm Oros den Typhon gefangen und übergab ihn gefesselt der Isis, diese aber setzte ihn in Freiheit; Oros darüber aufgebracht riß der Isis die Krone [25]) oder nach alter Sage wol den Kopf ab [26]), Hermes (Anubis) aber setzte ihr ein Rinderhaupt auf [27]). Typhon verklagte nun den Oros als unecht; auf Hermes' Vertheidigung aber erkannten ihn die Götter an als ehelich [28]). Es werden noch andere Nachstellungen angeführt: Typhons Genossen, die dem griechischen Schriftsteller Titanen heißen, bringen den Oros um, Isis findet ihn todt im Wasser, aber sie bringt ein Kraut hervor, durch das sie ihn nicht nur wiederbelebt, sondern auch unsterblich macht [29]). Endlich wird Typhon in zwei andern Schlachten überwunden und völlig überwältigt [30]). Er entfloh dem Tod in Gestalt eines Crocodils [31]), wenn diese Flucht nicht etwa die ist, da ihn Isis entschlüpfen ließ. Bei Diodor wird er getödtet, doch ist das wol Euhemeristische Umformung, so gut wie der Tod der Isis [32]).

Wie nun Oros, dessen Augen das Geburtsfest am 30. Tage des Monats Epiphi (Junius), also nach der Sommersonnenwende, im kräftigsten und reichsten Theile des Jahres, gefeiert wird [33]), als ein erneuerter jugendlicher Osiris segensreich über das Land herrscht [34]), wie Osiris' Begrabung und Wiederbelebung angeschaut wird im ausgesäeten und aufkeimenden Saatkorne [35]), so hat nun auch Isis die Wasser des allnährenden Stromes wieder steigen lassen [36]), der Nil schwillt an durch ihre Thränen [37]), während sie den Osiris sucht unter dem Geräusche der Klapper in ihrer Hand [38]). Denn diese, mit welcher ihr Fest gefeiert wurde, bezeichnete das Steigen und Fallen des Nil [39]), und die Schale, die sie in ihrer Linken hielt, die Füllung aller Leere [40]). Die Sage von der Zerstückelung des Osiris scheint ihren Grund theils in der Zertheilung des Nil zu haben, denn Isis sammelt, auf demselben schiffend, die Stücke ein, theils in den eifersüchtigen Ansprüchen so vieler ägyptischen Städte auf das echte Grab des Osiris.

Denn nur Osiris' Leib war zerstückelt, sein Geist lebte fort, und wie er schon der Isis und dem Oros wieder erschienen war, so galt er nebst der Isis als Herrscher des Todtenreichs [41]), und seine Gemeinschaft war für jeden Sterbenden das wünschenswertheste Glück. Denn die Seele des Menschen verläßt ihren Leib, sobald dieser zerfällt und muß dann alle Thierleben durchwandern, um endlich nach 3000 Jahren wieder in menschlichem Leibe zu erscheinen [42]). Dieser mühevollen Wanderung kann aber vorgebeugt werden durch ungestörte Erhaltung der Leiche, und diesem Glauben zu Liebe geschah die Einbalsamirung und die Beisetzung in den für die Ewigkeit erbauten Grabstätten der Pyramiden oder in heiligen Begräbnißplätzen in der Nähe des Grabes des Osiris. Denn wie die menschliche Seele auch im Grabe in der Mumie bleibt, so ist auch Osiris' wahrer Wohnsitz da, wo sein wahrer Leib begraben liegt. Seine

16) *Plut.* Is. et Os. 412. *Diod.* I, 21. 17) *Diod.* I, 21, 20. 18) Ib. 22. *Plut.* Is. et Os. 441. 19) Ib. 412. Vergl. *Diod.* I, 22. 20) *Plut.* Is. et Os. 412. Im griechischen Texte nennt Oros statt des Wolfs ein Pferd, dies paßt aber weder zu den Stellen des Synesius und Diodor, noch zu der eigenen Angabe Plutarchs: das Pferd solle den Fliehenden zerreißen. Vergl. *Zoega*, De Obelisc. p. 308, n. 38. Die Meinung ist: der gewaltige Löwe sei nur im Streite selbst gut, wo Oros ihn nicht brauche, der grimmige Wolf aber zur völligen Vernichtung. 21) *Synes.* de Provid. I. p. 115. 22) *Diod.* I, 88. 23) Vergl. *Plut.* Is. et Os. 504. 24) Ib. 413. 25) Ib. 26) Ἰσιδος ἀποκεφαλισμός *Plut.* Is. et Os. 415. 27) Ib. 414.

28) *Plut.* Is. et Os. 414. 29) *Diod.* I, 25. 30) *Plut.* Is. et Os. 414. 31) Ib. 464. 32) *Diod.* I, 21, 22. Vergl. *Zoega*, De Obelisc. p. 303, n. 18. 33) *Plut.* Is. et Os. 166. 34) *Rutil.* Itin. I, 375: renovatus Osiris excitat in fruges germina laeta novas. 35) *Plut.* Is. et Os. 483. 36) *Lucian.* Dial. Deor. 3. 37) *Paus.* X, 32, 18. 38) Orakel des didymäischen Apoll bei *Euseb.* Praep. V, 7. 39) *Serv.* Virg. Aen. VIII, 696. *Lutat.* Schol. Stat. Theb. I, 265. 40) *Serv.* l. c. 41) *Herod.* II, 123. 42) Ib.

Digitized by Google

Nähe schützt die in dieselbe Aufgenommenen vor der Auswanderung in thierische Leiber, theils, indem die Heiligkeit des Ortes jede Zerstörung der Mumie fern hält, theils, indem er die Seele selbst unter seinem Einflusse bewahrt. Daher wünscht man den Todten nach: Sei gutes Muthes mit Osiris, gebe Osiris dir das kalte Wasser [42]); daher, um wenigstens eine symbolische Nähe des Gottes zu gewinnen, malt man Osiris selbst als Mumie mit Hut, Stab und Geißel auf den Byssusdecken der Leiche oder auf der Unterlage des Kopfs [43]), legte unter andern Amuleten kleine Osirisbilder in Mund, Brust und Bauchhöhle der Mumie oder zwischen die Decken [44]), bildete auch den Wolf des Osiris auf Särgen ab [45]). Die gesetzmäßige Bestattung mit allen gehörigen Gebräuchen und mit dieser sicherstellenden Ausrüstung hieß daher auch die Osirische [47]). Um aber der Gemeinschaft des Gottes theilhaft zu werden, mußte der Todte erst sich einem Gericht unterwerfen vor mehr als 40 Richtern; wenn ein sündiges Leben erwiesen ward, wurde das ehrenvolle Grab versagt, sonst priesen die Verwandten den Todten, ließen ihn auf dem Nachen hinfahren in die Todtenstadt und flehten die unterirdischen Götter an, ihn zum Genossen aufzunehmen [48]). Wie vor Menschen die Leiche, so wurde vor Osiris selbst die Seele gerichtet, und oft stellte man den Todten in dieser Handlung auf seinem Grabe dar, wie den König Osimandyas [49]). Manche Denkmale dieser Art sind noch jetzt aufbehalten. Osiris wird dargestellt sitzend auf einem Throne mit dem Gewand umhüllt, wie eine Mumie, er hat seine gewöhnlichen Kennzeichen: vor ihm ist eine Lotosblume, auf dieser vier Bildchen mit Menschenkopf, Affenkopf, Hundskopf, Habichtskopf, Nebengötter des Osiris. Neben diesem steht ein weiblicher Genius der Isis, der ein Pisangblatt hält und mit ausgebreiteten Armen und Flügeln den Gott gleichsam umfaßt und schützt. Vor demselben steht Hermes mit dem Ibiskopfe, der mit Schreibtafel und Griffel die Thaten des Verstorbenen aufzeichnet. Diesen selbst führt eine Dienerin des Todes, deren Haupt verhüllt ist, an der Hand vor den Richter. Ganz vorn ein Nilpferd mit offenem Rachen, das Sinnbild des der Leiche, wie der Seele, Verderben drohenden Typhon. Eine Wage schwebt daneben für die Thaten des Verstorbenen, die eine Schale zieht ein habichtsköpfiger, die andere ein affenköpfiger Geist an. Hinter dem Throne des Osiris liegt der Osirisch balsamirte Leichnam auf einer Bahre in Löwengestalt; denn der Nil oder einer seiner Arme trägt jeden in die Todtenstadt, wie er den Osiris ins Meer hinaustrug. Anubis legt eine Hand auf den Leichnam und spendet aus goldener Schale. In einem andern Ausschnitt erscheint Isis mit Purpur, Diadem und Globus auf dem Haupte, mit ausgebreiteten Flügeln, in jeder Hand ein Pisangblatt. Unten 20 Geister, Diener des Osiris, und zwei wachthaltende Wölfe

42) *Zoega*, De Obelisc. p. 305. 44) Ib. p. 252, n. 16; 45) Ib. p. 321, n. 12, 15. 47) 48) *Diod.* I, 92. 49)

in der Vorhalle des Todtenreichs [50]). Auch finden wir den Osiris in diesem Richtamte dargestellt mit einem Habichtskopfe, sitzend auf seinem Throne, vor ihm eine die Hand zu ihm erhebende weibliche Seele, geführt vom ibisköpfigen Hermes. Auch hier findet sich das Symbol des Pisangblattes. Daneben wird dieselbe Seele dargestellt, wie sie ein großes Habichtsbild, das den Globus auf dem Kopfe trägt, anbetet [51]). Auch wird der Todtenherrscher Osiris blos durch ein großes Auge dargestellt, unter dem sich Abbilder von Schranken befinden zur Bezeichnung der Geheimweihen [52]); denn die Theilnahme an diesen können wir als nothwendige Bedingung Osirischer Bestattung ansehen, weil es Grundsatz aller Religionen des Alterthums ist, daß der Lebende die Gemeinschaft des Gottes suchen muß, um sich im Tode derselben zu erfreuen. Da aber diese Weihen so leicht ertheilt wurden, daß selbst Ausländer, wie Herodot, sie erhalten konnten, haben wir uns gewiß alle eingeborene Ägypter als eingeweiht zu denken. In diesen Weihen wurden Nachts auf einem kreisrunden See bei Sais die Leiden des Osiris dargestellt. Herodot kannte diese, wagte aber nicht, sie zu erzählen, noch auch den Osiris selbst zu nennen, dessen Grab, wie er andeutet, nahe dabei im Heiligthume der Neith hinter dem Tempel derselben war [53]).

Wie schon Herodot Osiris' Grab zu Sais erwähnt, so finden wir dasselbe an allen Hauptorten wieder bei der großen Grabstätte, und an jedem Orte versicherten die Priester, hier sei das echte Grab [54]). Vorzüglichen Ruhm hatte namentlich Osiris' Grab bei Philä auf einer schwer zugänglichen Insel, die selbst von Vögeln und Fischen vermieden ward, und durch diese Unzugänglichkeit eine desto sichere Ruhestätte gewährte; zu bestimmter Zeit aber zogen die Priester hin und bekränzten unter Todtenopfern das Denkmal, das von der zu übermäßiger Größe aufgeschossenen Pflanze Methida beschattet war [55]). Die Todtenopfer bestanden in Milch, mit welcher 360 bereit stehende Gefäße gefüllt wurden, als Darstellung der unablässigen täglichen Spende das ganze Jahr hindurch. Bei dem zu Philä ruhenden Osiris schworen die Ägypter den höchsten Eid [56]). Auch zu Abydos an der Grenze der Thebais gegen die lybische Wüste zeigte man seit uralter Zeit Osiris' Grab, daher reiche Leute sich oft dahin bringen ließen, um in seiner Nähe beigesetzt zu werden [57]). Das Grab hieß das Geheimniß zu Abydos [58]). Hier zeigte man den Akanthoshain, der erwachsen war aus den Kränzen, die die Götter nach Osiris' Tode ablegten. Daselbst war weder Gesang, noch Cither, noch Flöte zugelassen, die die Ägypter sonst beim Gottesdienste brauchen [59]). Ähnlichen Ruhm

50) *Zoega*, De Obelisc. p. 304. Vergl. 588. 51) Ib. p. 304. 52) Ib. p. 324. 53) *Herod.* II, 170, 171. Dasselbe erwähnt *Strab.* XVII, 803. 54) *Diod.* I, 21. *Zoega*, De Obelisc. p. 284. 55) *Plut.* Is. et Os. 417. *Strab.* XVII, 803. *Serv.* Virg. Aen. VI, 154. 56) *Diod.* I, 22. *Tzetz.* Lycophr. 212. 57) *Plut.* Is. et Os. 416. 58) *Porphyr.* ep. ad Anebon. 7. 59) *Strab.* XVII, 813. *Zoega*, De Obelisc. p. 287, n. 80. Die Ablegung der Kränze erwähnt schon Hellanikos von Lesbos (*Athen.* XV, 680). Ihm hieß der Mörder

hatten Tapofiris [60]) und Buſiris, wo Oſiris auch geboren ſein ſollte [61]), namentlich aber Memphis, wo der heilige Stier Apis als Abbild der Seele des Oſiris verehrt [62]) und ſein Tod beklagt wurde, wie der des Oſiris ſelbſt [63]). Daher ließen Reiche ſich auch oft zur Beſtattung nach Memphis bringen [64]). Im Apis, deſſen Geburt gefeiert wurde an den Theophanien, wann der Nil ſtieg, iſt eine Symboliſirung des Nil unverkennbar [65]). Und wie man vom Oſiris die Dämme und Kanäle herſchrieb, die die Bewäſſerung der Äcker durch den Nil leiteten [66]), ſo ſtellen auch Bildwerke, namentlich von Philä, den Oſiris mit dem Nilmeſſer als den Beherrſcher dieſer Gewäſſer dar [67]). Die übrigen von ihm hergeleiteten Wohlthaten und Erfindungen finden ſich verzeichnet auf den Oſiriſchen Säulen, von denen noch mehre erhalten ſind [68]). Als Stern des Oſiris galt der Planet Jupiter [69]). In allen Reden von Oſiris herrſchte wegen der Erinnerung ſeines Todes eine heilige Scheu, und auch im Cultus hütete man ſich vor zu häufiger Erwähnung und Darſtellung des Gottes; ſein Bild wurde unzugänglich verſchloſſen gehalten und nur einmal hervorgenommen, während man das der Iſis öfters brauchte [70]). Der Dienſt des Oſiris, wie der der Iſis [71]), verbreitete ſich auch nach Griechenland, indem er ſich anſchloß an den des Dionyſos, und in Plutarchs Zeit wurden auch Frauen die Oſiriſchen Weihen ertheilt, in denen man die Einheit des Oſiris und Dionyſos erkannte, ſo man ſorgte dafür, die Weihe ſeinen Kindern zu vererben [72]). (*R. H. Klausen.*)

Osirusa, ſ. Isopodes.

OSISMENSIS, OXIMENSIS PAGUS, Oximum pagus, franzöſiſch l'Hiesmois, hieß der Gau um Hiesmes oder Exmes, Alançon und Falaise; erwähnt werden in dieſem Gau im 8. Jahrh. villa Montecellus, und die villa Dogmanicum in der centena (Hundertſchaft) Alancionensis und die villa Vanda in der centena sagiuse *). (*Ferdinand Wachter.*)

OSISMII. Über die Rechtſchreibung handelt Tzſchucke (zu *Mel.* III, 2, 7). Es iſt dies der alte Name eines Volksſtammes in Gallia Lugdunensi oder Celtica, der am Meere an der weſtlichen Küſte der heutigen Bretagne wohnte. Pytheas (bei *Strabo* IV, 195) nennt ihn *Τιμίους*. Der Hauptort deſſelben, Vorganium (Vorgium) iſt nach d'Anville Carhaix dans la basse Bretagne; das von Strabon erwähnte Vorgebirge iſt Cap Rahé. (Vergl. *Plinius* IV, 18, 32.) Cäſar (B. G. VII, 75) rechnet die Oſismii zu den civitatibus, quae Oceanum attingunt, quaeque eorum consuetudine Armoricae appellantur. (*H.*)

Osius, ſ. Osio.

OSJUT, Hauptſtadt der Provinz Osjutiye (اسيوطيّة) im mittägigen Ägypten und an das ebengenannte Gebiet von Dſchmunein grenzend, führt auch den Namen Sojut (سيوط) und ein aus ihr Gebürtiger heißt Sojuti, ſeltener Osjuti. Dieſe Stadt des alten Thebais, deren Größe Macrizi mit der von Gaza vergleicht, nannten die Kopten Siôout (*Σιωουτ*) und die Griechen Lycopolis oder Wolfsſtadt. Zur Zeit der arabiſchen Herrſchaft gehörten einige 30 Flecken zu ihrem Gebiet und ſie ward zu 323,920 Dinar abgeſchätzt. Auch iſt ſie der Geburtsort eines der fruchtbarſten arabiſchen Schriftſtellers der ſpätern Zeit, des Scheich

1) Dſchelál-ed-din Abd-el-rahman Ben Abi Bekr Sojuti, der im J. 911 (beg. 4. Jun. 1505) ſtarb und den Ruhm trägt, nahe an 600 große und kleine Schriften über verſchiedenartige Wiſſenſchaften der Nachwelt hinterlaſſen zu haben. Aus ſeiner Selbſtbiographie, die ſich in einem ſeiner Werke vorfindet, und die von Unterzeichnetem im Anzeigeblatte der wiener Jahrbücher (Bd. LVIII, LIX und LX. Jahr 1832) mit einem Verzeichniſſe ſeiner ſämmtlichen bekannten Schriften in einem ausführlichen Auszuge mitgetheilt worden iſt, heben wir mit Verweiſung auf den angezeigten Ort Folgendes heraus. Sojuti ward im Monate Redſcheb 849 (Nov. 1445) geboren, und genoß ſeine früheſte Bildung im Hauſe des Ordensobern Muhammed Medſchdub in der Nähe der Kapelle der heiligen Neſiſe (Chrest. arabe ed. *de Sacy* I, 228). Schon vor ſeinem achten Jahre wußte er den Koran auswendig, und ſuchte ſich dann mehre juriſtiſche und grammatiſche Handbücher zu eigen zu machen. Hierauf begann er vom J. 1449 an die tiefern Studien der Jurisprudenz und der Grammatik und erhielt in ihnen von den ausgezeichnetſten Lehrern Unterricht. Im J. 1461 hatte er ſich bereits ſolche Kenntniſſe in der arabiſchen Sprache erworben, daß er von ſeinem Lehrer die Erlaubniß erhielt, ſelbſt als Lehrer derſelben aufzutreten. In dieſer Erlaubniß des Lehrers nämlich, die ihm noch durch ein Diplom beſtätigt ward, beſtand die Promotion des jungen Gelehrten zur Doctorwürde und der Facultas legendi in der Wiſſenſchaft, die ihm der bezügliche Lehrer gelehrt hatte. Auch ſchrieb Sojuti in dieſer Zeit ſeine erſte Abhandlung, einen Commentar über die Formeln اعوذ بالله „ich fliehe zu Gott vor dem und dem Unglück" und بسم الله „im Namen Gottes," der mit Wohlgefallen aufgenommen ward. Das Jahr darauf ertheilte ihm Jim-ed-din Balkini gleiche Lehrfreiheit für das Jus und die Fähigkeit, Rechtsſprüche zu ertheilen. Deſſenungeachtet hörte er nicht auf, nebenbei die Vorleſungen anderer Lehrer zu beſuchen. Er hörte die Erklärung des Korans-Commentars von Beidhawi und war eifrig im Studium der Über-

---

des Oſiris Babys, welches Wort wahrſcheinlich den Höhlenbewohner bedeutet, ein äthiopiſcher Hirtenfürſt. Vergl. *Zoega*, De Obelisc. p. 577.

60) *Plut.* Is. et Os. 417. *Strab.* XVII, 799, 800. 61) *Plut.* Is. et Os. 417. *Diod.* I, 85. 62) *Plut.* Is. et Os. 416, 417. 63) *Tibull.* I, 7, 27 sq. *Plin.* VIII, 46. *Solin.* 32. 64) *Plut.* Is. et Os. 416. 65) *Jablonsky*, Panth. Aeg. II, 215 sq. 66) *Diod.* I, 19. 67) Creuzer Symb. I, 269 fg. 68) *Zoega*, De Obelisc. p. 579, 584, 588. 69) *Achill. Tat.* Isag. in Arat. Phaen. 70) *Plut.* Is. et Os. 508. 71) *Paus.* X, 32, 13 sq. 72) *Plut.* Is. et Os. 439.

*) Gesta Abbatum Fontanellensium bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 279, 281, 290. Vergl. *Valesius.*

Digitized by Google

lieferungskunde. Mit einem seiner spätern Lehrer Mohjied-din Kafdschi verlebte er vierzehn Jahre in wissenschaftlicher Verbindung und erweiterte durch dieselbe seine Kenntnisse in der Koranserege se, in den Grundlehren des Rechts, der arabischen Sprache, der Rhetorik und andern Wissenschaften. Eine Reise durch Syrien, Hedschas, Jemen, Indien, Afrika bis nach Tekrur hin, trug ebenfalls zu seiner Fortbildung bei, und nach Vollendung seiner Pilgerreise nach Mekka ward er selbständiger Lehrer auch in der Rechtslehre und Überlieferungskunde, in denen er an die Stelle zweier seiner Vorgänger einrückte. Er entblödet sich nicht, seine erschöpfende Kenntniß in sieben Wissenschaften, in der Koranserege se, Überlieferungskunde, Rechtslehre, Syntax, und in den drei Zweigen arabischer Rhetorik hervorzuheben, und meint, mit Ausschluß der Rechtslehre in den übrigen sechs Wissenschaften es weiter als seine Lehrer gebracht zu haben, fügt aber doch bescheiden bei, daß er dies alles einzig mit Gottes Gnade, nicht aus Ruhmsucht erzähle. Übrigens besitze er in geringerer Vollkommenheit die Kenntnisse der Grundlehren des Rechts, der Topik, der grammatischen Formenlehre, der Stylistik und Epistolographik, der Lehre von der Erbgutstheilung und der Koranlesekunst. Noch weniger Fortschritte habe er in der Medicin gemacht, und ein arithmetischer Satz habe seinen Geist schwerer gedrückt als die Last eines Berges; Logik habe er Anfangs etwas studirt, bald aber einen Abscheu gegen sie in seinem Herzen empfunden. Ein Ersatz dafür sei ihm in der edelsten der Wissenschaften, in der Wissenschaft der Überlieferungen, erwachsen. Nicht weniger als 150 Lehrer hörte er über sie und vorzüglich über den kritischen Theil derselben. — Aus dieser Zusammenstellung der Wissenschaften, mit denen er sich beschäftigte, geht zugleich die nähere Kenntniß des Gebietes hervor, in dem sich seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte. Trotz der sonderbaren Titel, die sich unter den 561 am obenangeführten Orte verzeichneten Nummern finden, werden also alle Werke, Schriften und Schriftchen unseres Sojutis in den Kreis jener Wissenschaften einschlagen müssen.

2) Der Vater des ebengenannten Vielschreibers Abu Bekr Ben Muhammed Sojuti, der im J. 855 (1451) starb, ist uns durch seinen Commentar des Werkes: „Glaubensbekenntnisse des Adhod-ed-din (العقائد العضدية)" vom Richter Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi, der im J. 756 (1355) starb, als Schriftsteller bekannt geworden.

3) Ein dritter Schriftsteller aus Sojut führt den Namen Schems-ed-din Muhammed Ben Ahmed Ben Ali Sojuti und ward im J. 810 (beg. 8. Juni 1407) geboren. Er ist Verfasser einer Anweisung zur Anfertigung von Urkunden unter dem Titel: „Edelsteine der Verträge und Hilfsbuch der Richter, der Ausfertiger von gerichtlichen Urkunden und der Zeugen (جواهر العقود ومعين القضاة والموقعين والشهود)." Der Gang der Behandlung richtet sich nach den einzelnen Capiteln des Rechts, wie diese in den Lehrbüchern desselben angeordnet sind. (*Gustav Flügel.*)

Oskampia *Mönch.*, s. **Lycopsis** *L.*

OSKAR (Sohn des Gebirges), Ossians Sohn, der als Jüngling im Kampfe fällt, und den sein alter, blinder Vater in Liedern beklagt. Da die sogenannten Gedichte Ossians ein Erzeugniß der Phantasie Macphersons sind, so dürfte die nähere Angabe von den Umständen, welche Oskars Tod herbeiführten, hier nicht passend sein, weil diese Darstellung nicht gelten kann als eigentliche Heldensage, d. h., von Sängern des Alterthums, unter Benutzung geschichtlicher Ereignisse und Namen Geschaffenes und vom Volk als wirklich so geschehen Geglaubtes, sondern vielmehr nur den Werth der Schöpfungen anderer neuerer Dichter hat, welche zu diesen berühmte Namen der Sage benutzen. (*Ferdinand Wachter.*)

OSKARSSTAD, eine kleine unbedeutende Stadt im nordwestlichen Theile der an Norwegen grenzenden schwedischen Provinz Wermeland, deren Anlegung im J. 1811 verfügt ward und begann, zunächst der Kirche Arvika, und im Pastorat Arvika, welchen Namen diese Stadt auch seit 1821 führt. Im J. 1815 zählte sie 125 Einwohner, worunter 1 Apotheker, 11 Kleinhändler und mehre Handwerker; überhaupt 31 Familien, unter welchen nur 6 wohlhabende, aber 20 arme und 5 bettelarme. Die Anbauer haben den Bauplatz nebst Kartoffelland unentgeltlich erhalten. Im J. 1817 fand ich dort einen hohen Grad sittlichen Verderbens, und bildete in dieser Hinsicht der Ort einen grellen Contrast gegen die Umgegend und die Provinz. — Nahe an Oskarsstad liegt das Dorf **Solberga**. (*v. Schubert.*)

OSKAU, Hütten, mähr. Oskawa oder Hutin genannt, ein zwei Meilen nordwärts von Mährisch-Neustadt im mährisch-schlesischen Gesenke gelegenes, zur fürstl. Lichtensteinischen Herrschaft Außen gehöriges Dorf im olmützer Kreise Mährens, mit (1825) 103 Häusern, 806 slav. Einwohnern, worunter 376 männl. und 430 weibl. Seelen waren, einer kath. Pfarre, Kirche und Schule, zu welcher die Dörfer Moskell mit einer Schule und Elend eingepfarrt sind. Die Pfarrei Oskau gehört zum mährisch-neustädter Dekanat des olmützer Erzbisthums und zählte im J. 1830 2146 kath. Pfarrkinder. Die Einwohner von Oskau treiben Feldbau und unterhielten 1825 an größern Hausthieren sechs Pferde und 93 Kühe. Das Dorf hat nur bei 40 Joche schlechten Ackerlandes, aber viele Hausgärten, in denen viele Pflaumen, Äpfel und anderes Obst gezogen wird. (*G. F. Schreiner.*)

OSKE, OSKI (nord. Mythol.), ein Name Odins, von ósk, Wunsch, Wahl, wird durch erwünscht (wünschenswerth, oder die Wünsche der Menschen erhörend erklärt [1]). Doch nach unserer Meinung bedeutet **Oski**

1) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 653: *Oski*, Optatus, Optabilis aut (hominum) exaudiens, und S. 619 stellt er diesen Namen nebst den Namen Theikr, Thiódr, Augantýr, Gagnráðr, Hagyrkr mit den Benennungen des Zeus: μειλίχιος, φίλιος, ἤπιος, ἄφιστος, ἐπιδόρπης, und den lateinischen desselben Gottes: Almus, Aequus, Bonus, Optimus, Opitulator zusammen.

Digitized by Google

vielmehr Wünscher, Wähler, Adoptivvater, weil er die in der Schlacht Gefallenen als seine óskasynir [2]) (Söhne der Wünsche, der Wahl) annahm [3]). (Vergl. den Art. Oskmey.) Unter den zwölf Namen, welche Odin im alten Ásgard hatte, ist Oski der sechste oder siebente [4]), und wird deshalb von Finn-Magnusen als das Himmelszeichen der Zwillinge und den ihnen entsprechenden Monat bezeichnend gedeutet; unter den 52 Namen, welche Odin im Grimnismal (48) aufzählt, ist Oski der 35., und wird deshalb als die 35. Woche des nordischen Kalenders (vom 19. bis 25. Juli) bezeichnend genommen. (*Ferdinand Wachter.*)

OSKER, der Gesammtname für die alte Bevölkerung Mittelitaliens von den Grenzen der Etrusker bis an die der Önotrer, eine Nation, die sich nirgends in politischer Selbständigkeit ausgebildet, sondern von andern Völkern aufgenommen mit diesen eine neue Form hervorgebracht und dabei den allgemeinen Namen für die Sprache der mittelitalienischen Völker hergegeben hat. Während nämlich als Urbewohner jener Gegenden Italiens die Sikeler, als eingewanderte Bewohner der Westküste auch die Tyrrhener erscheinen, ein ansehnlicher Zweig der großen pelasgischen Völkerfamilie, wohnen verwandte, aber charakteristisch verschiedene Stämme in den Gebirgen, die den Rücken Italiens bilden, und diese, ungewiß durch welchen Anstoß aufgeregt, drängen einander in die Niederungen hinab nach allen Seiten hin und bilden die oskische Bevölkerung. Gemeinsam scheint diesen Gebirgsstämmen das Bewußtsein alteinheimischer Wurzelung in Italien gewesen zu sein; während die Tyrrhener in allen Sagen als eingewandert erscheinen, sprechen jene innern Völker fast alle die Behauptung aus, ein italienisches Urvolk zu sein. Hieraus möchten wir wenigstens das zu schließen haben, daß von ihnen namentlich das aufbewahrt war, was unter den pelasgischen Nationen italienischen Zweigen eigenthümlich charakteristisch ist, dagegen bei den Bewohnern der Niederungen und namentlich denen der Küsten sich, wie ziemlich allgemein, die härtere Eigenthümlichkeit der Nationalität in früherer Zeit schon gemildert hatte, sodaß schon darum die Sikeler Italiens den gleichfalls pelasgischen Stämmen Griechenlands homogener erscheinen mochten. Wie nun in Griechenland die Verbreitung der im Innern bisher verschlossenen dorischen Gebirgsstämme der ganzen Lebensweise von Innen heraus eine nicht unorganische und nicht aus ungleichartigen Elementen hervorgegangene aber doch gewaltsame Veränderung hervorrief und durch die Aufregung aller Stämme in gegenseitiger Reibung bei politischem Übergewichte desjenigen, in dem die Eigenthümlichkeit in der strengsten Weise festgehalten war, das zur Reife ausbildete, was wir als eigentliche hellenische Nationalität erkennen, so scheint auch in Italien die Ausbreitung jener oskischen Gebirgsstämme die dortigen Eigenthümlichkeiten durch das politische Vorwalten derjenigen, in denen sie am strengsten ausgeprägt und bewahrt waren, zu einer mehr charakteristischen Färbung concentrirt zu haben, und diese auf gemeinsamem pelasgischem Boden mit der hellenischen wurzelnde, aber durch jene besondere Verschiedenheit ihr hart entgegenstehende Nationalität ist diejenige, welche die Griechen selbst als die opische mit der ganzen Unehre barbarischer Eigenthümlichkeit bezeichnen. Während in Griechenland die ionischen Stämme von dieser Umformung am wenigsten durchdrungen wurden, obschon sie durch Wetteifer und Verkehr nicht unberührt von den Einflüssen derselben blieben, ist ein Ähnliches in Italien mit den Önotrern und in Sicilien mit den aus Italien von den Opikern dahin gedrängten Sikelern [1]) geschehen, und diese sind daher theils durch griechische Colonisation sehr bald hellenisirt, theils drängte sich in späterer Zeit eine zweite Auswanderung aus jenen mittlern Gebirgen auch in diese Gegenden heraus und stiftete das Volk der Lucaner. Dies Gefühl ursprünglicher einleuchtender Eigenthümlichkeit, die durch die italienische Gebirgsheimath in ihnen bewahrt und genährt war, hat veranlaßt, sowol daß die Umbrer für das älteste Volk Italiens galten [2]), wie auch daß die Sabiner auf Autochthonie stolz waren, was nicht auf die ganze Ausdehnung ihrer Wohnsitze geht, sondern darauf, daß ihre alten Wohnsitze nie verlassen waren [3]), wie auch das bisher unerklärte Räthsel, das aber hierin seine völlige Lösung findet, daß die in Latium einwandernden und die dortigen Sikeler unterjochenden Casker den Namen der Aboriginer führen [4]), womit keineswegs ursprüngliche Heimath in Latium gemeint war, sondern ein stolzes Bewußtsein ursprünglichen Anspruchs auf jene Gegenden, der ihnen als Urbewohner des italienischen Hochlandes zustehe, dem die Niederungen von Natur unterthänig seien. Ja selbst an eine Erklärung des oskischen Namens, die wir jedoch gern problematisch lassen, möchten wir uns von diesem Gesichtspunkt aus wagen. Denn die alte Form von Oscus ist anerkannt Opscus [5]),

2) Vergl. das isländ. óskabarn, adoptirtes Kind. 3) S. die jüngere Edda (Dámesaga 28). 4) S. die Dámesaga 3. Finn-Magnusen (Lex. Mythol. p. 653), sagt es sei der sechste, nämlich wenn nach der einen Lesart óski vor ómi stehend genommen wird, nach der andern Lesart ist óski der siebente. Doch läßt Finn-Magnusen (Calend. Gentil. p. 1080) obgleich er S. 1013 der Lesart folgt, nach welcher Óski der sechste Name ist, durch Óski den siebenten Monat, nämlich den Monat Eggtid, bezeichnen (die Zeit vom 22. Mai bis 20. Juni), aber nicht darum, weil er der Lesart folgt, nach welcher Óski der siebente Name ist, und nach Ómi steht, denn er läßt durch Ómi den achten Monat bezeichnen, sondern weil er den ersten Monat des nordischen Kalenders mit dem letzten der zwölf Namen im alten Ásgard bezeichnet, nämlich mit Jalkr, wie Odin hieß, als er den Schlitten zog; der zwölfte Monat ist nämlich der Górmánudr, vom 23. Oct. bis 22. Nov., und der erste der Ylir, vom 23. Nov. bis 22. Dec., wofür das Schlittenziehen eher paßt.

1) *Thuc.* VI, 2: Σικελοὶ δ' ἐξ Ἰταλίας, ἐντεῦθεν γὰρ ὦκουν, διέβησαν ἐς Σικελίαν, φεύγοντες Ὀπικούς. Ebenso Antiochos bei *Dionys.* Ant. Rom. I, 22. 2) Die Umbrer antiquissima gens Italiae *Plin.* III, 19. Ebenso die Aquer. 3) *Strab.* V, 228: Ἔστι δὲ παλαιότατον γένος οἱ Σαβῖνοι καὶ αὐτόχθονες. Niebuhr, Röm. Gesch. I, 115. 4) *Varr.* III, 1. Saufrius im *Serv.* Fuld. Virg. Aen. I, 10. *Dionys.* I, 16. 5) *Fest.* Oscum. In omnibus fere antiquis commentariis scribitur Opicum pro Osco. Oscos, quos dicimus, ait Verrius Opos eos antea dictos, teste Ennio cum dicat: De muris res gerit Oscus.

Digitized by Google

woraus die Griechen die bei ihnen allgemein gebräuchliche Form des Namens Opicus gemacht haben, und dies leitet sich natürlich her von Ops, der nährenden Erde, sodaß wir für die Osker den Begriff der Autochthonen, der Erdheimischen, nicht abzuweisen brauchen, wenn wir uns erinnern, daß auch bei den Griechen das ganze Menschengeschlecht aus der Erde geboren ist. Hieraus ergibt sich nun auch unmittelbar die intensive Bedeutung des Wortes opisch, wie dasselbe bei den Griechen und nach ihnen von den Römern gebraucht wurde für die eigenthümliche Ungeschicktheit und Ungeschlachtheit des auf italienischer Erde eingeborenen Menschenschlags [6]), eben wie die Worte Caseus und wahrscheinlich auch Priscus und bei uns Gothisch und Altfränkisch aus Volkseigennamen zur appellativen Bedeutung des Alterthümlichen und Altväterischen umgewandt sind. Des erdgeborenen, an der Scholle haftenden Geschlechts kann man sich bei dem Namen dunkel erinnert haben, wie bei uns in allen emphatischen Gebrauchsweisen des Wortes Teutsch die Erinnerung an den Begriff des Volkes, woraus es unleugbar entstanden ist, nachklingt, wie unser „Teutsch gesagt" am Ende nichts ist, als in der Weise des Volks und dem Volke zugänglich, wie sich dieses durch das aus derselben Wurzel Hervorgegangene deutlich hinreichend bestätigt.

Diese eigenthümlich italienischen Volksstämme nun sind unter einander wieder in Einzelheiten der Sprache und Sitte verschieden gewesen, wie unter Gebirgsbewohnern sich diese mannichfaltigen Unterschiede immer am hartnäckigsten festsetzen. Zu ihnen gehören sowol die Umbrer, als auch die Sabeller, und die ausonischen Völker; doch unterscheidet sich sowol das Umbrische als auch das Sabinische deutlich vom Oskischen [7]). Die Umbrer waren das erste jener Bergvölker, das eine ausgedehnte politische Macht, die aber früh gebrochen wurde, erwarb; in jener Zeit grenzten sie an die eigentlich oskischen Völkerschaften [8]), unter denen zuerst die Casker, auch Prisker und Sacraner genannt, aufzuführen sind. Die Umbrer, ursprünglich an den Quellen der Tiber ansässig, gründeten in jener alten Zeit ihr Reich durch Überwältigung der Sikeler im jetzigen Toskana, an welche Thatsache die Sage bei Philistus [9]) eine Erinnerung aufbewahrt, daß die Sikeler von Umbrern und Pelasgern vertrieben seien; sie unterlagen aber zum Theil den aus Mäonien eingewanderten pelasgischen Tyrrhenern, welche ohne Zweifel die zurückgebliebenen unterjochten Sikeler zu ihrer Partei aufriefen und dadurch in den Stand gesetzt wurden, das tyrrhenische Doppelreich der Zwölfstädte in Mittel- und Norditalien zu gründen, das nachher durch die einwandernden Rasener zum etruskischen Reich umgestaltet ward [10]). Unabhängige Umbrer blieben nur noch in der umbrischen Landschaft östlich von der Tiber; dorthin mochten viele sich retten vor dem Einfalle der Tyrrhener und dem Aufstande der Sikeler, und so in Umbrien selbst eine Überhäufung entstehen, die zu einer Ausbreitung über die südlichen Grenzen hin veranlaßte. In derselben liegt nichts Unverhältnißmäßiges, denn es zeigt sich keine Spur, daß die Umbrer durch ihre ausgedehnte Herrschaft verweichlicht worden wären, vielmehr können sie sich in voller Rüstigkeit auf jene südlichen Gebirgsstämme geworfen haben, obgleich sie dem Aufstande der Sikeler unter dem Beistande der einwandernden Tyrrhener hatten weichen müssen. Hier nun trafen sie neben den Caskern auf die ältesten Wohnsitze der Sabiner um Amiternum in den höchsten Gebirgsgegenden der Apenninen [11]); diese wurden durch den Streit mit ihnen aufgeregt, und nicht sowol vertrieben, als zur Vergeltung aufgereizt, zogen sie aus aus ihren Grenzen und besetzten die späterhin immer so benannte sabinische Landschaft. Aus dieser mußten die Casker weichen und diese nun wandten sich gegen Latium und bildeten durch ihre Verschmelzung mit den bisherigen Bewohnern das Volk der Prisker Latiner. Dadurch wurde Latium oskisch [12]), die nördlichste Landschaft dieses Namens, und die lateinische Sprache ist nur eine durch die allgemeinern pelasgischen Elemente gemilderte Form der oskischen, woraus namentlich die in derselben erscheinende Abstufung und Verkürzung oskischer Worte sich erklärt. Keineswegs aber werden wir durch diese Bestimmung des pelasgischen Grundstoffs durch oskische Färbung berechtigt, das Lateinische eine Mischsprache zu nennen, vielmehr ist das Verhältniß desselben dem des Hochteutschen nicht unähnlich. Das, wodurch sich die teutsche Nationalität von den übrigen germanischen Völkern unterscheidet, war am strengsten aufbewahrt in den teutschen Gebirgsvölkern, das Niederteutsche dagegen war den verwandten Sprachen, der dänischen, schwedischen, angelsächsischen, namentlich der ersten, ähnlich. Nun rief der Einfluß des Oberteutschen auch im Niederteutschen das eigenthümlich Teutsche hervor, und so bildete sich das Hochteutsche mit seinem entschiedenen Gegensatze gegen

6) Cato bei *Plin.* XXIX, 27: Nos quoque (Graeci) dictitant barbaros et spurcius nos quam alios (barbaros) Opicos appellatione foedant. Cf. *Gell.* II, 21; XI, 16; XIII, 9. *Juven.* VI, 456: Opicae amicae. III, 207. *Auson.* de Profess. XXII, 3. Epigr. CXXVIII, 2: Opicus magister. *Horat.* Serm. I, 5, 54: Mensi clarum genus Osci. Von der italienischen Nationalität, die als barbarisch mangelhaft der griechischen entgegensteht, *Propert.* IV, 2, 62: Tellus artifices ne terat Osca manus. *Varr.* L. Lat. VI, 3: Sabina usque radicem in Oscam linguam vgl. Niebuhr I, 116 sq. 8) *Dionys.* I, 16, wo mehr östlichen Landes Umrigener heißen. 9) Bei *Dionys.* I, 22.

10) Diese Darstellung ist ausgeführt im Nachtrage zur Übersetzung der Abhandlung von Millingen über die volcentischen Vasen. Allg. Schulz. 1831. II. S. 227 fg. Wenn auch durch neuere Untersuchungen mehr und mehr dargethan werden mag, daß jene Vasen importirt sind und ein Sitz hellenischer Cultur in den tyrrhenischen Städten zwischen Tiber und Arnina nicht nachzuweisen ist, so bleibt doch die Menge der eingeführten Gefäße auf jeden Fall ein Zeugniß von dem lebhaften befreundeten Verkehre mit Griechenland und bestätigt in Verbindung mit den Gebräuchen, die von Tarquinii nach Rom kommen, daß jene Cultur dieses tyrrhenischen Winkels wenigstens hellenistisch zu nennen und von der etruskischen durchaus verschieden ist. 11) *Dionys.* I, 14 fin.; II, 49 aus Cato. 12) Aristoteles bei *Dionys.* I, 72: Εἰς τὸν τόπον τοῦτον τῆς Ὁπικῆς, ὃς καλεῖται Λάτιον, ἐπὶ τῇ Τυρρηνικῇ πελάγει κείμενος. Vergl. Cato bei *Plin.* in not. 6.

Digitized by Google

jene verwandten Sprachen, wiewol nicht ohne Abstumpfung vielfacher oberteutscher Eigenthümlichkeiten.

Nächst den Latinern begegnen uns in Mittelitalien die Volsker, deren Sprache mit der oskischen zusammengestellt und wieder auch von ihr unterschieden wird [13]), doch bestimmter von der in Samnium gebräuchlichen [14]); auch scheint es, daß hier und da die Volsker unter dem Namen der Aurunker, von denen gleich zu reden ist, in den alten Chroniken vorgekommen sind [15]). Die Volsker sind also ebenfalls Gebirgsstämme oskischer Nation, die sich in die Niederung von Latium eingedrängt und die Sikeler daselbst überwältigt haben. Gleicher Art sind im Binnenlande die Äquer, in deren Gebiete die Falisker, welche dem Namen nach an die Volsker erinnern, uns ein mit der samnitischen Sprache gemeinsames Wort hirpus für Wolf hinterlassen haben [16]).

Es folgen die Ausoner, mit einheimischem Namen Aurunker genannt, wofür die einfachere italienische Form, welche auch zu jener griechischen Benennung Anlaß gegeben hat, Auruni gewesen ist [17]). Diese nun heißen ausdrücklich bei Aristoteles ein Theil der Opiker [18]). Ihre Sitze erstrecken sich von Latium an, in dessen Umfang eine Emendation Niebuhrs sie nachweist [19]), wo die Ortschaften Ausona, Minturná und Vescia ihnen zugewiesen werden [20]), durch Campanien, wo zuerst Suessa Aurunca auffällt [21]), wo ferner Cales bei Livius [22]) und Nola bei Hekatäus eine ausonische Stadt heißt [23]), in einer nicht sicher zu begrenzenden Ausdehnung südostwärts, und haben dem Meere zwischen Sicilien und Italien den Namen gegeben [24]), ja auch im spätern gelehrtern Sprachgebrauche dem Meer am Eingange des tarentinischen Meerbusens, weil die ausonische Herrschaft sich über ganz Unteritalien ausgedehnt hat. Dieselben Gegenden, welche ausonisch heißen, werden nun auch mit dem oskischen Namen bezeichnet; Osker mit Ausonern und Volskern erscheinen zuvörderst schon in Latium um Circeji [25]), Fregellä in derselben Entfernung von Rom im Binnenlande gilt für altoskisch und nachher volskisch geworden [26]), sodaß man danach dasselbe etwa zuerst von Ausonern, nachher von Volskern besetzt annehmen kann; ferner werden als Osker genannt die Sidiciner zu Teanum, welche Strabon erloschen nennt [27]), Osker ferner um Cales, Vulturnum und Saticulum [28]), zu Atella, woher die berühmten Atellanen benannt [29]), um Parthenope, das bei Phaleron von Rhodiern gegründet sei [30]), wie auch am Vorgebirge Misenum [31]), und an der Küste um Fundi, Cajeta, Sinuessa, Vulturnum, Amyklä, Cumä [32]). Das letzte namentlich wird ganz eigentlich durch den Beisatz des opischen Landes unterschieden vom äolischen Kyme [33]). Auch in Pompeji und Herculanum werden Osker genannt [34]). Der oskischen Bevölkerung aber war es nirgends beschieden, sich zu politischer Selbständigkeit auszubilden. Während einerseits die griechischen Colonien, unter denen Cumä die westlichste war, die Herrschaft an der Küste gewannen, gründeten andererseits die Tyrrhener von ihren nördlichen Gebieten aus auch hier im opischen Land ein Nebenreich, wahrscheinlich auch von zwölf Städten, unter denen namentlich Vulturnum und Nola 47 Jahre vor Roms Erbauung von ihnen gegründet sein sollen, außerdem Nuceria, Pompeji, Herculanum, Marcina, Salernum u. a. [35]), sodaß jene griechischen Colonien dadurch vereinzelt wurden. Die Landessprache aber blieb oskisch, wie sie nun einmal durch die Einwanderungen der Ausoner in sikelisches Gebiet gebildet war; auch unterschied sich die Sprache der Tyrrhener oder Tusker, zusammengesetzt aus pelasgisch-äonischen, sikelischen und umbrischen Elementen, schwerlich so sehr von derselben, daß sie eine umbildende Gewalt hätte ausüben können, wenn die Vermuthung richtig ist, daß die Eroberung des nördlichen Tyrrheniens durch die Rasener, wodurch die eigentlich etruskische Sprache in Italien eingeführt ward, für nicht älter gelten kann, als das 2. Jahrh. Roms. Wegen dieses Fortbestehens der oskischen Sprache ergab sich nun ein Schwanken in der Benennung des Landes, das bei den auf diese Zeit Rücksicht nehmenden Schriftstellern bald tyrrhenisch [36]), bald oskisch heißt. Die Tyrrhener unterließen nicht den Versuch, Cumä sich zu unterwerfen, daher um Ol. 64 ein großer Kriegszug derselben mit umbrischen und daunischen Hilfsscharen gegen die Stadt erwähnt wird, deren Feldherr Aristodemos Malakos aber sie mit einem glänzenden Siege zurückschlug [37]). Unter diesen Scharen werden auch Osker [38]) genannt, offenbar als Unterthanen der Tyrrhener.

Erkennen wir nun in diesen Ausonern oder Oskern, von denen wir jenen Namen als den besondern, diesen als den allgemeinern zu fassen haben, ein in sehr alter Zeit, nach Thukydides 300 Jahre vor der hellenischen Colonie in Sicilien [39]), also um 1030 v. Chr., vielleicht gleichzeitig mit den Caskern aus den Apenninen ausgewandertes Volk, das die südlichen Gegenden von Latium und Campanien in Besitz nahm, aber von Tyrrhenern und Griechen bald in solcher Ausdehnung unterworfen ward, daß nur in einem Winkel von Latium sich der

13) Vom Komiker Titinius bei *Fest.* Oscum: Qui Osce et Volsce fabulantur, nam Latine nesciunt. 14) Niebuhr I, 80. 15) Ebend. 78. 16) *Serv.* Virg. Aen. XI, 785. *Fest.* Irpini: Nomine lupi, quem irpum dicunt Samnites. 17) Niebuhr I, 77. 18) *Arist.* Pol. VII, 9: ἦσαν δὲ τὸ μὲν πρὸς τὴν Τυρρηνίαν Ὀπικοὶ καὶ πρότερον καὶ νῦν καλούμενοι τὴν ἐπωνυμίαν Αὔσονες. Gegründet auf die Aussage des Antiochos von Syrakus. *Strab.* V, 242: Ἀντίοχός φησι τὴν χώραν ταύτην Ὀπικοὺς οἰκῆσαι, τούτους δὲ καὶ Αὔσονας καλεῖσθαι. 19) *Αὐρούγκων* für *Ἀγγυρούσκων* bei *Strab.* V, 251. Niebuhr I, 78. Not. 215. 20) *Liv.* IX, 25. 21) Niebuhr I, 78. 22) *Liv.* VIII, 16. 23) *Hecat.* fr. 28. 24) *Plin.* III, 5, 10. *Dionys.* I, 11. 25) *Plin.* ib. 26) *Steph. Byz. Φρέγελλα.* 27) *Strab.* V, 237. Σιδικηνῶν· οὗτοι δὲ Ὄσκοι Καμπανῶν ἔθνος ἐκλελοιπός. 28) *Virg.* VII, 730: Quique Cales linquunt amnisque vadosi accola Vulturni pariterque Saticulus asper Oscorumque manus.

29) *Steph. Byz.* Ἀτέλλα. *Diomed. Gramm.* Fast. III, 487. 30) *Steph. Byz.* Παρθενόπη und Φάληρον. *Strab.* XIV, 654. 31) *Dionys.* I, 53. 32) *Sil. Ital.* VIII, 526. 33) *Thuc.* VI, 4. *Paus.* VII, 22, 8; VIII, 24, 5; X, 12, 8. *Marcian. Heracl.* Dionys. VII, 3. *Vell. Paterc.* I, 4. 34) *Strab.* V, 244. 35) Die Beweise s. bei Müller, Etrusker. I, 168 fg. 36) Müller a. a. O. 37) *Dionys.* VII, 3. 38) Anon. Script. Olymp. ad Ol. 64. 39) *Thuc.* VI, 2.

Digitized by Google

Name der Aurunker oder Ausoner einige Jahrhunderte unabhängig erhielt, so erfolgen ähnliche Wanderungen aus jenen Gebirgen zu wiederholten Malen und lassen den oskischen Nationalnamen in der Sprache in Ehren, während sie ihn politisch nur desto mehr aufheben. Vielleicht ist einer zweiten solchen Auswanderung schon die Erscheinung der Volsker und Äquer unter den Aurunkern in Latium zuzuschreiben, vielleicht sind diese nur einzelne Stämme der ersten Auswanderer. Bestimmter aber scheiden sich von jenen die Sabiner und die sabellischen Völkerschaften, allerdings von derselben Art, aber mit auffallenden Verschiedenheiten in der Sprache. Diese nun, heißt es, von den Umbrern gedrängt, worin wir eine Fortsetzung der durch die tyrrhenische Einwanderung in die Umbrer gekommenen Bewegung erkennen, senden einen heiligen Lenz (ver sacrum) aus, wie die Casker oder Sacraner selbst im Kampfe mit den Sabinern in einem solchen Zug ausgewandert waren, und werden auf ihm geführt durch das Wahrzeichen eines Stieres, der sich niederließ im opischen Lande, und daraus ging das große Volk der Samniter hervor [40]). Doch nur der nördliche Theil des spätern Samnium, namentlich die Gegend von Cales und Beneventum, war ursprünglich ausonisch [41]); aber die Landessprache des ganzen samnitischen Volkes führte den oskischen Namen fortwährend [42]), obgleich sie mit sabinischen Ausdrücken gemischt gewesen sein wird, was denn doch nichts mehr sein kann, als eine Eindrängung eines in Einzelnheiten verschiedenen Dialekts in die allgemeine Sprache, oder höchstens eine Umwandlung, wie sie durch schwedische Herrschaft in Teutschland hervorgerufen werden könnte. Die Samniter wiederum wandten sich gegen die Tyrrhener, erzwangen die Aufnahme einer Colonie in Vulturnum, vertilgten bald darauf die alten Einwohner, nannten die Stadt Capua und eroberten die ganze von nun an Campanien genannte Landschaft [43]). Also auch hier sabellisch oskische Sprache. Kumä ward um Ol. 89, 4 drei Jahre nach der Ausrottung der alten Vulturnenser erobert und mit einer Colonie besetzt [44]), doch erscheint es noch bei Skylax (um Ol. 100 bis 107) griechisch [45]); allmälig aber wird die Sprache oskisch [46]), obgleich noch bis in das Ende der römischen Republik sich griechische Gebräuche erhielten, in öffentlichen Angelegenheiten aber wurde von 180 v. Chr. an die lateinische Sprache eingeführt [47]). Auch Nola, das als tyrrhenisch genannt war, und nachher chalkidisch heißt, wahrscheinlich weil die Tyrrhener sich durch griechische Colonisten verstärkt hatten [48]), wie zur Zeit der wankenden tyrrhenischen Macht sich auch mit Cumä Befreundung zeigt [49]), wurde wieder schon im Hannibalischen Kriege ganz oskisch, wie es schon bei Hekatäus ausonisch hieß. Auch Neapolis mußte Campaner unter seine Bürger aufnehmen, und von der Zeit an waren die Benennungen der Obrigkeiten theils griechisch, theils oskisch-campanisch [50]); wol mehr empfand Posidonia die Umwandlung der vaterländischen griechischen Sitte und Sprache in oskische [51]).

Posidonia liegt schon im Gebiete der Lucaner, welche eben wie die Campaner von den Samnitern ausgegangen waren [52]), wodurch ihre oskische Sprache schon hinlänglich erwiesen wird. Sie fanden keine Osker vor, sondern griechische Colonisten und unter ihrer Herrschaft Önotrer von altpelasgischer Abkunft, deren Ortschaften noch Hekatäus aufgezählt hat. Aus dem Schooße der Lucaner ging das Volk der Bruttier hervor, aus zusammengelaufenen, empörten Leibeigenen und Söldnern, daher sie doppelte Sprache redeten [53]), Oskisch von den Lucanern, Griechisch von den Önotrern her, welche gräcisirt waren, als die Lucaner sie unterwarfen. Neben den Lucanern kommen die Volscenter vor, welche nach Niebuhrs Vermuthung mit den Volskern zusammenhängen mögen, als durch die Sabeller hinabgedrängte vereinzelt unabhängig gebliebene Osker [54]). Noch sind Apulien und Messapien oder Japygien zurück, in welchem Land ein opischer Stamm mit opischer Sprache ausdrücklich von Skylax [55]) angeführt wird, ohne Zweifel die Apuler [56]). Die Einwanderung in Apulien fällt wahrscheinlich in die älteste Zeit oskischer Wanderung. Hier war Ennius geboren, der von sich sagte, er habe drei Herzen, weil er Oskisch, Griechisch und Lateinisch spräche [57]), das erste aus der Volkssprache von Rudiä nahe am östlichsten Ende von Calabrien.

Hiernach erscheinen also die Osker als alteinheimisch in den Apenninen, aus denselben nach allen Seiten vorwärts gedrängt durch die Sabiner, später durch auswandernde sabellische Völkerschaften selbst unterworfen und der Sprache derselben den Namen gebend, sodaß dieser nun durch Sabeller bis über ganz Samnium, auch dessen ursprünglich pelasgischen Theil, ja später bis in den südlichsten Winkel Italiens, verbreitet wurde. Diesen oskisch redenden Völkern von gemischter Abkunft aus Sabellern und Ausonern geben die Griechen vorzugsweise den Namen Opiker, daher dient dieser Name zur Bezeichnung der sabellischen Söldner, welche bald nachher Mamertiner und Campaner genannt werden [58]). Während man aber im Allgemeinen ohne Streit anerkannte, daß Osker und Opiker dasselbe Wort [59]) und Ausoner dasselbe Volk [60]) sei, veranlaßten die verschiedenen Namensformen selbst bei Polybius das Misverständniß, Ausoner und Opiker neben einander am neapolitanischen

40) *Strab.* V, 250. 41) *Fest.* Ausoniam appellavit Auson Ulyssis et Calypsus filius eam primam partem Italiae, in qua sunt urbes Beneventum et Cales. 42) Daher schicken die Römer als Kundschafter gegen die Samniter guaros Oscae linguae. *Liv.* X, 20. 43) *Liv.* IV, 37. *Diod.* XII, 31. 44) Ib. 76. 45) *Scyl.* 10. 46) *Vellej.* I, 4: Cumanos Osca mutavit vicinia. 47) *Liv.* XL, 42. Die Aufrechthaltung griechischer Gebräuche. *Strab.* V, 243. 48) *Justin.* XX, 1. *Sil. Ital.* XII, 161. Niebuhr I, 86. 49) Allg. Schulz. 1831. II. S. 440.

50) *Strab.* V, 246. 51) *Athen.* XIV, 632. 52) *Plin.* III, 10. Etym. M. *Αευκανοί. Strab.* V, 228. 53) *Fest.* Bilingues Brutates Ennius dixit, quod Brutii et Osce et Graece loqui soliti sint. 54) *Liv.* XXVII, 15. Niebuhr I, 79. 55) *Scyl.* 14. 56) Niebuhr I, 165. 57) *Gell.* XVII, 17. 58) *Plat.* Epist. VIII, 353. Die opische und phönikische Nationalität und Sprache der hellenischen entgegengesetzt. Niebuhr I, 74. Note 6. 59) Note 5. 60) Note 18.

Digitized by Google

Meerbuſen wohnen zu laſſen [61]). Andere aber zählten gar erſt Opiker, dann Auſoner, endlich Osker daſelbſt auf [62]).

Die oskiſche Schrift iſt eine Abart der tuskiſchen und entbehrt, wie dieſe des Zeichens für O, und der weichen Conſonanten bis auf das B; der Sprache fehlten dieſelben aber keineswegs, wie die oskiſchen Monumente in griechiſcher und lateiniſcher Schrift darthun, in welchen ſich oskiſche Inſchriften vorfinden, in lateiniſcher auf der Erztafel von Bantia, in griechiſcher auf allen Münzen von Samnium, Lucanien, Apulien und Calabrien und mehren campaniſchen, während auf den meiſten dieſes Landes und auf den Steinſchriften Campaniens und Samniums ſich oskiſche Schrift findet [63]). Hervorſtechende Eigenthümlichkeiten der oskiſchen Sprache ſind im Verhältniſſe zur lateiniſchen der Gebrauch des P für Qu, wie in pitpit für quidquid, nep für neque, Tarpinius für Tarquinius, Ampus für Ancus, wie auch im Griechiſchen ἕπω, ἵππος, λείπω, πῆ für sequor, equus, linquo, qua, und ſo conſequent, daß für quatuor, quid und que, petora (πέσυρες, πίσυρες), pit und pe geſagt ward, während dort im Griechiſchen ein T eintrat in τέσσαρες, τί und τέ. Ferner der im Lateiniſchen antiquirte Ablativ auf d, wie in dolud, mallud für dolo, malo, toutad für tota, und daſſelbe in Verbalformen, wie estud, factud, actud, für esto, facito, agito, wie auch das s für das r des lateiniſchen Conjunctivs, didist für dederit, fefacust für fecerit. Eigenthümlich iſt dem Oskiſchen der harte Laut F, den das Lateiniſche beibehalten hat, das Griechiſche nicht kennt, die Endungen or, us und ur, in der dritten Declination is, im Accuſativ om und um, im Genitiv eis ſind mit dem Lateiniſchen gemeinſam, das d ſteht dem r nahe, wie auch im Lateiniſchen arvehere aus advehere, meridies aus medius dies geworden iſt [64]).

Oskiſche Sprache und Schrift war in Campanien noch im Gebrauch, als Pompeji verſchüttet ward, wo ſich eine mit Röthel an der Wand gezeichnete Inſchrift vorgefunden hat [65]). Aber das Lateiniſche überwog daſelbſt auch im gemeinen Leben, und das Oskiſche verſchwand vor demſelben mehr und mehr. In den griechiſchen Städten Unteritaliens war, wie wir es bei Cumä oben angeführt haben [66]), außer in Taras, Rhegion und Neapel überall das Oskiſche herrſchend geworden; ſie waren nun barbariſch und hießen theils campaniſch, theils lucaniſch, theils bruttiſch, aber ſchon zu Strabons Zeit nur dem Namen nach, denn in Wahrheit waren ſie alle römiſch, alles Eigenthümliche der ſamnitiſchen und lucaniſchen Sprache und Sitten war ſchon zu Strabons Zeit gänzlich ausgeſtorben [67]). Denn auch ſchon in älterer Zeit hatten die italieniſchen Dichter, deren Mutterſprache das Oskiſche war, nicht hierin gearbeitet, ſondern in lateiniſcher Sprache. Unter dieſen haben wir Ennius ſchon genannt [68]), ein zweiter war deſſen Schweſterſohn M. Pacuvius aus Brunduſium, ferner Návius aus Campanien.

So blieb der einzige poetiſche Gebrauch der oskiſchen Sprache der in den ſogenannten oskiſchen Spielen oder Atellanen, worin ſie zu Rom fortlebte, nachdem ſie auf eigenem Boden ausgeſtorben war [69]). Die Atellanen entſtanden im campaniſchen Atella [70]), ſtellten bäuriſche Sitten und Vorfälle ſcherzhaften Inhalts dar und wurden daher mit den Satyrdramen der Griechen verglichen [71]), namentlich weil ſie ſtehende Charaktermasken enthielten, wie in jenem der Satyrchor ſtehend war [72]). Solche oskiſche Masken waren der Narr, Maccus, der unter verſchiedenen Lebensverhältniſſen erſcheint, bald als Maccus miles, bald als Maccus copo, als Maccus exul, Maccus sequester, Macci gemini [73]), und dem vielleicht ſchon im oskiſchen Alterthume die Tracht des Arlecchino zukam, die ſich auf Vaſengemälden zu Pompeji gefunden hat [74]), der Schwätzer Bucco, der als Bucco adoptatus, als Bucco auctoratus erſchien [75]). Die Reden waren derb und frech [76]), und daher verband die ſpätere Verfeinerung mit dem oskiſchen Namen ſelbſt den Begriff roher Lüderlichkeit [77]). Aber auch in den Atellanen wurde der oskiſche Dialekt nur in den alten überlieferten Poſſen beibehalten, nicht in den Gedichten deſſelben Namens und derſelben Art, die uns von namhaften Verfaſſern, Fabius Doſſennus, L. Afranius (um 130 v. Chr.), Qu. Novius, L. Pomponius (um 90 v. Chr.), und Memnius überliefert ſind: dieſe ſchrieben im Dialekte des Landvolks von Latium [78]). Der Hauptreiz dieſer Darſtellungen für den Römer lag in der bäuriſchen Ungeſchicktheit der darin auftretenden Perſonen, daher Cicero die kleinſtädtiſchen Berathungen des Senats von Arpinum mit den oskiſchen Spielen vergleicht [79]). Die Atellanen wurden ſo wohl aufgenommen, daß nur freie römiſche Jünglinge ſie darſtellten, ohne von der allgemeinen Unehre des Hiſtrionenſtandes betroffen zu werden [80]); ſpäter arteten ſie in Gemeinheit aus, wurden unter Tiber verboten [81]), und als ſie nachher wieder aufkamen, ließ Caligula einen Atellanendichter,

61) *Strab.* V, 242. Wenn Strabon nicht den Polybius falſch verſtanden hat und etwa nicht Ὀπικοὺς καὶ Αὐσονας daſſelbe Volk bezeichnen ſoll. 62) *Strab.* ib. 63) Dieſe Darſtellung nach Müller, Etrusker. I, 27. 64) Ebend. S. 27—38. 65) Dissert. Hercul. p. 37. tab. 3. 66) Note 46. 67) *Strab.* VI, 254.

68) Note 57. 69) *Strab.* V, 233: Τῶν μὲν γὰρ Ὀσκῶν ἐκλελοιπότων ἡ διάλεκτος μένει παρὰ τοῖς Ῥωμαίοις· ὥστε καὶ ποιήματα σκηνοβατεῖσθαι κατά τινα ἀγῶνα πάτρων καὶ μιμολογεῖσθαι. 70) *Valer. Max.* II, 4: Atellani ludi ab Oscis acciti sunt. 71) *Diomed.* III, 487: Fabularum Latinarum, quae a civitate Oscorum Atella, in qua primum coeptae, Atellanae dictae sunt, argumentis dictisque jocularibus, similes satyricis fabulis Graecis. 72) Ib. 329: Latinis Atellana a Graeca satyrica differt, quod in satyrica fere satyrorum personae inducuntur, aut si quae sunt ridiculae similes Satyris Autolycus, Busiris: in Atellanis Oscae personae ut Maccus. 73) Schober, über die Atellanen. S. 19. 74) Ebend. 75) *Isidor.* X, 1070: Bucco garrulus. Schober a. a. O. 76) *Quinctil.* VI, 3. 77) *Fest.* Oscum: Oscis enim frequentissimus fuit usus libidinum spurcarum. 78) Vergl. die Fragmente bei Schober. 79) *Cic.* Divers. VII, 1. 80) *Liv.* VII, 2. 81) *Tacit.* Ann. IV, 14.

Digitized by Google

der ihn durch eine Anspielung beleidigt hatte, im Amphitheater verbrennen [82]).

Die Angabe, daß Oscum auch heilig bedeutet habe, scheint bloße Vermuthung der Grammatiker, denn die dafür angeführten leges oscitae sind von ganz anderm Wortstamme, gesagt für obscitae [83]), und das oskische Gefilde im Besitze der römischen Augurn [84]) deutet auf eine alte Heiligung nach Nationalgebräuchen hin. (*Klausen.*)

OSKI, mit dem Vornamen Ruben, ein im J. 1673 verstorbener Rabbiner in Prag, ist Verfasser des großen Jalkut rubeni, einer Zusammenstellung sehr vieler Auslegungen über den Pentateuch, die vorzüglich aus cabbalistischen Autoren und zum größten Theil noch ungedruckten Schriften derselben entnommen sind. Oski's Werk, dem der Katalog der benutzten Schriften vorangeschickt ist, wurde in Wilmersdorf 1681 in Fol. und in Amsterdam 1770 zum zweiten Male gedruckt. In der Oppenheimerschen Bibliothek befindet sich ein zweiter ungedruckter Theil des Werkes. So nach *de Rossi* im Dizionario degli autori ebrei (*Gustav Flügel.*)

OSKMEY (nord. Mythol.), eine bedeutungsvolle Benennung der Walkyrien, so heißt es im Oddrúnar-Grátr [1]) (18): Aber er (Sigurd) bat Brynhilden, den Helm zu nehmen, sagte, daß sie oskmey werden sollte, bekanntlich war Brynhild Walkyria [2]). Nach der Volsunga-Saga [3]) (4) nimmt Odin seine Oskmey, die Tochter des Riesen Hrinmirs, läßt ihr einen Apfel in die Hand, bittet sie, zu gehen zum Könige Rárir, sie bindet an sich Krähenhemde [4]), d. h., nimmt vermöge eines bezauberten Krähenbalges Krähengestalt an, fliegt dahin, wo der König auf dem Hügel sitzt und läßt den Apfel ihm auf die Knie fallen [5]). Bei Auslegung des Wortes Oskmey herrscht Dunkelheit, so Finn-Magnusen im Glossar zum zweiten Theile der Edda Sámundar (S. 747): „Aut electa vel amata puella aut virgo electrix, i. e. Valkyria," und im Lex. Mythol. (S. 806), wo er von der Stelle der Volsunga-Saga [6]) handelt, sagt er, Odin habe gesandt: virginem electam vel electricem (Oskmey i. e. Valkyriam). Valkyria bedeutet nämlich Kurerin (Wählerin) des Vals [7]) (Wahls), d. h. des Erschlagenen, des Haufens der Erschlagenen, d. h. Wählerin derer, die in der Schlacht fallen sollen. Es fragt sich also, liegt in Oskmey derselbe Sinn als in Valkyria, und ist es nur ein anderer Ausdruck, oder faßt er die Bedeutung der Walkyrien von einer andern Seite auf? Wir glauben, daß Letzteres der Fall ist. Oskmey bedeutet wörtlich Wunsch-Mädchen, von ósk, Wunsch, Wahl, und Mädchen wird in den altnordischen Liedern ganz häufig für Tochter gebraucht; óskabarn (Kind der Wünsche, der Wahl) bedeutet im Isländischen ein angenommenes oder Adoptiv-Kind. Die Walkyrien werden Odins Mädchen [Odinsmeyar [8])] nicht etwa in der Bedeutung von Geliebten (Gattinnen), sondern von Töchtern, sowie auch die Asinnen Odins Mädchen, d. h. Töchter, heißen, da Odin der Allvater ist. Oskmey, Mädchen der Wahl, bedeutet also eine Adoptiv-Tochter; diese Bedeutung wird um so mythologisch wichtiger, jemehr wir hieraus das Verhältniß der Walkyrien zu den Einherien kennen lernen. In der jüngern Edda (Dámesaga 28) heißt es nämlich von Odin: Er heißt auch Valfadir, weil seine Wünsche-Söhne (óskasynir, Söhne der Wahl, Adoptiv-Söhne) alle die sind, welche im Wahl fallen (falla í Val). Mit ihnen besetzt er Walhall und Wingolf, und dort heißen sie Einheriar. Was also die in der Schlacht gefallenen Männer als Odins Oskasynir (Adoptiv-Söhne) wurden, wurden die in der Schlacht gefallenen Schildmädchen (weibliche Streiterinnen) als Odins Oskmeyar (Adoptiv-Töchter). Wenn wir aber diese Oskmeyar Odin und den Einheriarn das Bier bringen sehen [9]), so bringen sie das Bier nicht als eigentliche Dienerinnen, sondern weil es Sitte war, daß die Haustöchter [10]), auch selbst die Königstöchter den Gästen das Bier brachten. Die Oskmeyar sind also nicht als die Mägde, was sich auch schlecht mit ihrem hohen Berufe der Schicksalsvollziehung vertrüge, sondern als die Haustöchter in Walhall anzusehen. (*Ferdinand Wachter.*)

OSKOL, einer von den Nebenflüssen des Donez, welcher im Gouvernement Kursk, südöstlich von dieser Stadt, entspringt, im Allgemeinen nach Süden geht, die Gouvernements Kursk, Woronesch und Charkow durchfließt und sich unterhalb Isium mit dem Donez vereinigt. Von ihm haben zwei Kreise im Gouvernement Kursk den Namen: 1) Oskol Nowoi und 2) Oskol Staroi, mit den gleichnamigen Kreisstädten. Jeder von ihnen hat gegen 30,000 Einwohner. (*L. F. Kämtz.*)

OSKOL, ein zur fürsterzbisch. olmützer Herrschaft Kremsier gehöriges Dorf im prerauer Kreise Mährens, welches sich als eine Vorstadtgasse an das Städtchen Kremsier anschließt und der Pfarrkirche daselbst zu Unserer lieben Frauen zugeschrieben ist, mit (1825) 57 Häusern und 734 slavischen Einwohnern, worunter sich 353

---

82) *Suet.* Calig. 27. 83) Ausleger zu *Fest.* Oscum. 84) *Fest.* Oscum.: Eodem etiam nomine appellatur locus in agro Vejenti, quo frui soliti produntur augures Romani.

1) Gr. Ausg. d. Edda Sám. 2. Th. S. 351. 2) Brynhildis Quida. I. a. a. O. S. 195. 3) Bei Fr. v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. S. 6. 4) brá á sig kraku ham, band, knüpfte an sich Krähenbalg, hamr (m.) induvium, forma, unser Hemd, welches aber jetzt eine besondere Bedeutung hat. Daß die Oskmey hier in Vogelgestalt fliegt, ist die gewöhnliche Flugart für Walkyrien, so fliegen die Walkyrien Hladguthur Svanvid und Herthr Aritor und Aufrue in Schwanenhemden (álptarhamir) s. Völundar-quida. S. 4—6; im Liede (2. S. 6) werden die álptar-hamir dadurch umschrieben, daß gesagt wird, daß Svanvit Schwanenfedern trug. 5) Der König ist etwas von dem Apfel und wird dadurch in den Stand gesetzt, Kinder zu erzeugen, um welche er die Götter gebeten hatte. 6) Fr. v. d. Hagen, in der Uebersetzung der Volsunga-Saga (Nordische Heldenromane. 2. Bdch. S. 1) übersetzt die Stelle durch: „seine Traute." 7) Vair (m.) cumulus, gewöhnlich aber strues caesorum.

8) So in den Denkversen der Skalda in der Ausg. der Snorra-Edda von Rask S. 212, wofür in der Völuspá (28) naunnor Herians; Herian, ein Name Odins, und naunnor, Mehrzahl von nauna, nympha, foemina, puella. 9) Grimnismál 36. gr. Ausg. der Edda Sám. 1. Th. S. 57. 10) S. z. B. Ynglinga Saga 41. Kopenhagener Ausg. der Heimskringla. 1. Th. S. 50.

Digitized by Google

männliche und 381 weibliche Einw. befanden, welche 3 Pferde und 67 Kühe unterhielten, sehr viel Obst gewinnen und daraus Obstmost bereiten; sie leben größtentheils von dem Anbau ihrer Felder, welche am rechten Ufer der March in der Fläche liegen und einen sehr fruchtbaren Boden haben. Ihre Milch, das erzeugte Gemüse und die übrigen landwirthschaftlichen Producte finden in dem anstoßenden Städtchen einen sehr guten Absatz. (*G. F. Schreiner.*)

OSKOLD, Askold (russ. Gesch.), wird immer so mit Dir verbunden, doch ihm voranstehend, nämlich Oskold und Dir genannt, daß Bayer den Namen Dir für ein Appellativ, für einen Würdenamen genommen und ihn durch Herleitungen aus dem Isländischen und Türkischen durch Heerführer, Statthalter übersetzt hat; ihm sind Dalin, Müller und Tatitschew gefolgt, der aber Dir für verdorben aus dem sarmatischen Tirar, Stiefsohn, annimmt, und Oskolden zu einem Stiefsohne Ruriks macht [1]). Doch sprechen alle Annalen von ihnen als von zwei verschiedenen Personen, alle brauchen da, wo von ihnen die Rede ist, die verba und pronomina im slavonischen Dual, lassen beide in der Folge durch Oleg todtschlagen, begraben sie an verschiedenen Stellen und nennen mit Namen die zwei Kirchen, bei denen jeder von ihnen seinen eigenen Grabhügel, vielleicht den Augen Nestors noch kenntlich, hatte. So auch heißt Oskold zum J. 864, wo Nestor sagt: A. 864 was Oskolds Sohn von den Bolgaren erschlagen, blos Oskold. Daß im übrigen Oskold und Dir unzertrennlich scheinen, führt auf die Vermuthung, daß sie, da sie aus dem germanischen Norden stammten, die bei den Nordmannen gewöhnliche Fostbrüderschaft (fostbraedra lag) geschlossen. Bei Annahme dieses so engen Gemeinschaftsbundes hat es gar nichts Unwahrscheinliches, daß beide immer mit einander gleiche Unternehmungen haben, und im letzten Kampfe keiner den andern überlebt. Oskold und Dir befanden sich bei Rurik in Nowgorod, waren aber nicht von seinem Geschlechte, doch auch Bojaren, d. h. aus dem Ausdruck in die Redeweise der Germanen übersetzt, sie waren Edelinge, aus welchen die Fürsten gewählt zu werden pflegten, und hatten ein Gefolge Mannen um sich, nach dem Ausdrucke des Altnordischen eine Sveit manna oder ein lid, und nach dem des Fränkischen einen Liut oder Leode (Leute). Diese Vorausschickung ist nöthig, um begreiflich zu finden, wie sie sich in Kiew festsetzen konnten. Ihnen hatte nämlich Rurik weder Städte noch Dörfer gegeben. Sie erbaten sich von ihm Urlaub mit ihrem Geschlechte (d. h. mit ihrem Mannen-Gefolge), nach Constantinopel (Zargrad d. i. Kaiserstadt) zu gehen. Wie der Erfolg lehrt, war diese Stadt, um in des Kaisers Dienst zu treten, nur dann ihr Ziel, wenn sich unterwegs keine Eroberung machen ließ. Sie gingen beide aus Nowgorod an den Dnepr, und diesen hinab, und Smolensk vorbei, ließen sich aber hier nicht blicken, weil die Stadt groß und volkreich war. Besser belebte ihren Unternehmungsgeist der Anblick der damals kleinen Stadt Kiew. Die drei Brüder, die diese Stadt gebaut, waren, wie sie auf ihre Erkundigung erfuhren, gestorben, und die Bewohner mußten den Chasaren Tribut zahlen. Oskold und Dir nahmen als Knesen ihren Sitz in dieser Stadt, brachten viele Waräger zusammen, und fingen an über das polnische Land (die Ukraine) zu herrschen, führten auch Kriege mit den Drewiern und Uglitschen. Oskild und Dir zogen im J. 866 (und dieses ist der erste Zug der Russen gegen Constantinopel) wider Zargrad, drangen durch die Suda, mordeten viele Christen und umzingelten Zargrad mit 200 Schiffen. Aber ein heftiger Sturm befreite Constantinopel, viele Schiffe der Russen wurden zertrümmert und Oskold und Dir kamen im J. 867 mit nur wenigen ihrer Leute nach Kiew zurück. Doch erschlugen Oskold und Dir in diesem Jahre noch eine Menge Petscheneger. Als Oleg gehört hatte, daß Oskold und Dir über die Polen herrschten, ging er aus Nowgorod sie zu bekriegen, verbarg, als er an die kiewschen Berge gekommen, Truppen in den Böten, und ließ die übrigen zurück, und durch eine Botschaft Oskolden und Dirn zu sich einladen, indem er sich und seine Leute als Kaufleute ausgeben ließ, und bat, daß sie zu ihnen als ihren Landsleuten kommen möchten. Als Oskold und Dir kamen, wurden sie erschlagen, indem er sagte, daß sie keine Knesen noch von Knesen-Abkunft seien, und sich und seinen Mündel Igor, Ruriks Sohn, als Knesen geltend machte. Die Erschlagenen wurden auf den Berg an dem Orte begraben, der zu Nestors Zeit Ugorskoje hieß und wo der olmische Hof stand. Auf Oskolds Grabhügel erbaute Olma die Kirche des heil. Nikolaus. Dirs Hügel hingegen war hinter der heiligen Irene [2]). Zur Erklärung von der Veranlassung des Zuges Olegs gegen Oskold und Dir, und zu erweisen, daß Oskolds und Dirs Schicksal zwar hart, aber doch vielleicht verdient, gibt Schlözer diese Zusammenstellung von Thatsachen und Vermuthungen. Die Empörung der Nowgoroder war schon im J. 864 aber von Rurik gedämpft, und streng bestraft worden. Nachher zogen Oskold und Dir als Misvergnügte ab, weil sie keine Lehn bekommen hatten (hatten sie sich vielleicht bei jener Empörung nicht gehörig betragen?) und gaben vor, nach Constantinopel zu gehen, blieben aber in Kiew sitzen. In Kiew sammelte Oskold eine Menge Waräger zu sich; und im J. 867 flüchtete eine Menge Nowgoroder nach Kiew. Bereitete sich vielleicht Oskold zu einem Angriff auf die ihm verhaßte Rurikſche Familie vor? Foderte Oleg die geflüchteten Nowgoroder, die Oskold aufgenommen, als seine Unterthanen zurück [3])? (*Ferdinand Wachter.*)

1) S. das Nähere bei dem diese Meinungen widerlegenden Schlözer, Oskold und Dir, eine russische Geschichte kritisch beschrieben, S. 29—35, und Nestor, Russische Annalen, 2. Thl. S. 213, 216, wo auch die spätern platten Erdichtungen von Oskold aus der Synopsis des Chizelius und aus Tatitschew mitgetheilt werden.

2) Nestor, Russische Annalen in ihrer slavonischen Ursprache, erklärt und übersetzt von Aug. Lud. Schlözer. 2. Th. S. 200, 212, 213, 239. 3. Th. S. 37, 47, 52. 3) Schlözer (a. a. O. S.

OSKOPNIR (nord. Myth.) heißt der hólmr [kleines Eiland, dann Kampfplatz [1]) überhaupt], auf welchem am Ende der jetzigen Welt die Götter sich mit Surtur und Muspellzsöhnen schlagen und fallen [2]). Im Vafthrudnismál (18. S. 11), nach welchem dieses Schlachtfeld 100 Rasten nach allen Seiten hin lang ist, hat es keinen so bedeutungsvollen Namen, es heißt nämlich Vigridr, Vigrither (kampf-geritten) von vig, Kampf, Schlacht, und rida, reiten; Oskopnir heißt aber entweder ungeschaffen, noch nicht geschaffen, von skapa, schaffen, also ein Schlachtfeld, das erst in den entferntesten Zeiten gebraucht werden wird, oder ein Schlachtfeld, auf dem man nicht weichen kann, welches das plötzliche Weichen verhindert, wo man festen Fußes gegen seinen Gegner kämpfen muß, nämlich vom beraubenden ó, und skopa, plötzlich weichen. (*Ferdinand Wachter.*)

OSKUBI (اسكوبي), ist ein mehren türkischen Schriftstellern gemeinschaftlicher Name. Ihn führt

1) Ishac Dschelebi Ben Ibrahim, der im J. 944 (beg. 10. Jun. 1537) starb. Er ist Verfasser a) eines kurzen Panegyrikus auf den Sultan Selim I., unter dem Titel Ishaenameh, von seinem, oder Selimnameh von seines Helden Namen benannt, der viele geschichtliche Angaben in bündiger Kürze enthält. Er verbreitet sich vorzüglich über die Vorfälle zwischen Selim und seinem Vater bis zu seiner Thronbesteigung; b) einer Gedichtsammlung, von der sich 15 Verse in der Anthologie بدیعۃ befinden.

2) Ata Oskubi, der um 930 (beg. 10. Nov. 1523) starb, schrieb ein türkisches Gedicht unter dem Titel: „Geschenk für Liebende (تحفۃ العشاق)" nach dem Muster der Tedschnisât (تجنیسات) vom Dichter Katibi. (*Gustav Flügel.*)

OSLAVA oder **OSLAWA**, 1) ein Nebenfluß der Iglawa, die sich in die Thaya und diese in die March ergießt. Dieser Bergstrom des westlichen Theils von Mähren, der zwar weder zur Schiff- noch zur Floßfahrt geeignet, aber dennoch seiner verheerenden Überschwemmungen wegen, die er besonders bei dem gleichnamigen Dorfe verursacht, von Wichtigkeit ist, entsteht durch die Vereinigung der beiden Bäche Balina und Weiselka oder des radostiner Baches bei Groß-Meseritsch, welche Stadt ebendarum auch mährisch Rzekau-Oslavan (oberhalb der Oslava) heißt. Beide Bäche entspringen nördlich von diesem Ort, oberhalb der Dörfer Nadirow und Radostin im iglauer Kreise. Die Oslava fließt von dort an in einem engen Thale, zwischen steilen und felsigen Ufern, in einem mit grobem Geschiebe und großen Felsenblöcken bestreueten Bette bis zum Dorf Oslava hinab, verläßt eine Stunde unterhalb dieses Dorfes den iglauer und betritt den znaymer Kreis. Dort hat der Fluß eine Breite von 5—7, hier von 10—15 Klaftern, bei einer Tiefe von 2 Schuhen. In dem letztern Kreise fließt die Oslava oberhalb des gewerbreichen Städtchens Namiest durch ein steiles, wüstes Gebirge zwischen hohen Ufern dahin; unterhalb desselben nimmt sie ihren Zug durch Waldungen und betritt nächst dem Markt Oslawan den brünner Kreis, nimmt in der Nähe dieses Marktes den Jawosliny-Bach auf und fällt unterhalb des durch seine Obstbaumzucht und Spargelcultur bekannten fürstl. Liechtensteinischen Städtchens Eibenschütz an dem Dorfe Kettlowitz in die Iglawa. Ihr ganzer Lauf beträgt vom Ursprung ihrer Quellenbäche bis zur Mündung bei Kettlowitz 7½ Meile, jede zu 4000 niederöstr. Klaftern gerechnet. Zahlreiche Wasserwehren stauen ihr Wasser, dessen Stand gewöhnlich sehr niedrig ist, und nur im Frühjahre durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen bedeutend vermehrt wird, und führen es zahlreichen Mühlen und andern Wasserwerken zu. Ihren Überschwemmungen, besonders jenen bei dem gleichnamigen Dorfe, könnte sehr leicht durch eine eben nicht kostspielige Regulirung ihres Laufes abgeholfen werden.

2) Ein Nebenfluß der San im Königreiche Galizien. Die galizische Oslawa nimmt ihren eigentlichen Ursprung hinter dem Dorfe Banica im sanoker Kreise Galiziens, an der ungrischen Grenze, bewässert eine große Strecke dieses Kreises, auch schneidet die sogenannte Karpathenstraße, eine der schönsten des österreichischen Kaiserthums, zwischen den Dörfern Zagorze und Tostalow, wo aber eine 42 Kl. lange und drei Kl. breite hölzerne Jochbrücke die Verbindung wieder herstellt, und ergießt sich, nachdem sie mehre kleine Gebirgsbäche aufgenommen und etwa sieben Meilen zurückgelegt hat, oberhalb Sanok, nächst dem Dorfe Dolina, am linken Ufer in den Sanfluß.

3) Ein Dorf im iglauer Kreise Mährens, am Ufer des gleichnamigen Flusses, der es in der Mitte durchfließt, 2½ Stunde von Groß-Meseritsch und ungefähr eine Stunde nordöstlich am Budischau gelegen, hat 19 Häuser mit etwa 110 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

OSMA, Ciudade und Bischofssitz am Ucero in der Provinz Soria in Alt-Castilien. Es liegt in der Nähe des alten Urama, ist ummauert, hat eine Vorstadt Burgo, die besser als die Stadt gebaut ist, 4 Thore, 1 Kathedrale, 1 Kloster, 1 bischöflichen Palast und 4000 Einwohner, die sich größtentheils mit Landwirthschaft beschäftigen. (*L. F. Kämtz.*)

Osmaea, s. **Myodarii**.

OSMÂN (عثمان) oder **OTHMÂN** [1]), th englisch ausgesprochen, ist ein altarabischer Name, der aus der Wüste hervorgegangen und den Vornehmsten wie den

40, 41) führt nun Beispiele anderer Fürsten an, welche unaufhörliche Ansprüche an Ausgewanderte als ihre Unterthanen machten, so die norwegischen Könige an die Isländer, und die der Russen an die ausgewanderten Kalmücken.

1) Da man Holme, kleine Eilande, vorzugsweise zu Plätzen von Zweikämpfen wählte, erhielt hólmr die Bedeutung von Kampfplatz, skora á hólm, zum Zweikampfe herausfodern, ganga á hólm, sich auf den Kampfplatz begeben, hólm-ganga (Holm-Gang) Zweikampf, hólmgaungumadr (Holmgangsmann) Duellant. 2) Quitha Sigundar Fáfnisbana in önnur; sidari partr edr Fafnismál 15. gr. Ausg. der Edda. Sām. S. 179.

1) Über die Etymologie und Bedeutung des Namens vergl. von Hammers Gesch. des osmanischen Reichs. I, 64 fg.

Digitized by Google

Geringsten seines Volkes beigelegt alle Perioden des Glücks und Unglücks mit ihnen durchlief und zuletzt, nachdem das Vaterland seinen Glanz verloren, durch den Begründer der türkischen Macht und Pracht verherrlicht ward und diese wieder verherrlichte, bis er auf seinem Kreislauf alle Würden getragen haben und wieder in seine Heimath, die unzugängliche Wüste, zurückgekehrt sein wird. In der That kettet sich an diesen Namen die Erinnerung an eine Reihenfolge berühmter Männer, deren Zahl zur Unzahl geworden der Sichtung bedarf und deshalb hier nur nach gehaltener strenger Musterung aufgeführt werden wird. Wir unterscheiden:

I. Khalifen und Sultane.
II. Feldherren und sonstige Große.
III. Die ausgezeichnetern Gelehrten, Dichter und Scheiche, die wir unter obigem Namen kennen.

I. Khalifen und Sultane.

Wir beginnen die Reihe der erstern mit dem dritten der rechtmäßigen Khalifen, mit Osmân, dem Sohn Affâns und Enkels des Abu'lasi (أبي العاصي), aus dem Geschlechte der Ommaijaden entsprossen und dem Stamme der Koreischiden angehörend, von mütterlicher Seite aber Urenkel des Abd-el-motallib. Er war nach der zuverlässigern Angabe im sechsten Jahre der Elephanten-Ära, also sechs Jahre später als Muhammed, d. h. 577 Chr. geboren, und gehört zu denen, die den Abu-Bekr dem Islam zuführten. Als die Koreischiden Alles aufboten, um dem glücklichen Fortgange der neuen Lehre Einhalt zu thun, befand sich Osmân unter den 83 Gläubigen, die vor ihren Verfolgungen nach Äthiopien entwichen. Es war dies bekanntlich die erste Hidschrat im Islam, welche jedoch derselbe Osmân dadurch, daß er mit 32 Geflüchteten sehr bald zum Propheten in seine weniger zugängliche Gebirgsgegend, in die dieser sich ebenfalls mit den Haschemiden drei Jahre lang hatte zurückziehen müssen, zurückkehrte, weniger schädlich machte. Osmân war der Einzige unter allen Anhängern Muhammeds, dem dieser zwei seiner Töchter vertheirathete, zuerst die Rucajja (رقيّة), und zwar noch früher, als sich sein Schwiegervater zum Prophetenthume bekannte. Ihre Todeskrankheit war Ursache, daß Osmân keinen Theil an der Schlacht von Bedr nahm. Sie starb in Medina. Auch die Omm Kolthum (أم كلثوم), welche ihm Muhammed bald darauf zum Weibe gab, sah er schon im neunten Jahre der Flucht ihrer Schwester nachfolgen. Daß er aber auch diese Auszeichnung, die ihm überdies den ehrenden Beinamen des „Besitzers der beiden Lichter (ذو النورين)" erwarb, und die noch dadurch erhöht ward, daß nach der Tradition Muhammed zu ihm gesagt haben soll: „Hätte ich 40 Töchter, so würde ich Dir eine nach der andern zur Ehe geben, bis keine mehr von ihnen übrig wäre," verdient hatte, bewies er auch dem Propheten bei mehren Gelegenheiten vorzüglich durch die Aufopferungen an Geld und Kraft, mit denen er in entscheidenden Augenblicken die Sache des Islams vertreten hatte. Vorzüglich zeigte er diese Eigenschaft bei der Rüstung zum Zuge gegen Tabuc, mitten zwischen Medina und Damaskus gelegen, wo der Prophet gegen das Ende des Jahres 630 Chr. die bei Muta von den Römern erhaltene Niederlage zu rächen gedachte. Die Datteln der Heimath waren reif, der Transport auf dem wüsten und heißen Boden schwer, die Lebensmittel unzureichend, und die Bewohner von Hedschâz an solche weitsehende Unternehmungen nicht gewöhnt. Es kostete den Gläubigen Überwindung, die Ernte im Vaterlande zu verlassen, und selbst Muhammed, dem es an dem nöthigen Bedarfe zu dieser Expedition fehlte, mußte zu freiwilligen Beiträgen seine Zuflucht nehmen. Osmân zeigte sich zu Folge dieser Auffoderung so freigebig, daß er den Truppen das Fleisch von 300 seiner Kameele bewilligte und überdies noch 1000 Goldstücke zur Bestreitung von Kosten hergab. Noch bei seinem Tode bezeugte ihm der Prophet, dem er als Secretair gedient, dadurch sein Wohlgefallen, daß er ihn unter die Zahl der sechs, mit denen er am meisten zufrieden war, und die er als Candidaten zu seiner Nachfolge bestimmt wissen wollte, aufnahm. Diese Liebe aber genoß er nach dem Berichte Sojuti's in seiner noch ungedruckten Khalifengeschichte nicht nur bei dem Propheten, sondern auch bei allen Koreischiden, die ihn bei Weitem dem heftigen und stürmischen Omar vorzogen. Allein ebendiese Gutmüthigkeit ward, wie wir später sehen werden, die Ursache seines Todes, da er sie seit seinem Regierungsantritte vorzüglich zu Begünstigungen seiner Stamm- und Familienverwandten misbrauchte.

Als Omar 7. Nov. 644 an der durch den Mörder Firuz, einen Perser, erhaltenen Wunde verschieden war, traten die von ihm als die treuesten Anhänger Muhammeds bezeichneten Fünfmänner, Abd-el-rahman an der Spitze, dem Omar die Nachfolge übertragen, der sie aber ausschlug, unter der Benennung des Wahlcollegiums zusammen. Omar hatte Uneinigkeit unter ihnen befürchtet und deshalb drei Tage als höchsten Termin zu einer entscheidenden Vereinigung gestattet, den vierten aber als unglücklich bedeutet und alsdann die Wahl in die Hände Abd-el-rahmans gelegt. Grade durch letztere Bedingung aber fand sich Ali herabgesetzt, indem Abd-el-rahman Sa'd's Cousin und Osmâns Schwiegersohn war, beides Wahlcandidaten, für die er sich wahrscheinlich entscheiden würde. In der Moschee zu Medina versammelt nahm er das Wort und entschied nach einigen Vorspielen wirklich für Osmân dadurch, daß er ihm die Rechte gab, ihm huldigte und die Huldigung durch einen Eid beschwor. Alle empfindlichen Erwiderungen und Äußerungen der Unzufriedenheit von Seiten Ali's waren vergebens, und nur zu spät sollte es der Schiedsrichter bedauern, dem Beleidigten kein Gehör gegeben zu haben. Noch heute zeigen sich in den religiösen Befehdungen der Türken als Anhänger Osmâns und der Perser, als Anhänger Ali's die traurigen Folgen jenes Ereignisses, ohne welches es vielleicht keine Sunniten und Schiiten geben würde.

Am 10. Nov. 644 erfolgte Osmâns öffentliche Hul-

Digitized by Google

digung, die von keinem glücklichen Anzeichen begleitet war. Die ersten Spaltungen unter den Gefährten Muhammeds waren offenbar geworden, mitten unter denselben bestieg Osmân den Thron, eine förmliche Empörung, die erste unter den Gläubigen, endete mit seiner Ermordung. Diesen Ausgang vorauszusehen glaubte man sich durch eine andere Vorbedeutung ermächtigt, die dem Orientalen nie für etwas anderes, als den deutlichsten Fingerzeig der Gottheit gilt. Als nämlich nach geschehener Huldigung der neue Khalif den Rednerstuhl bestieg, um nach überkommener Sitte das Lob Gottes zu verkündigen und das islamitische Glaubensbekenntniß zu sprechen, fand er keine Worte mehr, das Kanzelgebet zu vollenden. In der Wendung „Aller Anfang ist schwer; aber bleibe ich leben, sollen euch meine schnellen und fortlaufenden Kanzelreden noch oft überraschen," hoffte er den Augenblick wenigstens für eine Entschuldigung nicht verlieren zu dürfen, wählte aber für Kanzelreden (in rhythmischer) Prosa das Wort, das auch die Bedeutung „Unglücksfälle" in sich schließt, und stellte sich dadurch selbst die Vorbedeutung eines traurigen Ausgangs seines Schicksals.

Allein was hier in der Wiege des Islams vorging, konnte den Lauf seiner Sieger in der Ferne nicht hemmen. Dem großen Feldherrn war es genug, daß der doppelte Schwiegersohn des Propheten auf dem Throne saß. Die Provinz Sabur, das berühmte Rei, Isfahan, Herat, Nisabur, die Prachtstadt Khorassans, sowie diese Provinz selbst, unter allen nachmaligen Besitzungen der Araber die schönste, Tus, Serachs, Merw, fielen in die Hände der Eroberer. Balch, das alte Bactrien, und Thalcan wurden durch Orwa genommen, und selbst der Dschihun (Orus) ward als natürliche Grenzmark überschritten. Auch das eigentliche Persien war nun für immer verloren, Estechar, das alte Persepolis, durch Abdallah Ben Amir gefallen. Jezdedscherd, der jenseit des Orus in Sogdiana Hilfe gesucht und in seiner Verlassenheit selbst über den Jaxartes (Sihun) gegangen und die Grenze von China betreten hatte, erlag mitten in seinem türkischen Hilfscorps dem Verrathe seines Dieners und der Bewohner von Merw. Er mußte seine hartbedrängten Tage durch einen gewaltsamen Tod, den die treulosen türkischen Bundesgenossen ihm bereitet, ruhmlos beschließen.

Alexandrien, das durch Unterstützung einer griechischen Flotte gewagt, sich dem Tribut und der neuen Herrschergewalt des Amru zu entziehen, büßte den zweimaligen Versuch bitter, doch sah das westliche Afrika nicht wie Ägypten und Nubien, welches letztere seinen jährlichen Tribut in einer großen Menge von den Arabern sehr geschätzter Sklaven zahlen mußte, diesen Helden an der Spitze der Eroberer. Es war des Khalifen Milchbruder, Abdallah Ibn Abi Sarh, als Statthalter in jene Provinz versetzt und Amru abberufen worden. Allein auch ihm war es nicht möglich, die über Libyen [illegible] Eroberungen, die bereits die Küsten [illegible] bedrohten, und jedem Krieger 1000, nach [illegible] Goldstücke abwarfen, für jetzt in ein gewisses Besitzthum zu verwandeln. Dagegen schwärmten die räuberischen Geschwader des Khalifen auf dem Mittelmeer umher, beunruhigten allenthalben die Küsten Afrika's und Asiens, und, wie schon bemerkt, selbst das Ufer Spaniens sah die gefürchteten Gäste wiederholt in seiner Nähe. Es war nämlich im J. d. Fl. 28 (648—649 Chr.), als die Araber, gelockt von dem Reichthum und der Fruchtbarkeit der genommenen Küste von Phönizien und Syrien, die erste Expedition zur See unternahmen. Schnell wurden von dem Bauholze des nahen Libanon viele Hundert Fahrzeuge gezimmert, mit phönizischen Ruderern und arabischen Soldaten bemannt, vor denen sogar die griechische Flotte weichen mußte. Cyperns Bewohner, vom Statthalter Syriens, Moawija, und von Ägypten aus zugleich angegriffen, wurden Opfer des Todes oder der Sklaverei. Denen das Leben und die Freiheit geschenkt ward, wurde der jährliche Tribut von 7000 Goldstücken auferlegt. Von nun an schwärmten die Bewohner der Wüste, wie dort auf ihren Kamelen, so hier auf ihren Flößen umher, und trieben ihr gefürchtetes Handwerk ebenso geschickt zu Wasser als zu Lande.

Während so das Waffenglück des Omar auf seinen Nachfolger überging, durfte Osmân in keiner andern Beziehung Ansprüche auf Ähnlichkeit mit seinen Vorgängern machen. Zwar hatte er auf ausdrücklichen Befehl des Omar alle Gouverneure der Provinzen auf ein Jahr in ihrem Amte bestätigt, doch kaum, daß diese Frist verstrich, verfolgte er das für ihn verhängnißvoll gewordene System, das Verdienst persönlichen Interessen unterzuordnen. Der alte gute Geist wich der Willkür und Parteilichkeit, und an die Stelle der Begeisterung für die Sache Gottes und seines Propheten trat menschliche Leidenschaft. Die Gunst des Herrschers gestattete den Dienern Habsucht, Bedrückung und Eigennutz, und schob den wichtigsten Handlungen unhaltbare Beweggründe unter. Was Omar von Osmân geäußert, daß die Liebe zu seinen Stammgenossen und Verwandten ihn leicht zum Mißbrauche seiner Macht verleiten könnte, ging sichtbar in Erfüllung. Mogheira, der Sohn des Schoba und Statthalter von Kufa, sowie sein Nachfolger Sa'd Ben Wecâs, begannen die Reihe derer, die den untauglichen Geschwistern und Vettern des Khalifen Platz machen mußten. Welid Ben Ocba, der Stiefbruder des Osmân und jetzt der Iracaner Gebieter, war ein Wüstling, und Trunkenheit ließ ihn sogar die heiligen Gebräuche und das Gebet entweihen, daß endlich selbst das Oberhaupt der Gläubigen die Nichtswürdigkeit desselben und die Nothwendigkeit seiner Absetzung zugestehen mußte. In Medina selbst wurden Klagen laut, daß auch der Khalif die herkömmliche Sitte verletze und Handlungen begehe, die dem, was der Prophet und seine Nachfolger gethan, gradezu entgegen wären. Er selbst rühmte sich, daß Abu Bekr und Omar keinen Gebrauch von der ihnen zugefallenen Beute gemacht haben, er dagegen sie nehme und unter seine Verwandten vertheile. Dadurch ebenso wol als durch die Zurückberufung des Hakim Benelâs, den Muhammed Abu Bekr und Omar vertrieben

Digitized by Google

hatte, sowie daß er dessen Sohn Merwán die aus Lybien erhaltene Beute, 500,000 Goldstücke, und das Schloß Fadac, als Apanage schenkte, beging er widerrechtliche Handlungen, da dergleichen Einkünfte und Besitzungen des öffentlichen Schatzes zu allgemeinen wohlthätigen Zwecken bestimmt waren. Überdies vermehrte sich überall in den Provinzen die Unzufriedenheit über die ungerechten Bedrückungen der Günstlinge, und daß Osmán das silberne Staatssiegel des Propheten verlor, war eine unglückliche Vorbedeutung für sein endliches Schicksal mehr. Khorasans Aufstand (651) war so bedeutend, daß dessen Unterdrückung einer zweiten Eroberung gleich sah. Moawija, des Abu Sofján Sohn, uns bereits als Eroberer von Cypros bekannt, rief die bittersten Klagen seiner Unterthanen, als Statthalter von Syrien, hervor. Durch unerbittliche Strenge erpreßte er Gold und Silber für seinen Privatschatz, und gerechte Beschwerden der Einzelnen wurden sogar durch ungerechte Strafen niedergeschlagen.

Immer näher und näher dem Khalifensitze zog sich das drohende Ungewitter zusammen, nachdem Cufa das Signal zu der Meuterei gegeben hatte, die dem Osmán das Leben kostete. Dieselben Klagen, wie in den andern Provinzen, verleiteten auch hier den Khalifen zu Maßregeln, die die aufgeregten Gemüther nur noch mehr erbitterten. Osmán gab zwar dem Verlangen der Stadt nach, den Gouverneur von Basra, Abu Musa, an die Stelle des nach Medina entwichenen Said für ganz Irak zu bestätigen, doch bei dem Wankelmuthe der Bewohner dieser Provinz fruchtete selbst dieses Zugeständniß wenig. Briefwechsel mit Medina, wo die alten Glaubenshelden längst argen Verdruß hegten, den Ommaijaden, von denen ein großer Theil keineswegs zu den Gefährten Muhammeds gehörte, und Emiren gegenüber, die gegen sie sogar feindlich gesinnt waren, sich zurückgesetzt zu sehen, fachte am Grabe des Propheten den verborgenen Zunder des Unmuths zur hellen Flamme an. Cufa und Basra, vorzüglich aber Ägypten, beschieden ihre Misvergnügten in die Khalifenstadt. Daß Amru, der Eroberer Ägyptens, dem erwähnten Milchbruder des Khalifen, Abdallah Ibn Abi Sarh, der vom Propheten bei der Eroberung Mekka's für vogelfrei erklärt worden war und sein Leben nur durch die Fürbitte Osmáns gerettet sah, den ihm gebührenden Preis hatte abtreten müssen, konnte weder er, noch die Ägypter die Plackereien vergessen, unter denen sie durch Abdallah seufzten. Zwar hatte eine gegen diesen gerichtete und zu Medina dem Khalifen vorgetragene Anklage soeben bei diesem Eingang gefunden und er ihn in einem eigenthümlichen Schreiben bedroht, Abdallah aber weigerte sich, den erhaltenen Befehlen Gehör zu geben, erlaubte sich vielmehr die von Medina zurückkehrenden Kläger zu schlagen oder zu morden. Da nun machten sich 700 Ägypter auf, lagerten sich bei der Moschee in Medina und trugen zur Gebetszeit den noch lebenden Genossen des Propheten ihre Beschwerden über das Betragen Abdallahs vor. Zuerst nahm es Telha Ben Abdallah und die Áïscha auf sich, die Vermittler zu machen, jener dadurch, daß er eine ernste Unterredung mit Osmán hielt, diese, indem sie ihm sagen ließ: „Die Gefährten Muhammeds gingen dich an und baten dich, jenen Mann zu entsetzen, du aber wolltest nicht, dieser hat vielmehr einen von ihren Gesandten getödtet. Darum schaffe ihnen Gerechtigkeit vor deinem Statthalter." Dann ging Ali zu ihm und stellte ihm vor, daß jene nur einen andern Gouverneur an Abdallahs Stelle wünschten. „Richte zwischen ihm und ihnen," waren seine Worte, „und ist das Recht für sie, so schaffe ihnen Recht gegen ihn!" Osmán gab ihnen darauf die Freiheit, sich einen neuen Gouverneur zu wählen. Sie baten um Muhammed, des Abu Bekr Sohn. Osmán fertigte ihm auch wirklich die Bestallung aus. Darauf verließen die Ägypter Hedschaz, von einer Menge der mit Muhammed nach Medina Geflüchteten (Mohadschirun) und der sogenannten Ansarier (s. d. Art.) begleitet, die aus Neugierde an Ort und Stelle sich von den Vorfällen überzeugen wollten. Als sie nun drei Tagereisen von Medina entfernt waren, wurden sie einen schwarzen Sklaven gewahr, der ganz das Ansehen eines Menschen hatte, der entweder suchte oder gesucht wurde. Auf die Anrede der Gefährten des Propheten: Was ist dein Vorhaben? Bist du ein Flüchtiger oder Suchender? erwiederte er: „Ich bin ein Sklave des Fürsten der Gläubigen, der mich zum Statthalter Ägyptens sendet." Dort ist der Statthalter Ägyptens, unterbrach ihn Einer. „Nicht der ist's, zu dem ich will." Alsbald gab man dem Muhammed Ben Abi Bekr Nachricht von dem Vorfalle. Dieser ließ den Sklaven zu sich führen und auf die Frage, „wer er wäre," gab er so unbestimmte Antworten, daß sein zweideutiges Betragen nothwendig Verdacht erregen mußte. Endlich erkannte man ihn als einen Diener Osmáns, und er gestand, daß er zu dem Gouverneur Ägyptens wolle. Man durchsuchte ihn nun, ohne einen Brief zu finden, bis man zuletzt seine lederne Wasserflasche zerriß und darin einen Brief Osmans an Abdallah entdeckte. Sogleich versammelte Muhammed die in seinem Gefolge befindlichen Ansarier und ihre Begleiter, eröffnete in ihrer Gegenwart den Brief[2]), der den Auftrag an Abdallah enthielt, sich der Person Muhammeds und seiner Begleiter alsbald nach ihrer Ankunft zu versichern und sie zu tödten. Entrüstet beschlossen alle nach Medina zurückzukehren. Muhammed versiegelte den Brief und übergab ihn einem aus dem Gefolge. In der Residenz des Khalifen angelangt, rief man Telha, Zobeir, Ali, Sa'd und die übrigen Glaubenskämpfer des Propheten herbei, und theilte ihnen den Inhalt des Briefes und den Vorfall mit dem Sklaven mit. Alle darüber gleich sehr aufgebracht, zogen, von den Misvergnügten Basra's und Cufa's, von denen diese den Zobeir, jene den Telha sich zum Khalifen ausersehen hatten, unterstützt, zur Wohnung Osmáns, umlagerten diese, und Muhammed Ben Abi Bekr mit den Tajjimiden und andern stießen mit heftigem Geschreie

2) Der Inhalt des Briefes ist in den verschiedenen Urkunden mit verschiedenen Worten ausgedrückt, in allen aber geht er auf obige Andeutungen hinaus.

Digitized by Google

harte Verwünschungen gegen ihn aus. Als dies Ali gewahrte, schickte er zu Telha, Zobeir, Sa'd und vielen von denen, die bei Bedr mitgekämpft hatten, ging mit dem Briefe, dem Sklaven und dessen Kameele zu Osmân, der das Siegel, den Sklaven und das Kameel als sein anerkannte, aber bei Allah schwor, weder den Brief geschrieben, noch dessen Ausfertigung befohlen, noch sonst um ihn gewußt zu haben; noch viel weniger habe er den Sklaven nach Ägypten geschickt. Sie erkannten darauf an den Zügen die Handschrift Merwans, des Geheimschreibers Osmâns, und verlangten dessen Auslieferung, die aber Osmân verweigerte, obgleich er in seinem Hause verborgen war. Zornig verließen die alten Gläubigen Osmân, schenkten aber seinem Schwure Glauben. Andere dagegen bestanden auf Auslieferung und ein Verhör Merwans, damit man über den Brief Gewißheit erhalte und den Thäter befrage, wie er Befehl zur Ermordung eines alten Gefährten des Gesandten Gottes ohne Grund habe geben können. Habe Osmân den Brief geschrieben, so müsse er abgesetzt werden, und wenn Merwan, aber auf des Khalifen Befehl, so wolle man nachträglich über jenen beschließen. Osmân, der den Merwan aus Furcht, man möchte ihn tödten, dennoch nicht auslieferte, wurde so eng eingeschlossen, daß er selbst des zur Stillung seines Durstes nöthigen Wassers entbehrte. Ali ließ ihm darauf nicht nur dieses, obwol mit Mühe, zukommen, sondern schickte auch seine beiden Söhne Hasan und Hosein, und Zobeir, und Telha ebenso seinen Sohn nebst andern alten Glaubensgefährten, den Eingang zu Osmân mit dem Schwerte gegen die wilde Masse zu vertheidigen. Fast alle aber wurden verwundet, und als deshalb der Parteiführer Muhammed den Zorn der Haschimiden fürchtete, glaubte er keine Zeit verlieren zu dürfen, ergriff zwei seiner Helfershelfer bei der Hand, erstieg mit ihnen die Mauer, ohne daß die auf dem Dache Fechtenden etwas gewahr wurden, zum Wohnzimmer Osmâns, den er mit seiner Gemahlin fastend und betend allein fand. Muhammed ergriff ihn beim Barte, rief seine beiden Gefährten, die alsbald über den Wehrlosen herfielen, ihn verstümmelten und schlugen, bis er todt war, worauf die Mörder durch denselben Ausweg entflohen. Alles Geschrei der Gemahlin Osmâns war vor dem Waffengeräusch unhörbar geblieben, bis sie zu den Kämpfenden hinaufstieg und ihnen die Ermordung des Khalifen verkündete. Als Ali, Telha und Zobeir, was vorgefallen, erfuhren, wollten sie dem Gerüchte nicht trauen, bis sie sich selbst von dem Geschehenen überzeugten. Ali, dadurch so ergriffen, daß er alles früher erduldete Leid vergaß, bestürmt seine Söhne mit Fragen, wie sie, an dem Thore stehend, solche Gräuel hätten zulassen können. Ja er ging soweit, daß er dem Hasan Ohrfeigen gab, den Hosein vor die Brust stieß und Muhammed, Telha's Sohn, mit Schmähreden überhäufte. Darauf kehrte er in seine Wohnung zurück, wohin ihm das Volk mit dem Geschreie nachstürmte: Wir huldigen dir, wir huldigen dir! Nur erst als sämmtliche Kämpfer von Bedr denselben Wunsch äußerten und auf dessen Erfüllung bestanden, nahm er die Huldigung an. Merwan aber entfloh mit seinem Sohn, und Muhammed entkam der Züchtigung nur dadurch, daß er nicht selbst den Todesstreich geführt hatte und in Ali's Gegenwart Allah zu seinem Versöhner anrief. Die Ermordung selbst ereignete sich im J. 35 d. Fl. (655 Chr.) am zweiten Tage des Festes Teschric oder nach Andern an einem Freitage den 18. des Monats Dzi'lhiddsche (Juli 656 Chr.). Den Sonnabend darauf (nach Abulfeda erst drei Tage nachher) ward er als der erste auf dem Friedhofe Becki' zu Medina begraben in einem Alter von 81 oder 82, oder nach Andern 90 Jahren. Zobeir sprach über ihn das Gebet und besorgte sein Begräbniß. Die Tradition aber verkündet: „Allah hat das Schwert, so lange Osmân gelebt, in der Scheide gehalten, nachdem aber Osmân gefallen, zog er das Schwert und steckt es nicht in die Scheide, bis auf den Tag der Auferstehung." Dadurch sollte angedeutet werden, daß von nun an Meuterei, Verschwörungen und Revolutionen religiöser und politischer Art unaufhörlich im Schooße des Islams wüthen würden.

Dem Ermordeten half demnach weder eine Leibwache, die er zuerst anführte, noch der verschlossene Sitz (Maesuret), den er sich, gewarnt durch das Schicksal Omars, in der Moschee hatte einrichten lassen. Er war es auch, der dieselbe Moschee zu Medina in den Jahren 649 und 650 verschönern und erweitern ließ. Sie ward von behauenen Steinen aufgeführt, mit steinernen Säulen versehen, auch das Dach neu aufgebaut, sodaß das Gebäude nun 160 Ellen in der Länge und 150 in der Breite hatte. Ferner war er der erste, der liegende Gründe zu Lehn und Apanage gab und dadurch den noch bis in unsere Zeit im türkischen Reiche fortbestehenden militairischen Lehnsystem den Ursprung gab, indem den Truppen Ländereien zum Unterhalt angewiesen sind, der erste, der Khoraſan in fünf Statthalterschaften (Merew, Herat, Balch, Tocharistan, Nisabur) theilte, der erste, der auch am Freitage vom Minaret herab die Stunde des Gebetes verkünden ließ, der erste der den Gebetausrufern (Muessin) einen Gehalt anwies, und der erste, der die Gläubigen zum Almosengeben verpflichtete. Unter allen seinen guten Eigenschaften ragt überdies seine Selbstverleugnung, die ihn nie von seinen Thaten sprechen und selbst um Anderer willen entbehren ließ, und seine Freigebigkeit hervor. Letztere ward durch die ungeheuern Summen, die durch die Eroberungen und auferlegten Steuern ihm zuflossen, fast Verschwendung und grenzt ans Unglaubliche. Er eröffnete somit die große Reihe der Khalifen, denen das Gold an sich wenig Werth hatte, sondern nur als Mittel galt, ihren Namen durch die liberale Anwendung desselben zu verherrlichen. Noch verdanken ihm auch endlich die Gläubigen des Islams die Redaction des Korans in seiner jetzigen Gestalt. Schon Abu Bekr hatte auf Anrathen des Ali, nachdem der Tag von Jemâma oder die Schlacht gegen den neuen Propheten Moseilema viele der Jünger Muhammeds hinweggerafft, die zerstreuten Suren, wie er sie theils auf Palmblättern und Pergament oder auf andern rohen Schreibmaterialien vorfand, theils aber und vorzüglich durch Hilfe derer, welche die Offenbarungen, wie

Digitized by Google

sie Muhammed vom Engel Gabriel empfangen zu haben vorgab, in ihrem Gedächtnisse bewahrten, gesammelt, und eine Original-Abschrift bei Omars Tochter, der gewesenen Gemahlin des Propheten, mit Namen Hafsa, niedergelegt; doch gab im J. 650 ein Streit zwischen den Irakanern und Syrern über die bei ihnen gebrauchten und von einander abweichenden Copien dem Osmân Veranlassung, dieselben nach Möglichkeit alle einzuziehen und zu vertilgen, und durch Anfertigung von Abschriften aus dem Original den echten Text zu verbreiten. Sieben Abschriften, die als Originale in Mekka, Jemen, Damaskus, Bahrain, Basra, Cufa und Medina hinterlegt wurden, galten als Normal-Exemplare, über deren richtige Copirung besondere Aufseher wachen mußten. Daher heißt auch Osmân „der Sammler des Koran (جامع القرآن)."

Noch erwähnen wir eine Sammlung von 100 kurzen Sprüchen, die den Osmân zum Urheber haben sollen und von Reschîd-ed-din Muhammed Ben Muhammed, gewöhnlich Wetwât (Schwalbe) der Secretair genannt, gesammelt, bekannt und persisch commentirt worden sind. Er gab dieser Sammlung den Titel: „Ins ellahfân (انس اللهفان), der Gefährte des Niedergeschlagenen" und starb im J. 552 (beg. 13. Febr. 1157) [3]).

Osmân, die Sultane. Osmân I., der Türke, mit dem Beinamen Elghazi (الغازي d. i. Eroberer), der dem osmanischen Reiche Namen und Ursprung gab, stammte seinem Geschlechte nach aus Khorasan, aus welcher Provinz sein Großvater, Soleimânschah der Ogbuse, durch Dschengischan verdrängt nach Armenien mit 50,000 seiner Stammgenossen in das Gebiet von Achlât, das die Ogbusen auch schon früher heimgesucht haben sollen, einwanderte (621 d. Fl., 1224 Chr.). Dieser unterlag also einer ähnlichen Gewalt, die etwas später (656 d. i. 1259 Chr., also ein Jahr vor Osmâns Geburt) den Dichter des Rosengartens, Sadi, aus seinem Vaterlande, demselben Khorasan, vertrieb. Soleimânschah, nicht Willens, sich dem mongolischen Dränger anzuschließen, d. h. sich ihm zu unterwerfen, suchte zunächst sich seine Unabhängigkeit zu schützen, und hielt ruhig, obwol nicht ohne Verdruß der einheimischen Stämme, sieben Jahre in seinem neuen Vaterland aus, brach aber alsdann nach seiner ersten Heimath auf, hatte jedoch das Unglück, als er durch den Euphrat schwimmen wollte, mit seinem Pferd in demselben zu ertrinken (629 d. Fl. 1231 Chr.). Von seinen vier Söhnen, die ihn nicht weit von Haleb unter den Mauern der Stadt Dschaber begraben haben sollen, kehrten zwei (Sunkurtekin, bei Kantem. Sonkurdogan, und Gümtoghdi) nach Khorasan zurück, und ihre Namen und Thaten verschwinden fast spurlos, die zwei andern dagegen, Dündar und Ertoghrul (الرطغرل), wandten sich anfangs östlich von Erzerum, dann aber westlich in das Gebiet des Sultans der Seldschucken Ala-ed-din, dem er nach Einigen noch auf dem Wege, nach Andern (s. Kantem. Vorr. S. 56) nach bereits erhaltener Erlaubniß zum Aufenthalt in seinen Staaten zu einem Siege gegen die seit Dschengischan so lästigen mongolischen Tataren verhalf. Ala-ed-din soll ihm sogar die Bekämpfung dieser Horden zur Bedingung gestellt, und gelänge sie, ihm noch größere Bewilligungen zugesagt haben, wenn auch diese fälschlich von türkischen Schriftstellern bis zu dem Versprechen der Mitregentschaft ausgedehnt worden sind. Ertoghruls Bruder starb hier frühzeitig. Nach dem Dschihannuma (S. 675) war Karadschahisâr (قره جه حصار), vier Stunden von Inöni, nördlich von Kutahija, die erste Eroberung, zu der als einem von den Griechen eingenommenen festen Schloß, Ertoghrul von seinem Schutzherrn Ala-ed-din die Erlaubniß erhielt. Nach Andern ward ihm dieses Schloß bereits vom Anfang an eingeräumt. Zugleich stellte er sich als Aufgabe, den Einfällen der Tataren ein Ende zu machen, und er betrug sich hierbei so umsichtig, und seine Anstrengungen waren so erfolgreich, daß, als er nach einem dreitägigen Kampfe mit den sich befehdenden Griechen und Tataren am Paß Ermeni obgesiegt, seine Thaten durch ein förmliches Lehn und einen Wohnort im Winter und einen im Sommer in dem noch heute sogenannten Sandschak Sultanöni, dem alten Phrygia Epictetos oder Klein-Phrygien, erhielt. Von seinen drei Söhnen war dem Ertoghrul der älteste, unser Osmân I., im J. 657 (d. i. 1258 Chr.) geboren worden. Sonst wird nach obigen Kämpfen wenig mehr von dem durch Krieg und Jahre geschwächten Greis erzählt, und nur noch an den Traum desselben, durch den ihm die Macht seines künftigen Geschlechts voraus verkündet ward, mag hier erinnert werden (s. v. Hammers Gesch. des osman. Reichs. I, 46). Er starb (s. Hadschi Khalfa's chronol. Taf. z. J. 680 und 687) nach Einigen im J. 680 (1281 Chr.), nach Andern 687 (1288 Chr.), und ward im Schlosse Sugjudschik begraben, wo sein Grabmal noch jetzt häufig besucht wird.

Auch Osmâns Jugendjahre bieten nichts sehr Wichtiges dar, abgesehen von seinem Liebesabenteuer mit der schönen Malchatun und dem vorbedeutenden Traum. Als nämlich Osmân den frommen Scheich Edebali zu Itburni, einem bei der durch seine Meerschaumgruben berühmten Hauptstadt von Sultanöni, Eskischehr, gelegenen Dorf, öfter besuchte und gelegentlich dessen Tochter, die Malchatun, sah, zugleich aber auch von Liebesgluth ergriffen um ihre Hand anhielt, allein aus sehr vernünftigen Gründen ihm nicht sogleich willfahrt wurde, gerieth er noch überdies mit Nebenbuhlern in Kampf, ging jedoch siegreich aus ihm hervor, und erlangte auch endlich nach zwei Jahren zu Folge eines Traumes die so heiß begehrte Malchatun zu seiner Gemahlin. In ihres Vaters Hause als Gast übernachtend sah er aus verborge-

3) Hiernach ist zu berichtigen, was d'Herbelot darüber sagt. Im Ganzen hat obigen Nachrichten Sojuti's noch ungedruckte Khalifengeschichte, von der sich der Verfasser eine Abschrift gemacht und mehrfache Vergleichungen besorgt hat, zum Grunde gelegen. Außerdem sind gedruckte und ungedruckte Quellen vergleichungsweise benutzt worden.

Digitized by Google

uer Welt das folgende Traumbild. „Er sah sich und den Scheich, seinen Gastherrn, ausgestreckt liegen. Aus Edebali's Brust stieg der Mond auf, der wachsende, der sich zu Osman neigend als Vollmond in dessen Busen barg, und versank. Da wuchs aus seinen Lenden ein Baum empor, und wuchs und wuchs an Schönheit und Stärke immer größer und größer, und breitete seine Äste und Zweige aus, immer weiter und weiter, über Länder und Meere, bis an den äußersten Gesichtskreis der drei Theile der Erde seinen Schatten verbreitend. Unter demselben standen Gebirge, wie der Kaukasus und der Atlas, der Taurus und der Hämus; es strömten, als die vier Flüsse dieses paradiesischen Baumes unter den Wurzeln desselben, der Tigris und der Euphrat, der Nil und der Ister hervor. Schiffe deckten die Flüsse und Flotten die Meere. Aus den Thälern thürmten sich Städte auf mit Domen und Kuppeln, mit Pyramiden und Obelisken, mit Pracht- und Thurmsäulen, von deren Spitze der Halbmond funkelte. Jetzt erhob sich ein siegender Wind und senkte die Spitze schwertförmig gebildeter Blätter gegen die Städte, und zuvörderst gegen die Kaiserstadt Constantins, die an dem Zusammenflusse zweier Meere und zweier Erdtheile, als ein Diamant zwischen zwei Sapphiren und zwei Smaragden gefaßt, den Edelstein des Ringes erdumfassender Herrschaft bildet. Eben wollte Osmân den Ring anstecken, als er erwachte *)." — Die Auslegung dieses die Weltherrschaft verkündenden Traumes war nicht schwer, der wachsende Mond, die Malchatun, ward durch Osmân der glänzende Vollmond, die zukünftige Mutter des mächtigen Herrschergeschlechtes, nachdem beide nach geregelter Sitte mit einander vermählt worden waren.

In dem Besitze des väterlichen Erbes, das, soweit es Ertoghrul zu behaupten gewußt, durch Ala-ed-din dem jugendlichen Krieger bestätigt ward, verfuhr Osmân als unumschränkter Herrscher, und türkische Geschichtschreiber wollen ihm sogar schon in dieser Zeit Hoheitsrechte bewilligt wissen, die alleiniges Besitzthum gekrönter Häupter sind. Doch fehlte es dem obersten Feldherrn (Dschihan. S. 676) nicht an Gelegenheit, sein Waffenglück zu versuchen, und die erste Veranlassung nach seiner Vermählung, dasselbe zu erneuen, bot ihm der griechische Befehlshaber von Angelokoma (Ainegöl (اينكول) zwischen Brusa und Kutahija dar, welcher wiederholt seine Heerden und Hirten und ebenso die seines Vaters (1285) angefallen hatte. Der Grieche büßte sein Unternehmen mit dem Verlust eines andern festen Schlosses Koladscha, dem drei Jahre darauf (1288) eine noch größere Demüthigung durch eine abermalige Niederlage folgte. Karadschahisâr (Melangena), das sein Vater an die Griechen wiederum verloren hatte, erlag darauf einer zweiten Eroberung, und selbst der Schmerz, den Osmân durch den Tod seines Vaters [der eine seiner Söhne Gündüzalp (گوندوزالپ) war als Opfer des Krieges soeben gefallen] 1288 erfuhr, wenn er nämlich in diesem Jahre starb, ward ihm durch die Geburt seines Sohnes Urchan (اورخان, Had. Kh. chronol. Taf. v. J. 687) sehr erleichtert. Auch erhielt er sehr bald darauf 1289 (s. Had. Kh. a. a. O. J. 688) das Lehn des soeben eroberten Karadschahisar, und der Seldschuken-Sultan fügte dieser Schenkung auch Pauke, Fahne und Roßschweif als Ehrenzeichen fürstlicher Würde und Beweis seiner Dankbarkeit bei. So war er denn Beg mit allen Auszeichnungen seines Ranges. Karadschahisar, zu dessen Bezirk auch Eskischehr (Dorylaeum, Altstadt) kam, ward von nun an die Residenz des neuen Statthalters; er suchte dieselbe auch durch neue Ansiedler, die er herbeizog, zu erweitern, ließ Paläste und neue Mauern aufführen, überall den Islam geltend machen, und durch Imam, Kanzelredner und Kadhi repräsentiren. Er selbst saß jeden Freitag, der zugleich als Markttag die Öffentlichkeit der Geschäfte noch mehr beförderte, zu Gericht, und fügte zu seinem Kriegsruhm auch noch den unparteiischer Gerechtigkeitsliebe hinzu. Jemehr er aber gegen seine eigenen Unterthanen Recht zu üben sich bemühte, desto weniger machte er sich ein Bedenken daraus, den Frieden fleißiger Nachbarn durch Raubzüge zu stören und ihre Wohlhabenheit zu untergraben. Tarakli und Modreni (das alte Modra) wurden die nächsten Opfer seines Raubsystems, das klein anfing und groß sich endigte. In den wenigen ruhigen Jahren, die hierauf ohne Waffenthaten verstrichen, benutzte Osmân jede Gelegenheit, seinen kleinen Staat durch Wohlstand zu heben und seinen eigenen Schatz zu vermehren. Die griechischen Statthalter ringsum, aus Furcht, der Kühnheit und der Unternehmungslust des Muhammedaners offene Stirn entgegenzusetzen, begnügten sich im Stillen ihren Neid zu nähren, bis zu günstiger Stunde der längst verhaltene Groll durch heimliche List sich des gefürchteten Nachbars bemächtigen könnte. Allein grade das Mittel, dessen sie sich bedienten, eine angezettelte Verschwörung durch Freundes Mund dem Verrathenen entdeckt und alsbald vereitelt, legte immer fester den Grund zum Baue der nachmaligen Größe des osmanischen Reiches, insofern es die Unabhängigkeit des Bedrohten vorbereitete, oder selbst den Beginn derselben herbeiführte 1299 (699). Als nämlich sich sein Freund, der griechische Befehlshaber des auf einen Felsen auf der Südwestseite des Olympus gelegenen Schlosses Khirmenkia oder Khirmendschik, Köse Michal, bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter Mühe gab, die benachbarten Schloßherren, die er durch seine prachtvollen Geschenke an Braut und Bräutigam noch mehr erbittert hatte, ihm zu versöhnen, suchten diese vielmehr ihn für ihre Absichten gegen Osmân zu gewinnen, und die nahe Hochzeit des Besitzers von Biledschik (بلجك, Belokoma) mit der Tochter des Herrn von Jarhisar (يارحصار), zweier nicht weit von einander entfernter Schlösser, sollte als Mittel dienen, sich der Person Osmâns zu versichern. Allein Köse Michal, Osmâns treuer Freund, gab ihm von dem

*) v. Hammer a. a. O. I. 49 fg.

Digitized by Google

Vorhaben Kunde, und da dieser noch alle Jahre wie früher sein Vater, den besten Theil seiner Heerde den Sommer über der Obhut des Herrn von Belokoma vertraute, während der übrige Theil auf die Alpen getrieben wurde, so bat er sich auch jetzt die Erlaubniß aus, überließ aber gegen die festgestellte Bedingung, nicht Weibern die Übergabe im Schlosse, sondern 39 seiner tapfersten Waffengefährten, die er als alte Weiber verkleidete, während er selbst der Sage nach (denn die ganze Erzählung ist nicht rein historisch) als der 40. die Lastpferde mit den angeblichen Schätzen, die nichts als Waffen waren, ins Schloß brachte. Der größere Theil der Einwohner war außerhalb desselben zur Hochzeit, und so war selten ein Überfall leichter als dieser. Der Bräutigam ward auf dem Heimzug überfallen und verlor das Leben, die Braut aber wurde Osmâns zwölfjährigem Sohn, Urchan, zur Gemahlin bestimmt. Während er nun noch eilends das Schloß Jarhisâr zwischen Jenischehr und Kutahija überfiel, nahm einer seiner vorzüglichsten Helden, Torghudalp, auch das Schloß Ainegöl (Angelokoma) weg.

Durch diesen in einen Jahre (1299) gewonnenen Besitz dreier bedeutender Schlösser ward Osmân unstreitig einer der mächtigsten Vasallen des sinkenden Seldschuckenreiches, und mithin entweder dessen kräftigste Stütze oder dessen gefährlichster Gegner. Doch hatte die Zeit bereits mehr vorbereitet, als daß er es nöthig gehabt hätte, sich für eine der obigen beiden Wahlen öffentlich zu entscheiden. Ala-ed-din starb zur günstigen Stunde, und mit dem Moment, wo er seine Augen schloß, öffnete er dem Osmân die Aussicht selbständiger Unabhängigkeit und freier Herrschaft. Mit diesem Jahre beginnt demnach die Ära des osmanischen Reiches und seiner Geschichte, und die Türken, obwol sie dieselben waren und blieben, traten nun von ihrem Ahnherrn und erstem Sultan genannt bestimmter als Osmanen auf, und mögen noch bis auf diese Stunde aus Stolz und zum Unterschiede von ihren frühern räuberischen Stammgenossen nichts weniger als Türken genannt werden. Osmân und seine Osmanlis sahen bereits Galatien und Bithynien als ihre Beute an, und hofften aus den Trümmern des zusammengestürzten ikonischen Kolosses sich die als ihren Theil auszulesen, die ihnen zum Aufbau ihres neuen Riesenwerkes am Geeignetsten schienen. Osmân ließ zum Beweise dessen, was er wollte und worauf er hinarbeitete, das Kanzelgebet in der Moschee zu Karadschaisar in seinem Namen halten, und sich außer diesem deutlichen Zeichen der angenommenen Hoheitsrechte als Sultan begrüßen. Wol war das Reich des neuen Alleinherrschers im Durchschnitte noch nicht über eine Tagereise lang; allein weil es zum großen Theile von festen Schlössern und sichern Punkten, vorzüglich auch um den Olympus herum, beherrscht war, war es nöthig, die Obhut derselben seinen treuesten Freunden und Dienern anzuvertrauen. Nur die nächsten Anverwandten und die verdientesten Krieger wurden dieser Ehre gewürdigt, und nachdem Malchatun mit ihrem Vater und jüngern Sohn, Ala-ed-din, Biledschik bezogen, wählte Osmân für sich selbst Jenischehr (يكي شهر, Neustadt) zum Hauptsitze seines neuen Reiches. So rückte er den größern Städten Anatoliens, vorzüglich Nicäa, näher, und hatte Gelegenheit, selbst Hüter seiner Grenzmarken zu sein. Ruhig zu bleiben war ihm überdies unmöglich, und da er Gelegenheit zum Kampfe suchte, fand er sie auch, zumal da er das Recht der Macht seines Willens unterwarf. Daß ihm nur sein eisgrauer Oheim Dündar Vorstellungen zu machen wagte, um ihn von dem gefahrvollen Angriff auf das nahe bei Jenischehr gelegene Köprihisâr (Brückenschloß) abzuhalten, kostete dem besonnenen Manne das Leben, welches der schonungslose und wilde Neffe ihm selbst nahm. Das Schloß fiel, und war als mitten inne zwischen Jenischehr und Biledschik, nur jenem näher gelegen, den Operationen des Eroberers allerdings hinderlich. Ja diesen wandelte bereits die Lust an, sich selbst an den Kaiser von Byzanz zu wagen, keinesweges aber kann Kantemir Glauben finden, und hätte ihn auch seinen Quellen nicht schenken sollen, wenn er berichtet, daß Osmân jetzt schon seinen Angriff auf Nikomedien gerichtet habe. Es ist hier die ganze Lage nicht bedacht, und überdies Isnik (Nicäa) mit Isnikmid verwechselt. Das Schlachtfeld Kujunhisâr (Bapheum), wo der Befehlshaber der byzantinischen Leibwache, Muzalo, ihm gegenüberstand, eröffnete die Reihe der Siege osmanischer Waffen, die nicht eher niedergelegt wurden, bis mit dem letzten Sieg auch die letzte Niederlage der Griechen erfolgte. Feigheit der Truppen und auch der Anführer, die oft beide nichts als die feilste Waare waren, trug viel mehr zum Vortheil Osmâns bei, als seine eigene und der Seinigen Tapferkeit. Die Schlacht von Kujunhisâr, obwol sie dem Gouverneur von Kestel das Leben kostete, lieferte hierzu den deutlichsten Beweis. Die Furcht und Flucht einzelner griechischer Statthalter und Heerführer war so groß und allgemein, daß die einen zur Verfolgung der andern die Engpässe öffneten, die Flüchtigen jedoch so rasch waren, daß jede Bemühung der Osmanen, sie zu erreichen, sich als vergeblich herausstellte. Ja es fehlt nicht an Beispielen, daß die zur Bewachung der Grenzprovinzen stationirten Truppen die Flucht eher ergriffen, als noch der Feind kam, sobald nur irgend eine örtliche Unbequemlichkeit einen Scheingrund dazu hergab. Kutahija (Cotyaeum) und Isnik (Nicaea) sahen die Osmanen unter ihren Mauern, und erstere Stadt, nach Einiger Bericht, schon innerhalb derselben, noch aber waren der festen und hohen Punkte so viele und sie so stark, daß man von ihnen herab die umherschweifenden Krieger verachten konnte. Daher hatte auch der Befehlshaber von Brusa Muth genug, in Verbindung mit vier andern griechischen Schloßherren im J. 1307 dem Osmân den Kampf anzubieten, der jedoch zweien der Anführer das Leben kostete, ohne irgend einen Vortheil den Angreifenden zu gewähren, und überdies dem Sieger, obwol ein Jahr später, die Insel Galios (Kalolimne) quer vor dem Meerbusen von Mondania einbrachte. Diesen schreckte bereits die Drohung nicht mehr, mit der man ihm unter dem Schilde der Mongolen von Constantinopel aus entgegentrat. Das Vertrauen auf sich selbst, das sich auch seinen Mitkäm-

Digitized by Google

pfern mittheilte, galt ihm für die beste Schutzwaffe gegen jede Gefährlichkeit. Überdies hatten ihn frühere Streifzüge mit den Ufern des Bosporus und des Pontus Euxinus bekannt gemacht, und er ahnete daher um so weniger eine drohende Stellung von Constantinopel aus, indem seine eigenen festen Punkte ihm größere Sicherheit gewähren mußten, als die von der Ferne her erborgten Schreckmittel der Einbildung. Noch aber war sein Gebiet von den größten Städten Bithyniens umschlossen, obwol seine Herrschaft bereits über Nicäa und Brusa hinausreichte. Sein Hauptaugenmerk war daher, diesen Punkten so nahe als möglich zu kommen. Die nächsten Angriffe galten den Vorschlössern dieser Städte. Trikokia (Kodschahisâr) vor Nicäa ward zwar nicht ohne Anstrengung und Verlust an Menschen erobert, dagegen aber Kubuclea (Lubludschi) am Olymp zwischen Ainegöl und Brusa um so leichter durch Verrath genommen. Alle Schlösser längs des Flusses Melas (Jenischehrsuji) von Leukas (Lefke) bis zur Mündung in den Sagaris (Sakaria), unter denen Akhisâr eins der bedeutendsten, waren in Kurzem osmanisch, und das zu der nahe an obiger Mündung gelegenen Stadt Kiwa gehörige Gebiet, und mehre feste Punkte am Sagaris theilten bald gleiches Schicksal. So wie nun Osmân auf der einen Seite recht gut mit den Griechen fertig ward, so fühlten auch die von Phrygien her bis an die Mauern von Karahisâr eindringenden Tataren sehr bald seine Übermacht. Wer in der Nähe von Dinasch nicht umkam, ward gefangen gemacht und erhielt nach Annahme des Islams seine Freiheit wieder. Hier war es auch, wo sein Sohn Urchan, nachdem er von alten Freunden seines Vaters unterstützt, die erste Waffenthat glücklich an dieser südlichen Grenze seines Erbes vollführt, sich des Vaters würdig zeigte. Darum trug ihm dieser auf, sich des zwischen dem Sagaris und dem Meere gelegenen Gebiets des heutigen Sandschaks Kodscha Ili zu bemächtigen, und er entledigte sich dieses Auftrages so vollständig, daß das ganze Land bis an die Mauern von Nikomedia zum Theil verwüstet, zum Theil unterworfen ward. Selbst die Hilfe, die der Befehlshaber dieser Stadt auf seine Vorstellungen in Byzanz von der augenscheinlichen Gefahr verlangte, und auch erhielt, ward unterwegs angegriffen, geschlagen und gefangen genommen, sodaß dem Reste nichts übrig blieb, als nach Constantinopel zurückzukehren und die traurige Botschaft der Niederlage zu überbringen. So war nun als nächster Punkt Nicäa im J. 1317 (717) von allen Seiten von Osmanen und ihren vor den Thoren dieser wichtigen Festung gelegenen Schlössern umringt, und nach Osmâns Willen sollte auch Brusa nicht minder geängstigt werden. Dieselbe Strategie wie bei Nicäa ward auch hier befolgt. Es wurden zwei Schlösser der Stadt so nahe als möglich angelegt, und nach ihrer Vollendung, als Osmân am Podagra leidend schon nicht mehr im Stande war, die Belagerung selbst zu übernehmen, Urchan von einem Kriegsrath umgeben beschäftigt, die Stadt zu berennen. Obwol die Besatzung nicht im Stande war, sich auf freiem Felde zu messen, so hatte sie doch auf lange Zeit die nöthigen Bedürfnisse, und Entsatz konnte mehr als einmal von Constantinopel eintreffen. Auch schlugen die Belagerten die Stürme der Feinde tapfer zurück, bis der Befehlshaber, nach hartnäckigem Widerstande, sich durch einen Vertrauten Urchans bereden ließ, die Stadt unter Bedingungen zu übergeben. Ohne daß weiter Blut floß, erhielt die Besatzung freien Abzug mit Hab und Gut, und eine Strecke Weges sicheres Geleite, die Stadt dagegen mußte 30,000 Dukaten bezahlen, welche Summe von nun an der Maßstab für künftige Contributionen eroberter Plätze ward. So war denn eine des kleinen osmanischen Staates schon würdigere Residenz gewonnen und Osmân erhielt noch schnell genug im J. 1326 (726), ehe ihn der Tod ereilte, die Nachricht des Sieges, um in der Hauptstadt Bithyniens seine Grabstätte anzuordnen. Das nun war die letzte größere Frucht seiner 27jährigen Regierung, deren Genuß ihm im 70. Jahre seines Lebens gewährt ward. Seine Gemahlin und sein Schwiegervater waren ihm im Tode vorangegangen, und außer Ala-ed-din, seinem jüngern höchst besonnenen Sohne, gelang es nur noch Urchan, der einen Eilboten erhielt, mit einem Gefährten das Sterbebette des Vaters zu Sögud zu erreichen, um daselbst seinen letzten Willen zu vernehmen. Er empfahl dem Thronfolger, nachdem er ihm den väterlichen Segen ertheilt, Beschützung des Islam, und Ausübung von Milde und Gerechtigkeit. (Die letzten Worte des Sterbenden finden sich nach Sadi bei Kantemir S. 30 fg.) Seine Leiche aber ruhete ungestört in der Hauptkirche des Schlosses zu Brusa, oder dem sogenannten silbernen Gewölbe, bis eine Feuersbrunst zu Anfange dieses Jahrhunderts in jener Stadt auch zerstörend auf das Grabmal des Gründers der osmanischen Macht einwirkte. Sein Reichthum war gering, er hatte weder Gold noch Silber, und sogar die Fahne bestand nur aus rothem Dünntuche. Seine Tracht, an ihm höchst einfach, ist noch jetzt in Schnitt und Form Muster, nicht in Stoff und Verbrämung. Endlich werden seine langen Arme (longimanus, ein Bild der um sich greifenden Macht) und sein schwärzliches Gesicht gerühmt, das ihm schon in seiner Jugend den Beinamen des schwarzen Osman, Kara Osman, erwarb.

Wie Osmân als Krieger unter den Seinigen der Erste war, so war er es auch als Staatsmann. Er hatte sich zum Gesetze gemacht, besiegten Unterthanen alsbald soviel Ruhe zu schenken, und sie so viele Wohlthaten des Rechts genießen zu lassen, als in seinen Kräften stand. Sehr oft suchten die benachbarten Ortschaften, um vor den Anmuthungen von Constantinopel aus sicher zu sein, in seinem Gebiete Schutz und Obdach, und er war klug genug, die strengste Schonung gegen sie anzuordnen. Die Verbreitung des Islam lag ihm zwar am Herzen, jedoch betrieb er sie ämsiger unter den Barbaren, als unter den Griechen. Seine Gerechtigkeitsliebe ist noch jetzt unter den Osmanen sprüchwörtlich, und was er that und verordnete, herkömmliches Gesetz.

Osmân II., der 292 Jahre nach Osmâns I. Tode als 16. Sultan osmanischen Stammes in fortlaufender, nur durch seinen Vorgänger und Oheim Mustafa unter-

Digitized by Google

brochener Linie vom Vater auf den Sohn, noch nicht 14 Jahre alt, 1618 (26. Febr.) den Thron von Constantinopel bestieg, war der Erstgeborene der sieben Söhne seines Vaters Ahmed, den er, selbst erst funfzehn Jahre alt, durch seine Geburt, der binnen drei Monaten auch die seines Bruders Muhammed folgte, mit der höchsten Freude erfüllt hatte (4. Nov. 1604). Eine siebentägige Ausschmückung und Beleuchtung der Stadt verherrlichte das Ereigniß. Hätte der Vater das Ende des Sohnes geahnet, solche kaiserliche Pracht hätte er nicht zur Schau gestellt, aus Furcht vor Verrath der eigenen Größe. Ahmed war, 1617 am 22. Nov., 27 Jahre alt, gestorben, ohne etwas mehr gethan, als das Reich in Asien und Europa aus Mangel eigener Willenskraft, indem er charakterlos nur fremden Eingebungen folgte, dem allmäligen Verfalle näher gebracht zu haben. Auch folgte ihm sein Sohn nicht unmittelbar, da wider den Gebrauch bei Ahmeds Thronbesteigung sein Bruder Mustafa, als einziger Thronerbe, beim Leben gelassen, und dieser auch späterhin durch Zufall gerettet worden war. Da nun der Oheim 13 Jahre älter als sein Neffe Osmân war, verschaffte ihm dieser Umstand nach dem Reichsgesetz über die Thronfolge das Sultanat, doch gaben Blödsinn und dadurch nothwendige Regierungsunfähigkeit schon nach drei Monaten den Großen des Staats hinreichende Ursache an die Hand, ihm die Zügel des Reichs zu entreißen. Er ward in sein früheres Gemach des Kronprinzen, den sogenannten Käfig, eingesperrt und Osmân als Sultan begrüßt (26. Febr. 1618). Die Regierung dieses unmündigen Knaben, der aber seinen Eigenschaften nach schon Jüngling, und frühzeitig an Kopf und Herz Mann ward, bleibt, so kurz sie auch war, seine Schwermuth abgerechnet, dennoch denkwürdig und Achtung gebietend. Osmân wenigstens verdiente das Geschick nicht, welches ihn traf; er ward das Opfer der Unfähigkeiten seiner Vorfahren, und der Nichtswürdigkeit eines Theils seiner Räthe, selbst wenn man Volk und Janitscharen und die Zeit für schuldlos halten wollte. Allen den Ausschweifungen und Thorheiten der ihm zunächst vorangegangenen Sultane fremd, haßte er Trägheit und verweichlichende Vergnügungssucht. Ihm galt der Ruhm mehr als Alles, und der persönliche Muth verließ ihn nicht, selbst bei seinem traurigen Ende. Auch seine bisweilen gezeigte Grausamkeit ging weniger aus natürlichem Drang als aus angenommener Nothwendigkeit hervor. Längst schon waren die Sultane nicht mehr selbst in den Kampf gegangen, Krieg und Frieden schlossen die Großbeamten, und der Großherr regierte nur im Serail. Anders dachte, anders wollte es der jugendliche Osmân, dessen Thronbesteigung an und für sich von keiner mislichen Vorbedeutung begleitet war.

Eine Niederlage des an der Spitze türkischer Truppen kämpfenden Tatarchans Dschanibekgirai auf der Ebene von Seraw bei Tebris führte den persischen Frieden mit Schah Abbas gegen jährlichen Tribut von 100 Lasten persischer Seide herbei. Auch von Wien aus ward der sitvatoroker Friede zu Komorn erneuert, und ein Gesandter mit der Urkunde desselben nach Constantinopel geschickt, wo er den 18. Dec. 1618 eintraf. Die böhmischen Rebellen erkannten ihre Steuerpflichtigkeit an, und ebenso wurde durch den venetianischen Gesandten, Franzesko Contareni, der Inhalt von 30 Artikeln, die alte Handelsfreiheiten zum Gegenstande hatten, in Constantinopel erneuert, ein Waffenstillstand mit Spanien dagegen durch den Dogen der ebengenannten Republik hintertrieben. Ein türkischer Gesandte brachte überdies die Kunde der Thronbesteigung Osmâns nach Frankreich, England und Holland, und russische Abgeordnete von Moskau, die zuletzt ankamen, küßten sogar das Kleid des Großherrn am 23. Aug. 1618. Selbst die Streitigkeiten mit Polen über die Befestigung von Rasova, und die Beschwerden über gegenseitige Grenzverletzungen wurden, obwol nicht ohne Mühe, beigelegt. Überhaupt trafen von allen Seiten Glückwünschungen und Gunstbewerbungen ein. Der Sultan von Fetz und Marocco und der Schah von Persien blieben mit ihren Huldigungsschreiben und Geschenken, unter denen sich die persischen durch Pracht und Werth auszeichneten, nicht aus, und die Auswechselung der beiderseitigen Gefangenen, der persischen und türkischen, kam den 29. Sept. 1619 zu Stande. So von Außen, wenigstens zum Scheine freundlichst bewillkommt, vergaß Osmân im Innern des Staates nicht, sich mit Veränderungen zu beschäftigen. Die Großwürdenträger, die den Mustafa zum Sultan ernannt, mußten ihre Stellen verlassen und erhielten nur theilweise andere. Der Großwessir, Muhammedpascha, wich dem rohen Alipascha, der, sich selbst zum Spotte, den Namen des Hübschen trägt, gegen die Statthalterschaft von Haleb, und zu Folge ungeheurer Geschenke, die er als Kapudanpascha aufgehäuft und jetzt dem Sultan dargebracht hatte. Der neue allmächtige Minister wußte bald durch seine Ränke alle Große, die dem Herrscher etwas galten, durch Absetzungen, zu denen er den letztern vermochte, von ihrem Einflusse zu entfernen, und leider ging der Haß, den sich Alipascha dadurch zuzog, auch auf den Sultan als seinen Träger über. Weniger dagegen kümmerte diesen der Tod seiner Urgroßmutter, der einst mächtigen Sultanin Safiye, d. i. der Venetianerin Baffa, und weder der vom Statthalter von Ofen berichtete Fall von Meteorsteinen, noch der zu Constantinopel (1620) sichtbare blutrothe Komet in der Gestalt eines krummen Schwertes, das fünf Mal so lang als eine Lanze und drei Fuß breit war, gab zu etwas mehr als leeren Prophezeihungen Anlaß. Die Gefahren, die etwa zu Lande oder zu Wasser entstehen konnten, wurden ebenfalls glücklich beseitigt, und Gratiani, der Woiwode der Moldau, zahlte seinen Verrath durch seinen und des polnischen Heeres Untergang. Da dieser nämlich, den Polen zugethan, mehre Male Beschwerden osmanischer Beamten über diese an die Pforte aufgefangen, ward er abgesetzt und der Statthalter von Oczakow, Iskenderpascha, mit andern Paschen und Begen und dem Tatarenchan, Dschanibek, gegen die Polen ins Feld befehligt. In der Nähe von Jassy am Ufer des Dniester stand das polnische Lager. Die tapfern Tataren entschieden auch hier den Kampf; 10,000 Polen blieben, die andern gingen ins Lager zu-

Digitized by Google

rück. Gratiani entfloh; die Friedensvorschläge, unter denen das Versprechen jährlichen Tributes an den Sultan, wurden verworfen, die Polen 17 Tage lang auf dem Rückzuge von den Angriffen der Tataren geängstigt, bis sie am Dniester durch eigene Verwirrung und als Folge des Streites wegen des Übergangs sich eine vollständige Niederlage und gänzliche Vernichtung zuzogen, während schon Gratiani auf der Flucht durch einen Bauer seinen Kopf verloren hatte. Nicht minder beutebeladen kehrte der Kapudanpascha, Khalilpascha, von seiner Verheerung und Plünderung der Stadt und des Schlosses Manfredonia zurück, und Alipascha ward nur durch den erwähnten polnischen Krieg verhindert, den ungrischen, böhmischen und selbst österreichischen Ständen, die als Rebellen gegen den Kaiser Ferdinand I. auftraten und Schutz in Constantinopel suchten, ihr Gesuch selbst durch gewaffnete Dazwischenkunft zu gewähren, was nicht wundern darf, da dieser Großwessir keineswegs die christlichen Gesandten selbst nach Stand und Würde behandelte, vielmehr ihre Dolmetscher zu stranguliren gar kein Bedenken trug. Obwol ihm nun dieses alles Völkerrecht höhnende Verfahren zunächst ungestraft vorüberging, so machte er sich doch auch den Türken durch seine ungemessenen Gelderpressungen immer verhaßter, zumal da ihm für gebotene Summen alle Pflicht und alles Recht gleich feil war. Selbst dem Großherrn kaufte er zuletzt seine Stellung ab, und als ihn (9. März 1621) der Tod überraschte, ward er natürlich auch von Niemandem als diesem letztern betrauert. Überdies hatte der verflossene Winter noch andere mehr traurige Erscheinungen in seinem Gefolge gehabt. Der hoffnungsvollste der sechs Brüder des Sultans, Muhammed, war aus irgend einer selbstsüchtigen Ursache den 12. Jan. 1621 ermordet worden, und da als eine der seltensten Naturerscheinungen auch der Bosporus zugefroren war, sodaß man von Constantinopel aus über das Eis sicher nach Uskudar (Chrysopolis) hinübergehen konnte, hatte Theuerung und Hungersnoth nicht ausbleiben können. Obwol nun mit dem Tode des Alipascha der Frühling den ersten Segen des neuen Jahres über das bedrängte Volk auszuschütten schien, so berechtigte doch die Wahl seines Nachfolgers, des Albanesen Hosein von Ochri, der an Übermuth und barbarischem Fanatismus seinem Vorgänger gleichkam, keineswegs zu dieser Hoffnung.

Wenn nun auch die Verantwortlichkeit solcher Erscheinungen zunächst dem Großherrn zur Last gelegt werden könnte, so darf man doch nicht vergessen, daß seine Jugend dem Einflusse des Diwan nachgeben mußte. Erst nach und nach gelang es ihm, seine Selbständigkeit hervortreten zu lassen, und bewies er dieses Streben schon durch Neuerungen in der Hauptstadt selbst, die, so wohlgemeint sie auch waren, nicht immer den Beifall der Bewohner zur Folge hatten, zumal da sich überall der Geiz Osmans — denn so nannte man seine gemessenere Freigebigkeit — bemerklich machte, so leuchtete es doch noch mehr durch sein beharrliches Bestehen auf den Krieg gegen Polen, zu dem das feindselige Verfahren dieses Volkes gegen die Kosaken den äußern Anlaß bot, hervor. Jede Vermittelung wies er hartnäckig zurück, und obwol er das 18. Jahr noch nicht erreicht, so stellte er sich doch selbst an die Spitze des Heeres, und ließ sich durch ungünstige Anzeichen, z. B. durch eine sichtbare Sonnenfinsterniß, vom Aufbruche nicht abschrecken (Mai 1621). War er schon vorher aus obigen Gründen nicht eben beliebt, so verscherzte er sich noch mehr alle Anhänglichkeit und Achtung unterwegs und dem Feinde gegenüber. Grausamkeit gegen einzelne Eingefangene war um so niedriger, als Osman gewöhnlich selbst die Art und Weise angab, wie sie martervoll umgebracht werden sollten. Sein Unmuth, wenn man es nicht Übermuth oder mit andern Worten Schwermuth nennen will, vergaß sich soweit, daß er nicht allein in eigener höchster Person nach eingebrachten Kosaken, sondern sogar nach seinem Pagen schoß. Überdies hatte der Zug über den Balkan Menschen, vorzüglich aber viel Vieh gekostet, und leistete man auch den Befehlen strengen Gehorsam, so war dieser doch keineswegs ein williger, da der Geiz des Großherrn alle Aufopferung untergrub und vorzüglich den Janitscharen böses Blut machte. Erst mit Ende des Monats August stand das osmanische Heer dem polnischen bei Chocim am Ufer des Dniester gegenüber, während der größte Theil der Polen ein festes Lager bei Kaminiec bezogen hatte. Letzteres ward von den Osmanen völlig eingeschlossen, und der erste Angriff auf dasselbe (8. Sept. 1621) schien glückbedeutend, da der Verlust an Fahnen, Geschütz und Mannschaft für die Polen nicht unbeträchtlich war. Allein der zweite und dritte Sturm entsprach der Erwartung nicht, und der vierte und zugleich heftigste nahm dem Osman nicht nur alle Vortheile, sondern er bezahlte ihn auch mit dem Verluste der Tapfersten im Heere. Misgunst der türkischen Anführer unter einander, vorzüglich des Großwessirs gegen den muthigen Beglerbeg von Ofen, Karakasch Muhammed, trug Schuld an diesem Ausgang. Überdies kämpfte die rohe Masse gegen ein Volk, das seine Freiheit nicht mit dem ersten Schwertstreiche zu verkaufen gedachte. Doch war dem Sultan noch keineswegs der Muth gebrochen. Nach zehn Tagen (24. Sept.) erfolgte ein neuer allgemeiner Angriff, dessen günstiger Erfolg aber ebenfalls durch die Theilnahmlosigkeit der Janitscharen vereitelt ward. Auch der sechste und letzte brachte nur den Osmanen Verlust, weshalb Tags darauf Kriegsrath gehalten und ihm zufolge eine dreißigtägige Rast verkündet ward, während welcher der Friede, den beide Theile wünschten, zu Stande kam, mit der Bedingung eines jährlich zu zahlenden Tributs von 40,000 Gulden, ohne daß jedoch die Artikel von türkischer Seite in Vollzug gesetzt wurden. Für den Sultan war dieser Abschluß und der Friede selbst unfreiwillig; theils die unter seinen Heerführern herrschende gegenseitige Eifersucht, die schon dem Großwessir um seinen Posten gebracht hatte, theils auch die Misstimmung des Heeres, das sich durch die Sparsamkeit des Sultans beeinträchtigt glaubte, nöthigte ihm denselben ab. Die einzige Freude, die er während dieser Zeit hatte, war die Geburt seines erstgeborenen Prinzen. Mit dem 14. Januar näherte er sich bereits wieder Con-

Digitized by Google

stantinopel und hielt am 25. desselben Monats seinen Einzug in die Stadt. Die dreimalige Erleuchtung verbreitete einen zu hellen Glanz um sich, als daß man nicht getäuscht an erfochtene Siege hätte glauben sollen. Neue Veränderungen in der Besetzung der höchsten Staatsämter folgten den Feierlichkeiten unmittelbar, doch verlor der junge Prinz bald darauf durch Unvorsichtigkeit sein Leben. Je unabhängiger von seinen Ministern sich nun Osmân auf der einen Seite zu machen strebte, desto mehr setzte er sich auf der andern durch unverständige Verfügungen und persönliche Misgriffe dem Haß aller Classen seiner Unterthanen aus. Er selbst durchsuchte bei Nacht die Straßen und Schenken, und ließ die beim Genusse geistiger Getränke ertappten Mosliminen ins Meer werfen. Um eines Thronfolgers sicher zu sein, beschloß er vier Gemahlinnen auf einmal zu heirathen, und handelte auch hierin gegen Herkommen und Staatsgesetz, daß er nicht erkaufte Sklavinnen, sondern freigeborne Türkinnen dazu ausersah. Die Janitscharen und Sipahi konnten die im polnischen Feldzuge mit Recht erduldeten Vorwürfe, noch weniger aber die Herabsetzung der ihnen früher zugestandenen Belohnungen vergessen. Allein mehr als alle diese gegründeten und ungegründeten Beschuldigungen erregte folgender Umstand den Unwillen der Menge, der endlich in offene Empörung ausbrach, und die Entthronung und Ermordung des Sultans, als des ersten seines Stammes und seiner Würde, der als gewaltsames Opfer in Folge der Janitscharenwuth einem unzeitigen Tod anheimfiel, zur Folge hatte. Der Drusenfürst Emir Tachr-ed-din nämlich hatte seit mehren Jahren die Anerkennung der Oberhoheit der Pforte mit Gewalt zurückgewiesen, und so gebrauchte denn Osmân diesen Umstand zum Vorwand, in eigener Person ihm Gehorsam beibringen zu wollen. Allen weisen Gegenvorstellungen, vorzüglich darauf gegründet, daß ohne seine persönliche Gegenwart dieser Zweck vollständig erreicht werden könne, setzte er den eigensinnigen Befehl zur Rüstung entgegen, schob aber doch jetzt die Absicht vor, eine Wallfahrtsreise nach Mekka zu unternehmen, und suchte so einen Schein durch den andern zu verdrängen. Die Befehlshaber für die drei Hauptstädte des Reichs, Constantinopel, Adrianopel und Brusa, waren bereits ernannt, als auch die wirkliche Absicht des Vorhabens ruchbar ward. Sowol der Kislaraga nämlich als der Khodscha Omar oder Lehrer des Sultans hatten diesen zu bereden gesucht, sich durch syrische und ägyptische Söldner ein Gegengewicht gegen die Janitscharen und Sipahis zu verschaffen, den Übermuth und Trotz dieser Milizen unschädlich zu machen und sie nach und nach ihrer Vernichtung näher zu bringen — ein Rath, den auf ähnliche Weise und durch ähnliche Mittel der jetztlebende Großherr glücklich durchführte. Keine wohlgemeinte Einrede der einsichtsvollsten Großbeamten, wie des Großweffirs und des Mufti's, erschütterte den gefaßten Beschluß des durch seine krankhafte und gereizte Gemüthsstimmung, die bereits in Schwermuth übergegangen war, hartnäckigen und starrköpfigen Sultans. Dazu bestärkte ihn in seiner Ausführung ein Traum, dessen trügerischer Auslegung er sich hingab. Schon lagen die kaiserlichen Zelte zur Überfahrt nach Scutari bereit, als am Vorabende (18. Mai) des dazu bestimmten Tages Janitscharen und Sipahis, durch die verschiedenartigsten Gerüchte über den Zweck der Reise, die alle zu ihrem Nachtheile sprachen, höchst erbittert, zu einer Berathung in den neuen Kasernen zusammen kamen, und von da auf dem Tummelplatze des Aufruhrs, auf dem berüchtigten Fleischplatze, sich versammelten. Der vom Großweffir Dilawerpascha zur Vermittelung abgeordnete Tschauschbaschi mußte, durch Steinwürfe genöthigt, umkehren, und nicht besser erging es ihren eigenen Oberhäuptern, dem Janischarenaga und den Obersten der einzelnen Regimenter. Die Janitscharen der Flotte schlossen sich an die Meuterer an, und man holte ein Fetwa ein, ob es durch das Gesetz erlaubt sei, die zu tödten, die den Sultan zu Neuerungen verführten. Auf erhaltene bejahende Antwort vom Mufti wandte man sich an den Khodscha und Großweffir, die dem Sultan ihre Beschwerden und ihre verlangte Abhilfe vortragen sollten. Allein Omar Efendi war entflohen, und so ward seine Wohnung der Plünderung preisgegeben, vor dem Palaste des Großweffirs aber antwortete man mit Pfeilschüssen. Ungerüstet wie sie waren beschlossen sie, da es bereits Abend, den folgenden Tag mit den Waffen zu erscheinen. Der Sultan, von den versammelten Ulemas über die Ursache des Auflaufes belehrt, versprach die Pilgerreise aufzugeben, nicht aber, den Kislaraga und Khodscha zu verbannen. Am folgenden Morgen luden die Aufrührer die Ulema zu einer Unterredung ein, und diese beschieden jene auf den Hippodrom. Das Resultat der Zusammenkunft, an der zwölf Mitglieder jenes berathenden Körpers Theil nahmen, war ein Fetwa, das die gesetzmäßige Hinrichtung von sechs der ersten Staatsbeamten aussprach, unter ihnen die beiden obengenannten, der Großweffir, der Defterdar und Kaimakam. Die Ulema selbst trugen das „Bittschreiben" dem Sultan vor, der aber durchaus auf einer abschlägigen Antwort beharrte, und den Ulemas im Serai zu bleiben befahl. Letzterer Umstand deutete den Truppen an, was es galt; sie drangen in den ersten Hof des Serai, schrien und tobten, aber auch hier verliefen mehre Stunden ohne Bescheid. Man drang in den zweiten und endlich durch das Thor der Glückseligkeit in den dritten und innersten Hof. Auf einmal durch eine einzige Stimme wie durch ein Zauberwort angeregt schrie Alles: „Wir wollen Sultan Mustafa!" Er ward gesucht und man fand ihn endlich mit zwei Sklavinnen im Harem, von wo aus er wegen dreitägigen Mangels an Speise und Trank statt aller Antwort auf seine Huldigung als Padischah die Worte rief: „Mich dürstet!" Alsbald brachte man ihn in den Diwansaal, aber auch der Kislaraga und Großweffir, beide aus dem Harem ausgestoßen, waren schon als Opfer der Wuth gefallen. Darauf wurden die Ulema mit Gewalt zur Huldigung des neuen Sultan gezwungen, den die Menge auf einem Krankenwagen ins alte Serai, und als man ihn hier nicht sicher glaubte, in die Moschee der Janitscharen

Digitized by Google

schaffte; die Galeerensklaven wurden befreit und mehre Paläste der Plünderung preisgegeben. Nun dachte der Sultan an seine Flucht auf das asiatische Ufer, allein die Mannschaft der zum Dienste des Hofes bestimmten Boote war geflohen; daher versuchte er seine Rettung durch Nachgiebigkeit, ließ jedem Janitscharen durch den Aga funfzig Dukaten versprechen, dieser aber war, ehe er zum Worte kam, in Stücken zerhauen (Freitag 20. Mai). Darauf ernannte die Sultanin Walide im Namen ihres Sohnes Mustafa den Bosnier Daudpascha, ihren Eidam, zum Großwessir, und ebenso mehre andere Großwürdenträger. Den Sultan Osmân aber hatte man unterdessen aus der Wohnung des Janitscharenaga, zu dem er während der Nacht um obige Versprechungen thun zu lassen, gegangen war, unter Beschimpfungen und schmachvollen Thätlichkeiten in die Kasernen gebracht. Noch aber wollten die Truppen seine Ermordung nicht, sondern verlangten sein Leben zu schonen, jetzt aber den Sultan Mustafa herrschen zu lassen. So dachte jedoch weder Daudpascha, noch die Sultanin Walide. Jener befahl wiederholt dem Dschebedschi, ihm die Schnur um den Hals zu werfen; das erste Mal aber wich Osmân aus, das zweite Mal verhinderten es die Aga und das dritte Mal sein Hüter Khasseki. Es war Nachmittag geworden, in dessen Verlaufe man den Sultan Mustafa mit seiner Mutter in das Serai führte. Als dies geschehen, kehrte Daudpascha mit andern Gehilfen in die Kasernen zurück, aus deren Moschee Osmân unter großem Auflaufe des Volkes in das Schloß der sieben Thürme gebracht ward. Als mehr Ruhe geworden, und die Thore dieses ältesten Bollwerkes der Stadt und jetzigen Staatsgefängnisses geschlossen waren, scheuete sich der Großwessir nicht in eigener Person mit dreien seiner Genossen Hand an den unglücklichen Fürsten zu legen, der sich anfangs kräftig vertheidigte, endlich aber dem Strick erlag. Zum Zeichen des vollzogenen Sultanmordes ward ein Ohr des Erdrosselten der Sultanin Walide überschickt, der Leichnam aber noch selbigen Abend zur Erde bestattet. Die Mörder fanden in der Folgezeit zum Theil ihren Lohn.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Schuld oder Unschuld des Sultans zurück, so drängt sich zuerst der Gedanke auf, daß er die ruhmwürdigsten Eigenschaften mit eigensinnigen Schwächen verband, die ihn jedoch nicht grade zu Grausamkeiten verführten. Seine Launen mochten zuweilen hart und despotisch scheinen, allein Festigkeit des Charakters galt den übermüthigen Truppen und dem zügellosen Haufen ihren Wünschen gegenüber für ebenso unerträglich, als sie willfahrende Gleichgültigkeit ihrer Herrscher mit Freudengeschrei begrüßten. Vor allen war der Khodscha Omar Efendi das Werkzeug der Intrigue, der sich Osmân trotz seiner bewiesenen Selbständigkeit nicht zu entwinden vermochte. Seine Privatrücksichten verführten ihn zu den unüberlegtesten Schritten beim Sultan, dessen Günstling er war. Trotz seiner Jugend wollte Osmân Großes und zum Theil Gutes, blieb aber dessenungeachtet Türke und verrieth sein Geschlecht nicht. Sein Tod, an und für sich ein bedauernswerthes Ereigniß, ward es noch mehr für die Zukunft, da man durch ihn die Möglichkeit eines Sultanmordes in Constantinopel kennen gelernt hatte.

Osman III., der Sohn Mustafa's II., folgte seinem Bruder Mahmud I. nach 24jähriger im Ganzen glücklicher Regierung den 13. Dec. 1754. Auch diesem war durch das Reichsgesetz, nach welchem er ein halbes Jahrhundert im Prinzenkäfig eingesperrt gehalten wurde, Jugend und Frohsinn verleidet. Der Kopf saß ihm auf der Schulter, er hatte ein aufgedunsenes Gesicht, und war dabei heftig, ungeduldig und doch schwach. Seine geistigen Fähigkeiten und Eigenschaften waren überdies so unbedeutend, daß nirgends eine deutliche Spur derselben hervortrat, das Bestreben ausgenommen, Alles anders, wenn auch nicht besser, als sein Bruder zu machen, eine Neuerungssucht, der zufolge schon jede Veränderung an sich ein Unglück war. Die gewöhnlichen eine Thronbesteigung in Constantinopel begleitenden Gebräuche wurden vollzogen, der Säbel ihm zu Ejub am 22. Dec. umgegürtet und 1,197,000 Piaster als Geschenk an die Truppen vertheilt. Nach Polen, Rußland, Österreich brachten Gesandte die Kunde, und diese Gesandtschaften wurden 1755 durch Gegengesandtschaften erwiedert, doch so, daß die seit Osman II. mit der türkischen Gewaltherrschaft und Übermacht im sinkenden Verhältniß eingetretene Veränderung nur zu sehr sichtbar ward. Den Moslimen ward die erste Kunde der neuen Regierung durch Einschärfung zum Theil schon früher gegebener Verordnungen über die Sperrung der Wirthshäuser, über die Spaziergänge der Weiber, die sich an drei bestimmten Tagen nicht öffentlich sehen lassen sollten, und über die Kleidung der Rajas, die den Sultan so beschäftigte, daß er seinen Staatsbeamten zum Theil eine neue Kleiderordnung vorschrieb. Allein weder die augenblickliche Vollziehung derselben war streng, noch sie selbst überhaupt nachhaltig. Auch ward alsbald der Mufti (12. Jan. 1755) und drei Wochen später der Großwessir abgesetzt, und was sich als seltene Erscheinung unter der Regierung Osmâns II. ereignete, daß der Hafen zufror, trat auch jetzt ein. Überhaupt aber verfuhr der neue Sultan mit nichts willkürlicher, als mit Entsetzung und Veränderung seiner Großbeamten. Das geringste Versehen, selbst ohne Schuld dessen, in dessen Wirkungskreis es sich ereignete, zog Absetzung nach. Wie Osmân II., nur in anderer Absicht, durchwandelte auch er nächtlich unerkannt die Straßen und horchte das Volk aus. Das war aber auch Alles, was er selbständig that. Wie noch oft heutzutage, so suchten auch unter ihm Constantinopel furchtbare Feuersbrünste heim, die des 16. Juli 1755, die in 16 Stunden 2000 Häuser einäscherte, die drei Monate später ausgebrochene, die in 36 Stunden alle Richtungen der Stadt durchlief, und Jahrs darauf (Mai 1756) erst eine unbedeutendere, den 6. Juli aber die größte, die je die Residenz des Großherrn heimsuchte. In 48 Stunden lagen 8000 Häuser in Asche, unter ihnen 200 Moscheen. Die Widersetzlichkeit der Bege in Ägypten gegen den Statthalter und die Unruhen in Erzerum und Belgrad

Digitized by Google

wurden bald beigelegt, das Begehren Friedrichs II. von Preußen nach einem Freundschaftsvertrage mit der Pforte jedoch mit dem Bedeuten abgewiesen, daß man auf ein glücklicheres Jahr warten wolle, als das laufende. Noch vor Ende des Jahres 1755 ward auch die Moschee, die vor sieben Jahren Sultan Mahmud zu bauen angefangen, unter dem Namen „das Osmanische Licht (نوري عثماني)" eingeweiht, und zum Andenken die Wessire, das Chor der Ulema und der Generale beschenkt (5. Dec.). Osmân III. starb, nachdem er in den drei Jahren seiner Regierung nicht weniger als sechs Großwessire entsetzt, einen darunter enthauptet, und die längste Zeit des Besitzes dieser Stelle nur sechs Monate gedauert hatte — der siebente überlebte ihn — den 30. Oct. 1757, und ward unter Beobachtung der gewöhnlichen Feierlichkeiten in der Moschee Walide beigesetzt.

Noch muß erwähnt werden, daß einen Monat vor dem Tode des Sultans die Nachricht von der Plünderung der Pilgercaravane nach Mekka in Constantinopel angelangt, dem Großherrn aber durch seinen Günstling und Kislaraga Ahmed Abukuf verheimlicht worden war. Letzterer, der die Führer derselben abgesetzt und auch die andern dabei angestellten Beamten geändert, hatte dadurch die Araber Beni Hard gereizt und sich selbst das Leben verwirkt, welches ihm, um die Menge zu beruhigen, unter Osmâns Nachfolger, Mustafa III., genommen wurde [5]).

II. Feldherren und sonstige Große, die den Namen Osman führten.

Unter ihnen stehen oben an die Fürsten aus der Dynastie der Meriniden (بنو مرين), welche nach den chronologischen Tafeln Hadschi Khalfa's von 630 (beg. 18. Oct. 1232) bis 899 (beg. 12. Oct. 1493) in Maghreb, d. i. in Fez und Marokko, unter dem Titel: Omara el mumenin, d. i. Fürsten der Gläubigen, herrschten. Wir erwähnen hier kurz zwei Regenten dieses Namens. Der erste, Abu Said Osman, war der älteste der vier Söhne des Abu Muhammed Abd-el-hacc Ben Mohic (عبد الحقّ بن مهيف), der sich aus der Familie der Beni Merin mit seinem Stamme, den Zenatiden (زناتة), in der Wüste zwischen Zab (زاب *Edris.* Africa ed. II. cur. Hartm. p. 133 sq., 235 sq.) und Sedschelmesa ein nomadisches Leben führte. Während des Sommers verweilten sie in Maghreb, im Herbst aber kehrten sie in die Wüste zurück. Kaum war die Kunde von der durch Alfons den Mowahhedin bei der Feste Icâb beigebrachten Niederlage im J. 610 (beg. 25. Jun. 1210) und die Vergiftung des Fürsten derselben, Nasir, jenem zu Ohren gekommen, als er die Wüste verließ, in das Gebiet von Fez und Marokko einbrach, und 613 (beg. 20. Apr. 1216) in Ribât Taza (رباط تازا, s. *Edris.* l. c. p. 189, 191) anlangte. Obwol nun der Mowahhedite Jusuf mit dem Beinamen Mustensir Truppen ihm entgegen sandte, so lief doch der Kampf unglücklich ab; aber auch Abd-el-hacc fand schon 614 (beg. 10. April 1217) in dem Treffen gegen den Stamm Rijah (رياح) seinen Tod. Osman ergriff sogleich das Heft der Regierung und ihm unterwarfen sich viele Stämme freiwillig und unfreiwillig. Er setzte seine Eroberungen bis zum J. 638 (beg. 23. Jul. 1240) fort, wo ihm sein Bruder Abu Maruf Muhammed folgte. Aber erst dem vierten Sohne des Abd-el-hacc gelang es, sich der Stadt Fez 646 (beg. 26. Apr. 1248 zu bemächtigen, und nach abermaligem Verluste sich zwei Jahre später in dem Besitze derselben zu behaupten.

Größer als dieser Osman ist der spätere Abkömmling derselben Dynastie Abu Said Osman, Sohn des tapfern Abu Jusuf, der 710 (beg. 31. Mai 1310) seinem Neffen Abu'lrebi' Soleiman folgte, und den Beinamen El-Redtâ führte. Er war nicht nur Herrscher über Fez, sondern auch Marokko, hatte sich bereits seinem Vater Abu Jusuf unterwerfen müssen. Sein Regierungsantritt versprach die glücklichen Zeiten den Unterthanen nicht, die sich in der Zukunft wirklich an seinen Namen knüpften. Um nämlich den Intriguen am Hofe, die der Minister Abdallah nährte, ein Ende zu machen, ließ er letztern, um ihn für den Verrath an seinen (des Osman) Brüdern zu strafen, umbringen. Die Unruhen wurden alsbald beigelegt, und er konnte sich von nun an ganz dem Glücke seiner Unterthanen widmen, was er so sehr wünschte. Arabische Schriftsteller selbst sagen über seine Regierung: „Es waren seine Tage Festtage" — ein Ausspruch, den man nicht oft von orientalischen Fürsten, am wenigsten von afrikanischen zu thun berechtigt ist. So ging unter innern Anordnungen die Zeit bis zum Jahre 727 (beg. 27. Nov. 1326) hin, wo er die Zwistigkeiten und Unruhen, die Castilien heimsuchten, in den ersten Jahren der Regierung von Alfons XI. benutzen zu müssen glaubte. Schon Abu Jusuf war viermal, und sein Sohn Abu Jakub nicht weniger mit Armeen übergesetzt und hatten daselbst festen Fuß gefaßt. Auch waren durch Jahja, Osmans Gouverneur zu Ceuta, fortwährend seit 716 (beg. 26. März 1316) die Christen zu Wasser bekämpft worden, und nur eine drückende Theurung in Maghreb 724 (beg. 30. Dec. 1323) hinderte für den Augenblick die Ausführung so mancher Unternehmung. Osman landete jedoch im J. 1327 und war so glücklich, in Kurzem Aldschesiras, Ronda und Marbella wegzunehmen. Die Empörung seines eigenen Sohnes Omar, der sich unter der niedrigsten Classe des Volks eine Partei geschaffen hatte, rief ihn von seiner

5) Von Osman II. und III. war bis jetzt sehr wenig bekannt, und die Regierung dieser Männer verdankt, wie so vieles Andere in der Osmanischen Geschichte, ihre Aufhellung allein dem classischen Werke von Hammer; daher bin ich demselben mit Vorwissen des Verfassers zum Theil wörtlich gefolgt, was in diesem Fall allein das Beste sein kann.

Digitized by Google

Bekämpfung der Christen zurück. Fez fand er bereits bei seiner Rückkehr in der Gewalt des Empörers, der alle Vorrechte und Zeichen der königlichen Würde an sich gerissen hatte. Das Treffen vor der Stadt, obwol für den Vater unglücklich, öffnete ihm dennoch den Zugang nach Fez, wo er jetzt eingeschlossen ward. Nur durch eine gefährliche Krankheit, die den Sohn befiel, ward die Belagerung nicht gefährlich. Unterdessen setzte sich Osman in seinem Reiche wieder soweit fest, daß er einen Angriff nicht fürchten durfte. Sedschelmesa jedoch blieb bis zum Tode des Osmân (Aug. 1331) im Besitz Omars, während jener seinen Bestrebungen treu nur das Wohl seiner Unterthanen bis an das Ende seines Lebens zu befördern gesucht hatte. Omar fiel bald darauf als Opfer seiner Regierungssucht durch den Befehl seines eigenen Bruders Abdallah.

Osman war ferner der Name des zweiten Usurpators von Tilimsan (s. *Edris.* l. c. p. 191 sq.), einer der erbittertsten Feinde der Meriniden in Afrika, die er unaufhörlich bekämpfte und fortwährend von seiner Residenz zurückschlug. Bekanntlich war er seinem Vater Jeghmeräsen (يغمراسن), dem Stifter der Dynastie der Zejaniden (بني زيان) in Tilimsan gefolgt im J. 681 (d. i. 1282 Chr.) und selbst der große Merinide Abu Jakub Jusuf belagerte ihn wiederholt vergeblich in Tilimsan 689 (1290), 696 (1297) und 698 (1299). Er starb 702 (beg. 26. Aug. 1302) und hatte seinen Sohn, Abu Zejan Muhammed, zum Nachfolger.

Osman Ben Abd-el-rahman Ben Jahja Ben Jeghmeräsen, Abu Said beigenannt, und zu Granada aus demselben Stamme der Zejaniden entsprungen, ward, nachdem die Regierung von Tilimsan für seine Familie verloren gegangen, gleichsam der zweite Begründer seiner Dynastie, und durch sein Schicksal und die gemachten Erfahrungen belehrt, sowie durch die Wissenschaft gebildet, übrigens aber zum Soldaten auferzogen, war er zur Erhaltung und Vertheidigung des wiedergewonnenen Besitzes gegen die Meriniden, unter denen Abu Inân ihm den kräftigsten Widerstand leistete, vorzüglich geeignet. Der Kampf zwischen beiden Nebenbuhlern war wiederholt heftig, kostete anfangs den Meriniden das Heer, das nicht Vorsicht genug gegen die listigen Zejaniden gebraucht hatte, schlug aber endlich zu Gunsten jenes aus. Abu Inân durch diese Erfahrung zu um so größerer Rache aufgefodert, stellte durch Gewinnung von Bundesgenossen sehr bald eine vollständig bewaffnete Armee auf, das Zusammentreffen der feindlichen Heere entschied gegen die Beni Zejan, Osman entkam mit seinem Bruder Thabit, nach Wechselung der Kleider, mühsam der Gefahr, ward jedoch in seinem Versteck aufgefunden, und hatte im Ganzen nur von 1348 bis 1352 geherrscht. Sein Tod zog die Verfolgung der Großen der Zejaniden nach sich, bis diese nach ihres Unterdrückers Ableben zu frischen Kräften kamen, seinem Sohn Abu Said Gleiches mit Gleichen vergalten, und zuletzt Tilimsan von Neuem zurückeroberten.

Abu Dschafar Osman, ein verdienstvoller Großbeamter unter Abdorrahman III. (gest. 961), dem Khalifen von Cordova, der ihn nach Majorka als Statthalter schickte und ihn zu Folge dieser Sendung nur noch lieber gewann. Osman war wahrscheinlich in Sevilla geboren, und Talent und Geschicklichkeit erhoben ihn allein zu den Würden, die er nach und nach bekleidete. Auch unter Hakim mit dem Beinamen Montesir (961—976) genoß er fortwährend das höchste Vertrauen, ward zum Chef der Leibgarde erhoben und endlich zum Geheimenrath. Als solcher starb er, hatte aber vorher seinen Sohn Dschafar bei Hof eingeführt und diesem dadurch noch größere Ehren bereitet, als er selbst genossen hatte. Des Hakim Sohn, Heschâm, der unter Vormundschaft des Mansur Ben Abi Amir in einem Alter von zehn Jahren zum Throne gelangte (976), überhäufte ihn mit seinen Gnadenbezeugungen. Er ward Vorstand der Münze, dann Schatzmeister, endlich erster Minister des Staats. Verblendet durch seine Größe suchte er die ersten Stellen mit seinen Verwandten zu besetzen, zog sich aber dadurch den allgemeinen Haß zu, ward bei dem Khalifen verleumdet und büßte seine Unvorsichtigkeit nach erlittener Gefangenschaft entweder mit dem Feuertod, oder durch den Strick im Gefängnisse 372 (982 Chr.).

Osman Imâd-ed-din, Sohn des Saläh-ed-din, der Ejubide s. **Melek el-aziz.**

Osman, Sohn des Meriniden Jakub, gewöhnlich Melek el-caïm genannt, brachte seine Regierungszeit nur auf vier Jahre (1327—1331) und hatte den gepriesenen Geschichtschreiber Noweiri zu seinem Zeitgenossen.

Andere Große, die unter Arabern, Persern und Türken den Namen Osmân führten, haben nicht die Bedeutung erlangt, daß sie hier besonders aufgeführt werden müßten. Wer übrigens die unter den Türken vor den übrigen hervortretenden Osmâne kennen lernen will, findet das ausführliche Verzeichniß derselben in dem soeben erschienenen zehnten Bande der Osmanischen Geschichte von Hammer S. 553.

III. Die ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Scheiche, die den Namen Osman (Ibn oder Ben Osman) führten.

1) Osman, mit dem vollständigen Namen Dschemâl-ed-din Abu Amru Osman Ben Amru Ben Abi Bekr Ben Junos, Duli oder Misri beigenannt, im Morgen- und Abendland aber allgemein unter der Bezeichnung Ibn-elhadschib bekannt, war zu Ende des J. 750 (zu Anfange des J. 1350) in der kleinen Stadt Esna (اسنا *Ibn Chall.*) oder Isna (*Abdoll.* ed. de Sacy p. 702) in der Provinz Kus (قوص) in Oberägypten geboren worden und hatte von der Natur einen höchst glücklichen Verstand erhalten. Er erhielt den Beinamen „Sohn des Kämmerers (Ibn-elhadschib)," weil sein Vater, von Geschlecht ein Kurde, Kämmerer (حاجب) des Emir Izz-ed-din Mursil Silâhi war. Zum Rechtsgelehrten nach den Grundsätzen der in Afrika vorzüglich einheimischen orthodoxen Secte der Malikiten bestimmt, beschäf-

Digitized by Google

tigte sich Osman in Kahira in seiner Jugend fleißig mit dem Koran und mit den Rechtslehren der obengenannten Secte, ging aber bald zu den philologischen Wissenschaften über, trieb die Grammatik der arabischen Sprache und die Koranslesekunst und Koranskritik, und zeichnete sich sehr bald in jenen Gegenständen durch festes und tiefes Wissen aus. Hierauf begab er sich nach Damaskus und hielt in der Kathedrale dieser Stadt im Kloster der Malikiten Vorlesungen. Letztere wurden gern besucht, und er selbst vervollkommnete durch das Lehren immer mehr seine Kenntnisse. Vorzüglich bebaute er das Gebiet der Grammatik, entwickelte in ihr über mehre Punkte seine von frühern Grammatikern ganz verschiedenen Ansichten, warf schwierige Fragen auf, deren Beantwortung seinen Zeitgenossen fast unmöglich war und zwang sie auf der andern Seite zur Anerkennung seiner unwiderlegbaren Behauptungen. Ibn Khallekan lobt seine Bestimmtheit und ausgezeichnete Ruhe in Beantwortung vorgelegter grammatischer Fragen und führt in dieser Beziehung Beispiele an. Von Damaskus kehrte er nach Kahira zurück, nahm aber später seinen Aufenthalt in Alexandrien, wo er jedoch bald nach seiner Ankunft zu Anfange des J. 1249 (16. Schewwal 646) starb und vor dem Seethore begraben ward.

Seine Schriften, die sämmtlich um ihrer außerordentlichen Brauchbarkeit und Eleganz willen gelobt werden, sind folgende: 1) ein Commentar zu dem grammatischen Werk El-Idhâh vom Grammatiker Abu Ali Hasan Ben Ahmed Farisi, der 377 (beg. 3. Mai 987) starb. Der Commentar führt den Titel: „Das dem Anfänger hinreichende Buch (المكتفي للمبتدي)." 2) Dictata, wie gewöhnlich Amâli betitelt, exegetischen Inhalts über einige Stellen des Korans, ferner über mehre grammatische Aufstellungen im Buche Mofassil und der Grammatik Kafiya; 3) ein Commentar unter dem Titel: „Erläuterung (ايضاح)" zum Mofassil, einem grammatischen Werke des Zamachscheri; 4) „die Eleganz der Araber in den schönen Wissenschaften (جمال العرب في علم الادب)." Von demselben Werk ist auch ein Auszug vorhanden; 5) die Schafiye (شافية über die grammatische Abwandelungslehre (تصريف), eine oft gebrauchte und beliebte Einleitungsschrift in jene Wissenschaft, die mehrfach commentirt, glossirt, metrisch paraphrasirt und türkisch übersetzt wurde; 6) eine metrische Abhandlung über den Versbau (عروض) unter dem Titel: „Der herrliche Zweck über die Wissenschaft des Khalil (d. h. die Wissenschaft des Versbaues (المقصد الجليل في علم الخليل)," die ebenfalls vielfach commentirt und glossirt ward; 7) ein Glaubensbekenntniß in Versen (عقيدة), von dem ebenfalls zwei Commentare bekannt sind; 8) ein Handbuch über die abgeleiteten Rechtslehren (فروع) nach den Ansichten der Malikiten, zu dem nicht minder mehre Commentare vorhanden sind; 9) die Kafiya (كافية), eines der berühmtesten und meist verbreitetsten grammatischen Handbücher, das sich eine ebenso große Anerkennung unter den Arabern im Abendlande, als die Alfiya im Morgenlande verschaffte. Er selbst schrieb einen Commentar dazu, und verfertigte eine metrische Paraphrase in freiem Versmaß unter dem Titel: „Die Vollständige (وافية)" für den Ejubiden El-Melek El-Nasir Dawud Ben-elmoattzem. Dieses Büchelchen ward so vielfach arabisch, türkisch und persisch commentirt, glossirt, in Verse gebracht und übersetzt, daß die einfachste Nachweisung dieser Bearbeitungen mehre Seiten füllen würde. Bekanntlich ist es, außerdem daß es wegen seines Gebrauchs in der Schule in einer großen Anzahl Abschriften nach Europa gekommen ist und in den Bibliotheken aufbewahrt wird, durch mehrfache Abdrücke noch zugänglicher geworden. Die erste Ausgabe ist rein arabisch (in einer großen Menge Exemplaren selbst ohne jeden Titel, die Worte ausgenommen الكافية لابن الحاجب) aus der Mediceischen Druckerei in Rom 1592 auf 96 Quartseiten hervorgegangen (s. Adlers bibl. krit. Reise S. 74 und *Schnurrer*, Bibl. Arab. p. 22 sq.). Auf gleiche Weise ward das Werk im J. 1785 (1200 d. Fl.) in Constantinopel mit dem Commentar des Zeinizadeh über die Abwandelung der Endsylben in dem Original unter dem Titel: Irâb El-Kafiye (اعراب الكافية 748 Quartseiten) aus der in der Bibliothek Alif Efendi's aufbewahrten eigenhändigen Handschrift des Zeinizadeh unter dem Großwessir Jusufpascha und dem Mufti Ahmed Efendi abgedruckt, desgleichen (im Mai 1811) das Werk Kitâb el-moharrem, das über den Commentar des berühmten Dichters Dschami zu der Kafiye, der allgemeine Aufnahme fand und den Titel الفوائد الضيائية führt, handelt (757 Quartseiten) — ferner der nackte Text auf 30 Seiten in der im April 1819 erschienenen Sammlung der drei Tractate, nach welchen in Constantinopel die Syntax gelehrt wird. Endlich kennen wir noch eine in Calcutta durch Professor Baille in Kleinquart aus der Druckerei des Fort William hervorgegangene Ausgabe; 10) ein Commentar zu der Grammatik des Sibaweih, bekannt kurzweg unter dem Namen „Buch des Sibaweih;" 11) ein nicht weniger bekanntes Werk von ihm über die Grundlehren und kanonischen Zweifelfälle unter dem Titel: منتهي السؤال والامل في علمي الاصول والجدل, von dem er selbst einen Auszug, gewöhnlich schlechthin مختصر ابن حاجب oder مختصر المنتهي genannt, verfertigte; 12) ein anderes Compendium über die abgeleiteten malikitischen Rechtslehren (مختصر في الفروع); 13) ein alphabetisches Verzeichniß seiner Lehrer (معجم الشيوخ) und endlich 14) ein malikitisches

Digitized by Google

Rechtsbuch unter dem Titel: جامع الامهات في فقه مالك. Vergl. noch *Ibn Khallekan* (s. *Tydem.* Consp. ad N. 424). *Abulfed.* Ann. Mosl. IV, 496 und Anm. 343. *De Rossi* im Dizionario storico degli autori Arabi p. 86. *D'Herbelot* unter Hageb. *Casiri* I, 20 sq.

2) Abu'lkâsim Osman Ben Said Ben Beschschâr El-Ahwal (der Einäugige) El Anmâti, einer der größten schafiitischen Rechtsgelehrten seiner Zeit in Bagdad, der den Mozeni (المزني) und Rebi' Ibn Soleiman Morâdi (مرادي) zu Lehrern in dieser Wissenschaft hatte. Er starb im Schewwal 288 (im Herbste 901). Den Beinamen Anmâti erhielt er von anmât (انماط) d. i. Pferdedecken, weil er mit Pferdezeug gehandelt hatte.

3) Der Scheich und Imam Abu Amru Osman Ben Isa Ben Dirbâs Ben Fir Ben Dschahm Ben Abdus Hedjâni Marâni, der Kurde, der den Ehrennamen Dhiya-ed-din (d. i. Licht der Religion) trägt, ebenfalls einer der ausgezeichnetern schafiitischen Rechtslehrer, war der Bruder des über Ägypten gesetzten Richters Sadr-ed-din Abu'lkâsim Abdel-melek, dessen stellvertretender Unterrichter (Naïb) er in Kahira war. Seine Jugendzeit über beschäftigte er sich in Arbela unter dem Scheich Abu'labbas Khidhr Ben Akîl, begab sich hierauf nach Damaskus, und studirte unter dem Scheich Abu Sa'd Ben Abi Asrun. Sehr bald war er in den Grundlehren des Rechts, vorzüglich der Secte, welcher er angehörte, eingeweiht, setzte dieselben in mehr als 20 Bänden deutlich aus einander, kam aber dessen ungeachtet nur bis zum Capitel der Zeugnisse (شهادات), und nannte den fertigen Theil استقصاء لمذهب الفقهاء d. h. vollständiges Repertorium für die Ansichten der (schafiitischen) Rechtsgelehrten. Auch commentirte er das Werk „der Glanz über die Grundlehren des Rechts (اللمع في اصول الفقه)" vom Scheich Abu Ishak Ibrahim Ben Muhammed Schirazi (gest. 476, beg. 21. Mai 1083) in zwei Bänden, und über den gleichen Gegenstand das مهذب في الفروع des obengenannten Scheichs (s. Annal. Mosl. III. p. 699, 700). Noch ehe aber sein Bruder starb (im Herbste 1208), verlor Dhiya-ed-din seine Stelle als Vicar desselben, dagegen vermachte ihm der Emir Dschemâl-ed-din die Medrese, die er in Kahira gebaut hatte, gleichsam als Legat und setzte ihn zum Professor an derselben ein. Er blieb auch in dieser Stellung bis zu seinem Tode (Juli 1206) und wurde auf dem Kirchhofe القرافة الصغري in einem Alter von fast 90 Jahren begraben. Ungewiß nämlich ist es, ob er zu Ende des Jahres 510 (1117) oder zu Anfange des Jahres 517 (1123) geboren worden ist.

4) Abu Amru Osman Ben Abd-el-rahman Ben Osman Ben Musa Ben Abi'lfath Nasri Schehrezuri, aus Kurdistan abstammend, bekannt unter dem Namen Salâh-ed-din Scharachâni und außerdem mit dem Ehrentitel Tacki-ed-din belegt, schafiitischer Jurist, und überdies verdienstvoller Gelehrter seiner Zeit in der Koranseregese, der Traditionslehre und ihrer Hilfswissenschaften, wie in der Kenntniß der Namen der Überlieferer und in Anführung lexikologischer Beweisstellen. Außerdem hatte er sich noch mit einer Menge anderer Wissenschaften beschäftigt. Einen Theil seiner Bildung erlangte er in Mosul, wo er auch die Stelle eines Repetenten beim Scheich Imâd-ed-din Abu Hamid Junos verwaltete. Von da begab er sich in Kurzem nach Khorasan, in der Absicht, sich immer mehr in der Traditionslehre zu befestigen. Hierauf kehrte er nach Syrien zurück und ward in Jerusalem Professor an der Medrese Nasirije, die ihren Namen von El-Melek El-Nasir Salâh-ed-din Ben Ejub hat. Er nützte in diesem Posten sehr viel, begab sich aber bald darauf nach Damaskus, wo er eine gleiche Stelle an der Medrese Rewahije (رواحية) erhielt, die Abu'lkâsim Hibat-allah Ben Abdel-wahid Ben Rewâha hier erbaut hatte, während, wie bekannt, auch ebenfalls eine zweite gleiches Namens zu Haleb vorhanden war. Nachdem aber El-Melek El-Eschref Ibn El-Melek El-Adil Ben Ejub sein Collegium zum Unterricht in der Traditionslehre (دار الحديث) in Damaskus erbaut hatte, wurde ihm die Professur jener Wissenschaft übertragen, die ihm eine Menge Zuhörer zuführte. Doch auch diese Stellung vertauschte er mit einem Lehrstuhl an der Medrese der Sitt-el-schâm Zomorrod Khatun, der Tochter Ejubs, und hier war es, wo Ibn Khallekan (1235—36, vom Monat Schewwal 632) ein Jahr lang seine Vorlesungen in der Traditionslehre besuchte. Seine Werke nun sind folgende: 1) Erkenntnißfrüchte der Reise (فوائد الرحلة), eine Sammlung werthvoller literarischer Belehrungen aus verschiedenen Wissenschaften, die der Verfasser auf seiner ebenerwähnten Reise nach Khorasan veranstaltete; 2) eine weitläufige Auseinandersetzung der auf der Pilgerreise zu beobachtenden Gebräuche (مناسك الحج); 3) Glossen zu dem ersten Viertheile des Commentars, den Ibn Abi el-demm zum Wesit (وسيط) das Abu Hamid Ghazâli über die abgeleiteten Rechtslehren der Hanefiten, in einem Werke nochmals so stark als das Original verfaßt hatte. Überdies sammelte einer seiner Schüler seine Fetwa in einem Band, und so nützte Scharachâni durch Schrift und Wort bis an sein Ende (Herbst 1245, 25 Rebi II, 643). Er starb in Damaskus 66 Jahre alt (denn er war im J. 577, d. i. 1181 Chr. in Scharachân geboren), und wurde vor dem Siegesthor auf dem Kirchhofe der Sufi (مقابر الصوفية) begraben. Vergl. *Hamak.* Spec. 152 (556). 165 (589).

5) Abu'lfath Osman Ben Dschinni, der Gramma-

Digitized by Google

tiker, zu Mosul vor 330 (beg. 26. Sept. 941) geboren, und obwol sein Vater Dschinni nur Mameluk bei Soleiman Ibn Fahd Asedi aus Mosul war, früh ausgezeichnet durch seine Kenntniß in der arabischen Sprache, studirte die schönen Wissenschaften (ادب) unter Abu Ali Farisi, und las darauf selbst in Mosul mit großem Beifalle. Doch kehrte er bald zur größern Befestigung seiner Kenntnisse in die Vorlesungen des Farisi zurück, und begann alsbald sein Talent als Dichter durch Proben an den Tag zu legen. Obwol er nach Angabe Einiger einäugig war, so zeichnete er sich doch durch ausgebreitete Schriftstellerei in mehren Gebieten der Wissenschaft, vorzüglich der Grammatik, aus. Er starb zu Ende des Monats Safar 392 (Januar 1002) in Bagdad und hinterließ eine Menge Schriften, von denen hier die vorzüglichern erwähnt werden sollen: 1) ein Commentar zu der grammatischen Abwandlungslehre (تصريف) des Mazini, dem er den Titel Munsif (منصف) gab; 2) eine grammatische Abwandlungslehre unter dem Titel: التصريف الملوكي, ein gefälliges Handbuch, das mehrfach commentirt ward; 3) ein Auszug aus der Denkschrift (تذكرة hypomnemata, commentarii) des Abu Ali Hasan Ben Ahmed Farisi (s. vorher und Annal. Mosl. II, 562 und Anthol. gramm. p. 139. Anm. 121); 4) die Isfahanische Denkschrift (التذكرة الاصفهانية); 5) das Werkchen التعاقب, oder كتاب التعاقب; 6) der grammatische Tractat تلقين, zu dem ein Commentar von Askeri vorhanden ist; 7) das Schriftchen تنبيه, d. i. Ermunterung; 8) das كتاب الخصائص, Eigenheiten der Grammatik, die wiederholt glossirt wurden; 9) das Geheimniß der Kunst und die Mysterien der Beredsamkeit (سرّ الصناعة واسرار البلاغة), ein Handbuch, das über die einfachen Buchstaben, ihre Gesetze, die Harmonie ihrer Zusammenstellung und ihr Verhältniß zu den Vocalen handelt. Jedem Buchstaben ist ein besonderes Capitel zugetheilt; 10) ein Commentar zu dem „Beredten über Lexikologie (فصيح في اللغة)" von Thaleb aus Kufa; 11) ein Commentar zu der Reimlehre des Achfasch (الغواني لاخفش) unter dem Titel: „Der Zureichende (الكافي)"; 12) ein Commentar unter dem Titel: Mohtesib (محتسب, oder vollständiger محتسب كتاب الشواذّ في القرآآت في اعراب الشواذّ) zu dem vom Koranleser Abu Bekr Ahmed Ben Musa, gewöhnlich Ibn-elmudschâhid (ابن المجاهد) genannt und im J. 324 (beg. 30. Nov. 935) gestorben, das über unanaloge Lesearten im Koran handelt; 13) über das Masculinum und Femininum (كتاب المذكر والمونث); 14) über die Buchstaben, die مقصور وممدود heißen; 15) ein Commentar zu dem Werk unter demselben Titel von Farisi (Ann. Mosl. II, 562); 16) der Glanz (لمع), ein grammatisches Werk, das er zum großen Theil nach den Vorträgen seines Lehrers Farisi zusammentrug (Ann. Mosl. II, 608. *Abdollat.* 535 cl. 480 [20]). Das Buch fand allgemeine Aufnahme, und ward deshalb vielfach commentirt und glossirt; 17) die Schönheiten der arabischen Sprache (محاسن العربية); 18) ein Impromptú aus den Sprüchen der Araber (المقتضب من كلام العرب في معتل العين), die ابن بابشاذ commentirte; 19) eine grammatische Schrift unter dem Titel منتصف في النحو; 20) der Weg zur Etymologisirung der Gedichte in der Hamasa (منهاج في اشتقاق شعر الحماسة) und endlich 21) das مهذب. Vergl. übrigens Anthol. grammat. ed. de Sacy. p. 41. Anm. 19. *Abulf.* Ann. Mosl. II, 609. Chrest. arab. III, 71.

6) Osman Muchteri aus Gasna, blühte als Dichter unter dem Seldschucken Ibrahim, dem Sohne Mes'uds, und hatte den Scheich Senaji zu seinem Zeitgenossen, der ihn auch besang. Vorzüglich erregte die Form und das Versmaß der Kaside Osmans, die er auf den Sultan Ibrahim verfaßte, große Aufmerksamkeit.

7) Osman Ben Jahja Kaisi (قيسي) aus Malaga führte seinen Ursprung auf die vornehme Familie der Beni Manthur in Sevilla zurück, und war in den verschiedensten Wissenschaften wohl unterrichtet. Zu Malaga lehrte er vorzüglich Philosophie, Medicin und Jurisprudenz, und er verwaltete nach und nach die Präfectur in Velez, Malaga, Comares, Moltemesa und gab folgende Werke heraus: 1) Fragen aus der Grammatik; 2) über das Erbschaftsrecht und 3) über die spanischen Maße. Er starb im J. 735 im Dzilhiddschet, d. i. um die Mitte des Jahres 1335 Chr. (Vergl. *Casiri* II, 109.)

8) Osman Ben Rabia (ربيعة) aus Sevilla, Verfasser einer Geschichte der spanischen Dichter (طبقات الاشعرآء بالاندلس), starb zu Cordova im J. 411 (beg. 27. April 1020).

9) Osman Ben Said Abu Amru, der Ommaijade, Scheich und Koranleser, bekannt unter dem Namen Ibn-elsseireft (ابن الصيرفي der Sohn des Wechslers) aus einer vornehmen Familie im Quartier Cota Rosa (قوتة راشة) von Cordova, wohnte zu Denia (daher الداني genannt), wo er viele Jahre hinter einander über den Koran und die Überlieferungen las und mehre gelehrte Commentare zu ersterm schrieb. Mit der Anmuth der Sprache und des Charakters verband er eine milde Strenge,

Digitized by Google

die Jedermann Liebe und Achtung abnöthigte. Er ſtarb in Denia in hohem Alter (er war im J. 371 = 981 geboren) 444, 15 Schewwal, d. i. zu Anfange des J. 1053. Von mehr als 100 Schriften, die er in den verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften geſchrieben haben ſoll, erwähnen wir hier kurz die folgenden: 1) Das Handbuch „die erleichterte Methode über die ſieben Koransrecenſionen (التيسير في القرآات السبع)," das um ſeiner Brauchbarkeit willen mehrfach commentirt und metriſch paraphraſirt ward; 2) das Werk El-Ictiſâd (الاقتصاد) über die Copirung des Korantextes (في رسم المصحف); 3) تحديد في الاتقان والتجويد, Beſtimmungen, wie der Koran am zierlichſten zu leſen ſei; 4) die ausgezeichnetſte ſeiner Schriften „Der Sammler der Erläuterung über die ſieben Koransrecenſionen (جامع البيان في القرآات السبع)," das in mehr als 500 überlieferten Erzählungen (رواية) das Beſte enthalten ſoll, was man überhaupt über dieſe Wiſſenſchaft weiß; 5) Eine Widerlegung der Secte der Dſchahmiten (جهمية, ſ. *Meninsk.*); 6) eine Geſchichte der Empörungen und Kämpfe (كتاب الفتن والملاحم); 7) ein Tractat über die nicht analogen Lesarten des Koran; 8) ein größeres Compendium über die Art der Copirung des Korans (رسم المصحف). Der Verfaſſer trägt in demſelben vor, was er von ſeinen Scheichen über die Copirungswiſſenſchaft des Korans in den einzelnen Hauptſtädten mit dem Für und Gegen gehört, was ſich erwähnen läßt, vorzüglich in Beziehung auf die Punktation und die Geſetze der Orthographie, jedoch in aller Kürze. Später gab er noch eine Fortſetzung in einem kleinen Tractat dazu heraus; 9) ein Lehrbuch über die Stellen im Koran, wo bei Leſung deſſelben inne zu halten und wieder anzufangen iſt (المكتفي في الوقف والابتدآء); 10) über die offene und überneigende Ausſprache (في الفتح والامالة); 11) ein ebenfalls zur Koranſchreibekunſt gehöriges Werk, betitelt: „Ermunterung zur Aufmerkſamkeit auf die Punktation und Vocaliſation (تنبيهة على النقط والشكل);" 12) Claſſen, d. h. ein mit biographiſchen und literar-hiſtoriſchen Notizen verſehenes Verzeichniß der Koranleſer (طبقات القرّآء); 13) Beſtimmung über die Vocaliſation (محكم في النقط); 14) eine kleine Schrift über die Leſeweiſe des Jakub (مقرىء يعقوب في القرآء).

10) Fachr-ed-din Abu Muhammed Osman Ben Ali Zeilaï (الزيلعي), ausgezeichneter Rechtslehrer, der im J. 743 (beg. 6. Jun. 1342) ſtarb und folgende Werke hinterließ: 1) einen Commentar zu dem „Großen Sammler (الجامع الكبير)" der abgeleiteten Rechtslehren nach hanefitiſchen Grundſätzen von dem berühmten hanefitiſchen Imam Scheibâni (geſt. 187 = 803); 2) ein ſelbſtändiges Werk über denſelben Gegenſtand unter dem Titel: „Der Luſtgarten der Richter und der Weg des Heils (روضة القضاة و طريق النجاة)," das einen großen Band füllt, viele Urkunden (صكوك) enthält, und außerdem eine Menge Fälle aus der Geſchichte und Erfahrung in Erzählungen beibringt. Jede Frage hat ihren beſondern Abſchnitt (فصل); 3) einen Commentar zum „Schatz der Feinheiten in den hanefitiſchen Zweiglehren (كنز الدقآئق في فروع الحنفية)" von Hafiz-ed-din Neſefi, der im J. 710 (beg. 31. Mai 1310) ſtarb.

11) Der Molla Osman Efendi Ben Scheich-el-islâm Muhammed Pirizadeh verfünffachte (eine Manier von Paraphraſe, die auch die Spanier kennen) die bekannte Kaſide, welche der Weſſir Abdallah Paſcha, der Sohn des Großweſſirs Muſtafapaſcha, berühmt unter dem Namen Köprilizadeh (كوبريلي زاده), der 1014 (beg. 9. Mai 1605) den Märtyrertod ſtarb, zum Lobe des Scheich-el-islam Seid-allah Efendi verfaßte, und zu der zugleich mit der Bearbeitung des Osman Efendi, der Scheich

12) Osman Ben Abdallah Keliſi, gewöhnlich Orjâni (nach Andern Arabâni) genannt, einen Commentar ſchrieb. Dieſer Osman, der durch ſeine große Frömmigkeit ausgebreiteten Ruf hatte, unternahm ſelbſt im J. 1188 (1774) eine Reiſe nach Mekka und Medina, um ſich an dieſen heiligen Orten länger aufzuhalten, und geiſtliche Schriftſtellerei zu betreiben. Er hinterließ außer 1) obigem Commentar 2) einen andern weitläufigen Commentar, den er im J. 1155 (1742) vollendet, zu dem Gebetbuche الحزب الاعظم والورد الافخم des Ali Ben Sultan El-Kari aus Herat, der ſich in Mekka aufhielt und 1010 (beg. 22. Juni 1601) ſtarb; 3) einen Commentar zur Kaſide des Ibn Kadhib-elbân Seyyid Abdallah Hidſchâzi, der im J. 1090 (1679) ſtarb; 4) einen Commentar zu der auf Nun ausgehenden Kaſide des Khidhrbeg, geſt. 893 (1488); 5) einen weitläufigen Commentar zu der auf Hamza ausgehenden Kaſide zum Lobe des Propheten von dem Verfaſſer der Borda, in den er zugleich die Verfünffachung dieſes Gedichts von Molla Scheich-el-islâm Ben Scheich el-islâm Aſad Muhammed Ben Ismail, der im J. 1166 (beg. 28. Oct. 1752) ſtarb, aufnahm.

13) Der Richter Dſchemâl-ed-din Abu Amru Osman Otbi, deſſen Sohn, der Kadi Fath-ed-din Abu'labbas Ahmed, ein Werk über die Heilung der Augen-

Digitized by Google

krankheiten unter dem Titel: „Product der Gedanken (نتيجة الفكر في علاج امراض البصر)" hinterlassen hat.

14) Der Scheich und Imam Abu'lfath Osman Ben Isa Beleti aus Mosul, der im J. 599 (1202) oder 600 starb, ist uns als Biograph, Schönschreiber, Korans-Kriker, Metriker, Dichter, Rhetoriker und Grammatiker bekannt geworden. Er ist Verfasser folgender Werke: 1) Das Leben des Dichters Motenebbi (اخبار المتنبي); 2) Formen der Schrift (اشكال الخط); 3) Incorrectheiten im Koran (التصحيف والتحريف); 4) eine größere und kleinere Verslehre (عروض); 5) Ermahnungen (الغظات الموقفان); 6) eine Kaside (القصيدة الجرباوية), in welcher die Endungen vom Nominativ auf den Accusativ, Genitiv und endlich auf eine Quiescenz überspringen; 7) die Schrift المدخر للمفتخر, in welcher alle Arten des rhetorischen Schmuckes (بديع) aufgeführt waren; 8) eine Schrift über die arabische Sprache (نمر في العربية).

15) Scheref-ed-din Abu Abdallah Ben Fachr-ed-din Osman Ben Ali, gewöhnlich Ibn Bint Abi Sa'd (der Sohn der Tochter des Abu Sa'd) genannt, zeichnete sich durch seinen Commentar aus, den er zu dem mystischen Werke des Imam Abu Hamid Ghazâli über die talismanische Kraft der Buchstaben, in Quadrate zersetzt, schrieb, nachdem er zwei Vorlesungen darüber gehalten hatte (894 = 1489). Das Original führt den Titel: „Siegel des Abu Hamid (خاتم ابي حامد)," der Commentar aber „Würdige Lobeserhebungen (مستوجبة المحامد في شرح خاتم ابي حامد)."

16) Abu Amru Osman Ben Ali Ben Abi'lcâsim Beikendi (بيكندي), der ein Verzeichniß von Scheichen (مشيخة seinen Lehrern?) hinterließ.

17) Taki-ed-din Osman Ben Said Fihri (فهري) der Ägypter, gewöhnlich Ibn Tulw genannt, ist Verfasser einer Gedichtsammlung und starb im J. 685 (beg. 27. Febr. 1286).

18) Osman Ben Hâddsch Ben Muhammed aus Herat, Verfasser eines Commentars zu der großen Traditionssammlung des Imam Hosein Ben Mes'ud Ferrâ Beghewi (gest. im J. 516, beg. 12. März 1122), betitelt „Die Leuchten der Sunna (مصابيح السنة)". Sie enthält nicht weniger als 4719 Traditionen, die Osman, der später als Beidhawi lebte, kurz commentirte.

19) Der Molla Osman Ben Muhammed aus Rumelien, gewöhnlich Ducahkinzâdeh genannt, starb, von seinem Richteramt in Constantinopel entsetzt, im J. 1013 (beg. 20. Mai 1604) und hinterließ ein Werk über die Ursprünge der Dinge alphabetisch geordnet, d. h. er erzählt, wo, von wem und zu welcher Zeit etwas zuerst geschehen. Er überreichte es Sultan Murad III. und betitelte es ازهار الجمائل في وصف الاوائل.

20) Der Scheich und Imam Abu Amru Osman Ben Abdallah Selâledschi oder Selâleki (سلالجي oder سلالغي), der Jurist aus Fez, schrieb ein Werk unter dem Titel: „Erweisliches Glaubensbekenntniß (العقيدة البرهانية)," das von Mehren commentirt worden ist, und auch den Titel führt: „Kraft der Leitung (قوة الارشاد)." Nach einer unzuverlässigen Angabe starb er im J. 786 (1384).

21) Abu Amru Osman Ben Abdallah Ben Ibrahim Tarsusi, ist Verfasser einer Geschichte von Tarsus unter dem Titel: „Lauf der Engpässe (سير الثغور في اخبار طرسوس)."

22) Abu Amru Osman Ben Ibrahim Asedi Fadhli, von der Secte der Hanefiten, ist Verfasser einer Sammlung Fetwas. Er starb im J. 508 (beg. 7. Jun. 1114).

23) Der Richter Osman aus Kaswin, ein Malikit, schrieb eine persische Satyre von mehr als 5000 Versen unter dem Titel: Redhinameh, auf seinen Cousin, den Richter Redhi-ed-din, der ihn in einer Angelegenheit lange hingehalten hatte.

24) Der Hanefit Osman Ben Abd-el-melek, der Kurde, aus Ägypten, der im J. 738 (beg. 30. Jul. 1337) starb, ist Verfasser 1) eines Commentars zu dem Werke بديع النظام بين كتابي البزدوي والاحكام vom hanefitischen Scheich und Imam Mothaffer-ed-din Ahmed Ben Ali aus Bagdad, gewöhnlich Ibn-elsaâti genannt, der im J. 694 (beg. 21. Nov. 1294) starb, wodurch eine Vereinigung zwischen den Hanefiten und Schafiiten zu Stande kommen sollte; 2) eines Commentars zu dem Auszuge, den der Imam Zeki-ed-din Abd-elaziz Ben Abd-el-cawi Mondziri (gest. im J. 656, d. i. 1258) aus der kanonischen Traditionssammlung des Abu'lhosein Moslim Ben Hedschâdsch Koscheiri aus Nisabur (gest. im J. 261 [beg. 16. Oct. 874]) verfaßt hatte; 3) eines Commentars zu dem Schâmil, d. i. Inbegriff der schafiitischen abgeleiteten Rechtslehren (شامل في فروع الشافعية) des Abu Nasr Abd-elseyyid Ben Muhammed, gewöhnlich Ibn-elsabbâgh genannt, der im J. 477 (beg. 10. Mai 1084) starb; 4) eines Commentars zu dem oben unter Nr. 1 angeführten Werke des Ibn-elhâdschib, betitelt الغروع.

25) Der Scheich Osman Ben Abdallah El-Kahf (الكهف) schrieb persische Erzählungen von Heiligen

Digitized by Google

in 20 Capiteln, in deren jedes er zehn Erzählungen aufnahm.

26) Abu Amru Osman Ben Ibrahim Maredini, der im J. 731 (beg. 15. Oct. 1330) starb, ist Verfasser eines Commentars in mehren Bänden zu dem großen Sammler (الجامع الكبير) über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren des berühmten hanefitischen Imam Abu Abdallah Muhammed Scheibâni, der im J. 187 (803) starb.

27) Der Hauptsecretair (الكاتب الرئيس) Abu Amru Osman Ben Abi Jahja der Morabete, schrieb eine Anthologie unter dem Titel: طرف المجالسة وملح الموانسة voll unterhaltender Erzählungen.

28) Abu Amru Osman Ben Muhammed aus Malaga, gestorben im J. 635 (beg. 24. Aug. 1237) ist Verfasser von dem „Glanze der Dialektik in der Unterhaltungskunst (لمع الجدلية في كيفية التحدث)," eines Werkes über die arabische Sprache.

29) Asif-ed-din Osman Ben Muhammed Näschiri, hinterließ eine Geschichte Jemens.

30) Abu Amru Osman Ben Muhammed Ben Ahmed, gewöhnlich Werkân (وركان) genannt, ist Verfasser einer kleinen Traditionssammlung unter dem Titel الجزء.

31) Osman Wahdeti aus Adrianopel, gestorben im J. 1130 (beg. 24. Nov. 1717), schrieb einen Commentar zu dem durch Mouradgea d'Ohsson und von Hammer so bekannt gewordenen und auch in Constantinopel im Original gedruckten Multeca el-abhor über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren des Ibrahim von Haleb (gestorben im J. 956, d. i. 1549), das der ganzen türkischen Rechtspflege zum Grunde liegt.

32) Hadschi Baba Osman Tarsusi Ben Abd-el-kerim, ist Verfasser eines auch von de Sacy (Anthol. gram. p. 185) benutzten Commentars zu dem اعراب عن قواعد الاعراب, einem kleinen Tractat über die Syntax der Endsylben, von Ibn Hischâm.

33) Der Molla Nizâm-ed-din Osman Khattâbi (al-Khatâi), der im J. 901 (beg. 21. Sept. 1495) starb, schrieb 1) sehr beifällig aufgenommene Glossen zu der Rhetorik des Khatib Dimesche (تلخيص المفتاح في المعاني والبيان); 2) Glossen zu dem Auszug aus demselben Werke, die, obwol sie sehr in Gebrauch kamen, doch sich nur über den Anfang desselben verbreiteten; 3) Glossen zu des Mahbûbi Auswahl der Grundlehren (تنقيح الاصول); 4) Glossen zu dem Commentar, den Seyyid Scherif zu der Encyklopädie (مفتاح العلوم) des Sekkâki verfaßte.

a) Muhammed Ben Osman Ben Omar aus Balch der hanefitische Scheich und Imam im 7. Jahrh. d. Fl., wird von Einigen für den Verfasser des Werkes: „Das Auge der Wissenschaft und der Schmuck der Leutseligkeit (عين العلم وزين الحلم)," das auch commentirt ward, gehalten. Vorzüglichen Werth für die Grammatik hat ein anderes Werk von ihm, betitelt: „Das Vollständige in der Grammatik (وافي في النحو)," das auch unter den Muhammedanern in Indien viel Eingang fand. Vielleicht dürfen wir auch einen Auszug aus den größern Muhammediaden (مولد النبي) demselben Schriftsteller zuschreiben, ohne daß jedoch der Name Muhammed Ben Osman dieses allein beweisen kann.

b) Abu'lfath Muhammed Ibn Scheich Bedr-ed-din Muhammed Ben Ali Ben Sâlih Ben Osman Aufi (العوفي) aus Alexandrien, schrieb einen umfassenden Commentar zu der Ordschuzed über das Erbschaftsrecht unter dem Titel: غنية الفرائض الرحبية oder الماحث. Der Verfasser starb nach 833 (beg. 30. Sept. 1429).

c) Abu Bekr Muhammed Ben Osman Anbâri, der Nachkomme des Abu Muhammed Kasim Ben Muhammed Anbâri, des Grammatikers, schrieb wie dieser über das arabische Masculinum und Femininum (كتاب المذكر والمؤنث) ein Werk, das als das vollständigste über besagten Gegenstand vorhanden ist.

d) Hadschi Hasan Ben Osman Ben Hosam-ed-din, gewöhnlich Acserâi genannt, ist Verfasser eines Handbuchs über das Erbschaftsrecht (مخلص الفرائض).

e) Der Imam Ali Ben Osman Aufi (اوسي) schrieb einen Commentar zu dem Gedicht über die Dialektik (الخلاف) von Abu Hafs Omar Ben Muhammed Ben Ahmed Nesefi (Flor. Cod. 148).

f) Abu'lmelih Muhammed Ben Osman, gewöhnlich Ibn Akrab (ابن اقرب) genannt, der im J. 774 (beg. 3. Jul. 1372) starb, behandelte die im berühmten Handbuche Hidâjet über das hanefitische Recht von Marghinâni, gestorben im J. 593 (beg. 24. Nov. 1196) vorkommenden Fragen besonders, und nannte diese Bearbeitung الرعاية في تجريد مسائل الهداية.

g) Abu'labbas Ahmed Ben Osman Ben-elbenná Azdi, ist Verfasser der Grundlehren der Reduction durch Gleichung (اصول الجبر والمقابلة).

h) Abu'lbecá Ali Ben Osman, der Koranleser, gewöhnlich Ibn-elasfim genannt, starb 801 (beg. 13. Sept. 1398), und hinterließ unter dem Titel „Augenstärkung

Digitized by Google

(قرّة العين في الفتح والامالة بين اللفظين)" ein Werk über die offene und hinüberneigende Aussprache des Vocals zwischen zwei Wörtern, aus dem Zeni-ed-din Zacarija Ansâri, der im J. 910 (beg. 14. Jun. 1504) starb, einen Auszug machte.

i) Nur-ed-din Abu'lbecâ Ali Ben Osman Ben Muhammed El-Nasih (al. Fâsih), der nach 710 (beg. 31. Mai 1310) starb, schrieb eine Anleitung für Anfänger, zur Kenntniß der Zeiten mit Hilfe des Quadranten, auf den die mit dem Horizont parallellaufenden Kreise angegeben sind (هداية المبتدي في معرفة الاوقات بربع الدآئرة الذي عليه المقنطرات). Es ist dies ein Auszug aus dem größern Werke „Geschenk für die Suchenden (تحفة الطلاّب)" aus fünf Vorreden und sechszehn Capiteln bestehend. Derselbe schrieb einen Commentar zu dem Werke عقيلة اقراب القصآئد über die Korans-Copirungskunst und eine Kasîde unter dem Titel العلوية über die sieben überlieferten Korans-Recensionen.

k) Der hanefitische Scheich Tadsch-ed-din Ahmed Ben Osman aus Dschordschan, gewöhnlich Ibn-elturkemâni und Ibn Sobeih genannt und 774 (beg. 3. Jul. 1372) in Ägypten gestorben, ist uns als fleißiger Schriftsteller bekannt geworden. Wir haben von ihm 1) Glänzende Untersuchungen über die von Ibn Teimiya vorgelegten Fragen (الابحاث الجلية في مسئلة تيمية); 2) Regeln der Wurf- und Fechtkunst (احكام الرمي والسيف); 3) den Tractat تشبية; 4) eine metrische Übersetzung des großen Sammlers der abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren (الجامع الكبير في الفروع) vom Hanefiten Scheibani. Nach Andern schrieb er auch einen Commentar zu diesem Werk; 5) einen Commentar zur Schemsiye, die einen kurzen Abriß der Logik enthält, und den Kazwini zum Verfasser hat; 6) einen Commentar zu der Verslehre (عروض) des Ibn-elhâdschib; 7) einen Tractat über die Erbschaftslehre (فرآئض), der in zwei Recensionen vorhanden ist; 8) einen Anhang zu den Glossen, welche Ibn Osfur Ali Ben Mumin Hadhrâwi (gest. im J. 633, beg. 16. Sept. 1235) zu dem grammatischen Schriftchen مقرب des Mobarred schrieb; 9) ein Werk über den Unterschied in den hanefitischen abgeleiteten Rechtslehren (فروق في فروع الحنفية); 10) Einen Commentar zu dem منتخب في اصول المذهب, einer Auswahl der Grundlehren der hanefitischen Secte; 11) einen Commentar zu der Astronomie des Khiracki (خرقي), die den Titel: تبصرة في الهيئة führt; 12) Glossen zu dem محصول في اصول الفقه von Fachr-ed-din Razi über die Grundlehren des Rechts; 13) drei Anhänge zu dem Commentar, den Hosam-ed-din Ali El-Razi zu dem Compendium (مختصر) des Koduri über das hanefitische Recht schrieb.

l) Ala-ed-din Abu'lhasan Ali Ben Osman aus Mardin, Ibn-elturkemâni genannt, ein hanefitischer Scheich, der im J. 750 (1349) starb, schrieb 1) über die ungewöhnlichern im Koran vorkommenden Ausdrücke unter dem Titel: بهجة الاريب ممّا في كتاب الله العزيز من الغريب; 2) einen Commentar zum Koran; 3) eine Widerlegung gegen Beihacki unter dem Titel: الدر النقي في الردّ على البيهقي; 4) einen Commentar zur هداية في الفروع von Marghinâni, den er zwar nicht vollendete, was sein Sohn Dschemâl-ed-din Abdallah, der im J. 769 (beg. 28. Aug. 1367) starb, that, dagegen aber brachte er einen Auszug desselben Werkes unter dem Titel كفاية zu Stande; 5) einen Auszug aus dem تلخيص المتشابه في الرسم des Abu Bekr Ahmed Ben Ali Khatîb Baghdâdi, der im J. 464 (beg. 29. Sept. 1071) starb, welches Werk über die orthographischen Schwierigkeiten und durch Versehen in die Abschriften des Koran eingedrungenen Fehler handelt; 6) eine Schrift سعدية über die Grundlehren des Rechts (في اصول الفقه); 7) eine ähnliche Schrift über die unzuverlässigen und aller Autorität beraubten Traditionsüberlieferer (الضعفآء والمتروكين في رواة الحديث); 8) einen Auszug aus dem Werke des Ibn-elsalâh Scharezuri (gest. im J. 643, beg. 29. Mai 1245) über die Traditionswissenschaften (علوم الحديث); 9) einen Auszug aus dem محصّل افكار المتقدّمين والمتأخّرين من الحكمآء والمتكلّمين d. i. Repertorium der Gedanken älterer und neuerer Philosophen und Metaphysiker, das den bekannten Fachr-ed-din Razi zum Verfasser hat; 10) Über das Übereinstimmende und Abweichende in der Ähnlichkeit der Namen der Traditionslehrer, vorzüglich in Bezug auf die Genealogien der Araber (المختلف والمؤتلف في متشابه اسمآء الرجال) und end-

Digitized by Google

lich 11) eine Sammlung auserlesener Traditionen (منتخب في الحديث).

m) Abu Hafs Omar Ben Osman Temimi, dessen Todesjahr unbekannt ist, schrieb eine „Ausreichende Belehrung über das Gebot und Verbot (مكتفي في الامر والنهي)."

n) Jakub Ben Osman Dscherdschi Nakischbendi, ist Verfasser eines persischen Commentars zur ersten Sure des Koran und 2) des persischen Tractats رسالة الانسية, der die Aussprüche des Behá-ed-din Nakischbendi enthält.

o) Abu Bekr Muhammed Ben Osman Scheibáni, gewöhnlich Dscha'd (جعد) genannt und ein Schüler des Ibn Keisán (ابن كيسان), schrieb 1) über den Bau des Menschen, d. h. seine Glieder und Eigenschaften (خلق الانسان اي في اسمآء اعضآئه وصفاته); 2) über das Masculinum und Femininum im Arabischen (كتاب المذكر والمؤنث); 3) ein كتاب المقصور والممدود (s. oben); 4) über die loci traditionum abrogantes et abrogati (ناسخ الحديث ومنسوخه).

p) Mozaffer Ben Osman Bermeki, gewöhnlich Hadhr El-Munschi genannt und im J. 964 (beg. 4. Nov. 1556) gestorben, schrieb „Sitten der Frommen und Eigenschaften der Reinen (اخلاق الاتقيآء وصفاي الاصفيآء)." Zu Anfange dieses in drei Sectionen getheilten Handbuchs singt er das Lob des Sultan Soleiman.

q) Ibn-elheddád Muhammed Ben Ahmed Ben Osman, der andalusische Dichter, hat eine Gedichtsammlung (ديوان) hinterlassen und starb im J. 480 (beg. 8. Apr. 1087).

r) Hasan Ben Osman schrieb einen Auszug über die Erbschaftslehre (ملخص الفرآئض).

s) Schems-ed-din Muhammed Ben Osman Ibn-elhariri, im J. 728 (beg. 17. Nov. 1327) gestorben, hinterließ einen Commentar zu dem juristischen Lehrbuche Hidáyet.

t) Ala-ed-din Omar Ben Osman Deineweri, der Hanefit, hat uns eine Fetwasammlung hinterlassen.

u) Der große Hâfitz Muhammed Ben Ahmed Ben Osman Dzebi (ذبي), der im J. 748 (beg. 13. Apr. 1347) starb, schrieb einen Tractat zur nähern Bezeichnung dessen, was العرش „der Thron" ist zum Unterschiede von كرسي, dem Sitze Allahs.

v) Schems-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Osman Rommáni, gab das Werk بغية الاعمال في تسكين الاشكال heraus.

w) Schems-ed-din Muhammed Ben Osman Ben Muhammed Zauzeni schrieb 1) einen Commentar zu der berühmten Rhetorik تلخيص المتفاح في المعاني والبيان vom Scheich und Imam Dschelál-ed-din Muhammed Ben Abd-el-rahman Kazwini, gewöhnlich der Prediger von Damaskus (خطيب دمشق) genannt, der im J. 739 (beg. 20. Jul. 1338) starb; 2) einen Commentar zu dem grammatischen Werke لباب في النحو von Tadsch-ed-din Fadhil Zauzeni, indem er die Grundgesetze der Grammatik und viele Fragen über die arabische Sprache berührt. Seine eigene Abschrift umfaßt zwei Bände, deren Reinschrift er zu Ikonium im J. 859 (1454) 28. Ramadhan vollendete, nachdem er den Brouillon schon 829 (beg. 13. Nov. 1425) fertig hatte.

x) Muhammed Osman Zer'i (زرعي), der im J. 779 (beg. 10. Mai 1377) starb, verfertigte eine metrische Übersetzung des „Weges der Gelangung zur Wissenschaft der Grundlehren" vom berühmten Korans-Exegeten Nasir-ed-din Beidhawi.

y) Abu Ali Said Ben Osman Ibn-elsakan, Hafitz aus Bagdad, der im J. 353 (964) in Ägypten starb, gab heraus 1) beglaubigte Traditionen unter dem Titel: سنن الصحاح المأثورة; 2) eine ähnliche Sammlung mit der Überschrift الصحاح المأثورة عن رسول الله; 3) eine dergleichen صحيح المنتقي في الحديث; und 4) ein Werk über die Traditionslehre (مصنف في الحديث).

z) Ibn Abi Scheiba Muhammed Ben Osman aus Kufa, der im J. 297 (beg. 20. Sept. 909) starb, schrieb 1) eine Geschichte (تأريخ) im Allgemeinen; 2) eine Beschreibung dessen, was العرش ist.

aa) Rokn-ed-din Ali Ben Osman Schehidi, schrieb „Rubinen der Nachrichten (يواقيت الاخبار)."

bb) Salâh-ed-din Dschelib Ben Osman, der Koranleser, schrieb ein Geschenk an die Brüder über das, wodurch die Lesung des Korans bestätigt wird (تحفة الاخوان فيما تصحّ به تلاوة القرآن)."

cc) Ali Ben Osman Ben Omar Seireft, der Schafiit, im J. 844 (beg. 2. Jun. 1440) in Damaskus gestorben, schrieb in vier Bänden ein Zehrgeld für Bittende über das Jus unter dem Titel: زاد السآئلين ونزهة الناظرين في فقه الصالحين.

Digitized by Google

dd) Der Scheich Scheref-ed-din Ben Osman aus Gaza, der im J. 799 (beg. 5. Oct. 1396) starb, hinterließ 1) ein großes Werk über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren unter dem Titel: „Edelsteine und Perlen (الجواهر والدرر في الفروع)," in dem er zugleich die einander entgegengesetzten Ansichten beleuchtet; 2) einen Auszug aus dem „Lustgarten" über denselben Gegenstand von dem bekannten Newewi, gestorben im J. 676 (beg. 4. Jun. 1277); 3) Grundlehren über das schafiitische Recht (القواعد في فروع الشافعية), in die er auch die räthselhaften Aussprüche des Asnewi aufnahm; 4) drei Commentare zu dem „Weg der Studirenden (منهاج الطالبين)" über das schafiitische Recht von Newewi, einen größern in zehn Bänden, einen mittlern und einen kleinern in zwei Bänden; 5) einen Auszug, betitelt „die Stadt der Wissenschaft (مدينة العلم)" zu den „tiefen Meditationen über den Lustgarten" (مهمّات علي الروضة في فروع الشافعية s. vorher) des Dschemâl-ed-din Asnewi.

ee) Ala-ed-din Ali Ben Osman Ben Muhammed aus Bagdad, gewöhnlich der Sohn des Richters (ابن القاضي) genannt und im J. 807 (beg. 10. Jul. 1404) gestorben, hinterließ unter dem Titel: „Die Leuchte des Lesers (سراج القاري)" einen Commentar zu der Kaside des Schatibi über die Lesung des Korans, der im J. 590 (1194) in Kahira starb.

ff) Abu'lhasan Ali Ben Osman Ghaznewi, schrieb das mystische Werk كشف المحجوب لارباب القلوب, manifestation de l'être voilé. Vergl. Pondn. LX. Not. et Extr. XII. 115 el. 74. 118 el. 84 (2).

gg) Abd-el-aziz Ben Osman Kabisi, schrieb eine Einleitung von vier Abschnitten in die Astrologie (مدخل الي علم النجوم).

hh) Dschibraïl Ben Hosein Ben Osman Ben Mahmud Ben Osman Kendschâwi, schrieb einen Commentar zur Einleitung des Abu'lleith aus Samarkand über das Gebet, und die Segnungen des Gebrauchs dieses Buches sind so heilsam ersunden worden, daß es vielfach erklärt ward.

ii) Abu'lkasim Muhammed Ben Osman Lulu aus Damaskus, schrieb eine Muhammediade (الدرّ المنظم في مولد النبي الاعظم die angereihte Perle). In der Folge veranstaltete er unter dem Titel: اللفظ الجميل بمولد النبي الجليل eine Auswahl des in dem größern Werke Gesagten.

kk) Mustafa Ben Osman Rumi, schrieb الازهر الواضح, ein kleines Wörterbuch, welches das Arabische persisch erklärte.

ll) Abd-el-kerim Ben Jahja Ben Osman, aus Marokko, schrieb ein Handbuch über den Stein der Weisen (الاكسير) unter dem Titel: „Eröffnungen des Geheimnisses (الفتوحات الغيبيّة في تدبير الارواح الحكميّة)."

mm) Der Richter Abd-el-aziz Ben Osman Nesefi, mit dem Beinamen entweder الغضلي oder عقيلي, der im J. 533 (beg. 8. Sept. 1138) starb, schrieb 1) einen Anhang über streitige Punkte in der Theologie (تعليقة في الخلاف); 2) Fragen aus der Dialektik (المنتقد من الزلل في مسآئل الجدل); 3) einen Commentar zu dem Werke خطب الاربعين unter dem Titel: روضة الناصحين; 4) einen Tractat über die Grundlehren (كفاية الفحول في علم الاصول).

nn) Abu'lmeâli Ahmed Ben Osman Ben Omar Jakandschi, schrieb ebenfalls unter dem Titel قواعد الادلّة über die Grundlehren (الاصول).

oo) Der Molla Osmanzadeh, der im J. 1149 (beg. 1. Mai 1736) als Kadhi in Ägypten starb, verfaßte einen Auszug aus dem Humajun-Nameh oder der türkischen Übersetzung von Kalila we Dimna.

(*Gustav Flügel.*)

OSMANI. 1) Muhammed Ben Ahmed Ben Muhammed Osmani, hat uns einen Kasiden-Kranz unter dem Titel انشاد الشريد hinterlassen.

2) Schems-ed-din Muhammed Ben Abd-el-rahman Osmâni, Richter in Safed, der nach 800 der Fl. starb, hat sich sein Andenken durch mehre historische und biographische Werke zu bewahren gewußt. Er hinterließ 1) eine Geschichte seiner Stadt Safed in Syrien; 2) Classen, d. i. Lebensbeschreibungen schafiitischer Gelehrten und Scheiche (طبقات الشافعية); 3) ein ähnliches Werk, blos Juristen umfassend (طبقات الفقهآء), dem jedoch einige Kritiker keinen entschiedenen Werth beilegen.

3) Zein-ed-din Abu Bekr Ben-elhosein Ben Omar Osmani, aus Merâgha, der zu Medina wohnte und im J. 816 (beg. 3. April 1413) starb, hinterließ eine Geschichte der Prophetenstadt, unter dem Titel: تحقيق النصرة بتلخيص معالم دار الهجرة, die er in eine Vorrede, vier Capitel und ein Schlußwort ein-

Digitized by Google

theilte. Er war um so mehr zu dieser Arbeit berechtigt, als er das Richteramt dieser Stadt verwaltete.

4) Der Scheich Hasan Osmâni Affâni (العفاني), Hanefit, schrieb ein Gedicht in freiem Versmaß über die Statthalter Ägyptens und Kahira's, die bis zum J. 969 (beg. 11. Sept. 1561) bekannt waren. Das Werk führt den Titel: تذكرة الانام بمن تولّي مصر والقاهرة في الاسلام, Denkschrift.

5) Der Scheich Weli-ed-din Muhammed Ben Ahmed Osmani, der Schafiit, schrieb unter dem Titel شرح كلمتي الشهادة einen Commentar in fünf Capiteln über die Worte des Muhammedanischen Glaubensbekenntnisses.

6) Abdallah Ben Muhammed Osmani, Haupt der Schreiber (رئيس الكتّاب), verfaßte einen Commentar zu dem ersten der sechs Bände des Mesnewi des Dschelâl-ed-din.

7) Schehâb-ed-din Ahmed Ben Sa'd Osmâni Dibâdschi, ist Verfasser einer Anthologie in zwei Bänden unter dem Titel: انيس الفريد و جليس الوحيد „Gefährte des Einsamen und Genosse des Einzelnen."

8) Der Scheich Sadr-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Abd-el-rahman Dimeschki Osmani, der Oberrichter in dem District Safed, endigte im J. 780 (beg. 30. Apr. 1378) unter dem Titel: رحمة الامة في اختلاف الائمة في الفروع sein Werk über die verschiedenen Ansichten der Imame hinsichtlich der abgeleiteten Rechtslehren. (*Gustav Flügel.*)

OSMANISCHES REICH. 1) In historischer Hinsicht. Die Osmanen, einer der edelsten oghusisch-türkischen Stämme, gründeten ihre Herrschaft auf den Trümmern des Reiches der Seldschuken von Kleinasien, ihres Brudervolkes, und auf denen des byzantinischen Kaiserthums. Suleiman Schah, der Urvater der Osmanen, wanderte schon ums Jahr 1224, vor den weltstürmenden Mongolen Dschingis-Khans flüchtig, mit 50,000 Stammesgenossen aus seinen Wohnsitzen in Khorasan nach Westen. Nach Dschingis-Khans Tode wollte Suleiman in die Heimath zurück und ertrank in den Fluten des Euphrat. Seine Stammesgenossen zerstreuten sich zum Theil ohne Anführer in Syrien und Kleinasien, wo sie noch heutiges Tages als die Turkmanen Syriens und Rums ihr nomadisches Leben fortsetzen. Andere folgten den beiden ältesten Söhnen Suleimans, die sich wieder in ihr altes Vaterland jenseit des kaspischen Meeres begaben; nur 400 Familien schlossen sich den jüngsten Söhnen, Ertoghrul und Dûmbar, an, welche dem letzten großen Fürsten der Seldschuken, Sultan Alaeddin I. von Ikonium (Konjeh), auf gutes Glück ihre Dienste anboten. Mag nun eine bereits abgelegte Probe ihrer Tapferkeit, oder die Hoffnung auf künftige kraftvolle Unterstützung von ihrer Seite den Sultan zu ihren Gunsten gestimmt haben, genug, Alaeddin empfing Ertoghrul und seine Begleiter mit Ehrfurcht und Freundlichkeit, und vergönnte ihnen ruhige Wohnsitze in seinen Staaten. Ertoghrul bewies sich dieses Vertrauens würdig. Er half dem Alaeddin die Mongolen besiegen und entrang den Byzantinern in einer dreitägigen Schlacht einen Theil des alten Phrygiens, welchen neuerworbenen District Alaeddin Sultan Öni (des Sultans Vorderseite) nannte und ihn Ertoghruls Familie, als Grenzhütern des seldschukischen Reiches gegen Byzanz zu Lehn gab. Dieses gesegnete Land wurde die Wiege der osmanischen Macht, die Ertoghrul und seinem Sohn Osman bedeutsame Träume verkündeten. Der letztere eroberte noch im Todesjahre seines Vaters (1289) Karahissar, wo er eine Moschee errichtete und einen Kadi anstellte. Gegen Ende des Jahrhunderts zerfiel das durch die Mongolen untergrabene Reich der Seldschuken in Ikonium, und ihre bisherigen Statthalter oder Lehensträger wurden unabhängige Fürsten, deren mächtigste, die von Karaman, (im innern Phrygien) noch über 100 Jahre gefürchtete Nebenbuhler des aufblühenden osmanischen Staates blieben. Osman vertheilte die Verwaltung der Landschaft um den Olympus unter seine Tapfern, und bekämpfte die Griechen noch ferner mit glänzendem Erfolge. Den wahren Grundstein zur künftigen Größe der Osmanen legte sein Sohn Urchan, ebenso tapfer als der Vater, aber umfassendern Geistes, ein Gesetzgeber und gerechter Fürst. Er eroberte 1326 Brusa, die erste große und volkreiche Stadt, die den Osmanen zufiel, 1330 Nikäa, die wichtigste Grenzfestung des griechischen Kaiserthums gegen Osten, und 1339 Nikomedien. Seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers Kantakuzenus begründete ein gutes Vernehmen mit dem gedemüthigten Byzanz. In seiner Residenz Brusa machte er sich durch Stiftung von Schulen und um die Mönchsorden verdient, deren begeisterter Zuruf so mächtig auf die osmanischen Heere einwirkte. Aber neue Einrichtungen in der Verfassung des Heeres selbst waren der vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Ertoghrul und Osman hatten ihre Züge nur mit turkmanischen Reitern ausgeführt, die dem Fürsten bei jedesmaligem Aufgebot als Reisige folgten. Urchan errichtete zuerst ein stehendes, besoldetes Infanterie-Corps, das aber, durch den Sold übermüthig, noch größere Excesse beging, als die Akindschi, jene türkischen Kosaken. Dem freigebornen Turkmanen war strenge Disciplin etwas Sklavenartiges, und sie konnte also nur von Sklaven erwartet werden.

Woher aber diese Sklaven nehmen? Der besiegte Ungläubige ist mit Gut und Blut das Eigenthum des siegenden Moslim, und dieses Princip leitete zu dem ebenso tief durchdachten als barbarischen Plan, eine neue Truppe zu bilden, die blos aus gewaltsam bekehrten Christenkindern bestehen sollte. Im Kampf erbeutet und in kriegerischen Übungen erzogen kannten sie kein Vaterland, kein nationales Interesse. Ihre Caserne wurde ihre Heimath, der Sultan ihr Vater und Gebie-

Digitized by Google

ter, dem sie Alles, was sie geworden, verdankten, und dem ihr Leben zu jeder Stunde geweiht war; und damit kein anderes irdisches Band sie jemals fesseln möchte, mußten sie ehelos bleiben. So bildete sich eine Art von militärischem Mönchsorden, dem auch sein heiliger Schutzpatron nicht fehlte; denn ein frommer Derwisch jener Zeit, Hadschi Bektasch, gab den ersten dieser besoldeten Renegaten mit Feierlichkeit seinen Segen, indem er sie die neue Truppe (Jenitscheri, daher Janitscharen) nannte. Sie erhielten reichliche Kost und einen Sold, der nach Zeit und Größe der geleisteten Dienste erhöht ward. Ihre Zahl belief sich anfangs nur auf 1000, aber mit jedem Jahre wurden wenigstens tausend andere Christenknaben unter die Janitscharen aufgenommen, und wenn die Zahl der Gefangenen nicht hinreichte, so wurde in Kriegszeiten das Fehlende, in Friedenszeiten aber das Ganze aus den Kindern der christlichen Unterthanen ausgehoben. Die Janitscharen, der Kern des osmanischen Heeres, blieben, so lange kraftvolle Sultane oder Wessire sie zu lenken wußten, ein furchtbares Werkzeug gegen In- und Ausland. Ihre mauerfesten Infanterie-Colonnen erhielten ein entschiedenes Übergewicht über die christlichen Ritter, denen ein Troß undisciplinirter Söldlinge folgte, und sie wurden dann erst besiegt, als man ihnen wohlgeübte, an strenge Zucht gewöhnte Infanterie gegenüberstellte. Im Inland aber besetzten sie die festen Plätze und hielten auch die Statthalter der Provinzen im Zaume. War der Sultan seiner Janitscharen versichert, so stand ihm in seinen Maßregeln nichts im Wege.

Zugleich mit den Janitscharen wurde auch die geregelte Reiterei der Spahis errichtet. Die unregelmäßigen Truppengattungen waren die Asaben (zu Fuß) und die Akindschis (zu Pferde). Die Letztern, pfeilschnelle Räuber und Würger, begleiteten nicht blos die Osmanischen Heere auf ihren Feldzügen, sondern unternahmen auch auf eigene Faust verheerende Streifzüge in die Nachbarländer, aus denen sie Gefangene beider Geschlechter heerdenweise mitschleppten. Die frische, junge Mannschaft ward unter die Janitscharen, junge Mädchen und Frauen aber in die Harems gesteckt. Auch waren es gezwungene oder freiwillige Renegaten (größtentheils als Pagen an der Pforte erzogen), die dem Osmanischen Reich in der Periode seines größten Glanzes seine ausgezeichnetsten Feldherren und Staatsmänner gaben. So überwältigte der Osmane die Christen durch Christenkinder, ja er veredelte seine eigene Race durch Vermischung mit Christenblut. Wer möchte die Opfer seiner Sinnenlust aufzählen, die ihm unterworfene und nicht unterworfene Länder lieferten, von Georgien bis tief ins innere Österreich, und von Kandia bis Galizien und Schlesien!

Um aber einen Staat, der nur auf militairische Gewalt basirt ist, in dem also der Fürst, mehr als in irgend einem andern, die Seele des ganzen Triebwerkes sein muß, in frischer Kraft zu erhalten, dazu bedarf es großer und energischer Naturen auf dem Throne. Wirklich zeigt uns auch die Osmanische Geschichte in einem Zeitraume von mehr als 200 Jahren (von Urchan bis Suleiman Kanuni) eine fast ununterbrochene Reihe gewaltiger Sultane, sehr verschieden zwar an Gemüth und geistiger Bildung, aber alle von überlegenem Geist und eiserner Thatkraft. Männer, die ihr immer schlagfertiges Heer von Sieg zu Siege führten, und im Vollgefühl ihrer Herrschergröße auch die ausgezeichneten Eigenschaften Anderer zu durchschauen und zu würdigen wußten. Daß die Zeitumstände diese Männer sehr begünstigten, schmälert ihren Ruhm nicht, weil eben die weise Benutzung der Zeitumstände den großen Genius verkündigt, und waren auch nur wenige derselben liebenswürdige Charaktere, so verdienen sie wenigstens alle unsere Bewunderung.

Sechsundzwanzig Jahre nach dem Falle Nikäa's, dieses Bollwerks der griechischen Kaiser gegen Osten, erlebte der greise Urchan noch die Freude, daß sein Sohn Suleiman den Halbmond zuerst auf europäischem Boden jenseit des Hellespont aufpflanzte. Innere Zerrüttung in dem ohnmächtigen Byzanz und ein schreckliches, fast alle Küstenstädte Thrakiens verwüstendes Erdbeben begünstigten die Unternehmung. Im J. 1357 fiel Kallipolis (Gallipoli), der Schlüssel des Hellespont und der Stapelplatz beider Meere, in die Hände der Osmanen; aber in demselben Jahre starb der heldenmüthige junge Suleiman durch einen Sturz vom Pferde. — Sein Bruder Murad I., (unrichtig Amurat genannt) setzte die Osmanischen Unternehmungen in Europa unermüdlich fort, eroberte ganz Thrakien und ließ dem byzantinischen Kaiser nur ein kleines Stadtgebiet übrig. Mit der Einnahme Adrianopels (1361), wohin er bald die großherrliche Residenz, die bis jetzt Brusa gewesen, verlegte, kam Murad zuerst in drohende Stellung gegen die Servier, Bulgaren und Walachen, kriegerische, bis jetzt ungeschwächte Völker, vor denen die schwachen oströmischen Kaiser schon oft gezittert hatten. Im J. 1363 bildete sich dem Aufrufe Papsts Urban V. zufolge (diesen hatte Kaiser Johannes Kantakuzenus dazu vermocht) die erste Coalition europäischer Fürsten (Servien, Bosnien, Walachei, Ungern) gegen die Türken, aber nächtliche Überrumpelung bewirkte die Niederlage des zweimal stärkern Christenheeres, und der in seinem eigenen Land überwundene Fürst von Servien mußte (1375) den Frieden erkaufen. Im J. 1386 zog Murad zum ersten Male mit serviſchen Hilfstruppen gegen die Karamanen, demüthigte sie in der Schlacht bei Ikonium und hielt sich auf diese Weise den Rücken frei zu einem neuen Feldzuge nach Europa, wo die slavischen Fürsten jenseit des Hämus sich von Neuem gegen ihn rüsteten. Im J. 1390 nahm Murad mit Nikopolis die ganze Bulgarei in Besitz, und kämpfte in der Schlacht bei Kossowa gegen ein weit überlegenes Heer von Serviern, Bosniern, Dalmatiern, Albanesen ꝛc. Der Löwenmuth seines Sohnes Bajasid entschied den Sieg; aber Murad fiel unter dem Dolch eines edlen serviſchen Jünglings, wofür auch der Gefangene Lazarus von Servien, das Haupt der Verbündeten, mit dem Leben büßen mußte. Murads Sohn und Nachfolger, Bajasid I., von der Raschheit seiner Evolutionen und seinem zuckenden Hin- und Herfahren in Asien und Europa Ilderim (der Wetterstrahl) genannt, machte den neuen Fürsten von Servien tribut-

Digitized by Google

pflichtig, und misbrauchte der Osmanen Vormundschaftsrecht über Byzanz in solchem Grade, daß Kaiser Johannes und sein Sohn Manuel ihm bei der Eroberung Philadelphia's, der letzten Besitzung der Griechen in Kleinasien, hilfreiche Hand leisten und dafür eine Belohnung annehmen mußten. Dessenungeachtet bedrohte Bajasid Constantinopel mit einem Heer und verlangte zum Besten der Türken, die nun schon in der Kaiserstadt frei aus- und eingingen, die Anstellung eines Kadi, während die Übermacht seiner Streiter nach Norden zog, den Fürsten der Walachei steuerpflichtig machte, Bosnien überschwemmte, und (1391) zum ersten Mal in Ungern eindrang. König Siegmund von Ungern drängte die Renner zurück, konnte aber nicht verhindern, daß die festesten Plätze der Bulgarei an Bajasid übergingen, welcher die ungrische Gesandtschaft (1394) in einem mit bulgarischen Trophäen ausgeschmückten Saal empfing. Schon vorher war Karamanien völlig erobert und Asien bis zum Halys unterworfen. Im J. 1396 brach Siegmund mit einem glänzenden Kreuzheer in Servien und die Walachei ein. Den Kern desselben bildete die Blüthe der französischen Ritterschaft, an 1000 Edle mit ebenso vielen Knappen und 6000 Söldnern, dazu noch eine Menge südteutscher Edler mit ihren Scharen. Nach der Einnahme Widins und Orsowa's lagerte sich das verbündete Heer, 60,000 Mann stark, vor Nikopolis. Die übermüthige Eitelkeit der französischen Ritter, die um den Ehrenplatz des Treffens nicht zu verlieren, ihre besten Kräfte bei Niedermetzelung der türkischen Vorzügler verschwendeten, stürzte sie selbst und ihre Alliirten ins Verderben; denn auf ihrer Verfolgung der Flüchtlinge sahen sie sich plötzlich dem nicht geahneten Kerne von Bajasids Macht, einem Walde von 40,000 Lanzen gegenüber. Von panischem Schrecken ergriffen zerstob die Ritterschar, die ungrischen und walachischen Truppen rissen sich verrätherisch los, und nur die wackern Teutschen leisteten verzweifelten Widerstand, bis der Fürst von Servien mit 5000 der Seinigen ankam und den Sieg für die Osmanen entschied. Bajasid hatte diesen Sieg sehr theuer (wie es heißt, mit dem Verluste von 60,000 Mann) erkauft, und ließ in seinem Ingrimme hierüber 10,000 der Gefangenen niedermetzeln. In Folge der Schlacht unternahmen die türkischen Renner verheerende Streifzüge jenseit der Donau und Sawa bis nach Steiermark. Die nun schon fünfjährige Blokade Constantinopels ward endlich gegen Errichtung einer Moschee und Anstellung eines Kadi aufgehoben. Jetzt überschwemmte Bajasid ganz Griechenland bis in den Peloponnes, während sein Feldherr Timurtasch das Reich ostwärts bis zum Euphrat erweiterte. Die Annäherung der Heeresmacht Timurs, des zweiten mongolischen Weltstürmers, nöthigte Bajasid, eine neue Belagerung Constantinopels aufzuheben. Es kam zur Völkerschlacht bei Angora (1402), in der Bajasid mit 120,000 Mann dem siebenmal überlegenen tatarischen Heere gegenüber stand. Die seevischen Hilfstruppen unter Stephan vertheidigten den linken Flügel mit Löwenmuth, während der rechte Flügel, die asiatischen Truppen, zu Timur überging. Stephan deckte den Rückzug des Osmanischen Heeres; nur Bajasid behauptete sich noch einen Tag lang mit 10,000 Janitscharen auf einer Anhöhe, in brennender Sonnenglut, bis die ganze Schar, vor Durst verschmachtet oder unter dem Schwerte der Mongolen ihr Leben aushauchte. Der Sultan endigte sein Leben in Timurs Gefangenschaft.

Die frühern Beherrscher Kleinasiens, worunter auch Karaman, traten durch Timur wieder in ihre Rechte und die Politik des großen Wolfes nährte die Zwietracht der Söhne Bajasids. Um den Rest von Kleinasien stritten sich die Prinzen Muhammed, Isa und Musa, während der älteste, Suleiman, in Europa sich zu behaupten suchte. Die Zersplitterung des Reiches dauerte zehn Jahre, bis Muhammed I. (1413) obsiegend, die Einheit wieder herstellte und fester begründete. Muhammed, den riesige Körperkraft und vollkommene Mannesschönheit nicht weniger als hoher Geist und wahrer Edelmuth auszeichneten, war die wohlthätige Sonne, in deren Strahl Osmanen und Christen sich wieder belebten. Mit Hilfe des Kaisers Manuel von Byzanz hatte er sein väterliches Reich erlangt und bewies sich zeitlebens durch die That dafür dankbar. Den Gesandten der serviſchen, bulgarischen, walachischen und griechischen Potentaten rief er zu: „Meldet euren Herren, daß ich Allen den Frieden gebe: wider den Friedensbrüchigen sei der Gott des Friedens!" Er war nicht Eroberer, sondern Wiederaufbauer und kräftiger Erhalter; asiatische und europäische Empörer bändigte er ohne Grausamkeit. Sein Sohn Murad II. edel und gerecht, ein Freund wollüstiger Ruhe, aber ein aufgescheuchter Löwe, wenn es heiligen Kampf galt, bestieg im J. 1421 den Theon. Seine Unternehmungen in Griechenland und nördlich vom Balkan wurden ihm duech den ungrischen Helden Hunyad und den nie bezwungenen Skanderbeg von Albanien eine Zeit lang sehr erschwert. Wladislaus V., König von Ungern und Polen, eröffnete mit Hunyad 1443 einen neuen Kreuzzug gegen die Türken, der ungleich planmäßiger war, als der unter Siegmund. Das Heer drang siegreich bis zu den ungeheuer verrammelten Engpässen des Hämus vor und kehrte, nachdem es eine glückliche Hauptschlacht geliefert, triumphirend zurück. Murad, der kaum die mit den europäischen Feinden einverstandenen Karamanen beschwichtigt hatte, mußte den nachtheiligen Frieden von Szegedin eingehen und entsagte dem Throne zu Gunsten seines Sohnes Muhammed; aber der ungrische Friedensbruch rief ihn wieder ins Feld. Eine kleine ungrische Armee von 10,000 Mann, befehligt von Hunyad und dem jungen Könige Wladislaus, rückte mit übergroßem Gepäcke beladen, in Bulgariens Ebenen vor, verheerte alles mit Feuer und Schwert und nahm (1444) Warna ein. Da erscholl die Schreckensnachricht von Murads rächendem Aufbruch an der Spitze von 40,000 Streitern. Statt ihr kleines Lager zu verschanzen, stimmten die Befehlshaber für offenen Angriff; das Heer zersplitterte an den Colonnen der Janitscharen, Wladislaus fiel, und Hunyad floh mit den Walachen. Nach dieser Vernichtungsschlacht entsagte Murad der Herrschaft zum zweiten Mal, aber ein Aufruhr der Janitscharen lockte ihn wieder

Digitized by Google

aus den Tulpengärten Magnesia's, und er richtete nun sein Hauptaugenmerk auf den Peloponnes und Albanien. Schon im J. 1430 hatte er den Venetianern Thessalonich und den Griechen alle Plätze am Pontus Eurinus genommen. Jetzt erstürmte er den Damm über die Landenge Heromilon und es folgte (1446) der Fall von Patras und Korinth. Im folgenden Jahre führte Hunyad das schönste ungrische Heer über die Donau, um an den Murad treugebliebenen Serviern Rache zu nehmen. Er verschanzte sich bei Kossowa, und fiel, ohne die albanesische Hilfe Skanderbegs abzuwarten, über Murad her, der ihm mit 150,000 Mann entgegenrückte. Den 17. bis 19. October 1448 wurde mit größter Todesverachtung geschlagen; aber die Verrätherei der übergehenden Walachen entschied die Niederlage des christlichen Heeres, das 17,000 Todte zurückließ, während Murads Heer doppelt so viele Leute einbüßte. Seit 1443 hatte der durch physische und geistige Anlagen ausgezeichnete Georg Kastriota (unter dem Namen Skanderbeg, bis dahin gezwungener Renegat im Dienste der Pforte, und schon im 18. Jahre mit einem Sandschak betraut) nach glücklicher Entweichung in Epirus gewurzelt, und den Türken furchtbare Niederlagen beigebracht. Vergebens führte ihn Murad selbst, nach Hunyads letzter Besiegung zu wiederholten Malen seine Hunderttausende entgegen, vergebens belagerte er 1450 seine Felsenfeste Croja. Skanderbeg blieb noch 17 Jahre lang, bis zu seinem natürlichen Tode, der Damm, an dem selbst Muhammeds II. sonst unwiderstehliche Heereswogen sich brachen. Noch 1450 starb Murad, nachdem er dem letzten der griechischen Kaiser, Konstantin Paläolog, auf den Thron verholfen.

Muhammed II. vereinigte mit Murads kriegerischen Tugenden eine Sucht nach Eroberung und Völkerbändigung, die sein Lebenspuls war und vor der jede zartere Regung der Menschlichkeit verstummte; dazu einen Alles umfassenden Genius. Er benutzte die während seiner ersten Regirungsjahre im Osmanischen Reiche herrschende Ruhe, um Constantinopel den Gnadenstoß zu geben. Im J. 1452 erbaute er ein Schloß nahe bei Constantinopel und eröffnete von Adrianopel aus den letzten byzantinischen Krieg gegen die durch Natur und Kunst ungemein befestigte Hauptstadt, in deren Innerm aber Katholiken und Griechen sich anfeindeten, wie denn überhaupt die Kirchenspaltung auch nachdrückliche Hilfe aus dem Abendlande zurückwies. Die Belagerung ward im J. 1453 (den 6. April) von der Landseite mit einem 250,000 Mann starken Heere eröffnet. Die wackere Thätigkeit des Genuesers Giustiniani und der echt christliche Heldensinn Konstantin Paläologs, der sich dem Märtyrertode weihte, begeisterten das Häuflein der Belagerten zu Wundern der Tapferkeit, und das flüssige Feuer, von dem Teutschen J. Grant geleitet, arbeitete Muhammeds ungeheuerer Kanone, dem Werk eines Ungern, rüstig entgegen. Den 15. April erlitten 150 türkische Schiffe eine schimpfliche Niederlage gegen fünf kaiserliche und genuesische Segler, die der bedrängten Stadt Lebensmittel brachten; aber Muhammed ließ seine Schiffe zu Lande in den gesperrten Hafen transportiren, und jetzt wurde die Stadt auch von der Seeseite bestürmt. Endlich, den 29. Mai, drangen die Türken, nachdem das griechische Feuer und von den Thürmen herabgestürzte Steinmassen schrecklich unter ihnen aufgeräumt, von zwei Seiten in die Stadt. Ein abergläubischer Volkshaufe, der in der Sophienkirche Schutz gesucht, kam in die Sklaverei, die Kirche ward erst ein Schauplatz der wildesten Lüste und empörendsten Greuel, dann feierlich zur vornehmsten Moschee eingeweiht. Den Staatenerhalter mit dem Eroberer vereinigend, gewährte Muhammed den Christen Sicherheit und Religionsfreiheit. In einem Kampfe mit Servien und Ungern, die schon 1454 verbündet gegen ihn operirten, erschien Muhammed mit 150,000 Mann und 300 Kanonen (1456) vor Belgrad, das sein Vater Murad ein halbes Jahr vergebens belagert hatte. Da rückte Hunyad mit einem zusammengerafften Heere von Kreuzfahrern über Ofen und Szegedin heran. Die türkische Donauflotte ward von der Hunyads geworfen; auf der andern Seite drangen die Janitscharen in Belgrad ein, wurden aber durch brennende Reisigbündel, in Schwefel getaucht, von der Citadelle zurückgescheucht. Wüthend focht Muhammed in eigener Person; sein Heer ließ alles Geschütz und 24,000 Todte vor den Mauern des Bollwerks von Ungern und eilte in verwirrter Flucht nach Sophia. Unterdessen starb Hunyad. Muhammed wendete sich nun gegen Attika und Morea, während sein Feldherr Machmud Pascha den Krieg in Servien fortsetzte, das nach Semendria's Eroberung (1459) Osmanische Provinz ward. Im J. 1458 bis 1460 bändigte Muhammed ganz Griechenland, wo zwei Brüder des gefallenen Paläologen unter sich und mit Skanderbeg uneins waren, bis auf einige den Venetianern gehörige Häfen. Mit Skanderbeg mußte der Sultan einstweilen Frieden schließen, eroberte dann einige Häfen der Genueser am schwarzen Meere, nahm Sinope ohne Schwertstreich und zerstörte (1461) das Kaiserthum Trapezunt, dessen letzten Beherrscher, David Komnenus, er hinrichten ließ. Im J. 1462 ward Lesbos (Mitylene) den Genuesern entrissen und 1463 ein großer Theil Bosniens, nach Hinrichtung des gefangenen Königs, Osmanische Provinz; 30,000 Bosniaken verstärkten die Reihen der Janitscharen. Zu gleicher Zeit entspann sich der venetianische Krieg auf Morea, der 16 Jahre lang zu Land und See verderbend fortwüthete, und für die Venetianer unter glücklichen Auspicien begann, aber bald durch die Ankunft des bosnischen Heeres, die Treulosigkeit der Griechen und die halben Maßregeln der Republik eine ungünstige Wendung nahm. Im J. 1466 gelang es Muhammed, das karamanische Reich seinem Staate einzuverleiben. Unterdessen brach Skanderbeg, durch Venedig und den Papst aufgefodert, den Frieden, erfocht unglaubliche Siege über Muhammed und seine Feldherren, starb aber bereits im J. 1467 ohne einen Nachfolger, der seiner würdig, und bald kam die ganze Herzegowina als Sandschak unter Osmanische Botmäßigkeit. Um den fernern Unternehmungen der Venetianer Einhalt zu thun, entriß ihnen Muhammed im J. 1470 mit großen Opfern

Digitized by Google

Negroponte und legte so den ersten Grund zur Herrschaft über den Archipel. Im J. 1471 empört sich Karaman, unterstützt von Usun Hassan, dem mächtigen Fürsten der Turkmanen Akkoinlii (vom weißen Hammel), bei dem der entthronte letzte Herrscher Zuflucht gesucht hatte. Usun Hassan brachte den Türken mehre Niederlagen bei, ward aber 1473 in der Schlacht bei Terdschan aufs Haupt geschlagen. Unterdessen wurden an der ungrischen und kroatischen Grenze Festungen erbaut, und um dieselbe Zeit begannen die verheerenden Streifzüge der Akindschi in die vor ihnen offen liegenden ungrischen, venetianischen und österreichischen Besitzungen, die, Anfangs alle zehn Jahre, in der Folge alle Paar Jahre erneuert, bis tief in das 17. Jahrh. fortdauerten und wegen der damit verbundenen Greuel weit größeres Schrecken einflößten, als die Feldzüge der Osmanen selbst. Matthias Corvinus von Ungern konnte, mit Böhmen, Polen und dem Kaiser in Krieg verwickelt, gegen die Osmanen nichts unternehmen. Diese mußten aber (1474) ob heldenmüthigen Widerstandes der Venetianer vor Scutari abziehen und im folgenden Jahre brachte Stephan, der abtrünnig gewordene Fürst der Moldau, mit polnischen und ungrischen Hilfstruppen dem Beglerbeg Suleiman-Pascha eine entsetzliche Niederlage bei. Unterdessen rüstete aber Muhammed eine Flotte von 300 Segeln wider Genua's feste Schlösser an und auf der tauriſchen Halbinsel. Kaffa, die Niederlage des genuesischen Handels im Pontus, ging 1475 durch Verrath über, und 15,000 edle genuesische Jünglinge wurden als Janitscharen enrollirt. Hierauf ergaben sich noch Asow und andere feste Plätze, die Tatarkhane wurden mit der Krim belehnt und so die Herrschaft der Osmanen an den Nordgestaden des schwarzen Meeres auf drei Jahrhunderte begründet *). Nach Unterwerfung der Krim war es Muhammeds dringendstes Geschäft, die Scharte in der Moldau wieder auszuwetzen. Vor diesem Feldzug ergab sich ihm bereits Akkerman in Bessarabien, wodurch er auch gegen Polen in drohende Stellung kam. In einer heißen Schlacht (1476), in der nur Muhammeds Heldengeist seine entmuthigten Janitscharen wieder aufrichten konnte, ward Stephan vernichtet, während die Ungern ein türkisches Heer bei Semendra fast ganz aufrieben. Im J. 1477 ward der Krieg gegen Venedig mit Nachdruck fortgesetzt. Die Renner drangen mordend und brennend bis zum Tagliamento; von der andern Seite bis tief in Inner-Österreich. Muhammed selbst leitete die Belagerung von Scutari, das sich nach dreimonatlichem rühmlichsten Widerstand (1478) ergab. Endlich erfolgte im J. 1479 ein Friede mit Venedig, kraft dessen die Republik das Meiste, was sie vor Ausbruch des Krieges in Illyrien und Griechenland besessen, zurückerhielt, dafür aber auf alle, während des Krieges von den Osmanen eroberte Plätze Verzicht leisten und 100,000 Dukaten bezahlen mußte. Eine in demselben Jahre von dem siebenbürgischen Woiwoden, Stephan Bathor, den Akindschis beigebrachte Niederlage, die 30,000 Türken das Leben kostete, war bei der Hydra dieses Gesindels nur von augenblicklicher Wirkung. Muhammeds Admiral, Kedük Achmed Pascha, nahm dem Herrn der ionischen Inseln Zante und St. Maura und landete sogar auf der Küste Apuliens, wo er Otranto zerstörte; dagegen verunglückte (1480) eine Unternehmung auf Rhodus. Der Sultan starb im J. 1481 während einer neuen Kriegsrüstung, deren Zweck ungewiß blieb. Mitten im Sturme seiner Schlachten und Eroberungen hatte dieser Riesengeist das innere Staatsleben keinen Augenblick aus dem Auge verloren und wirkte auch da, wo er zerstört und entvölkert hatte, wieder aufbauend und schöpferisch verjüngend. Die Rangordnung der großen Reichsbeamten und die Kette der Ulemas verdankten ihm schärfere Bestimmung und festere Begründung. Selbst wissenschaftlich gebildet, war er großmüthiger Beschützer der Gelehrten, und that mehr für die Einrichtung der Schulen als irgend einer seiner Vorgänger. Das merkwürdigste und zugleich schrecklichste seiner Staatsgesetze ist der Kanon des Brudermordes, wodurch er künftigen Bürgerkriegen am wirksamsten zu steuern glaubte.

Nicht anders als wollte der Genius des Osmanischen Reiches, das während Muhammeds Regierung in unaufhörlicher Spannung erhalten ward, den Siegern eine Zeit lang Erholung gönnen, um sie dann wieder unter zwei Titanengestalten, Selim I. und Suleiman Kanuni, neuen Triumphen entgegenzuführen: so begabte er Bajasid II. mit einem friedliebenden, beschaulichen Existenz ergebenen Sinne, der sich nur gezwungen zum Kampfe bequemte. Mit Ungern in Waffenstillstand, versicherte er sich der bessarabischen Festungen Kilia und Akkerman (1484). Im Jahre 1486 entspann sich der erste Krieg zwischen den Osmanen und mamluckischen Beherrschern Ägyptens, der aber nach fünf Jahren ein für den Sultan untühmliches Ende nahm. Im J. 1497 bis 1498 fanden die ersten von Glück begleiteten Einfälle ins innere Polen statt. Sechs italienische Staaten, worunter auch der Papst, bewarben sich um Bajasids Gunst, und ein Theil derselben verleitete ihn zu neuem Bruche mit Venedig. Im J. 1499 erfolgten siegreiche Kämpfe gegen Venedig, die Bajasid Lepanto, Cephalonia ꝛc. erwarben und 1500 eroberte der Sultan selbst ganz Morea; doch ging ein Theil dieser Besitzungen durch die Vereinigung einer spanischen und französischen Flotte mit der venetianischen wieder verloren. Bajasid hatte mit seinem Bruder Dschem um den Thron kämpfen müssen, und mußte demselben (1512) zu Gunsten seines Sohnes Selim entsagen.

Selim I., von den Türken selbst Jonous, der Grausame, genannt, vereinigte mit der unnatürlichsten Grausamkeit und einem unwiderstehlichen Triebe zu Jagd und Schlacht, hohen Sinn für die Wissenschaften und selbst Dichtkunst. Von kriegerischen Übungen des Tages ermüdet, brachte er oft die Nächte mit Lesen und Dichten

*) Die sogenannten krimschen Tataren, eigentlich aber Türken und nahe Verwandte der Osmanen, waren bereits im J. 1441 unter der Familie Gherai mächtig geworden. Sie wurden seit 1586 kriegspflichtige Vasallen der Pforte, die sie schon früher besonders gegen Polen kräftig unterstützt hatten.

Digitized by Google

zu. Er empfing von europäischen Hauptmächten huldigende Gesandtschaften; allein Schah Ismail, Stammherr der Dynastie der Sofi in Persien, dem Khorasan und das arabische Irak sich beugen mußten, fesselte seinen Blick in Osten. Der Krieg mit Persien (1514 begonnen) wurde um so erbitterter geführt, als in demselben die Sunniten den Schiiten gegenüberstanden, wie denn Selim seinen Feldzug mit Niedermetzelung aller Schiiten in seinem Reich eröffnete. Die Schlacht bei Tschaldiran vernichtete Ismails Heer, das nur wenig Infanterie und gar kein schweres Geschütz führte, und öffnete Selim die Thore von Tebris (Tauris). Die Kurden, echte Sunniten, schlossen sich den Osmanen an, in deren Hände das ganze obere Mesopotamien fiel. Im J. 1516 drohte der Sultan von Ägypten, Kansu Ghauri, mit einer Diversion, und die Mamluken bewegten sich nach Haleb zu; aber eine kurze entscheidende Schlacht bewog sie zum Rückzug, und Selim, jetzt im Besitze Syriens, wo er Damaskus und Jerusalem besuchte, erschien 1517 vor Kahira. In der Schlacht bei Ridania rettete dem Sultan ein Misgriff des heldenmüthigen Tumanbeg, der seinen Liebling Sinan-Pascha statt seiner durchbohrte, das Leben. Tumanbeg, der Ritterliche und Gerechte, machte Selim, selbst nach dem Falle Kahira's, noch viel zu schaffen, ward aber endlich durch Verrath gefangen und hingerichtet. In Kahira empfing Selim die Huldigung der arabischen Scheiche Ober-Ägyptens, des Sultans von Mauritanien und des Scherifes von Mekka. Von jetzt an kam der Tribut, den die Venetianer den mamlukischen Sultanen für Cyperns Besitz entrichtet hatten, an die Pforte 1000 Kameele mit Gold und Silber beladen, trugen die Beute des großen ägyptischen Raubzuges. Nach Europa zurückgekehrt, benahm sich Selim politisch, weil Papst Leo X. Spanien, England, Frankreich und den Kaiser gegen ihn aufwiegeln wollte, und überließ es (er starb im J. 1520) seinem Sohne Suleiman, die Osmanische Macht in allen Himmelsgegenden auf den höchsten Gipfel ihres Glanzes zu bringen.

Mit ebendem Hochsinne, dem Alles durchdringenden, rastlos thätigen Herrschergeist und noch größerer Liberalität, als seine gewaltigsten Vorgänger, ergriff Suleiman I. (von den Osmanen Kanuni, der Gesetzgeber genannt) die Zügel eines Staates, der schon durch Muhammed II. und Selim I. in drei Welttheilen furchtbar geworden war. Durch 13, größtentheils erfolgreiche, in eigener Person angeführte Feldzüge, ward er der größte Eroberer seiner Zeit, und durch seine Seehelden das Schrecken aller Küstenländer des mittelländischen Meeres und des arabischen Golfs, bis weit in den indischen Ocean. Den Aufwand, den seine ungeheuere, immer schlagfertige Armee und seine großartige Prachtliebe erfoderten, deckte er wieder durch ungeheure Beute und weise Staatsökonomie. Sein Scharfblick in der Wahl tüchtiger Kriegs- und Friedensbeamten, meistens Renegaten, verdient nicht weniger Bewunderung. Mit Hilfe derselben vervollkommnete er die Einrichtungen Muhammeds II. im Kriegswesen, Lehrstande, Finanzwesen und in der Gesetzgebung, bereitete aber auch schon durch zu große Nachgiebigkeit gegen männliche und weibliche Günstlinge den Verfall des Reiches vor. Seine Eroberungen in Europa erleichterten ihm die feindselige Stellung der ungrischen Magnaten gegen das Haus Österreich, die ausgebrochene Reformation, die Ohnmacht des Papstes und Frankreichs unaufhörliches Ringen mit Karl V. Im J. 1521 begann der ungrische Krieg mit Belgrads Eroberung, das nach 20 Stürmen in die Hände der Osmanen fiel. Zugleich wurde der Angriff auf ein zweites Bollwerk der Christenheit, das seebeherrschende Rhodus, beschlossen. Suleiman unterstützte seine aus 300 Segeln bestehende Flotte mit einem Landheere von 100,000 Mann, und es begann (1522) aus 100 Feuerschlünden eine fünfmonatliche Belagerung, ewig denkwürdig durch den Widerstand der Johanniter unter ihrem Großmeister Villeneuve, und die rührendsten Züge weiblichen Heldenmuthes. Mehr als 100,000 Türken hatte diese Belagerung das Leben gekostet. Im J. 1526 bewog Suleiman eine mehrjährige, den Janitscharen verdrießliche Waffenruhe und Franz I. Einladung zu einem zweiten Feldzuge nach Ungern. Er gewann Peterwardein, Essek ꝛc., zersprengte ein kleines, von Ludwig II. zusammengerafftes Heer in der Ebene von Mohacz (den 23. Oct.) und zog am 10. Sept. in Ofen ein. Nachdem er den Prätendenten Johann Zapolya zum König eingesetzt, trat er einen verheerenden Rückzug an, der Ungern 200,000 Seelen gekostet haben soll. Im nächsten Jahre ward Ferdinand I. von Österreich in Ofen gekrönt und zwang Johann Zapolya, bei Suleiman Schutz zu suchen. Im J. 1529 kam der Sultan wieder, empfing die Huldigung des Prätendenten und drang von Ofen aus unaufhaltsam bis Wien vor, das vom 22. Sept. bis zum 15. Oct. vergebens belagert ward. Der eintretende Frost und der Heldenmuth der Besatzung retteten die Hauptstadt; das türkische Heer aber verwüstete auf dem Rückmarsche ganz Österreich. Im J. 1532 brach Suleiman mit 200,000 Streitern und 300 Feldstücken von Neuem los. Er wollte sich nun mit dem mächtigen Karl selbst messen, indem er den vor ihm geflohenen Ferdinand nur als dessen Statthalter in Teutschland anerkannte. Das Heer verstärkten zu Belgrad 15,000 krimische Tataren, zu Essek aber 100,000 Bosnier! Die Festung Gunz trotzte einige Wochen lang mit 700 Mann der Riesenmacht Suleimans, die sich jetzt, statt gegen Wien, wo die feste Neustadt im Wege lag, und ein Heer unter Karl und Ferdinand stand, nach Steiermark wendete. Der intendirte Feldzug verwandelte sich in einen Raubzug, auf welchem das getheilte Osmanische Heer manche Schlappe erhielt. Dessenungeachtet wurde der erste Friede Österreichs mit der Türkei (1533) sehr demüthig erkauft. Es mußte auf Ungern verzichten und Suleimans übermüthiger Günstling, der Großwessir Ibrahim, nannte den König Ferdinand seinen Bruder. Vom J. 1533 beginnen die selten unterbrochenen Kämpfe der Perser mit den Osmanen, die unter wechselndem Waffenglück über zwei Jahrhunderte fortdauerten. Während Suleiman den Persern Bagdad und einen Theil von Georgien wegnahm, übergab er seine ganze Seemacht dem unumschränk-

Digitized by Google

ten Befehle des griechischen Renegaten Khaireddin Pascha (Barbarossa), der Tunis eroberte, das aber 1535 von Karl V. unter furchtbarem Würgen wieder genommen ward. Im J. 1537 erneuerte sich der Krieg mit Venedig. Trotz päpstlichen und spanischen Beistandes zur See erlitt die Republik empfindliche Verluste, und war gezwungen, 1539 einen neuen unrühmlichen Frieden zu schließen. Im J. 1538 demüthigte Suleiman den Hospodar der Moldau und verwandelte Bessarabien in ein Sandschak, während Suleiman, Pascha von Ägypten, in Arabien Hedschas und Jemen eroberte, und das den Portugiesen angehörende Diu in Ostindien mit Kanonen aus Constantinopel beschoß. Die Witwe des verstorbenen Johann Zapolya rief Suleiman 1541 wieder nach Ungern. Er bewilligte ihr Siebenbürgen als zinsbares Fürstenthum, und machte Ofen zu einem Paschalik der Pforte. Ferdinand wollte Ofen mit Hilfe eines bedeutenden Reichsheeres unter Joachim von Brandenburg wieder gewinnen, allein die Uneinigkeit der Verbündeten ließ das Unternehmen scheitern, und die Feldzüge von 1543—44 befestigten die Osmanische Herrschaft in Ungern durch Einnahme bedeutender Festungen immer mehr. Barbarossa, das große Raubthier der Meere, starb 1546, nachdem er (1542) in Messina gewüthet und (1543) in Verbindung mit der französischen Flotte Nizza aufgefodert hatte, und im folgenden Jahre (1547) ward mit Karl selbst ein fünfjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, dem gemäß der Sultan für den österreichischen Antheil Ungerns jährlich 30,000 Dukaten erhielt. Von jetzt an beginnt der Wirkungskreis des größesten der Großwessire, Muhammed Sokolli aus Bosnien, der noch unter zwei unwürdigen Nachfolgern Suleimans die Stütze des Reiches war. Ein persischer Feldzug (1547—50) erwarb Suleiman ganz Schirwan und Georgien, und die Malteserritter mußten 1550 Tripolis räumen; dagegen wurde Isabella, die Lehensträgerin des Sultans, von Ferdinand (1551) aus ihren Staaten vertrieben und Siebenbürgen bewaffnet. Suleiman eroberte Temeswar und das ganze Banat, ward aber zu einem neuen persischen Feldzug abgerufen, während dessen Isabella wieder in ihre Rechte trat. Ihr Sohn Johann Siegmund behielt nach ihrem Tode Siebenbürgen und Ober-Ungern bis Kaschau, gerieth aber in Krieg mit Kaiser Maximilian, welches den über Malta's vergebliche Belagerung durch Piale noch wüthenden Suleiman zu seinem letzten ungrischen Feldzuge (1566) bewog. Der alte Löwe wollte zunächst Erlau und Szigeth erstürmen, die im vorigen Kriege seiner Streitkraft gehöhnt hatten (vor Erlau allein waren im J. 1552 40,000 Osmanen gefallen). Der Befehlshaber von Szigeth, Niklas Zrinyi, schlug mit seinen 1500 Getreuen 20 Stürme des ungeheuern Heeres ab, und der Schutthaufen Szigeths ging nicht eher an die Türken über, bis Suleiman aus Verdruß die Augen geschlossen hatte. Sein Tod wurde drei Wochen lang verheimlicht.

Mit Suleimans Tode beginnt ein Zeitraum des Stillstandes der Osmanen auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht oder vielmehr ihres Glanzes, der das allmälige Sinken der Verfassung eine Zeit lang dem Reiche selbst, am längsten aber dem Ausland unmerklich machte. Schon die nächsten Nachfolger Suleimans waren ihrer gewaltigen Ahnen ganz unwürdig und seit Achmed I. kamen sie Alle aus dumpfem, düsterm Prinzenkerker in das verblendende Licht der Herrschaft; an die Stelle der frühern großartigen Entwürfe traten kleinliche Intriguen des immer einflußreichern Harems und seiner entmannten Wächter, und die frühere Energie sollte feige Grausamkeit ersetzen. Die höchsten Würden im Staat und Heere wurden bald nicht mehr nach Verdienst, sondern nach der Laune des Augenblicks vertheilt, und die Bestechlichkeit griff immer verheerender um sich. Jetzt erhoben die Janitscharen, denen kein Sultan mehr offenen Trotz bieten konnte, immer drohender das Haupt; der geistliche und weltliche Lehrstand, die Ulemas, den Mufti an ihrer Spitze, verständigten sich mit ihnen, und so entstand eine furchtbare Allianz beider Corps, welche, die moralische und physische Kraft des Reiches gleichsam in sich absorbirend, die Wahl und selbst das Dasein der Sultane von ihren Launen abhangen ließ. Man ehrte nur noch die Familie Osmans, weil sie das einzige Band war, das einen Staat zusammenhielt, in welchem sonst kein erbliches Ansehen, und also keine Ansprüche auf Souverainetät existiren; aber die einzelnen Äste und Zweige des unantastbaren Stammes wurden verachtete Werkzeuge, die man großentheils schon in der Geburt vertilgte, und nicht selten in voller Blüthe abschnitt. Der Kanon des Brudermordes (durch Muhammed II.) hatte die Geringschätzung der Nachkommen Osmans, als Individuen, vorbereitet, wie Suleiman des Großen Nachsicht gegen die eigenmächtigen Streiche seiner Lieblinge, die er ihren großen Eigenschaften zu Gute hielt, alle andern Misbräuche gleichsam im Embryo erblicken läßt.

Der Lehr- und Wehrstand konnten ihre Allmacht im Reiche nur auf die Schwäche der Sultane und auf die Hemmung geistiger Entwickelung gründen. Während aber beharrliche Pflege des alten Systems in seinen meisten Formen eine finstere theokratische und rohe soldatische Gewalt dem Reiche selbst bis in die neuesten Zeiten furchtbar erhielt, wurde die Stellung der Osmanen gegen das Ausland, besonders Europa, immer wankender. Schon im 17. Jahrh. bildeten sich in Europa allmälig zahlreiche stehende Heere, und ein ganz neues System der Kriegskunst trat ins Leben, das seine Überlegenheit bald in einer Reihe der glänzendsten Siege beurkundete. Schon früher hatten die ungeheuern sich immer reproducirenden Massen der mit Einheit kämpfenden Osmanen großen Antheil an ihren Erfolgen, und nur höchst selten richteten sie gegen europäische Tapferkeit etwas aus, wenn ihr Heer dem feindlichen nicht bedeutend überlegen war; seit Johann Sobiesky und Karl von Lothringen aber wurde die Besiegung dreifach, ja sechsfach stärkerer Türkenheere etwas Gewöhnliches, und die sonst so gefürchteten Janitscharen verloren auch einen bedeutenden Theil ihrer moralischen Kraft, als sie gegen Ende des 17. Jahrh. nicht blos eine Menge geborgner Türken in ihren Orden aufnahmen, sondern auch nach

Digitized by Google

Aufhebung des Cölibats aus ihren eigenen Kindern sich recrutirten.

Die einzigen Lichtpunkte des Osmanischen Reiches nach Selims Tode bis zum carlowizer Frieden sind Muhammed Sokolli, der kräftige Vormund des entarteten Selim II., der letzte energische und große, aber zum Unglück isolirt stehende Sultan Murad IV., und die Köprili's unter Muhammed IV. und Achmed II. Von dem Tode des dritten Großwessirs aus dieser merkwürdigen Familie datirt sich der raschere Verfall und die Zeit einer traurigen Defensive.

Unter Selim II. (Mest, oder der Betrunkene genannt) schloß Maximilian (1567) einen Frieden mit der Pforte auf acht Jahre, und zwar gegen das erneuerte jährliche Ehrengeschenk von 30,000 Dukaten. Um die Perser auch vom caspischen See aus angreifen zu können, wollte Selim eine Verbindung des Don und der Wolga versuchen; allein das türkische Belagerungsheer vor Astrachan ward von den Russen zurückgeschlagen. In demselben Jahr und 1570 ward das abgefallene Jemen wieder unterworfen. Venetianische Dukaten und der edle Cyperwein verleiteten Selim zur Eroberung der Insel Cypern, die nach einjähriger Belagerung ihm zufiel. Zu spät für den Entsatz Cyperns, aber noch zeitig genug zur Vernichtung der türkischen Flotte bei Lepanto (17. Oct. 1571) kam Don Juan von Österreich mit den verbündeten päpstlichen, venetianischen und spanischen Geschwadern. Allein die Alliirten verfolgten ihren Vortheil so wenig, daß Sokolli mit Recht ausrufen konnte: „Ihr habt uns den Bart geschoren; allein wir haben euch einen Arm (Cypern) abgehauen." Der im J. 1573 mit Venedig geschlossene Friede war für die Republik, welche die Unkosten des cyprischen Krieges allein mit 300,000 Dukaten decken mußte, so demüthigend, als hätte Selim gesiegt. Unter Murad III. sank das Ansehen Sokolli's; der Sultan ward das Spiel der Hof- und Haremsränke, und konnte zehn Aufstände der Janitscharen nur durch Geldspenden und Auslieferung seiner treuesten Diener beschwichtigen. Eine langwierige Fehde mit Persien (1576—1590) endigte mit einem vortheilhaften Frieden, der den Osmanen Georgien und Armenien sicherte. Weniger glücklich waren die Unternehmungen gegen Ungern, wo die kaiserlichen allmälig festern Fuß gewannen, besonders seitdem Siegmund Bathori von Siebenbürgen mit dem Kaiser sich verbunden hatte. Unterdessen bestieg Muhammed III., der letzte Osmanische Prinz, welcher als Statthalter das Regieren versucht hatte, den Thron. Es gelang ihm (1596) Erlau zu nehmen, und der Großwessir Cicala siegte bei Kereszes, aber seine unvorsichtige Strenge gegen einen großen Theil der regelmäßigen Truppen, die bei dem Heere gefehlt hatten, trieb diese nach Kleinasien, wo sie einen fürchterlichen Aufstand erregten, der erst 1608 gedämpft werden konnte. Achmed I. sah sich wegen des empörten Natoliens und eines sehr unglücklichen Krieges gegen Abbas den Großen von Persien (1606) zu dem Frieden von Sitvatorok genöthigt, welcher zuerst die steuerpflichtige Unterwürfigkeit Österreichs aufhob, und völkerrechtliche Formen begründete. Mustafa I. wurde wegen seines Blödsinns abgesetzt, aber sein ebenso kriegerischer als geiziger Bruder Osman II. erbitterte die Janitscharen und ward im J. 1621 bei Kaminiec von den Polen geschlagen. Er ist der erste Sultan, der dem Interesse des Janitscharenordens sein Leben zum Opfer bringen mußte. Sein Bruder Mustafa wurde wieder hervorgeholt und im J. 1623 neuerdings abgesetzt.

Jetzt bestieg Murad IV. den Thron eines Staates, den Meutereien, Erschöpfung der Finanzen und große Verluste in Asien fast an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Seine energische Grausamkeit, verbunden mit ungeheuerer Leibeskraft und einem unwiderstehlichen Flammenblicke, verbreiteten solches Schrecken um ihn her, daß man schon seine Winke wie die Beschlüsse des Schicksals befolgte. Er konnte den Säbel Osman's wieder stählen, aber die moralische Kraft des sinkenden Reiches nicht neu beleben, und erlag schon im 31. Jahre dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke. Ein neuer Feldzug gegen Persien (1635—38) erwarb ihm das Verlorene wieder. Der 30jährige Krieg gab den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor und nach ihm Georg Ragoczy Gelegenheit, sich in Ungern zu befestigen. Der Letztere wurde von Murad bestätigt, und würde diesem gegen Österreich gute Dienste geleistet haben, wenn der persische Krieg nicht dazwischen gekommen wäre. Murads Bruder, Ibrahim I., war ein verworfener Wollüstling, ohne Talent und Thätigkeit. Der Kapudan Pascha Jusuf, ein geborener Dalmatier, eroberte unter ihm (1645) Kanea auf Kandia. Während der Minderjährigkeit Muhammeds IV. (seit 1649) stritten sich zwei Sultaninnen um den Verkauf der Ämter; in Constantinopel und den Provinzen herrschte die entsetzlichste Verwirrung; mehre Paschas empörten sich; sechs Wessire wurden abgesetzt und hingerichtet und die Janitscharen und Spahis, schon zu lange unthätig, schlugen sich um die Habe der gestürzten Minister.

In dieser schrecklichen Noth war wieder ein eiserner Mensch nöthig, der durch grausame Strenge im Innern und kriegerische Unternehmung nach Außen das Triebwerk des Staates in regelmäßigern Gang brachte, und er fand sich in der Person des Albanesers Muhammed Köprili (von 1656—61), dessen menschlicher gesinnter Sohn Achmed Köprili den Osmanischen Waffenruhm noch einmal aufglänzen ließ. Michael Apafi's von Siebenbürgen feindliche Stellung gegen Österreich, ließ den Osmanischen Feldzug (1663—64) unter glücklichen Auspicien beginnen. Die Akindschi drangen in Mähren und Schlesien ein, und schleppten 40,000 Sklaven mit fort. Aber ein französisches Heer verstärkte das kaiserliche, und Montecuculi brachte dem Großwessir (1664) bei St. Gotthard eine große Niederlage bei, die den Frieden von Baswar zur Folge hatte, der jedoch für die Türken vortheilhafter ausfiel. Am besten glückte Achmed Köprili die Eroberung Kandia's (1667—69), welche bedeutende Festung mit dem Kerne der Osmanischen Macht angegriffen werden konnte, weil jetzt das erschöpfte Venedig der einzige äußere Feind war. Dennoch kostete die Be-

Digitized by Google

lagerung den Osmanen über 100,000 Mann. Im J. 1672 entstand Krieg mit Polen und zwar wegen des Besitzes der Ukraine, weil die Kosaken sich in den Schutz des Khanes der Krim und der Pforte begeben hatten. Johann Sobiesky, schon im J. 1671 den Kosaken furchtbar, denen er ihre festesten Grenzplätze entriß, trat nun auch als Besieger der Türken auf. Anfangs eroberte das Osmanische Heer mit Hilfe der Kosaken und krimischen Tataren Kaminiec, aber Sobiesky, der einzige Feldherr seines Vaterlandes, schlug die 20mal überlegenen Feinde beim weitern Vordringen in Polen zurück. Dennoch verstand sich Polen (nicht Sobiesky) zu einem schimpflichen Frieden gegen jährlichen Tribut und Abtretung Podoliens mit der Ukraine. Der Tribut erfolgte nicht, und nun rüstete auch Rußland. In dem nächsten Feldzuge war das Glück den Osmanen viel ungünstiger. Im J. 1673 vernichtete Sobiesky ein Osmanisches Heer bei Chozin und scheuchte 1675 als nunmehriger König der Polen, ein anderes, an Zahl dem seinigen ungeheuer überlegenes, von Lemberg zurück, wodurch er Polen zum zweiten Male befreite. In seinem verschanzten Lager bei Zurawna (1676) bot er 20 Tage lang 200,000 Türken und Tataren Trotz, deren Feldherren ihm endlich mit Friedensvorschlägen entgegenkamen. Dessenungeachtet unterzeichnete er einen Frieden, der, die Aufhebung des Tributs abgerechnet, wenig vortheilhafter war, als der vorige. Um dieselbe Zeit starb der edle und geistreiche Köprili, und an seine Stelle trat der Geld- und Hautschinder Kara Mustafa. Im J. 1677 ward der Krieg an Rußland erklärt, und 1678 eroberten die Osmanen Czigrin) mit großen Opfern, und behaupteten sich nachher mit genauer Noth gegen die abgefallenen Kosaken, während Rußland mit neuen Massen drohte. 1680 erfolgte ein nachtheiliger Friede mit Rußland. 1683 bewog Emerich Tököli die Pforte zu einem neuen Feldzuge gegen den teutschen Kaiser. Kara Mustafa rückte, weisem Rathe trotzend, unter Verheerungen in Ungern und Österreich über die Raab gegen Wien, das er vom 14. Juli bis zum 3. September belagerte, binnen welcher Zeit sein 200,000 Mann starkes Heer schon um ein Fünftheil zusammengeschmolzen war. Da erschien, als die Noth der löwenmüthigen Belagerten unter Stahremberg eben aufs Höchste gestiegen war, ein Rettungsheer unter Sobiesky und Karl von Lothringen. Die Niederlage der Türken, welche schon Sobiesky's Name in Verwirrung brachte, war unglaublich groß, die Beute unermeßlich. Von jetzt an folgten im Sturmschritt Siege auf Siege, sodaß in weniger als fünf Jahren fast alle ungrische Besitzungen der Pforte entrissen waren; Venedig, das bald auch dem heiligen Bunde beitrat, eroberte unter Andern ganz Morea. Die kaiserlichen Heere drangen unter Ludwig von Baden in Slavonien und Bosnien vor, nahmen Nissa und Widdin in Servien ein, und bedrohten so das Herz des Osmanischen Staates. Sobiesky, der sich 1684 wieder nach Osten wandte, führte bis 1686 Krieg in der Moldau, konnte aber Kaminiec nicht wieder erobern, und trat im letztern Jahr in Allianz mit Rußland. Schon 1686 hatten die Janitscharen in ihrem Unwillen den Sultan Muhammed vom Throne gestoßen. Sein Nachfolger Suleiman II. knüpfte in Wien fruchtlose Friedensunterhandlungen an, weil die Ansprüche der Alliirten jetzt ganz anders lauteten als vordem. Gegen das Ende seiner Regierung (1690—91) ward Mustafa Köprili, ein Bruder des vorigen, Großwessir. Dieser unbestechlich rechtschaffene und strenge Moslim gewann die servischen Festungen wieder, fiel aber (1692) in der Schlacht bei Salankemen, in welcher Markgraf Ludwig von Baden seinen glänzenden Sieg erfocht. Im J. 1694 wurden die Tataren in Polen geschlagen. Die Regierung Mustafa II., eines verständigen und gütigen Fürsten, dem Achmed II., ein Musiker und schöner Geist, vorangegangen war, begann mit glücklichern Aussichten. Die Osmanische Flotte erkämpfte manche Vortheile gegen die Venetianer, in Siebenbürgen ward Lippa erstürmt und geschleift, und Peter der Große mußte 1695 mit empfindlichem Verluste von Asow abziehen, das er jedoch im folgenden Jahr eroberte. Alle Hoffnungen vernichtete aber mit einem Schlage Prinz Eugens Sieg bei Zenta (1697), wo ein prächtiges Osmanisches Heer, das über die Theiß setzen wollte, in zwei Stunden vernichtet oder zersprengt ward, und wie vor Wien, sein ganzes Lager mit allem Kriegsvorrath in den Händen der Kaiserlichen ließ. Das Ergebniß dieser Niederlage war der im J. 1699 unterzeichnete Friede von Karlowitsch, welcher Österreich den Besitz von Ungern und Siebenbürgen, mit Ausnahme des Banates von Temeswar, Polen, den von Podolien, Rußland, Asow mit der Ukraine und Venedig Morea zusicherte.

Während der reißende, von dem wiedererwachten Europa immer gewaltiger eingedämmte Strom Osmanischer Herrschaft allmälig in einen Sumpf sich verwandelte, (ein klarer majestätischer See konnte er nur durch radicale Umwälzung werden) ging allmälig der Geist europäischer Diplomatik und mit ihm, wie mit der Einführung der Buchdruckerkunst (1727) ein Anstrich von abendländischer Cultur zu dem Türken über. Das Verhältniß zu den Rajas (christlichen Unterthanen) wurde menschlicher, in dem Maß als der Fanatismus abnahm, und die Unentbehrlichkeit derselben zu Aufrechthaltung der politischen Existenz der Pforte fühlbarer ward. Aber jeder Versuch aufgeklärter Wessire und Sultane, in diesem oder jenem Zweige der Verfassung den alten Sauerteig von Grund aus wegzuschaffen, scheiterte an der Hartnäckigkeit der Janitscharen, und schien erst nach Vernichtung dieses Ordens möglich zu werden. Die neueste Zeit hat diese merkwürdige Katastrophe und noch manche andere wesentliche Veränderung im Staats- und Volksleben herbeigeführt; aber schon waren die Bande des Osmanischen Staatskörpers durch die demüthigendsten Kriege mit dem Auslande so locker geworden und seine Hilfsquellen so erschöpft, daß er den wiedererwachenden Geist der Unabhängigkeit bei seinen eigenen Rajas nicht mehr unterdrücken, oder die Folgen des Aufstandes der Griechen, das Losreißen einer bedeutenden Provinz, verhüten konnte. Alles dies beugte den alten, stolzen Sinn der herrschenden Nation und bewirkte eine allgemeine

Digitized by Google

moralische Lähmung, die den kräftigen Wurzeln einer Reform sehr ungünstig ist, und früher oder später, wenn nicht die Vermittelung europäischer Mächte dazwischen tritt, den Sturz der Familie Osman durch einen kecken Empörer herbeiführen muß.

Peter des Großen drohende Stellung gegen die Krim und Karls XII. Erscheinen an der Pforte bewogen Sultan Achmed III. (1702—30) sich mit dem Zaren zu messen. Die Einschließung des russischen Heeres am Pruth (1711) erwirkte einen vortheilhaften Frieden. Der Großwessir Ali von Nikäa kündigte im J. 1714 den Venetianern aus unerheblicher Ursache Krieg an und entriß ihnen Morea sammt den Inseln des Archipels. Dies veranlaßte 1716 ein Bündniß Eugens mit Venedig. Die siegreichen Schlachten bei Peterwardein (1716) und bei Belgrad (1717) veranlaßten den für Österreich rühmlichsten Frieden von Passarowitsch (1718), welcher der Pforte das Banat Belgrad, und einen Theil der Walachei und Serviens kostete. Machmud I. (1730—54) führte sehr unglückliche Kriege mit Nadir Schah (Tamasp Kuli Khan), dem glücklichen, genialen Räuber aus Khorasan; doch behielt das Reich im Frieden (1746) seine alten Grenzen gegen Persien. Die in Georgien von den Persern hart gedrängte Pforte kam (1735) auch mit Rußland in feindselige Verhältnisse, weil letzteres den Durchmarsch des Tatar-Khans durch ein Gebiet nicht zugeben wollte, auf welches beide Theile Anspruch machten. Die Russen zogen auch Österreich in ihr Interesse, verheerten unter Münch die Krim, nahmen (1736) Asow, (1737) Otschakow, und nach dem entscheidenden Siege bei Stawutschane (1739) auch die ganze Moldau; desto unglücklicher waren die Kaiserlichen, deren Feldherren diesmal mit größter Disharmonie und Planlosigkeit zu Werke gingen, und nach Wallis' Niederlage bei Krotzka erfolgte der belgrader Friede (1739), in dem die Pforte Belgrad und die österreichischen Antheile der Walachei und Serviens zurückerhielt.

Die ganze Periode von dem belgrader Frieden bis 1768 bezeichnet kein merkwürdiges Ereigniß. Nach Machmuds Tode vertändelte Osman III. (1754—57) drei Jahre auf dem Thron. Ihm folgte Mustafa III., Sohn Achmeds III., ein sehr verständiger und aufgeklärter Fürst, der in Raghib-Pascha einen würdigen Großwessir hatte. Wie unter Machmud I. durch den französischen Renegaten Bonneval, so wurde unter Mustafa durch Baron Tott ein vergeblicher Versuch gemacht, die europäische Kriegskunst einzuführen. Die steigende Größe Rußlands, des gefährlichsten Feindes der Osmanen, und der mächtige Einfluß, den dieser Staat unter Katharina II. auf seine europäischen Nachbarländer erhielt, machten der Pforte die lebhafteste Unruhe; sie suchte und fand Gelegenheit zum Friedensbruch; aber die höchst unglücklichen Ergebnisse des neuen russischen Krieges stellten die nunmehrige Ohnmacht des Osmanischen Staates in das hellste Licht. Die russischen Generale Galizin, Romanzow, Dolgorucki ꝛc. brachten den Armeen des Sultans eine Niederlage um die andere bei, und das Treffen bei Tschesme (1770) ruinirte die ganze Seemacht. Die Moldau und Walachei, Bessarabien und die Krim waren in weniger als fünf Jahren von den Russen besetzt; und um das Maß der Widerwärtigkeiten voll zu machen, empörten sich noch der Fürst Heraklius von Georgien, das Oberhaupt der Mamlucken in Ägypten und einige andere Paschas gegen die Pforte. Alle diese Schläge des Schicksals beschleunigten den Tod des körperlich schwächlichen Mustafa (1774), der seinem beschränkten und moralisch unkräftigen Bruder Abdul Hamid (1774—89) die Beendigung des schmachvollen Kampfes überließ. Ein allgemeines Aufgebot des Letztern brachte 400,000 ganz undisciplinirte Streiter, deren Feldherren ohne Erfahrung nnd Kenntniß waren, unter Waffen. Romanzow schloß den Großwessir bei Schumla ein, und erzwang (21. Jul. 1774) den Frieden von Kutschuk Kainardschi, demgemäß die Krim von der Pforte unabhängig ward, und die wichtigsten Plätze in derselben den Russen blieben. Der letzte Khan dieser Halbinsel trat sie (1782) gegen Pension an Rußland ab. Dieser Umstand sowol als die russische Besitznahme der Kuban erregten von Neuem die Erbitterung der Pforte, aber der lang verhaltene Groll brach erst im J. 1787 in einer Kriegserklärung los. Da erhob sich ganz unerwartet ein neuer Feind, Kaiser Joseph II., im Einverständniß mit Rußland. Obgleich nur theoretischer Feldherr, wollte er dennoch die Operationen seines Heeres selbst leiten. Er stellte die österreichische Armee in einer ungeheuer langen dünnen und rückhaltlosen Linie auf, die von den heranstürmenden Feinden (1788) in allen Richtungen durchbrochen ward, sodaß die Türken verheerend bis ins Banat eindrangen. Endlich stellte Laudon die Ordnung wieder her, warf die Türken und nahm ihnen (1789) Belgrad. Leopold II. fand es für gut, sein Interesse von dem Rußlands zu trennen und ließ der Pforte in dem Tractat von Sistow (1791) alle ihre Besitzungen vor dem Kriege. Ganz anders gestaltete sich der Kampf mit Rußland. Schon vor dem Tod Abdul Hamids (1789) waren Khotschin und Otschakow gefallen; der Prinz von Nassau schlug den Kapudan Pascha; Suwarow und Coburg versicherten sich durch die Schlachten bei Fokschani und Martinestje der Walachei. In dieser trüben, unheilschwangern Zeit bestieg der freisinnige, edle und wohlmeinende Selim III. (1789—1807) den Thron Osmans. Von großer physischer Kraft, aber unkriegerisch und weichlich erzogen, wie eine ganze Reihe seiner Vorgänger, konnte er an dem Kriege keinen thätigen Antheil nehmen. Die Erstürmung Ismails (1790) und die Schlacht bei Matschin (1791) eröffnete den Russen die Bulgarei; allein der durch europäische Mächte vermittelte Friede von Jassy (1792), demgemäß Katharina Otschakow und den District zwischen Bug und Dniester erhielt, schützten die bereits auf dem Spiele stehende politische Existenz der Pforte. Unterdessen wurde das Reich der Wechabiten in Arabien mächtig und bedrohte (1794) selbst Bagdad. Die kurze Zeit einer unsichern Ruhe (1794—97) benutzte Selim zu Erneuerung der Buchdruckerei in Constantinopel und zu Errichtung eines kleinen Truppencorps, der Nisam Dschedid (neuen Ord-

Digitized by Google

nung), die von französischen Offizieren eingeübt wurden. So lange dem Sultan der würdige Mufti Weli Sadeh und der kraftvolle und liberale Kapudan-Pascha Hussein, beide seine Jugendfreunde, zur Seite standen, war nicht leicht eine Reaction gegen seine Neuerungen zu befürchten. Das plötzliche Erscheinen eines französischen Heeres unter Bonaparte in Ägypten (1798) riß auch Selim wider seinen Willen in den Strudel des europäischen Krieges. Als die französische Flotte bei Abukir vernichtet war, erklärte die Pforte der Republik den Krieg, und mußte demzufolge mit England und dem verhaßten Rußland gemeinschaftliche Sache machen. Während eine russisch-türkische Flotte im Mittelmeer agirte und die ionischen Inseln den Franzosen entriß (1799), drang Bonaparte in Syrien bis Acre vor, schlug ein ungeheuer überlegenes, nach dem alten System organisirtes Heer unter dem Pascha von Syrien am Tabor, scheiterte aber in seinem Unternehmen auf Acre, bei dessen Vertheidigung die Nisam Dschedid sich zuerst auszeichneten. Im J. 1800 wurden die ionischen Inseln durch Vertrag zwischen der Pforte und Rußland eine Republik unter Osmanischem Schutz; in Ägypten behauptete sich nach Bonaparte's Abreise Kleber bis zu seiner meuchlerischen Ermordung; aber sein Nachfolger Menou ward von den verbündeten Engländern und Türken (1801) zur Capitulation genöthigt und 1802 der Friede mit Frankreich geschlossen. Jetzt erhoben sich die Empörer im Osmanischen Reiche mit erneuter Kraft; in Ägypten wurden (1803) nach dem Abzuge der Engländer die Beis der Mamluken wieder mächtig; die Wechabiten nahmen in demselben Jahre Mekka und (1804) auch Medina. Gleichzeitig empörten sich in Europa die Serwier, denen ein Hospodar verweigert ward, unter Czerny Georg. Von diesem furchtbaren Rebellen gedrängt gestattete die Pforte dem russischen Kolossen manche Freiheiten, ward aber endlich durch den französischen Gesandten Sebastiani zu Gunsten Napoleons gestimmt. Die Russen kamen einem Angriffe zuvor, setzten im Spätjahre 1806 über den Dniester, und eroberten Jassy und Bukarest, während Czerny Georg Belgrad erstürmte. Im J. 1807 kam die Pforte auch zum ersten Mal in feindliche Stellung gegen England; aber Admiral Duckworth, der bis vor Constantinopel segelte, mußte unverrichteter Sache abziehen. Ebenso wenig glückte es den Briten in Ägypten, wo der Albanese Mehmed Ali, der endliche Vertilger der Mamluken, seine künftige Unabhängigkeit vorbereitete, und der Pforte einstweilen Tribut zugestand. Dagegen hatten die russischen Waffen in Europa und Asien guten Fortgang und wirkten nun im Vereine mit denen der Serwier. In Constantinopel aber brach von dem neuen Mufti und dem Kaimakan des Großwessirs angeregt, eine Verschwörung der Jamaks und der zurückgebliebenen Janitscharen aus, die nach vielem Blutvergießen mit Selims Absetzung endete. Einer seiner beiden Neffen, der blödsinnige Mustafa, ward als der vierte dieses Namens auf den Thron befördert. Den bald nachher eintretenden Waffenstillstand mit den Russen benutzte der thätigste und tapferste Feldherr Selims, Mustafa Bairaktar, Pascha von Rustschuk, um den Sultan Selim (1808) mit gewaffneter Hand wieder auf den Thron zu setzen. Aus der gesprengten Pforte des Serai trug man ihm dessen Leichnam entgegen. Bairaktar bemeisterte sich des großherrlichen Palastes, und ließ den andern Neffen Selims, Machmud II., als Großherrn ausrufen, wurde aber noch in demselben Jahre, wegen seines ungemessenen Stolzes und seiner unbesonnenen Sucht nach Neuerungen durch einen neuen Aufruhr der Janitscharen dazu vermocht, daß er sich selbst in die Luft sprengte. Sein Fall hatte auch den des Truppencorps der regelmäßigen Seimen, die er ins Leben gerufen, zur Folge, und Machmud, dessen starke Seele unter vielen schmerzlichen Prüfungen von Seiten innerer und äußerer Feinde ihren blutigen Racheplan im Stillen nähren mußte, konnte der Welt erst nach Vernichtung der Janitscharen beweisen, daß er eines frischern Osmanischen Zeitalters würdig sei. —

Das umfassendste und gründlichste, oder vielmehr das einzige umfassende und gründliche historische Werk, welches bis jetzt über die Osmanen erschienen ist, verdanken wir Herrn von Hammer in Wien. Seine „Geschichte des Osmanischen Reiches" (seit 1827) ist das Ergebniß einer seltenen, mit seltener Kenntniß und vieljähriger Ausdauer verbundenen Benutzung handschriftlicher und gedruckter Quellen, asiatischer und europäischer. Interessante Auszüge aus solchen Quellen sind dem Werke bei schicklicher Gelegenheit einverleibt; die sehr lebendige, in Beschreibungen oft bilderreiche Schreibart verkündigt eine im Morgenlande genährte, im Abendlande geläuterte Phantasie. Für eine der wichtigsten Katastrophen in der neuesten Geschichte kann Juchereau de St. Denys Werk, betitelt: Révolutions de Constantinople, en 1807—1808, zwei Bände, mit Vortheile benutzt werden. — Das Osmanische Element in seiner Bedeutung für den Dichter hat keiner glücklicher aufgefaßt, als Heinrich Stieglitz, der uns (im dritten Theile seiner Bilder des Orients) mit einem „Heldenbuche der Osmanen" und einer Tragödie „Sultan Selim der Dritte" beschenkt hat.

(*Wilh. Schott.*)

OSMANISCHES REICH, 2) in geographisch-statistischer Beziehung. Dieses in drei Welttheilen gelegene Reich, gewöhnlich die europäische und asiatische Türkei (das osmanische Europa und osmanische Asien) genannt, zu der Ägypten, die Raubstaaten Tunis und Tripolis und die Inseln kommen, zerfällt schon, wenn wir die Inseln vom Festland ausscheiden, durch seine natürlichen Grenzen in vier abgesonderte Theile, von denen mehre Provinzen in den neuesten Zeiten ihre ganz eigenthümliche, mehr unabhängige Stellung zur Osmanischen oder Ottomanischen Pforte, über welchen Ausdruck später gesprochen werden wird, angenommen haben.

Größe und Grenzen. Das Osmanische Reich liegt in seiner größten Ausdehnung zwischen 24° (Ägypten bis zu den Katarrakten gerechnet) und 48° 18′ nördl. Br., indem wir hier den nördlichsten Punkt der Moldau festhalten, und zwischen 33½ bis 66° 20′ östl. Länge. Seine europäischen Grenzen im Norden sind

Digitized by Google

das österreichische und russische Gebiet, von denen ersteres von Westen nach Osten in einer Länge von 170 Meilen vermittels Kroatien, Slavonien, Sirmien, Ungern, das Banat, Siebenbürgen und die Bukowina an die europäische Türkei stößt, während Kroatien zugleich den Anfang der westlichen Grenze bildet, die Dalmatien, das adriatische und das ionische Meer fortführt. Beim Eintritte der südlichen Grenze ist an die Stelle des mittelländischen Meeres der griechische Staat getreten, der sich vortheilhaft mit der Türkei in Livadien theilt, oder es ihr vielmehr völlig entzogen hat. Hierauf nimmt dem Archipel oder ägäischen Meere die Abgrenzung das mittelländische ab, dergestalt daß beide zugleich alle dem türkischen Scepter unterthänige Inseln in sich schließen. Das Mittelmeer umströmt demnach ganz Vorderasien, das Paschalik Haleb, Terablus oder Phönikien, Akka, Nablus und Ghaza, wendet sich mit dem peträischen Arabien wieder westlich, umströmt das Delta Ägyptens und mit Unterbrechung Tunis und Tripolis, als sogenanntes türkisches Gebiet. — Mit Unterbrechung sage ich, da die in der Wüste von Barka lebenden arabischen Stämme frei und unabhängig unter ihren Scheichs hausen, und nur wenige den Paschen von Ägypten und Tripolis Tribut zahlen. Unter den Staaten der Berberei ist noch der von Tripolis in scheinbar größerer Abhängigkeit von der Pforte als Tunis, das zu seiner westlichen Grenze das Cap Roux am Mittelmeere hat. Von da zieht sich neben dem algierischen Gebiete die Grenze südlich bis zum 32° Breite, wo das Dattelland (Biladuldscherid بلاد الجريد) beginnt, in welches sich Marokko, Algier und Tunis zugleich theilen, ohne daß die dortigen nomadisirenden Araber und Berbern, mit Ausnahme der östlichen an Marokko grenzenden Gegenden, irgend eine feste Abhängigkeit anerkennen. An dieses stößt in Süden und Osten das Gebiet von Tripolis mit der Oase Fussan im Süden, deren Sultan an Tripolis Tribut zahlt, worauf die Wüste von Barka, welche bis zum 42° östl. Länge dem Pascha von Tripolis und dann in ihrer östlichen Richtung dem von Ägypten angehört, ihren Anfang nimmt und im Süden vom Tibesti-Gebirge (das Berdoa des Leo) das in die libysche Wüste ausläuft, begrenzt, stößt sie im Osten an das Gebiet von Ägypten und hat im Süden keine bestimmte Grenze, ebenso wenig als Ägypten selbst im Westen, während wir seinen südlichen Punkt durch die erste Katarrhakte unterm 24° bestimmt haben. Hierauf zieht sich die Grenze in nördlicher Biegung bis zum rothen Meere, das Arabien bis auf die 15 Meilen breite Landenge von Suez von Afrika scheidet. An der nördlichsten Küste dieses Meeres gilt zwar der Pascha von Ägypten als Scherif von Mekka heute für den mächtigsten Fürsten, allein eigentliche Herrschaft über Ländereien, mit Ausschluß einiger Städte an der Küste, stehen weder ihm noch dem Sultan zu, dessen Oberherrlichkeit in dieser Gegend sich nur in Haltung von Garnisonen und in dem Rechte, die Pilgerkaravane nach Mekka zu geleiten, sich kund thut. Von diesen unzuverlässigen Gerechtsamen sehen wir hier ab, und leisten bei Eingrenzung Osmanischer Schutzherrschaft auf sie Verzicht. Diese nämlich zieht sich nur längs der Küste des mittelländischen Meeres etwas landeinwärts auf der Landenge von Suez östlich fort, und tritt dann völlig zwischen dem alten Palästina und dem peträischen Arabien ein. Das Paschalik von Damaskus wird östlich durch die arabische und in seiner größern nördlichern Ausdehnung zugleich mit dem von Hama, durch die syrische Wüste begrenzt. Dasselbe ist mit Haleb, und nordwestlich, indem jene Wüste einen großen Einbug nach Norden bildet, mit Rakka und dem Paschalik von Bagdad und Basra in Westen der Fall. Mit der Mündung des Euphrat und Tigris ist zugleich der östliche Punkt des Osmanischen Asiens erreicht, das von nun an von Persien und Kaukasien im Osten und in seiner ganzen nördlichen Breite vom schwarzen Meer umzogen wird. Dasselbe bildet, wie wir bereits sahen, bis herauf zum Delta der Donau die östliche Scheidewand des Osmanischen Europa's, und so sind wir denn, nachdem wir die Runde in drei Welttheilen gemacht, an demselben Orte wieder angekommen, von dem wir ausgegangen waren. Allein trotz des weiten Marsches haben wir eigentlich doch nur erst mehr die politischen Grenzen der Osmanischen Monarchie im Allgemeinen kennen gelernt, und es gilt jetzt, sie physisch genauer zu bestimmen. Wir folgen derselben Spur, die wir vorher betraten und eben erst verlassen haben. —

Unter den europäischen Eingrenzungen sind unstreitig die gegen Rußland, nur von der Donau von ihrem Einfluß in das schwarze Meer an bis Galacz und dem Pruth längs der Ost- und Nordgrenze der Moldau gebildet, die zugänglichsten, und überdies wegen schwacher Vertheidigungswerke, durch welche die Kunst der Natur hat zu Hilfe kommen wollen, militairisch so unbedeutend zu achten, daß noch die neuesten Zeiten die Osmanen über ihre Blöße in dieser Richtung sattsam belehren mußten. Von Natur unvergleichbar fester scheiden die gewaltigen Gebirgskämme der Karpaten zunächst vorzüglich im Westen den nordöstlichen Abhang entlang die Moldau und ebenso die Walachei, nach der ganzen nördlichen Seite gegen Österreich zu, von der Bukowina, Siebenbürgen, und das Banat, worauf von Orsova an bis Belgrad oder der Savemündung die Donau in einer Länge von 25 Meilen als die Grenzscheide zwischen Servien und dem Banat eintritt. Von Belgrad an schneidet die Sau den westlichen Theil Serviens, Bosniens und Türkisch-Kroatiens von Sirmien, Slavonien und Österreich-Kroatien ab, während ein Nebenfluß dieses Stromes, die Unna, die nordwestliche Wendung der Grenze um Kroatien fortführt. Von nun an wälzen sich westlich in einem Abhange von Süden nach Norden die sogenannten dinarischen Alpen, auch das Wellebit und Vistrogo-Gebirge geheißen, parallel mit dem adriatischen Meere zwischen dem österreichischen Dalmatien und türkischen Kroatien und Dalmatien fast bis zum Meerbusen des Drino herab, worauf das adriatische und ionische Meer die Grenze fast bis zur Mündung des Aspropotamos (oder Aspre und Aspri, bei den Alten Achelous in Livadien

Digitized by Google

bildet, die sich nun quer durch zwischen Thessalien und Livadien, wo neben andern Bergkämmen das Kumayta-Gebirge sich erhebt und bis zum Meerbusen von Isdin oder Zeitun sich hinzieht. Von nun an tritt der Archipel oder das ägäische Meer in seinem ganzen übrigen Umfang an der europäischen und asiatischen Küste der Türkei als die geschlossenste Grenze ein und übergibt erst unterhalb Rhodus dem Mittelmeere seine Rechte, das an der südlichen Küste Kleinasiens herumläuft, sich westlich an Syriens, Phönikiens und Palästina's Ufer herunterzieht und den dritten Welttheil, Afrika, in seiner ganzen Ausdehnung nach Westen begrüßt, bis zu der Grenze zwischen Tunis und Algier, die zum großen Theile durch eine östliche Fortsetzung des Atlas und die Steppen des Dattellandes gebildet wird. Letztere umfassen zugleich Tunis südlich. Die Wüste Sudah begrenzt Tripolis südlich und Fessan westlich, während die südliche Grenze der letztern Oase das Eyre-Gebirge ist, das sich an das Tibesti-Gebirge anreiht und in die libysche Wüste ausläuft, die überdies die westliche Grenze von Ägypten in seiner ganzen Länge abgibt. Diese biegt sich, unterstützt durch das libysche Gebirge in Süden, vermittels Granitmassen um das alte Fabelland beim ersten Wasserfalle herum, und Hügelreihen ziehen sich bis zum rothen Meere fort, das Ägypten bis zur Landenge von Suez einschließt. Die Wüste des peträischen Arabiens begrenzt hierauf im Süden die Herrschaft der Osmanen so, daß das Ejalet Damaskus und Haleb im Westen und Süden, Rakka im Süden und Südwesten, und ebenso das Paschalik Bagdad, zu dem im weitern Sinn auch das Ejalet Basra gehört, im Südwesten von Arabistan, oder vielmehr der nördlichen Fortsetzung der arabischen, d. i. syrischen, Wüste, und von Arabistan im Süden abgeschnitten ist. Der persische Meerbusen in seiner nördlichsten Breite tritt von nun an als Wasserscheide ein, worauf die östliche Grenze von Basra und Bagdad mit Khusistan, Kurdistan, Adherbeidschan, Aran, Gruslen und Gurien geschlossen wird. Vom persischen Meerbusen aus bildet zuerst der Schatt kurz vor seiner Mündung die Grenze die mit ihm parallel sich bis zum Hamrun-Gebirge fortzieht, das Kuristan von Bagdad scheidet. Dasselbe verläßt unterm 33° Breite die Grenze und geht in das Innere des obengenannten Paschaliks hinein, während diese sich nordöstlich umbiegt und bis zum Zagras-Gebirge fortläuft, das von nun an Kurdistan von Bagdad und Scherfor scheidet und mit den kaukasischen Gebirgsmassen zusammenhängt, die ganz Kurdistan und Wan begrenzen, den Ararat aufnehmen und so auch Kars und Georgien (Dschildir) von der russischen Provinz Imeritien bis zum schwarzen Meer abschneiden, das von nun an das Osmanische Asien im Norden und das europäische bis zur Mündung der Donau einschließt.

So hätten wir allerdings eine physische Grenze gezogen, innerhalb deren die Osmanische Pforte die Oberherrlichkeit zu behaupten vorgibt. Diese scheinbare Annahme, die noch jährlich in der Amtsverleihungsliste diplomatisch wenigstens aufrecht erhalten wird, bedingt aber keineswegs die Foderung an uns, ihr durch die gegenwärtige Darstellung Wirklichkeit zu verleihen. Von einem Osmanischen Afrika kann nicht die Rede sein, da die Abhängigkeit von Ägypten, Tunis und Tripolis keine factische, sondern fast nur noch eine eingebildete zu nennen ist. Überdies sind und werden die drei bezeichneten Staaten in besondern Artikeln an ihrer Stelle behandelt, sodaß sie in der Fortsetzung unserer Darstellung ferner nicht mehr in Betracht kommen werden. — Oben wurden sie berührt, um eben der Amtsverleihungsliste einigermaßen ihr Recht angedeihen zu lassen, doch bereits auch da hinsichtlich Abyssiniens, Dschidda's und der Oberherrlichkeit von Mekka, die im Scheicholharem repräsentirt wird, beschränkt. Längst wählte schon die Pforte weder den Bey von Tunis noch den Pascha von Tripolis, und in Ägypten wird sich der Sultan ebenfalls zu einem abgenöthigten Ja verstehen müssen. Die Bestallung in diesen drei Regentschaften geht zwar von Constantinopel aus, allein der Erbe des Thrones sitzt schon allemal so fest, daß er die Geschenke und Gesandten, die er dem Sultan schickt, blos als eine freiwillige Förmlichkeit betrachtet, um Kaftan und Ferman zu erhalten, und nicht augenblicklich in Krieg verwickelt zu werden. Also haben diese Länder sogar aufgehört, Schutzländer der Pforte zu sein, wie es die Moldau und Walachei sind, die aber ebenfalls ihre eigene Verfassung und ihre eigenen Fürsten (Hospodare) haben, welche unter russisch-türkischer Oberhoheit seit 1829 von den Bojaren gewählt und in Constantinopel vom Sultan mit ihrem Fürstenthume belehnt werden. Wir schließen auch diese Länder als selbständige Wahlreiche aus, und überlassen sie ihrer besondern Darstellung unter den betreffenden Artikeln, um so mehr, als dadurch in vorliegender Skizzirung um so freier von dem eigentlichen, dem Sultan ohne alle Beschränkung unterworfenen Osmanenreiche die Rede sein kann. Dazu kommt, daß beide Fürstenthümer selbst in der neuesten Verleihungsliste nicht aufgeführt sind, und mithin der Übersicht ein Umfang ertheilt werden würde, auf den die Pforte selbst Verzicht leistet. Dennoch umschloß auch sie die obige ganz einfache Grenzmark, und auch später werden sie zur Bestimmung des Bergsystems in der europäischen Osmanischen Halbinsel und ihres Flußgebietes hinsichtlich ihrer Configuration genauer bezeichnet werden. Alle diese Bemerkungen dienen nur dazu, das allmälige Sinken der Osmanischen Macht immer mehr zu veranschaulichen und einen Anhaltspunkt zu gewinnen, an den sich ein sicherer Leitfaden für das Folgende anknüpft.

Den Flächeninhalt des europäischen und asiatischen Osmanenreiches zu schätzen bleibt eine höchst mißliche Unternehmung, selbst wenn man sich auch nur mit annähernden Bestimmungen begnügen will. Eine ungefähre Berechnung würde, nach Ausschluß der Moldau und Walachei und des neuentstandenen griechischen Staates, aber mit Einschluß der türkisch gebliebenen Inseln, für die europäische Halbinsel folgendes Resultat geben, wobei der Maßstab der bessern Karten und einheimische und fremde Quellen zum Grunde liegen:

Digitized by Google

Das feste Land	5620	Quadr.-Meilen	
Die Inseln Taso	4	"	"
Samotraki	1½	"	"
Imbro	4	"	"
Limije	7½	"	"
Kirid (Kandia)	190	"	"
	5827	Quadr.-Meilen.	

Für die asiatischen Provinzen nach den obenangegebenen Grenzbestimmungen bin ich ziemlich auf dasselbe Ergebniß, nur wenige Meilen abgerechnet, gekommen, welches Hassel aufgestellt hat, wiewol auf anderm Wege, nämlich

das Festland	20,467	Quadr.-Meilen	
die Inseln	518	"	"
	20,985	Quadr.-Meilen.	

Bei Hassel trifft aber weder die Berechnung beider hingestellten Summen, noch bei Angabe der Provinzen die Größenzahlen zu einer Generalsumme gerechnet. Wir können demnach sagen, daß

das Osmanische Europa	5,827	Quadr.-Meilen	
das Osmanische Asien	20,985	"	"
	zusammen 26,812	Quadr.-Meilen	

beträgt, eine Angabe, der zufolge, wenn sie trifft, alle andere Berechnungen herabgestimmt werden müssen. Man hat bei der Zählung nicht immer streng die Grenzen festgehalten und einzelne Karten haben zu sehr fehlgegriffen, als daß sie in dieser Beziehung Glauben verlangen könnten.

Oberfläche des Osmanischen Europa. Der erste Blick auf die Karte lehrt, daß das ganze seinen westlichen, nördlichen und östlichen Grenzen nach beschriebene Land eine Halbinsel bildet. Unstreitig hingen einst das asiatische und europäische Festland zusammen, daher auch gegen Süden die große Anzahl von Meerbusen, Halbinseln, Inseln und Landspitzen. Geben wir zuerst am östlichen Ufer längs dem schwarzen Meere hinunter, so ist von der Mündung der Donau an die Küste anfangs eben, ohne jede bedeutende Bucht und Unterbrechung der Gleichförmigkeit, die Mündungen der Donau (Suline Boghasi, Kedrille Boghasi oder Hagios Georgios u. a.) ausgenommen, die ein wahres Delta bilden, aber auch aus Mangel an Kanälen einer Menge Sümpfen Nahrung geben. Selbst durch den See Ramsin oder Rasein wird zwar der sumpfige Boden begrenzt, doch auch jetzt noch läuft das flache Ufer fort, durch wenig hervorspringende Vorgebirge oder tief ins Land einschneidende Buchten unterbrochen. Nur erst vom 44° an wird das Ufer steiler, und das Cap Kalakria oder die Landspitze Gulgrad bildet eine bedeutendere Abstufung, die Küste tritt mehr zurück, die Vorgebirge und Unebenen häufen sich, und jede fortlaufende Gleichförmigkeit verschwindet. Varna, innerhalb eines kleinen Busens, von zwei Vorgebirgen umschlossen, das Cap Emineh, die Städte Missivria (Mesembria) und Ahjoli auf hervorspringenden Landspitzen und der Meerbusen von Burgas schneiden das grade Ufer von Neuem ab, das nun immer steiler und felsiger, mit fortlaufenden, bald hervortretenden, bald zurückweichenden Einbiegungen sich bis über Midia hinabzieht und dann vor dem Kanale von Constantinopel (Bosporus) zwar steil, doch gleichförmiger endet. Letzterer ist zwar nicht weniger felsig, desto flacher aber ist die Küste des Mare di Marmora, die nur erst in der Nähe der Straße der Dardanellen (Hellespont) wieder felsiger wird. Diese bekanntlich vom asiatischen Ufer und der Halbinsel Galipoli zusammengedrängt endigt nur erst mit der Spitze der letztern, die an der andern Seite durch den Busen von Saros begrenzt wird. Von diesem bis zu dem Busen von Orean oder Contessa ist das Ufer abermals felsenloser und mithin flacher, dagegen hat es bedeutende Vorsprünge, und unter den Busen sind die von Enos, Lagos und Kavala groß und wichtig genug, um hier erwähnt zu werden. Der Busen von Contessa und Salonik schließt von Neuem eine nicht unbedeutende Halbinsel ein, aus der drei schmale Landzungen in fast gleicher Entfernung von einander weit in das Meer hinauslaufen, und zwei beträchtliche Busen bilden, von denen der östliche Indschir Corfusi und der westliche Cassandra heißt. Der Meerbusen von Salonik, in dessen nördlichste Spitze der große und vortheilhaft gelegene Hafen der bedeutenden Stadt gleiches Namens sich befindet, hat südlicher nur noch die Busen von Volo und Zeitun, die hier in Betracht kommen können, während alsdann die obenangedeutete Grenze Griechenland und die Türkei scheidet, und die Küste sich westwärts wendet. Auch hier sind die gebirgigen Bestandtheile die vorherrschenden, die nur in wenig flachen Abdachungen sich verlieren, dagegen an mehren Punkten ziemlich jäh ins Meer hinauslaufen und Landzungen und Vorgebirge bilden, unter denen das von Redano, Pali und Linguetta oder Karaburnu, mit welchem letztern das adriatische Meer seinen Anfang nimmt, die ausgezeichnetsten sind. Auch sind hier nur folgende drei Meerbusen, der des Drino, von Arta und Valona, alle auf albanischem Gebiete befindlich, besonders hervorzuheben.

Um die Beschaffenheit der Oberfläche der nördlichen Grenze kennen zu lernen, müssen wir vor allen die mächtigen Gebirgszüge genauer beobachten, die theils die ganze europäische Türkei beherrschen und in den verschiedensten Richtungen durchschneiden, theils in Verbindung mit der Donau, den Scheidepunkt zwischen ihr und österreichischem Grund und Boden abgeben. Ein Gebirgsstock zieht sich fast mitten durch die europäische Türkei hindurch und theilt dieselbe gleichsam in zwei Hälften. Bosnien, Servien, Bulgarien, die Walachei und Moldau bleiben in größerer Ausdehnung im Norden, während auf der Südseite die Küstenländer Albanien, Thessalien, Makedonien und Rumili sich hinziehen. Es beginnt der gebirgige Theil im Süden Kroatiens als die Fortsetzung der aus Teutschland sich hinüberziehenden julischen und dinarischen, oder als letzter Zweig der eigentlichen Alpen, die aber, da sie in verschiedenen Ästen hineinstreichen, verschiedene Namen führen und hier im Süden als das Wellebit- und Vistrogo-Gebirge bekannt sind. Von Zeng an, wo sich der Felsen Kleck erhebt, läuft es unabsehbar

Digitized by Google

mit nackten und unfruchtbaren Spitzen bedeckt längs und parallel der dalmatischen Küste hinunter und bildet so, obwol schwerlich eine der Kuppen die Höhe von 7000 Fuß erreichen mag, einen unerschütterlichen Damm gegen das adriatische Meer, dem es sich in seinem Hauptzuge gegen zehn Meilen nähert. Längs der Grenze Dalmatiens erhält es verschiedene Namen, besteht aber fast nur aus kahlem Kalkstein, obwol da und dort mit dichtem Walde bedeckt. In Albanien und an dessen Grenze nimmt jene Alpen das Perserin-Gebirge auf und führt sie bis zu dem Gebirgsstocke fort, an den sich die Grenzen fast sämmtlicher europäisch-osmanischer Provinzen, selbst das Gebiet des Archipelagus nicht ausgenommen, anlehnen. Von diesem Gewirre von Bergen, zwischen Servien, Albanien und Makedonien nächst dem Donaugebiet und den südlichen Küstenländern, erhebt sich nach Osten hin zwischen Makedonien und Servien mit Bulgarien das Schartaghgebirge (Tagh طاغ heißt Berg, Gebirge) von mehren Geographen auch Karatagh (das schwarze Gebirge) und das makedonische Gebirge genannt. Der höchste Gipfel desselben und der ganzen europäischen Türkei ist bekanntlich der Orbelus im Mittelpunkte, der gegen 9000 Fuß über dem Meere hervorragt, und Egris oder Egrisu, der als Kostendil- und Dupindscha-Gebirge fortstreicht, bis dieses als Balkan (بلقان, eigentlich hohes Gebirge, oder wie Walsh will, défilé difficile, im Alterthume Hämus) nordöstlich, und als Despoto-Gebirge (Rhodope) in zwei gewaltige Arme ausläuft, und Thrakien recht eigentlich in seine Mitte nimmt. Der Balkan bildet zugleich den Hauptarm, der die Halbinsel in zwei Theile theilt, zieht fortwährend östlich hin, sendet aber, ehe er dem schwarzen Meere sich naht, eine Menge Äste nord- und südwärts und läuft endlich in dem Bujuk Balkan, Emineh Tagh und Kutschuk Balkan in mehren Vorgebirgen in obiges Meer aus. In neuern Zeiten hat der Übergang der Russen unter Diebitsch Sabalkansky im J. 1829 jenes Gebirge auch uns in lebhafte Erinnerung gebracht, und obwol es in dieser Gegend als der eigentliche Balkan sich nicht über 3 bis 4000 Fuß erhebt, so machen doch die zerrissenen Felspartien, die unaufhörlichen bodenlos scheinenden Schluchten und fast senkrecht abfallenden Riffe ihren Zugang höchst gefährlich und beschwerlich. Die ungeheuere Kette erscheint vom Norden her wie eine Mauer, die Himmel und Erde verbindet, und die Alten hegten eine so furchtbare Idee von der Höhe derselben, daß Pomponius Mela meint, man erblicke von ihrem Gipfel zugleich den Pontus Euxinus und das adriatische Meer. Plinius läßt seine Leser in nicht weniger Erstaunen durch seinen Bericht, und obwol auch wir noch sehr geringe Kenntniß von den einzelnen Bergreihen, dem hohen und niedern Balkan, den Schluchten und Abhängen, ihrer Höhe, Tiefe und Weite, ihrer innern Beschaffenheit und ihren Bestandtheilen haben, so wissen wir doch soviel, daß über sie eine völlige Täuschung nicht stattfinden kann. An vielen Stellen laufen parallele Ketten neben einander, welche die fruchtbarsten Thäler von einer bisweilen aber mehr als zwölf Meilen betragenden Länge mit einer Breite von drei bis vier Meilen, mit Dörfern, Heerden, Kornfeldern, Weingärten und Fruchtbäumen bedeckt, einschließen. Die Witterung ist allerdings sehr zur Feuchtigkeit geneigt, wenn der Wind von Süden kommt, und das mit Wald bedeckte höchst romantische Gebirge oft in nassen Nebel gehüllt. Auch hierdurch wird sein Zugang beschwerlicher, da die an und für sich unwegsame Gegend bei dem gänzlichen Mangel künstlicher Straßen noch unwegsamer wird. Fuhrwerk, zumal schweres, findet fast gar keinen Übergang, und wenn für Erleichterung in jedem andern Lande bereits längst gesorgt wäre, so mögen doch auch die Türken aus politischen Gründen den Zugang vom Norden her nicht eben noch gebahnter machen, als er an einigen Stellen so schon durch öftere Benutzung geworden ist. Der Paß, den Diebitsch wählte, über den Zweig Eminehtagh, gewöhnlich Sulu Derbend, der Engpaß (denn بربند bedeutet den Engpaß) von Sulu, genannt, war auch sonst immer von den von Norden her einbrechenden Völkern benutzt worden. Der andere Hauptarm des Gebirgsknotens, das Despoto-Gebirge, welches, wie oben bemerkt ward, Thrakien von der Südseite einfaßt, scheidet zugleich dieses von den Uferländern des Archipelagus, und läuft südöstlich dem ägäischen Meere zu, in dessen Nähe es sich immer mehr verflacht, während das Steardschea-Gebirge in Südost in der Nähe von Islemje oder Sliwno sich vom Balkan trennt, bei Wisa und Burgas in zwei Arme zerfällt, wovon der östliche sich bis hinter Constantinopel hinabzieht, der südwestliche aber unter dem Namen Tekiri-Gebirge theils südlich den Meerbusen von Enos umschließt, theils die Landzunge von Galipoli mitten hinabläuft und an deren Spitze sich ins Meer versenkt. Auch das makedonische Gebirge verzweigt sich in mehre Kämme, welche die drei Landzungen zwischen den Busen von Contessa und Salonik als ebenso viel Wälle gegen das Meer schützen, bis sie selbst als Vorgebirge, unter ihnen das östliche mit seinem fast 6000 Fuß hohen Ajoforos oder Monte Santo (Athos), in dasselbe sich verlieren. Um endlich noch die Grenzen gegen Österreich hin anzudeuten, erwähnen wir das karpatische Gebirge, das gleich dem Balkan wild und rauh und gewaltig durch Schluchten zerrissen, die Walachei und zum Theile die Moldau von Siebenbürgen und dem Banat trennt. Eigentlich ist jenes nur ein Zweiggebirge der Karpaten, das aber dennoch viele Strahlen in das Land hineinsendet. Hoch sind sie vorzüglich auf der Grenze von Siebenbürgen, ohne jedoch den schauervollen Eindruck durch ihre Gruppirung und wilde Beschaffenheit zu erregen, den sie an andern Punkten, z. B. in der Moldau, hervorbringen. Ihr höchster Gipfel, der Butschetsch, im Bezirke Braowa, steigt über 6000 Fuß über die Meeresfläche und andere Spitzen über 5000 und darunter. Grotesker und drohender stehen dagegen schon die steilen Felsenwände an der ungrischen Grenze da und würden, hätten wir sie näher und wären ihre Bewohner wirthlicher, nicht weniger die das Wild-Romantische liebenden

Digitized by Google

Reisenden auf ihre Höhen und in ihre Tiefen locken, als irgend die Tyroler- und Schweizergebirge. Fünf Pässe der Bozauer, im Bezirke Skajándi, Tömöscher im Bezirke Braowa, nur für Saumrosse gangbar, Törtzbutger, zwei Meilen von Kimpulung, auch für Fuhrwerke benutzt, Vulkaner im Bezirke Gorsy oder Oberschiul, und der Rothenthurmpaß, im Bezirk Ardsisch, machen von Siebenbürgen aus die Walachei mehr oder weniger zugänglich. Dagegen eröffnen breitere und engere Wege die Verbindung mit der Moldau, obwol die Karpaten hier bei weitem wilder und felsiger sind. Neben den höchsten Felsenwänden finden sich auch wieder steile und enge Abgründe und mit dichtem Walde besetzte Thäler. Im Ganzen sind hier nur wenige landeinwärts laufende Äste von Bedeutung, während auch diese mit den übrigen nach dem Sineth und Pruth hin sich immer mehr verflachen und endlich in Hügel ausgehen, die theils mit Holz, theils mit Weinreben bepflanzt sind. Bei Piatra (Ketra), im Bezirke Nemza, befindet sich der höchste Berg der Moldau, Tschaslov. Die Grenzberge an der Moldau, Walachei und Siebenbürgen bestehen aus Schiefer.

Die europäische Türkei ist gebirgig, heißt mithin nicht weniger, als es gibt keine Provinz, ja kein Sandschak, in dem sich nicht Gebirgsmassen erhöben. Selbst die Äste der dinarischen Alpen in Bosnien auf der südlichen Grenze steigen zu mehr als 6000 Fuß Höhe über die Meeresfläche, unten und oben häufig kahl und in letzterer Region felsig und nur in der Mitte mit Laub und Nadelholz und Weideplätzen bedeckt. Von diesem Stamme laufen auch hier wieder eine Menge Zweige aus, die durch ihre Richtung die Flußgebiete bestimmen, und in ihren verschiedenen Abtheilungen und Kuppen auch verschiedene Namen erhalten. Nicht anders verhält es sich mit den Provinzen Makedonien und Thessalien, welche letztere vorzüglich das hellenische Gebirge mit allen seinen alten Erinnerungen durchzieht und von erster Provinz scheidet. Im Norden erhebt sich der Olympus, heutzutage Lacha geheißen, mit seiner 6120 Fuß hohen Spitze, und sendet einen Seitenast nach dem Busen von Golo, der unterwegs den Ossa, jetzt Kissavos, und den Pelias, jetzt Petras, zum Himmel emporträgt. In Westen thürmt sich der alte Pindus, jetzt Mezzovo- und Agrafagebirge, mit seinen verschiedenen Zweigen, wovon der östlich laufende das Thal Thessaliens völlig einschließt. Nur landeinwärts finden sich in allen Provinzen die fruchtbarsten Ebenen und im Norden vorzüglich rechts und links der Donau.

Daß es in einer von so vielen Gebirgskämmen durchschnittenen Halbinsel an Flußgebieten nicht fehlen kann, leuchtet von selbst ein, und dessenungeachtet bildet, auf das Ganze gesehen, doch nur die Donau ein eigentliches Stromgebiet im Großen. Sie ist der mächtigste Strom der europäischen Türkei und berührt die Grenzen derselben zuerst bei Belgrad, wo die Save in sie ausmündet. Hierauf scheidet sie das Banat von Servien, windet sich in der letzten Hälfte ihres Laufes mühsam und eingeengt 25 Meilen zwischen den Karpaten im Osten und den türkischen Gebirgen hindurch, und tritt erst bei Neu-Orsova durch das Felsenthor Demirkapi gänzlich in die Türkei ein. Von nun an bildet sie die Grenze zwischen der Walachei und Bulgarien, fließt oft breiter als eine Meile, fällt in vielfache Arme, die sich immer wieder vereinigen, ab, und schafft so eine Menge Inseln, zum Theil von bedeutendem Umfange, wird alsdann von einem Arme des Balkan, der sich längs des schwarzen Meeres hinzieht, genöthigt, sich nach Norden zu wenden und strömt so zwölf Meilen vor ihrer Mündung, unter Bildung eines Delta, mehrarmig in den Pontus Euxinus aus. Unter diesen Mündungen (Bogasi بوغاز) bildet der Kedrille Bogasi oder Ἅγιος Γεώργιος die Grenze von Rußland, und das Wasser läuft hier mit einer Schnelligkeit von 18,000 Fuß in einer Stunde. Unterwegs nimmt die Donau von Norden her als größere Ströme auf a) oberhalb Rahova den Schiul, der seinen Ursprung in den Karpaten in Siebenbürgen hat, bei dem Vulkanenpaß in die Walachei einfällt und quer durch dieselbe strömt; b) die Aluta oder den Altfluß, der in Südosten von Siebenbürgen entspringt, sich durch das südliche Gebirge dicht neben dem Rothenthurm in einem fünf Meilen langen felsigen Bette durchwindet, die Walachei durchschneidet, unterwegs die Dopolesja, Amara, Tesseni, Wultscha und andere Flüsse verschlingt und zwischen Izlas und Turna am linken und Nikopoli am rechten Ufer der Donau, mehrarmig in letztere ausmündet; c) den Ardsisch, der die aus demselben Gebirge herabkommende Dümbowitza, an welcher Bukarest liegt, aufnimmt, während er selbst mehr nordwestlich herkommt und südöstlich bei Turbukai, unterhalb der von Rusdschuk und Giurgewo beginnenden flachen Donauinseln, mitten durch Sumpfgebiet, sich mit der Donau vereinigt; d) die Jalomitza, die eine Menge kleiner Ströme aufnimmt und unterhalb Hirsova der Donau zueilt; e) den Sereth, der die Moldau mitten durchschneidet, nachdem er der Bukowina, seinem Geburtsland, enteilt ist, unterwegs die Suczava, Moldova, Bistritza, Totrusch, Milkov, Putna, aus welchen beiden letztern der kleine Sireth entsteht, aufnimmt, in bedeutender Breite zuletzt eine Strecke die Moldau und Walachei begrenzt, und oberhalb Galacz seine Endschaft erreicht; und endlich f) den Pruth, der die Grenze zwischen der Moldau und dem russischen Gebiet abgibt, meistentheils nur kleine Flüsse aufnimmt, aber schon von der Mündung der Baglui, die von Jassy kommt, die größten Schiffe trägt, und unterhalb Galacz sich mit der Donau vereinigt. Unter den südlichen Nebenflüssen der Donau bemerken wir zuerst g) die Sau oder Save, welche die in Kroatien entspringende Unna oberhalb Gradiska, den Verbas unterhalb derselben Stadt, den in Bosnien entspringenden und dasselbe durchschneidenden Bosna-Fluß und endlich den Drin aufnimmt; h) die Morava, die Servien in zwei Armen durchströmt, viele Bäche aufnimmt und unterhalb Belgrad einfällt; i) Iskr (Oscus) der in einem engen Thale bei Samakov entspringt, Bulgarien durchschneidet, und mitten zwischen Rahova und Izlas seiner Mündung zueilt;

Digitized by Google

k) der Vid (Ullus), der von demſelben Gebirge hinab denſelben Weg nimmt, und gegenüber der Uluta und der Stadt Izlas die Donau erreicht; l) den Jantra, der einen großen Theil der Heerſtraße von Kaſanlik nach Rusdſchuk begleitet und unterhalb Siſtow einfällt, der Kara Lom, Taban u. a., die ſämmtlich, wie die nördlichen in den Karpaten, ſo dieſe in dem Balkan ihre Quellen finden. Außerdem entſendet aber der Balkan auch ſüdlich ſeine Ströme, und unter ihnen in Oſten als den bedeutendſten die Mariza. Sie kommt vom Rilo-Gebirge, läuft bei Tatar Bazar, Philippopel (Filibe), Adrianopel (Edrene), Dimotika, Ipſala vorüber, und ergießt ſich, nachdem ſie ſich bei Adrianopel, wo ſie ſchiffbar wird, ganz ſüdlich wendet, mit einem Arm in den Meerbuſen von Enos ſelbſt, mit dem andern wenig weſtlicher von demſelben in das ägäiſche Meer. Unterwegs nimmt ſie eine Menge andere Flüſſe auf, unter ihnen die Niſſava, Tundſcha vom Balkan her, und Arda (Hardeme, Harpeſſus) vom Despoto-Gebirge (über beide Ströme führen zu Adrianopel 13 Brücken), als die erwähnenswertheſten. Den Karaſu (Neſtus), der ebenfalls vom Rilo-Gebirge herabſtrömt, verſchlingt die Mariza keineswegs, wie dieſer und jener Geograph glauben machen könnte; dieſer fließt vielmehr Thaſos gegenüber zu beiden Seiten des Vorgebirges Akperoſa in das ägäiſche Meer, welches auch den Egriſu (Stromza, Strymon) und Orſan im Meerbuſen von Conteſſa aufnimmt. Die Ströme Makedoniens, der Vardar (Arius) als der größte, und die Biſtriza münden beide und ebenſo die Ferina und Indſchekara in den Meerbuſen von Salonik, ſowie der Salambria (Peneus) durch das Thal Tempe. Der Aſpri (Aſpropotamo, Achelous) eilt durch Livadien und fällt Cephalonia gegenüber ins Meer. Endlich erwähnen wir noch im Sandſchak von Janina den Filoti oder Kallama, der oberhalb Komeniza in den Kanal von Korfu fällt, den Regun, die Arta, welche der Meerbuſen von Narda aufnimmt, den Drin oder Drino, der im Meerbuſen deſſelben Namens vom adriatiſchen Meere verſchlungen wird, nachdem ſich zuvor die beiden Arme, der ſchwarze und der weiße Drin vereinigt haben. Dahin ſtrömt auch der Mattia oder Mat, Argenta, Somini, Semno, die kleine und große Chrevaſta, der Poſlonia, und oberhalb Skutari, als der Hauptfluß, die Bojana.

Außer den genannten Strömen und Flüſſen gibt es noch eine Menge andere, die ſich zumal an den Küſten und am Fuße der Gebirge vermehren, und in andere Ströme, ſowie in die die Türkei umgebenden Meere ausmünden. Wir erwähnen noch kurz unter ihnen die folgenden: Kamerik und Varna, die zum Flußgebiete des ſchwarzen Meeres gehören und von denen der letztere bei der Feſtung gleiches Namens (Br. 43° 17′ 30″) in daſſelbe einfällt; den Karaſu in Rumelien zwiſchen den beiden Armen des Strandſchea-Gebirges, der ſich mit der Bai von Bujuk Tſchekmedſche, dem alten Athyras, vereinigt, und bei den Türken auch oft mit dem Namen dieſes Ortes bezeichnet wird. Vor Alters hieß das Flüßchen *Ἕρος*, der Übergang, und an den Meerbuſen, den ſeine Mündung bildet, blieb auch Attila 450 n. Chr. ſtehen, und machte ſich ſeinen Abzug durch Gold bezahlt, ſowie hundert Jahre ſpäter die Hunnen, die Beliſar hier ſchlug. Hierdurch ſowol, als überhaupt durch die militairiſche Wichtigkeit dieſes Poſtens, von dem die Vertheidigung der Hauptſtadt in Südweſten abhing, und die ſpätern Kaiſer oft Anwendung zu machen hatten, iſt das Flüßchen claſſiſch geworden. Vom Hämus herab bildet die Mariza ihr eigenes Flußgebiet, eine Menge Bergwäſſer ſtrömen ihr zu und nicht unbedeutende Flüſſe, außer den ſchon obenangedeuteten fallen ein, wie die Uſundſcha, Karlova, Erkene (Agrianes), Tſcherna. Zum Donaugebiete gehören ferner der weiße (Aklom) und der bei Rasgrad oder Heſargrad vorüberſtrömende ſchwarze Lom (Karalom), die beide ihre beſondern Quellen haben, und ſich erſt bei dem Dorfe Tſchelingir verbinden und nach wenigen Meilen gemeinſchaftlichen Laufs bei Rusdſchuk in die Donau einfallen, ebenſo vom Süden her die Osma (Osmus), die vom Balkan her Bulgarien faſt in zwei Hälften ſchneidet und bei Nikopoli mündet, Igoſtol oder Oguſtul, die oberhalb Rahova ankommt, die Ziebriz, die an Melkovacz vorüber der Donau bei Dſchibra Palanka, und der Lomb, der ihr bei Lomb Palanka, der Arcer, der bei Arcer Palanka, und der Smorden, der ihr zwiſchen beiden letztgenannten zueilt, der Timok, der oberhalb Widdin einfällt und Andere. Jene nannten wir noch beſonders, um ſie von den größern obenangeführten eben um ihrer geringen Wichtigkeit willen zu unterſcheiden.

Iſt aber auch das Osmaniſche Europa von ſo gewaltigen Gebirgs- und Felſenmaſſen durchſchnitten, gibt es ſelbſt nicht unbedeutende Sumpfgebiete, ſo muß man ſich dennoch wundern, daß die Binnenſeen weder an Menge noch an Größe mit jener Beſchaffenheit des Landes im Verhältniſſe ſtehen, ſobald wir nämlich nur von den wirklich nennenswerthen ſprechen, eine Erſcheinung, die um ſo mehr zu Bemerkungen Veranlaſſung gegeben hat, da andere, durch gleiche Bergmaſſen ausgezeichnete Länder, wie die Schweiz, einen Vergleich in jener Beziehung gar nicht zulaſſen. In ſo großer Menge und unter den verſchiedenartigſten Configurationen ſich die Thäler zwiſchen den Bergkämmen und ihren Nebenäſten geſtalten, ſo wird ihre Fläche doch nur durch kleine Bäche oder durch Quellen bewäſſert, und letztere ſind überdies im ganzen Lande, wo es Ebenen gibt, nicht zu zahlreich, ja es gibt Landſchaften, wie die von Janina, wo es an Quellen mangelt, und weſtlich vom See Ramſin fehlt es in einigen Strichen ganz an Quellwaſſer. Dagegen gibt es wol auch Küſtenſtriche, z. B. in Albanien, wo ganze Flotten ſich mit ſüßem Waſſer verſehen können. Der größte unter den nördlichen Seen, der aber doch nur eine halbe Meile lang und $\frac{1}{3}$ Meile breit iſt, iſt der Bratitz oder Bratetſch in der Moldau, der vermittels des Prutetz mit dem Pruth in Verbindung ſteht, übrigens aber von ſumpfigem Boden umgeben iſt, zwiſchen Galacz, der Donau und dem untern Pruth fällt er nicht weit von deſſen Mündung in jene. Faſt ganz in der nördlichſten Spitze der Moldau, nur weſtwärts, findet ſich der Dorogoi, an der gleichnamigen Stadt gelegen; alle an-

Digitized by Google

dere Wasserflächen aber, sowol in der Moldau als in der Walachei, sind nicht Seen, sondern nur Teiche, deren zumal viele in Osten der Walachei in der Nähe der Donau sich befinden. Größer als die genannten, d. h. sechs Meilen lang und mithin der größte im Osmanischen Europa ist der See Ramsin oder Rasein, südlich vom Donau-Delta, aber in geringer Entfernung. Auch steht er mit dem Kedrille Boghasi in Verbindung, und hat außerdem seinen Abfluß vorzüglich durch zwei größere Mündungen in das schwarze Meer. Das Delta selbst schließt mehre andere ein, wie den Tscherentschik, Lastighel, Obretena, Ratiagöl, und südlicher von demselben, dem Ufer des schwarzen Meeres nahe, ist der Taschaul, der die Kasimtscha aufnimmt, der See bei Mangalia, der Devina, in der Nähe von Varna, der Nadir, der seinen Ausfluß in die Bucht Emineh hat, der Atakos, der Mungbris, der eigentlich eine Fortsetzung des Meerbusens von Burgas ist. Dem Bratitz an Größe ähnliche Seen, z. B. südlich der Donau, sind der Krapini, Ploscoe, Kebelu, Podulpia, letztere beide südlich von Hirsova, Ratschicala, Silistria gegenüber, Jeserlo und außerdem finden sich andere, jedoch unbedeutendere. Thrakien hat keinen namenswerthen See aufzuweisen. Südwestlicher finden wir dagegen mehre, und zuerst den See Orfan oder Takinos-See, den der Egrisu vor seiner Mündung in den Busen von Orfan oder Contessa durchströmt, ferner den 3 Meilen langen und 4½ Elle tiefen Beschik, an gleichnämiger Stadt gelegen, der in denselben Meerbusen mündet, aber im Sommer doch häufig wasserlos ist; der Longaza, etwas westlicher, und der nordwestlich von Salonik befindliche Jaidschiler, dessen Wasser zwar so bitter ist, daß kein Fisch darin dauert, dafür aber soviel Salz enthält, daß es sich am Ufer krystallisirt. Auch die Thäler im Sandschak Janina haben einzelne größere und kleinere Seen, die aber alle der bei Janina, der Acherusia des alten Epirus, an Größe übertrifft. Er findet sich am äußersten Ende der sogenannten elysäischen Gefilde, und breitet sich von Norden nach Süden 2½ Meile und von Osten nach Westen ungefähr 3400 Toisen aus. Durch eine dem östlichen Ufer näher gelegene Insel wird er in den obern und untern See getheilt. Beide Theile werden durch den Cocytus der Alten gebildet, der vorher unsichtbar, plötzlich mitten in diesem See ausbricht. Außer diesem münden mehre andere kleine Flüsse in ihn aus. Er ist reich an Fischen, vorzüglich aber an Krebsen, trotz dem, daß sein Wasser schlecht und faulig ist. Südwestlich von Janina finden sich ganz nahe am Ufer die kleinen Brunnenseen Laspi und Risa, die das alte Buthrotum, jetzt Butrinto, einschlossen, ferner der See Ochrida (Lychnidus), aus welchem nach Einiger Angaben der schwarze Drin entspringt, und an dessen Ufer die Stadt Ochri, nach welcher ein Sandschak genannt wird, liegt, und endlich der Bojana oder der See von Scutari, auch der See von Iscudar, d. i. türkisch Scutari, auch im Alterthume Labeatis, von Livius aber nur Palus genannt, der 3 Stunden lang und 1½ Stunde breit ist, nicht aber, wie Hadschi Khalfa sagt, sieben Tagereisen im Umfange hat. Ihn durchströmt die Bojana, die sich drei Meilen südlicher ins Meer stürzt, in solcher Breite, daß sie Seeschiffe bis in den See von Scutari (Iscudar) trägt. Dieser ist ungemein fischreich und seine Fischarten sind als schmackhaft gerühmt. Dasselbe Lob wird aber auch der Bojava gespendet. Außerdem befinden sich noch in jener Gegend Binnenseen, unter denen wir den Hotli, Zento und Prespa erwähnen, während sich noch andere kleinere zwischen den Bergen versteckt halten, und wegen ihrer Unbedeutenheit auch selten von Reisenden mit Namen genannt werden. Was sonst von dem im Osmanischen Europa herrschenden Wassersystem, z. B. über die Mineralquellen, zu sagen wäre, davon wird in dem Abschnitt über das Mineralreich besonders die Rede sein. Um gleichen Schritt zu halten, und das, was in der Darstellung nothwendigerweise getrennt werden mußte, einander so nahe als möglich zu bringen, gehen wir nun sogleich zur Schilderung der

Oberfläche des Osmanischen Asien über, und beginnen auch hier mit dem Bericht über die Hauptgebirge des Landes und deren Verzweigungen. Das Gebirge Taurus, wie die Alten seine Gesammtmasse nannten, ist für den Osmanischen Länderbestand in Asien dasselbe, was der Hämus für Rumili und seine Landschaften ist. Es beginnt im Sandschak Muntescha, dem alten Karien und Lycien, und durchschneidet in seinem Hauptzuge wie mit seinen Ästen fast alle Provinzen bis nach dem Sandschak von Erzerum und Kars, oder dem alten Armenien. Es ist mithin Anatoli in seinem ganzen Umfange nicht weniger gebirgig als Rumili, ja es hat mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Höhen und Bergrücken, denen die europäische Türkei keine an die Seite zu stellen hat. Der eigentliche Gebirgsstock des Taurus, der bei den Osmanen keinen gemeinschaftlichen Namen führt, hat zwar seine höchsten Gipfel außerhalb des türkischen Gebiets im Ararat (oder Arghir), dieser aber liegt der Grenze von Iran und der Türkei so nahe, daß er dieselbe fast berührt. Die Höhe der armenischen Gebirge oder der heutigen Statthalterschaften Erzerum, Kars und Wan, als das südliche Stufenland jener Züge zunächst Erzerum, wird begreiflich, wenn Reisende die Hochebene von Erzerum allein zu 7000 Fuß über dem Meer angeben, während die Gebirgsmassen auf derselben sich noch 4 bis 5000 Fuß über dieselbe erheben. Der westliche Zug, Koptagh genannt, soll dem Ararat, der, die runde Zahl angenommen, sich wenigstens 12,000 Fuß über dem Meer emporthürmt, an Höhe gar nichts nachgeben. Die vier Hauptkämme in Erzerum, die sich fast sämmtlich von Westen nach Norden hinziehen, sind: der Kuttagh, mit dem noch nordwestlicher der zweite Hauptzug, der vorhin erwähnte Koptagh, fast parallel läuft. Beide scheidet der am Koptagh entspringende Tschorak, mit dem der Kuttagh von Erzerum aus dem schwarzen Meere zuläuft. Der Kepantagh, der mit dem Kuttagh in Verbindung steht, zieht sich von Erzerum aus nordöstlich, und streift nach Kars und Tschildir über, während der Nimrodtagh südöstlich sich wendet, und nach Wan hineinzieht. Von diesen Gebirgsrücken ist fast kei-

Digitized by Google

ner von ewigem Schnee und Eise frei, und da ihr Hauptbestandtheil Granit und Sandstein ist, so ertödtet neben der Kälte schon in der Mitte derselben auch der Boden jede Vegetation. Ihnen zunächst steht der Kasztagh, der den Norden von Wan berührt und dem Ararat zuläuft und das Sihan-Gebirge, ferner der Alatagh (الاطاغ), dem der Frat (Euphrat) entströmt, der Bingöl im Süden längs der Grenze von Wan, und andere minder wichtige Zweige und Höhen. Wie wir schon oben sahen, ist die bergige Beschaffenheit der Provinz Kars, als zu derselben armenischen Hochebene gehörig (40° 5′ bis 41° 14′ n. Br.) der von Erzerum an Höhe (6000 Fuß) ganz ähnlich, allein ihre Gebirge erheben sich kaum zu 4000 Fuß, und haben daher nur, wo die Sonne nicht hinzudringen vermag, unvertilgbaren Schnee. Zunächst der Grenze von Erzerum gegen Süden ist der Vorberg Soghan Jailasi oder die Zwiebelalpen, die nach Persien hinüberstreifen. Außerdem zieht sich der Kurstagh von Osten nach Westen und südöstlich findet sich der Kisildschetagh und der Bosdschetagh, während im Norden die eine Gebirgskette, die sich in Tschildir von dem Hauptgebirge (41° n. Br., 60° 52′ L.) trennt, zwischen beiden Provinzen die Grenze macht. In Tschildir nämlich, das einen kleinen Theil Armeniens mit dem Osmanischen Georgien in sich faßt, hat sich nach Norden zu die armenische Hochebene schon um 2000 Fuß verflacht, sodaß die höchsten Bergspitzen nicht höher als 8000 Fuß emporragen, dennoch aber besteht das ganze Land aus nichts als Berg und Thal und ist durch seine Gebirgsmassen völlig von den Grenzländern abgeschlossen. Nach Nordwest scheidet ein Hauptarm Tschildir von Grusien, während der Paß von Akalzike (Akhissa) beide einander zugängig macht. Auch nördlich gegen das russische Imerethi hin steigt ein Seitenast des Mosche-Gebirges als Grenze empor. Auch hier besteht mit Ausnahme der westlichen Züge, die mit Walde bedeckt sind, ein bedeutender Theil des Gebirges aus nackten Felsmassen. Bekanntlich ist aber der größte Theil dieser Statthalterschaft 1829 an Rußland gekommen. Umfassendere Ebenen hat dagegen das von Erzerum südlich gelegene Paschalik Wan, obwol der von ihm hinüberstreichende Nimrodtagh (Niphates) ein Hauptzug des Taurus ist. Im Osten scheidet ein Arm des kurdischen Gebirges die Türkei von Persien. Sehr hoch ist das mit dem Bingöl zusammenstoßende nördliche Gebirge Seipan, während der Nimrodtagh südlich durch den Hatarasch fortgeführt wird. Von nun an nimmt der Taurus schon eine bestimmtere Richtung nach Kleinasien oder der vorderasiatischen Halbinsel. Das Plateau sinkt im Paschalik Diarbekr schon zu 3000 Fuß über die Meeresfläche; dennoch aber ist der hohe Dschudi (جودي Mosius), der Schehrsor von der genannten Provinz trennt, mit hartnäckigem Schnee bedeckt, und die Gegend voll wildromantischer malerischer Ansichten, sodaß sie in dieser Beziehung einen hohen Rang in dem Osmanischen Reich einnimmt. Von dem Dschudi ist das kurdische Gebirge, das sich südöstlich durch Schehrsor nach Kurdistan durchzieht, nur eine Fortsetzung, wiewol auch Schehrsor ein vollständiges Gebirgsland ist, das mit Diarbekr in gleicher Höhe und an vielen Orten noch höher liegt. Dessenungeachtet gibt es bedeutende Thäler, welche die Stelle der Ebenen vertreten müssen. Wir bemerken hier von den einzelnen Zügen des kurdischen Hauptgebirges den Sakutagh im Westen, in der Mitte den Karadschatagh, und den einzeln dastehenden, aber höchsten Riesen Parmaktagh. Der Karadschatagh setzt seinen Hauptast in ganz südlicher Richtung im Paschalik Bagdad vor der Mündung des Holwan in die Diala ab. Ihm zunächst östlich scheidet, auf mehr als 15 Meilen in der Länge, der Zagros ebenfalls Bagdad von Kurdistan. Südlich mit diesem parallel zieht sich der Dschebel Hamran (جبل حمران das rothe Gebirge) längs der Grenze von Khusistan hin, und verfolgt dieselbe Richtung mit dem Tigris. Er verflacht sich allmälig zu kleinen Hügeln, steigt unterm 34° aus Arabien an, läßt den Euphrat und Tiger durch, zieht sich von Neu-Bagdad (Eski Bagdad) bei Samarra vorüber nach Dschengula hin, und fällt nun südöstlich, nach dem persischen Meerbusen zu, ab. Im Norden des Paschaliks endlich läuft mit dem Dschudi-Gebirge der Sindschar eine ziemliche Strecke ebenfalls in südlicher Richtung, biegt dann aber südwestlich um, und nähert sich wiederum der Grenze von Rakka, von der er ausgegangen ist. Er bildet von dieser Seite das Ende des Taurus, erhebt sich südlich von Mardin und war zu allen Zeiten das Schrecken der Karawanen. Er wird nur zu sieben Meilen Länge geschätzt in seiner graden Richtung und erhebt sich mitten in den lachendsten Wiesen. Auch sein Gipfel ist eben und fruchtbar, und wird von unzähligen Bächen bewässert. Vorzüglich werden seine Trauben und Feigen geschätzt, allein da er von den gesetzlosen manichäisch gesinnten Jeziden bewohnt ist, meidet jeder Reisende gern seine Nähe. Dasselbe Gebirge streicht auch in das Gebiet von Mosul hinüber. Rakka selbst, daß der Sindschar berührt, hat ebenfalls seine eigenen Bergreihen und ist wirkliches Gebirgsland, doch da auf dieser Seite, der Wüste zu, der Taurus sich allmälig verläuft, ist ihre Höhe unbedeutend. Dagegen tritt dieser unter dem Namen Kurun oder, wie jetzt immer als Theil für das Ganze gesagt wird, der Taurus von Armenien herab, durch Diarbekr (ديار بكر) hindurch in die Statthalterschaft Meraſch ein und streift rechts und links, nirgends aber in die Höhe, daß der Schnee ihm fortdauernd angehörte. Ein Ast desselben Almatagh zieht sich südlich Syrien zu und berührt das Gebirge von Aintab, das jenes Gebiet von Haleb scheidet. Dieses Ejalet ist nur an der Küste des Meeres gebirgig, südöstlich dagegen verräth es schon die Nähe der syrischen Wüste. Quer vor der Halbinsel nordwestlich ist der Almatagh (oder Amanus), der hier durch zwei Pässe, durch den von Beilan im Westen und Sakaltutan im Osten die Halbinsel dem andringenden Feinde schon oft geöffnet hat und ferner öffnen wird. Schon im Alterthume galt der Taurus in

Digitized by Google

dieſer Richtung als Grenzſcheide, und ſeine Überſchreitung erfüllt Anatoli mit ebendem Schrecken, wie die des Hämus Rumili. Nur wenig noch bemerkt man hier ſüdweſtlich dem Geſtade nahe im Berge Kaſius den Beginn des Libanon, der das ganze Paſchalik Tarablus durchzieht, und ſüdlich auch ſchon den Antilibanus blicken läßt. Dieſe beiden Hauptzüge, die das Mittelgebirge von Soriſtan bilden, erheben ſich etwa 14 teutſche Meile nördlich von Alttyrus unter 33° 12′ Br. Die weſtliche Kette, der eigentlich ſogenannte Libanon, läuft längs der Küſte des Mittelmeeres nordöſtlich bis gegen 34° 32′ Br., alſo ungefähr 20 teutſche Meilen; die öſtliche zieht ſich anfangs öſtlich, beugt aber dann ebenfalls nördlich um. Sie ſchließen eines der fruchtbarſten Thäler, bei den Alten Cöleſyria, jetzt Buka (بقعة) ein, das noch die Ruinen von Baalbek in ſich faßt. Der Libanon läßt die Provinz Tarablus nur von der Meeresſeite zwiſchen Latakia und der Stadt Tarablus offen, iſt bei obiger Stadt ſchon bedeutend hoch, ſteigt aber bis zu 8000 Fuß, und dem eigentlichen Libanon (لبنان) nördlich vom alten Heliopolis (Baalbek) gibt man ſogar die abſolute Meereshöhe von 10,200 Fuß, oder nach Volney 1500—1600 Klaftern, ſodaß er ſchon in Cypern, d. i. 40 teutſche Meilen weit, ſichtbar iſt. An beide Äſte reihen ſich ſüdöſtlich die gileaditiſchen und arabiſchen Berge an. Von beiden Bergen gehen aber auch alle übrigen Zweige im alten Phönikien und Paläſtina aus. In Akka, wo dergleichen den Oſten begrenzen, iſt ihr Charakter ſchon milder als in Tarablus, deſſenungeachtet aber verſchließt es die ganze Provinz, und trennt ſie von dieſer Landſchaft. Am Südende des Antilibanon erhebt ſich im Paſchalik Damas der Hermon der Alten oder Dſchebel-elſcheikh (جبل الشيخ der Berg des Alten, bekannt durch den Alten vom Berge), der ſo hoch iſt, daß er zu jeder Zeit nach Damaskus Schnee und Eis in Maſſe liefern kann, weshalb er auch bei den chaldäiſchen Überſetzern טור תלגא „Schneeberg" heißt und noch jetzt oft جبل الثلج, was daſſelbe heißt, von den Arabern genannt wird. Ein anderer Aſt, der nach Damas überſtreift, iſt der Dſchebel Hauran (جبل حوران) ſüdlich von Damaskus, der جبل اجلون, oder das Gebirge Gilead, jenſeit des Jordan, das vom Antilibanus ſüdlich bis nach Arabien hin, öſtlich bis ungefähr eine Tagereiſe vom Euphrat läuft, und andere Züge. Paläſtina hat rechts und links des Arden ſeine Gebirge, von denen die Kette rechts an der Grenze in das arabiſche Gebirge Seir ausgeht. Nablus hat übrigens noch in ſeinem Sandſchak das bekannte Gebirge Ephraim, das ſich nach alter geographiſcher Beſchreibung in Mittel-Paläſtina befand. Es erſtreckt ſich bis nach Soliman (Jeruſalem) und ſchließt einzelne in der heiligen Schrift öfters erwähnte Bergſpitzen ein. — Nachdem wir ſo die Gebirge der Küſtenländer Soriſtans kennen gelernt, ſteigen wir wiederum nördlich zurück zum Kurun oder Taurus in die Halbinſel ſelbſt. Wir erwähnten die beiden Päſſe, die von Syrien aus über demſelben nach Itſchil oder dem alten Cilicien führen. Hier liegt auch Adana mit ſeinem koſtbaren Schiffsbauholz, aus dem Ibrahim erſt nach langen Verhandlungen in das Gebiet jenſeit des Taurus zurückwich. Das amaniſche Gebirge, als ein Abfall vom Kurun, der das Küſtenland völlig von dem übrigen Feſtland abſchließt, legt ſich nordöſtlich quer an die Grenze von Meraſch bis herab zum Buſen von Skanderun, während ein Zweig deſſelben, der Barſaktagh, weſtlich mit dem Cap Anemur ſich in das Meer verſenkt. Der bedeutende nördliche Kamm Ramdan Oglu Balaklar erreicht weſtlich mit dem Meerbuſen von Antalia und dem Cap Chelidoni ſeine Endſchaft, erhebt ſich aber nordöſtlich nach Meraſch. Einzelne Theile des Gebirges ſind in der Statthalterſchaft Itſchil furchtbar zerklüftet, höchſt unwegſam, und wegen der Abgründe und Schluchten äußerſt gefährlich. Dabei iſt daſſelbe zum Theil ganz kahl, zum Theil, vorzüglich in der Mitte, mit Wald beſtanden. Das ſonſt ſchneeloſe Land iſt im Winter, vorzüglich die weſtlichen Striche und deren nackte Gipfel, mit Schnee und Eiſe bedeckt. Nur ein betretener, für Karawanen zugänglicher Paß öffnet ſich nach Meraſch, der von Ramaſanaghli weſtlich, während der nördliche nach Karaman bei Ketſchiſâr, von welcher Stadt er auch den Namen führt, noch mehr Schwierigkeiten darbietet. Der Taurus in Meraſch ſelbſt iſt weniger hoch, dagegen erhebt er ſich in Karaman bei weitem über die Schneelinie hinaus. Doch ſind auch in dieſer Provinz nur die ſüdlichern Höhen die bedeutendern, eben die des Kurun, welche die Grenze von Itſchil ausmachen. Nach Norden hin verflachen ſie ſich allmälig, haben aber doch den höchſten Berg der ganzen vorderaſiatiſchen Halbinſel, den Ardſiſch, deſſen mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel die Ausſicht auf das ſchwarze und mittelländiſche Meer zugleich gewährt. Durch ihn verknüpft ſich auch der Taurus oder Kurun mit dem Antitaurus oder Jildis Tagh, der nordöſtlich nach Siwas hinauf und ſeinem Urſprung in Erzerum zuläuft. Dieſer entſendet ſeine Äſte, wie nach dem ſchwarzen Meere, ſo nach dem mittelländiſchen durch Karaman, wie wir eben ſahen. Hier hängt er mit dem Hafntagh zuſammen, während er nördlich durch den Tſchitſchetagh dem Koptagh ſich nähert. Das nördlichſte mit dem Ufer des ſchwarzen Meeres parallellaufende Gebirge iſt der Dſchanik, der mit einem Zweige ſüdweſtlich nach Amaſia ſich ſenkt, während der öſtlich laufende zu den Montes moschici (dem kolchiſchen Gebirge) in Trabeſun hinanſteigt. Letztere Provinz berührt ſüdöſtlich ebenfalls der Koptagh von Erzerum aus, und das ganze Land, obgleich nur ein ſchmaler Küſtenſtrich, iſt dennoch ſo voller Gebirge, daß dieſe ſogar mehrfach das Ufer berühren. Sie ſind theilweiſe ſehr hoch, und verlieren ihren Schnee erſt ſpät, nachdem die Sonne ihre volle Kraft erhalten hat. Mehre Vorgebirge, wie Kamer, Buſchuk, Gorilla, Kara, laufen in das Meer aus. Von allen den genannten Bergen ſpielte nur erſt der Kurun in das eigentliche Anatoli hinein. Daſſelbe thun aber von Karaman aus auch andere bedeutende

Digitized by Google

Zweige, wie der Fodul Baba, der mit dem östlichen Hasntagh zusammenhängt und mit dem westlichen Sultantagh die Ebene von Konia in die Mitte nimmt. Da wo der Kurun in Lycien einbricht, sendet er nordwestlich den Babatagh aus, der mehre Schneekuppen trägt, wie den Mosesberg (Musatagh, Messogis der Griechen), den Kestenaustagh, Molus (oder Bergi, Tmolus der Alten), den Bostagh und das Gebirge Sipuli (Sipilus), der dem Meerbusen von Smyrna zuläuft. Auch hat der Kuruntagh und Babatagh noch eine Menge Verzweigungen südwestlich nach Muntescha oder dem alten Karien, die große und kleine Vorgebirge bilden, und sich theils im Mittelmeere, theils im Archipel ins Wasser versenken. Außerdem schneidet der Muradtagh mit dem Kudschetagh Anatoli quer durch in die nordöstliche und südwestliche Hälfte, und schickt seine Zweige theils in den Archipel (Kudschetagh und Jonnustagh), theils der Propontis zu. Zu diesem nördlichen Aste gehört der Domauntagh (Olympus) südwestlich von Brussa und das Ida-Gebirge in der alten Landschaft Troas. In Anatoli, nordöstlich vom Muradtagh, ist der nächste Bergrücken der Alatagh im Sandschak Boli, dessen nördlichster Abfall das Vorgebirge Kilimili am schwarzen Meer ist. Östlich von diesem, gegen die Grenze von Siwas hin, ist das Gebirge Kus, und mit diesem stehen die metallreichen Züge im Sandschak Kastemuni in Verbindung, welche mehrfache Vorgebirge, die jede gute Karte angibt, in das schwarze Meer abwerfen. Endlich erwähnen wir noch das Sandschak Kodschaili oder das nordwestliche Bithynien mit seiner Hauptstadt Ismid (Nikomedia). Wie alle Küstenländer Kleinasiens, so hat auch dieses an seinen Ufern sehr steile Berge und Felsen, die sich nach Innen erhöhen, und zum Theil kahl, zum Theil mit den schönsten Eichen-, Buchen-, Fichten- und sogar Buchsbaumwäldern besetzt sind.

Ließen wir in der europäischen Türkei auf die Darstellung des Bergsystems sogleich die Flußgebiete des innern Landes folgen, so lag die Absicht zum Grunde, die Meere, von der jene Halbinsel bespült wird, erst dann zu erwähnen, wenn von den Küsten des Osmanischen Asiens zugleich mit die Rede sein konnte. Wir sind nun in den Stand gesetzt, die Gesammtheit der Meere zu überschauen, und werden bei Erwähnung der einzelnen asiatischer Seits zugleich die Küstengegenden und ihre Configuration näher ins Auge fassen. Die Mündungen der einzelnen ins Meer ausfließenden Ströme werden uns Gelegenheit geben, zugleich die Binnenflüsse, die jene in ihrem Lauf aufnehmen, zu erwähnen, und uns so ein Gesammtbild der meerumfluteten Osmanischen Halbinseln mit Einschlusse der innern Wasserzüge der asiatischen vor die Seele führen. Da die Statthalterschaft Dschezáir (جزائر d. h. Inseln) mit Ausnahme von Kirid (Kandia) und Kibris (Cypern) an die Würde des Kapudanpascha geknüpft ist, neben den Inseln des Osmanischen Reichs aber auch zum großen Theile die Küstenstriche des ägäischen Meeres und der Propontis auf europäischer und asiatischer Seite zu ihr gehören, so ist durch diese Einrichtung jede geographische Einheit von der Osmanischen Staatsverwaltung aufgehoben. Auch nimmt diese überhaupt, wie schon oben gezeigt wurde, fast in jederjährigen Amtsverleihungsliste (توجيهات Tewdschihát) Veränderungen und insbesondere die Anordnung der Statthalterschaften vor, mithin hat die Eintheilung derselben, die jeder Stabilität entbehrt, auch für die geographische Darstellung, der nicht einmal die natürliche Lage zu Hilfe kommt, nicht den geringsten Werth, und bietet sogar Unmöglichkeiten dar. Wir schicken diese Erläuterung voraus, um den Gang unserer Darstellung zu rechtfertigen. Wir glauben nämlich von den Inseln zur einfachsten Übersicht bei den Meeren sprechen zu müssen, in deren Bereiche sie liegen. Es wird aber das Osmanische Reich in seiner ganzen Ausdehnung von sieben Meeren theils umströmt, theils berührt. Sie sind das schwarze Meer (Pontus Euxinus), das Meer von Marmora (Propontis), das ägäische Meer (Archipelagus), das mittelländische Meer, das ionische und das adriatische Meer, die alle zusammenhängen, und endlich das siebente, der persische Meerbusen. Das rothe Meer schließen wir aus als Länder bespülend, die wir nicht einmal mehr als Osmanische Schutzländer betrachten konnten.

Das schwarze Meer (Kara Denis قره دكز), das nur Halbinseln im Norden aufzuweisen hat, die aber alle zu Rußland gehören, bespült die europäische Türkei vom Ausflusse der Donau bis zur Mündung des Bospor in einer Länge von ungefähr 70 Meilen, bildet also dessen ganze östliche Grenze, ebenso in ihrer ganzen Ausdehnung wie die nördliche zu 118 (?) Meilen geschätzte von Kleinasien. In der östlichsten asiatisch-türkischen Provinz Tschildir bildet es weder Busen, noch hat es namenswerthe Vorgebirge, dagegen mündet in dasselbe der Tscharuk bei Bathumi aus, der auf dem Koptagh in Erzerum seinen Ursprung nimmt, und an dessen Fuße nordöstlich seinen Lauf fortsetzt, während er sich unterwegs durch Bergströme auch vom Kuttagh her vergrößert. Selbst in Tschildir kommen ihm einzelne Flüsse zu. Überdies durchströmt die Provinz der Kur, der vom Kebantagh aus in Erzerum seinen Lauf nordöstlich nimmt, sich aber seit seinem Austritt aus dem Osmanischen Gebiet immer mehr östlich und alsdann sogar südöstlich wendet, bis ihn das kaspische Meer verschlingt, nachdem er sich vorher mit dem Aras (Araxes ارس) vereinigt hat. Dieser gehört seinem Ursprunge nach, insofern er im Bingöl-Gebirge in Erzerum seine Quellen hat, ebenfalls dem Osmanischen Gebiet an, verläßt aber dasselbe, nachdem er Kars in seinem südlichen Theile von Erzerum getrennt, da, wo der Arpatschai, der vom Norden kommt, sich unterwegs mit dem Kars, der seinen Ursprung in Kars hat, vereinigt und die östliche Grenze von Kars bildet, in ihn einfällt. Mehre Flüsse strömen in der westlich von Tschildir gelegenen Küstenprovinz von ihren Bergen herab ins schwarze Meer aus, keiner aber ist darunter, der außerhalb derselben seine Quelle hätte. Die bedeutendern unter ihnen sind, von Osten nach We-

Digitized by Google

ſten gegangen, Alene, Sanok, Surman und Tereboli, die theils unterwegs kleinere Gewäſſer aufnehmen, theils zwiſchen ſich andere frei in das ſchwarze Meer ausmünden laſſen. Die Vorgebirge, die letzteres hier beſpült, wurden bereits oben erwähnt. Einer der unbedeutendern Flüſſe bildet zugleich die Grenze gegen die Statthalterſchaft Siwas, die vom Jeſchil Irmak (dem Iris des Pontus) und ſeinen Nebenflüſſen mitten durchſtrömt wird. Derſelbe heißt, da er bei Amaſia, der Hauptſtadt des gleichnamigen Sandſchak in dieſer Provinz, vorüberfließt, auch der Fluß von Amaſia, und kommt vom Jildistagh, ſtrömt ſüdlich von Nigiſar und nördlich von Tokat (Beriſa) nordweſtlich Amaſia zu, nimmt aber, ehe er hier ankommt, den Dſcheder mit ſeinen Nebenflüſſen auf, windet ſich nordöſtlich, nachdem er den Kuleihiſar (Lykus), der vom Koptagh aus Erzerum herabſteigt und mit einem Nebenfluſſe nördlich von ſich Karahiſar (Schwarzſchloß) in die Mitte nimmt, mit ſich vereinigt hat, durch das Dſchanik-Gebirge bei Kharſumba vorüber, zum Buſen von Samſun durch, da wo das Vorgebirge Tſcherehembe, welches neben dem Cap Bona (Bona) und Schaſſun das bedeutendſte von Siwas iſt, ſich ins Meer hinauswirft. Die Grenze von Siwas und Anatoli bildet bekanntlich der größte Strom Vorderaſiens, Kiſil Irmak, der Halys der alten Welt. Er kommt von Jildistagh in Siwas, läuft nach Weſten zwiſchen Hiklar und Kaiſaria quer durch die nördliche Hälfte von Karaman, nimmt mitten in ſeinem Laufe den ſüdlich vom Ardſiſch entſpringenden Enjaſu einige Meilen nördlich von der gleichnamigen Stadt auf, ſowie einen andern kleinen von Haſntagh herabkommenden Fluß Kaman gegenüber, wendet ſich alsdann von der Mündung des Kiſilhiſar an, der im Gebirge nordöſtlich von Nikde nicht weit von dem Urſprunge des Enjaſu ſeine Quellen hat, und ehe er dem Kiſil Irmak ſich nähert, mehre Bergſtröme des Kurun verſchlingt, nordweſtlich, biegt aber nordöſtlich um, und berührt zu gleicher Zeit Karaman, Siwas und Anatoli, zwiſchen welchen letzten beiden Provinzen er dann unaufhörlich in nordöſtlicher Richtung, außer da wo er auf eine geringe Strecke bis zum Einfalle des Karaſu im Sandſchak Kaſtemuni in ganz nördlicher Richtung läuft, nordweſtlich bei Baſra (41° 32′ 52″ Br. 53° 51′ 30″ L.) dem Meere zueilt. Das unſtreitig an Vorgebirgen und Buſen reichſte Uferland des Osmaniſchen Reiches am ſchwarzen Meer iſt Anatoli ſelbſt. Wir begegnen vom Vorgebirge Kiſil Irmak weſtlich dem von Sinope mit der gleichnamigen Bucht und Stadt, dem Indſche und Iſtifan, die ebenfalls eine Bucht mit einander bilden, dem Cap Kiroh, zwiſchen dem und dem Vorgebirge Kerempe die Bai von Inichi ins Land ſich zieht. Zwiſchen dem Cap Kerempe und Kilimili, bei dem öſtlich in einer kleinen Bai der Filios ins Meer fließt, iſt das Ufer von einer Menge Buchten und Vorgebirgen zerriſſen, ſowie auch weſtlich, wo der tiefſte Buſen der aſiatiſchen Türkei am ſchwarzen Meere, der von Erekli (Heraklea) zwiſchen dem Cap Baba und Kesken ſich befindet. Die Bucht von Schelah und das ſchwarze Cap im Sandſchak Kodſcha Ili bis zur Mündung des Kanals von Conſtantinopel, ſowie die übrigen daſelbſt befindlichen, ſind unbedeutend. Allein ſoviel der namenswerthen Vorgebirge die ganze Küſte entlang, faſt ſo viele Ströme und Flüſſe münden auch hier in den Pontus Euxinus aus. Ein großer Theil ſind nichts als Küſtenflüſſe, nur für die Bewäſſerung des Landes und zum Theil für die Fiſcherei von Werthe. So die zwiſchen dem Kiſil Irmak und dem Sinope, der ebenfalls ohne beſondere Wichtigkeit in den gleichnamigen Buſen fällt. Zwiſchen dem von Sinope und dem Bartan (Parthenius) gibt es ebenfalls mehre und unter dieſen iſt der dem Bartan am nächſten der Sita. Wichtiger für Schiffahrt und Handel iſt unſtreitig, zumal bei hohem Waſſerſtande, der Bartan. In ſeinem Urſprunge vom Alatagh her Kerde Su genannt, vereinigt er ſich bei Durek mit dem vom öſtlichen Gebirge aus bei Arabſch vorüberfließenden Arabſchſu, nimmt, nachdem er ſich etwas nördlich gewendet, den von Boli herkommenden Boliſu (Bilias) auf, läuft an Bartan (Bartine) vorüber und wirft ſich ins Meer. Weſtlicher von ihm fällt der obenerwähnte, ebenfalls vom Alatagh herkommende Filios (Byllâus), mit kleinen Bächen vereinigt ein, und auch Erekli und Aktſcheſchar (hier fließt der Milan [Hippias]) haben ihre Küſtenflüſſe, die beide in den Meerbuſen erſterer Stadt ausmünden. Größer als dieſe, und dem Halys in Vorderaſien an Breite der nächſte, iſt der Sangarius, jetzt Sakaria. Er kommt aus Karaman nördlich von dem Gebirge, das die Salzſeen von Tusla von ſeinen Quellen ſcheidet, vereinigt ſich öſtlich und nördlich von Amorium mit andern Flüſſen, fällt alsdann in nördlicher Richtung nach Bei Bazar herab, wo er nach Aufnahme anderer Bäche den Germi verſchlingt, läuft hierauf unter mehren Krümmungen weſtlich, zieht den vom Muradtagh bei Kutahia und Eskiſchehr herkommenden Purſak (Thymbris) neben mehren Flüſſen an ſich, und ebenſo noch nördlicher den von Alatagh herab- und bei Moderni vorüberfließenden Moderniſu, ferner den ſüdweſtlich zu ihm vom Domaun-Gebirge (Olympus) herabſteigenden Gallus, und zieht ſich dann nordöſtlich, wo er von Uskub aus Kodſcha Ili von dem Diſtrict dieſer Stadt trennt, unter fortwährendem Zufluß anderer Bäche in einem 100 Ellen breiten, jedoch ſeichten und im Sommer oft waſſerleeren Bette, dem ſchwarzen Meere zu. Unter den übrigen aus dem Sandſchak Kodſcha Ili in jenes Meer ablaufenden Gewäſſern iſt höchſtens noch der Kirpeſu, der der kleinen und an der ganzen Küſte einzigen Inſel Kirpe gegenüber einfällt, der Andeutung werth.

Mit dem ſchwarzen Meere ſteht bekanntlich das Meer von Marmora (Propontis) durch den Bospor oder den Kanal von Conſtantinopel (bei den Türken Boghas) in Verbindung. Dieſer beginnt mit dem ſymplegadiſchen Felſen, wo ſeine Breite 1900 Toiſen beträgt, zieht ſich ungefähr 4½ Meilen (15,300 Toiſen) als Meerenge zwiſchen Europa und Aſien bis nach Conſtantinopel hin, und trennt beide Erdtheile an ſeinen engſten Stellen nur durch eine Entfernung von 500 Schritten. Die Anſicht ſeiner Ufer zeigt am beſten „die Karte des Bosporos

Digitized by Google

und der Umgebungen," die dem zweiten Bande von Hammers „Conſtantinopolis und der Bosporos" beigegeben iſt. Dort ſind auch die Vorgebirge und Buchten (die von Bujukdere die bedeutendſte), der herrliche Hafen von Conſtantinopel, den der Bosporus bildet, und eine Menge der kleinen Küſtenflüſſe, deren allein gegen 40 von Aſien her in ihn ausmünden ſollen, angegeben, und wir fügen nur noch hinzu, daß er ſieben Krümmungen und ebenſo viele Strömungen bildet. Bekanntlich ſtimmen alle Augenzeugen überein, daß durch eine vulkaniſche Erſchütterung dieſer Durchbruch des ſchwarzen Meeres erfolgt iſt, wie auch die gegenſeitigen Ufer die Spuren dieſer Revolution in ihren vulkaniſchen Beſtandtheilen zeigen. Das Meer von Marmora iſt eigentlich kein Meer, ſondern nur ein großer Binnenſee, der aber nun einmal den ehrenden Namen eines Meeres erhalten hat. Mit ihm beginnt genau genommen das mittelländiſche Meer, dem durch die beſondern Benennungen ſeiner Arme, die alle als neue Meere betrachtet und benannt werden, Eintrag geſchehen iſt. Auch das ägäiſche, ioniſche und adriatiſche Meer ſind nur Theile deſſelben, und mit ihm verglichen, ſehr kleine innere Meere. Das Waſſer iſt auch in allen Meerwaſſer, und das des Meeres von Marmora nicht weniger geſalzen, als die übrigen. Seine Länge wird zu 33½ Meilen, ſeine Breite zu 16½ Meilen geſchätzt. Mehre Vorgebirge, Buſen, Inſeln und Halbinſeln in demſelben haben ihre geſchichtliche, nicht blos topographiſche, Bedeutſamkeit. Das Ufer der aſiatiſchen Seite iſt mehr zerriſſen und durch Unebenheiten nicht ſowol entſtellt als romantiſcher geworden. Die beiden Buſen von Ismid (Nikomedia) und von Mudania ſind, vorzüglich der erſtere, tief einſchneidende Buchten, die von andern Meeren gebildet, mehr Vortheile gewähren würden, als hier von ihnen gezogen wird. Selbſt der Hafen von Ismid ſieht gewöhnlich nur leichte Küſtenfahrer. Andere Einbuchtungen an beiden Ufern ſind nichts als Krümmungen, und unter ihnen die zu beiden Seiten des Iſthmus von Kaputaghi (Halbinſel Cyzicus) die denkenswertheſten. Die Buſen des europäiſchen Ufers Kutſchuk Tſchekmedſche und Bujuk Tſchekmedſche wurden zum Theil ſchon oben erwähnt. Jener iſt der *Ποροσ*, der Übergang, dieſer *Μυρμηξ*, die Ameiſe der Alten. Beide haben mehr ſüßes Waſſer und ſind auch fiſchreich, indem der erſte allein durch ſieben einfließende Thalbäche ſüßen Waſſers ſeine Miſchung erhält. Unter den Vorgebirgen auf europäiſcher Seite verdient das Cap Korga, jenſeit von Silivri (Selymbria) und diesſeit von Rodoſto, als der Boden, auf dem das alte Heraklea oder Perinthos (jetzt Eregli) ſtand, vorzüglich Aufmerkſamkeit. Auf der aſiatiſchen Küſte bemerken wir die vier, das Cap Tuzla, Dere, Buz Burum (Bos) und das Cap Kara, bei dem Ausfluſſe des Meeres von Marmora in und durch die Dardanellen (Hellespont). So klein auch das ebengenannte Meer iſt, ſo begegnen wir in ihm doch den erſten Inſeln des Osmaniſchen Reichs, die aber ſämmtlich zu Aſien gehören. Zwiſchen dem Anfange des Kanals von Conſtantinopel und dem Buſen von Ismid liegen die unter dem Namen „Prinzen-Inſeln" bekannten Eilande, die Demonneſi oder Daimonniſoi, d. i. nach von Hammer „die Inſeln des Demoneſos. Es ſind ihrer neun, in Form eines Halbzirkels, deſſen Vertiefung nach Conſtantinopel ſieht. Den Namen Prinzen-Inſeln führen ſie, weil ſie als Verbannungsort byzantiniſcher Herrſcher, Prinzen und Großen dienten. Ihre Lage und ihr Klima iſt überaus ſchön, und ſie ſind im Ganzen von etwa 5000 Griechen bewohnt, die auf ihnen eine Menge Klöſter beſitzen. Hügel, Berg und Thal wechſelt und nur ſchmale Fahrſtraßen trennen ſie vom aſiatiſchen Ufer durch einen etwas mehr als eine Stunde breiten Kanal. Zum Wohlſtand ihrer Bewohner, die allerhand Gemüſe, Schlachtvieh, Milch, Käſe und Fiſche nach Conſtantinopel ſchaffen, tragen vorzüglich viel die Beſuche der fremden und griechiſchen Bewohner der Hauptſtadt bei, die um der friſchen Luft willen gern auf einige Zeit ihren Aufenthalt auf denſelben nehmen. Von Conſtantinopel aus iſt Proti die Erſte, und hat von ihrer Lage auch ihren Namen. Das eine der dortigen Klöſter beſteht nur noch in Ruinen, das andere liegt in einer kleinen Schlucht und hat einige angebaute Felder um ſich. Antigone (bei Plinius Erebinthus), türkiſch Burghas adaſy, d. i. die Inſel des Schloſſes, und bei den Byzantinern Panormos genannt, hat ſüdlich eine ſehr ſteile Küſte, in ihrem öſtlichen Theil ein hübſches Dorf, nördlich ein Kloſter, überdies Ruinen eines andern und eines feſten Schloſſes. Von dieſer durch eine ziemlich breite Fuhrt geſchieden nach der aſiatiſchen Küſte zu liegt Khalki (Chalkitis bei Plinius), ſo von ihren früher beſtandenen Kupfergruben genannt. Sie iſt, wie von Hammer ſagt, „durch die zauberiſche Lage ihrer Hügel und Häfen, ihrer Pinienhaine, und mit wohlriechenden Kräutern reichbewachſenen Anhöhen, die anmuthigſte der ganzen Inſelgruppe, in deren Mitte ſie liegt." Außer einem Dorf am Ankerplatze St. Maria hat Khalki noch drei Klöſter. Zwiſchen den beiden letztgenannten Inſeln liegt ferner das kleine Eiland Pyti (Fichteninſel). Auch Plate und Oreia (Orea), die beiden weſtlichſten Inſeln, ſind unbedeutende Felſeneilande ohne jede Anmuth, doch trugen ſie beide ihr Kloſter. Die ſogenannten Kaninchen-Inſeln, Antirobidos und Niandro, ſo von ihren einzigen Bewohnern, den Kaninchen, geheißen, ſind ebenfalls nichts als nackte Felſen, wohin man nicht einmal in der verbannungsluſtigen Zeit der Byzantiner unglückliche Opfer verweiſen konnte. Die größte derſelben, Prinkipos, von den Türken Kiſil ada, d. i. die rothe Inſel, genannt, iſt von Khalkis nur durch einen ſchmalen Buſen geſchieden und hat von Norden nach Südweſten ungefähr die Länge von drei Meilen. In der Breite iſt ſie durch Hügelreihen und eine tiefe Thalſchlucht in zwei Hälften getheilt. Überall zeigen ſich auch hier Spuren vulkaniſcher Erſchütterungen, welche dieſe Eilande von dem Feſtland abriſſen. Auf der Nordſeite liegt das gleichnamige große Dorf mit drei Klöſtern, und die ſämmtliche Einwohnerſchaft beträgt hier ſoviel, als auf den ſämmtlichen andern Inſeln zuſammengenommen, alſo ungefähr 3000 Köpfe. Die Häuſer ſind artig in griechiſchem Geſchmacke, das Land fleißig und in mannichfaltiger Beziehung gut angebaut. Die

Digitized by Google

Oliven- und Granatäpfelbaum-Pflanzungen, die Reben und Cypreſſen laden die Franken vorzüglich in der Frühlingszeit ein, dort ungeſtört ihrer Sitte und ihrer Luſt zu leben.

Von den Prinzeninſeln uns ſüdweſtlich wendend, ſtoßen wir zunächſt quer vor dem Buſen von Madania auf Kalolimnia oder die alte Besbicus. Da ſie nur felſigen Boden hat, bietet ſie keinen freundlichen Aufenthalt, und dient nur Fiſchern zur Betreibung ihres Handwerks. In derſelben Entfernung von ihr weſtlich, als Kalolimnia von den Prinzeninſeln, nordweſtlich von der Halbinſel Cycicus, breitet ſich das größte Eiland des Marmormeeres, Marmora, im Alterthume verſchieden benannt, aus. Bei einem Umfange von acht Meilen hat es dennoch im Verhältniſſe zu Prinkipos wenig Einwohner, ungefähr 4000, ebenfalls Griechen in einer kleinen Stadt und fünf Dörfern. Es fehlt auch hier weder an einem Biſchofe noch an Klöſtern, und obwol zum großen Theil von kahlen Bergen bedeckt, hat ſie doch recht gut angebaute Thäler und liefert einen beliebten weißen Marmor mit grauen und blauen Adern. Südweſtlich von dieſer begegnen wir der kleinern Inſel Kutali ohne beſondere Wichtigkeit, als daß auch ſie nur von Griechen bewohnt wird, deren Hauptbeſchäftigung der Fiſchfang iſt, und Aſſia ſüdlich von Marmora und weſtlich von Cycicus (Kaputaghi), die durch ihren Weinbau mehr Wichtigkeit erlangt hat als jene. Aleni endlich, das alte Alonia (Eiman Paſcha), ſüdlich von Aſſia und weſtlich von Kaputaghi, iſt nach Marmora das bedeutendſte Eiland dieſer Gruppe, die außerdem andere kleinere Inſelchen in ſich ſchließt. Aber auch dieſe haben die Türken den Griechen überlaſſen, die in einem größern und vier kleinern Dörfern zerſtreut, einen beliebten Wein, Getreide, auch etwas Baumwolle bauen, übrigens aber von Fiſcherei leben. Ferner hat die Halbinſel Kaputaghi, die übrigens nur noch wenige Ruinen des alten Cycicus enthält, und ſich keineswegs eines ſolchen Wohlſtandes erfreut, als man erwarten könnte, auch noch ſeinem öſtlichen Geſtade gegenüber die drei Eilande Agios Jori, Agios Andria und Meza. Von den Flüſſen endlich, die von Aſien her in das Marmormeer einmünden, nennen wir den Niluſer im Sandſchak Bruſſa, wo er zwiſchen den Seen von Nicäa und Lupadia ſeinen Urſprung hat, weſtlich läuft, den Suſugherlik, der von Mihaliza zum Mihalitzſch (Rhyndacus) wird, bei ſeiner nördlichen Wendung aufnimmt und dem Meere grade zuläuft. Ein anderer kleiner Fluß, die Hyla, verbindet den See von Isnik mit dem Meerbuſen von Mudania und der Tarſus fällt weſtlich der Meerenge von Kaputaghi ein. Noch finden wir im Sandſchak Khodawendkiar die Flüſſe Edrenos und Sendſchan, wovon jener in den See Ulubad einfällt, dieſer, der von Kudſchetagh kommt, ihn nur berührt, den Suſugherlik und Kudſche aufnimmt, und bei Iskale das Meer erreicht. Alle dieſe Flüſſe münden öſtlich von der Halbinſel Kaputaghi. Weſtlich von ihr iſt der erſte Gueinimentſchai, der vom Jonustagh kommt und Sataldere, der zwiſchen jenem und dem Uſtola (Granicus), der ſeine Quellen auf dem Ida hat, ſich in das Meer ergießt. Eine Menge Bäche, die von demſelben Gebirge kommen, z. B. der Rhodius, laufen im Hellespont aus. Dieſer, heutzutage die Dardanellenſtraße genannt, zwiſchen dem thrakiſchen Cherſones, jetzt die Halbinſel Galipoli, und Aſien, zieht ſich ſüdweſtlich in einer Länge von acht Meilen und einer Breite von ½ bis 1 Meile aus dem Meere von Marmora zum ägäiſchen Meer oder Archipelagus durch, und wird durch die bekannten Dardanellenſchlöſſer vertheidigt (ſ. Dardanellen). Das ägäiſche Meer oder Archipelagus (ſ. d. beiden Artikel) als das dritte der die Türkei umſtrömenden Meere iſt, wie ſchon oben angedeutet wurde, nur ein Theil des mittelländiſchen Meeres, und führt auch bei den Türken mit dieſem den gemeinſchaftlichen Namen des „weißen Meeres (آق دكز Akdenys)". Über ſeinen Umfang waren ſchon von den älteſten Zeiten her die Meinungen verſchieden, allein die ſicherſte Beſtimmung, für die auch der türkiſche beſondere Name „das Inſelmeer (اده دكز Ada Denyſi)" ſpricht, bleibt immer die, daß wir es mit ſeinen Inſelgruppen ſüdlich ſchließen und von ihm das ganze weſtliche Ufer der kleinaſiatiſchen Halbinſel beſpülen laſſen. Seine europäiſchen Geſtade, die wir, ſoweit ſie das türkiſche Reich angehen, oben kennen gelernt haben, entbehren wie die aſiatiſchen aller Ebenheit. Vorgebirge und hervortretende Felſenriffe wechſeln ununterbrochen mit Buſen, Buchten und kleinern Einſchnitten ab, ſodaß kein Ufer der ganzen Türkei mehr zerriſſen iſt als dieſes und zwar gegen alle drei Seiten hin, wo es das türkiſche Feſtland berührt. Außerdem liegen vorzüglich vor dem aſiatiſchen eine Menge größere und kleinere Inſeln, die ſogar das Meer in ſeinen Strömungen unterbrechen und neue in deſſen Laufe hervorrufen. Bekanntlich machen dieſe Inſeln den Haupttheil der Statthalterſchaft des Kapudanpaſcha aus, der allein hier zu Hauſe iſt, und ohne Unterſchied, mögen jene Eilande Europa oder Aſien angehören, ſie unter dem allgemeinen Namen جزائر Dſchezáïr, d. i. Inſeln, beherrſcht. Seit dem J. 1829 jedoch, wo Griechenland ſeine Selbſtändigkeit erhielt, iſt ſein Inſelreich zugleich mit dem Feſtland im Weſten bedeutend beſchränkt worden. Um ihr Verzeichniß nach dem jetzigen Beſtande hier ſo aufzuführen, daß die aſiatiſchen Inſeln von den europäiſchen geſchieden werden, und einem Vergleich mit dem ſonſtigen Beſtand und der im fünften Theile der erſten Section d. E. S. 153 gegebenen Liſte derſelben möglich zu machen, nennen wir zuerſt die noch wenigen europäiſchen, die dem türkiſchen Scepter unterworfen blieben, nämlich: 1) Taſo oder Taſos (das alte Thaſos) quer vor dem Buſen von Kavala und vom Cap Aſperoſa an der Südküſte Makedoniens nur ½ Meilen entfernt. Sie iſt gegen 4 Q. Meilen groß und hat faſt runde Form. Bedeutende Berge, die ſehr feinen weißen Marmor enthalten und zum Theil ſchönen Wald tragen, wechſeln mit fruchtbaren Thälern ab, ſodaß die 6000 Einwohner ihre Exiſtenz recht wohl geſichert ſehen. Vorzüglich einträg-

Digitized by Google

lich ist ihnen das Schiffsbauholz. Kastro, das alte Thasus an der Nordküste, hat einen Hafen. Mehre unbedeutende Vorgebirge, wie das Südwest-Cap und das Südost-Cap, erstrecken sich in die See hinein. Außerdem finden sich mehre kleine Eilande in der Nähe; so zwischen der Insel und dem Festlande Taso Pulo oder Klein-Taso und die Fenor-Insel im Süden, auch La Madenna genannt. 2) Samotraki, südöstlich von Taso und südwestlich vom Busen von Enos, und vom Cap Gremia nur 3½ Meilen entfernt mit 15,000 Einwohnern auf 1½ Q. Meile. Ein hoher Berg fast in der Mitte, nur mehr östlich, beherrscht sie und flacht sich nach allen Seiten hin ab. Der Flecken Castro im Osten hat einen erträglichen Hafen. 3) Imbro (Imbros) südöstlich von Samotraki, drei Meilen vom nächsten Ufer von Galipoli entfernt, und gegen vier Q. Meilen groß mit 4000 griechischen Bewohnern. Sakria, nordwestlich, hat einen kleinen Hafen. Auch diese Insel hat neben Bergen die schönsten Thäler. 4) Limije oder Stalimene (Lemnos), die größte der hier befindlichen Inseln (7½ Q. Meile) mit 8000 Einwohnern, vom Athos sieben Meilen und vom Ufer von Anatoli acht Meilen entfernt. Durch eine schmale Landenge in der Mitte, die nördlich den Hafen Paradis und südlich den Hafen St. Antonio hat, werden die beiden Theile derselben verbunden. Nicht sehr hohe Berge bedecken auch sie, allein sie theilt keineswegs die Fruchtbarkeit der schon beschriebenen Inseln. Auch hat sie mehre Vorgebirge, nordwestlich Paläocastro, nordöstlich Blava, südöstlich Stala, südwestlich Plati. Früherhin sollen zwei Vulkane auf ihr thätig gewesen sein. 5) Strati oder Agiostrati, südlich von Lemnos, unbedeutend, und südlich und südöstlich mit einigen Eilanden. Kandia, das mit seinen kleinen Inseln eine besondere Statthalterschaft bildet, gewöhnlich aber zu den Inseln der europäischen Türkei gerechnet wird, soll nachher noch besonders erwähnt werden. — Zu den asiatischen Inseln dagegen gehören 1) Bogdscha oder Tenedos mit den nur wenig besuchten kleinen Felseneilanden Tauschan Adasi (Laguſſá), die Haseninsel, nördlich von Bogdscha, Mauronisi und Prasonisi (beide sonst Didymá geheißen) südöstlich von der Haseninsel und endlich Gauri (Calydná) nordöstlich. Bogdscha ist durch die Meerenge gleiches Namens vom Festlande geschieden, hat nur nördlich eine hohe Bergspitze und sonst Hügel, allein nicht hinreichendes Quellwasser. Ihre 6—7000 Einwohner sind zur Hälfte Osmanen, zur Hälfte Griechen. 2) Midüllü, in der Schifferſprache Mitylene, Metelino, Metali (das alte Lesbos) mit der Inselgruppe Musconisi aus 32 Eilanden bestehend, die der südlichen Seite des Busens von Edremit quervor liegen und bei den alten Griechen Ἑκατόννησον, die „Hundertinseln" in unbestimmter Zahl hießen. Nur die größere, die jetzt durch angeschwemmten Sand mit dem Festlande verbunden ist, hat tragbaren Boden; die übrigen sind Felsen. Midüllü ist eine der größten Inseln des Archipelagus, auf ungefähr 12½ Q. Meilen mit 25,000 Einwohnern geschätzt. Auch sie hat ihren Berg Olympus auf dem südlichen Theile, und ist übrigens mit Anhöhen bedeckt, die Wald tragen. Nur durch einen etwas über eine Meile breiten Kanal ist sie vom Festlande geschieden. Die beiden größten Häfen oder vielmehr Busen sind die von Kaloni und Jero, zwischen denen der Berg Olympus sich erhebt. Auch sonst gibt es noch Häfen und Rheden. Unter den Vorgebirgen befindet sich das südöstliche Sigri bei der kleinen Insel Sigri, und das südliche Petra. 3) Ipsara (38° 43′ n. Br. 43° 20′ L.) und das südwestlich befindliche, aber unbewohnte Antiipsara. Die Ipsarioten, 400 an der Zahl, uns als tapfere Seesoldaten seit dem letzten Aufstande bekannt, zogen sich 1824 die Verwüstung der Insel zu. Ihr bergiges Land trägt Wein und auch einige Südfrüchte und Baumwolle werden gewonnen. 4) Saki, die bekannte Mastirinsel, sonst Scio und Chios genannt, durch eine eine Meile breite Meerenge vom festen Lande getrennt, ist eine der angebautesten und bevölkertsten Inseln des Archipels, deren Einwohnerzahl durch den letzten Kampf und die türkische Wiedereroberung (11. Apr. 1822) von wenigstens 100,000 Köpfen auf 16,000 geschmolzen sein soll. Sie genoß mehr Vorrechte als irgend ein anderes griechisches Gebiet, und die türkischen Abgaben bestanden einzig in Mastirlieferungen, indem sich die Einwohner den Muhammedanern eben durch Anbau jenes beliebten Products empfahlen. Das Land ist übrigens gebirgig (Granit und Schiefer), und der steinige Boden wird nur durch sehr viele Quellen und durch den Fleiß seiner Bewohner so außerordentlich fruchtbar. Die Insel hat mehre Hafen, und nordwestlich das Cap St. Nikolas, südlich das Cap Masako. In der Straße von Scio, d. h. zwischen ihr und dem Festlande, befindet sich übrigens noch die Inselgruppe Spalmadore mit drei Fischereilanden und die Insel Ogni ebenfalls nur von Fischern bewohnt und besucht. 5) Nikaria oder Achikria, das alte Ikaria, drei Q. Meilen groß mit ungefähr 1000 armen Griechen. In der Mitte derselben befindet sich eine ziemlich hohe Hügelkette mit vielen Waldungen. Die fast nur in Höhlen wohnenden Insulaner leben vorzüglich von Kohlenbrennen, und ihr Wein-, Öl- und Baumwollenbau ist unbedeutend. 6) Susam Adasi, das alte Samos, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennt, und diesem durch das Eiland Nartheki fast verbunden, zählt auf seinen acht Q. Meilen gegen 50,000 wohlhabende Einwohner. Die Ebene wird durch bedeutende Berge unterbrochen, unter denen der Kertlis hervorragt. Auch das Ufer ist durch Vorgebirge, wie das Cap Samos, durch Buchten, von denen einige zu Häfen (wie der Tigali bei Cora, der Hafen Seitan) dienen und Rheden, die doch wenigstens Ankergrund haben, unterbrochen. Wasser ist nicht im Überflusse vorhanden, wird aber in angelegten Cisternen gesammelt. Die um Samos herumliegenden Eilande sind südlich Pulo Samo oder Klein-Susam, Agalhonisi südöstlich, fast nur aus einem Berge bestehend und von wenigen Griechen bewohnt, Furni oder Ferni (Ágáa) zwischen Susam und Nikaria, St. Menas und andere kleine Felsen, die aus dem Meere hervortauchen. 7) Batmos, Palmosa oder Patino, vor Alters Palmosa, bildet mit Nikaria und Susam Adasi

Digitized by Google

ein Dreieck und liegt südwestlich von letzterer Insel. Ein bergiges, aus zwei durch eine Landenge verbundene Theile bestehendes Eiland, dessen Boden den 1500 Einwohnern nicht einmal den Bedarf an Getreide hergibt. Sie ist berühmt durch des Evangelisten Johannes Aufenthalt und das ihm daselbst gewidmete Kloster Apokalypse. Sein Hafen Nestia oder della Scala wird gerühmt. Nakri sonst Hyetussa, südöstlich von Batmos, Lipsa (Lepsia) südwestlich von Nakri, Formika zwischen Lipso und dem Festlande, St. Nikolo im Meerbusen von Muntescha, Lirius, bei den Schiffern Lero, mit etwa 2000 Einwohnern auf unebenem steinigem Boden, der jedoch Südfrüchte trägt, die beiden Felsen, die Brüderchen (Fratolli) genannt, Kalmino, sonst Kalymna, südöstlich von Lero, bergig und von 300 Griechen bewohnt, die sich wenigstens eines guten Hafens erfreuen, mit mehren östlichen Inseln, sind unbedeutende Zuthaten zu den größern Inseln. 8) Istankoi, bei den Schiffern Stanchio oder Isola longa und im Alterthume Kos, liegt quer vor am Meerbusen von Istankoi und ist etwa 4¼ Q. Meilen groß. Ebenen wechseln mit Anhöhen ab, und an Wasser fehlt es nicht, sodaß seine 4000 Einwohner gut genährt sind, die überdies im Norden einen guten Hafen bei der Stadt Istankoi besitzen. Indschirli oder Nisari, Jali, beide südlich; Sanguinara und Koronata östlich, Kapra und Kaprona zwischen Kalmino und Stanchio sind nur wenig und zum Theil gar nicht bewohnte Eilande. Außerdem aber steigen mehre solche Felsen, hier und anderwärts aus dem Meere hervor, die aber höchstens Schlupfwinkel für Räuber abgeben. Piskopia (Telos) mit einem Hafen und tragbaren Boden, Symi bei dem Meerbusen von Symi am Cap Balba mit beträchtlicher Schwammfischerei, Khalki (Khalke), zwischen dieser und Rhodus, von Griechen bewohnt, die ihre Heerden im Sommer auf dem östlichen Eilande Limonia weiden lassen, sind wenigstens bewohnt und nicht unfruchtbar. 9) Rhodos, 21 Q. Meilen groß, durch einen etwa zwei Meilen breiten Kanal vom Festlande getrennt, liegt von diesem südlich, hat fruchtbaren Boden mit Bergen, Hügeln und Flächen und stark bestandenen Waldungen im Innern und zählt 20—30,000 Einwohner. Das Ufer ist zwar mannichfach zerrissen, bietet aber keinen bedeutenden Hafen dar. Unter den Vorgebirgen nennt man vorzüglich das nördliche St. Anton, das südliche Tranquillo, das westliche Kandura und das östliche Lindo. Noch liegt östlich das Inselchen St. Nikolo und südlich St. Katharina außer andern unbedeutenden Felsenriffen. Ferner rechnet man zum Archipel die Insel Koje, in der Schiffersprache Skarpanto zwischen Rhodus und Kandia, ein felsiges, fast vier Meilen großes und wenig bewohntes Eiland. Im Norden ragt das Cap Bonandria, im Süden das Cap Pernice in das Meer hinein. Außerdem liegt nördlich das Eiland Estazida, nordöstlich Skarpanton, im Süden Kaso mit einigen andern Felsspitzen. — Endlich noch nehmen wir hier sogleich auch das zu Europa gehörende Kandia, bei den Türken Kirid und sonst Kreta genannt, auf. Sie ist nach Kibris (Cyprus) die zweite Insel des türkischen Reichs an Umfang, an Einwohnerschaft die erste, und bildet auch ein besonderes Ejalet (ايالة) oder Statthalterschaft. Bekanntlich macht sie die südlichste Spitze von Europa aus, und ist 17½ Meilen vom Cap Malea auf Morea, 20 Meilen von Rhodus und 50 Meilen von der Küste von Afrika entfernt. Ihre Größe wird zwischen 188—197 Q. Meilen angegeben, und sie hat bei einer Länge von 33 Meilen nur eine Breite von 3—11 Meilen. Ihre 300,000 Einwohner sind größtentheils Griechen, die in ihrer Thätigkeit sehr durch den Druck der Türken gehindert werden. Eine Gebirgsreihe zieht sich in der Mitte der ganzen Länge nach durch die Insel, heißt im Westen die „weißen Berge" oder Lemi, und im Osten die heiligen Berge, während sich in der Mitte der 7200 Fuß hohe Psiliroti, der Ida des Alterthums, erhebt. An einigen Stellen bewahrt er fortdauernd Schnee, hat aber auf seinem Gipfel die schönsten Fichten, Cedern und Cypressen, und an den Seiten Steineichen und Ahorn. Die Berge bei Sfachia mitten in der Kette des weißen Gebirges tragen 8—9 Monate Schnee, andere bei Cydonia 4—5 Monate. Seine vornehmsten Vorgebirge auf der Nordseite von Westen nach Osten sind das Cap Buso, Spada, Melek oder Maleka, Drepani, Sassoso, Zuano, Tigani, St. Juan und Sidera, östlich Salomon, Sakro, an der südlichen Küste von Osten nach Westen in der Mitte der Insel Matala und Selino oder S. Giovanni westlicher und im Westen endlich Krio. Die Südküste ist höher als die Nordküste, die gute Häfen mit den Meerbusen von Suda und Paschio Amo hat, während im Süden sich wenig geeignete Ankerplätze finden. Die Flüsse können bei dieser Oberfläche des Bodens nur Waldströme sein, so der Geosiro, Aposelemi, Stemia, Armiro, die auf der Nordseite münden, und der Potamos, Malogniti und Zuzuro, die im südlichen Meere sich verlaufen. Der See Omalo befindet sich im Westen. Andere unbedeutende Inselchen in der Nähe sind noch nördlich Standia oder Dia, ein Kalkfelsen mit Marmor- und Alabasterbrüchen und drei an der Südseite gelegenen Häfen, aber unbewohnt, ferner die Giannisades, östlich Elase, südlich Christiana, Kalderoni, Gaidronisi, Mezzonisi, Megalonisi, Gozzo und Antigozzo und andere.

Da die im ionischen Meere gelegenen Inseln nicht unter die türkische Botmäßigkeit gehören, und die des adriatischen Meeres, wie Sassena vor dem Meerbusen von Valona, und die dem Busen von Drino quervorliegenden Eilande von keiner Bedeutung sind, wir auch die Ufer dieser Meere aus dem Vorhergehenden kennen, wenden wir uns sogleich zu dem mittelländischen Meere zurück, und erwähnen in Kibris, da das kleine Felseneiland Castell Orizo an der Küste von Tekke (dem alten Lycien), obwol von 4000 Griechen bewohnt, sowie die danebenliegende Insel Kakava, dennoch weiter keinen großen Werth für uns haben, die letzte und zugleich größte der Osmanischen Inseln. Sie wird ihrem Flächenraume nach auf 300—340 Q. Meilen geschätzt, auf denen nach Devezin 80,000 und nach Ali Bei 120,000 Menschen wohnen sollen. Vom Vorgebirge Anemur in der

Digitized by Google

Statthalterschaft Itschil ist sie gegen zehn, von Latakia in Tarablus eilf Meilen entfernt, sodaß bei dieser Angabe überall die höchstmögliche Annäherung durch die Landspitzen berücksichtigt ist. Sie dehnt sich vom Westen nach Südosten und hat wie Kandia eine Gebirgskette in ihrer Mitte, welche Äste absetzt. Im westlichen Theile hat dasselbe seine höchsten Gipfel im Oros Staveros, dem Olympos der Alten, dessen Höhe fast an die Schneelinie grenzt, und in seinem westlichen Verlaufe mit dem Cap Arnaut oder Epiphanias seine Endschaft erreicht. Auch die östlichste Spitze, das Vorgebirge St. Andrea, ist durch vulkanische Hügel mit dem Hauptgebirge verbunden, das in der Mitte der Insel noch außerdem die bedeutende Spitze St. Croce erhebt. Andere Vorgebirge sind im Norden Cormachiti, südöstlich das Cap Greco (Griega), weiter südlich Khiti, und das südlichste Gatta. Westlich von diesem ist endlich noch das Cap Blanco. Das hohe Gebirge besteht aus Hornstein mit starken Quarzadern, theils sehr schön bewaldet. Das Ufer ist überall unterbrochen und der bedeutendste Busen der von Larnaka im Osten der Insel. Es gibt mehre Küstenflüsse, die vom Gebirge herabkommen, und unter ihnen die bedeutendsten Pedio (Podacus) und Peroi der in jenen einfällt. Dennoch leidet die Insel, da alle früher angelegte Wasserleitungen theils durch Menschenhand, theils durch Erdbeben zerstört sind, an vielen Stellen Mangel an Wasser. Die beiden bedeutendern Inseleilande in der Nähe sind östlich vom Cap Arnaut Nacchio Manino und südlich vom Cap St. Andrea Denares.

Wir kehren nun zu dem asiatischen Ufer des ägäischen Meeres zurück und lernen zunächst nach dem Ausflusse der Dardanellen das Cap Jenischehr oder Janissari und Baba kennen, die die westliche Seite des Sandschak Bigha gegen das ägäische Meer hin begrenzen. Dieser Theil, an dem nur wenig nördlich vom Vorgebirge Jenischehr der Mindere oder Simois der Alten, nachdem er den Skamander, jetzt Bunarbaschi, aufgenommen, in die Dardanellen mündet, ist der ebenste Strich des ganzen asiatischen Gestades am ägäischen Meere. Sonst ist es überall felsig und von Vorgebirgen, Halbinseln, Busen und Buchten ununterbrochen zerrissen. Nördlich von Baba fällt noch der Satnios in den Archipelagus, südlich von ihm aber senkt sich sogleich das Ufer nordöstlich ein und bildet den bedeutenden Busen von Edremit (Adrampti). Uferflüsse von keinem Belange münden in ihn aus. Quervor von ihm bis zum Busen Sandraghi (Sandarlik) ragen mehre Vorgebirge (z. B. Kaloni) in das Meer, und an der nördlichen Seite dieses Busens fällt der vom Kudschetagh kommende Grimakli, der eine Menge kleiner Bäche, die gleichsam Äste von ihm, dem Stamme, bilden, an sich zieht, ein. Außerdem hat aber das Sandschak Szarukhan, das bis zum Meerbusen von Smyrna reicht, noch den vom Muradtagh herabkommenden Kodos, den Goldsand führenden Hermus der Alten. Außer andern Bergwässern fällt Manissa (Magnesia) gegenüber der Marmara in diesen ein, bis er sich selbst außer andern kleinern Zuflüssen, z. B. dem Meles, östlich von ihm in dem Busen von Ismir (Smyrna) verliert. Bekanntlich liegen in diesem mehre unbedeutende Inseln und zwischen ihm und dem geräumigen Busen von Skalanova läuft eine Halbinsel, welche die Straße von Skio bildet, mit dem nördlichen Cap Kara (das schwarze Vorgebirge) und dem südwestlichen Cap Blanc (südlich Cap Koraka) weit in das Meer und biegt sich nördlich um. Ajasaluk, das zu einem Dorfe herabgesunkene Ephesus, sieht den, durch die vom Bostagh, Kestenaustagh und Berg Molus herabkommenden Bergströme genährten kleinen Mendres an seiner nördlichen Seite ins Meer fallen, während der Busen von Skalanova mit dem Cap St. Marie, Samos gegenüber, sich verliert. Südlich vom Cap, im Angesichte der Insel Agathonisi, naht sich der große Mendres (Mäander) im Sandschak Aidin dem Meer. Auch er enteilt dem Muradtagh, nimmt den Chimrak, Kapti Su und andere Zuflüsse vom Norden her und ebenso bedeutende Ströme, die zum Theil im Babatagh und in den Sandschaks Muntescha und Tekke ihren Ursprung haben, vom Süden her, auf, und ist der letzte größere Fluß oder überhaupt der größte, den Asien in das ägäische Meer schickt. Das Sandschak Muntescha theilt seine Ufer zwischen diesem und dem ägäischen Meere, hat in jenem die Busen von Muntescha, Istankhoi und Symi, zwischen welchen letzten beiden das Vorgebirge Krio zu suchen ist, in diesem den von Marmaris, Karaguachi, Megri und Kalamaki, und die Vorgebirge Balbi, der Insel Symi gegenüber und zwischen Megri und Kalamaki, die sieben Vorgebirge oder Yedi-Burun, und schließt mit dem Vorgebirge Khelidoni (Schelidan). Das ägäische Meer nimmt in dieser Gegend nur Küstenflüsse auf, dagegen mündet in den Busen von Karaguachi der Kabbeh und zwischen den sieben Vorgebirgen und Patara der Essenide (Xanthus) aus, mit Ausschluß von Uferbächen, von denen der östlichste sich in den Hafen von Fineca ergießt. Mit dem Vorgebirge Khelidoni öffnet sich der große Busen von Antalia, der die südliche Grenze von Tekke macht. Er hat innerlich die Vorgebirge Arora, Karaburun, Selindy und schließt mit dem Cap Kharadan in Itschil. Auch liegen innerhalb mehre kleine Eilande, und seine wichtigsten Mündungen sind die der Flüsse Duden, Cestrus, Eurymedon und Mellawgat. Bedeutender sind die Gewässer, welche die Statthalterschaft Itschil durchströmen, obwol auch sie nur bloße Küstenflüsse sind. So der Alara, der bei Alaja mündet, der Erminak oder Göcksu, der Lamas nördlich von Ayasch, der Karasu oder Tersus (Cydnus), der bei Tarsus vorüberläuft, der Sihan (Sarus), der vom Taurus, nach Andern jenseit dieses Gebirges herkommt, Adana bespült, und vor seiner Mündung 540 Fuß breit ist, und endlich der Dschihun, der aus Merasch kommt, und in den Busen von Skanderun einfließt. Unter den Vorgebirgen ist das südlichste Anemur, von diesem östlich Kizliman, Cavaliere und Karadasch, mit dem der obengenannte Busen beginnt, der aus Itschil, Merasch und Haleb mehre Küstenflüsse aufnimmt, und mit dem Cap Caneir oder Porcas das östliche Ufer des mittelländischen Meeres anbeht. Auch das Ejalet Haleb hat nicht sehr wichtige Flüsse, mit

Digitized by Google

Ausnahme des Asi, der aus dem See von Antakia, jetzt Karamort, sonst Ufrenus, in welchen sich der vom amanischen Gebirge kommende Asud und Afrin ergießt, dem Busen von Suwadia in einer Breite von 120 Fuß zuläuft. Ein Binnenfluß von Haleb ist der Kueik, der vom Gebirge von Aintab herab, bei Haleb vorüber in den See Kinerin einfällt. Östlich ist der Sedschur, der dem Gebirge Merasch im Norden entsteigt und östlich in den Frat, der hier die Grenze von Rakka bildet, einfällt. Mit dem Asi oder Prontes und Arius der Alten, dessen Quellen wir nachgehen und der von Süden her die Grenze Halebs überschreitet, betreten wir zugleich das Paschalik Damas. Jener kommt vom Dschebel-el-scheikh, ist anfangs unbedeutend, fließt dann nördlich nach Hems, läuft nordwestlich nach Hama, nachdem noch vor Hems ein Arm desselben den Boheir-el-kods berührt hat, nimmt den Jermut und andere Flüsse auf, macht die Grenze von Tarablus, betritt Haleb und setzt dann seinen Weg auf die ebenbeschriebene Weise fort. Tarablus erinnert uns sogleich, an das Gestade des Mittelmeers zurückzukehren. Es hat diese Statthalterschaft eine große Menge Küstenflüsse, die alle vom Libanon herab dem Meere zulaufen, wie im Norden den Gebail (Gabala) und südwärts den Nahar-el-mulk, den Nahar-(Nahar نهر bedeutet Fluß) el-husein, den Nahar-el-bered, den Kadisch bei Tarablus (Tripoli) und andere. Auch Vorgebirge sind hier, wie Posuy, Ziaret und andere, doch ist das Gestade nicht grade durch tiefe Buchten zerrissen, indem die Landschaft die einzige bedeutende Bucht besitzt, südlich von der Stadt Akka (Akre oder St. Jean d'Acre, sonst Ptolemais) und nördlich vom Gebirge Karmel, das die südliche Spitze derselben bildet. An Küstenflüssen, die vom Gebirge herabkommen, fehlt es auch hier nicht. Am längsten fließt der Kasmije, der von Baalbek herkommt, Kelb, Selib, Aula nördlich von Bairut und der Kischon, der die Grenze zwischen dem Stamme Sebulon und Naphtali abgab, und durch die Ebene Esdrelon der obenangegebenen Bucht zuläuft. Aber auch er hat nur im Winter hinlänglich Wasser, im Sommer kann man ihn durchwaten. Eine Stunde nördlich vom Tyrus fällt der Kasemiee ein, nach einem Laufe von 25 italienischen Meilen und nachdem er den Litane aufgenommen hat. Das Ejalet Damas wird erst von Kaisarie an vom mittelländischen Meere berührt. Unter den Küstenflüssen sind die bedeutendern der Arsuf, der Nahar-elrabia, der die Ebene von Ramla bewässert, und zwischen den genannten beiden der Nahar Abi Petros, der Sorek, der von Jerusalem herkommt und als der südlichste der Besor. Außerdem aber gibt es eine Menge Binnenflüsse, und unter ihnen der Hauptfluß des alten Palästina, der Jordan, jetzt Arden (الاردن) oder in seinem nördlichern Theile der Scheriat (شريعة) genannt. Er entspringt unweit des Dschebel-el-scheikh (sonst Panius) und vergrößert sich unterwegs durch eine Menge vom Antilibanon herabstürzenden Bächen, z. B. der Rohad; der Wadi Thaleth kommt dagegen vom Berge Hauran. Südlicher kommt der Yabes und Zerka, sonst Jabbok, der auf dem basanitischen Gebirge entspringt. Dessenungeachtet tritt selbst im Frühlinge der Jordan nicht aus seinen Ufern. Sein Lauf von der Quelle bis zur Mündung in das todte Meer wird auf 34—35 Stunden geschätzt. Unweit Jericho ist er 60—90 Fuß breit und 5—6 Ellen tief. Sein Wasser ist trübe nnd mehr lau als kalt. In das todte Meer (türkisch Ula denizi, arabisch بحر اللوط, Lotsmeer) fallen überdies von Südosten her der Modscheb, Dane, Safije-el-ahsa und andere ein. Außerdem wird das Land auch von mehren Bächen, die entstehen und in ihrem Laufe verschwinden, bewässert.

Der persische Meerbusen endlich als das letzte der sieben Meere scheidet nur in geringer Breite die Statthalterschaft Basra in ihrer südöstlichsten Spitze ab, er ist aber für die ostasiatischen Provinzen des Osmanischen Reichs von der größten Wichtigkeit, da in ihnen der zum Schatt-el-arab vereinigte Frat (فرات) und Tigris (دجلة) ausmündet. Übrigens bildet das Meer die bekannte tiefe Bucht Khur Allah (خور الله).

Der Euphrat, jetzt Frat (فرات), einer der größten Flüsse Westasiens, bildet zugleich auch nächst dem Tigr das bedeutendste Flußgebiet der asiatischen Türkei, und durchströmt sie von Norden nach Süden fast in seiner ganzen Länge. Er entspringt aus zwei Quellen, der südlich gelegenen von Hasankaleh auf dem Alatagh (Aba bei Plinius, Abos bei Strabon), deren Strom nicht weit unterhalb Erzerum mehre vom Kuttagh und Kebantagh herabkommende Flüsse aufnimmt, alsdann seinen südwestlichen Lauf fortsetzt, bei Egin den Taurus durchbricht, Erzerum und zum Theil Diarbekr von Siwas scheidet, da aber, wo der Murad einfällt, vom Taurus genöthigt wird, bis zur Mündung des Acsa ganz westlich zu laufen. Der Murad ist der zweite Arm, der von Bingöl-Gebirge in der südöstlichsten Spitze der Statthalterschaft Erzerum herkommt, nach kurzem Laufe den vom Süden einfallenden Bingöl, und andere südlich und nördlich (z. B. das Wasser von Melaskerd), und zuletzt den bei Musch südöstlich vorüberfließenden Karasu aufnimmt. So läuft er westlich fort in unbedeutender südlicher Abweichung bei Jebakschur, Tadum und Palu vorüber, bis er drei Tagereisen unterhalb Erzerum und vor der durch ihre Kupfergruben bekannten Stadt Maden in Diarbekr sich mit dem andern Arme vereinigt. Von der Mündung des Aksa aus läuft er südlich, verschlingt außer andern Bächen den von Hasan Tschelebi kommenden Kischgös, sowie den aus Karaman bei Malatia vorüberströmenden Kuramas oder Karasu (Melas), von dessen Vereinigung an er sich südöstlich wendet, und den aus Diarbekr sich nahenden Arsen empfängt. Da wo er als Grenzscheide von Rakka und Merasch seinen Lauf beginnt, biegt er von Neuem südwestlich um und nimmt den Atrak Sui auf, bis er von Simasot an nur mit

Digitized by Google

geringen Abbiegungen unaufhörlich in südöstlicher Richtung seinen Lauf vollbringt. Unter den Flüssen, die ihm von Meraſch zukommen, sind der Sensia und der Sedschur die bedeutendsten. Letzterer kommt aus dem Herzen von Meraſch vom Taurus herab, fließt an Aintab vorüber, betritt bei Usumli das Ejalet Haleb, und mündet nicht weit von Menbigz ein. Der Lauf des Frat ist hier südlicher, dagegen von Beles an wieder westlicher, und nun trennt er auf der ganzen südwestlichen Seite Rakka von der Wüste, aus der ihm kleine Bäche zulaufen. Bei Rakka selbst fällt die Rakka, die von Surudsch kommt, ein und außerdem die Biredschik und Roha, bis bei Kirkesia (Kirkesium) der Khabur ankommt. Dieser entspringt bei Reseina auf dem masischen Gebirge, läuft südöstlich parallel mit dem Rakka durchschneidenden Gebirgsrücken fort, und nimmt den vom Karadschatagh kommenden, und längs des Sindschar-Gebirges und bei Sindschar selbst vorüberlaufenden Sindschar auf. Bei Zizera fällt die Hasenquelle (Ain-el-arneb), ein kleiner Fluß, ein, und zwischen Karagul und Zab setzt man den Abfluß des alten Armes des Frat, der sich anfangs in Sümpfe verläuft, später aber durch andere Zuflüsse verstärkt wieder zum Vorscheine kommt. Der nördlichste Kanal ist der Isaaks-Kanal, worauf oberhalb Enbar mehre theils den Frat mit dem kleinen Tigr, theils mit dem größern verbinden. Unterhalb dieser befindet sich der Jesus- (Isa) Kanal und mehre andere, die den Tigr bei Baghdad und unterhalb dieser Stadt mit dem Euphrat verbinden. Von Semawat an und unterhalb dieses Fleckens wendet er sich östlich, und läuft in dieser Richtung, zuletzt sogar nordöstlich, bis er bei Korna, dem alten Apamea, sich mit dem Tigr zum Schatt-el-arab ungefähr 30 französische Meilen vor seiner Mündung vereinigt. Bei Kut fällt auch der breite Kanal Hai ein, der bei Amara vom Tigr auslaufend sich südlich herabstürzt und die Grenze von Basra bildet. Es ist übrigens bekannt, daß der Euphrat in früherer Zeit seine besondere Mündung in den Khur (خور d. i. Mündung) Abdallah hatte, die ihm aber die Einwohner durch Dämme entrissen. Das Bette des Flusses ist verschieden. So sagt Niebuhr (II, 413), daß er bei Bir breiter als der Tigr bei Mosul, d. h. etwa 80 Doppelschritte oder 380—400 Fuß, wie die Elbe bei Meißen breit sei. Bei Babylon hat er 500 Fuß Breite und über zwei Mannshöhen Tiefe. Jetzt wird er nur mit kleinen Schiffen befahren und erst unterhalb Bir trägt er größere. Vor 60 Jahren ward der Strom vorzüglich von Bir bis Hilla sehr benutzt, allein durch Lässigkeit der Anwohner hat diese lebhafte Verbindung ganz aufgehört. Von Hilla nach Basra dagegen wird die Schiffahrt muntrer betrieben. Der Euphrat fließt im Allgemeinen ruhig, bildet wenig Furten und fast keine bemerkenswerthe Insel. Seine Ufer sind ziemlich überall fruchtbar, und selbst nach seiner Vereinigung bei Korna bewahrt er sich in seinem Laufe die Reinheit seines Wassers, sodaß man selbst eine französische Meile unterhalb der genannten Stadt glauben sollte, beide Flüsse seien in Lauf und Farbe durch eine Grenzlinie geschieden.

Der Tigr, oder Didschlet (دجلة) bei den Arabern, hat zwar keinen so langen Lauf als der Frat, ist aber ein bei weitem mächtigerer Strom und auch durch die Schnelligkeit seines Sturzes ausgezeichnet. Auch er hat zwei Quellen, die beide in der Statthalterschaft Diarbekr entspringen. Der größere und nordwestliche Quellenfluß führt gleich vom Anfang an den Namen Tigr, der östliche heißt Khabur. Jener hat wiederum drei Quellen, die sich bald vereinigen, bei Diarbekr vorüber kommen, den von Miafarekin sich nahenden Hausz und den aus dem Norden herabsteigenden Arzen aufnehmen, bis sie sich mit dem östlichen Tigr (Nicephorius), der von Betlis kommt, und vom noch östlichern kleinen Khabur verschlungen wird, oberhalb Kala Adschur vereinigen. Der Lauf des Stroms ist auch von nun an südöstlich, eine Menge Flüsse rechts und links bringen ihren Tribut, unter ihnen der große und kleine Zab, von denen jener bei seiner Vereinigung mit dem Hukiar das kurdische Gebirge durchbricht, von da die Grenze von Mosul und Schehrsor bildet und unterhalb Haditha mehrarmig einmündet. Der kleine Zab oder Altunsu, der im östlichern Theile jenes Gebirges seine Quellen hat, den Tahet, Injehsu und Kassu aufnimmt, mündet bei Koschab ein. Von da strömt der Tigr bei Tekrit vorüber, und entsendet gegenüber von Samarra von seinem westlichen Arme den kleinen Tigr, der sich mit den Kanälen bei Bagdad vereinigt. Von Bagdad an wird der Strom immer mächtiger, verschlingt bei Dokala die kleine Diala, und bei Suleiman-Pak die größere, die aus Schehrsor herabkommend, den Holwan, Derteng, die vom Zagros ausgehen, und andere Flüsse mit sich vereinigt. Hierauf läuft der Tigr parallel mit dem Hamrun-Gebirge, zieht unterhalb desselben den aus Khusistan kommenden Mandali und südlich von seiner Vereinigung mit dem Euphrat den Kerah an sich. Er trägt die größten Schiffe und mündet durch vier *Kanäle* (*Niebuhr.* II. Tab. XL.) in den persischen Meerbusen aus.

Binnenflüsse, die nicht zu den angedeuteten Stromgebieten gehören, die, sowie sie ihren Quellen entlaufen, sich auch wieder spurlos, ohne in irgend einen der genannten Flüsse auszumünden, verlaufen, sind wie anderwärts, so auch in der asiatischen Türkei seltene Erscheinungen. Zu ihnen würden wir als die bedeutendern höchstens vier zählen, während andere als nicht einmal beachtungswerth unberührt bleiben. Unter jenen ist der Daisan (sonst Scirtus) bei Orfa (oder Roha, sonst Kallirhoë und Edessa) einer der wichtigern. Ferner bewässert der Kueik oder Koik, der schon oben erwähnt ward, die Gärten von Haleb, während die Stadt zum Theil ihre Wasser durch Wasserleitungen aus entfernten Quellen bezieht. Er mündet in den See Kinnerin. Der Lewa-Fluß südöstlich von Damas ist gänzlich auf sich beschränkt, ebenso der Wadi-Serran und andere in derselben Statthalterschaft.

Digitized by Google

Wichtiger und größer sind einzelne Seen und geeignet, Flüsse in sich aufzunehmen, die hier zugleich mit diesen erwähnt werden sollen. Wie wir den Zügen der Berge und Flüsse von Osten nach Westen nachgingen, so wollen wir jetzt in gleicher Richtung die Seen aufsuchen und in aller Kürze ihre Beschaffenheit erwähnen. Der östlichste Balakatzi befindet sich in dem Ejalet Kars, und zwar im östlichsten Theile desselben. Er ist mehr lang als breit und an Fischen reich. Einige Bäche fallen in denselben ein, und ein größerer läuft aus demselben dem Arpatschai zu. Tschildir und Trabesun haben keinen See, Erzerum dagegen mehre, und unter ihnen den Schello, der an der Grenze von Wan und nordwestlich vom See Wan sich befindet. Er hat 1½ Meile im Umfang und kommt mithin dem Balakatzi gleich. Ihm zunächst begegnen wir sogleich jenseit der Grenze in Wan dem Nasuk-See (Arethusa), der fischreich und größer als der ebenangegebene ist, aber wie der Bulanikgöl in demselben Ejalet im Winter hart zufriert. Unstreitig der größte Landsee der Osmanischen Türkei, oder wenn wir den Angaben, daß er mit seinen Buchten 33 Meilen im Umfange hat, trauen dürfen, dem todten Meer an Größe nicht viel nachgebend, ist der See Ardisch oder Wan. Er soll vier bis fünf Meilen lang und in der Mitte zwei Meilen breit sein, wird aber bei gutem Wind in vier Stunden in seiner Länge durchsegelt. Vom Nasuk ist er durch den Seipantagh getrennt, aber durchaus noch nicht hinlänglich untersucht. Unser unglücklicher Landsmann Schulze hatte grade die nähere Kenntniß dieser Gegend sich zur Hauptaufgabe gemacht, sah auch noch den See, allein die Resultate seiner Anschauung sind theils verloren, theils noch nicht durch den Druck näher zugänglich. Das Wasser desselben ist salzig, nährt aber gute Fische, indem er unter andern Flüssen südöstlich den Koschab und nördlich von der Hauptstadt Wan den Bendmahi an sich zieht. Auf seiner Ostseite hat er drei Eilande, von denen das südwestliche von Wan, Ightimar oder Aghtamar, ein Schloß und berühmtes armenisches Kloster trägt. Ein Abfluß des Sees wird nicht bemerkt. — Mit keinem dieser Seen sind die von Diarbekr zu vergleichen, weder der Köldschek im westlichen Theile bei Kharput, noch der bei Erzen im Osten, die beide kleiner als die bereits genannten sind. So hat auch die Statthalterschaft Schehrsor nur unbedeutende Bergseen, wie den bei Bellan an der einen Quelle des kleinen Zab, in den er auch ausläuft, und den bei dem Passe Derbendpuscht nach Iran. Die große Provinz Bagdad zählt nur drei namenswerthe Seen, hat dagegen in dem untern Frat- und Tigr-Gebiete bedeutende Versumpfungen und Moräste. Unter jenen befindet sich der See Asem nordöstlich von Tekrit, in den mehre Bäche münden, während er selbst seinen Ablauf in den Tigr hat. Größer ist der bei Labata, durch den der Isaaks-Kanal seinen Weg nimmt. Auch er hat seine sichtbaren und unsichtbaren Verbindungen mit dem Euphrat. Drittens endlich ist der See Khatunije hinter dem südlichen Ausgange des Sindschar-Gebirges (36° n. Br.) an der Grenze von Rakka in dem Delta, welches der Khabur und Sindschar bilden, zu erwähnen. Er trägt ein kleines Eiland desselben Namens, sonst aber ist er wenig erheblich. Basra hat zwar keinen See, leidet aber durch die jährlichen Überschwemmungen des Schatt-el-arab, die nicht wie früher durch Unterhaltung der Kanäle unschädlich gemacht werden. Zu beiden Ufern finden sich daher Sümpfe, die das an sich ungesunde Klima noch ungesunder machen und Krankheiten befördern und unterhalten. Rakka halb Stufenland, halb Wüste, ist an sich wasserarm und in seiner südlichen Hälfte fällt kaum im Jahr einmal Regen, dagegen hat Haleb Fluß-, Quell- und sogar in einem seiner Seen salziges Wasser. Wir erwähnten unter denselben schon oben den kleinen See Kinerin, südlich von Haleb, in den der Kueik mündet, während er selbst keinen sichtbaren Abfluß hat, wol aber durch Ausdünstung sehr viel verliert. Bedeutender als dieser ist der südöstlich von Haleb befindliche Salzsee von Dschibul, in dessen Umgebung Lagunen angebracht sind, welche den ganzen Bedarf an Salz für die Provinz hergeben. Er ist lang gestreckt und außerordentlich schmal. Der dritte See endlich in Haleb ist der alte fischreiche Ufrenus, jetzt Karamort oder der See von Antakia, nordöstlich von der gleichnamigen Stadt. Sein Wasser ist süß, genährt durch den Afrin, Asud und andere Bäche, während er selbst seinen Überfluß in den Asi ausströmt. Die Uferländer Tarablus und Akka haben keinen See, wenn wir davon absehen, daß die Westseite des See's von Tabaria letzterer Provinz angehört. Dieser nämlich gehört seinem Haupttheile nach der Statthalterschaft Damas an. Er wird von dem Arden durchströmt, und an seinem südlichen Ufer beim Ausflusse des Arden lag das alte Tiberias in einer anmuthigen Gegend. Jetzt liegt der Ort an der Westseite etwas nördlicher, und der See heißt bekanntlich der See Genezareth oder das galiläische Meer (*Θάλασσα τῆς Γαλιλαίας* oder *τῆς Τιβεριάδος* jetzt بحيرة طبرية), weil er in der Provinz Galiläa lag. Seine Länge von Norden nach Süden beträgt etwa drei Meilen, die Breite eine Meile, oder nach Josephus 100 Stadien die Länge, und 40 die Breite. Sein Wasser ist kühl, süß und gesund, daher auch fischreich, und obwol seine Ufer sandig sind, so werden doch seine Umgebungen um ihrer Anmuth willen ungemein gerühmt. Ali Bei (III. 210 fg.) erzählt, daß seine nördliche Seite ganz mit Basalt, Lava und andern vulkanischen Producten bedeckt sei, und äußert die Meinung, daß der See selbst der Krater eines Vulkans gewesen sein könne. — Dieser aber ist weder der größte noch der kleinste in genannter Statthalterschaft. Ihm an Umfange zunächst folgt der sieben Stunden südöstlich von Damask gelegene Boheiret-el-merdsch oder Khoteiba von 3½ bis 4 Meilen im Umkreise. Er hat süßes Wasser, das durch mehre Bäche, nachdem sie das sogenannte Paradies von Damaskus bewässert und sich im Barrada (sonst Arfana) vereinigt, herzugeführt wird. Der See hat dadurch Aufmerksamkeit erregt, daß sein Wasserstand zu jeder Zeit sowol in den Regenmonaten

Digitized by Google

als im hohen Sommer derselbe bleibt, ohne daß irgend ein Abfluß bemerkbar wäre (*Ali Bei* III. 231.). Der Bahr-el-cods, der sich im Westen von Hems ganz schmal nach Süden hinzieht, erhält vom Antilibanon sein Wasser und gibt seinen Überfluß durch eine südliche Ergießung in den Asi ab. Der nördlichste See, hart an der Grenze des Gebiets von Haleb, ist der Zerga, westlich vom Berge Uscherun. Er ist wie ein anderer kleiner nordwestlich vom Boheiret-el-merdsch (Boheiret heißt: Meerchen, d. i. kleiner See) Salzsee. Ohne nun viel von dem unbedeutenden See Hule, um nicht zu sagen Teich, durch den der Arden, ehe er in den See von Taberije einfällt, fließt, zu bemerken, gehen wir sogleich zu dem sogenannten todten Meere, das, bei den Türken den Namen Ulu Denisi und bei den Arabern den des Meeres Lots (بحر لوط oder لوط بحيرة) trägt, über. Dieser zwischen 31° und 32° Br. befindliche, von Anhöhen eingeschlossene Landsee liegt an der Südostgrenze des alten Palästina in ganz vulkanischen Umgebungen, weshalb auch Edrisi zur Erinnerung ihn den Sodom- und Gomorra-See (بحيرة سادوم وغامورا) nennt. Über seine Größe sind die widersprechendsten Berichte im Umlauf und der Wahrheit am nächsten kommen unstreitig die Angaben des Josephus zu 540 Stadien, d. i. 12¼ teutsche Meilen, Länge vom Norden nach Süden, und 150, d. i. 3¼ teutsche Meilen, Breite. Damit stimmt auch Forbin (Voyage dans le Levant, ed. II. p. 99) so ziemlich überein, nur bestimmt er die größte Breite auf höchstens zehn französische Meilen. Korte (S. 187) dagegen gibt übertriebene Nachrichten. Sein Wasser ist so gesalzen und mit Alaun geschwängert, daß keine Conchylien und Seegewächse, und auch keine Fische darin dauern. In 100 Theilen Wasser, berichtet Hassel, sind $\frac{1}{10}$ Theile Salz und davon $\frac{4}{10}$ salzsaure Bittererde, $\frac{1}{100}$ salzsaure Kalkerde und $\frac{1}{100}$ salzsaures Natrum. Was nur in die Nähe des Sees kommt, wird von Salz inkrustirt, und sogar schwere Körper schwimmen oben. Die Umgebungen sind eine schauerliche Einöde, und mehre Meilen weit in dem von unsichtbarem Dunst angefüllten Thale wächst kein Grashalm, athmet kein Thier. Westlich ist sogar der Boden salzig und verbrannt, und häufig zeigt sich auf der Oberfläche schwimmendes Asphalt (daher die Benennung bei Josephus *Λιμνη Ασφαλτιτις*), der östlich seine unterirdischen Quellen hat. Das Wasser ist ungenießbar und überhaupt von der früher so fruchtbaren und bevölkerten Gegend keine Spur mehr. Auch dieser See hat keinen Abfluß, obwohl außer dem Jordan eine Menge andere Bäche in ihn einmünden.

Je mehr Seen in der Statthalterschaft Damaskus bemerkenswerth waren, desto weniger gibt es in Itschil, Merasch und Siwas. Nur Teichen oder Weihern begegnet man in den genannten Provinzen und unter diesen sind noch die bedeutendsten in Itschil rechts und links vom Vorgebirge Karadasch in der Nähe des Busens von Skanderun und des Ortes Mallos. Ganz anders sieht es in Karaman und Anatoli aus. Karaman hat selbst einen Salzsee im nordwestlichen Theile der Provinz in geringer nordöstlicher Entfernung von Tusla, der hinreichend Salz für Karaman und einen Theil von Anatoli hergibt, und auch der See von Arkseraï heißt. Hier ist aber der östliche von den beiden neben einander befindlichen zu verstehen, denn von dem näher bei Tusla gelegenen wird eine gleiche Ergiebigkeit nicht gerühmt. In der Nähe des erstern werden die größten Salinen der ganzen vorderasiatischen Halbinsel angetroffen. Der bedeutendste See von Karaman ist aber der im alten Isaurien und im jetzigen Sandschak Begschehr befindliche lange, aber schmale See von Begschehr zwischen dem Sultantagh und dem Kurun, der sein Wasser dem See von Sidischehr zuschickt. Beide nähren in ihrem süßen Wasser viele Fische. In sie mündet auch der Siglah aus, und der kleine von Aigara kommende Aigara. — Der See von Konia im Osten derselben Stadt ist zwar unbedeutend, befindet sich aber in einer höchst fruchtbaren Ebene, durch welche der Bach Meram in ihn ausläuft. Ganz im Westen der Provinz und unmittelbar bei der Stadt Akschehr nördlich sieht man den See von Akschehr, der fast von allen Seiten Bäche, unter ihnen den Akarsu, in sich aufnimmt. Er steht mit dem Bulowadin in Verbindung und ist bedeutender als der See von Ladik, den der Igdunsu durchströmt. Noch befindet sich nördlich vom See von Begschehr und am südlichen Fuße des Sultantagh der Korali, einer der größern Binnenseen der Provinz. Alle die genannten Süß-Wasser-Seen versehen ihre Uferbewohner mit schmackhaften Fischarten, größer aber als sie sind die von Anatoli. Diese an Umfang bedeutendste Statthalterschaft des ganzen Osmanischen Asiens, der nun die von Bagdad sich an die Seite stellen kann, schließt auch die meisten Seen in ihr Gebiet ein. Unter gleicher Breite mit dem zuletzterwähnten See (38°) und hart an der Grenze von Karaman begegnen wir zuerst im Sandschak Hamid dem See Igirdir mit den beiden Eilanden Dschanadasi und Nisadasi. Er ist 10 Ellen tief, 4½ Parasange, d. i. gegen 3 Meilen, lang, zwei Meilen (3 Parasangen) tief, und nur etwas über 3 Meilen vom See Burdur, der westlich, aber unter demselben Grade der Breite liegt, entfernt. Dieser wird zur Länge von 60 und zu einer Breite von 40 Miglien angegeben, ist mithin bedeutend größer als der obengenannte. Südwestlich von diesem am Fuße des Babatagh, südlich und nordwestlich von Bazarkhan, sind zwei mehr Weihern ähnliche Wasserflächen. Größer als beide zusammengenommen ist der Ufa-Rasi-See, nördlich von Muntescha, an dessen Nordwestspitze der Mendres vorüber in das ägäische Meer ausläuft. Der schlammige Salzsee von Karahisar zwischen Karahisar und Eskihisar ist ebenso unbedeutend wie der von Marmara östlich von Marmara im Sandschak Sarukhan. Mehr Aufmerksamkeit verdienen der See Uluabad in der Mitte des Sandschaks Khodawendkiar, der den Sendschan und Edrenos in sich aufnimmt, und durch jenen in das Meer von Marmara abfließt, und der Ajan-See, östlich von Isnik (Nikäa) im Sandschak von Kod-

Digitized by Google

scha Ili. Vor Alters hieß er Ascanius, und er ist bei weitem umfassender und tiefer als der Sabandscha, nördlich von Sabandscha, in demselben Sandschak. Westlich von Ulubad in Khodawendkiar liegt ein zweiter zwischen ihm und dem See von Bigha, südöstlich von der gleichnamigen Stadt. Alle übrigen, wie die im Sandschak Boli (Efnanli, Karagöl, Tusligöl, Mogigöl), der See Yenigöl, nordöstlich von der Stadt desselben Namens, der See Balikesri im Sandschak Karasi, sind kaum der Rede werth, und werden nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Die Strömung der Flüsse und ihr Fall ist zugleich der sicherste Maßstab für die Abdachung und die Neigung des Bodens. In der europäischen Türkei ist unstreitig die fühlbarste Senkung zwischen dem Balkan und den Karpaten zu Folge des Stromgebietes der Donau, die nächst dem Tigr in sämmtlichen türkischen Staaten den größten Sturz hat, zu suchen. Die übrigen europäischen Länder verflachen sich natürlich ebenfalls nach den sie umgebenden Meeren, nur ist die Neigung vorzüglich nach dem adriatischen und ionischen Meere hin weniger bemerkbar, während das ägäische und das Meer von Marmara flachere Ufer haben, die sich nach dem Innern der eigentlichen Halbinsel sichtlich erheben. Hier und im Stromgebiete der Donau ist auch das Flachland, wenn auch nicht in vielen unabsehbaren Ebenen, zu suchen. Diese würden überdies selbst weniger wünschenswerth sein, weil dadurch das klimatische Verhältniß und dessen wohlthätiger Einfluß aufgehoben würde. In dem ebenso sehr von Gebirgen durchzogenen Osmanischen Asien finden wir ebenfalls im Laufe der beiden Hauptströme Frat und Tigr die flachste Neigung. Sie umfaßt das Paschalik Bagdad mit Basra und der Wüste, und senkt sich nach dem persischen Meerbusen herab. Alle andere Ufer sind steiler und in geringerer oder weiterer Entfernung von Bergreihen begleitet und durch Vorgebirge zerrissen. Am meisten Neigung hat hier noch das mittelländische Meer, wenn wir von dem sogenannten todten Meer absehen, in das sich der Jordan und andere Flüsse ergießen. Die größte Ebene findet sich hier in dem untern Gebiete von Bagdad, das aber die Ufer des Frat und Tigr ebenso versandet und unfruchtbar werden sieht, wie die flachen Uferstellen am mittelländischen Meere, die von Jahr zu Jahr durch angeschwemmten Sand zwar größer aber ungenießbarer werden, da nichts geschieht, was der Wirkung des Meeres Einhalt thun könnte. Auf diese Gegenden und Erscheinungen werden wir jedoch später zurückkommen. Die eigentlichen fruchtbaren Gefilde sind in beiden Halbinseln des Osmanischen Reiches die weiten, zum Theil natürlich wasserreichen Thäler, die von den Gebirgen begrenzt den schönsten Ackerboden und die herrlichsten Viehweiden enthalten. An sie schließen sich die Strom- und Ufergebiete an, und in jenen wie in diesen findet sich ein Boden, dessen Ergiebigkeit dem sicilianischen nicht nur nichts nachgibt, sondern ihn selbst übertrifft. In dem Sandschak Salonik sind die Weizenfelder so üppig, daß sie abgeweidet werden oder auf andere Weise Erleichterung erhalten müssen, wenn die Halme nicht ersticken sollen. Überall ist mit Ausnahme des steinigen Gebirges die lehmige, mit Thon und Kalk abwechselnde Unterlage von höchst productiver Erde überdeckt, die sich zur Tragung aller Gewächse, die das Klima zuläßt, eignet. Die Berge und ihre rauhere Luft begünstigen das Gedeihen der nördlichen Pflanzen, und nichts ist mehr zu bedauern, als daß trotz dieser herrlichen Vegetation und der Möglichkeit, fast sämmtliche Ländereien in ein lachendes und üppiges Fruchtfeld umzuschaffen, die Cultur des Bodens dennoch auf unverzeihliche Weise durch die Trägheit der Einwohner und ihre Furcht, durch Mehrertrag, als der Bedarf verlangt, die Habsucht der Beamten zu reizen, vernachlässigt wird. Die Oberfläche gewährt zwar nicht überall einen vortheilhaften Anblick; kahle Felsen und rauhe Abhänge, z. B. im Gebiete von Janina, trockenes wasserloses Erdreich, wie im Gebiete von Kerkilissa, steinige Erdlagen, z. B. am Perserin-Gebirge und im Sandschak Delonia, wilde Schluchten, weite Striche und Haiden, mit unnützem Strauchwerke besetzt, öde, von Menschen verlassene Flächen, selbst an den größten Heerstraßen des Osmanischen Europa, z. B. von Rusdschuk nach Constantinopel, fehlen nicht; allein schlecht betriebener Ackerbau, eine alles tiefern Blickes entbehrende Staatsökonomie und der jede freiere Betriebsamkeit hemmende und unterdrückende Geist des Beamtenwesens nebst vielen andern Ursachen tragen die Schuld, daß selbst jene gepriesenen Landstriche unbenutzt gelassen werden. Selbst die Sumpf- und Steppengegenden an der Donau und die bedeutendern Sandstriche im Herzen Makedoniens würden durch Anwendung verständiger und regsamer Hände nach und nach aufhören, der Befruchtung unbesiegbare Hindernisse entgegenzustellen.

Großartiger sind schon oben zum Theil angedeutete Ebenen und wüste Flächen des Osmanischen Asiens. In seinen nördlichen Ländern gestatten die mächtigen Gebirgszüge zwar jene nicht, wenn wir die umfassenden Thäler von ihnen, wie billig, ausschließen, dagegen treffen wir sie in dem Anhange der vorderasiatischen Halbinsel, in den zwei bewohnten sich südlich herabziehenden Länderstrecken, die die Ejalet von Soristan und Bagdad bilden, in um so größerer Ausdehnung. Beide schließen zu gleicher Zeit die große syrische Wüste, die mit der arabischen in Verbindung steht, ein, und wenn dasselbe System der Verwaltung fortdauert, werden sich ebenso von Jahrhundert zu Jahrhundert auf der einen Seite die noch besuchten Oasen jenes öden Gebiets verlieren, wie die schon immer sich vergrößernden dürren Strecken der beiden genannten Ländermassen sich vermehren. Noch ist z. B. das herrliche Flachland von Damaskus bis zur Wüste der Cultur fähig, zumal da der Libanon ein milderes Clima auch gegen Osten hin sichert, aber schon heute sind nur arabische Bauern, sogenannte Fellahs (فلاح d. i. ein Ackerbautreibender) und nomadisirende Horden die einzigen Bewohner desselben, indem jene sich mehr an der bessern westlichen Seite festgesetzt haben, diese schon östlich in das Gebiet der Wüste hinüberstreifen.

Digitized by Google

Nicht beſſer ſteht es mit den ſüdlichern an dieſe Grenze anliegenden Ländereien. Nur Beduinen durchziehen im Oſten des Jordans und des todten Meeres bis zur wirklichen Wüſte hin den tragbaren, ſelbſt nicht einmal waſſerarmen Boden, und die Ebene von Hauran, die früher ſo bewohnt war, ſieht jetzt ſchon den Feind aller Cultur in ähnlichern Ländern, den Flugſand ſich feſtſetzen. Deſſenungeachtet iſt die Abdachung vom Gebirge nach der Wüſte in jenen ſogenannten Ebenen keineswegs in Flachland verwandelt, vielmehr ſind es Hochebenen, die ſich noch immer gegen 2000 Fuß über das Meer erheben. Alles öſtliche Land bis zum Ufer des Frat iſt vollkommene Wüſte, und ſo nicht weniger ein großer Theil des alten Gebiets von Meſopotamien oder Dſchezira (جزيرة) d. h. Inſel, als das vom Frat und Tigr eingeſchloſſene Land ſo geheißen. Das Ejalet Rakka in ſeinem ſüdlichen Theile von Rakka an, öſtlich und ſüdlich bis zur Grenzſtadt Ana, hat nur durch die Anſchwemmungen des Frat und Khabur einige wohl angebaute Uferſtriche erhalten, iſt aber ſonſt in ſeiner ganzen Ausdehnung ödes, von Sand überdecktes Land, der nur einer harten grauen und weißen Erde Raum macht. Da Quellwaſſer hier etwas Seltenes iſt und die Hitze glühend auf der Fläche ruht, ſo iſt faſt jede Vegetation erſtorben, und nur die Thiere der Wüſte und da und dort einzelne Beduinenſchwärme ſuchen die Ufer oder das Quellwaſſer und ſeine Umgebungen auf. Nicht weniger unbeſucht und jeder Cultur unfähig iſt die Wüſte Sindſchar, ſüdöſtlich und ſüdlich vom Sindſchar-Gebirge und öſtlich vom ſüdlichen Theile des Ejalet Rakka. Sie gehört dem Baſchalik Bagdad an und zieht ſich ſüdlich herab bis dahin, wo früher die Kanäle zwiſchen dem Frat und Tigr das Land befruchteten. Allein obwol ſie von da an in ihrer Breite aufhört, windet ſie ſich doch ſchmäler zwiſchen dem Frat und Tigr bis zum 30° Breite hindurch, und auch hier haben beide Ströme herrlichen Boden an ihren Ufern angeſchwemmt, der bei richtiger Benutzung eine beneidenswerthe Ergiebigkeit zur Folge haben würde. Jene angedeutete feſte weißliche und grauliche Erde, mit Selenit und Seeſalz verſetzt, verwandelt hier die Sonne in Staub. Selbſt die Gegend um Bagdad kann ſich nur einer mittelmäßigen Fruchtbarkeit rühmen. Glücklicher iſt in dieſer Beziehung die Umgebung von Basra, dagegen hat durch Vernachläſſigung des früher beſtandenen Bewäſſerungsſyſtems, das ſogenannte durch den Hai-Kanal und den Frat und Tigr umſchloſſene Delta ſeinen Werth verloren, indem es ſeine Fruchtbarkeit mit dem gleichnamigen ägyptiſchen Ländergebiete theilte. Zu beiden Theilen des Fluſſes der Araber (Schatt-el-arab شطّ العرب) findet man ſelbſt wenig Holzungen, und Bäume von hohem Wuchſe ſind eine ganz ſeltene Erſcheinung; nur Buſchholz, Schilf und Geſträuch, die einen ſehr traurigen Anblick gewähren, ſind hier zu Hauſe. Die ſyriſche Wüſte wird jährlich ein- oder höchſtens zweimal von einer nach Damaskus und Haleb beſtimmten Karawane durchzogen, ohne daß irgend eine Spur für die Züge der kommenden Jahre von den vorhergehenden zurückbliebe. Deſſenungeachtet hat das übrige Meſopotamien auch ſeine Schönheiten. Berge wechſeln mit geſegneten Thälern ab, und grüne Hügel unterbrechen die kahle Fläche.

Noch iſt Einiges in aller Kürze zur Beſchreibung der Oberfläche über die vorhandenen Waldungen hinzuzufügen. Sie ſind von der Art, daß ſie ein höchſt ſegensreiches Klima vorausſetzen. So hat Rumelien an den Seiten ſeiner Gebirge die Thäler durch hohe Cypreſſenwälder bekränzt, die mit Waldungen von Fichten, Eichen und Kaſtanien abwechſeln. Die Berge Makedoniens ſind bis an den Gipfel voll Laub- und Nadelholz und im Sandſchak Salonik hat man durch unzeitige Vertilgung der ſchönſten Wälder nur der Fruchtbarkeit des Bodens geſchadet. Zu jenen Forſtbäumen kommen in andern Theilen, z. B. in Nikopoli, Buchen und in Tirhala gedeiht die prächtige Platane, während Janina, ſowie das ganze Arnaut, Semendra und andere Sandſchake Eichenwälder tragen, die die Axt kaum berührt hat, und die vielleicht ein Alter haben, das höher hinaufreicht, als Menſchen in ihre Nähe gekommen ſind. Nirgends findet ſich ſchöneres Schiffsbauholz in ſolcher Menge, das zugleich als Handelsartikel faſt den einzigen Reichthum der Bewohner ausmacht. Zwar wechſeln mit dieſen wohlbeſtandenen Wäldern auch nackte Gebirge, wie im Sandſchak Perſerin, wo ſtatt des genießbaren Wildes nur reißende Thiere hauſen, und in andern Diſtricten thürmen ſich Felſen auf Felſen, allein neben dieſen Blößen ſchichtet ſich auch wieder Wald an Wald, ſodaß dieſelben Anhöhen ſehr bald wieder ihr wildes Anſehen mit einem freundlichern Eindrucke vertauſchen. Aber nicht minder hat die aſiatiſche Türkei ihre tauſendjährigen Waldbeſtände. Hier gibt es außer den obengenannten Baumarten in Anatoli ganze Wälder von Kirſchbäumen, dagegen die Eiche nur in den nördlichern Sandſchaken in ihrer Majeſtät ſich erhebt. Ebenſo tragen die Gebirge Anatoli's, vorzüglich gegen das ſchwarze Meer hin, herrliches Nadel- und Laubholz, haben aber auch ihre Blößen und erheben zum Theil ihre Gipfel nackt gegen den Himmel empor. Auch das Binnenland hat ſeine Waldungen, weniger gut beſtanden ſind aber die Anhöhen gegen das ägäiſche und mittelländiſche Meer hin; ihr Fuß iſt mit Buchsbaum, Eichen, zum Theil auch mit Fruchtbäumen bepflanzt. Doch ſtößt man hier und da am mittelländiſchen Meer auf tragbaren Waldboden, mit dichten Holzbeſtänden. Selbſt in Bithynien, z. B. im ſüdöſtlichen Theile (jetzt Khodawendkiar) findet ſich auf den Bergen üppiger Baumwuchs, und die Gegend der ſieben Vorgebirge am mittelländiſchen Meere handelt ſogar mit Bau- und Brennholz nach Ägypten. Ebenſo wiſſen wir, daß das alte Lykien ſchönes Nadelholz in den größten Waldungen beſitzt. Seine brauchbarſten Hölzer ſucht aber Anatoli im Sandſchak Kaſtemuni, von wo auch ein Theil des Schiffsbauholzes für die Werften des ſchwarzen Meeres geholt wird, zumal da neben dem Nadelholze die Eiche vortrefflich gedeiht. Gleichen Ruhm theilt mit ihm die weſtliche Grenzprovinz Boli, wo die-

Digitized by Google

selben Hölzer mit der Knoppereiche angetroffen werden, deren Ertrag ein dem Gärber so unentbehrliches Mittel zur Garmachung seines Leders hergibt. Am ägäischen Meere hat die Landschaft Troas oder das Sandschak Bigha ebenfalls ganze Waldungen, die neben den Knoppern Galläpfel und Terpentin in Menge hergeben. Die Gebirge der Provinz Itschil haben fast sämmtlich kahle Gipfel, dagegen auf der Mitte hohes, zu jedem Bedarfe brauchbares Holz. In ihr sind die Waldungen von Adana für jene Gegend den Osmanen von unschätzbarem Werth. Überhaupt ist dieser Punkt zugleich der südlichste, der in seinen Sandschaken, wovon das eigentliche Itschil fast nur ein einziger Wald ist, die herrlichsten Wälder voll der nutzbarsten Bäume, wie Eichen, Buchen, Cedern, Cypressen, Wachholder, Fichten und Mastix, hat. Aber auch hier sind nur die nördlichen Züge so üppig besetzt, während man in andern Theilen selbst nackte Gipfel sieht. Südlicher und schon in Rakka fehlt jede Art Holz, und in den Ebenen herrscht sogar da und dort drückender Mangel. In sämmtlichen Provinzen Soristans, von denen Akka allein in der Nähe von Kaisaria einen Eichenwald hat, bedient man sich zur Feuerung nur des zusammengesuchten Gestrippes und mannichfacher Surrogate, vorzüglich des Düngers. Auch Fruchtbäume müssen aushelfen. Nur der Libanon und Antilibanon versorgt seine Bewohner, aber ebenfalls nicht überall, mit dem nöthigen Bedarf. Am meisten bewaldet ist er in Tarablus, indem hier die Westseite mit Eichen, Cypressen, Cedern, Feigen, Maulbeerbäumen und andern Frucht- und Forsthölzern bedeckt ist, davon aber kommt der Ebene nichts zu gut, und in Haleb findet sich der Bedarf nur in den entlegensten Strichen. Fast in eben dem Grad entbehrt Bagdad und Basra des nöthigen Bedarfs an Forstholz. Letztere Stadt und ihr Gebiet behilft sich mit der Dattelpalme, mit deren Plantagen das ganze Land bedeckt ist, und deren Stamm so stark wird, daß er selbst Bretter und das zu den Frat- und Tigrschiffen nöthige Baubolz hergibt, übrigens aber zu Brennholze dient. Bagdad dagegen entbehrt in seinen Ebenen sogar diesen Ersatz. Nur die kurdischen Gebirge gegen Osten sind gut mit Holz bestanden und die nördlichen Districte beziehen Eichen, Eschen, Platanen, Fichten, Nuß- und anderes Holz aus den nordöstlichen und nordwestlichen Waldungen, während das flache Land meilenweit nichts als einzelne Fruchtbäume aufzuweisen hat. Allein grade aus den entgegengesetzten Gründen sieht sich das nordische armenische Hochland derselben, fast der unentbehrlichsten Brenn- und Baumaterialien beraubt. Im Süden erstickt die brennende Sonne und der wasserlose Boden jede Vegetation, daß der Forstbaum nie zu völligem Auswuchse kommt, hier sind es die Kälte, der Schnee und die furchtbar hohen Felsenwände, auf denen höchstens nur bis zur Mitte die Pflanzenwelt sich erhält. Im Hochgebirge von Erzerum trifft man weder eine Platane, noch Eiche. Die Pappel, die Weide, die Wachholderstaude und anderes Gebüsch versieht mit Noth den Bedarf einzelner Districte, andere Striche sind hier, wie selbst in Wan, holzlos, während in letzterer Provinz auf dem kurdischen Hochlande doch schon wieder die Esche und Eiche gedeiht. Noch glücklicher sind in dieser Beziehung Kars und Schehrsor, welche letztere Statthalterschaft sogar in ihren Ebenen schöne Waldungen besitzt. Kars erfreut sich in seinen fast undurchdringlichen Waldungen einer seiner größten Reichthümer, dagegen müssen bei der jetzt herrschenden Sorglosigkeit für die Nachwelt in Tschildir, wo in einzelnen Districten schon Mangel an Holz sich bemerkbar macht, die Vortheile, die Boden und Klima der Forstcultur gewähren, verloren gehen. Der hohe Waldbestand gibt nur noch das nöthige Bau- und Brennholz zum Theil her, und kann nicht mehr mit dem Nachbarstaate Trabesun wetteifern, der bekanntlich nebst Kastemuni am ganzen schwarzen Meere das ausgesuchteste Holzmaterial für die größten Bauten und Flotten liefert. Daneben tragen die Anhöhen ganze Wälder von Fruchtbäumen, die das Land zu einem wahren Obstgarten machen, und Eichen, Buchen und Schwarzholz wechseln mit Cypressen und Cedern ab. Allein das eigentliche Obstland der asiatischen Türkei ist Siwas, denn hier drängen sich die ausgedehntesten Wälder von Kirsch-, Äpfel-, Birnen- und Nußbäumen in solcher Fülle aneinander, daß in andern Gegenden etwas Ähnliches vergeblich gesucht wird. Allein nur die gebirgigen Gegenden befördern das vollkommene Auswachsen der Forstbäume, zu denen hier auch die Ulmen zu rechnen sind, und dieser Reichthum ist nicht das Eigenthum einzelner Districte, sondern überall bieten die Wälder Holz, als den einträglichsten Ausfuhrartikel dar. Mosul selbst als Hauptstadt hat kaum hinreichend Holz, dagegen versorgt das kurdische Gebirge und die Waldungen des Sindschar die Striche an der Ost- und Westgrenze. Unter den noch übrigen Statthalterschaften Diarbekr, Merasch und Karaman finden sich die Waldungen am gleichmäßigsten in Merasch und Diarbekr vertheilt. Merasch ist durch die Größe und Stärke seiner Cedern berühmt, mit Ausnahme der ebenen Stellen, da nur die Höhen bedeutende Waldungen tragen, und Diarbekr kann sich hinwieder einer ansehnlichen Mannichfaltigkeit von Baumarten rühmen, die Merasch nicht hat. Zu den gewöhnlichen Laub- und Nadelhölzern kommt dort noch der Ahorn, der Kastanien- und der Terpentinbaum. Karaman endlich hat nur im Süden an der Grenze von Itschil dichte Wälder, der Norden dagegen ist um so mehr entblößt. Hier finden sich nur Fruchtbäume oft in meilenweiter Entfernung von einander, und die schöne Ebene von Konia ist als holzlos allgemein bekannt. La plaine, sagt Ali Bei (III, 299), qui est toute argileuse, n'offre pas un seul arbre.

Wie gut der Boden sowol in Europa als in Asien sein müsse, beweist seine Productivität, die theils natürlich ist, theils durch Bestellung erhöht wird und bei weitem mehr erhöht werden könnte. Auch die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse hängt von ihm, obwol zum größten Theile vom Klima ab. Daß er im Gebirge steinig ist, darf ebenso wenig wundern, als daß es in Europa und Asien auch in der Ebene mehre rauhe und unfruchtbare Strecken gibt. Im Ganzen aber ist der Boden fett und

Digitized by Google

ergiebig, obwol man behaupten will, daß er in frühern Zeiten noch ergiebiger gewesen sei. In Anatoli ist der lehmige Grundthon gelblich und röthlich, dieser aber wechselt mit der schönsten, schwersten und schwärzesten Gartenerde ab. Selbst in Karaman, wo es viele dürre Stellen gibt, ist er doch durch seine Leichtigkeit zu dem Gedeihen einer Menge Erzeugnisse geeignet, sonst sind im ganzen Osmanischen Asien zum großen Theile die Hauptbestandtheile des Bodens die von Anatoli. An den Gestaden sind sandige Stellen häufig, nur daß sich einzelne Provinzen vor den übrigen auszeichnen. Trabesun z. B. kann in gebirgigem Ackerboden ebenso wenig mit den Binnenländern wetteifern als das arme armenische Hochgebirge. Hier ist das an und für sich steinige und trockene Land noch überdies mit Salz und Salpeter versetzt, sodaß nur reichliche Bewässerung den Bewohnern den Lohn ihrer Mühe sichert. Ein gleiches Verhältniß findet aber auch in den südlichen Provinzen statt, wo nur Wasser die Grundbedingung alles Gewinnes ist. Das Binnenland, z. B. Diarbekr (دیار بکر), gestattet eine doppelte Ernte der Feldfrüchte; allein alle diese Erscheinungen der gesegneten Länder, die schon im Alterthume sprüchwörtlich waren, sind näher zu besprechen, wenn von der Cultur überhaupt die Rede sein wird.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Inseln, so theilen sie im Allgemeinen alle jene Erscheinungen des Festlandes. Auch hier hat man Thal und Berg zu unterscheiden. Jene sind die ergiebigsten Eilande und haben den fruchtbarsten Boden, diese tragen die prächtigsten Wälder. So Taso, Samotraki, Imbro, nicht aber die größere Limije, deren Armuth an Feld und andern Früchten, sowie an Holz, bekannt ist. Glücklicher als diese sind die größern zu Asien gehörenden Inseln des ägäischen Meeres. Susam Adasi (Samos), Midúllú, Saki und Rhodus vereinigen mit zum Theil kalkigem, leichtem und dürftigem Boden den gesegnetsten Fruchtboden, und die bergige Gegend, vorzüglich auf Midúllú und Rhodus, haben zum Theil große Waldungen von Tannen, Fichten, Eichen, Eschen, letztere mit der Platane auch auf dem wasserreichen Flachland. Kirid (کریت Kandia) hat seinen fruchtbarsten Boden im Norden, und was es an dürren, steinigen und leichten Strecken hat, wird durch Bewässerung leicht tragbarer gemacht. Das Gebirge liefert die hochstämmigen Fichten, Cedern und Cypressen, und die Abhänge Steineichen und Ahorn. Auch die auf Kibris befindlichen aus Hornstein, der mit Quarz durchschichtet ist, bestehenden Gebirge tragen neben nackten Felsen auch gut bestandene Waldungen, welche die von der Insel benannte Cypresse zum großen Theil ausfüllt. Wie die Flur und ihr Boden bestellt sein, oder welchen Flors beide fähig sein müssen, deutet am besten die Vermuthung an, daß die schönste aller Göttinnen sich auch den schönsten aller Gärten zum Aufenthalt gewählt haben wird.

Dagegen fehlt es aber auch in allen Theilen, auf dem Festlande sowol als auf den Inseln, nicht an vulkanischem Boden. Wer erinnert sich hier nicht der Erdbeben, die allein die Hauptstadt des türkischen Reichs heimsuchten? Aber nicht nur sie, sondern das ganze Uferland an dem Mare di Marmara, am ägäischen Meer und vorzüglich die ganze thrakische Küste sah schon oftmals ihre sämmtlichen Städte in wenig Augenblicken von Grund aus zerstört. So stürzten im J. 1356 in einer Nacht nicht nur die Häuser am thrakischen Gestade über den Köpfen ihrer Inwohner zusammen, sondern selbst niedrige Mauern wichen und die Wälle borsten von einander, um einem andern drohenden Unglücke, den unter Urchan hereinbrechenden Türken, den Zugang zu öffnen. Galipoli wurde das Jahr darauf eine um so leichtere Beute der Osmanen. Allein schon oben wurde angedeutet, daß das jetzt durch Meer und Meerengen von Asien getrennte Europa im hohen Alterthume mit jenem zusammengehangen haben muß. Das Ufer an beiden Seiten steht zerrissen da, Buchten und Vorgebirge wechseln mit einander ab, und diese wie das ganze übrige Gestade mit den zwischen beiden Welttheilen mitten inne liegenden Inseln tragen sammt und sonders die Spuren vulkanischer Bestandtheile an sich. Der Boden zerriß oder versank, und machte dadurch den vom schwarzen und weißen Meer einströmenden Fluthen Platz. Zu gleicher Zeit waren früher und zum Theil noch jetzt jene Erschütterungen mit Überschwemmungen verbunden. Nachrichten aus der Zeit der byzantinischen Kaiser melden, daß z. B. 1332 ein Theil der Stadtmauern von den Meeresfluthen niedergerissen ward, daß zwölf Jahre später die Ufer zehn Stadien weit mit Wasser überdeckt waren, Erscheinungen, die nicht zum ersten Mal in jener Zeit sich ereigneten, sondern nur Wiederholungen früherer ähnlicher Verwüstungen waren. Es ist hier der Ort nicht, letztere historisch zu verfolgen, oder eine Geschichte der Erdbeben jener Gegend zu schreiben, allein um die Kraft, mit der sie sich hier kund thun, näher kennen zu lernen, und zu wissen, wo der am meisten und stärksten vulkanischen Erschütterungen ausgesetzte Boden im Osmanischen Reiche zu suchen sei, ist es geographisch nöthig, auf einige nähere Angaben hier einzugehen. Nach den bisher gemachten Erfahrungen ist die dalmatische und syrische Küste nächst der thrakischen der Boden des Festlandes, auf dem Erdbeben zu Hause sind. Keine Gegend ist gegen Dalmatien hin ihnen mehr ausgesetzt, als die Statthalterschaft von Janina und Iskenderije. Im J. 1667 ward, um nur einen Beweis anzuführen, ganz Dalmatien mit den nahen Inseln und den Gebirgen des Festlandes, so erschüttert, daß in Ragusa allein 5000 Menschen ihren Tod fanden. Viermal wich das Meer zurück, und setzte die Schiffe im Hafen auf's Trockene, viermal kehrte es zerstörend wieder und aufwirbelnder schwarzer Staub vom Lande verfinsterte den Tag. Acht Tage lang zuckte die ganze Küste, und Inseln und Städte wurden in Schutt verwandelt. — Der griechische Archipel selbst war seit Jahrhunderten ein schaffender und vernichtender Feuerherd. Mehre Inseln erhoben sich in Folge des vulkanischbewegten Meeres. Die Kameni entstanden 1707 im Juni, Nia, Haloni und andere früher. Bosnien und

Digitized by Google

die angrenzenden innern Länder empfinden dagegen weniger oder höchst selten leichte Erschütterungen. Auch im Meere von Marmara erscheint die größte der Prinzeninseln, Prinkipos, ganz vulkanisch und aus aufgelöstem Quarz, Granit und andern Massen bestehend. Die Halbinsel Galipoli hat in ihrem kreidigen Erdboden und kalkigen Hügeln Muscheln, und um Malta sieht man eine 20 Fuß über das Meer emporragende Sandbank, die früher mit Asien in Verbindung gestanden zu haben scheint. Die Mündung des Kanals von Constantinopel ins schwarze Meer zeigt an beiden Ufern Merkmale eines Vulkans, die in weiter Entfernung verfolgt werden können. Auf Spuren von den Wirkungen unterirdischen Feuers deuten die daselbst befindlichen zerstückelten und verschobenen Felsmassen, die Mischungen des Gesteins und der Erdschichten und die lockern Brüche allenthalben hin. So finden auch die Insulae Cyaneae, die sonst Symplegades hießen, ihre Erklärung. Sie schlügen immer zusammen, glaubte der gemeine Mann, was aber nur auf einer optischen Täuschung beruhte. Gegenwärtig sind es nur noch sehr kleine Felsen, die das anströmende Wasser unaufhörlich benagt. Auf dem europäischen Gestade erstreckten sich vom schwarzen Meer in den Kanal hinein die vulkanischen Spuren wenigstens eine Meile weit, und man darf sich daher nicht wundern, daß Constantinopel selbst, Bithynien und die ganze südliche Küste des schwarzen Meeres die Folgen dieses Bodens tragen müssen. Fürchterlich selbst nur noch in der Erinnerung lauten die Berichte der zerstörenden Erschütterungen, die, wie schon oben angedeutet ward, jene Hauptstadt von Zeit zu Zeit heimsuchten. Nur kurz mögen aus byzantinischer Zeit die merkwürdigsten Jahre hier stehen, die dadurch ihrer Vergessenheit entrissen wurden. Im J. 358 ward der Bischof vom Nikomedien unter Schutt begraben, 478 unter Zeno stürzte die Statue der Kaiserin Theodora von ihrer Säule, 483 und 487 bebte die Erde abermals, und im J. 527 fand der Patriarch Euphrasius unter den Trümmern der einstürzenden Gebäude seinen Tod. Justinian der Große sah die Residenz siebenmal (533, 542, 544, 548, 554, 555 und 558) erzittern, und beim letzten Male stürzte sogar der Dom der Sophienkirche herunter. Am 24. April 611 bebte der Boden das erste und letzte Mal im 7. Jahrh., dagegen richteten im 8. Jahrh. (732 und 640) zwei bedeutendere Erdstöße auch bedeutendern Schaden an. Bei dem ersten stürzte die Kirche der heiligen Irene zusammen, bei dem zweiten die Statue des Kaisers Theodosius. Allein alle diese Erschütterungen waren nur geringe Vorläufer des fürchterlichen im J. 875 unter dem Kaiser Michael ganz Asien von den Ufern des Nils bis an die des Bosporus durchbebenden Erdstoßes. Das Vorgebirge von Laodicea fand im Meere sein Grab und über 400,000 Menschen wurden das Opfer der über sie zusammenstürzenden Wohnungen. Ein Drittel des neuaufgeführten Domes der Sophienkirche ward im J. 987 von Neuem hinuntergeworfen, Erdbeben folgten auf Erdbeben und im J. 1033 zitterte der Erdboden 140 Tage unaufhörlich, und die Kirchen von Constantinopel und Jerusalem begruben unzählige Leichen. Im J. 1037, 1038 und 1040 erzitterte bei letzten beiden Stößen außer Constantinopel auch die thrakische Küste und der Boden von Smyrna. Ein anderer Stoß folgte 1064, und 1296 stürzte die Statue des Erzengels Michael zusammen. Im J. 1305, 27. Jan. und 8. Aug., fühlte das erste Mal blos Constantinopel, das zweite Mal aber auch der ganze Archipel, Syrien, Ägypten, Rhodus und Kandia die Erschütterung (s. v. Hammers Constantinopolis und der Bosporos). Aber auch die Osmanischen Sultane erlebten ähnliche Zerstörungen in ihrer Hauptstadt und dem Reiche. Nach der obenerwähnten ersten begleitete unter Murad II. 1430 (26. Febr.) die zweite zugleich die Pest. Die Mauern von Thessalonika wurden zerstört, und der Zerstörung folgte die Einnahme der Stadt durch die Türken. Das fürchterlichste aller Erdbeben, das in die Osmanische Zeit fällt, ereignete sich am 14. Sept. 1509. 109 Moscheen, 1070 Häuser, die doppelten Landmauern und zum Theil die auf der Seite des Meeres, die sieben Thürme, die Mauern des Serai, zusammen eine Strecke von 1040 Ellen Stadtmauern von Constantinopel, die Kuppeln der Moscheen Bajesid's II. und viele andere wurden in kleine Stücken zertrümmert. Mehre Tausend Menschen wurden erschlagen, uud 45 Tage bebte die Erde im ganzen Osmanischen Reich, in Europa und Asien. Die halbe Stadt Tschorum versank in die Erde, die Festungswerke von Galipoli stürzten ein, und Demitoka ward ein Schutthaufen. Das Meer schüttete seine Wassermassen über die Mauern Constantinopels und Galata's in die Stadt, und nur die christlichen Kirchen standen wohlerhalten aufrecht. Selbst der Sultan Bajesid brachte zehn Tage unter einem Zelt in seinem Garten zu, und als er sich nach Adrianopel flüchtete, bebte auch dort die Erde fürchterlich. Später unter dem Wüstlinge Selim II. (starb 12. Dec. 1574) fielen 400 Häuser ein, und unter Murad III. (1592) mehre Kuppeln und ein Theil der Stadtmauern. Ibrahims Thronbesteigung folgte alsbald (1642) ein Erdstoß (2. Jan.), und 1653 (23. Febr.) ward Kleinasien so erschüttert, daß in mehren Städten die Gebäude und zu Güselhisâr die halbe Stadt zusammenstürzten, und an letzterm Ort allein 3000 Menschen begraben wurden. Vierzig Tage lang wiederholten sich die Zuckungen der Erde und da und dort quoll schwarzes Wasser hervor. Im J. 1667 stürzten Städte und Berge ein, halb Erfendschan ward verschlungen und in Mosul traf viele Gebäude ein gleiches Schicksal. Constantinopel sah (5. Juni 1690) mehre Kuppeln an der Moschee des Eroberers und auch einen Theil der Stadtmauern einstürzen. Unbedeutender waren die Erdstöße von 1698 und 1703, wo vorzüglich die Gerichtsbarkeit von Denisli viel litt, und von 1712. Am 19. Oct. 1719 fielen die Landmauern Constantinopels abermals ein, und mehre Dome borsten von einander, die Stöße kehrten nach einer Stunde zurück, und drei Tage lang zitterte die europäische und asiatische Küste; in Nikomodien, zu Karamursal und anderwärts fielen die größten Häuser ein, und im Jahre 1752 wurde

Digitized by Google

Hassa fast verschlungen und in Adrianopel die größten Bauwerke beschädigt. Zwei Jahre später trafen gleiche Erschütterungen Constantinopel und Adrianopol zu gleicher Zeit. Vom 2. zum 3. September bebte die Erde in letzterer Stadt 14 Mal, und 50 bis 60 Menschen kamen um. Endlich ereignete sich noch eine der fürchterlichsten Erderschütterungen für Constantinopel am 22. April 1766, deren Schaden auf eilf Millionen Piaster berechnet ward. Viele der größten Staatsgebäude, die Mauern und Moscheen erlitten eine allgemeine Niederlage, und wie immer, ward auch diese Naturerscheinung als ein untrügliches Wahrzeichen vorbedeuteter politischer Unglücksfälle angesehen. Zu wiederholten Malen sind auch seit jener Zeit die Erdstöße nicht nur in Constantinopel selbst, sondern auch an dem schon oft genannten Gestade zurückgekehrt, und jeder neue Tag kann neue Zerstörung herbeiführen.

Wie die Gebirgsmassen der europäischen Türkei Spuren vulkanischer Ausbrüche nicht deutlich an sich tragen, so lassen sich auch auf dem Taurus dampfende oder Feuer speiende Krater nicht nachweisen. Wenigstens hat die neuere Zeit keine Erfahrungen der Art gemacht. Dagegen hat Anatoli hier und da, abgesehen von seinen Gestaden Europa gegenüber, vulkanischen Boden. Ja, es wird berichtet, daß westlich von Tekirowa in Tecke zu Janar am Mittelmeere Höhlen gesehen würden, aus denen Feuerflammen und Rauchsäulen hervorbrächen. Naphtaquellen und vulkanische Producte anderer Art beweisen wenigstens, daß eine unterirdische Thätigkeit herrschte. Auch Rakka hat vulkanischen Boden, allein nur diesen, denn Äußerungen desselben kennt man seit Menschengedenken nicht, und die dortigen als vulkanisch erkannten Hügel bilden unregelmäßige Gruppen, nicht zusammenhängende Bergreihen. Dagegen hat Syrien bereits durch Erdbeben die traurigsten Zerstörungen erfahren. Haleb, Latakia, Damaskus und andere Städte Syriens tragen sämmtlich die Spuren derselben an sich. So bebte z. B. am 17. Febr. 1659 die Erde gewaltig zu Haleb, es stürzten Moscheen und andere Gebäude zusammen, und auch dieses Mal suchte der Moslem hierin ein Wahrzeichen der strafenden Gottheit für begangenen Frevel. Latakia sah durch einen Erdstoß am 26. Apr. 1796 früh neun Uhr einige Minuten zwei Drittel seiner Häuser in Schutt, und alle andere waren mehr oder weniger beschädigt, 1500 Menschen waren umgekommen, mehr noch verstümmelt worden. Über zwei Monate lang suchte man die Leichname und Kostbarkeiten unter den Trümmern hervor, und vor drei Monaten kehrte ein großer Theil der Einwohner aus Furcht nicht in die Stadt zurück. Das Meer war ruhig, die Luft still, der Himmel etwas in Nebel gehüllt und die Sonne schien bleich. Doch erfolgte der Sturz der Häuser so schnell, daß selbst die in dem untern Stocke Wohnenden nicht über die Schwelle weg sich in's Freie retten konnten; 400 Arbeiter kamen bei einem einzigen Gebäude um. Wie heftig der Stoß war, wird überdies daraus erklärlich, daß nach Oliviers Beicht der Boden mehre Toisen gehoben wurde. Derselbe Reisende erzählt, daß im Dec. 1795 sein eigenes Wohnhaus zu Haleb durch eine Erschütterung mehre Risse empfangen habe. Auch aus früher Zeit wissen wir, daß die Städte Phöniciens und Syriens, z. B. Sidon, Beritus, Cäsarea, Antiochia und andere mehr oder weniger durch Erdbeben heimgesucht wurden, und noch jetzt lesen wir oft genug ähnliche Nachrichten. So besteht ferner der Boden von der Jakobsbrücke an zwischen dem See von Hule und Taberia bis nach Safa südwestlich von Damaskus nur aus Lava, Basalt und andern vulkanischen Erzeugnissen. Alles ist schwarz, porös oder angefressen. Auch ist die ganze übrige Oberfläche mit losgelösten vulkanischen Steinen von drei oder vier Zoll Größe bis zu einem Fuß im Durchmesser, alle schwarz, porös und angefressen, als ob sie eben erst aus dem Krater hervorgegangen wären, überdeckt. Vorzüglich sind, je mehr man sich Safa nähert, die Risse und die vulkanischen Anhäufungen so furchtbar, daß den Beobachter Schauder überfällt, wenn er an die Zeit denkt, wo diese Massen mit Getöse aus dem Innern der Erde hervorgeschleudert wurden. Die Aushöhlungen und die Risse enthalten Wasser, so schwarz wie Tinte, und fast immer stinkend. Daß das Land ehedem Vulkane trug, beweisen auch mehre kleinere Krater jener Ebene. Ferner ist der See von Tiberias oder das sogenannte galiläische Meer auf seiner Nordseite ganz mit Basalt, Lava und andern vulkanischen Auswürfen übersäet. Man baute daselbst mit diesen Massen Häuser und andere Behältnisse. Daß das todte Meer selbst vulkanisch und seine sämmtlichen Umgebungen vulkanischer Natur sind, hat die Sage überliefert aus alter Zeit und bestätigt die Gegenwart. Der mit Salztheilen durch und durch geschwängerte Boden enthält zum Theil eine pechartige, zähe, stinkende Masse und man hat den See selbst immer für einen eingestürzten Vulkan gehalten. Schwefeldünste steigen noch jetzt über ihn auf, so wie Rauchsäulen nicht seltene Erscheinungen sind.

Ebenso sind die türkischen Inseln keineswegs von Erdbeben frei. Von Prinkipos wurde bereits oben gesprochen und ebenso von der Beschaffenheit der Ufer des ägäischen Meeres. Auf Limije will man zwei Vulkane entdeckt haben, die aber seit Jahrtausenden als solche sich nicht bemerkbar gemacht haben. Dagegen wird Kirid noch immer von fürchterlichen Erschütterungen heimgesucht, und Kibris hat ebenfalls wiederholt durch sie gelitten. Die stärkste bisher bekannte erstreckte sich über die ganze Insel Kirid von Osten nach Westen (1490) und der dadurch angerichtete Schaden war beträchtlich.

Daß von der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, vorzüglich von hohen Gebirgszügen, zum Theil das Klima bedingt ist, wissen wie Alle, und da, wie oben gezeigt wurde, gewaltige Gebirgskämme als die natürlichen weithin laufenden Grenzen, beide türkische Halbinseln in einzelne Länder scheiden, so muß auch das Klima in den verschiedenen Landestheilen ein verschiedenes sein. Dennoch wird im Allgemeinen das Klima in der ganzen europäischen Türkei als höchst mild gepriesen. Allerdings müssen die Länder zwischen den Karpaten

Digitized by Google

und dem Balkan mehr von Winter fühlen, als das eigentliche Rumelien. In Bosna liegt trotz der milden Jahreszeiten der Schnee demnach bisweilen ganze Wochen auf der Fläche, und dasselbe muß auf dem Gebirge in einem verhältnißmäßig gesteigerten Grade stattfinden, sowie auch die Kälte nach der Höhe zunehmen muß. Dennoch ist der Winter überall weniger streng als in Teutschland, und nur die Ost- und Nordwinde belegen die Donau bisweilen mit starkem Eise, das jedoch bei der Schnelligkeit des Sturzes immer nur Treibeis ist. Früh blühendes Strauchwerk, wie die Haselstaude, entfaltet seine Knospen frühestens im Januar und spätestens im März. Ihm folgen im April die Obstbäume und das Korn wird anfangs Juli überall als völlig reif geerntet, und im August der Wein gelesen. Selten sinkt das Thermometer auf 8 oder 10° unter 0, und Nachtfröste stellen sich in einigen Provinzen bisweilen selbst im April ein. Die Wärme ist im Verhältnisse zu Teutschland im Sommer drückend, und nur durch die Nordwinde wird sie fühlbar unterbrochen. Ganz anders ist das Verhältniß südlich vom Balkan. Nach und nach wird bis zum Gestade eine künstliche Wärme im Winter immer entbehrlicher, und Frost bei Tage ist in Constantinopel eine seltene Erscheinung, sowie das Thermometer bei Nacht gewöhnlich nicht über 3° unter den Gefrierpunkt fällt. Dessenungeachtet fror doch zuweilen, obwol stets Jahrhunderte von einem Male zum andern vergingen, der Hafen und der Kanal jener Stadt zu, und selbst das Marmormeer setzte Eis an. So wissen wir schriftlichen Nachrichten zufolge, daß der Bosporus, soweit jene reichen, nur siebenmal zufror, zum letzten Male 1755. Seit der türkischen Herrschaft war es erst einmal (Ende Januars 1621) geschehen, daß man zu Fuß auf dem Eise von Europa nach Asien gehen konnte. Dagegen war unter dem byzantinischen Kaiser Arkadius das Meer 20 Tage und ebenso unter Romanos (928 und 934), und unter Dukas (1232) zusammengefroren, und unter Constantin Kopronymos trieb das Meer Eisschollen, und fror (763) bis hundert Schritte vom Ufer zu, sodaß vom Treibeise die Stadtmauern erschüttert wurden. Der constantinopolitanische Himmel wird übrigens noch dadurch besonders angenehm, daß im Sommer der Nordwind und im Winter der Südwind daselbst herrscht. Jener weht so regelmäßig, daß er sich täglich gegen Mittag erhebt, und bis zum Abend anhält, dieser kommt meistens kalt an, weil er von den Schneefeldern des Olympus herweht, und bringt überdies Kopfweh, Abspannung und Ermattung mit sich, die häufig in Lebensüberdruß übergeht. Hitze und Kälte sind also im Allgemeinen gemäßigt. Der Frühling kündigt sich in den schönen Tagen des Februars an, wird aber durch den schnellen Wechsel der Winde häufig ungenießbar. Vom Mai an herrscht die schöne Jahreszeit ununterbrochen bis zur Sonnenwende. Der Nordwind kühlt alsdann die Hitze, die zu Ende August's auf das Höchste steigt, ab, und bereitet die kostbare Kühle der Nächte vor. Regengüsse, die jedoch nie über acht Tage dauern, machen die Hitze noch erträglicher. Der Herbst tritt mit den gewöhnlichen Stürmen ein, und Regengüsse begleiten sie oft bis über die Hälfte des Octobers, wo der stets heitere und oft bis über die Wintersonnenwende hinaus dauernde Herbst beginnt. Mit Anfange des Jahres kündigt sich der Winter an, der kaum sechs Wochen dauert, und Schneegestöber, das von Thrakien kommt, in seinem Gefolge hat; doch auch diese dauern höchstens drei Tage, sowie auch der Schnee nie länger liegen bleibt (vgl. v. Hammer Const. und Volksp. S. 30 f.). Pouqueville (Voyage II. 173) theilt die Tage so ein: Jours pluvieux, soixante-six; neigeux, quatre; brumeux, six; temps couvert, vingt; variable, quarante; avec tonnerre, quinze; jours sereins, sans presque aucune altération, deux cent cinquante-quatre. Ist dieses das Klima unter dem 41. Grade nördlicher Breite, so muß vom 40. Grad an der südliche Himmel sich in seiner ganzen Schönheit entfalten. Galipoli und Salonik fühlen bereits seinen Einfluß. Eine fast immer reine Luft, eine regelmäßige Temperatur machen das Glück der Bewohner aus, und erhöhen den Reiz der Natur zu einer vollendeten Schöpfung. Nicht weniger glücklich ist zum großen Theil das Osmanische Asien. Zwar scheiden sich hier die östlichen Provinzen klimatisch bei weitem mehr von den übrigen, indem auf dem armenischen Hochgebirge die Temperatur nicht dieselbe mit der am mittelländischen Meer oder mit der südlichen von Bagdad sein kann. Schon in Anatoli ist natürlich das Klima mehr warm als kalt; Schnee in der Ebene ist eine Seltenheit, nur auf den Bergen fällt er und er hält sich selbst so lange, bis das Thal schon in seiner Blüthe dasteht. Der Winter zeigt sich nur in seiner veränderlichen Witterung und löst sich gewöhnlich in Regengüssen auf. Mit seiner Milde steht die Hitze des Sommers im Verhältnisse, die Monate Juni, Juli, August sind auch dort die heißesten; wo keine Bewässerung statt findet, verdorrt die Flur und die Erde reißt in Sprüngen auf. Der reichere Thalbewohner sucht dann oft seine Zuflucht im Gebirge, während der ärmere sein Heil von den kühlenden Seewinden erwartet. In jenen heißen Monaten bleibt fast aller Regen aus, und selbst nicht einmal ein Gewitter bringt Erfrischung, da diese sich nur mit Eintritte des Frühjahres, Herbstes und im Winter zeigen. Zum größten Glück für die animalische Natur ist dabei die Luft immer rein und von Oben gesund, wenn nicht irgend eine örtliche Ursache schädliche Ausdünstungen befördert. Ebenso rein und gesund ist sie am ganzen schwarzen Meere, nur wird, jemehr das Land sich dem Hochgebirge Armeniens nähert, die rauhe Jahreszeit fühlbarer, während das Klima im Allgemeinen immer noch höchst mild ist. Auch haben diese Seeprovinzen in dem Nordostwind ein vortreffliches Linderungsmittel der drückenden Sommerhitze, und der Unterschied der Temperatur zwischen Thal und Berg schon in Trabesun ist so groß, daß die Bewohner des rauhen Gebirges in Wohnungen unter der Erde Schutz suchen, und selbst Gerste und andere gleichzeitige Früchte nicht zur Reife kommen. Noch im Juni (am 8.) fand Kinneir das Gebirge drei bis vier

Digitized by Google

Fuß hoch mit Schnee bedeckt, und die Kälte war, indem es zugleich schneiete, so heftig, daß die Reisenden erstarrten. Im Thale von Trabesun dagegen hatte man sich einige Tage vorher zur Kornernte angeschickt. Immer näher nach Armenien zu verläßt auch die milde Temperatur die Landschaft, und das rauhere Klima behält die Oberhand. Die Thäler sehen sich, z. B. in Tschildir, mit hohem Schnee bedeckt, und das Gebirge bewahrt diesen bis weit in die schönere Jahreszeit hinein. Ist es dann auch in den Thälern heiß und befördert Klima und Boden das Gedeihen der gewöhnlichen Südfrüchte, so verhindert dagegen der spät verschwindende oder früh wiederkehrende Winter ihre Zeitigung. Die mithin neben Anatoli an seinen Gestaden am schwarzen Meere glücklichste Provinz bleibt immer Siwas, das auch den Regen leichter entbehrt, da Bäche und Flüsse das Land sattsam tränken. Die Hitze, durch die Seewinde gemäßigt, wird nicht drückend, und Sommer und Winter begrüßen sich freundlich ohne jenen Kampf der Natur, der in kältern Gegenden eintritt. Der auch manchmal in den Thälern fallende Schnee bleibt selten über 24 Stunden sichtbar, dennoch nöthigt die Kälte bisweilen die Einwohner, Zuflucht zum Kohlenfeuer zu nehmen. Die kälteste und deshalb auch die ärmste Provinz im ganzen Osmanischen Reich ist unstreitig Erzerum. Die Vegetation erliegt selbst in den sonst heißen Sommertagen den kalten Nächten. Außer, daß der Schnee sechs Monate lang die Erde fast beständig bedeckt und in den Schluchten derselbe das ganze Jahr hindurch liegen bleibt, fällt selbst im Juni noch bisweilen Schnee, und da und dort gefriert sogar Eis. Frei von den Merkmalen des Winters ist fast kein Monat, denn schon im August kehrt der Schnee zurück, hält aber erst vom October an aus und verschwindet allmälig mit dem Monat August. Dasselbe Klima beherrscht Kars, da es dasselbe Hochland hat. Dagegen fällt mit diesen in den andern Provinzen auch die Strenge des Winters. So hat Wan zwar noch viel Schnee, aber das Klima ist mild, die Jahreszeiten sind regelmäßig, die Hitze im Sommer fast unerträglich, und der Boden nur durch Bewässerung fruchtbar. Die andern dem Hochplateau nahen Provinzen, wie Diarbekr und Merasch, haben zwar, zumal das erstere, einen noch kalten Winter und auf den Bergen lange Schnee; allein im Ganzen ist das Klima mild und in den Thälern der Sommer sehr heiß. Karaman als Binnenland ohne jeden erfrischenden Seewind muß natürlich einer fast unerträglichen Hitze erliegen. Den im Sommer gänzlich fehlenden Regen ersetzt, wie z. B. in Anatoli, ein starker Thau, und nur die Gebirgsgegenden können von Kälte sprechen; aber nur insofern als ein sehr geringer Grad künstlicher Wärme ihn völlig erträglich macht. Dasselbe ist in Itschil der Fall, da aber hier mehr Gebirge ist, hat auch dieses einen etwas strengern Winter. Die Thäler sind ebenfalls einer außerordentlichen Hitze ausgesetzt, gleichwie die an und für sich einer milden Temperatur genießenden, aber doch den von Afrika wehenden Südwind stark empfindenden Küstenstriche. Akka bildet nur noch zum Theil ein Vorland des Hochgebirges, und somit muß hier die Hitze vorherrschend sein. Wirklich ist auch der Winter wenig fühlbar. Auf den Ebenen zeigt sich gleichsam nur der Schnee, und allein im Norden kennt man den Frost. Wären auch hier nicht die Winde des Mittelmeeres, die zum großen Glücke den ganzen Tag wehen, ein sehr wohlthätiges Abkühlungsmittel der heißen Monate, zu denen selbst noch der October gehört, so würde die Temperatur unerträglich sein. Die Regenzeit fällt im Januar und Februar, und nur weniger heftig im October und November. Daher fand Olivier z. B. in Orfa zu Anfange des März die Witterung veränderlich und so kalt, daß es zuweilen fror, ja zwei französische Meilen nördlich von der Stadt fiel im Gebirge Schnee, der aber augenblicklich wieder schmolz. Nordwestlich blühten dagegen schon Hyacinthen und Schotengewächse, und so harmonirt hier die Temperatur, in dieser Jahreszeit wenigstens, mit der von Haleb, wo die Luft gemäßigter ist, als man glauben sollte, und deshalb auch sehr gesund. Dasselbe sagt Kinneir von Antakia, wo ebenfalls weder die glühende Hitze des Sommers, noch die Strenge des Winters bekannt ist, und das Klima wenigstens um 15° kälter ist, als in Tarsus und Adana. Nur der Nordwind macht den Winter fühlbar und hält dieser einige Tage an, so sinkt bisweilen das Thermometer auf 4—5° unter 0, während es sonst sich bei Tage 8—10° über 0 hält, und des Nachts 2° über 0 steht. Der Schnee zeigt sich höchstens im December und Januar und dessenungeachtet ist selbst im Sommer der gewöhnliche Thermometerstand nicht höher als 25—26°, der nur bisweilen durch die heißen Wüstenwinde auf 28—33° gesteigert wird. Der Regen fällt im Frühjahr am stärksten, im Winter und Herbste weniger. Im Sommer ist der Himmel stets heiter und die Luft durchaus gesund. Die hier bekannten ansteckenden Krankheiten sind mithin keine Folge der Temperatur. Von den Uferländern hat aber unstreitig Tarablus das glücklichste Klima für die Naturen, die einen schnellen und starken Temperaturwechsel (von 18 bis 30°) vertragen können, insofern dieser nämlich nicht an demselben Orte stattfindet, sondern durch geringe Entfernung von einem Orte zum andern erreicht werden kann. Die Ebene ist heiß, wie die arabische Wüste, das Gebirge kühl wie die Alpen und dabei das Land nur ein schmaler Küstenstrich. Doch erhält sich auch die Ebene durch den von Morgens neun Uhr bis zum Sonnenuntergange wehenden Südwestwind und die kühlen Nächte in blühender Vegetation. Dieselben Wohlthaten genießt Akka, doch hat die Ebene mehr von der Hitze zu ertragen, und die Luft ist hier nicht ganz so gesund wie in Tarablus. Das Klima von Damas ist im Allgemeinen angenehm, nicht zu kalt im Winter, und die große Hitze im Sommer wird durch die Kühle des Wassers, durch die Einrichtung der Gebäude und durch die Schatten der Bäume in dieser Gegend wenigstens sehr gemildert. Die Jahre, wo Schnee in der Stadt fällt, sind seltener, im Gebirge sieht man ihn dagegen jeden Winter. Die Ost- und Westwinde sind die gewöhn-

Digitized by Google

lichſten, ſie wehen aber unregelmäßig. In der Zeit vom April bis November iſt Regen etwas Seltenes, in den übrigen Monaten fällt er regelmäßig, aber nicht heftig, und immer zu Folge der Weſtwinde. Im April und bisweilen ſchon Ende März ſchmilzt ſelbſt der Schnee im Gebirge, die hohen Gipfel verläßt er nie. Daher hat Damas den Vortheil, ſtets Eis zu wohlfeilem Preiſe zu beſitzen, dennoch kennt man nur durch Schneewaſſer abgekühlte Getränke, nicht aber das Eis, wie es bei uns genoſſen wird. Das Thermometer hat gewöhnlich 17 bis 20° als niedrigern oder höhern Wärmeſtand. Im Allgemeinen alſo vereinigt Soriſtan alle Zonen, die heiße am Fuße der Gebirge, die gemäßigte in dem mittlern Theil, und die kalte auf den höchſten Gipfeln. Auch hier kühlen die Winde vom mittelländiſchen Meeee die heiße Luft ab, und die Küſte wird die Nacht über ſelbſt durch den Landwind genießbarer. Vorzüglich heiß iſt die Gegend nach der Wüſte hin, wo ſogar der Beduine nicht gern hauſen mag. Der Regen fehlt im Sommer gänzlich, wird aber durch ſtarken Thau einigermaßen erſetzt. Im October tritt wie in Damas ſo im ganzen Paſchalik die Regenzeit ein, weicht mit dem November und macht einem heitern Herbſte bis zu Anfange des Neujahrs Platz. Die Wintermonate Januar und Februar ſind ſtürmiſch und haben oft Gewitter in ihrem Gefolge. Im Februar kehrt jedoch die ſchöne Jahreszeit zurück, der Horizont wird wolkenloſer und die Luft iſt wie immer rein und geſund. Schehrſor und zum Theil Moſul ſind noch glückliche Stufenländer. Die Atmoſphäre iſt heiter, im Sommer der Himmel unumwölkt, faſt ohne allen Regen, allein das Land liegt hoch genug, und hat ſo viele ſchützende Wälder, daß Menſchen und Flur, da es an Wäſſerung nicht fehlt, ſich ſehr wohl befinden. Das Gebirge hat das ganze Jahr hindurch Schnee, und ſeine Bewohner müſſen im Winter vor der Kälte ſich durch Feuerung zu ſchützen ſuchen. Heißer iſt Moſul, deſſen Ebenen ohne die regelmäßigen Winde vom Mittelmeere her faſt unbewohnbar ſein würden. Der vom Junius bis September wolkenloſe Himmel bringt faſt nie einen Regenſchauer. Dieſe gehören dem Winter, dem Frühjahr und dem Ende des Herbſtes an. Überhaupt iſt der Winter ſehr veeänderlicher Natur, da ſeine Strenge oder Milde ganz von der Himmelsgegend abhängt, aus der die Winde wehen. Das heißeſte obwol an und für ſich ſehr geſunde und von anſteckenden Krankheiten freie Klima hat unſtreitig Bagdad, wo ſich ſelbſt, während der heißen Monate die Einwohner einen großen Theil des Tages in den Keller verkeiechen und bei Nacht auf den Terraſſen ſchlafen, ohne nachtheilige Folgen davon zu empfinden (Description du Paschalik de Bagdad. Par *M*... Paris 1809. p. 7). Zu Ende Aprils zeigt das Thermometer ſchon 18° und ſteigt ſelbſt bisweiten in dieſem Monat auf 22°. Anfangs Juni iſt der gewöhnliche Stand 30 und 31°, und im höhern Sommer, wo der Nordweſtwind glühend heiß über Bagdad herfährt, die Bazars geſchloſſen und die Straßen menſchenleer ſind, hält eine Wärme von 35° ſelbſt bis zum Abend an. Von 10 Uhr Morgens geht man in die ſogenannten Serdab (سرداب) oder unterirdiſchen Behältniſſe, die zu Zufluchtsörtern vor der Hitze beſtimmt ſind. Die Abendkühle ruft die Bewohner wieder hervor, ſie ſteigen auf die Teeraſſen, eſſen, vergnügen, unterhalten ſich und ſchlafen da. Gegen das Herbſt-Äquinoctium tritt an die Stelle der Hitze eine Veränderlichkeit der Winde, die, ſo lange das Gebirge von Kurdiſtan und Perſien noch keinen Schnee trägt, dennoch die Tage heiß genug laſſen. Selbſt Ende Septembers und Anfang Octobers ſieht man den Himmel heiter, aber die Winde ſind veränderlich. Der Weſtwind allein bringt etwas Regen nach Bagdad, immer aber in das mittlere und obere Meſopotamien. Um die Jahreswende, vorzüglich zu Anfange des Januars, fällt bisweilen bei Nacht das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und kleine Waſſerflächen bedecken ſich mit einer dünnen Eisrinde, bei Tage aber wechſelt es zwiſchen 10 und 4°, das Klima iſt ſomit hier heißer als ſelbſt in Unterägypten und in dem ſüdlicher gelegenen Basra, weil hier den Tag über ein regelmäßiger Südoſtwind vom perſiſchen Meerbuſen her weht. Der höchſte Stand des Thermometers iſt 32°, und dennoch iſt die große Hitze von Bagdad mit ihrem ſchnellen Luftſtrome bei weitem erträglicher als die feuchte gemäßigte Wärme von Basra. Die Atmoſphäre von Bagdad iſt übrigens ſo rein, daß ſelbſt in der Nähe des Tigr weder Feuchtigkeit noch Thau bemerklich iſt.

Epidemien und Krankheiten. Es fragt ſich nun, ob bei ſolcher klimatiſchen Beſchaffenheit der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei alle die Epidemien und Krankheiten, die von der Türkei her ſich öfters dem übrigen Europa mitgetheilt haben, im Klima ſelbſt ihren Urſprung haben oder nicht. Die Luft iſt, wie wir ſahen, im Allgemeinen überall höchſt geſund, und ſelbſt der ſonſt ſo verrufene Samum, Samieli oder Sirokko iſt durchaus in Städten und Wohnungen weniger gefährlich als überhaupt läſtig. Überdies ſuchen dieſe Gluth hauchenden Luftzüge faſt nur die aſiatiſchen Provinzen heim, bleiben aber immer eine Plage, zumal da ſie nur in der heißeſten Jahreszeit zu fürchten ſind. Vorzüglich viel ſpricht man von ihm zwiſchen Basra, Bagdad, Haleb und Mekka. Immer kommt er aus der großen Wüſte, nach Mekka von Oſten, nach Bagdad von Weſten, und nach Basea von Nordweſt. Der an die reine Luft gewöhnte Araber riecht ihn von weitem, da er mit Schwefeltheilen geſchwängert iſt, und als zweites Merkmal gibt man an, daß die Luft der Gegend, von wo er herkommt, röthlich erſcheint. Er kehrt nicht alle Jahre zurück, und ſeine Zeit iſt gewöhnlich vom Anfange des Juli bis zur Mitte des Auguſts. Nur im Freien wird er tödtlich. Er kommt ſtoßweiſe und tobt wie ein Wirbelwind. Da er aber als horizontaler Wind in der Nähe der Erde durch viele Gegenſtände gebrochen weniger Kraft hat, auch, iſt er über's Waſſer gegangen, an ſchädlichem Einfluſſe verliert, ſo reicht es zum Schutze gegen ihn hin, ſich auf die Erde zu werfen oder das Geſicht feſt zu verhüllen, um dadurch dem Einhauchen des Schwefeldunſtes zu begegnen, den der Wind zurück-

Digitized by Google

läßt. Selbst die Thiere neigen bei seiner Annäherung den Kopf instinctmäßig zur Erde, und wer diese Vorsicht nicht gebraucht, findet alsbald seinen Tod. Überdies ertödtet er auf seinem Zuge die ganze Vegetation durch die sengende Hitze, und der erstickende Dust hat, wenn er im höhern Grade vorhanden, sogar die Folge, daß das Blut zur Nase und zu den Ohren herauskommt, die Leichname aufschwellen, blau und grün werden, und wenn man sie aufheben will, in Stücken zerfallen. — Unter den ansteckenden Krankheiten ist unstreitig die Pest die verheerendste. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet sie sich von einem Orte zum andern, und bei dem Mangel aller medicinischen Polizei wird sie auch gewöhnlich durch Reisende und Waaren in die entferntesten Theile des Reichs geschleppt. Syrien ist vorzüglich von Ägypten aus der Ansteckung ausgesetzt, sonst aber bricht sie gewöhnlich in den größern am Ufer gelegenen Handelsstädten, ganz gleich ob in Europa oder in Asien, so gut in Smyrna wie in Saloniki, aus. Die Ansteckung erfolgt unvermerkt, aber nicht durch die Luft, indem diese ganz rein bleibt, sondern durch Berührung, Ausdünstung und durch inficirte Sachen. Sobald sie ausbricht, ist Ansteckung und Tod fast gleichzeitig; nach und nach verschwindet die Kraft des Giftes, Einzelne genesen, aber auch in diesem Falle dauert die Todesgefahr 40 Tage. Ohne Pestbeulen kommt Niemand davon, und selbst wer sie gehabt und wiederholt gehabt, ist deshalb nicht vor einer künftigen Ansteckung sicher. Das Ende und der Beginn dieser Epidemie ist übrigens nicht an eine gewisse Zeit gebunden. Oft zeigt sie sich zuerst im Herbst, oft im Winter, nimmt im Frühjahre zu, und wüthet bis zum Juli. In Constantinopel wurde in frühern Zeiten nur erst dann von ihr gesprochen, wenn schon 4 bis 500 Menschen daran gestorben waren, daher auch die Beschreibungen ihrer Verheerung in dieser Stadt fast an's Unglaubliche grenzen. Die Jahre 1431, 1539, 1592, 1626, 1638, 1660, 1714, 1812 und andere stehen in der Geschichte dieser Stadt am schwärzesten da. Im J. 1592 wurden öffentliche Gebete im Freien veranstaltet, das Volk flehete auf dem Pfeilplatze hinter dem Arsenal und auf dem drei Stunden von Constantinopel entfernten Alemtagh in Asien den Himmel um Abwendung der fürchterlichen Geißel an. Der Sultan ging zu Wasser bis an die Schlösser des Bosporus und in der Stadt wurden die Läden geschlossen. Täglich starben von 400 bis 1000 Menschen. Dasselbe geschah 1626 im April, wo die öffentlichen Pestgebete nicht eher begannen, als bis täglich über 1000 Menschen ihr Opfer wurden. Im J. 1714 soll die Zahl der Leichen alle vorhergegangenen Jahre übertroffen haben, und 1812 ebenfalls nicht weniger als 12,000 Menschen hinausgetragen worden sein. Lüdecke erfuhr während seines neunjährigen Aufenthalts zu Smyrna einen allgemeinen Ausbruch der Pest viermal, 1759, 1760, 1762, 1765, ohne die partiellen zu rechnen. Fast jedes Mal verlangte sie nicht weniger als 15—20,000 Menschen. Übrigens haben die mitternächtlichen Provinzen des türkischen Reiches die Pest der mittäglichen und östlichen als gefährlicher zu fürchten, als wenn sie sich aus jenen diesen mittheilt, was im Klima seinen natürlichen Grund hat. Daher wird die syrische im Archipel, in Anatoli und Rumili mehr gefürchtet als die von Constantinopel und Smyrna in Ägypten und Syrien, und selbst die smyrnaische zu Constantinopel für gefährlicher gehalten, als die von Constantinopel zu Smyrna. Selten geschieht es, daß z. B. Syrien ein Menschenalter von der Pest verschont bleibt. Jämmerlich tönt dann dem einsam verschlossenen Europäer das Klaggeschrei der zu Grabe Geleitenden; die Christen verlassen gewöhnlich die Stadt oder halten sich abgesondert und feiern, in Syrien wenigstens, am Johannistage, das Fest der eingetretenen Gefahrlosigkeit mit einem Te Deum in der Kirche. Dort war die Pest vom J. 1760 eine der bösartigsten. In Damaskus starben täglich 4 bis 5000 Menschen und in Akre von 16,000 Einwohnern in fünf Monaten gegen 7000 Personen, auf Kibris gegen 22,000 Menschen. In Haleb hielt sie zwei Jahre lang an, und diese Stadt hat das Unglück, daß sich daselbst die Epidemie nicht durch die alljährlich regelmäßig eintretende Hitze wie überall anderwärts in Syrien und in Ägypten verliert, sondern durch Kälte, die aber selten den erforderlichen Grad der Strenge erhält. Fragt man nun nach den Ursachen, durch welche die häufige Wiederkehr dieser Epidemie grade in der Türkei bedingt ist, so ist zuerst zu erwiedern, daß ihrer Ausbreitung durch keine öffentliche Gegenwehr Einhalt geschieht. Menschen, Waaren, Kleidungsstücke und sonst ansteckungsfähige Gegenstände werden nicht der geringsten Controle unterworfen, und erst in der neuesten Zeit hat man an Quarantaine-Anstalten wenigstens in der Nähe der Hauptstadt gedacht. Dazu kommt, daß es der Türke für ein verdienstliches Werk hält, eine Leiche tragen zu helfen. Er betrachtet die Pest als einen Pfeil Gottes, der das vorgesteckte Ziel trifft, daher es unnütz sei, ihr ausweichen zu wollen. Daher sinkt mit dem Opfer der Pest nicht auch zugleich sie selbst in die Erde. Er brüstet sich mit höherm Muth und Vertrauen, und geht zur Zeit der Pest ebenso gleichgültig aus, als er nach Hause zurückkehrt. Wird so auf der einen Seite durch diese Unvorsichtigkeit das Übel unaufhaltsam genährt, so entspringt auf der andern wenigstens das Gute daraus, daß man die Todten ordentlich begräbt, die Kranken wartet, und kein Mangel an Lebensmitteln entsteht. — Was nun die übrigen Krankheiten anlangt, so hat auch sie die europäische und asiatische Türkei gemeinschaftlich mit dem Unterschiede, daß im Norden einige vorkommen, die im Süden gar nicht bekannt sind. Vom Podagra, Wassersucht, Auszehrung, schweren Entbindungen weiß man wenig oder gar nichts, vorzüglich in Asien. Dagegen sind die Pocken und hitzigen Fieber ziemlich allgemein, gefährlich und zum Theil epidemisch. Dissenterien verbreiten sich vorzüglich zur Zeit der Zeitigung der Früchte, und der Aussatz, der im südlichen Vorderasien zu Hause ist, wird bisweilen verheerend. Er tödtet nicht schnell, der damit Behaftete lebt oft zehn Jahre und verrichtet zum Theil dabei seine Geschäfte.

Digitized by Google

Zum Unglücke geht er von den Ältern gern auf die Kinder und Kindeskinder über, nur daß seine Äußerungen immer schwächee werden. Nur langdauernder Umgang bewirkt Ansteckung. Außerdem ist Blindheit keine ungewöhnliche Erscheinung, da von der großen Hitze und dem vielen duech dieselbe verfeinerten Staube das Auge ungemein leidet. Eine einzige Stadt in der Levante hat oft mehr Blinde, als bei uns eine ganze Provinz. Die Beule von Haleb, wie sie von ihrem Hauptsitze heißt, die sich aber auch in andern Städten, wie in Mosul, Orfa, Mardin, Bagdad findet, verschwindet mehr und mehr.

Alle die hier erwähnten erfreulichen und unerfreulichen klimatischen Erscheinungen, sowie die epidemischen Krankheiten, sind auch mehr oder weniger ein Gemeingut der Inseln. Auf Susam Adasi wird das sonst warme Klima durch den beständig wehenden Nordost gemäßigt, allein auch der Samum stellt sich ein, doch milder als auf dem Festlande. Gleichen Wind haben fast alle Inseln des ägäischen Meeres. Midillú fühlt bei dem sonst schönen und milden Klima im Winter den Nordwind ziemlich stark, doch nicht so, daß er Frost bewirkte. Auf dem südlichen Theile der Insel, wo der Sirokko keine fremde Erscheinung ist, drückt die Hitze sehr und das Klima ist weniger gesund. Vor allen Inseln durch das reizendste Klima ist Saki glücklich, das überhaupt das schönste Eiland des ganzen Archipels ist. Rhodus nähert sich immee mehr dem Süden. Auf Kirid hat das Thermometee im gewöhnlichen Sommer bis zur Herbstnachtgleiche beständig 25 bis 27° selbst in den gegen Nordost liegenden Zimmern, und der Südwind steigert es auf 32 bis 36°. Diese Hitze, die im Sommer nie durch einen Regen abgekühlt wird, wird dennoch durch den Jnbat (Zephyrus) beständig sehr gemildert. Dieser Wind richtet sich im ganzen Morgenlande nach der Lage der Küsten und der davor liegenden Meeresfläche. Auf der Südküste von Kirid, Kibris und Karaman kommt er von Südwesten, in Smyrna von Nordwest und in ganz Syrien von Westen. Ein Thau erquickt auch in Kirid die Flur, wo weder natürliche, noch künstliche Bewässerung stattfindet. In den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich in den Tag- und Nachtgleichen, ist der Wind veränderlich. Der Südwind bringt aber bisweilen selbst in der Mitte des Septembers das Thermometer auf 32°, und hat die Hitze so in andern Monaten gesteigert, daß das Athmen außerordentlich erschwert wird. Auf der Ebene und an den Küsten friert es niemals trotz dem, daß die Kälte im Winter auf dem Ida und an den andern hohen Bergen ziemlich streng ist und diese von der Mitte des Octobers an mit Schnee bedeckt sind. Auf der Fläche kündigt sich diese Jahreszeit nur in häufigen, aber nicht anhaltenden Regenschauern an. Nach dem Regen kehrt sogleich der Sonnenschein zurück. Von Krankheiten kennt man bei dem sonst gesunden Klima keine, als die gewöhnlichen. Ebenso ist auch das Klima von Kibris, welche Insel fast denselben Grad der Breite hat, eines der gesündesten und mildesten. Auch dort ist kein Schnee auf der Ebene sichtbar, während sich auf dem Gebirge außer ihm auch Eis ansetzt, das aber im März und April gänzlich verschwindet. Im Februar hat man schon die ersten Frühlingsblumen, während die Bäume nur ihr Laub wechseln. Allein auch hier scheidet das Gebirge klimatisch die Insel in den Wintermonaten in zwei Hälften, indem die Nordwinde die Nordseite so stark berühren, daß man selbst zu Kohlenfeuern seine Zuflucht nimmt, dagegen die Temperatur in dem durch das Gebirge geschützten Süden gemäßigt ist. Auch im Sommer kühlen die Seewinde die Luft ab, mit Ausnahme des Sirokko, der hier sich sehr stark zeigt. Der Sonnenstich ist nichts Ungewöhnliches und an der Küste erzeugen mehre stehende Gewässer bisweilen endemische Übel. Der Pest ist auch sie, wie schon oben ein Beispiel angegeben ward, vorzüglich sowol von Syrien als von Ägypten aus, ausgesetzt.

Bevölkerung. Welche Schwierigkeiten es habe, die Einwohnermenge in einer Osmanischen Stadt zu beurtheilen, haben alle Reisebeschreiber berichtet. Es gibt weder Listen von Geboeenen noch von Verstorbenen. Jede Aussage der Einwohner selbst ist trügerisch, da sie sich gefallen, stets ihre Angaben ins Ungeheuere zu steigern. Die Größe der Städte gibt nie ein sicheres Resultat; der Beobachter muß es sich daher zur Pflicht machen, Erkundigungen einzuziehen, ob auch alle Theile bewohnt sind. Allein auch hier darf er nicht stehen bleiben, da die Osmanischen Städte nur niedere Häuser haben und jeder Besitzer sich bemüht, hinter dem Hause sich freien Raum zu verschaffen. Daher hält eine Osmanische Stadt nie einen Vergleich mit einer europäischen von gleicher Größe hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl aus. Überdies läßt die Lebhaftigkeit und das Treiben der Volksmenge auf der offenen Straße durchaus keinen Schluß auf gleiche Bevölkerung in den Häusern zu. Es ist nicht gewöhnlich, Geschäfte mit fremden Personen in der eigenen Wohnung abzumachen. Der Morgenländer gestattet freien Eintritt da nicht, wo sich seine Familie befindet, daher aller Verkehr auf der offenen Straße oder in den Läden und Buden stattfindet. Hier drängt sich die ganze geschäftige Masse zusammen, und wer kein Geschäft hat, treibe sich zum Zeitvertreibe herum, während außerhalb dieser Marktstraßen die größte Stille herrscht. Bisweilen hat man zwar die Consumtion des Getreides einer genauern Berechnung zu Grunde zu legen versucht, allein auch dieses Auskunftsmittel würde sich nur auf ganz wenige Städte anwenden lassen, und selbst in der Hauptstadt hat man trotz aller Bemühung nie nur wahrscheinliche Gewißheit erlangen können, da 1) der Verbrauch des Brodes durchaus nicht so allgemein ist, wie z. B. in Frankreich, und 2) eine Menge Getreide und Mehl eingeführt wird, wovon die Regierung keine Kunde erhält. Zwar besteht behufs der Todtenlisten in Constantinopel die Einrichtung, daß unter den Thoren die aus der Stadt kommenden Leichen aufgezeichnet werden, und wir besitzen selbst ein für ziemlich richtig gehaltenes Verzeichniß derselben von den Jahren 1770 bis 1799 bei Murhard (III. 233 fg.), allein wie viele Sterbende verordnen nicht, über den Kanal ge-

Digitized by Google

schafft und auf dem asiatischen Ufer begraben zu werden, ohne daß ihre Zahl von irgend jemand bemerkt oder aufgezeichnet wird? In andern Städten findet aber nicht einmal jene Einrichtung statt. Für das platte Land gibt es gar keine nur annähernde Bestimmung, zumal da in vielen Gegenden der bedrückte Landbewohner sich in die entferntesten Schlupfwinkel verkriecht. Überdies dienen auch für sie die Städte als Zufluchtsörter, da sie so wenigstens den Erpressungen der kleinen Tyrannen entgehen. Die polizeilichen Einrichtungen lassen diesen freien Umzug zu, und es sehen sich sogar die Muhammedaner selbst, die entfernt von der Regierung Ackerbau treiben, genöthigt, sich desselben zu bedienen, und das nicht weniger in Europa wie in Asien. Hat nun dieses System schon so viele Jahre gedauert, und dauert es noch, so darf sich Niemand über die menschenleeren und unbebauten Strecken des schönsten Bodens der Türkei wundern. Daraus geht ferner die Schwierigkeit für die Bestimmung hervor, wie viel die Quadratmeile Menschen trage. Die obenangegebene Zahl der Menschen und der Quadratmeilen lassen zwar Berechnungen zu, sind aber in keinem Fall als ganz zuverlässig zu betrachten, und muß irgendwo die Statistik die Unzulänglichkeit ihrer Hilfsmittel bekennen, so ist es in dem vorliegenden Falle.

Die Türkei hat eine große Mannichfaltigkeit an Bewohnern aufzuweisen, wie in Asien, so in Europa. Die vorzüglichern Stämme lassen sich in folgende Zählung bringen: 1) Osmanen, 2) Griechen, 3) Armenier, 4) Juden, 5) Slaven, 6) Albanesen, 7) Zigeuner, 8) Turkomanen, 9) Tataren, 10) Kurden, 11) Araber, 12) die Bewohner des Libanon: Drusen, Marmiten und Nosairier, 13) Laschen, 14) Franken.

1) Die Osmanen, oder Osmanli (Türken heißen sie nur bei andern Völkern), machen, wie bekannt, die herrschende Nation des nach ihnen benannten Reiches aus. Den tatarischen Ursprung lassen sie noch jetzt, wo sie nach einem halben Jahrtausende bereits viel von ihrer ursprünglichen Lebensweise verloren haben, nicht verkennen; nur hat der Zustand der Halbcultur sie in mannichfache Widersprüche gesetzt. Die lobenswerthen Eigenschaften, welche die nomadisirenden Völkerschaften in ihren Steppen auszeichnen, haben das Leben in den Städten und die gegenseitigen Berührungen zweifelhaft gemacht und nicht grade durch andere gesellschaftliche Tugenden ersetzt. Der Charakter der Osmanen zeichnet sich daher durch eine Mischung der heterogensten Züge aus, die wir alsbald theilweise näher kennen lernen werden. Sein Körperbau stempelt ihn zu einem der schönsten Volksstämme, der dadurch vorzüglich sich seine Eigenthümlichkeiten, seine Vorzüge und Schönheit bewahrt, weil die Fortpflanzung von Seiten des weiblichen Geschlechts durch ausländische Schönheiten befördert und gehoben wird. Seine erhabene Stirn, das dunkle feurige Auge, die schön gewölbte lange Nase, die volle gesunde Wange, ein zierlicher Mund, die hohe Gestalt, das Ebenmaß der Glieder und ein den ganzen Körper beherrschender Anstand sichern dem Osman die Anerkennung, die jede schöne Form dem Beobachter abnöthigt. Ein feierlicher Ernst, der sich höchst selten, selbst nicht bei theatralisch-komischen Ereignissen verleugnet, eine abgemessene Bewegung, der feste, ruhige Gang, und der stets nachdenkend scheinende, wenn selbst wenig denkende Blick erhöht den Eindruck, den eine würdevolle Haltung zu äußern pflegt. Dazu kommt die weite, lang herunterwallende Kleidung, das Eigenthümliche und Unterscheidende der morgenländischen Tracht, der lange Knebelbart und Kinnbart, der vorzüglich im Alter etwas Ehrwürdiges hat, und der Kopfputz, mit seinem ganz orientalischen Charakter. Wie verschieden letzterer grade bei dem männlichen Geschlechte war, und zum Theil noch jetzt ist, lehrt uns eine Ansicht der 44 Abbildungen bei Niebuhr (I, Tab. XIX — XXIII). Auf weniger Mannichfaltigkeit denken natürlich die Frauen, da ihre Zurückgezogenheit grade diesen Putz sehr entbehrlich macht, und sie ihre Pracht und ihren Reichthum an andere Dinge verschwenden. Überhaupt aber zeigt sich schon seit hundert Jahren und mehr noch seit der letzten Zeit, wo die Europäisirung so gewaltig um sich gegriffen hat, eine Veränderung der Trachten, obwol auch sonst die Mode nicht weniger Einfluß wie bei dem Europäer übt. So ist aus der tatarischen Filzmütze unter Osman I. eine rothe Tuchmütze geworden, die alsdann sich in den Turban von der verschiedensten Gestalt verwandelte, bis Murad III. im J. 1683 durch eine Verordnung die Formen und Farben stabiler machte, sowie sie noch jetzt mit geringen Veränderungen fortbestehen. Das türkische Hemd ist weit, wie das europäischer Frauen, nur sind die türkischen Ärmel viel weiter; unter demselben werden große Beinkleider von weißer Leinwand getragen. Über den leinenen Socken an den Füßen werden die Terlik (ترلك oder تىرلك) oder kleinen Pantoffeln von ganz dünnem Leder, und über diesen andere lederne Socken angezogen, die an den Schakschir oder den großen rothen Beinkleidern festgemacht sind. Sohlen nach unserer Art kennt man nicht, alle jene Fußbedeckungen sind durchaus von demselben Leder, und geht man aus, so werden Pantoffeln angelegt. Über dem Hemde und den Beinkleidern wird der Entari, eine Art Weste mit Leinwand gefüttert, die etwa sechs Zoll über das Knie hinabreicht, und über diesen der Kaftan angezogen, der gewöhnlich bis auf die Füße hinabreicht. Durch einen breiten Gürtel um die Hüfte wird die Möglichkeit erlangt, den hinderlichen Kaftan zurückzustecken, um sich desto freier bewegen und auch den Entari und die Schakschir zeigen zu können. Zugleich trägt der Gürtel den Khandschar (خنجر) oder das große türkische Messer, das bei den Großen mit Silber, Gold und Edelsteinen verziert ist. Noch trägt man über dem Kaftan eine Dschubbeh (جبّه), einen vorn offenen Rock; gewöhnlich sechs Zoll kürzer als der Kaftan, dessen Ärmel kaum bis an die Ellenbogen reichen, im Winter mit Pelze gefüttert. Darüber endlich kommt der Pelz oder an seiner Statt der Benisch, der aber ebenfalls bis auf die Erde hinabreicht. Die Ar-

Digitized by Google

mel sind übrigens an allen diesen Kleidungsstücken nicht zu weit, aber dafür so lang, daß sie sich bei großer Kälte unten zusammenbinden lassen. Natürlich tragen sie nicht alle Türken und zu allen Zeiten; die Reise, die Beschäftigung, der Stand bedingen Änderungen, allein jene Stücke machen doch die wesentlichen Bestandtheile des türkischen Anzuges aus; und obwol alle Morgenländer lange und weite Beinkleider tragen, so haben doch die einzelnen Nationen irgend etwas Charakteristisches zu ihrer Auszeichnung. Ferner lassen sich alle Türken und überhaupt alle Orientalen mit Ausnahme einiger Orden der Derwische das Haupthaar bis auf einen kleinen Büschel Haare mit dem Schermesser abscheren. Nie nimmt der Türke seinen Turban ab, weder auf der Straße, noch vor irgend einem Beamten, noch selbst vor dem Sultan; nur zu Hause legt er eine leichtere Kopfbedeckung an. Einen Knebelbart lassen sich fast alle Türken wachsen, nicht so den Kinnbart, den zwar die höher gestellten Beamten sämmtlich tragen, niedere Beamten aber und Bedienten, selbst die im Serai angestellten nicht ausgenommen, nicht tragen dürfen. Welche Achtung übrigens der Bart genieße, wissen wir daraus, daß es für den größten Schimpf gilt, ihn entfernen oder sich einen Angriff darauf gefallen lassen zu müssen. Neben den durch die Kleidung, die übrigen Moden und den Gang gehobenen Ernst und Anstand spricht der Türke langsam, vollönend, mit Ausdruck und im Allgemeinen nur soviel, als ihm durchaus nöthig dünkt. Daher werden auch mit ihm alle geringern Geschäfte kürzer abgethan, als mit irgend einer andern ihn umgebenden Nation, und was z. B. der Kaufmann sagt, gilt ihm gewöhnlich als erstes und letztes Wort. Das Feilschen ist ihm persönlich unbekannt. — Der Osmane hat überhaupt wenig Bedürfnisse, vorzüglich in Speise und Trank, dagegen aber doch seine nationellen Genüsse. Unter ihnen sind die Pfeife, Kaffee, Scherbet und Pilaw die unentbehrlichsten. Seine Mäßigkeit wird uns anschaulicher, wenn wir uns die Tagesordnung desselben vergegenwärtigen. In jeder nur etwas wohlhabenden Familie gibt es drei besondere Tische, den des Familienhauptes, das gewöhnlich seine Mahlzeit allein verzehrt, den der Kinder, die aus Achtung nicht mit dem Vater essen, und den der Frau, die abgeschlossen in ihrem Gemache lebt. Selbst im Harem hat jede Frau ihr besonderes Gedeck, und die Tische sind höchstens auf vier bis fünf Personen eingerichtet. Die tägliche Nahrung theilt sich in zwei Mahlzeiten, und nur der weichliche Reiche fügt diesen ein leichtes Frühstück bei. Mit Sonnenaufgang erhebt sich dieser von seinem Lager, verrichtet sein kurzes Gebet (Namaz), streckt sich in den Winkel seines Sophas und verlangt von dem Sklaven seine Pfeife. In langen Zügen dampft er diese lautlos und oft wol auch gedankenlos hinbrütend aus, bekommt seinen Kaffee mit dem Bodensatz und selbst um sich zu erheben, ruft er nach fremder Hilfe. Träumend bringt er so, höchstens mit dem Rosenkranze spielend, den Vormittag hin, bis gegen Mittag die Mahlzeit aufgetragen wird. Zu dieser bedarf er weder Tischtuch, noch Gabeln, noch Teller, noch Messer; ein Salzfaß, Löffel von verschiedenem Gehalt, eine einzige große Serviette, die, sind Gäste da, für alle zureichen muß, machen den ganzen Tischapparat aus. Das Brod wird bissenweise herumgegeben und nach der fünften oder sechsten Schüssel (Oliven, saure Gurken, Sellerie, Confituren) kommen die Saucen, die Ragoûts, und den Beschluß macht der Pilaw. Von einem Nachtisch ist nicht die Rede, die Früchte und andere von den Jahreszeiten abhängigen Genüsse sind als Beigerichte aufgetragen, und jeder langt nach Belieben zu. Funfzehn Minuten reichen hin, um sich zu sättigen, und die Getränke, Wasser und Scherbet, werden erst jetzt in einem Krystallglase herumgegeben. Den Nachmittag bringt der Reiche im Kiosk großentheils zu, raucht seine Pfeife, läßt Frauen tanzen, aber rührt sich selbst wenig oder gar nicht. Mit Sonnenuntergange wird das Abendbrod aufgetragen, und ebenso rasch wie am Mittag genossen und, der Tag mit einer Pfeife Tabak beschlossen. So lebt natürlich der gemeine Mann nicht. Seine Speisen sind gröber und werden in gewissen Jahreszeiten durch den zu öftern Genuß von kalten und saftigen Früchten, wie Gurken, Melonen, ungesund. Fleischesser sind sie nicht, dagegen machen die Vegetabilien die Hauptnahrung aus. Hammel- und Ziegenfleisch kommt noch am gewöhnlichsten auf den Tisch und zwar so mürbe gekocht, daß es beim Anrühren in Stücken zerfällt, und somit, wie bekannt, die undelicate Art, sich nur der Finger zu bedienen, durch diese Vorbereitung etwas gemildert wird. Die geringern Leute begnügen sich mit Salz und Brod, das eine Art flacher, ungesäuerter Aschkuchen ist, und wo nicht dasselbe in Bissen aufgetragen wird, auf der ledernen Tischdecke herumliegt, ferner mit Knoblauch, Zwiebeln, saurer Milch, Oliven, zu welchen bei besondern Festlichkeiten noch einige Gemüse kommen. Die Kaffeekanne wird von früh bis Abend kaum kalt, dessen ungeachtet ist die Consumtion, da sehr wenig auf einmal gegeben und getrunken wird, nicht sehr bedeutend. Neben dem Kaffee, der stets schwarz genossen wird, ist die Pfeife, die man erst seit dem J. 1605 in der Türkei kennt, von einem Osmanen unzertrennlich und bei jedem Geschäft unentbehrlich. Erst neuerlich aber hat ein Befehl des Sultans ihren Gebrauch und den dadurch verursachten Aufwand zu beschränken gesucht. Die Mäßigkeit hinsichtlich der Getränke hat in neuerer Zeit mehr ab- als zugenommen; der Wein ist im Koran verboten, theils aber verführt die Einsamkeit, theils der Weinschank in den offenen Läden zur Übertretung, und Trunkenbolde sind nicht ganz selten. Vor allem aber schadet dem sonst von wenig Krankheiten geplagten Osmanen der immer mehr sich ausbreitende Genuß des Opiums, der den wachenden Träumer nach und nach in ein stumpfsinniges und gefühlloses Geschöpf verwandelt. Auch behindert das Kauen des Mastix durch den beträchtlichen Speichelaufwand die Verdauung. — Ebenso einfach ist die Einrichtung der Wohnungen. Das Hausgeräth besteht in wenigen Stücken, unter ihnen ist das Sopha das wichtigste, und gegen das Äußere der Häuser herrscht eine völlige Gleichgültigkeit. Desto mehr Aufwand verursachen Waffen, Pferde

Digitized by Google

und Pferdezeug, und zum Theil die Kleidung, vor allem aber die große Anzahl von Sklaven und Sklavinnen. Das Schicksal dieser Unglücklichen ist jedoch im Osmanischen Reich im Joche der Türken erträglicher, als sonst wo, selbst unter Christen. — Alle diese Einrichtungen gehen zum großen Theil von religiösen Vorschriften aus. Wenn aber oben erwähnt ward, daß im Charakter des Türken große Widersprüche hervortreten, so zeigen sich diese vorzüglich darin, daß keine seiner Anlagen ausgebildet ist. Er hat natürlichen Witz, Scharfsinn und Verstand, und damit hilft er sich fast einzig fort, da der Unterricht nur ein elementarischer ist, aber auch auf der andern Seite ist er so abergläubisch, daß er sich vor guten oder bösen Vorbedeutungen kaum zu retten weiß; unendlich sind die Mittel, die Zukunft zu erfahren und ebenso unendlich die, sich vor bösen Einwirkungen zu bewahren. Neben seiner Eingenommenheit von sich selbst und seinem Stolz ist er wiederum höchst unterwürfig, sklavisch und selbst kriechend. Früher noch tapferer als jetzt, ist er zugleich träge und wenig unternehmend, wenn äußere Veranlassungen ihn nicht drängen. Seine Großmuth ist oft mit Grausamkeit gepaart, entweder von Natur oder aus Grundsatz, und ist er gastfrei, so beweist er auf der andern Seite durch seine Zurückhaltung die größte Theilnahmlosigkeit. Trotz der Überzeugung, daß kein Staat eine bessere Verfassung habe, hat grade der Osmane oft genug Beispiele von Empörungen und Verschwörungen gegeben, obgleich diese nicht immer in das Volk über-, sondern nur von bestimmten Ständen ausgingen. Fremden Nationen gegenüber zeigt er beleidigende Verachtung und Herrschsucht, und wiederum in seinem Kreise Demuth und stille Ergebenheit. An Vorzügen, meinen sie, ist ihrer Nation keine gleich, ihrer Religion keine andere an Erhabenheit und Göttlichkeit ähnlich. Geiz und Geldgier ist nationell, und außer Gold, Silber und Juwelen hat wenig Anderes einen Werth. Für Schönheiten der Natur und Kunst ist wenig Empfänglichkeit da, außer wo der religiöse Gebrauch ihren Geschmack und das ästhetische Gefühl in Anspruch nimmt. Bei der scheinbar sein ganzes Wesen beherrschenden Ruhe geräth der Osmane dennoch sogleich in Zorn und sogar in Wuth, und die Verstellungskünste sind ihm keineswegs fremd. Rachsucht ist ein allgemeines Übel und die öffentliche Gerechtigkeitspflege tritt ihr wenig genug entgegen. Seine Eifersucht ist sprüchwörtlich, obwol er dem andern Geschlechte nicht die geringste Achtung schuldig zu sein glaubt. Von Gesellschafts- und häuslichen Tugenden, die auf Bildung beruhen, weiß er wenig oder nichts, und er kennt in dieser Beziehung kein anderes Gesetz als seine Würde und das Herkommen. Gesellschaften beiderlei Geschlechts gelten für unanständig und für durchaus unzulässig. Ist der Osmane sonst der Völlerei im Allgemeinen fremd, so ist sein Hang zur Wollust desto ausschweifender und die Vielweiberei, die alles häusliche Glück zerstört und die stillen reinen Genüsse des Familienlebens untergräbt, thut ihr allen Vorschub. Das weibliche Geschlecht dient ihm nur als Mittel, nicht als Zweck, und seine Tugenden und Eigenschaften gelten ihm nur insofern, als sie seiner persönlichen Sinnlichkeit fröhnen. Von Erziehung desselben ist die Rede nicht, und selbst die heiligsten Interessen, wie Unterricht in der Religion, sind ihnen in Beziehung auf die Frauen ganz gleichgültig. Unnatürliche Ausschweifungen sind nichts Seltenes, und der Sättigung ihrer Lust steht außer Armuth kein, nicht einmal durch die Religion gebotenes, Hinderniß entgegen. Große Anhänglichkeit zeigt er an Hausthiere, unter denen außer Schafen und Katzen vorzüglich die Hunde eine pflegende Aufmerksamkeit genießen, als sonst nirgends wo anders. Allein auch diese sind so träge und faul wie ihre Herren, und werden nur beißig, wenn sie in ihrer Ruhe oder bei ihrem Fraße gestört werden. Nächst ihnen werden die Pferde vortrefflich gehalten. Ihrer Verachtung gegen andere Nationen und Religionen machen die Osmanen häufig durch Schimpfen Luft, und ihre Toleranz ist nicht die gepriesenste. Als Religionsschwärmer, deren Fanatismus leicht sich zu den furchtbarsten Grausamkeiten verleiten läßt, sind sie von allem Anfange her bekannt, und da sie Sunniten sind, beweisen sie selbst den schiitischen Muhammedanern wenig Liebe und freundliche Begegnung. Dagegen haben sie aber auch außer den schon genannten manche andere lobenswerthe Eigenschaften. Der Osmane ist wohlthätig und seine Sklaven behandelt er fast wie seine Kinder. Auch würde seine natürliche Phantasie weniger ausschweifend sein, wenn sie irgend durch Bildung und Wissenschaft geregelt würde. — Der asiatische Türke unterscheidet sich von dem europäischen zu seinem Vortheile. Seine Physiognomie verräth mehr Zutraulichkeit und einladende Empfänglichkeit. Er lebt mehr der Sitte seiner Vorfahren treu, also unverdorbener und in reinerer Einfachheit. Der Stolz, die Üppigkeit und Eitelkeit sind gemilderter und die Trägheit bei weitem weniger in Asien einheimisch. Obwol das Klima mehr zur Ruhe einladet, so besiegt doch die größere Lebhaftigkeit und Reizbarkeit der Sinne jenen Hang zur Gemächlichkeit und völligen Apathie. Selbst die aus Mangel an ordentlicher Rechtspflege so gefährliche Rachsucht neigt sich in Asien viel leichter zur Versöhnlichkeit hin, und man kennt von letzterer erhebende und echt christliche Beispiele. Die Frauen sind aber ebenso geschwätzig wie anderwärts.

2) Die Griechen. Diese gehen uns hier nur im Verhältnisse zu den Osmanen etwas an. Sie sind in der ganzen Türkei zerstreut und auf den Inseln fast allein zu Hause, doch leben sie in größerer Anzahl in Europa. Der Charakter derselben ist wie ihre äußere Form zum großen Theile den Zügen ihrer Vorfahren ähnlich, nur hat der unaufhörliche Druck und die Sittenverschlechterung, die zum Theil ihre Tapferkeit in verrätherische Feigheit verwandelt hat, ihre natürliche Gewandtheit und das offene Betragen in List und Heuchelei umgestaltet. Überhaupt sind sie noch immer so leichtsinnig und wankelmüthig wie früher und auch ihre Eitelkeit tritt überall gern hervor. Allein ihre Versunkenheit ist nicht so groß, wie sie oft Reisebeschreiber zu schildern bemüht gewesen sind. Der griechische Geist, der geprie-

Digitized by Google

sene Freiheitssinn, die Empfänglichkeit für das Schöne ist in allem Unglück erkennbar, und des Griechen fröhliches Gemüth macht sich gern Luft. In allen diesen Eigenschaften ist er der Gegensatz seiner Unterdrücker, die ihm weder seine Sprache und Anstand, noch seine Würde und tiefes Gefühl zu nehmen im Stande gewesen sind. Sind auch seine glänzenden Eigenschaften mit eiteln Schwächen gepaart, so zwingt ihn doch seine Lage zu mancher Unnatürlichkeit und zu einer geheimen Politik, durch die er sich, die Seinigen und seine Habe den habgierigen Herrschern zu entziehen suchen muß. Einer hohen Ausbildung fähig ermangelt er dennoch der Hoffnung, sie geltend zu machen und seine geistige Überlegenheit zu zeigen. Schon die Kinder zeigen früh ihre Fähigkeiten, lernen eher sprechen, und eignen sich binnen Kurzem mehre Sprachen zu. Doch ist scharfe Beurtheilungskraft nicht ihre ausgezeichnete Seite, und über das, was längeres Nachdenken verlangt, gehen sie gern mit Leichtigkeit hinweg. Munterkeit und Mittheilung im Umgange, Scherz und Witz in der Rede und die Kunst, mit ihrem wohltönenden Neugriechischen auch ihre Gedanken zu verschönern, sind ihr unvermindertes Erbtheil. Traurigkeit haftet bei ihnen nicht, wenn nur ihre Religionsübung und der Besuch und die Anstellung von Lustbarkeiten gestattet ist. Eine Unwahrheit zu sagen, wird ihnen nicht schwer, da das Lügen theils mit, theils ohne Wissen, ihnen gleichsam zur zweiten Natur geworden ist. Mit ihrem Stolze geht die Putzsucht Hand in Hand, und ihr Eifer, sich ihren Unterdrückern unterwürfig zu zeigen, bei sonstiger prahlerischer Großsprecherei, macht sie freilich bisweilen verächtlich. Eigennutz, Gewinnsucht und Geiz theilen sie mit den Osmanen, und um diesen Übeln zu fröhnen, geben sie sich mancher Blöße Preis. Leichtgläubigkeit, Wunder- und Aberglaube beherrscht sie, doch glauben sie durch fromme Vermächtnisse ihre Schuld zu versöhnen. Sie darben eher am Leibe, als sie sich an Kleidern etwas abgehen lassen, und behandeln sich unter einander selbst freundlich und entgegenkommend. Unter allen Andersgläubigen wollen sie noch am meisten den Protestanten wohl. Die Türken gebrauchten sie früher zu allerlei Staatsämtern und die ärmern Griechen noch jetzt zur Besorgung häuslicher Angelegenheiten; doch ist der Handel ihre Hauptbeschäftigung. Der Schnurrbart wird sehr getragen, der Kinnbart nur von Priestern. Kaffee, Tabak und der Rosenkranz verkürzt auch ihnen die Zeit. Alle häuslichen Verrichtungen werden von den Frauen besorgt, doch ist der Schleier auch ihr unzertrennlicher Gefährte. Ihre Tracht hängt nur in unwesentlichen Dingen von der Mode ab, der Hals aber wird gern mit einer Kette geschmückt. Übrigens üben die Männer oft türkische Härte gegen sie, und auch die Einrichtung der Häuser und Stuben ahmt ihre Herren nach. Ihr Adel ist alt, denn nie hat ein Sultan einen Griechen zum Fürsten gemacht, wenn er es nicht war. Die in der Türkei zurückgebliebenen Großen sind nicht reich, aber mäßig, und die in Constantinopel lebenden werden von der Pforte mehr als Geiseln angesehen. Vor der Insurrection waren kaum 30 Familien mehr, und von diesen gingen bis auf die der Kallimachi alle nach Griechenland. Den Mittelstand machen die Handeltreibenden aus, und diese wie jene sind stolz darauf, Christen zu sein. Wenige besitzen, mit Ausnahme der in Provinzen Lebenden, Grundeigenthum.

3) Armenier. Diese spielen unter den Einwohnern des Osmanischen Reiches die dritte Rolle. In ihr Land, Groß- und Kleinarmenien, haben sich Türken, Russen und Perser getheilt, überdies aber sind sie in der ganzen Türkei zerstreut, ein stilles, ernsthaftes Volk, das sich von allen Unruhen, Zänkereien und Aufläufen zurückzieht, zufrieden, seinen Handel treiben und ruhig den Gewinn zählen zu können. Ausschweifungen und Lastern ist der Armenier weniger als irgend ein anderer Bewohner der Türkei ausgesetzt. Fleiß, Beharren und Festhalten an dem einmal Begonnenen oder Angenommenen, Betriebsamkeit und Mäßigkeit sind seine nationalen Tugenden. Zum Handel ist er wie geboren, und eher betrügt ein Armenier einen Juden als ein Jude einen Armenier, daher sie auch oft christliche Juden heißen. Sie werden als treu gerühmt, obwol sie sich gern für diese Treue bezahlt machen, und ihre Sparsamkeit und Entbehrung auch wol in Geiz übergeht. Da sie unverdrossen sind, treiben sie sich gern umher und eignen sich die Sprachen anderer Völker an, wie überhaupt Niemand das Türkische besser sprechen lernt, als der Armenier. Die Größe beider Geschlechter ist mittelmäßig, gewöhnlich etwas untersetzt, der Kopf groß, das Gesicht platt und voll. Sie gehen früh zu Bett und stehen früh wieder auf, und halten die Hauptmahlzeit Nachmittags fünf Uhr. Außer einem Sopha und Wandschränken gibt es wenige Meublen und die Frauen leben fast ebenso zurückgezogen wie die der Türken. In seinem Vaterlande treibt er den Ackerbau mit Lust, und nirgends ist das patriarchalische Verhältniß mehr zu Hause. Der Vater der Familie winkt und Alles gehorcht ihm. Keine Tochter nimmt in Gegenwart des Vaters Platz. Im türkischen Asien macht gewöhnlich der Armenier den Einnehmer der Staatseinkünfte, und ihre Friedfertigkeit macht sie jeder Obrigkeit werth. Schon seit langer Zeit ist der Armenier nicht mehr kriegerisch, dafür aber den Bedrückungen der Türken um so mehr ausgesetzt. Freigebigkeit und Wohlthätigkeit, zumal gegen Nothleidende, gegen Kirchen und Schulen sind Hauptzüge in seinem Charakter. Auch der Muhammedaner wird von ihm nicht ausgeschlossen, und die Ulema nennen das Volk die Perle der Ungläubigen. Dennoch meint von Hammer, daß „an sogenannter göttlicher Grobheit, cynischer Unverschämtheit und an Geschmacksbarbarei der Armenier ganz sicher von Persern, Griechen und Osmanen unübertroffen bleibt."

4) Juden. Auch diese sind gleichmäßig, obwol in geringerer Anzahl als die vorher genannten Nationen, in der ganzen Türkei zerstreut, jedoch zahlreich in ihrem Heimathsland und den umliegenden Paschaliks von Soristan. Ihre Ansiedelung in den übrigen Ländern ging nicht von Asien, sondern von Europa aus, wo sie den Verfolgungen zu entgehen suchten. Die Osmanen gewährten ih-

Digitized by Google

nen Schutz, und Salonichi, Smyrna, Rodosto, Constantinopel und andere größere Städte wurden ihre neue Heimath. In Constantinopel allein leben in Hassa-Kui gegen 50,000, und da sie ein Asyl in der Türkei suchten, heißen sie Musafir oder Eingewanderte, Reisende, doch werden auch sie unter der allgemeinen Benennung der Nichttürken als Rajas mit inbegriffen. Sie üben frei die einträglichsten Beschäftigungen, weniger aber als Handwerker, als als Unterhändler jeder Art. Gewöhnlich geben sie die Bankiers der Türken ab, deren Vermögen sie verwalten, und die Jüdinnen dringen als Modehändlerinnen in die Harems ein und unterhalten bisweilen die gefährlichsten Liebesintriguen. Dennoch ruht, wenn irgend wo anders, grade in der Türkei der Fluch am härtesten auf ihnen. Immer bereit, auch selbst die entehrendsten Aufträge zu übernehmen, haben sie sich selbst im Angesichte der übrigen Nationen herabgewürdigt. Dazu kommt die völlige Charakterlosigkeit, die Unreinlichkeit, die unverhüllte Gewinnsucht und die Kriecherei, welche Eigenschaften sie zu der Verwoefenheit erniedrigt haben, um deretwillen sie täglich nicht allein von Türken, sondern auch von Christen und deren niedrigster Classe, den Sklaven, Misshandlungen zu ertragen haben. Der Türke nimmt den Juden selbst nicht eher in seine Religion auf, bis er vorher Christ geworden und sich durch diesen Übergang des Islams würdig gemacht hat. Unaufhörlich sind die Reibungen zwischen Griechen und Juden und beide Nationen machen sich oft vor dem türkischen Richter verächtlich, doch ist eben die natürliche Rückwirkung der Verachtung die moralische Verschlechterung der Verachteten. Stammverwandte sind die Samaritaner in Nablus und Jaffa, und die Ismaeliten in Soristan, in und um Meissiade, über welche die besondern Artikel nachzusehen sind.

5) Die Slaven, zu denen die Bosniaken, Servier, Bulgaren, Kroaten, Morlachen, Montenegriner und andere kleine Volksstämme gehören. Schon aus dieser Aufzählung wird ersichtlich, daß der Slave nur der europäischen Türkei angehört. Der Bosniake ist in Bosna zwischen dem Verbas und Drin zu Hause, und seine weite Entfernung von der Pforte hat ihn stets vor Bedrückungen geschützt; dagegen hat diese gewußt, sich tüchtige Krieger aus seiner Mitte zu verschaffen. Der größte Theil von ihnen bekennt sich zur Muhammedanischen Religion, wenige sind griechische oder katholische Christen. Der Haß der Bosniaken gegen die benachbarten größtentheils christlichen Servier gleicht einer wahren Wuth. Jene sind den Türken zu jeder Zeit treu, diese haben sich wenigstens ihre Verfassung zu schützen gewußt. Alle Erholungen der Bosniaken bestehen in Waffenübungen, Ackerbau wird wenig getrieben, desto mehr aber Viehzucht. Die Räubereien unterhalten unaufhörliche Fehden, und dennoch ist nichts gesicherter als die Karawanenzüge aus Makedonien und Semlin. Die Servier, ungefähr eine Million stark, bewohnen einen Theil des alten Illyriens, und auch unter ihnen wie unter den Bosniaken, finden sich reiche türkische Gutsherren, jedoch in Servien mehr in den Städten. Noch immer sind die Servier freiheitliebend, dabei fromm, aber auch abergläubisch. Der Pope geht ihm über alles, selbst über die Kirche. Das Fasten bricht er selten, ist aber deshalb nicht auch moralischer. Auch er geht stets bewaffnet umher, und ist im Besitz einer höhern Bildung als der Bosniake. Ackerbau, Viehzucht und städtische Gewerbe, vorzüglich Handel und Baumwollenweberei, sind seine Hauptbeschäftigungen. Die Frauen sind sanft, arbeitsam und oft nicht ohne Liebenswürdigkeit. Auch die Bulgaren sind, bis auf einen geringen Theil Muhammedaner, der griechischen Religion zugethan. Sie haben ihren Sitz zwischen der Donau und dem Balkan, und waren die von den Türken am wenigsten in Anspruch genommene Völkerschaft, weil sie eine Domaine des Sultans ausmachten. Ackerbau und Viehzucht sind auf der Ebene ihre Lieblingsbeschäftigungen und sie selbst von sehr friedlicher Natur. Darum flieht auch Alles ins Gebirge, wenn etwa die großherrliche Armee nach der Bulgarei sich in Bewegung setzt. Die Plackereien haben in neuerer Zeit zugenommen, daher dort eine Menge der schönsten Flächen unbewohnt sind. Ihr gastfreundliches Entgegenkommen wird von allen Reisenden gerühmt, und die offene, einfache Haltung des Bulgaren erweckt gern Vertrauen. Ihre Wohnungen sind ganz leicht gebaut und oft nur Hütten mit einer Öffnung in der Mitte, durch welche der Rauch in die Höhe steigt. Sie haben ganz aufgehört die kriegerische Nation zu sein, die ihre Vorfahren waren, und sind in freundlichen Sitten das Gegentheil der Türken, von denen sie sich durch ihre braune schafslederne Mütze unterscheiden. Sie tragen nie Waffen, wie jene, und die Ankunft eines Fremden ist ihnen eine wahre Freude; auch die Frauen nehmen an allen häuslichen Sorgen den lebhaftesten Antheil. Die Kroaten im westlichen Bosna sind bei weitem unfreundlicher und roher, aber doch arbeitsam, sorglos und gute Soldaten, und ebenso die südlicher wohnenden Morlachen. Mehr Aufmerksamkeit als diese haben in neuerer Zeit die Montenegriner, oder die Bewohner des Montenegro, einer rauhen, hohen Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden zieht, und Arnaut von Bosnien und Dalmatien trennt, erregt. Man schätzt sie auf 60,000 Köpfe; sie sind ein wilder, an jede körperliche Anstrengung gewöhnter Menschenschlag, der keine Gefahr kennt und mit beispiellosem Muth alle Widerwärtigkeiten besiegt. Ihr Hang zur Freiheit ist unvertilgbar, und sie setzen für sie gern das Leben ein. Sie leben in einem Naturzustande, der jede Gemächlichkeit verachtet, und kein größeres Glück kennt, als unabhängig auf dem wilden Gebirge nach hergebrachter Sitte sich selbst zu regieren. Künste und selbst Handwerke sind ihnen fast gar nicht bekannt, und ihre Rohheit geht gereizt bald in Grausamkeit über. Jede Familie hat ihre Hütte abgesondert von der andern, wenigstens auf Büchsenschußweite. Ihre Sprache ist slavonisch-illyrisch und ihre Religion die griechische. Sie haben keine Literatur als Volkslieder. Ihre Geistlichen sind ihnen Alles, und diese entflammen sie leicht zum Fanatismus. Der Pascha Ali von Janina suchte sie zwar durch seine Beamten immer mehr

Digitized by Google

zu beschränken, ließ erhöhten Tribut eintreiben, aber auch er mußte die Erfahrung machen, daß der montenegrinische Knabe sich von früher Jugend an im Gebrauche der Waffen übe, und der Mann nicht umsonst unaufhörlich ein langes Messer und zwei geladene Pistolen in dem Gürtel trage. Der siegreiche Aufstand unter ihrem Metropoliten brachte ihnen eine freie und unabhängige Verfassung unter russischem Schutze.

6) Die Albanesen, von den Türken Arnauten und in ihrer eigenen Sprache Scopetar genannt, zerfallen in mehre Stämme und sind ein Urvolk der Türkei, das die türkische Landschaft Albanien längs den Küsten des adriatischen und ionischen Meeres bewohnt. Der Mann kennt nur den Krieg, und sie genießen daher als Soldaten den größten kriegerischen Ruf in der ganzen Türkei. Alles hierher Bezügliche siehe übrigens in dem Artikel Albanien.

7) Die Zigeuner finden sich in der europäischen Türkei zahlreicher als in der asiatischen. Überall erscheinen sie in dem größten Schmuz und der niedrigsten Verworfenheit. Ohne sichere Religion treiben sie sich überall umher, und selbst der Düngerhaufen ist einem Theile derselben nicht zu schlecht, um darauf das Nachtlager aufzuschlagen. Neben der Kunst zu stehlen besitzen sie ein eigenes musikalisches Talent, vermöge dessen sie ohne Lehrmeister schwierige Stücke nachspielen. Sie leben an vielen Orten von dieser Beschäftigung. Auch sind sie in Asien nicht unbekannt, sowol auf der Halbinsel als in Soristan, nur haben sie sich selbst weder zu dem Grad entwürdigt wie in Europa, noch machen Andere die strengen Vergleiche, daß eine gleiche Verworfenheit sich herausstellte. Man ist dort mehr an das Vagabondenleben gewöhnt und viele andere Stämme fristen daselbst ebenfalls ihr Dasein nur von einem Tag auf den andern. Ihre Nahrung ist die schmuzigste und ekelhafteste, die man denken kann, und ihre Armuth grenzenlos; dessenungeachtet würde keiner gern seine Lebensweise verlassen. Sie heißen in Asien Tschinganen und ihre Anzahl wird etwa auf 15,000 Köpfe angeschlagen. Nur die höchste Noth läßt sie arbeiten und der härteste Zwang vermag kaum sie seßhaft zu machen. Sie sind ohne alles Gefühl für Ehre und Schande, oder Recht und Eigenthum. Vor allem fliehen sie den Kriegsdienst. Ihre religiösen Begriffe lösen sich in Wahrsagerei und Aberglauben auf.

8) Die Turkmanen sind von tatarischer Abkunft, und ihre Stämme wandern zum Theil herum, zum Theil haben sie feste Wohnplätze; letzteres ist jedoch seltener der Fall. Die herumwandernden Stämme sind vorzüglich im Gouvernement Orfa, zwischen Angora und Siwas, in Siwas selbst, bei Haleb, Adana, Kaisaria, in der Gegend von Aintab und Damask, zu Hause, und sie verändern ihre Wohnplätze zwischen Winter und Sommer. Die vornehmsten Familien derselben stammen aus Turkestan und sind Muhammedaner, die geringern haben die Gegenden, in denen sie umherstreifen, zum ursprünglichen Vaterland, und waren zum Theil der christlichen Religion zugethan. Sie wurden genöthigt, sich den türkischen Befehlshabern mit aller Habe zu unterwerfen, verloren Wohnung und Kirche, mußten sich an herumwandernde Horden anschließen, und selbst Religion und Sprache waren somit dem Untergange Preis gegeben. Einzelne Stämme wurden sogar durch die Strenge und den übel angebrachten Eifer der christlichen Geistlichen dem Islam zugeführt. Das Oberhaupt einer Horde führt gewöhnlich den Namen Aga und sie selbst haben viele von den andern Morgenländern abweichende Sitten und Gebräuche. So kennen sie z. B. die Eifersucht wenig, und die Frauen genießen dieselben Freiheiten wie bei uns. Auf ihren Zügen, bei Annäherung des Winters gegen Süden, und im Sommer gegen Mitternacht, reiten die Männer wohlbewaffnet auf Pferden voraus, die jungen Frauen, Kinder und Gepäck werden von Kameelen getragen, während die andern Weiber unter Gesang und Spinnen neben den einzelnen Abtheilungen der nach der Gattung abgesonderten Viehhaufen hergehen. Die Frauen arbeiten ohne Unterlaß und füttern sogar die Pferde. Sie sind gastfrei, freundlich und ohne allen Fanatismus. Es gibt Stämme von 10 bis 12,000 Zelten, und man zählt ihrer im Ganzen 74 Stämme, die sich auch zum Theil durch ihre Dialekte unterscheiden. Man schätzt sie in Asien zu 1,500,000 Köpfen, während in Europa, z. B. in den Gebirgen Bulgariens, nur kleine Horden sich vorfinden.

9) Die Tataren, oder das Stammvolk der Osmanischen Völkerschaften, finden sich ebenfalls in Europa und Asien, nur haben sie sich in Europa festgesetzt und sind auch hier bei weitem zahlreicher. Ihr Hauptsitz ist die Dobrudscha, oder die Gegend der östlichen Seite vom Balkan bis zu den Donaumündungen. Dort wohnen sie in Dörfern, treiben Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, und einzelne Horden finden sich in den Thälern des Balkan. Bekanntlich gibt es deren auch in Constantinopel und der Umgegend, und man bedient sich derselben fast durchgängig als Staatsboten. Ihre Treue, Gastfreiheit, Friedfertigkeit, Offenheit und würdevolle Haltung wird sehr gerühmt. Ohne intolerant zu sein, hängen sie dennoch fest an ihrem Koran, sind einer vorzüglichen Bildung fähig, die sie sich auch nach den Umständen zu verschaffen suchen. Die Kriege der Osmanen, die stets Abtheilungen von Tataren unter ihren eigenen Oberhäuptern bei sich führten, haben sie uns auch als tapfere Soldaten bekannt gemacht.

10) Die Kurden (كرد), die in nicht geringer Anzahl — man rechnet gegen eine Million — das Osmanische Gebiet durchziehen, haben sich nie völlig der türkischen Willkür unterworfen, wenigstens haben sie stets darauf bestanden, daß ihre Oberhäupter nach ihrer Wahl aus ihrer Mitte ernannt werden, ein Verlangen, das sie mit den Beduinen theilen. Sie bewohnen das eigentliche Kurdistan, von dem ein Theil zum Paschalik Bagdad gehört, ferner das Gebirge Sindschar, am Flusse Khabur, die Statthalterschaften Mosul, Dijarbekr, Haleb, Damas, und sie nomadisiren bis zum See Wan hinauf. Auch durchziehen sie einen Theil Armeniens, überall sind

Digitized by Google

und bleiben sie aber dieselben, gefürchtete Räuber und treulose Freunde. Erhalten sie sich auch weniger abhängig von der Pforte, so dulden die arbeitsamern dennoch viel von ihren eigenen Oberhäupteen, die sich durch den einzutreibenden Tribut mit bezahlt machen. Öfters sind jedoch die türkischen Statthalter genöthigt, Gewalt gegen sie zu brauchen, und kein Reisender mag sie loben. Schon ihr Äußeres verräth viel Unangenehmes. Das kleine Auge, die dunkle Hautfarbe, der große Mund und der wilde Blick macht keinen wohlthätigen Eindruck auf den Fremden, der ihnen gern aus dem Wege geht. In Städten weilen sie weniger, und selbst die in Dörfern seßhaften geben ihr Räuberhandwerk nicht auf. Um sie abzuwehren, werden sie bisweilen unerwartet überfallen, Männer, Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht und ihre Früchte verbrannt oder verheert. Die Frauen sind freundlicher, aber gewöhnlich verbrannte Schönheiten. In dem Paschalik von Kars gibt es Stämme von 5000 Zelten, die groß und mit grobem, braunem, gewöhnlich aus Ziegenhaaren verfertigtem Tuche bedeckt sind; sie wechseln ihren Aufenthalt gegen den Sommer und Winter, und es gibt selbst Horden von 20,000 Zelten. Auch sie sind Muhammedaner und ihre Vornehmen sind, gleich den Beduinen, sehr adelstolz. Die Frauen genießen dieselbe Freiheit wie die der Turkmanen, und die Geburt eines Mädchens macht Freude, da diese nie von dem Vater ohne bedeutende Aussteuer verehelicht werden. Sie gehen schlecht und gewöhnlich in einen weißen baumwollenen Zeuch gekleidet. Sogar das Recht der Gastfreundschaft ist ihnen nicht heilig. Ihr Erwerb ist Viehzucht, und so, daß dessen Abwartung ganz den Frauen überlassen bleibt. Bekannt ist, daß die viel besprochenen Jeziden (يزيد) auf dem Gebirge Sindschar Kurden sind, und ihre Sprache auch die kurdische ist. Sie bilden die den Muhammedanern verhaßteste Secte, vorzüglich aber sind sie den Schiiten als Anhängern Ali's, den ihr Stifter Jezid nicht anerkannte, unerträglich. Ihre Religion ist ein Gemisch von Manichäismus, Muhammedanismus und Parsismus; sie bekennen sich aber öffentlich den Muhammedanern, Christen oder Juden gegenüber als ihre Glaubensgenossen. Das Lesen und Schreiben ist ihnen verboten, der Teufel ist ihr Gott und in seinem Dienste thun sie alles, was sie thun. Eher sterben sie, als daß sie den Teufel verfluchen, der bei ihnen „der große Scheich" heißt. An die Sonne richten sie das Morgengebet. Bis auf den Lattich und Kürbiß halten sie jede Nahrung für erlaubt, und die christlichen Klöster, sowie deren Heilige, halten sie in größten Ehren. Adi, der Reformator ihrer Religion, gilt ihnen als das unsichtbare Oberhaupt, dessen Grab sich in dem Gerichtsbezirke von Amadia befindet. Sein Nachfolger wird stets aus seiner Familie gewählt und ihm lassen sie einen Theil ihres Raubes zukommen. Die blaue Farbe ist geächtet, dagegen wird der Schnurrbart nie verschnitten. Sie sind in verschiedene Stämme getheilt, die von einander ganz unabhängig sind. Das Gebirge Sindschar stellt allein über 6000 kampflustige Streiter, die Cavalerie ungerechnet, und in dieser Gegend vergeht kein Jahr, wo nicht bedeutende Caravanen geplündert werden. Ihre Grausamkeit setzt alles in Schrecken, da sie bei ihren Plünderungen ohne alle Ausnahme den Mord an den ihnen in die Hände gefallenen Opfern vollziehen. Deshalb bedienen sich ihrer auch die Oberhäupter der Kurden, wenn es gilt, sich mit irgend einem der türkischen Paschas zu messen.

11) Die Araber, welche in Constantinopel gewöhnlich aus Ägypten sind, und den Dienst als Stallknechte, Lastträger und Verkäufer von Getränken versehen, verleugnen nirgends ihr feuriges Temperament und scheiden sich überall durch ihre hagere Gestalt aus. Ihre vorzüglichsten Wohnsitze sind das südliche Mesopotamien oder das Paschalik Bagdad mit Basra, und Soristan, wo sie den Haupttheil der Bevölkerung der Statthalterschaft Damas ausmachen. Unter ihnen betreiben die Fellahs den Ackerbau, und den ansässigen sind die Handwerke und der Handel keineswegs fremd. Diese sind aber bei weitem mehr ausgeartet als der Beduine, der physisch und moralisch ein ganz anderer Mensch ist. Neben der Frau und dem Kinde steht ihm sein Pferd und das Kameel oben an, und der Osmane gilt ihnen ebenso wenig als ihr Oberhaupt, als irgend ein anderer Regent. Seine Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten sind ganz die der Bewohner der arabischen Wüste, und ihre Anzahl beträgt zusammengenommen mehr als eine Million. In neuern Zeiten hat sich ein Theil der dem Pascha von Bagdad tributbaren Stämme der Secte der Wehabis zugewandt, während ein anderer Theil bei vorkommenden Fehden sich in die Reihen der Armee stellen muß.

12) Einen eignen Menschenschlag, nach Lebensweise, Religion und Charakter, bilden die Bewohner des Libanons, des Vaterlandes der Drusen, Nosairier und Maroniten. Erstere bewohnen einen Theil des Gebirges von ungefähr 60 Q. Meilen, die andern den Strich zwischen Tarablus und Antakia, und die Maroniten den District Kesroan, und mögen zusammen eine Bevölkerung von 300,000 Köpfen abgeben. Sie sind die Montenegriner der europäischen Türkei, und aus mehr als einer Rücksicht denkenswerth. Die Drusen, ostwärts von Saide, Balbek, Dschebail und Tarablus, haben südlich die Motewali, gegen Mitternacht die Nosairier zu Nachbarn. Da sie 40,000 Mann ins Feld stellen können, müssen sie wenigstens 160,000 Seelen stark sein, und kein Pascha darf es wagen, nur einen Bauer plündern oder ihm die Bastonade geben zu lassen. Ihr jetziger Groß-Emir legte fast die Wagschale in dem Kriege der Syrer gegen ihren Unterdrücker Ibrahim. Sie sind wohlgewachsen und höchst mäßig, und gewöhnen sich von Jugend auf an abhärtende Strapazen und körperliche Gewandtheit. Lesen und Schreiben ist Eigenthum der Frauen, die Männer kümmern sich wenig darum. Thränen in den Augen der letztern zöge Verachtung nach sich, und das Leben wird, wenn die Ehre nur im Geringsten beleidigt scheint, augenblicklich in die Schanze geschlagen. Blutrache ist mehr als Gewohnheit, ist gleichsam Gesetz, weshalb die gegenseitigen

Digitized by Google

Befehdungen nie aufhören, und die Feindseligkeiten unter den Scheichs allemal mit den furchtbarsten Grausamkeiten endigen. Diese unaufhörliche Gefahr der Beleidigung macht sie behutsam und zuvorkommend, und Gastfreundschaft ist ihnen ein von den Vorfahren überkommenes unverbrüchliches Erbe. Das letzte Stück Brod theilt der gemeinste Druse mit dem hungrigen Reisenden. Zwar nennen sie sich Muhammedaner, bekümmern sich aber wenig um die Muhammedanische Religion. Ihre Tracht ist ein aus Ziegenhaar und Wolle gewebtes kurzes Oberkleid bis an die Knie, mit ebenso kurzen Ärmeln; das Unterkleid ist blauleinen, und beide Anzüge werden mit einer langen Binde über der Hüfte gegürtet. Um den Kopf winden sie Binden und ihre Füße bedecken eine Art Schuhe. Der ungeweihete Druse hält sich von seinen Waffen für unzertrennlich; Vielweiberei ist zwar gestattet, aber selten, und Heirathen außer ihrer Nation sind unerhört. Sonst ist ihre häusliche Einrichtung, ihre Lebensart, Sitte und Gebrauch von den Vorurtheilen der übrigen morgenländischen Völker nicht verschieden. Der Tribut oder Miri an den Sultan richtet sich nach den jedesmaligen Umständen, nach der Lust des Emirs, oder nach der Stellung, die der türkische Pascha gegen sie annimmt. Sie treiben übrigens Viehzucht, Wein-, Seiden- und Ackerbau, und unterhalten Baumwollenpflanzungen; zur Kriegszeit aber ist jeder waffenfähige Mann Soldat. Von den Drusen gewissermaßen abhängig sind die Maroniten im District Kesrowan, der eine Tagereise lang und breit ist, und durch den Nahr-Kalb oder Hundsfluß in zwei Theile getheilt wird, den östlichen nur von Maroniten, und den westlichen von Maroniten und Griechen bewohnten. Wein, Oliven, Tabak, Maulbeerbäume, Baumwollen- und Ackerbau machen ihren Reichthum aus, und das Vieh hat vortreffliche Weiden. Sie werden als gute und rechtschaffene Menschen gelobt, und ihre selbst gewählten Scheichs zahlen einen Tribut an den Groß-Emir der Drusen, der ihn an die Türken berichtigt; auch sind sie an den Kriegen der Drusen Theil zu nehmen verpflichtet. Da sie als Christen gebildeter sind, geben sie gewöhnlich die Erzieher der Drusen ab. An ihrer Spitze steht ein Patriarch, den zehn Bischöfe wählen. Kirchen und Klöster sind so viele als es Ortschaften gibt, und ihre Geistlichen und Mönche arbeiten wie jeder andere. Übrigens bilden sie die größte Anzahl der Christen in Syrien, wo sich da und dort in den Städten, z. B. in Haleb, einige Familien zerstreut finden. Die Nosairier oder vielleicht richtiger Nasirijeh (نصيرية) geben sich Angesichts der Türken für Sunniten aus, haben aber ebenfalls ihre eigenthümliche Religion. Wie schon bemerkt, sind sie vorzüglich zwischen dem Libanon und Antiochien zu Hause, und nähren sich hauptsächlich vom Tabaksbaue. Sie sind nicht sehr zahlreich, und da ihr Gebiet leichter zugänglich ist, auch den Erpressungen der Türken mehr ausgesetzt. Auch sie gelten als ehrliche, reinliche, gastfreundliche Leute, welche die Würde des Menschen anerkennen, nicht stehlen, fluchen und schwören, ihre Armuth geduldig ertragen, und auch dem zweiten Geschlechte seine Rechte zugestehen. Endlich erwähne ich noch die Motewali, die sich an die Glaubensmeinungen der Perser, also der Schiiten, anschließen. Doch mag weder Christ noch Türke gern mit ihnen zu thun haben, da sie sehr zurückhaltend sind und aus Furcht verunreinigt zu werden, oft Unfreundlichkeit zeigen. Ehe sie der Drusen-Emir Jusuf im vorigen Jahrhunderte vertrieb, wohnten sie zu Baalbek, Sor, am Asi und nördlich vom Libanon, und zahlten zum Theil wie die zu Baalbek, ihren Tribut unmittelbar nach Constantinopel und an die Paschas von Seide, Hems und Tarablus. Ihre Anzahl war nie sehr bedeutend.

13) Die Laschen, ein wilder Volksstamm, der wie die Tataren in Horden vereinigt lebt, und sich seine eigenen Anführer wählt, hat sich vom Kaukasus her an der Küste des schwarzen Meeres im Paschalik Trabesun niedergelassen, und achtet nur den, der eine große Anzahl Reiter vereinigen kann. Sie sind an Sprache, Sitten und Gesichtszügen ihren Nachbarn, den Grusiern, sehr ähnlich, und obwol Ackerbau sie ansässig gemacht hat, wissen sie doch mit Hilfe ihrer kleinen und dürren, aber ausdauernden Pferde das Handwerk von Räubern so trefflich zu treiben, daß Jedermann sie fürchtet und es dem Pascha von Trabesun Mühe kostet, die 30,000 Köpfe im Zaume zu halten.

14) Die Franken, eine Benennung, die den in der Türkei seßhaften Europäern von ihrer Sprache, der lingua franca, einem verdorbenen Italienisch, beigelegt worden ist, hält theils der Handel, theils der religiöse Cultus und die Diplomatie in den bedeutendern Städten daselbst fest. Factoreien, wie sie z. B. in Haleb und anderwärts England unterhielt, sind mit der Zeit verschwunden, und jeder Kaufmann ist seiner eigenen Betriebsamkeit überlassen worden. Sie zu zählen hat noch Niemand versucht, und sie bilden auch weniger wie die andern Volksstämme der Türkei ein geschlossenes Ganze. Da der Aufenthalt vieler vorübergehend ist, andere als Reisende nirgends festen Fuß fassen, würde selbst von dem Resultat einer Zählung des einen Jahres auf das andere keine Folgerung zulässig sein. Sie genießen den Schutz der Gesandten und Consuln, müssen sich aber übrigens in die Sitte des Landes, die Verfassung und das Abgabesystem fügen.

Bei dieser Mannichfaltigkeit der Völkerschaften, die zum Theil ganz verschiedenen Ursprung haben, müssen natürlich auch die Sprachen sehr verschieden sein, und diese Sprachverwirrung, das Untereinander ihre Idiome, das sich nirgends sowie in der Hauptstadt geltend macht, ist eins der interessanten Schauspiele mehr, welche Constantinopel darstellt. Hof- und Landessprache ist die türkische, die auch bei allen diplomatischen und gerichtlichen Verhandlungen angewandt wird, allein jeder vornehme und gelehrte Osmane hält es für unentbehrlich, um des Korans und der Literatur willen, auch das Arabische und Persische zu verstehen und selbst zu schreiben. Das Neutürkische, wie es heute gesprochen wird, bildete sich aus der Osmanischen Sprache, welchen Namen das Seldschukische von der Zeit an erhielt, wo das

Digitized by Google

Seldschukenreich in dem Reiche der Osmanen seinen Untergang fand. Dieses hat die uigurische oder dschagataische Sprache, welche die Osmanen auch die alttürkische nennen, zur ältern Schwester, und gelangte nie zu dem Punkt einer völligen Ausbildung. An die Stelle ihrer Literatur trat am Ende des 15. Jahrh. völlig die Osmanische. Dadurch aber, daß ihre Muster im Arabischen und Persischen vorlagen, und durch nahen Verkehr überhaupt kamen in das Türkische, das eine höchst weiche, aber dennoch wohlklingende und volle Sprache mit mancher im Bau und in der Construction strengen Eigenthümlichkeit ist, eine Menge arabische und persische Wörter, von denen jene, seitdem der Koran und die auf seine Sprache und seinen Inhalt gegründeten Religions- und Rechtsbücher unter den Osmanen einheimisch wurden, schon um des terminologischen Theils derselben willen, an Zahl die Oberhand gewinnen mußten. Überhaupt sind in streng wissenschaftlichen Disciplinen die Türken in ihrer Literatur nichts als Nachahmer der Araber, und es darf daher um so weniger wundern, daß mit den Sachen auch die Namen in so großer Menge zu ihnen übergingen. — Über das Arabische, Aemenische, Jüdische, Slavische, Neugriechische und die Zigeunersprache haben wir hier nichts zu bemerken, als daß diese Sprachen von den Völkern, von denen jene den Namen haben, gesprochen werden. Die Bosniaken, obgleich echte Slaven, haben doch nicht den feinen und reinen Dialekt, den die gebildetern Serbier reden, und in dem auch die meiste Literatur vorhanden ist. Der Dialekt der Bulgaren kommt dem russischen am nächsten, hat aber viel Tatarisches in sich aufgenommen, und ist nie Schriftsprache geworden. In den wenigen Schulen, welche die Bulgaren haben, bedienen sie sich griechischer und in den Kirchen gewöhnlich slavischer Bücher. Selbst nicht einmal in grammatische Regeln hat man diese Mundart bisher zu bringen versucht; und doch versteht selbst der gemeine Bulgare weder das Griechische noch das Rein-Slavische. Auch der Kroate, Morlache und Montenegriner spricht seinen eigenen slavischen Dialekt. Der der Montenegriner ist slavonisch-illyrisch, und hat die meiste Ähnlichkeit mit dem Sprachgemische, das im österreichischen Albanien bei Castell nuovo oder an den Mündungen des Cattaro geredet wird. Über die Sprache der Arnauten oder Albanier, die ebenfalls sehr gemischt ist, ist die Encyklopädie (2. Bd. S. 340) zu vergleichen. Das Tatarische, die Mutter des Osmanischen, ist selbständig und eigenthümlich, und wird an seinem Orte gewürdigt werden. Die Turkmanen, von denen die Motewali als Ableger gelten, haben einen türkisch-tatarischen Dialekt, der sich sehr zum Osmanischen hinneigt, aber bei den einzelnen Stämmen auch wiederum viele Modificationen erfahren hat. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich unter den Kurden dar, die, weil sie ihre eigenen Fürsten haben, sich auch ihre eigene Sprache erhalten haben, aber so, daß dennoch drei Mundarten unter ihnen die vorherrschenden sind, auf welche das Persische, Arabische und Türkische sich geltenden Einfluß zu verschaffen gewußt hat. Viele Wörter und ganze Redensarten sind, wie uns das Wörterbuch und die Grammatik des Paters Garzoni beweist, ganz persisch oder rein arabisch. Auch die Jeziden sprechen kurdisch, doch verstehen viele unter ihnen das Arabische und Türkische und bedürfen keines Dolmetschers. Die Völkerschaften des Libanon, die Drusen, Maroniten und Nosairier, sprechen Arabisch, welches überhaupt in Syrien und Palästina die einheimische Sprache, indem das Syrische ganz verschwunden ist, und das Türkische nur soviel gesprochen wird, als in Teutschland das Französische. Die Drusen haben sogar das Arabische zur Kirchensprache, während die Maroniten und Nosairier, deren Muttersprache ebenfalls das Arabische ist, wiewol sie es mit syrischen Buchstaben schreiben, ihre langen Gebetsübungen in syrischer Sprache verrichten, die sie jedoch nicht verstehen. Ebenso haben die Samaritaner ihre eigene Schrift, trotz dem, daß die Kirchensprache derselben das Hebräische mit eigenthümlichen Formen ist. Übrigens schreiben sie auch das Arabische mit denselben samaritanischen Buchstaben. Die Laschen endlich sprechen eine grusische Mundart, und der Lingua franca ist schon oben gedacht worden.

Religionen. Die Staatsreligion des türkischen Reiches ist die Muhammedanische, jedoch nach den Ansichten der verschiedenen Secten modificirt. Der Türke als Türke ist orthodoxer Muhammedaner, d. i. Sunnit, oder Traditionsgläubiger, und der Hof mit Allem, was ihm anhängt, bekennt sich zu der Secte der Hanefiten, als einer der vier für rechtgläubig anerkannten Religionsparteien. Indem nun der Koran nicht nur erstes Religions-, sondern auch erstes Gesetzbuch des Staates, und das Kirchenrecht von dem Civilrecht unzertrennlich ist, erfolgen auch alle aus diesem vereinigten Rechte herfließenden Entscheidungen den Ansichten des Imam Hanefi gemäß, die dieser bei Erklärung der bezüglichen Stellen des Korans und der Sunna und den daraus herzuleitenden Folgerungen geltend zu machen gewußt hat. Unser Sonntag ist dem Osmanen der Freitag, an welchem der Prophet von Mekka nach Medina entwich. Festtag ist er ihm nur, so lange der Gottesdienst in der Dschamia oder Kathedrale und in den Moscheen, und die übrige gewöhnliche Gebetszeit dauert. Er feiert ihn mit Gebet und Predigt, kennt aber Glocken, Orgel und Gesang nicht. Wie der Araber, hat auch er als täglichen Gottesdienst zu fünf verschiedenen Zeiten sein Gebet (Namaz) zu verrichten. Als die Grundpfeiler seiner Religion betrachtet er die fünf unumgänglich zu beobachtenden Gebräuche der Reinigungen, des Gebets, des Almosenzehnten, der Fasten (Monat Ramazan und bei mehren andern Fällen) und der Wallfahrt nach Mekka. Auf dieser Grundlage beruht der Glaube an Allah und seinen Propheten, den er in dem Bekenntniß ausspricht: „Es gibt keinen Gott außer Allah und Muhammed ist sein Prophet." Die Taufe ist ihm die Beschneidung und der Preis seiner Tugend ein Paradies, dessen Seligkeit ihm seine glühende Phantasie, in welcher ihm der unter seinem arabischen Himmel in entzückenden Vorstellungen schwelgende Beduine vorausgeeilt

Digitized by Google

ist, als einen Vollgenuß der höchsten Freuden in den reizendsten Farben schildert. Er thut nichts außer im Namen Gottes, und die Fatiha oder die erste Sura des Koran ist sein Vaterunser. Seine Moral weist ihn auf Mildthätigkeit, Redlichkeit, Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Mäßigkeit und die Pflichten der Gesellschaft und der Höflichkeit hin. Das Spiel, die Musik, der Besitz von Bildern, der Misbrauch des Namens Gottes ist ihm verboten, den Eidschwur soll er heilig halten, und er hat übrigens die allgemeine Verpflichtung auf sich, die Tugend zu üben und das Laster zu meiden. Seine Nahrung, seine Kleidung, seine Beschäftigung ist durch Vorschriften bedingt, und die Beobachtung und Handhabung aller dieser Gesetze und Gebräuche überwacht das Corps der Ulema mit dem Mufti oder Scheich-el-islâm an seiner Spitze. Überall sind die obrigkeitlichen Personen verpflichtet, da wo die hanefitischen Imams verschiedener Meinung sind, derjenigen zu folgen, welche die letztern Imams gebilligt haben. Den Kadis wird dies selbst in ihrer Bestallung förmlich vorgeschrieben, und das Corpus juris ist das Werk Multeka, mit dem uns Mouradgea d'Ohsson vollständig bekannt gemacht hat. — Trotz dem aber, daß der Osmane zu allem Guten angewiesen ist, weiß er von Toleranz wenig. Wer nicht Moslim ist, ist Kafir, ein Ungläubiger, ein Gotteslästerer, und wird als solcher behandelt. Einen andern Unterschied kennt das Gesetz nicht in seinen Aussprüchen zwischen den verschiedenen Religionen der Welt und des türkischen Reiches. Zu der Lehre der Sunniten nun in letzterm bekennen sich die Osmanen, Tataren, Turkmanen, Araber mit Abweichungen, Laschen, ein Theil der Kurden, Zigeuner, Arnauten, Bosniaken und Bulgaren, sodaß die Anzahl derselben in Asien bei weitem größer ist, als in Europa, und überhaupt die Hälfte der ganzen Bevölkerung betragen mag.

Den Sunniten schroff gegenüber stehen die Schiiten, die von den Osmanen ebenso angefeindet werden, wie nur irgend Protestanten von den Katholiken angefeindet werden konnten. Der Osmane glaubt nämlich an die Reihenfolge der vier ersten Khalifen als einer rechtmäßigen, sowie sie erfolgte, deshalb auch jene Khalifen die vier rechtmäßigen (الراشدون) genannt werden, während die Perser, die in Masse Schiiten, d. i. die zu einer und derselben Meinung, als Anhänger des Ali, verbundenen Genossen, sind, behaupten, nicht Abu Bekr, der Schwiegervater und seine beiden Nachfolger, sondern Ali, der Schwiegersohn, habe dem Propheten zunächst folgen sollen. Daraus und aus der unbegrenzten Verehrung, die der Perser den Söhnen Ali's, Hasan und Hosein zollt, welche der Osmane nur als die ersten Märtyrer betrachtet, sowie aus einigen andern wesentlich abweichenden Glaubensmeinungen, sind alle jene unendlichen Befehdungen hervorgegangen, die zwischen Sunniten und Schiiten bisher obgewaltet haben, da jeder politische Kampf auch gern eine religiöse Richtung nimmt. Zwar lassen sie sich gegenseitig den Namen Moslimin oder Muminin, d. h. in Gott Ergebene oder Gläubige, dennoch aber mag der Schiit mit fremden Religionsverwandten weder essen noch trinken, und nicht eher eine Schüssel, woraus ein Fremder gegessen hat, wieder brauchen, als bis er sie völlig gereinigt hat, ja er hält sich für unrein, wenn ein Fremder nur sein Kleid berührt. Solcher strenger Schiiten gibt es im türkischen Reiche wenige, oder sie treten wenigstens mit ihren Ansichten nicht hervor. Früherhin und zum Theil noch jetzt machten die Motewali, einige arabische und kurdische Stämme, außer den einzeln zerstreuten, den geschlossensten Körper derselben aus, aber auch sie wagen nicht, den Türken verächtlich zu begegnen. Außerdem gelten dem Sunniten alle Irrgläubigen, die aus dem Schoße des Islams (vergl. d. Art. u. Muhammedanismus) hervorgingen, für Schiiten, denen sie noch andere gehässige Namen beilegen. Nach einer Tradition des Propheten mußten 72 schiitische Secten entstehen, und sie entstanden wirklich. Schon unter dem arabischen Khalifat waren die Kämpfe in Bagdad zwischen den Sunniten und Schiiten die erbittertsten und gefährlichsten.

Nach der Muhammedanischen Religion ist es unstreitig die christliche, welche im türkischen Reiche die meisten Anhänger zählt. Unter ihnen stehen die griechischen und armenischen Christen obenan, denen die katholischen folgen, von denen wiederum die monophysitischen und Nestorianischen zu trennen sind. An diese reihen sich die Religionsparteien an, welche die Reformation ins Leben rief, und der jüdische Cultus schließt die Reihe sämmtlicher Gottesverehrungen in jenem weiten Reiche, mit Einschlusse der Druſen und Nosairier, die ebenfalls ihren eigenen Satzungen folgen. Die Duldung der Christen im Osmanischen Reiche beruht theils auf einzelnen Aussprüchen des Korans und der Sunna, theils auf einem angeblichen Testament Muhammeds, einer Art Freiheitsbrief, den der Prophet zunächst den Mönchen auf dem Berge Sinai ausgestellt haben soll. Dessenungeachtet ist diese Duldung sehr bedingt und beruht jetzt hauptsächlich auf der Zahlung des Kharâdsch (خراج) einer Kopf- und Ertragnißsteuer. Der Christ darf seinen Gottesdienst und seine Religionsgebräuche ungestört beobachten, nur werden die größten Schwierigkeiten erhoben, wenn man damit umgeht, an der Stelle verfallener oder abgebrannter Gotteshäuser neue zu errichten, da es als Grundsatz gilt, den öffentlichen Gottesdienst immer mehr zu beschränken. Glocken sind schon an und für sich verboten und nur an einzelnen Orten, z. B. auf der Mastixinsel, in den Klöstern auf dem Athos und in wenigen Städten in Europa als besonderes Vorrecht gestattet. Die rechtgläubigen griechischen Christen sind in der ganzen Türkei zerstreut und auf den Inseln fast allein zu Hause. Ihr Patriarch zu Constantinopel hat das Supremat und wird unter dem Einflusse der Pforte von dem Synodus gewählt und von ihr bestätigt. Er gilt aber ebenso, wie die Erzbischöfe und Bischöfe als Geiseln des griechischen Volkes. Die Gerichtsbarkeit dieser Geistlichen ist in neuerer Zeit sehr beschränkt worden, zumal seitdem der Diwan die

Digitized by Google

Erdrosselung des Patriarchen für einen Versuch seiner Kraftäußerung ansah. Auf die Wahl der höhern Geistlichkeit übt der Patriarch den größten Einfluß und betreibt ihre Bestätigung bei der Pforte. Nicht alle Erzbischöfe sind Metropoliten, da letztere ihren Sitz nur in Städten haben, aber alle erhalten wie die Bischöfe die Ordination von dem Patriarchen. Die Bischöfe müssen unverheirathet sein, da sie sämmtlich dem Mönchthum angehören, sie ordiniren die Priester oder Popen, die ihre Stellen gewöhnlich von ihnen erkaufen. Ein Weltgeistlicher kann nur Erzpriester werden; alle tragen Bärte als Ordenstracht, bleiben aber von vielen kirchlichen Verrichtungen ausgeschlossen. Die andern Patriarchen von Antiochien und Jerusalem, wovon der erste nicht zu Antiochien residirt, sind zwar unabhängig in ihrem Sprengel, aber der von Constantinopel bleibt doch immer der allgemeine (*οἰκουμενικός*), und ihm gehört die europäische Türkei, die Inseln des Archipels und Natoli. Die Bischöfe führen den allgemeinen Namen Despoten, und da ihre Wahl mit großen Kosten verbunden ist, gehen viele Stellen ein. Ihr Titel ist Ew. Heiligkeit, und der Patriarch heißt Allerheiligster, allein die Käuflichkeit der Stellen führt sehr oft zu unheiligen Handlungen und Kabalen. Die Priester dürfen sich einmal mit einer Jungfrau verheirathen, und das Predigen steht ihnen nicht zu. Die noch niedrigere Geistlichkeit ist gewöhnlich sehr unwissend und erhält das Volk in seinem Aberglauben. Übrigens aber hegt der Laie die größte Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande. Der Gottesdienst wird in altgriechischer Sprache vollzogen, obwol nur sehr wenige Gelehrte demselben bis zum wirklichen Verstehen folgen können. In die Predigten wird noch das meiste Neugriechisch beigemischt, übrigens aber die kirchliche Feier gewöhnlich bei Nacht vollzogen. Auch in der Türkei folgen die Griechen dem alten Styl im Kalender, haben außer den Aposteln und Kirchenvätern eine Menge Heilige, die ein Drittheil des Jahres zu kirchlichen Festen machen. Auch die Fasten nehmen wenigstens ein halbes Jahr ein und die Geistlichen sind in ihrer Beobachtung außerordentlich streng. Das Zeichen des Kreuzes steht ihnen über Alles hoch, sie haben Rosenkränze, jedoch mehr zum Zeitvertreibe, verrichten aber das Gebet stehend. Die Messe und das Räuchern sind Hauptheile des Gottesdienstes, und die Bilderverehrung ist unbegrenzt. Die Excommunication ward sonst mehr gefürchtet als jetzt, und das Kanonisiren hat um der Kosten willen fast ganz aufgehört. Eine Wallfahrt nach Jerusalem vollzieht der Grieche gern, erlaubt sich aber auch manche selbst von der Kirche gebilligte Lustbarkeit.

An der Spitze der armenischen Kirche steht der Patriarch zu Etschmiazin oder Dreikirchen, einem Kloster westlich von Eriwan, das zugleich die Pflanzschule der höhern armenischen Geistlichkeit ist. Außerdem gibt es mehre Patriarchen, z. B. zu Constantinopel, Erzerum und auf dem Libanon, entweder der That oder auch nur dem Namen nach, und ihr Verhältniß zur Pforte ist fast dasselbe, wie das der griechischen Geistlichen. Die Bischöfe sind alle unverheirathet, und ihre Bestätigung bildet eine nicht unbedeutende Einnahme des türkischen Schatzes. Sie sind eifrig und streng in ihrem Beruf, und haben die Vartabets, eine Art Mönche, zu Stellvertretern. Da sie sich durch Verwerfung der chalcedonischen Kirchenversammlung von der morgen- und abendländischen Kirche abgesondert haben, werden sie von den griechischen und katholischen Christen als Schismatiker angesehen, und zu welchen Verfolgungen das Schisma unter einander geführt, haben uns die neuerlichen Auftritte in Constantinopel gezeigt. Sie neigen sich im Allgemeinen sehr zu den Monophysiten hin, haben aber ihre besondern Gebräuche und unterscheiden sich auch durch ihr Glaubensbekenntniß. Das Lesen der Bibel steht Jedermann frei, ihrer Festtage sind für das Volk wenige, dagegen halten sie die Fastenzeit außerordentlich streng, wallfahrten nach Etschmiazin und Jerusalem, und ihr Gottesdienst wird ebenfalls hauptsächlich bei Nacht gefeiert. Ihre Liturgie ist die vermeintliche des Apostels Jakobus, mit Zugaben von Basilius und Chrysostomus. Die Predigten werden neu-armenisch gehalten, überdies viel geräuchert, aber Kirchenmusik kennt man nicht.

Die römische oder katholische Kirche besteht aus Europäern katholischer Länder und ihren in der Türkei ansässig gewordenen Nachkommen, vorzüglich aus der Zeit der Republiken Genua und Venedig. Zu diesen haben sich Griechen und Armenier gefunden und einzelne Glieder aus andern Glaubensgemeinden, wie der Nestorianer, sodaß sich ihre Anzahl immer auf eine halbe Million belaufen mag. Auch tragen die Missionare unaufhörlich zur Bekehrung bei, und die ansässigen Dominikaner und Capuziner wissen sich selbst bei den Osmanen durch ihre medicinischen Kenntnisse in Achtung zu setzen. Ihr nächstes Oberhaupt ist der Erzbischof zu Constantinopel, der unter europäischem Schutze steht, wie überhaupt Kirchen, Klöster und Geistliche nach katholischem Ritus von den Türken nicht als integrirende Theile des Staates, sondern nur als unter fremdem Schutze geduldete Gründe und Insassen betrachtet werden; dafür gewährt ihnen aber auch die Regierung wenig Vorschub und die fremden Gesandten müssen oft genug zu Reclamationen schreiten. Alle jene Missionaire stehen zunächst unter der römischen Propaganda, und werden von den übrigen christlichen Parteien höchst ungern gesehen und mit Gehässigkeit verfolgt. Vorzüglich feindlich stehen ihnen die griechischen Geistlichen gegenüber, da sie die Streitigkeiten mit der abendländischen Kirche, die ihre Trennung zur Folge hatte, nicht vergessen können. Seit der Einnahme von Constantinopel durch die Türken hat sich dieser Haß nur noch vermehrt, da die Griechen sich vom Abendland aus nicht genug unterstützt sahen, und bis auf den heutigen Tag sprechen sie gegen Alles, was vom Papste kommt, ihre Abneigung ganz offen aus. Den geschlossensten Körper der Katholiken bilden unstreitig die Maroniten auf dem Libanon, die den Papst als ihr höchstes geistliches Oberhaupt anerkennen, und vorgeben, stets eifrige Anhänger der römischen Kirche gewesen zu sein, obwol eine nähere

Digitized by Google

Verbindung nicht über das Ende des 16. Jahrh. hinausgehen mag. Sie wählen ihren Patriarchen selbst, lassen ihn aber vom Papste bestätigen und thun übrigens, was sie wollen. Ihre Bischöfe, zwölf an der Zahl, sollen ein kümmerliches Leben führen, und nicht eben die größte Einigkeit unter einander erhalten. Ein Theil der Maroniten hält seinen Gottesdienst theilweise syrisch, die aber entfernt vom Libanon leben, gewöhnlich arabisch. Auch kümmern sie sich wenig um die Wissenschaften, und das Collegium der Maroniten zu Rom, obgleich für 30 derselben höchst freigebig dotirt, hat sich nie vollständig besetzt gesehen, dagegen haben sich unter seinen Gliedern mehre, wie die Assemani, durch ihre gelehrten Arbeiten auch im übrigen Europa vortheilhaft bekannt gemacht. Fast jeder Flecken hat eine gutgebaute Kirche und ebenso viele Mönchsklöster. Der Gebrauch der Glocken ist auch ihnen unverwehrt. — Die Monophysiten, so geheißen, weil sie nur eine Natur in Christo annehmen, führen auch den Namen Jakobiten, von einem ihrer ausgezeichnetsten Lehrer Jakob Baradäus, verehren aber, wie bekannt, als eigentlichen Stifter ihrer Secte, den Eutyches. Zu ihnen halten sich auch mehre Stämme der Kurden und Griechen, die ihre nicht unbedeutende Anzahl noch vergrößern. Ihr Hauptsitz ist Syrien, wo sie in allen bedeutendern Städten eine oder mehre Kirchen besitzen. Ihr Patriarch, gewöhnlich der antiochenische genannt, wohnt gewöhnlich zu Haleb oder Diarbekr, und hat einen zweiten Patriarchen zu Mardin unter sich. Außerdem haben sie Bischöfe, verehren Heilige und Bilder, und unterscheiden sich ebendadurch von den übrigen Christen, daß sie nur eine Person in Christo anerkennen. In neuerer Zeit sind viel griechische und römische Gebräuche in ihren Ritus übergegangen. Den Jakobiten nähern sich die Schemsije, die ihren Hauptsitz zu Mardin haben, wo zu Niebuhrs Zeiten etwa 100 Familien in zwei Quartieren wohnten. Auf dem platten Lande waren sie nie und sie haben sich, da ihre Anzahl so gering ist, dem Jakobitischen Patriarchen unterworfen. Sie nennen sich Christen, kleiden sich so und lassen auch ihre Kinder von Jakobitischen Geistlichen taufen, sich trauen und von ihnen begraben, dessenungeachtet hüllen sie ihre Dogmen in ein Geheimniß, schicken nur zum Schein einige Mitglieder in die Kirche, beobachten sonst abweichende Gebräuche, und halten sich von den übrigen Religionsverwandten so abgesondert, daß sie sich nicht einmal mit ihnen verheirathen. Die Nestorianer, so genannt von dem Stifter ihrer Secte, dem Patriarchen zu Constantinopel Nestorius im 5. Jahrh., bilden den Gegensatz der Monophysiten, indem sie in Christo nicht nur zwei Naturen, sondern auch zwei Personen annehmen. Ihr Bekehrungseifer, der sich bis in entfernte Provinzen Asiens erstreckt, hat ihnen auch unter Griechen, Armeniern und Kurden Anhänger verschafft, sodaß man ihre Anzahl auf 300,000 im Osmanischen Reiche schätzt. Ihr Patriarch, der sich seit drei Jahrhunderten Elias nennt und seinen Sitz zu El-Kosch bei Mosul hat, hat mehre Bischöfe unter sich und nennt sich Καθολικός. Man gesteht ihnen gern zu, daß sie in Lehren und Gebräuchen die alte Einfachheit am reinsten bewahrt haben. Sie kennen keine Bilder, verehren das Kreuz, ohne das Bild Jesu; und die Taufe, das Abendmahl und die Priesterweihe machen ihre Sacramente aus. — Was nun noch von den Johannischristen, die man gewöhnlich auch hierher zählt, zu halten sei, darüber mag der betreffende Artikel nachgesehen werden. — Protestanten gibt es wenige, und sie gelten auch nur als Fremdlinge, nicht als Einheimische. Der Handel allein oder diplomatische Missionen hält sie fest und nur in wenigen Hauptstädten, z. B. Constantinopel, Smyrna, Haleb, Salonik, vereinigen sich Protestanten und Reformirte zu Gemeinden. Ihr Schutz sind die Gesandten und Consuln.

Die jüdische Religion erwähnen wir hier nur insofern, als sie zwei Secten in ihrem Schoße birgt, die außerhalb des Osmanischen Reiches nicht angetroffen werden, die Samaritaner und Ismaeliten. Während die Hauptmasse Talmudisten sind, unter denen nur wenige Karaiten zerstreut leben, haben die Samaritaner in Nablus und Jaffa, kaum noch 30 Familien stark, die Dogmen ihrer Vorfahren aufrecht zu erhalten gesucht. Nur der Pentateuch gilt ihnen als heilige Urkunde, alle Traditionen und pharisäische Satzungen verwerfen sie. Den Sabbath halten sie streng, feiern die Mosaischen Feste, dulden kein Bild Jehova's und haben ihre Übersetzung des Pentateuchs im samaritanischen Dialekt, der, wie schon bemerkt, zwischen Hebräisch und Aramäisch zwischen inne steht, aber mehr sich zum letztern hinneigt. — Von den Ismaeliten, die ebenfalls in Syrien zu Hause sind, werden die sonderbarsten Dinge erzählt, wodurch sie Muhammedaner und Christen verächtlich zu machen gesucht haben. Sie sagen ihnen die schändlichsten unmoralischen Handlungen nach, die sich auf die Verehrung der weiblichen Genitalia beziehen. Ihr Hauptsitz war zu Niebuhrs Zeiten in dem Flecken Killis zwischen Schugr und Hama, außerdem aber hatten sie noch andere Punkte bei Ladakia, zwischen Haleb und Antiochia und bei Mosul inne.

Wollen wir nun auch die noch übrigen Bewohner des Libanon, die Drusen und Nosairier und die Jeziden auf dem Sindschar-Gebirge mit einigen Schriftstellern nicht gradezu für Heiden erklären, so bieten sich allerdings in ihren Religionsgebräuchen und Dogmen nicht gewöhnliche Erscheinungen dar. Der Druse glaubt: Es ist ein einiger Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, allein dieser Gott ward im ägyptischen Khalifen Hakim bi amr allah 1017 sichtbar, und dieser wird am Gerichtstage wieder in menschlicher Gestalt erscheinen. Er heißt ihn Schöpfer Himmels und der Erden, und er ist der Anfang und das Ende. Ihm zunächst steht Hamsa, der Ordner und Fürst der Zeit, und Ismael. Von Muhammed mögen sie nichts wissen, Jesum aber ziehen sie in den Kreis ihrer 164 Propheten. Zwar haben sie gute und böse Geister, schieben aber diesen Benennungen eigene Bedeutungen unter, und unter ihren sieben moralischen Hauptgeboten befindet sich die Achtung der Wahrheit, Beschützung der Brüder, Betrachtung der Weisheit und das Geheiß, nur

Digitized by Google

rechtmäßig erworbenes Gut zu genießen. Von einer Wallfahrt nach Mekka, von der Feier des Freitags, des Beirams, den fünf täglichen Gebeten, vom Almosen und vom Fasten im Ramadhan wissen sie nichts, auch haben sie das Gebot, ihre Religion geheim zu halten. Sie theilen sich in Geweihte und Ungeweihte, und an ihrer Spitze steht das Oberhaupt der erstern. Blinde Verleugnung seiner selbst wird durchaus verlangt, und Zweifel für Abfall erklärt. Bilder der Gottheit bewahren sie in ihren Kapellen in Gestalt eines Kalbes, und haben eine Menge Schriften ihrer Glaubensmeinungen. — Nicht weniger geheim halten die Nosairier ihre Religions-Dogmen, bekennen sich aber den Osmanen gegenüber zum orthodoxen Muhammedanismus. Dessenungeachtet halten diese zugleich mit den Christen jene für Heiden, die Sonne und Sterne anbeten. Ihnen gilt der Schwiegersohn Muhammeds, Ali, soviel als Hakim den Drusen, von deren Ansicht sie ein gewisser Nosairi entfernte. Ali, behaupteten sie, habe in den zwölf Imams aus seinem Hause gewohnt, und die Seele jedes, der ihm ungehorsam sei, werde in einen Juden, Sunniten oder Christen fahren, der Gläubige aber nach seiner Reinigung in einen Stern. Unter ihren Speisen haben sie eine Auswahl zu treffen; sonst aber werden sie angewiesen, ihre Brüder zu lieben, freigebig zu sein, nicht zu stehlen, nicht zu fluchen und zu schwören, und ihre Armuth geduldig zu ertragen. Schon diese moralischen Gebote beweisen, daß sie vom Heidenthume weit entfernt sind und eben nur durch ihre Geheimnißkrämerei Gelegenheit zu falscher Beurtheilung gegeben haben. — In der Verehrung des Ali haben sie die Jeziden zu den entschiedensten Feinden, deren Oberhaupt Jezid die sämmtliche Familie des Ali als die Gegner seiner Secte erklärt hat. Ihre Lehre, die ein Gemisch altpersischer und Muhammedanischer Dogmen ist, pflanzt sich ohne ein geschriebenes Wort vom Vater auf den Sohn durch mündliche Mittheilungen fort, da ihnen zu lesen und zu schreiben verboten ist. Ihnen gilt als höchste Vorschrift, sich den Teufel zum Freunde zu machen und ihn durch das Schwert in der Hand zu vertheidigen. Ihn zu nennen oder sich nur eines seinem Namen ähnlichen Ausdrucks zu bedienen, ist ein Frevel an seiner Gottheit. Ihre Gottesverehrung üben sie mit dem Gesichte gegen die Sonne gewandt, doch stets ohne Zeugen. Sie haben weder Gebet noch Fasten, weder Opfer noch irgend Feste. Jezid hat durch seine Frömmigkeit für sie alle genug gethan. Die Seelen der Todten glauben sie im Genusse einer ihren Verdiensten angemessenen Glückseligkeit, und daß sie ihren Verwandten und Freunden bisweilen im Schlaf erscheinen, um sie von ihren Wünschen in Kenntniß zu setzen. (S. Niebuhr II. 344 und Notice sur les Yézidis, angehängt an die Description du Paschalik de Bagdad.)

Mehre Bekenner dieser Religionen und Afterreligionen sind im Besitze von Mönchsorden und Klöstern, die sich auch überall im Osmanischen Reiche zerstreut finden. Nonnenklöster sind seltener, am meisten griechische, die aber wie die der Mönche alle der Regel des heiligen Basilius folgen. Ungeheuer groß ist die Anzahl der Orden der Osmanischen Derwische, deren in jedem neuen Jahrhunderte neue entstehen. Mouradgea d'Ohsson zählt allein 32 der berühmtesten nach den Namen ihrer Stifter auf. Alle diese Mönche haben im ganzen Reiche Klöster, in denen zwanzig, dreißig oder vierzig unter einem Scheich wohnen, und die fast alle durch Vermächtnisse frommer Gläubigen bestehen. Doch erhalten diese Derwische nur Essen und Wohnung, alle übrigen Bedürfnisse müssen sie selbst bestreiten. Auch gibt es verheirathete unter ihnen, und die reichern Klöster sind gehalten, die ärmern zu unterstützen. Gleich den griechischen Mönchen folgen auch die armenischen sämmtlich der Regel des Basilius, sind aber im Vergleiche mit dem griechischen und katholischen an Anzahl gering. Katholische Mönche von allerlei Orten sind in der ganzen Levante zerstreut, haben gewöhnlich ihre Obersuperioren in Constantinopel oder Jerusalem, und geben zum großen Theil zugleich Missionare ab. Die berühmtesten griechischen Klöster befinden sich auf den Prinzeninseln, auf dem Berge Athos, auf Patmos und dem Berge Sinai. Die Nonnenklöster unter den Maroniten sind eher Hospitale für arme alte Weiber, während junge Mädchen nach abgehaltenem Probejahre gewöhnlich zu ihrer frühern Lebensart zurückkehren.

Producte. Fragt man, was diese Millionen Menschen thun und treiben, so ist die Antwort die, daß ihre Beschäftigungen sich in Arbeit, Vergnügungen, Müßiggang und — Diebereien theilen. Die Arbeit beschränkt sich hauptsächlich auf Cultur des Bodens, Viehzucht und Handel, die Industrie oder der Kunstfleiß ist beschränkt, und der geistige Verkehr hält sich auf einer sehr niedern Stufe seiner Ausbildung. Nirgends stellt sich der schroffe Gegensatz zwischen dem, was da ist und was da sein könnte und wirklich war, mehr heraus, als in jenen einst so blühenden und jetzt so herabgesunkenen Ländern. Traurig ist das Bild der Benutzung eines Bodens, den man gern zu den von der Natur gesegnetsten Strichen der Erde rechnet. Die systematische Beförderung der Trägheit und des Nichtsthuns ist ein Beweis mehr für die natürliche Güte eines Landes, das dennoch alles ernährt, was der Nahrung bedarf, und wo geringer Fleiß schon Überfluß erzeugen würde. Der despotische Druck, der jeden freien Willen selbst in der Betreibung häuslicher Geschäfte danieder hält, hat bereits die üppigsten Fluren in Wüsten verwandelt. Wo die Furcht vor Mehrertrag als dessen, was nöthig ist, das herrschende Princip sein muß, kann die selbständige Thätigkeit, als die Beförderin jeglichen Staatswohls, keinen festen Fuß fassen. Ganz unfruchtbare Districte gibt es im Ganzen im Osmanischen Reiche wenige, in Europa nur die nackten Gebirgskämme, die Sumpf- und Steppengegenden an der Donau und die Sandstriche im Herzen von Makedonien. In Asien ist das armenische Hochland weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet, aber sonst hat nirgends die Natur bedeutende Hindernisse der Befruchtung entgegengestellt, und selbst in Mesopotamien wurden sonst die kargsten Stellen durch Bewässerung zu den fruchtbarsten gemacht. Den-

Digitized by Google

noch liegen die gesegnetsten Striche überall unbebaut da, theils aus Mangel an Menschen, theils aus Druck. Ist auch nicht überall Gartenland, so ist doch überall Ackerboden, und wenn z. B. die Thäler Bulgariens und Makedoniens und vor allem die Halbinsel des letztgenannten Landes fast ohne jede Unterstützung, das Korn dreißig-, den Weizen vierundzwanzig-, die Gerste vierzig- und den Hirse sogar hundert-, ja dreihundertfältig tragen sehen, so schütten viele Getreidearten in Asien in zahlreichen Gegenden theils ebenso, theils noch mehr. Die Erde birgt über und unter sich das gesegnetste Gedeihen jedweden Fleißes, was sie aber nicht fast freiwillig hergibt, wird ihr auch nicht abgenommen. Nur wenige Provinzen liefern mehr als sie brauchen, und das vorzüglich da, wo sich die Bewohner noch nicht in solcher Menge nach den Städten gedrängt haben. Nur um diese herum findet in Asien zum großen Theil der Ackerbau statt, der übrigens ohne jeden Fruchtwechsel betrieben wird. Den Boden zu verbessern fällt Niemandem ein, nicht einmal gedüngt wird er, und übrigens so oberflächlich bearbeitet als möglich. Der Grieche ist mit Ausnahme der Gegenden am schwarzen Meere, wo auch der Osmane Antheil nimmt, der fleißigere Ackerbauer in Asien, und ebenso in Europa die sich zur griechischen Religion bekennenden Christen. Zum Glücke der Bewohner gibt es auch überall fette Weiden, weshalb Milch- und Fleischspeisen ihnen gern ersetzen, was sie der Erde abzugewinnen sich fürchten. Im Süden Europa's säet man zwischen den Monaten September und Januar, nördlicher bis Februar und selbst bis März; dort wird Gerste im Mai, Weizen und Korn im Junius und Mais im October, hier Weizen und Korn im Juli und Hirse und Gerste im August zeitig. In Asien fördert das Klima die Zeitigung früher, aber jeder Bauer fürchtet die Ernte als die Zeit, wo der Statthalter und seine Beamten nebst den größern Pächtern plündern und wegnehmen, was sie können. Unter den Feldfrüchten wird vorzüglich gebaut, wie in Europa so in Asien, Weizen, von dem es mehre Arten gibt, Gerste, Roggen, Hirse und vor Allem Mais, ferner Reis, der aber auch aus Ägypten in großer Menge eingeführt wird, Durra, Tabak von der geringsten bis zur besten Qualität, guter Hanf, Baumwolle, Safran, Mohn, vorzüglich in Asien, als die Frucht, aus welcher das Opium gewonnen wird, Flachs, jedoch weniger, Bohnen, die in großer Menge, hauptsächlich von den Griechen genossen werden, und Linsen. Außerdem gibt es alle Gartenfrüchte und Gemüse unseres Klimas, nichts fehlt, was die Pflanzenwelt dem Bewohner als nährendes und erfreuendes Product verweigert hätte. Melonen, Kürbisse, Artischocken, Spargel, Sesam, dessen süßes Öl zu verschiedenen Speisen, besonders zu Zuckerwerk, verwendet wird, alle Arten Salate, und die Blumenliebe der Orientalen ist zu bekannt, als daß jene Sorgfalt beschrieben werden sollte, mit welcher die Lieblinge des Osmanen gepflegt werden. Dazu kommt eine unendliche Menge Obst von allen Sorten, da, wie schon oben erwähnt ward, es ganze Wälder von Fruchtbäumen in einzelnen Provinzen gibt. In Asien sind diese noch mannichfaltiger und ergiebiger, als in Europa. Die Dattelpalme liefert im Paschalik Basra an den Ufern des Schatt-el-arab in ganzen Pflanzungen allein gegen 50 verschiedene Arten Früchte, die dem Araber zum großen Theil das Brod ersetzen. Viele Provinzen haben fast keine andere Bäume als fruchttragende, und diese überdies in den edelsten Arten, von denen wir in Europa höchstens in kostbaren Ziergärten da und dort ein Exemplar finden. Um Damas herum kennt man allein zwanzig Arten Aprikosen. Neben diesen gedeihen in einer Gegend mehr als in der andern die herrlichsten Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Pistazien, Feigen von unvergleichlichem Geschmacke, Pfirsiche, Mandeln, übergroße Quitten, Kastanien, Adamsäpfel und mehre andere jenem Klima eigenthümliche Früchte. Einer besondern Erwähnung bedarf der Weinbau. Obwol der Muhammedaner nach dem Koran sich den Genuß des Weines versagen muß und er mithin keinen Beruf fühlen darf, ihn Behufs des Trinkens zu erbauen, so hat er dennoch auf der andern Seite die Erlaubniß, die Trauben zu genießen, und dieses ist ihm Aufforderung genug, Boden und Klima zu diesem Genusse zu benutzen. Seine Trauben suchen an Größe, lieblichem Geschmack und Verschiedenartigkeit anderwärts ihres Gleichen, und dienen dazu, durch bessere Sorten auch die Veredelung der Zucht im Großen zu befördern. Letztere betreiben die Christen jeglichen Glaubens, ohne jedoch im Ganzen eine sorgfältigere Behandlung des Mostes und des Weins selbst zu kennen oder einführen zu wollen. Die Weine der Inseln bewahren noch am meisten ihren alten Ruf, und verführen oft genug den Muslim, sich ihrem Genusse hinzugeben und sich dadurch einer zeitlichen und ewigen Strafe auszusetzen. Sonst kennt man auch die Obst- und vorzüglich die Dattelweine, an denen sich der Osmane schon mit leichterm Sinn ergeht und erholt. Erlaubt und einträglicher ist der Ölbau, das Letztere weniger in Europa, als in Asien, welches das eigentliche Olivenland ist. Die vorzüglichsten Districte für diesen Zweig der Cultur im europäischen Reiche bilden jetzt das Königreich Griechenland, und die im eigentlichen Rumili gewonnenen Oliven werden weniger zu Öl benutzt, wie als Früchte grün eingesalzen und genossen. Dagegen erbaut die asiatische Halbinsel um so mehr Öl; aber auch hier trifft die Verwaltung der Vorwurf, daß kaum das Zehntel von dem erbaut wird, was erbaut werden könnte, daher auch das Öl nicht eben zu einem bedeutenden Handelsartikel der Levante gehört. Das Letztere muß man um so mehr von der Baumwolle sagen, die sowol in der europäischen als in der asiatischen Türkei auf das Vortrefflichste gedeiht und gebaut wird. Es gibt von ihr mehre Sorten, die zum Theil mit hohen Preisen bezahlt werden; nur werden die Pflanzungen oft genug von Heuschrecken heimgesucht, welche die gefährlichsten Feinde dieses Products sind. Neben dem Baumwollenbau ist der Seidenbau die einträglichste Beschäftigung. Das Klima ist den Würmern höchst günstig, und der weiße Maulbeerbaum gedeiht überall. In manchen Gegenden, z. B. um Salonik,

Digitized by Google

sind es gewöhnlich die Frauen, besonders aus den untern Classen, die sich mit diesem Erwerbe beschäftigen und von Jugend auf daran gewöhnt werden. Daselbst geben acht Pfund guter Cocons ein Pfund Seide. In Asien besitzen die Griechen und Armenier schöne Pflanzungen Maulbeerbäume, und auf dem Libanon machen diese fast den einzigen Reichthum der Druſen und Maroniten aus. Am häufigsten ist die weiße und gelbe Seide. Merkwürdig genug, daß der Tabaksbau in manchen Provinzen Europa's ausschließlich in den Händen des türkischen Theiles der Bevölkerung ist und war. So in Makedonien, wo bekanntlich der beste unter dem Namen makdonischer Tabak gebaut und versendet wird. Früher war dieser eine der Hauptgrundlagen des Reichthums jener Provinz, allein das Abgabensystem, sowie die eingeführte Conscription wirken doppelt nachtheilig ein, da auf der einen Seite Salonik als Ausfuhrort verliert, auf der andern die Entvölkerung die Ausbeute verringert. Dennoch, sagen neuere Berichte, ist der hohe Preis, der für diesen Tabak in Ägypten, Constantinopel und den Inseln des Archipels bezahlt wird, eine Gewährleistung, daß sein Bau sich bald wieder heben wird. — Noch ist, um die kurze Aufzählung der Producte des Pflanzenreiches zu beschließen, der Waldcultur mit einem Worte zu gedenken. Den Bestand der Waldungen und ihrer Arten haben wir bereits oben in aller Kürze kennen gelernt, und das ist auch fast Alles, was sich hier darüber sagen läßt. An eigentliche Cultur der Forsten denkt im ganzen großen Osmanischen Reiche kein Mensch; man überläßt auch diesen Zweig des Erwerbes ganz dem freien Willen der Natur in der gewissen Zuversicht, daß die Gegenwart das Bedürfniß befriedigt sieht, und daß man für die Zukunft nicht sorgen dürfe. Der Gewinn aus den Beständen, theils im eigenen Bedarfe zum Brennen und zum Bauen, theils in der Ausfuhr, ist nicht unbedeutend, zumal da ihn die ungeheure Menge Galläpfel und Knoppern, welche die Eichen liefern, vergrößern, indem grade die asiatischen der Halbinsel für die besten gehalten werden, die der Europäer kennt. Die Galläpfel auf Saki werden sogar eingemachr und als beliebter Leckerbissen verzehrt.

Wenden wir uns zum Thierreiche, so sehen wir auch hier eine Menge der nützlichsten Zweige des Erwerbes durch die Natur befördert und unterstützt. Dennoch muß zugestanden werden, daß die vorhandenen Mittel lange nicht zu den möglicherweise zu erreichenden Zwecken angewandt werden. Selbst die Landwirthschaft leidet unter den bestehenden Einrichtungen, indem der Mensch oft genug die Stelle des Thieres vertreten, und der Sklave mehr als das Pferd, der Ochse oder Esel, zur Bestellung des Ackers beitragen muß da, wo allein die Kraft die Bedingung der Förderung ist. Unter den zahmen Thieren findet sich das edelste von allen, das Pferd, nur in den nördlichsten Provinzen Europa's in Menge zu Hause. Die arabische Zucht vertritt daselbst die tatarische und polnische als die vorherrschenden, indem es der Hof vorzieht, den Bedarf jener Race in dem Mutterland aufzubringen oder bei den Beduinen Soristans und Mesopotamiens, die gleich vortreffliche Pferde besitzen. Allein auch die in Europa einheimischen sind für jede Beschäftigung tauglich und ausdauernd, und doch zugleich auch schön. Sie werden aber auch im Allgemeinen, obwol in Europa weniger noch als in Asien, mehr zum Reiten, als zum Ziehen und Tragen angewandt. Dadurch erhält man die Racen in ihrem Adel und ihrer Schönheit, und die sogenannten Tugenden der Pferde werden in ihrer Vollkommenheit angetroffen. In Asien sind die drei Racen, die arabische, die persische und die türkische, die am meisten verbreiteten. Über die erste führt der Beduin ebenso seine Geschlechtsregister wie in Arabien, nach den Stutten, nicht nach den Hengsten. Die persischen Pferde sind vorzüglich durch die Kurden mehr einheimisch geworden, und kommen in ihren Vorzügen den arabischen am nächsten. Auf der Halbinsel selbst sind mehr rein türkische Pferde zu Hause, die durch die edle Zucht in ihrer frühern Schönheit sich erhalten, dennoch aber den beiden vorhergenannten Arten nicht gleichkommen. Die herumziehenden Stämme gewöhnen ihre Thiere an jede Strapatze, Ausdauer und Gefügigkeit, und die Natur befördert eine solche Leichtigkeit und Behendigkeit, daß die schlechtesten Arten noch immer unsern bessern Schlag bei weitem übertreffen. — Kameele sind in Europa nur in den südlichern Strichen, wie in der Nähe der Hauptstadt selbst und in den östlichen Theilen von Bulgarien zu Hause, dagegen ist auch der Bedarf nicht hervortretend, da sich hier weder Nomaden finden, noch ausgedehnte Steppen zu durchziehen sind. Ihre eigentliche Zucht wird in Asien betrieben, wo die Lebensweise und die Gegend sie zum schätzenswerthesten Geschenke der Natur macht. Der Nomade ladet ihm seine ganze Habseligkeit mit Weib und Kind auf, und der Beduine kann es auf seinen Zügen in der Wüste noch viel weniger entbehren. Das arabische Kameel findet sich im Süden, ist genügsam, kann aber nur fünf Centner tragen und geht bei weitem langsamer als das turkmanische, das zwar größer und stärker ist, und gegen acht Centner trägt, aber in der Hitze der Wüste nicht ausdauern könnte. Auch besitzt der Turkmane deren bei weitem mehr, als der Beduine. Eine geringere und kleinere Art, Hedschin (هجين) dient in Syrien zum Reiten, und auch die asiatische Halbinsel zieht sich einen recht guten Schlag. Als Ersatz für diesen Vorzug Asiens hat sich Europa die Rindviehzucht bewahrt, welche in einzelnen Provinzen wirklich blühend genannt werden kann. Im Norden macht sie eine Hauptquelle der Erhaltung aus und, in den Thälern und an den Anhöhen von den üppigsten Weiden genährt, sehen sich Ochsen und Kühe oft glücklicher als ihr Herr, der Mensch. Gleich dem ungrischen und polnischen Rindviehe, von dem das in den türkischen, links der Donau gelegenen, Gegenden ein Mischling ist, wird es, an Anblick und Geschmack ausgezeichnet, in ganzen Heerden nach dem übrigen Europa getrieben, indem der Eingeborne selbst weniger Fleisch genießt. Als Abart dient auch der Büffel hier und da als träges Lastthier und

Digitized by Google

bisweilen auch zum Zuge. Mehr noch werden seine Dienste auf der asiatischen Halbinsel und in den Ufergegenden des Euphrat in Anspruch genommen, indem er zur Ackerbestellung und zum Austreten des Kornes vorzugsweise verwandt wird. Eigentliche Rindviehzucht ist hier nur in Armenien und auf dem Libanon zu Hause, wo man sich auch mit Butter- und Käsemachen abgibt. Zu mehrfacher Benutzung dient ferner in beiden Halbinseln der Esel und Maulesel, der, weil das Futter gut, auch stark und kräftig ist. In Asien sind sie von vorzüglicher Beschaffenheit und mit ihren trägen europäischen Genossen gar nicht zu vergleichen. Die Menge macht sie vorzüglich in Soristan außerordentlich wohlfeil. Vortrefflich sind auch die verschiedenen Arten Schafe diesseit und jenseit des Meeres. Diese Thiere wissen von Ställen wenig und bringen den größten Theil des Jahres auf der fettesten Weide unter freiem Himmel zu. In Europa, z. B. in Tirhala und um Salonik herum, tragen sie die feinste seidenartige Wolle, und das Product von letzterer Stadt allein ward ehemals auf zehn bis zwölftausend Centner jährlich berechnet, während es sich gegenwärtig höchstens auf vier- bis fünftausend erhebt, wovon zweitausend Centner von der türkischen Regierung zur Verfertigung von Tuch, Decken und Matratzen für die Armee mit Beschlag belegt werden. Der übrige Theil wird von einem Beamten der Pforte aufgekauft, der sich kraft wiederholter Fermans in den alleinigen Besitz des Wollhandels gesetzt hat und seine Waare nur unter einer Menge willkürlicher Auflagen wieder verkauft. Auch die Verminderung des Products kommt aus demselben Grunde, da die Schafsbesitzer, durch die täglich zunehmenden Steuern und Plackereien aller Art entmuthigt, die Provinz verlassen haben. Diese Umänderung der Dinge ist um so mehr zu beklagen, als Salonik stets der Hauptstapelplatz für den Wollhandel war. Den makedonischen Schafen an Geschmack und Wolle kommen die von Bosna am nächsten. Überhaupt ist keine Provinz, die nicht einen starken Schafstand hätte, da Schöpsenfleisch einen Haupttheil der Osmanischen Fleischspeisen hergibt. Vorzüglich wird das der Schafe mit Fettschwänzen gerühmt, die im eigentlichen Rumili und auch um die Hauptstadt vorzugsweise zu Hause sind. In Asien haben die arabischen ausgezeichnet breite Fettschwänze, aber auch andere Arten finden sich überall und liefern theilweise recht feine Wolle. Unter den Inseln ist vorzüglich Kirid reich an Schafzüchtereien. — Nicht weniger allgemein verbreitet sind die Ziegen, die mit weit geringerm Futter zufrieden sind. Einzelne Gattungen, wie die auf den kurdischen Gebirgen, zeichnen sich durch sehr lange Hörner aus, andere haben lange und breite Ohren. Allgemein bekannt und durch das lange seidenartige Haar berühmt ist die Ziege von Angora, die außerhalb dieses Districts sogleich ausartet. Das Gespinnst davon wird mannichfach verbraucht, und selbst die kurzen Haare verwendet der europäische Hutmacher. — Schweine darf man nur in den nördlichen Provinzen Europa's und in Bulgarien suchen, wo sie einer außerordentlichen Mast fähig sind und zur Ausfuhr gezogen werden. Der unter Osmanen lebende Grieche ist im Genusse sparsamer und deshalb werden auch die Schweine nur in geringer Anzahl bei ihm angetroffen, mit Ausnahme der Inseln, welche zum Theil recht gute Schinken liefern. Wird in Europa auch die Bienenzucht von den christlichen Völkern mit großem Erfolge betrieben, da die herrliche Nahrung in den aromatischen Kräutern und Blumen mehr wie anderswo dieselbe befördern, so wird in Asien wenig Sorgfalt auf den Bestand der Stöcke gewandt, sondern man gewinnt Honig und Wachs gewöhnlich wild, aber in großer Menge. Die Hasen und Wildschweine Rumeliens laufen den besten europäischen den Rang ab. Wie beträchtlich ehemals die Hasenjagd war, zeigte die Ausfuhr der Hasenfelle von Salonik nach Frankreich und Italien; allein seitdem die Bergbewohner, welche sich besonders der Jagd widmeten, der neuen Conscription unterworfen sind, hat sich die Zahl der Jäger sehr vermindert, und mit ihnen der Ertrag der Jagd. Dazu kommt, daß ehemals alle griechische Bauern Gewehre besaßen, ihnen aber seit dem Aufstand und der ihn begleitenden Entwaffnung jede Erlaubniß, Waffen zu tragen, versagt ist. Überdies nähren die Gebirge überall Hirsche und Rehe, aber der Osman ist ein zu bequemer Jäger. Daneben brummt auch noch der Bär und heult der Wolf, und der Fuchs und Luchs hält sein Lager von den Karpaten bis in das Despoto- und Strandschea-Gebirge. — Unter dem Geflügel, um dessen Auffütterung sich der Osman wenig bemüht, kommen die Fasanen nicht überall den böhmischen gleich, zumal werden die von Rumelien und in der Nähe Constantinopels ebenso wenig gepriesen, wie die Rephühner, allein Wachteln so rund wie dort und Hühner jedweder Gattung in solcher Güte und Menge (erstere bedecken auf ihren Zügen im September große Strecken vorzüglich am Bospor) sucht man anderswo vergebens. Zu ihnen gesellt sich an der Donau der Reiher, und Schnepfen, Becassinen und Drosseln werden fast überall gefangen und geschossen. Asien hat in seinen südlichen Wüsten auch den Strauß und den kleinen Löwen, mehr aber als letzterer sind die Heuschrecken gefürchtet, eine der schädlichsten Landplagen des Orients. Sie kommen im Frühlinge mit dem Winde, gewöhnlich aus Arabien in tiefen wolkenähnlichen Schwärmen von vier bis sechs Stunden Länge und zwei bis drei Stunden Breite, verfinstern die Sonne und machen ein häßliches Geräusch. Wo sie sich niederlassen, liegen sie oft ellenhoch über einander, fressen alles Grüne ab und ziehen mit Hinterlassung ihrer Eier und ihres Unraths weiter und meist gegen Norden, bis sie theils durch Vögel, theils durch das Meer ihren Untergang finden. Sogar auf den Inseln stellen sie sich ein, wenn auch nicht in solchen Massen. Ebenso fehlt es an großen und kleinen Eidechsen nicht, und das Chamäleon, der Skorpion und Schlangen sind nichts Seltenes. Die Schildkröten, aber nicht von großer Gattung, laufen überall herum, und Mücken und Wanzen sind außer und in den Häusern eine arge Plage. Gewähren die vielen Arten Landthiere recht schmackhafte Speisen, so werden doch diese Genüsse fast von denen überboten, welche die Meere,

Digitized by Google

Ströme und Flüsse gewähren. Keine Stadt der Welt bietet hierin mehr als die Hauptstadt des türkischen Reiches. Der Bospor allein und ebenso der Hellespont, den schon Homer den fischreichen nannte, gibt als den gewöhnlichsten Zugfisch den Skomber, eine Art Makrele, den Palamedes, eine Art von rautenförmigem Thunfische, Liche, eine andere Art Makrele, und vom Thunfische noch die Stauridia, ebenso Sardellen und den Nilufer, der im Herbst als Zugfisch gefangen wird; ferner den schildförmigen Tarbot, und als den gesuchtesten von allen Zugfischen den Schwertfisch. Außerdem sind immer zu haben die Lamprete, der Roche, der Seepfau, in den Strömen der Hausen und Stör, der den Kaviar liefert, in der Donau Welse, außerdem überall Karpfen, Forellen, Hechte und eine unendliche Menge anderer Arten von Fischen in Meeren und Seen. Vor Allem ist noch der Delphin zu nennen, der sich bisweilen in ganzen Schwärmen, vorzüglich im Bosporus, zeigt. Auch die Schal- und kleinen Muschelthiere mangeln nicht. Die Austern sind groß, aber selbst die zu Constantinopel weniger schmackhaft als anderwärts. Dagegen werden die Seeläuse, die Seespinnen, die verschiedenen Arten Hummer, Krabben und Seekrebse gesucht und gern genossen. Teichfischerei gibt es gar nicht, und man bedarf auch derselben bei den fischreichen Meeren und Flüssen nicht, trotz dem, daß die christlichen Fasten eine große Menge dieser erlaubten Speise im ganzen Reiche nöthig machen.

Welcher Gattung Steine, um zum Mineralreich überzugehen, die Felsmassen der Gebirge angehören, ist zum großen Theil bei der frühern Aufzählung der letztern angegeben worden. Alle Provinzen sind mehr oder weniger reich an Mineralien. Wie vieler sehr guter und feiner Arten Marmor gibt es nicht allein, deren ebenfalls schon gelegentlich gedacht wurde. Berühmt ist ferner die Siegelerde, terra sigilata, von Limije, die für ein Mittel gegen Wunden, Gift und Schlangenbisse gehalten und auf Rechnung des Sultans verkauft wird. Die Schleifsteine von Kirid sind die besten, und Quell-, Stein- und Seesalz wird überall gewonnen. Letzteres wird am Ufer des Meeres abgeschlämmt und reicht fast für den eigenen Verbrauch zu. In Anatoli geben die Salzberge von Tustu viel Steinsalz her, und außer dem bedeutenden Salzsee von Akserai finden sich in Erzerum und anderwärts Salzquellen. Der Meerschaum ist noch immer der alleinige Besitz von Anatoli. Vor Allem aber wäre zu wünschen, daß der Bergbau mehr Aufnahme fände. Einige Hoffnung dazu gewährt die Nachricht, daß die Pforte um Sachverständige in Freiberg nachgesucht haben soll. Welche Erze erbaut werden, läßt sich ermitteln, keineswegs aber wie viel, und was gewonnen wird, wird nur durch sehr unvollkommene Mittel ohne weitere Anstrengung und große Sachkenntniß zu Tage gefördert. Bosna ist reich an Eisen, an Silber und vielleicht auch an Gold; ersteres gräbt man, ohne die Spuren des letztern zu verfolgen. Eine bei Kressovo befindliche reichhaltige Queckfilbermine ruht ganz und das sonst durch seine Minen beneidete Thrakien wird heutzutage wenig mehr beachtet. Salonik hat in seinem Sandschak Silber- und Bleiminen, und auch bei Kostendil, bei Janova, Sofia wird Blei, Kupfer, Eisen und Silber gegraben, allein die Hüttenwerke, Eisenhämmer und Schmelzöfen stehen auf einem sehr geringen Grade der Vollkommenheit. In Asien geben zunächst die Erzgruben von Kastemuni Kupfer, Blei, Eisen, Silber und andere Metalle; allein eine ungeheure Menge Kupfer kommt aus den Minen von Dijarbekr und zum Theil aus Siwas. Sonst sind die bestbetriebenen Silbergwerke in Erzerum bei Urla und von Arghana in Dijarbekr. Maden ist eine ganz von Bergleuten und Metallarbeitern bewohnte Bergstadt. Außer den oben angedeuteten Kupferminen baut man auf Eisen und etwas Silber und Gold. Die Bergwerke daselbst haben zu ihrem Oberbeamten einen eigenen türkischen Pascha, unter dessen Verwaltung zum großen Theil Griechen die Gruben bearbeiten. Nähere Angaben über die Ausbeute an Schwefel, Salpeter, Asbest, Steinkohlen, Walker- und Farbenerden, Gyps, Alabaster, Schiefer, Erdpech oder Asphalt, Erdöl oder Naphta, Galmei, Spießglanz und die verschiedenen Arten Steine, Jaspis, Amethyst, Carneol, Topas und andere gehören unter die Specialartikel, und wir fügen deshalb nur noch ein Wort von den Mineralquellen bei. Es gibt deren in Europa und Asien mehre, die zum Theil anerkannte heilende Kraft besitzen. Das Baden und die Bäder sind überhaupt ein unentbehrliches Bedürfniß des Orients und der Osmanen insbesondere. Jede nur etwas bedeutende Stadt hat öffentliche, oft sehr schön gebaute Bäder, und reiche Privatpersonen besitzen eigene in ihren Wohnungen. Dennoch haben mineralische Badeanstalten wie bei uns nie allgemeinen Eingang gefunden, und eine Badesaison kennt man nicht. Die ausgezeichnetern Quellen der europäischen Halbinsel sind zu Indschigis im Sandschak Wisa, zu Khaskoi, wo warme Quellen sprudeln, zu Haidhos, wo schon der große Suleiman dieselben überbauen ließ, zu Sofia, wo die warmen Bäder der Männer durch ein besonderes Haus von denen der Frauen geschieden sind, zu Kostendsche, östlich am Rillo-Gebirge, wo sich zwei heiße Quellen befinden, zu Berki und Piri-Pascha, ferner im Sandschak Kostendil, das neben einer bedeutenden Anzahl Heilquellen auch Schwefelquellen besitzt, z. B. zu Kostendil, wo mehr als 20 Quellen mit Kuppeln und steinernen Häusern überbaut sind und an andern Orten, zu Timurhisár, zu Kiseljak in Bosna, aus dessen Sauerbrunnen alljährlich große Sendungen Krüge nach Ragusa, Zara und anderwärts hingehen, zu Jenibasar, zu Feredschik, dessen heiße Quellen von Kranken mit Erfolge besucht werden, und an andern Orten. In Asien haben die Bäder von Jeni- und Eski-Kapliza bei Brusa große Berühmtheit erlangt, ferner die Ilidsche oder Kainardschi, d. h. warmen Bäder, zu Fundschali bei Kutahia, zu Bardakli, das außer warmen Bädern auch eine Naphtaquelle hat, zu Ajasch in Anguri, zu Boli, wo neben dem warmen Bad eine Quelle, die versteinert und eine andere, die Steine auflöset, sich befindet, zu Ismid, ferner südwestlich von Ismir, zu

Digitized by Google

Tschesme, im Sandschak Tarsus, das Harzquellen hat, in Begschehr, wo sich Heilquellen finden, in der Nähe von Erekli, wo die Quellen schöne Versteinerungen bilden. Auch das Paschalik Bagdad hat einige Naphtaquellen und auf der Insel Midúlli fehlt es an mineralischen nicht.

Industrie. Der Kunstfleiß, die Fabriken, Manufacturen, Gewerbe und Handwerke gelten in der Türkei nur soviel, als das nächste Bedürfniß sie bedingt. Nur wenig Zweige haben trotz der außerordentlichen vorhandenen Mittel sich vorzugsweise auch im Ausland eine Anerkennung verschafft, die wir eine ausschließliche nennen müssen. Aber selbst diesen liegt weniger das Geheimniß der Kunst zum Grunde, als eine rein natürliche Bevorzugung des Osmanischen Himmels und Bodens. Doch müssen wir zugeben, daß viele Gegenstände unseres Luxus und bloßer Erfindung ohne grade großer Nützlichkeit daselbst, wenn auch gekannt, gleichwol nicht gesucht werden, und das Leben einfach, die Pracht der Wohnungen, Paläste, Moscheen und Bäder einförmig ist. Die Bedürfnisse, selbst so hochgestellt und kostbar als möglich, bewegen sich in einem engen, immer dasselbe verlangenden Kreise, und die gepriesene überschwengliche Pracht und Herrlichkeit des Orientalen besteht nur in gewissen kostbaren Artikeln, zu deren Anfertigung die Zeit auch die gewünschte Kunstfertigkeit an die Hand gegeben hat. Die innere Einrichtung eines Osmanischen selbst Reichthum verrathenden Hauses verlangt nur Bequemlichkeit und das was nach dem Sinne des Besitzers dieselbe befördert, nicht aber eine Überfülle von Geräthschaften, die das gesellschaftliche Leben des Abendlandes oder der Geschmack, die Vorliebe und der Hang zu einem übelverstandenen Wetteifer in Überbietung neuer Formen oder im Besitze von Kostbarkeiten hervorgerufen hat. Allein zugegeben, daß Sitte und Gebrauch den Osmanen und die ihm untergebenen Völker des Bedarfes vieler uns unentbehrlich gewordener Gegenstände überhebt, und daß der Kunstfleiß in den engen Schranken seiner Umgebung keine sonderliche Aufforderung zur Herstellung neuer Erzeugnisse findet, so fehlt es doch überhaupt an dem regen Sinn und der schaffenden Kunstfertigkeit, welche die Bewohner des Abendlandes unter einander auch in Speculationen über ihre Grenzen hinaus wetteifern läßt. Wären diese Eigenschaften vorhanden, fänden sie in sich und außer sich die ihnen gebührende Achtung, fesselte der herkömmliche Gebrauch, die Furcht und der Druck die freie Thätigkeit der gewerbtreibenden Classen nicht, käme den natürlichen Anlagen die Ausbildung zu Hilfe und ließe die ganze Verfassung einen höhern Aufschwung der Individualität hervortreten, es träfe vielleicht dennoch den Osmanen als Osmanen der Vorwurf der Gemächlichkeit, der Geschmacklosigkeit und des Mangels an jenem feinen Gefühl, ohne welches Kunstfleiß schöpferisch nicht auftreten und sich Geltung verschaffen kann. Mit einem Worte, der Gedanke an das, was da ist und sein könnte, versetzt auch hier den Beobachter in wehmüthige Stimmung und befördert die Gewöhnung, in dem Vorhandenen wenigstens die nächsten Ansprüche befriedigt zu sehen, ohne Rücksicht darauf, welche geistige und materielle Vortheile ein erweiterter Blick gewähren müßte. Unter den am meisten betriebenen Zweigen der Industrie stehen unstreitig in Europa die Seiden- und Baumwollenspinnereien, die Wollenzeug-, Seiden-, Tuch-, Linnen und Musselinwebereien, die Tabakspinnereien, Saffianfabriken, Ledergärbereien, Rothgarnfärbereien, die Verfertigung von Teppichen, Kotzen, Schabracken, Töpferwaaren, Eisen- und Stahlarbeiten, kupfernen Geschirren, Schiffsankern und Segeltüchern, Waffen, Ackergeräthschaften, die Kattundruckereien, wollenen Decken, die Pulverfabriken und Salpetersiedereien oben an. Für jene zuerst genannten Gegenstände finden sich in allen größern Städten die nöthigen Vorrichtungen, und der Betrieb ist nicht unbedeutend; alles aber sind Artikel, die der innere Bedarf allein verlangt, während der Überfluß fast nur in rohem Zustande sich einen Weg ins Ausland gebahnt hat. Außerdem aber gibt es geschickte Gold- und Silberarbeiter und die nöthigen Handwerker überall, wo sich das Bedürfniß nach ihnen herausstellt. Viele Arbeiten sind an gewisse Nationen gebunden, während der Osman gewöhnlich nur Kaffeewirth, Sorbetverkäufer, Zuckerbäcker, Apotheker, Seidenspinner, Kupfer- und Waffenschmied, Schlosser, Tischler, Drechsler, Bäcker, Schuhmacher und Mäkler ist. — Asien ist in den Erzeugnissen seines Kunstfleißes Europa sehr ähnlich, hat aber doch einige ihm eigenthümliche Artikel, zu denen der Stoff nirgends anders angetroffen wird. So liefert Anguri vermittels seiner herrlichen Ziegenhaare die schönsten verschiedenfarbigen Kamelotte, Kutahia Pfeifenköpfe, und in Kitschik bei Brusa graben fortwährend fast tausend Menschen nach Meerschaum. Isnik hat eine Fayencefabrik; in Moderni werden Kämme und Löffel, in Biledschik Sammet für die Polster, in Tarakli Holz- und Hornwaaren, in Kaldestagh berühmter schwarzer Filz, in Konia himmelblauer Saffian, in Akschehr gute Tapeten, in Bajesid Zitz und Kattun, in Trabesun Leinewand, deren Färbung allein gegen hundert Färbereien beschäftigt, in Damask die schönsten Atlasse, in Bagdad Gewebe von Floretseide und Sammet verfertigt. Unter den Inseln zeichnete sich sonst unstreitig Saki mit seiner Hauptstadt vortheilhaft durch seine Manufacturen aus, z. B. durch seine seidenen Zeuche, Strümpfe, Mützen und sein Garn, durch Verfertigung von Leim; Midúlli hat schöne Seifensiedereien, Susam Adasi gute Töpferwaaren, Batmos Baumwollenstrumpfwebereien, Rhodus Teppichfabriken, Kandia betreibt vor Allem das Kochen von Seife und Kibris die Verfertigung von Kattun, Zitz, Corduan und Töpferwaaren, alle aber bleiben hinter dem Festland in Zubereitung der ihnen zur Kleidung, Wohnung und Schiffahrt nöthigen Bedürfnisse keineswegs zurück.

Handel und Schiffahrt. — Die Grundbedingungen eines vortheilhaften Verkehrs im Innern und nach Außen, leichte Transportmittel, bieten die Meere und einige Ströme, jene mehr als diese, dar. Die herrlichsten Häfen finden sich auf allen Küsten zerstreut, und der Schiffahrt fehlt es weder an Schiffsbaumaterialien

Digitized by Google

noch an kundiger Leitung. Allein der Binnenhandel entbehrt die guten Wege, an vielen Orten die nöthige Sicherheit und an Erleichterung durch das bestehende Finanzsystem. Außerdem stehen die einzelnen Nationen in den verschiedenen Provinzen sich zu fremd gegenüber, eine Posteinrichtung für die Correspondenz ist erst im Werden, und jeder Pascha denkt nur an sich. Hier ist der Grieche, Armenier und Jude der einzige Mittelsmann, und dieser spielt als Mäkler auch auf den da und dort bestehenden Märkten und Messen die Hauptrolle. Der Credit erhält sich nur mühsam und der ohne Aufsicht stehende und freilich auch eher Verlust als Gewinn versprechende Wucher, sobald er sich nicht baar entschädigt sieht, sowie der durch die unsichern Verhältnisse gesteigerte Zinsfuß, indem Capitalien noch überdies bei Verleihung durch Unterpfänder gesichert werden müssen, hemmen den freien Verkehr und lassen den inländischen Handel nie bedeutend werden. Allein auch auf den Seehandel verzichtet der Osmane für seine Person freiwillig, und überläßt den einheimischen oder fremden Nationen durch Zutritt in seinen Häfen allein den Vertrieb. Unter den Seestädten, die den Handel vorzüglich in Händen haben, stehen Constantinopel, Salonik, Enos, Galipoli und Varna, und in Asien Smyrna, Latakia, Tarablus und Akka, am schwarzen Meere Trabesun uud Erekli und für den persischen Meerbusen die mit demselben durch den Schatt-el-arab in Verbindung stehenden innern Städte Bagdad und Basra oben an. Im Innern des Landes machen Galacz, Silistria, Sofia, Seres, und in Asien Brusa, Angora, Konia, Haleb und Damask schöne Geschäfte. Um den Zustand des Seehandels von einer Stadt wenigstens näher kennen zu lernen, wollen wir Makedonien mit seiner Hafenstadt Salonik etwas näher ins Auge fassen. Die Ausfuhr der letztern mit einer Bevölkerung von etwa 40,000 Seelen, bestehend aus Türken, Griechen, Juden und etwa 100 Europäern, belief sich im J. 1833 auf 4,879,000 Fr., die Einfuhr auf 1¼ Million. Jene bestand hauptsächlich in Getreide (3 Mill. Fr.), Baumwolle (60,000 Fr.) Seide (207,000 Fr.), Bauholz (191,000 Fr.), Wolle (103,000 Fr.), ist aber, wie schon diese Angaben andeuten, gar nicht mit dem frühern Umsatze zu vergleichen, der im Anfange dieses Jahrhunderts daselbst stattfand. Die Stadt hat den größten Theil ihr Handels verloren, aus Ursachen, die auch auf die andern Seestädte gleichmäßig Einfluß geübt haben. Die reichern größern griechischen Familien zogen sich zurück oder wanderten aus, und die Änderungen im Finanzsystem, die eine Menge der beschwerlichsten Aus- und Einfuhrzölle zur Folge hatten, drängten den Verkehr mit den innern Provinzen fast gänzlich zurück, indem sich diese jetzt mehr von der österreichischen Grenze her, von Durazzo und von anderwärts, wo keine Douanen bestehen, die europäischen und Colonialwaaren verschaffen, während ihre eigenen Producte durch Entvölkerung, Monopole und willkürliche Abgaben an Menge abgenommen haben. Sogar die Seide ward Monopol, und die daselbst eingeführte piemontesische Methode des Seidewickelns und die im J. 1833 in Menge errichteten Spinnmaschinen, die eine bedeutende Ausfuhr nach Frankreich und Italien bewirkten, haben über den Misbrauch des Monopols den Sieg davon zu tragen nicht vermocht. Dazu kommt, daß keine Douanen im Innern angelegt sind, die den Verkehr erleichterten. — In Asien vermitteln den innern Verkehr vorzüglich die Karawanen, die ihre Waaren gewöhnlich in Ballen von drei Centnern verpacken. Die nördlichen nehmen ihren Zug über Ardebil nach Erzerum und Tokat, von da theils nach Ismid, theils über Anguri nach Ismir und Brusa. Der südliche Zug geht von Basra durch die Wüste nach Haleb und Mosul, ferner von Haleb nach Ägypten und von da zurück, und die große Pilgerkarawane von Damaskus und Bagdad nach Mekka, aber so, daß der Handel einen Haupttheil ihrer Beschäftigungen ausmacht. Abgesehen aber davon, daß dieser Transport äußerst kostspielig und zeitraubend ist, gewährt er auch geringe Sicherheit, da die räuberischen Horden weder Regierungsfermane, noch das Eigenthumsrecht der Privatpersonen anerkennen. Den ausgebreitetsten Handel in Asien hat übrigens Smyrna (Ismir) in den Händen, wo auch alle bedeutenderen europäischen Mächte Consulate unterhalten. Wie in Europa führen auch dort die griechischen, armenischen und jüdischen Kaufleute die asiatischen Producte zu, während die Europäer den überseeischen Handel vertreten. Der Austausch der Waaren beschränkt sich im Allgemeinen und hauptsächlich auf die obengenannten Erzeugnisse der Natur und der Industrie, zu denen Kameelhaare, Ziegenhaare, Mastix, Knoppern, Feigen, Rosinen, Mandeln, Safran, medicinische und Färbekräuter, wohlriechende Harze und Wasser, Wachs, Oliven, Metalle, Perlen, Waffen (die damascener Klingen verlieren jedoch immer mehr an Werthe), Schlachtvieh in Europa und andere geringere Artikel kommen. Die Inseln sind vorzüglich an edeln Südfrüchten und andern levantischen Producten reich, unter denen Terpentin nicht vergessen werden darf. Allein auch die Einfuhrartikel sind überall nicht unbedeutend, und decken fast den Überschuß der einheimischen Production.

Münzen, Maße und Gewichte. — Die Münze, nach welcher im ganzen Osmanischen Reiche gerechnet wird, ist, wie z. B. bei den Franzosen der Frank, hier der Piaster, von denen 500 Stück einen Beutel ausmachen. Ist aber irgend etwas in der Türkei der Veränderung ausgesetzt gewesen, so ist es der Werth des Geldes. Außer Umlauf gesetzte Münzen wurden nach verändertem Münzfuße durch neue ersetzt oder verschlechtert, falsche eingeführt, dieselben darauf geregelt, wiederum verändert und unaufhörlich von Urchan an bis auf die neuesten Zeiten so verschieden geprägt, daß sich darüber eine ganze Abhandlung schreiben ließe. Das Münzhaus befindet sich im ersten Hofe des Serai zu Constantinopel und ist ein recht stattliches Gebäude. Sonst gab es auch deren mehre in den Provinzen, die aber zum Theil eingezogen sind, zum Theil nur ganz geringe Geldsorten prägen. Sonst recht gewöhnliche Münzen waren die Solota oder Kettenthaler (piastres izelotes), nach dem polnischen Worte so genannt, die

Digitized by Google

aber nicht mehr geschlagen werden, aber noch in dem Werthe von 35 Para cursiren. Die heute zu Constantinopel geprägten Münzen sind nach von Hammer die folgenden, mit ihrem Werth in Conventionsmünze zu dem Cours von 294. Goldstücke von 40 Piaster (den Piaster zu 40 Para, den Para zu 3 Asper) = 5 Fl. 26 Kr.; Goldstücke zu 20 Piaster = 2 Fl. 43 Kr.; zu 10 Piaster = 1 Fl. 21½ Kr.; Silbermünzen zu 5 Piaster = 40½ Kr.; zu 2½ Piaster = 20½ Kr.; 1 Piaster = 8½ Kr.; ½ Piaster = 4½ Kr.; ¼ Piaster = 2$\frac{1}{16}$ Kr.; 1 Para oder 3 Asper = ¼ Kr. Im Umlauf, aber nur insgeheim, weil sie von der Regierung im Handel verboten sind, sind die folgenden: die Goldstücke Ainali, d. i. die Spiegelnden, Werth 44 Piaster, der doppelte Ainali = 88 Piaster; Mahmudije (Mahmoud d'or), einfache = 42½ Piaster; halbe Mahmudije = 21½ Piaster; Mahmudije Tundukli (Haselnuß-Dukaten) = 24 Piaster; Istanbollú (constantinopolitanische Dukaten) = 19 Piaster, der halbe = 9½ Piaster, der Viertel = 4½ Piaster; Onikilik (Zwölf-Piasterstück) = 12 Piaster; der halbe = 6 Piaster; der Viertel = 3 Piaster; Misirli, d. i. der ägyptische = 17 Piaster; der halbe = 8½ Piaster, der Viertel = 4½ Piaster; Sindschirli, d. i. Kettendukaten = 2½ Piaster; Silbermünzen: Jüslik, d. i. Hunderter, vom Sultan Selim, = 9½ Piaster; Beschlik, d. i. Fünfer, vom Sultan Mahmud im achten Jahre seiner Regierung geprägt, = 9 Piaster; Ikilik, d. i. Zweier, = 8 Piaster. Die ägyptischen Goldmünzen, welche der Pascha von Ägypten im J. 1223 (1808) zu zehn Piaster ausprägen ließ, gelten heute nur 7½ Piaster; die tunisischen Dukaten, welche eine Drachme wiegen, 24 Piaster. Der venetianer Dukaten, welcher, weil er das feinste Gold zum Vergolden gibt, Zaldis, d. i. vergoldend, heißt, gilt 33 Piaster 10 Para, und ebenso viel die kremnitzer und die holländischen. Die kaiserlichen Thaler (zu 2 Fl. oder 1 Thlr. 8 Gr. sächsisch) Karagrusch, d. i. schwarze Piaster, = 14½ Piaster, die spanischen Thaler heißen Rial oder Diregli, d. i. die mit Säulen begabten, = 15½ Piaster; Arslangrusch, d. i. der Löwenpiaster, von den Venetianern sonst Löwenthaler genannt, ist der gewöhnliche Piaster von 40 Para. So stand der Cours von Constantinopel am 31. Oct. 1829, sieben Monate später (10. Jun. 1830) war der Cours auf 309 verschlimmert, und folglich das halbe Mahmudije weicher Sorte nicht mehr 21½, sondern 22½ Piaster (7½ Franken) werth. Vermöge neuerer Bestimmungen des Münzfußes (Osmanische Staatszeitung Nr. 67. vom 23. Sept. 1833) gilt der Dukaten (Chairije) 20, der halbe Chairije 10 Piaster. Der Dukaten Funduk zu einer Drachme 32, der halbe 16, der Viertel-Funduk (Rubi) zu 4 Karat 8 Piaster; der Dukaten (Istamboli) 24, der halbe zu 6 Karat 12, der Viertel zu 3 Karat 6 Piaster; der Dukaten Rumi 48, der halbe 24; der alte Rumi 56, der neue Adli 15, der alte Adli 16½ Piaster; der ägyptische Dukaten (Ser mahbub) zu 12 Karat, 20 Piaster 10 Para, der halbe zu 6 Karat 15 Piaster 5 Para, der Viertel zu 3 Karat 5 Piaster; endlich der Dukaten Kirklik chairije zu 40 Piaster. Demnach cursiren ohne die Unterabtheilung en7 verschiedene inländische Dukaten. — Das türkische Maß wird nach den Graden des Äquators berechnet, deren jeder in 60 Miglien, jede Miglie in 1000 Kurabschen eingetheilt wird; jeder Kurabsch hat 2½ Elle (Aeschin), jede Arschin 2 Schuh, jeder Schuh 12 Zoll, jeder Zoll 10 Linien; 6 türkische Schuh sind 7 französischen gleich. — Von türkischen Meilen Berri gehen 66$\frac{6}{100}$ auf einen Grad, der Qu. Fuß = 12 Zoll, ein Kilot von Constantinopel sonst = 1787 pariser Kubikzoll, an Gewichte 22 Okka, und das Flüssigkeitsmaß Alm = 264 pariser Kubikzoll. — Was endlich das Gewicht betrifft, so wird die Okka zu Constantinopel nach von Hammer zu 400 Dirhem (درهم Drachmen) oder 48 Unzen gerechnet, so daß die Unze 8½ Dirhem beträgt. Nach dem gewöhnlichen Apothekergewichte hat die Unze 2 Loth, das Loth 4 Drachmen, und folglich das Apothekerpfund zu 24 Loth 96 Drachmen, das Pfund zu 32 Loth aber 128 Drachmen, und der Cours stand im August 1831 zu 340.

Geistige Cultur. — Die Schulen der Türkei theilen sich wie überall in höhere und niedere. Die letztern sind recht eigentlich Elementarschulen und heißen Mekteb (مكتب), d. h. eigentlich ein Ort, wo geschrieben wird. Sie gehören zu irgend einer Moschee (eigentlich Mesdschid, مسجد, Ort der Anbetung), und stehen den Knaben aller dürftigen Familien offen. Diese lernen aber hier auch fast nichts als das Elif Ba, d. h. das A B C, die Fatiha oder die erste Sure des Koran, welche die Stelle unsers Vaterunsers vertritt, etwas lesen und schreiben, und werden mit den einfachsten Lehren der Religion und den Anfangsgründen der türkischen Sprache bekannt gemacht. Die Schüler, deren jede Anstalt eine gewisse Anzahl aufnimmt, erhalten auf Kosten der Moschee Unterhalt und Wohnung, und die Lehrer, Khodscha (خواجه), verlangen nichts von den Ältern, die ihnen nur freiwillige Beweise ihrer Dankbarkeit an den Tag legen. Die Speisehäuser an den Moscheen heißen Imaret und werden alle durch fromme Stiftungen erhalten. — Von größerer Bedeutung sind die Collegien oder Medrese (مدرسة, Pl. مدارس Medâris), d. i. hohe Schulen, von denen die erste des Osmanischen Reiches zu Nikäa von Urchan 1330 angelegt wurde (ein Verzeichniß der constantinopolitanischen s. in von Hammers Geschichte des Osmanischen Reiches IX, 145). Ursprünglich waren diese vom Anbeginn des Islams an nur für den Unterricht in der Theologie und dem Rechte bestimmt, und der jedesmalige Stifter einer Moschee machte es sich zur Pflicht, derselben eine solche höhere Lehranstalt oder mehre (an einigen kaiserlichen befinden sich sogar vier) beizufügen und sie zu dotiren. Sie nahmen später alle wissenschaftlichen Gegenstände in ihren Kreis auf, bis der erkaltete Eifer sie wieder zu ihrer frühern Bestimmung zurückführte. Der

Digitized by Google

Unterricht hat eine gewisse Methode zu befolgen, der zufolge die Grammatik, Syntax, Logik, Moral nach anthologischen Werken, die Rhetorik, Theologie mit Metaphysik und Scholastik, Philosophie, die Rechtswissenschaft, der Koran mit der Koranseregese und die mündlichen Überlieferungen des Propheten zu durchlaufen sind. Allen diesen Lehrgegenständen werden als kanonisch anerkannte Lehrbücher zu Grunde gelegt, und heutzutage gewöhnlich von den Lehrern oder Professoren (Moderris) den Studirenden (Talibune) nur frühere Werke commentirt. Bei einigen Moscheen befindet sich auch noch ein besonderes Gebäude zum Studium der Medicin, die aber jetzt großentheils von Nichtosmanen ausgeübt wird, ferner Überlieferungsschulen (دار الحديث), welche Hörsäle zu Vorlesungen über die große Überlieferungssammlung Bochâri's oder andere Traditionswerke enthalten. Theils sind sie großen Moscheen angehängt, theils als besondere Gebäude aufgeführt. Öfters wohnten in Constantinopel die Sultane in eigener Person bei, um zum Studium dieser zweiten Wissenschaft nach dem Koran zu ermuntern. Endlich gibt es auch noch besondere Koranlesеschulen (دار القرآن), indem die Regeln, den Koran mit den gehörigen Pausen, Betonungen u. s. w. zu lesen, eine eigene Wissenschaft, über die zahlreiche ausführliche Werke vorhanden sind, ausmachen. Auch sie machen entweder einen Theil der größern Moscheen aus, oder sind besonders gestiftet. Die Zöglinge, auch Softa von dem verdorbenen Suchte (سوخته), d. i. ein Verbrannter, ein Leidender (aus Liebe zur Wissenschaft), oder Murid, d. i. der Wollende, der Aspirant, oder Muid, d. i. der Repetirende, und Danischmend, d. i. Student, genannt, wohnen in Cellen einzeln oder mehre zusammen, und treiben ihre Studien allein oder gemeinschaftlich. Vorzüglich plagt sie die Schwierigkeit der arabischen Sprache, deren Kenntniß ihnen allein das Verständniß der alten Werke über die ihnen unentbehrlichen Wissenschaften möglich macht. Auch die verschiedenen Arten Schriftzüge, deren jeder zu besondern Gegenständen angewandt wird, sind nicht ganz ausgeschlossen, aber nur die eigentlichen Schreiber lernen sie alle schreiben, und eine kunstvolle Schrift wird ebenso hoch geschätzt, als bei uns ein schönes Gemälde. Dagegen müssen alle Zöglinge die Koranslesekunst eifrig treiben, und jede Stelle regelrecht aussprechen lernen. Alle andere Wissenschaften, zu deren Studium sich Einzelne berufen fühlen, wie Mathematik, Astronomie, Physik, Dichtkunst, Philologie, wobei aber nicht an Lateinisch und Griechisch zu denken ist, Geschichte, Geographie u. s. w. gelten in diesen Schulen nur als Nebendinge, und können, da sie höchst selten als Zweck betrachtet werden, nicht auf Fortschritte und Erweiterung rechnen. Auch gehen aus diesen Collegien nur die Scheichs, Imams, die Muderrisune, Kadi und andere Unterbeamte hervor, während die höhern Stellen und Würden nur von den vornehmsten Familien der Ulema eingenommen werden, die ihre Söhne, ebenso wie andere wohlhabende Bürger, im eigenen Hause unterweisen lassen. Die sich den Staatsgeschäften widmen, studiren vorzüglich Geschichte und Philosophie neben Politik, den Regierungsgrundsätzen und der Verfassung. Doch lassen sie es auch hierin mehr auf die Praxis als auf die Theorie ankommen, und der Glaube, daß mit dem Amt auch der Verstand komme, ist bisweilen vorherrschend. Wie es bei solchen Ansichten mit der Wissenschaft als Wissenschaft stehen müsse, läßt sich bei dem weniger regsamen Türken und dem Mangel an äußerer Aufforderung um so leichter denken. Niemandem fällt es ein, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, oder überhaupt zu reisen, um etwas Anderes zu sehen oder zu erfahren als das, was zu Hause ist; nur erst der jetzt regierende Sultan läßt junge Krieger im Ausland eine Schule machen. Abscheu gegen fremde Sprachen, eine Menge Vorurtheile, Liebe für das Herkömmliche, willkürlicher Wechsel in Besetzung der Ämter und vor Allem die Furcht vor Neuerungen hinderte bisher mächtig das Aufkeimen irgend einer wissenschaftlichen Blüthe. Die Literatur blieb ebenfalls bis auf neuere Geschichte, Abfassung der Reichsgesetze, die Dichtkunst, Stylistik, Geographie und Encyklopädik von den frühern Werken der Araber und Perser abhängig, obwol eine Menge Schriftsteller sich einen Namen gemacht haben. Was in der Dichtkunst geschehen, werden wir sehr bald durch eine Geschichte derselben von Joseph von Hammer erfahren, und man könnte wol von einer türkischen Literatur und ihrer Geschichte überhaupt sprechen. Auch läßt die jetzige Regierung die Eröffnung mancher neuen Anstalt hoffen, da das wissenschaftliche europäische Übergewicht von ihr anerkannt ist, und die Überzeugung sich immer geltender macht, daß das Besteden alter Form in der Zeit keinen Anhalt mehr findet. Vorzüglich haben die Kriegskunde und die Wissenschaften, welche die Verwaltung des Staates betreffen, in der jüngsten Periode bedeutende Fortschritte gemacht, während freilich die europäische Civilisation mit Lächeln auf den Zustand der sonstigen geistigen Cultur herabsehen muß. Größere Ausbreitung der Buchdruckerkunst, die, obwol schon durch die Juden und Armenier frühzeitig einheimisch (s. d. Art. Orientalische Literatur und Studien), doch erst seit dem J. 1728 unter Sultan Ahmed III., durch den Renegaten Ibrahim Efendi auch bei der Pforte Eingang fand, und die türkische Presse unter mancherlei Unterbrechungen und Schicksalen bis jetzt in Bewegung setzte, würde, ließen Fetwas den allgemeinen Gebrauch zu, ebensolche Wunder thun, wie sie im Abendland in dem geistigen Verkehr hervorbringen. Von einem Buchhandel kann mithin ebenfalls die Rede nicht sein, wie wir uns denselben denken. Buchläden gibt es zwar in allen größern Städten, allein ihr Vorrath ist unbedeutend und enthält weniger wissenschaftliche Werke. Überdies besteht auch ein Hausirhandel damit. Auch ist der Werth der Bücher, da sie, mit Ausnahme der hundert durch die Buchdruckerei zugänglicher gewordenen, nur geschrieben vorhanden sind, bedeutend und, da ohne Bestellung die Copisten sich nur mit

Digitized by Google

den gesuchten Artikeln beschäftigen, die Auswahl gering. Alte Werke macht nur der Zufall käuflich und mit ihrer Seltenheit auch theurer. Wäre mehr Geschmack und echt wissenschaftlicher Sinn herrschend, so würde es auch an den Hilfsmitteln nicht fehlen, wie früher bei den Arabern unter gleichen Verhältnissen es nicht fehlte. Von Museen, Cabineten, Sternwarten, Kunstsammlungen und andern gelehrten Hilfsanstalten und wissenschaftlichen Apparaten findet sich in der Türkei ebenfalls keine Spur, nur Bibliotheken (s. das Verzeichniß derselben zu Constantinopel, vierzig an der Zahl, in von Hammers Geschichte des Osmanischen Reiches IX, 169.), sind vorhanden, deren Bändezahl aber mit unsern öffentlichen und Privatbibliotheken sich gar nicht vergleichen läßt. Diese Kitab-Khane sind ebenfalls ein integrirender Theil der größern Moscheen, und werden mit diesen zugleich gestiftet. Allein auch abgesonderte Bibliotheken gibt es, die dem öffentlichen Gebrauch offen stehen, wenigstens in Constantinopel. Keine aber, wenn sie gute Manuscripte enthält, zählt mehr als 2000 Nummern (s. d. Art. Orient. Stud. und Lit.), obwol sich auch von gegenwärtigen Sammlungen Angaben von 5000 finden. Alle Bücher, in rothen, grünen, schwarzen Maroquin oder auch in natürliches Leder gebunden, befinden sich in einem ledernen Futteral, auf welchem sich, wie auf dem Schnitte des Buches selbst, der Titel des Werkes befindet. Sie liegen über einander in Schränken, die mit Spiegelglas oder Gitterwerk versehen sind. Alle diese Bibliotheken können an Ort und Stelle mit Ausnahme des Dinstags und Freitags an jedem Tage benutzt werden. Privatsammlungen kommen gewöhnlich als Vermächtnisse nach dem Tode des Besitzers an die Moscheen, und auch das Serai hat seine besondern Bibliotheken. Religiöser Eifer und eine Art gelehrter Affectation erhalten so wenigstens einen Bücherverkehr, der sonst nur sparsam gehandhabt wird. Der größte Vorrath derselben findet sich natürlich in der Hauptstadt, aber auch die andern größern Städte, in denen einige Gelehrsamkeit ihren Sitz hat, bieten ähnliche Schätze dar, die von den Europäern noch einer größern Aufmerksamkeit gewürdigt werden sollten.

Eigentlichen Kunstgeschmack hat der Osmane nicht, weshalb auch kein künstlerisches Talent hervortaucht. Gemälde mögen sie nicht, und was sie sonst für Malereien haben, wie die in Manuscripten befindlichen Portraits der Sultane, steht auf gar keiner Stufe von Kunstfertigkeit. Architektur und Bildhauerkunst wissen sie ebenso wenig zu schätzen, daß sie vielmehr, was sie in dieser Beziehung vorfanden, eher zerstörten als zu erhalten suchten, und die Einfachheit ihrer Gebäude, geht sie in Pracht über, verliert sich in Schnörkeln, Kuppeln und sonst kahlen Structuren. Auch die Chormusik, selbst die der ehemaligen Janitscharen, ist mehr betäubend, als wohltönend, und hört man leichte und gefällige Melodien, so geht ihnen doch Harmonie und der gehörige Rhythmus ab. Dessenungeachtet liebt der Osmane wie der Grieche die Musik leidenschaftlich, allein mit geringen Ausnahmen jüngerer Personen weniger in den eigenen Familien als an andern. Die Theorie derselben ist ihnen nicht ganz fremd, und sie folgen in ihr mehr den Persern als den Arabern. Nach ihrer Art haben sie ausgezeichnete Tonkünstler, nur läßt die Unvollkommenheit der Instrumente die ganze Ausbildung ihrer Kunst nicht zu. Gewöhnlich wird das Spiel mit Gesange begleitet, und beides gelobt und belohnt. Vorzüglich hebt man vortheilhaft hervor, daß sie die Gefühle auf das Innigste auszudrücken verstehen, wie sie überhaupt lebhaften Gesang nicht gern haben. Ihre Compositionen werden aus dem Kopfe gemacht und sie lernen alles, was sie spielen und singen, auswendig. Vom Fürsten Kantemir erhielten sie Noten, die aus Buchstaben und Zahlen bestehen, allein ihr Gebrauch ist nicht von großem Umfange. Die neueste Zeit wird aber auch hierin vieles ändern, da französische Militairmusik und Geschmack am Schauspiel Eingang gefunden hat.

Auch die andern im Osmanischen Reiche befindlichen Nationen, mit Ausnahme der Griechen, stehen auf einer niedrigen Stufe geistiger Ausbildung, da sie zum großen Theil schon von Natur wenig Neigung dazu haben. Die Bildungsanstalten für das Volk sind im Allgemeinen jämmerlich, und Gelehrsamkeit hat in einem gewissen Sinne nur in Klöstern ihren Sitz. Die höhere Geistlichkeit ist allein im Besitze derselben, vorzüglich bei den Armeniern, und nur der den Griechen angeborne Geist hat dieses Volk vor Stumpfheit und Unempfänglichkeit bewahrt. Die slavischen Völkerschaften wissen von einer zu bestehenden Schule fast gar nichts, und obwol körperlich fleißig erwarten sie noch immer eine geistige Entwickelung, da sie von Natur durchaus nicht verwahrloset sind, und eine regelmäßige Erziehung sie allmälig aus ihrem Schlaf erwecken könnte. Um so mehr muß gerühmt werden, daß durch das besondere Verdienst des Fürsten Milosch die Servier wenigstens in einige geistige Berührung mit dem civilisirten Europa gesetzt worden sind. Er veranstaltete eine Liedersammlung, ließ einzelne fähige Köpfe auf benachbarten Universitäten ausbilden, legte kleinere Schulen im eigenen Land an, baute verfallene Kirchen wieder auf, und verhinderte so wenigstens das gänzliche Versinken seines Volkes in geistige Unthätigkeit, obwol das, was er bisher thun konnte, nur erst ein schwacher Anfang ist. — Eine natürliche Folge von jenem Zustand ist, daß es auch unter den Völkern an den Mitteln des geistigen Verkehrs, an Büchern, fehlt, da man weder fremde, noch einheimische Literatur kennt.

Gedrängte Übersicht der Osmanischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung. — Der Sitz der türkischen Regierung und diese selbst ist uns allgemein unter dem Namen „der Osmanischen oder Ottomanischen Pforte" bekannt, und es ist deshalb nöthig, uns vor Allem zuerst über den Begriff dieses Ausdrucks nach seinem Ursprung und seiner Anwendung zu verständigen. Schon unter den byzantinischen Kaisern bildete den Eingang zu dem großen Palast in Byzanz, dem eigentlichen Sitze des Kaisers, der sehr wohl von der großen Menge anderer Paläste, die zusammen das kaiserliche Schloß ausmachten, unterschieden werden muß,

Digitized by Google

ein ehernes Thor (Χαλκῆ), das als besonderes Gebäude fast an derselben Stelle, wo jetzt das Babi Humajun (s. d. Art.), d. i. das kaiserliche Hauptthor, sich befindet, ein Thorpalast mit ehernem Dache für sich war. Ihn ließ der Kaiser Anastasius nach Bekämpfung der Bulgaren im J. 497 bauen, und nach dem Brande, der eine Folge des Aufruhrs der grünen Rennpartei war, zwei Jahre darauf wieder herstellen. Unter Justinian (527—567) dem Orthodoxen brannte er abermals ab, wurde aber auch in neuer Pracht und Herrlichkeit im J. 538 wieder aufgeführt. Das Gewölbe mit acht Kuppeln schmückten Mosaikgemälde, die sich auf die Siege Belisars bezogen. Außerdem zierten ihn vergoldete, eherne und marmorne Statuen von Kaisern, Kaiserinnen, des Heilandes und Belisars. Allein das frühere wechselvolle Schicksal suchte auch ferner das eherne Gebäude heim. Basilius der Makedonier (867—886) stellte es daher wieder her, und verlegte in dasselbe eine Gerichtsstelle, die des Kaisers Enkel Constantin VII. „ehrwürdiger als das Gericht des Areopagus und der Heliasten zu Athen" nennt. So erhielt also das kaiserliche Thor die Bestimmung, die es seit den frühesten Zeiten im persischen Reiche gehabt hatte. Auch im hebräischen Alterthume gaben das Thor und die daranstoßenden freien Plätze die gewöhnlichen Versammlungsörter (ἀγοραί) ab, nicht allein zur gesellschaftlichen Unterhaltung und zur Verkürzung der Langenweile durch den Anblick der Vorübergehenden, sondern auch zu den öffentlichen Gerichtsverhandlungen. (Gen. 23, 10. 18; Zachar. 8, 16; Amos 5, 10; 12, 15 ꝛc.) Nur waren dieses Stadtthore, nicht Thore der königlichen Paläste. Allein auch das Palastthor der persischen Königsburg wird z. B. Daniel 2, 49.; Esther 2, 19. 21. erwähnt, und beim Xenophon kommt ἐπὶ ταῖς θύραις τοῦ βασιλέως (z. B. Anab. I, 9, 3; II, 4, 4; Cyrop. VIII, 1, 33; 8, 13; vergl. *Elmac.* Hist. Sarac. p. 120.) d. i. aula regis, oft genug vor, daher auch die Präfectur über die königliche Pforte, d. i. Burg, eines der angesehensten Ämter war. Genug, daß die Streitigkeiten an den Thoren und zwar gewöhnlich des Morgens vorgetragen und entschieden wurden. Allein auch die römischen Procuratoren hielten in ihrem Palaste Gericht (Matth. 27, 27; Apostelgesch. 23, 35; 24, 1 ꝛc.), und nach Höst (Nachrichten von Maroko und Fes S. 239) begibt sich noch jetzt bei den Mauren zur Anhörung von Klagen und ihrer Entscheidung der Kaïd (قائد) oder Gouverneur als erste Instanz gewisse Stunden des Tages an das Thor der Stadt „theils der frischen Luft wegen, theils um alle Ein- und Ausgehenden zu sehen, und endlich, um auch einer Gewohnheit zu folgen, die lange im Gebrauche gewesen ist. Das Thor ist zugleich darnach eingerichtet, indem es wie eine viereckige Kammer mit zwei Thoren gebaut ist, die nicht grade vor einander, sondern auf zwo bei einander befindlichen Seiten sind, und da auf den andern zwo Seiten eine Einrichtung mit Bänken gemacht ist." Was hier der Kaïd (Alcalde) thut und that, thaten die persischen Könige an dem Thor ihres Palastes. Sie sprachen Recht, von ihren Großen umgeben, die ihnen das Thor, d. h. den Hof, machten. In Gestalt eines griechischen Π (πύλη Pforte), wie von Hammer (Constant. und der Bospor. I, 224.) bemerkt, umgaben auch die Großwürdenträger den byzantinischen Kaiser. Zu diesem ihrem Gerichtshof im Pfortenpalaste kam später der Kerker, und so diente der Eingang des Palastes auch zur Vollstreckung des Rechtes. Noch heutzutage, wenn nicht die neuesten Veränderungen dazwischen getreten, wohnt unter dem zweiten Thore des Serai der Henker, als Vollzieher des von der hohen Pforte ausgesprochenen Urtels. Allein jetzt spricht nicht mehr gleich den persischen Königen der Vorzeit der Sultan unter seiner hohen und erhabenen kaiserlichen Pforte das Recht; dieser Ausdruck begreift vielmehr nur den Sitz des Cabinets, der Regierung des Kaiserreichs oder der Diwansämter. Dieser aber befindet sich im Ministerium des Großwessirs, des Alles in Allem im Osmanischen Reiche, mit Ausschlusse der Ämter des Gesetzes, welchen der Mufti präsidirt. Der Großwessir ist, wie sein Name bezeichnet, der erste Träger (وزير Bajulo) des Reichs, der Major domus oder Emir der Emire, der die ganze vollziehende Gewalt in seinen Händen hat. Seine Wohnung ist somit die hohe Pforte, die sich zur kaiserlichen verhält, wie der Großwessir selbst zum Kaiser; sein Palast ist der Zeuge dessen, was sonst unter dem Thore geschah, der Staatsverwaltung in fast allen Zweigen. Noch jetzt nennt überdies das Volk jeden Palast eines Gesandten, eines Pascha, die Pforte. Wird aber in Constantinopel die Pforte ohne jeden Zusatz schlechthin genannt, so versteht man darunter jedesmal den Palast des Großwessirs oder die Staatskanzlei. Überhaupt aber sind die Benennungen des Staatsgebäudes von den Theilen eines Hauses oder Zeltes hergenommen, und die einzelnen Theile deuten bildlich die verschiedenen Zweige der Staatsregierung an. Den Vergleich aber hier durchzuführen, würde ein zu entlegener Abweg sein, und auch die folgenden Bemerkungen schränken wir auf den Zustand der Dinge von heute ein. Daß dieser ein neuer und ein allerneuester sei, liegt schon in der Benennung der neuen Staatseinrichtungen, nämlich Nisami dschedid, d. i. neue Anordnung, neue Ordnung, welche Sultan Selim III. begann, der Sultan Mahmud aber durch fortlaufende Veränderungen zu einer allerneuesten erhob. Es beruht aber das Staatsgebäude auf den Vorschriften der Religionsgesetze, des herkömmlichen Gebrauchs und der willkürlichen Anordnungen (Kanun) des jedesmaligen Padischah und seiner Diwansämter. Was Selim III. vor 40 Jahren neu zu ordnen suchte, betraf nur das Kriegswesen und das Finanzsystem; dem Sultan Mahmud dagegen war es vorbehalten, durch Vernichtung des alle Neuerungen, seien sie gut oder schlecht, gewaltsam hemmenden Janitscharenthums jene Anfänge zu verfolgen und alle Zweige der Verwaltung in den Kreis seiner neuen Einrichtungen hineinzuziehen. Dadurch ward die zweite und dritte Grundfeste des Staatsgebäudes erschüttert, die erste, als von dem Körper der Ulema getragen, ließ er, bis-

Digitized by Google

her im Wesentlichen unberührt, und letztere Maßregel vor Allem begünstigte seine Reformen. Unter allen Würden und Ämtern nämlich stehen die des Gesetzes am höchsten repräsentirt durch den Mufti und dessen Unterbeamten. Diese bilden in ihrer Gemeinschaft recht eigentlich die Muhammedanische Hierarchie des Osmanischen Reiches, und der Mufti (مفتي), d. i. der die Fetwa, d. i. entscheidenden Rechtsantworten, ausstellt, auch Scheich-el-islâm (شيخ الاسلام), der im Muhammedanischen Glauben Ergraute, genannt, ist ebenso der Vertreter des Sultan in geistlichen, wie der Großwessîr in weltlichen Dingen; denn da der Sultan auch zugleich Khalif, d. h. stellvertretender Nachfolger des Propheten in Beschützung des Islâm religiös und politisch ist, also ebenso die höchste Würde des Priesterthums als die Rechte der höchsten Staatsgewalt vertreten muß, so bedarf er für die Öffentlichkeit in beiderlei Beziehung wiederum einen Stellvertreter seiner doppelten Hoheit. Der Titel Sultan zeigt nur die weltliche Macht an, sowie das Wort Emir, während Imâm die geistliche andeutet.

Der Osmanische Staat ist eine absolute Monarchie, die von einer Vertretung des Volks selbst der Idee nach nichts weiß. Der Sultan ist Padischah in unumschränktem Sinne, während der Herrscher von Persien nur Schah ist. Er erkennt nichts Höheres über sich, selbst das Gesetz muß oft seinem Willen weichen, und er übt das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen durch bloßes Geheiß. Die Übersendung der seidenen Schnur, die selbst der höchste seiner Beamten küssen muß, reicht zur Vollstreckung des Todesspruches zu. Der Thron vererbt jetzt auf den ältesten Sohn, sonst auch gewöhnlich auf das älteste Glied der Familie, und hatte der neue Herrscher Brüder, so ließ er diese seit Muhammed IV. in den Prinzenkäfich sperren, oder, konnte er männliche Nachkommenschaft hoffen, oder waren bereits eigene Söhne da, gar umbringen, von welchem Kanun, wäre der Fall jetzt da, Mahmud wahrscheinlich keine Anwendung mehr machen würde. Furcht vor Herrschsucht der kaiserlichen Prinzen gab diese durch den Vorgang früherer asiatischer Despotie entschuldigte grausame Maßregel einer despotischen Gewalt her. Die Einsetzung auf den Thron im Serai ist jedesmal schon erfolgt, ehe noch das Volk die Kunde von dem Ableben des vorhergehenden Sultan erhält, und der neue Herrscher zeigt sich erst öffentlich, wenn er zum Freitagsgebet in die Moschee reitet. Die Krönung nach europäischer Sitte vertritt die Schwertumgürtung in der Moschee Ejub in der Vorstadt Ejub (d. i. Hiob), die ihren Namen von dem Fahnenträger des Propheten hat, der bei der dritten Belagerung Constantinopels durch die Araber gefallen, und dessen Grab von den Osmanen an der Stelle, wo jetzt die von Muhammed II. im J. 1453 erbaute Moschee steht, bei der Eroberung der Hauptstadt aufgefunden worden sein soll. Gewöhnlich geschieht diese Säbelumgürtung, bei welcher der Padischah die Aufrechthaltung des Islam gelobt, am dritten Tag, oft aber auch später. Veränderungen in dem Personale der Behörden sind die gewöhnlichen Folgen der neuen Thronbesteigung. Der Sultan selbst wechselt seinen Aufenthalt zwischen den Sommer- und Winterpalästen nach den verschiedenen Jahreszeiten, erscheint aber mit Ausnahme der Freitagsgebetzeit sonst wenig unter dem Volk, und gewöhnlich nur bei außerordentlichen Vorfällen, z. B. bei Musterungen, bei einem Brande, wenn ein Schiff vom Stapel gelassen wird; doch nähert sich Mahmud auch in diesen Ausnahmen immer mehr dem civilisirten Europa. Vermöge seiner Stellung wären die Geschäfte des Schattens Gottes, der Pforte der Glückseligkeit, der glänzenden Sonne und welches die Titel sonst sind, die der Sultan führt, unendlich, allein gewöhnlich nimmt er nur als unsichtbarer Zeuge an den Staatsverhandlungen des Diwan hinter dem goldenen Gitter Antheil. Außerdem handelt der Großwessîr in seinem Namen, und stellt die Fermane (Befehle) aus, während die unmittelbaren kaiserlichen Decrete mit dem Namen Chatti scherîf, d. i. die edle Schrift, bezeichnet werden. Früher nämlich, wo die Sultane noch nicht schreiben konnten, war der Abdruck der Hand des Sultans in Tinte, wie bei den alten Teutschen der Abdruck des Degenknopfs in Wachs, das eigentliche Chatti scherîf. Später schrieben zwar die Sultane (und der jetzige sogar recht schön), allein stets so wenig, daß die eigenhändigen Züge derselben an der Spitze der Verträge und Cabinetsschreiben gewöhnlich nur aus einer Zeile oder ein Paar Worten bestehen. Eigentliche kaiserliche Handschreiben sind also eine seltene Erscheinung. Der Nischandschibaschi drückt das Siegel des Großherrn vor, und unbegrenzt ist die Ehrfurcht, die einem solchen Handschreiben, z. B. bei erfolgter Thronbesteigung, erwiesen wird. Die sämmtlichen Minister gehen ihm mit dem Großwessîr bis zur Hälfte des Saales entgegen. Gewöhnlich aber wird nur die Tughra, d. i. der einer Hand ähnliche verschlungene Namenszug des Sultans, durch die Gehilfen des Nischandschibaschi der Stirn der Befehle, Aufsätze und Diplome vorgedruckt, nachdem schon der Durchseher der Geschäftsaufsätze, der Staatsreferendar und der Staatskanzler (Reîs) ihre Bestätigungszeichen beigesetzt haben. Das Reichswappen ist der Halbmond, den schon Urchan aus Silber in den blutrothen Fahnen strahlen ließ. In diesem Zeichen waren den Osmanen die Seldschuken und die persischen Khosroen vorangegangen, welche letztere ihm zum Merkmal ihrer Herrschaft über Sonne und Mond die Sonne beifügten. Jede größere türkische Münze gibt übrigens ein Bild jener Tughra; von einem sonstigen Reichssiegel ist aber die Rede nicht. Bei jeder neuen Thronbesteigung werden vier kaiserliche Siegel neu gestochen, das eine viereckig, was der Sultan behält, die andern drei rund für den Großwessîr, die Oberstthofmeisterin und den Vorsteher der ersten Kammer des Serai. Das jetzt gewöhnliche Organ des Großherrn zur Mittheilung seiner Befehle an das Volk bildet die Osmanische Staatszeitung unter dem Titel „Begebenheitstafeln (تقويم الوقايع)", die erst vor zwei Jahren zu erscheinen angefangen haben

Digitized by Google

und nicht mit dem Moniteur Ottoman, oder der französischen Zeitung zu Constantinopel, vermischt werden dürfen. Jene enthalten alle Veränderungen ausführlich, der Moniteur dieselben nur im Auszuge. Zur Eingabe von Bittschriften oder Beschwerden werden die Freitage benutzt, wo der Sultan nach besuchter Moschee in einem Kaffeehaus eine halbe Stunde sich hinsetzt. Auch hat der jetzt regierende Sultan eine Art Appellations-Tribunal an seine Person eingeführt, das seit längerer Zeit in Vergessenheit gerathen war. Sonst beruft man sich bei Aussprüchen, wo Cassation stattfinden kann, auf das Tribunal des Großweffirs, und eine Durchsicht derselben findet nur dann statt, wenn man an den Sultan appellirt. Auch versammelt der Großweffir auf Befehl des Sultans den Staatsrath (ديوان), der ohne Unterschied bald an der Pforte, bald im Serai abgehalten wird, und aus den Ministern und Großbeamten des Reichs zusammengesetzt ist.

Die besondere Kasse des Sultans oder seine Civilliste ist verhältnißmäßig reichlicher ausgestattet, als die Staatskasse, obwol über jene eine vollständige Ansicht nicht zu Tage liegt. Ihre hauptsächlichsten Quellen fließen aus der Vertheilung der Paschaliks, die, da alle Jahre nach dem Beiramsfest eine Verleihungsliste erscheint, bedeutende Summen abwirft; ferner aus dem Rechte der Erbfolge, welches darin besteht, daß der Sultan natürlicher Erbe seiner Staatsbeamten ist, und also deren Vermögen nach ihrem natürlichen oder unnatürlichen Tod einzieht. Der Tribut der Moldau und Walachei, die unzähligen Geschenke, welche die Großen dem Sultan bei verschiedenen Gelegenheiten machen müssen, und mancher andere Canal, dessen Schleußen zwar die Zuflüsse ein-, aber nicht wieder herauslassen, vermehren jene persönlichen Einkünfte, ohne daß die vom Sultan zu machenden Zahlungen ihm sehr zur Last fallen, vielmehr durch andere Mittel gedeckt werden.

Eine eigentliche Gemahlin hat der Sultan nicht, dagegen ein ausgesuchtes Harem, in das nie eine freigeborene Türkin aufgenommen werden darf. Das Staatsgesetz verlangt nämlich, daß der Sultan sich nie mit Töchtern einflußreicher Familien vermähle, damit nicht durch dieselben in der Folge Ansprüche auf den Thron erhoben werden können. Christinnen mag er ehelichen, nicht aber fremde Prinzessinnen, oder die freien Töchter des Landes. Seine Gemahlin soll Sklavin sein, in früher Jugend dem Schoß ihrer Familie entrissen, ohne jeden Schutz und alle Verbindung, sowie der Sultan selbst Sohn einer Sklavin, damit er um so rücksichtsloser herrschen könne. Wird eine Sklavin seines Harems Mutter des Thronfolgers, so heißt sie Khaseki, und genießt besondere Ehre; und besteigt ihr Sohn den Thron, so wird sie Sultanin Walide oder Sultanin-Mutter, und dadurch die mächtigste Frau im ganzen Reiche. Sie darf mit bloßem Gesicht erscheinen, und es liegt mehr als ein Beispiel von der Macht und dem Einflusse vor, den diese Sultaninnen auf den Staatsrath und die gesammte Staatsregierung übten. Die unbegrenzte Achtung, die ihr der Sultan erweist, beruht auf dem Gebote des Koran, Ehrfurcht gegen die Älteren zu beweisen. — Die Zahl der in das Harem aufzunehmenden Sklavinnen (s. später) ist unbestimmt, jedermann aber aus der kaiserlichen Familie und unter den Großen des Reichs bemüht sich, dem Sultan die schönsten tscherkessischen, georgischen und mingrelischen Odaliken zuzuführen. Sie bilden zusammen einen Staat im Staate, dessen Regiment oft über die Mauern des Serai hinaus unsichtbare Macht geübt hat. Die Erziehung der Prinzen gehört der Mutter in der frühesten Zeit, allein Sultan Mahmud läßt seinen Söhnen mehr lernen, als die Geschichte seines Volkes und den Koran lesen. Sie genießen eine mehr prinzliche Erziehung, die sie für ihre künftige Stellung vorbereitet, und größere Freiheiten als seit Muhammed IV. ein Prinz genoß. Die Schwestern des Kaisers und seine eigenen Töchter werden an die Großen des Reichs vermählt, sowie es der Herrscher will, allein diese kaiserliche Gnade ist für Schwager und Schwiegersohn weniger eine Gnade als eine der sogenannten süßen Kasten, die ihnen als Türken für die ganze Häuslichkeit die drückendsten Beschränkungen auflegen, welche selbst durch Heimfall des Vermögens noch bis über den Tod hinaus fortdauern.

Das Verhältniß des Volkes dem Herrscher gegenüber ist das der Sklaven zu ihrem Herrn, der unumschränkte Gewalt über dasselbe übt; dessenungeachtet steht der Osmane frei da, weil er sich nicht als Sklaven betrachtet, wie die, welche er den Pöbel des Serai nennt. Überhaupt nimmt die ganz blinde Ehrfurcht immer mehr ab, und der Sultan vermag ohne Murren sein unbedingtes Recht über Leben und Eigenthum nur an seinen Beamten, die es mit der Administration zu thun haben, zu üben, und der gemeine Haufe hat nichts gegen ihre Hinrichtungen, sieht sie vielmehr gern; dagegen würde er nicht gleichgültig bleiben, wollte der Sultan weiter gehen und sich grundlos oder aus geringen Ursachen an dem Vermögen und Leben der Privatpersonen vergreifen. Das Volk bleibt somit immer eine selbständige Macht, die behutsam behandelt und am wenigsten in Vorurtheilen gekränkt sein will. Mahmud II. weiß auch in dieser Beziehung richtigen Takt zu halten, und wacht er auf der einen Seite streng über seinen Diwan und beschränkt dessen Macht immer mehr, so sucht er auf der andern durch allmäliges Vorwärtsschreiten die Masse an die Reformen zu gewöhnen, ohne ihren Volksthümlichkeiten Hohn zu sprechen. Er ist Selbstherrscher, wie irgend einer seiner Vorfahren, dabei aber auch eifrig in der Beobachtung der kirchlichen Vorschriften und treu den Gesetzen seines Volkes. Bilden auch die Ulema einen bestimmten Stand für sich, zu dessen niederm Grade jedoch die Söhne anderer Familien nach ihrem Verdienste gern Zugang finden, so kennen doch die Osmanen eine Rangordnung der Stände nicht, zumal seit Mahmud die Erblichkeit der Paschas und Agas aufhob. Die Söhne solcher Häuser vermögen nur durch persönliche Eigenschaften sich die Stellen ihrer Väter zu erringen, da sie eben weder Erben des väterlichen Eigenthums sind, noch

Digitized by Google

eine Anwartschaft auf Bevorzugung genießen. Doch muß hier auf die Scherifen, d. i. Edle, welche auch Emire heißen und an deren Spitze der Nakib-eleschráf, besonders aufmerksam gemacht werden, da sie mehre ausschließliche vom Sultan und dem Volk anerkannte Vorzüge genießen. Diesen Namen führen nämlich diejenigen, welche sich als Abkömmlinge Muhammeds durch die Fatima rechtfertigen zu können glauben. Ihre Anzahl im Osmanischen Reich ist nicht unbedeutend, sie finden sich unter allen Ständen, unter den höchsten wie unter den niedrigsten, und scheiden sich dadurch von den übrigen Osmanen aus, daß sie einen grünen Tulbend um den Kopf zu winden das Recht haben, was selbst der Sultan als nicht aus dem Hause Muhammeds stammend, obwol durch das Fetwa dazu berechtigt, nur bei großen Feierlichkeiten zu thun sich erlaubt. Zu jenem Vorzuge gelangt der Emir ebenso durch väterliche wie durch mütterliche Abstammung, und wer durch beide Ältern sein Geschlecht auf den Propheten zurückführt, genießt um so größere Ehren. Jede einem solchen Glücklichen zugefügte Beleidigung wird für weniger verzeihlich gehalten als jede andere, und verfällt derselbe dennoch durch sein Betragen nach der Bestimmung des Nakib einer körperlichen Strafe, so wird ihm während der Vollziehung die grüne Kopfbinde abgenommen. Gelangen Scherifen zu Richterstellen oder erscheinen sie vor Gerichte, so werden sie allemal zuerst gehört. Gehören sie zum Stande der Ulema, so dürfen sie nie ihre Kopfbedeckung ablegen. Vor allen andern hochgestellt ist endlich das vom Sultan gewöhnlich aus den Großen des Reichs gewählte Oberhaupt derselben, der Nakib-eleschráf, der überall den Vortritt hat, die Bewachung der vom Propheten vorhandenen Reliquien im Serai überkommt, den unumschränktesten Oberbefehl über alle Emire ausübt und allein die gegen dieselben ausgesprochenen Strafen in Vollziehung zu setzen das Recht hat.

Eine fernere Bevorzugung, die jeden Osmanen über die andern Unterthanen erhebt, besteht in dem Lehenssystem. Es gründet sich letzteres auf die militairischen Einrichtungen, welche Murad I. um 1375 vornahm, als er den ersten Winter in seiner neuen Residenz Adrianopel zubrachte. Diese Lehen betrafen aber nur die Sipahi oder Reiter, und zerfielen in große (Siamet) und in kleine (Timar) Lehen, und wurden als die Belohnungen für die gemachten Eroberungen an die Kämpfer verliehen. Sie bestehen aber in Anweisung von Ländereien, die je mehr erobert wurde, auch desto mehr sich vergrößerten. Zu Folge dieser Lehen machten sich die, welche sie erhielten, verbindlich, eine Anzahl Reiter zu unterhalten im Verhältnisse zu der Größe und den Einkünften des Lehens und sich an die Spitze derselben zu stellen, sobald der erste Befehl sie unter die Fahnen rief. Diese Besitzungen nun waren lebenslänglich und erbten von dem Vater auf den Sohn. Auch hielten diese Belehnten, so lange der Sultan seinen Nachbarn sich furchtbar machte, ihre Verbindlichkeiten, allein mit der Schwäche der Regenten vergaßen sie dieselben immer mehr in dem Bewußtsein, daß man sie zur Erfüllung der Bedingungen des Besitzes nicht zwingen könne. Die durch diesen Misbrauch hervorgerufenen unglücklichen Verhältnisse für Thron und Reich wurden noch dadurch vermehrt, daß diese Lehen durch Übertragung auf einzelne Personen zusammengehäuft wurden, und diese wiederum eine noch größere Unabhängigkeit dadurch erlangten, oder daß jene häufig an Leute kamen, die mit dem Kriegswesen gar nichts zu thun hatten. Selim III. wollte durch seine Erneuerung des Grundgesetzes die Lehensbesitzer wieder zu dem machen, was sie ursprünglich waren, und die Güter der Widerspenstigen für Rechnung des Staates verwalten, allein er war nicht im Stande, den dadurch erregten Sturm zu beschwören, und es entstanden neben den alten neue Misbräuche. Wie bedeutend aber die Lehen waren, zeigt sich darin, daß ihre Besitzer außer andern Beiträgen 50,000 Reiter stellen konnten und sollten. Mahmud dagegen hat sogar schon den Namen Sipahi abgeschafft; dennoch ist das Lehenswesen fortwährend höchst drückend und lastet bitter auf dem Volke. Der Osmane kann sein Feld ohne Furcht und Bedrückungen bestellen, der Nichtosmane muß täglich den Pascha und seine Beamten fürchten und verliert gewöhnlich die Frucht seiner Ernte. Dazu kommt der unsägliche Druck durch die großen Pächter, und die Art und Weise, wie man den Tribut eintreibt, indem die Ländereien denselben großentheils in natura bezahlen. Zur Zeit der Ernte verbreiten sich überall die Steuereinnehmer, zählen die Garben, schätzen die muthmaßliche Weinlese nach den Trauben am Stocke, taxiren hoch und erheben nun die Abgaben. So verschwand schon vielfach der Weinstock, die Einwohner verließen aus Verzweiflung ihre Dörfer und dessenungeachtet heißt es, man habe nur den Zehnten erhoben. Andere bedeutende Producte, wie Seide, Tabak, Baumwolle, sind nach schon gemachter Bemerkung monopolisirt; oder wird die Abgabe in Geld erhoben, so berichtigt sie der fremde Kaufmann. Die Häuser zahlen dagegen nur einen geringen Bodenzins, und obwol das Gesetz auch jene Abgaben nur höchst mäßig ansetzt, so werden sie doch durch die Art der Erhebung die drückendste Last, und der Reichsschatz zieht dennoch sehr geringen Vortheil davon. Habgierige Pächter, die mit dem Pascha und seinen Gesellen den Raub theilen, haben eine unumschränkte Gewalt, dazu kommen die drückenden Durchgangszölle, und an manchen Orten zahlte sogar der Pascha an die Pächter eine Summe und treibt alsdann den Miri für seine Rechnung ein. Das Gesetz geht so unter der Macht unter, und überdies können nur Muhammedaner die Erhebung der Abgaben meistbietend pachten. Außerdem werden bei jeder Gelegenheit, bei Erneuerungen von Privilegien, bei Feierlichkeiten, die Geschenke verlangen, und stets wenn ein scheinbarer Vorwand geltend gemacht werden kann, Beiträge verlangt. Ebenso ist auch die Kopfsteuer (Kharádsch) an Gesellschaften verpachtet, welche außer ihrem Gewinn an die Minister, Hofbeamten, Geschäftsführer Jahrgehalte zahlen und Ehrengeschenke machen müssen, die alle das Volk bezahlen muß. — Außer den Lehensbesitzern aber sind die größten Grund- und Ver-

Digitized by Google

mögensbesitzer die Moscheen und Schulen durch die Wakf oder Wakuf, d. h. fromme Stiftungen. Sie sind dreierlei Art, die der Moscheen, welche die eigentlichen Kirchengüter ausmachen, die öffentlichen zum Unterhalte der Armen und zum allgemeinen Besten überhaupt, und die herkömmlichen, die von den Moscheen gleichsam zu Lehn gehen. Sie bilden zusammen einen großen Theil des öffentlichen Vermögens, und da keine Moschee je etwas veräußert, vielmehr jährlich ihr Eigenthum durch neue Stiftungen und durch ihre Capitalien vergrößert, so hat man schon geglaubt, daß ihr Vermögen alles Andere verschlingen möchte. Allein es geht wieder zum Vortheile des gesellschaftlichen Lebens und der Bürger auf, und alle öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten werden nur durch diese Stiftungen erhalten. Sehr oft ist auch ihr Vermächtniß nicht ein Zeichen der Frömmigkeit, sondern um sein Vermögen dem Erbschaftsrechte des Sultan zu entziehen, vermacht es der Moslim durch Wakf der Sache Gottes. Die kaiserlichen Wakf wurden früher verpachtet, dann administrirt, und jetzt theilen sich die Mutewellis und der Generalaufseher (Nasir ناظر) aller kaiserlichen Moscheen, das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen, in die zu erlangenden Vortheile. Die von Unterthanen errichteten Wakf werden verpachtet und der Pacht gewöhnlich alle vier Jahre erneuert. Selbst Bäder, Todtenäcker, Brücken, Brunnen, gehören den Vermächtnissen und frommen Stiftungen an. Auch ist das Gesetzbuch der Wakf vielleicht das vollkommenste, welches die Türkei hat, und es gewährt nicht nur Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung, sondern auch, da die Moscheen aus ihren Ersparnissen eine Art Leihhäuser errichtet haben, gegen alle lästigen und drückenden Käufe. Der freie Besitz, das freie Eigenthum heißt Mulk (ملك), und besteht großentheils in Ländereien der von den Geschäften entfernten Privatpersonen und der mächtigen Vasallen. Allein auch die Staatseinkünfte, die in mehre Loose (مالكانه Malikane) getheilt sind, werden vermittels einer Abtretung des Niesbrauchs jedes Looses, das an den Meistbietenden verkauft wird, Privateigenthum, und zahlt der Ersteher von der Kaufsumme jährlich seine zehn Procent an den Miri fort, so genießt er dieses Eigenthum, dessen Einkommen auf der Grundsteuer, dem Ertrage der Kammergüter und andern Einkünften beruht, seine ganze Lebenszeit. — Von den Monopolen, zu denen auch der Getreidehandel gehört, ohne daß er dem Staatsschatz etwas einbringt, ist schon oben bei den Producten gelegentlich gesprochen worden.

Nun noch ein Wort von dem Verhältnisse der übrigen Nationen zu den Osmanen und der Regierung. Dieses sind die Herrscher und jenes die Beherrschten, was schon die Menge Vorrechte, die den Muhammedanern zustehen, nur zu deutlich beweisen. Auch wird die willkürliche Gewalt vorzüglich durch die Verschiedenheit der zinspflichtigen Nationen aufrecht erhalten. Auf diesen ruhet sie beinahe ganz, während der Osmane vergleichungsweise sich ihr rechtlich und widerrechtlich vielfach entzieht. Dazu kommt, daß das Interesse, die Religion, die Abkunft und Sprache jene verschiedenen Völker nicht mit einander verbindet und ihnen alle Eintracht fehlt, die den Druck des Joches erleichtern könnte. Für Alles, was sie thun und treiben, zahlen sie nicht nur ihre schwere Kopf- und Erwerbssteuer, die ihnen vorgeblich den Schutz der Gesetze verschafft, sondern sie sind auch noch der drückendsten und demüthigendsten Behandlung der herrschenden Nation ausgesetzt. Den gerechten Beschwerden hilft nur wieder das Geld ab, wenn nicht irgend ein auswärtiger Gesandter oder Consul vermittelnd dazwischen tritt. Die entferntern Völkerschaften, wie die Montenegriner und Servier, haben dagegen mit gewaffneter Hand sich eine größere Selbständigkeit unter fremdem Schutze zu verschaffen gewußt. Miloſch, von den Eingebornen zum erblichen Fürsten erhoben, wird seine innere Gewalt zu bewahren wissen, obgleich dieselbe nicht bestätigt oder gesetzlich ist. Auch sind die beiden Schutzländer, die Moldau und Walachei (obwol sonst wegen ihres Verhältnisses von unserer Darstellung ganz ausgeschlossen), im Besitz ihrer eigenen Verfassung und Verwaltung; dessenungeachtet aber ist ihre Unabhängigkeit und Nationalität selbst durch den Friedenstractat zwischen Rußland und der Pforte zu Adrianopel (14. Sept. 1829) nicht sanctionirt, und auch die Separatacte erkennt jene nicht an. Der Art. V. desselben sagt ausdrücklich: „Da sich die Fürstenthümer Moldau und Walachei in Folge einer Capitulation unter die Superiorität der hohen Pforte gestellt haben, und Rußland sich für ihren Wohlstand verbürgt hat, so wird festgesetzt, daß sie alle Privilegien und Freiheiten, welche ihnen entweder durch ihre Capitulationen oder durch die zwischen den beiden Reichen geschlossenen Tractate oder durch die zu verschiedenen Zeiten erlassenen Chattischerifs eingeräumt worden sind, behalten sollen. Demzufolge werden sie der freien Ausübung ihres Cultus, einer vollkommenen Sicherheit, einer unabhängigen Nationaladministration und einer vollen Handelsfreiheit genießen. Die Zusatzclauseln zu den frühern Stipulationen, welche für nothwendig erachtet wurden, um diesen beiden Provinzen den Genuß ihrer Rechte zu sichern, sind in der beiliegenden Separatacte enthalten, welche ein integrirender Theil des gegenwärtigen Tractats ist und als solcher betrachtet werden soll."

Die der Staatsverwaltung angehörigen Ministerien und ihre Beamte zerfallen in fünf Abtheilungen: 1) In die Wissenschaftlichen Ämter (Menasibi ilmije مناصب علميه), d. i. in die Würden und Ämter des Richter- und Lehrstandes; 2) in die Ämter der Feder (Menasibi kalemije مناصب قلميه), d. i. die Ämter der Pforte, des Großwessirs und des Defterdars, des Diwans und der Kammer; 3) in die militairischen Ämter (Menasibi seifije مناصب سيفيه), d. i. die des Heeres und der Flotte; 4) in die Hof- oder innersten Ämter (Menasibi khassa مناصب خصّه), d. i. die Ämter des Serai und des Harems; 5) in die Statthalter-

Digitized by Google

schaften (Ejalat ايالات). S. v. Hammers Gesch. X. S. 696.

I. Die Würden und Ämter des Richter- und Lehrstandes, oder des Gesetzes. An der Spitze dieses Departements steht der Mufti. Anfänglich vertrat der Kadhi oder Richter von Constantinopel diese Hauptperson und Murad I. gab ihm den Titel Kadhiasker, d. h. Richter der Armee. Muhammed II. setzte dagegen zwei Oberrichter gleichen Ranges ein, bis Suleiman I. dem Mufti der Hauptstadt die höchste Würde und den Vorsitz im Körper der Rechtsgelehrten einräumte, und dadurch die etwas ausgeartete Stellung der frühern Oberrichter zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückführte. Die Muftis in den Provinzen sind an Rang und Ansehen nicht einmal Schattenbilder des Großmufti der Residenz, sondern sie führen nur diesen Namen, weil sie entscheidende Rechtsgelehrte sind. Jenes Oberhaupt der ganzen Osmanischen Geistlichkeit, der Ulema, d. i. der Gelehrten (der Religion und des Gesetzes) verrichtet als Scheich-elislâm seine eigentlichen priesterlichen Geschäfte nur bei der Person des Großherrn, von dem er seine Belehnung mit einem Zobelpelze von weißem Tuch im Serai empfängt. Er umgürtet, unterstützt vom Großwessir und dem Nakîb-eleschráf, den neuen Sultan mit dem Schwert, und verrichtet als Imam bei dem Tode desselben das Leichengebet und das Gebet Telkin in der Begräbnißkapelle. Zu Gerichte sitzt er bei außerordentlichen Fällen nur auf besondern Befehl des Sultans, vor sein Forum aber gehört Alles, was die Gesetze angeht sowol in Sachen der Religion und Lehre, als der bürgerlichen Regierung, des Staats- und des Kriegswesens. Sein Ansehen ist also nach dem Sultan das höchste im ganzen Staat und er genießt auch eine dieser seiner Würde gemäße Achtung. Er beantwortet alle Fragen sowol über das Staats- als das Privatrecht, und bespricht sich bei neuen wichtigen Fällen mit den Obersten seiner Ulema. Es ist Staatspolitik, um sich gegen alle unangenehme Folgen zu sichern, ihn zu hören und sein Fetwa einzuholen. Aber auch jeder Privatmann sucht bei Gewissensscrupeln und bürgerlichen Streitigkeiten seinen entscheidenden Ausspruch, und um diese ungeheure, täglich sich ersetzende und zu entledigende Masse von Materialien zu beherrschen, stehen ihm als unmittelbare Unterbeamten zur Seite: 1) der Scheich-elislâm Kiajasi als sein Stellvertreter im Politischen und Ökonomischen und als Verwalter der der Aufsicht des Mufti anvertrauten Kirchengüter (Wakf); 2) der Telchîdschi, sein Geschäftsführer oder Agent an der Pforte, der täglich an die andern Ministerien zu berichten hat; 3) der Mektubdschi oder sein Kanzler, der die Ausfertigung der Diplome, Bestallungen, Ausschreiben ꝛc. zu besorgen hat, und 4) der Fetwa Emini, oder Director der Kanzlei, in welcher die Fetwa redigirt werden. — Die der höchsten Würde des Gesetzes zunächst folgenden Gesetzwürden des ersten Ranges sind folgende sechs: 1) der Sadri Rum (oder Kadhiasker von Rumelien), d. i. Oberstlandrichter, der dem ersten Gerichtshof im Reiche präsidirt, und fast alle bürgerliche und Criminalsachen vor seine Instanz zieht; 2) der Sadri Anatoli (oder Kadhiasker Anatoliens), dessen Gerichtshof für den zweiten im Reiche gilt, aber nur in den auf ausdrücklichen Befehl der Regierung an ihn gewiesenen Rechtssachen richten darf. Beide Oberstlandrichter haben sechs Beamte, die mit den einzelnen Zweigen der Geschäftsführung beauftragt sind; 3) der Istambol Kadhisi oder Istambol Efendisi, der gewöhnliche Richter von Constantinopel, der zugleich Stadtbeamter und gewissermaßen polizeiliche Person ist. Der Handel, die Manufacturen und die Lebensmittel stehen unter seiner Aufsicht, und er leitet diese durch drei unmittelbare Stellvertreter in den Magazinen und in der Bewachung des Gewichtes, Maßes und der Marktpreise; 4) die Haramein Mollalari oder die Molla oder Richter der beiden heiligen Städte Mekka und Medina, die einander völlig gleich stehen; 5) Biladi erbaa Mollalari, d. i. die Molla oder Richter der vier zunächst größten Städte: Adrianopel, Brusa, Damaskus und Kahira. Ihre Stellung unter einander ist völlig gleich; 6) die Machredsch Mollalari, d. i. die Molla des Austrittes, nämlich aus den untern und des Eintrittes in die höhern Stellen. Zu ihnen gehören die Richter von Galata, Scutari und Ejub, den drei Vorstädten Constantinopels, von Jerusalem, Smyrna, Haleb, Jenischehr, Salonik, der Nakib-eleschráf, der Lehrer des Sultans und der Prinzen, der Leibarzt des Sultans und des Serai, der Hofastronom, der erste und zweite Hofkaplan des Serai. Alle diese Inhaber der genannten Stellen können nach und nach zu den vorher genannten höhern Würden gelangen. Die genannten Richter bilden 17 Gerichtshöfe und sie alle zusammen mit dem Mufti an der Spitze die eigentliche Hierarchie oder das Corps der Ulema in seinem ersten Stande. Sie werden sämmtlich unter der kaiserlichen Genehmigung von dem Mufti jetzt nur auf ein Jahr ernannt und gewöhnlich mit dem Monate Moharrem gewechselt; höchst selten läßt sie der Mufti einige Monate länger von einer und derselben Person verwalten, und niemand erhält dieselbe Richterstelle zweimal, mit Ausnahme des Sadri Rum, was einer aller drei, vier oder fünf Jahre wieder werden kann. Ferner sind alle diese höchsten Stellen nur den angesehensten Familien der Ulema vorbehalten, und Geburt und Gunst siegt in ihrer Besetzung oft über Verdienst und Alter. Oft sind schon die Söhne in der Wiege Muderris oder Kandidaten dieses Standes, der selbst in den neuesten Zeiten mitten unter allen Veränderungen ebenfalls derselbe geblieben ist. Das Verhältniß der Muderrisun ist aber folgendes: Hat der Student die vorgeschriebenen Zweige seiner Wissenschaft durchlaufen und in den Prüfungen bestanden, so wird er Mulasim, Candidat oder Adjunct, und schließt sich an irgend einen angesehenen Gesetzgelehrten, vermöge eines Candidatenbriefes aus der Canzlei des Mufti, an. Ist die Candidatenzeit vorüber, so erhält der Einzelne eine Anstellung in der untersten Classe der Muderris an den Medresen, und muß (s. v. Hammer a. a. O. S. 709) zehn Stufen durchlaufen, ehe er in die Laufbahn der Molla oder Richter, die jene Ge-

Digitized by Google

setzwürden des ersten Ranges ausmachen, eintreten kann. — Neben den Professoren gibt es nun, wie schon oben erwähnt ward, noch die Khodscha oder Lehrer der ABC-Schulen, und die Khodscha der Pforte, die den Kanzleibeamten in der Grammatik, Etymologie, Syntax, Lehre von der Anordnung der Rede, von der Einkleidung der Rede, Tropik (die drei Wissenschaften der Rhetorik), Metrik, Reimlehre, der Lehre von der poetischen Erfindung, der Briefstellerkunst, der Lehre von der Abwehrung aller Spöttereien von dem Koran, der Kalligraphie, Anthologik und Geschichte Unterricht ertheilen müssen.

Zu den Gesetzwürden des zweiten Ranges (Menasibi dewrije مناصب دوريه) gehören die Richterstellen der zehn Städte Meraſch, Bagdad, Bosnaserai, Sofia, Belgrad, Aintab, Kutahije, Konia, Philippopolis, Dijarbekr, und zu den Gesetzwürden des dritten Ranges die fünf Stellen der Mufettisch oder Inquisitoren a) der unmittelbar unter dem Mufti, b) der unmittelbar unter dem Großwessir, c) der unmittelbar unter dem Kislaraga stehenden Wakfe der beiden heiligen Städte. Diese drei befinden sich zu Constantinopel und werden von dem Mufti ernannt; der Kislaraga aber ernennt d) den Inquisitor der Wakfe von Adrianopel und e) den Inquisitor der Wakfe von Brusa. Auch gehören dem Kislaraga als letzter Instanz allein die Processe über die Erbschaft aller Sklaven, die im Harem des Sultans gedient haben und außer dem Serai sterben, an. Die Richter des zweiten Ranges wechseln ebenfalls alljährlich, können aber ein Jahr um das andere ihre Stellen besitzen, und bringen die Zeit ihrer Vacanz wie die des ersten Ranges doch ohne Genuß gleicher Ehre in der Hauptstadt zu. — Die Gesetzwürden des vierten Ranges sind die Kadhi oder gewöhnlichen Richter der kleinen Städte. Sie zerfallen in die drei Classen der Richter: 1) Rumili's, 2) Anatoli's und 3) Ägyptens, und jede derselben hat wieder besondere Classen, und zwar die Richter Rumili's neun, sonst mit 197 Kadhis, die Anatoli's zehn und die Ägyptens sechs. Allein neue Veränderungen haben in diese Gerichtsbarkeiten auch eine etwas veränderte Anordnung gebracht, sodaß die Gerichtsbarkeiten Rumili's, welche von Hammer (IX, 10 fg.) anführt, zusammen 248 Ämter enthalten. Diese Departements stehen, die europäischen unter dem Sadri Rum, die asiatischen und ägyptischen unter dem Sadri Anatoli. Nie geht ein Richter aus einem Departement in das andere über, alle fangen mit den untersten Stellen an und steigen stufenweise, sodaß jede Stelle nur achtzehn Monate lang von ihnen verwaltet wird. Alle Anstellungen erfolgen durch den Sadri Rum und Sadri Anatoli. Außerdem haben die Richter noch ihre Stellvertreter (Naib), die in fünf Classen als Unterrichter fungiren, und richterliche Geschäfte nur erst nach erhaltener Bestätigung durch die beiden Oberstlandrichter vollziehen dürfen.

Der Stand der eigentlichen gottesdienstlichen Personen oder der Diener der Religion besteht aus den Scheichs, Khatibs, Imams, Muessins und Kajjims. Die Scheichs sind die gewöhnlichen Prediger der Moscheen, die nach dem Mittagsgottesdienste Freitags predigen müssen. Die Khatibs haben bei dem feierlichen Freitagsgebete die Khitâbet oder Fürbitte für den Sultan zu verrichten, die Imams haben den Geschäftskreis der Diakonen, sind Vorbeter des Namaz, und assistiren bei den Beschneidungen, Verheirathungen und Begräbnissen, die Muessins besorgen das Ausrufen der Gebetszeit von den Minârets, und die Kajjims sind die Aufwärter, Wächter und Bedienten der Moscheen. — Von den Mönchen oder Derwischen war bereits oben die Rede.

II. Die Ämter der Feder, d. i. die Ämter der Pforte, des Großwessirs und des Defterdars, also des Diwans und der Kammer, oder kürzer die Ministerien des Innern, des Äußern und der Finanzen. Der Mittelpunkt der Gesammtregierung im Osmanischen Reich ist die Pforte oder der Großwessir, der Inhaber der ausgedehntesten Machtvollkommenheit, deren Zeichen das Siegel des Großherrn, mit dessen Namenszuge, in seiner Hand ist. Er ist mithin der wahre Oberherr, wenn nicht der Sultan selbst sich an die Spitze der Geschäfte stellen will. Unter Mahmud II., der persönlich alle wichtigen Angelegenheiten besorgt und beschließt, ist natürlich sein Einfluß unsichtbar geringer, sichtbar aber vertritt er überall den Willen seines Herrn und Gebieters. Er ist Stellvertreter seiner Macht, dictirt und fertigt die kaiserlichen Befehle aus, schließt Krieg und Frieden, vergibt die Statthalterschaften, und steht mit unumschränkter Gewalt an der Spitze der Armee, wenn ein Feldzug eröffnet wird und der Sultan nicht in eigener Person befehligen will. Dann begleiten ihn alle Ämter und ihre Kanzleien, während ein Kaimakam oder Stellvertreter in der Residenz alle Fälle, die nicht zur Kenntniß des im Felde stehenden Großwessirs gelangen können, mit gleicher Machtvollkommenheit entscheidet. Erscheint der Großwessir öffentlich, so werden ihm drei Roßschweife vorangetragen, dessenungeachtet hängt seine ganze Größe nur von dem Belieben des Sultans ab, und oft wird er das Opfer der Intriguen des Harems. Die Sultanin Walide, der Kislaraga, die Sultanin-Günstlingin sind seine natürlichen Gegner, da auch sie an Besetzung der Stellen und andern dem Großwessir zustehenden Rechten ihren Vortheil nicht unbeachtet gelassen wünschen. Obwol sein Einkommen als feste Besoldung gering ist, so wird es doch durch die ihm zu machenden Geschenke wahrhaft königlich, da alle Gnadenbezeugungen ihm theuer bezahlt werden müssen. Allein auch er ist verpflichtet, dem Sultan bei bestimmten Gelegenheiten die bedeutendsten Geschenke darzubringen. Hält der Staatsrath oder Diwan (Ghalib-Diwan) seine Sitzung, so führt er stets den Vorsitz, und auch die fremden Gesandten empfängt und entläßt er. Außerdem besteht sein Haus aus äußern und innern Ämtern, die aber nicht Staatsämter sind, und auch keinem jährlichen Wechsel unterliegen. Dessenungeachtet stehen die Inhaber derselben wegen der unumschränkten Macht ihres Gebieters in großem Ansehen, und bilden zum großen Theil nichts als seinen Hofstaat. Die äußern Ämter erfodern mit allen Kammerdienern, Leibwachen und Pagen allein

Digitized by Google

425 Köpfe, und den innern Dienſt beſorgen ebenfalls nicht weniger als 24 Perſonen. Alle Diwansämter ſind aber ſeit dem 8. März 1834 nach der Staatszeitung (ſ. v. Hammer X, 697) in vier Claſſen getheilt, und jede derſelben ſcheidet ſich durch ein beſonderes Zeichen von den übrigen aus, doch kann das perſönliche Ehrenzeichen des Ruhmes nur nach dem Range der vier Claſſen der Beamten verliehen werden, ſodaß nie ein Beamter ein höheres Ehrenzeichen erhält, als das, welches ſeiner Claſſe zukommt, ſich aber auch unmöglich einer der vierten Claſſe mehr auszeichnen kann, als ein Beamter der höhern Claſſen, und dieſe nicht minder als jener. Die Zahl dieſer Diwansämter beläuft ſich heute auf 45, und unter ihnen ſind die der erſten Claſſe die drei Miniſter: 1) Der Kiajabeg oder Miniſter des Innern; 2) der Defterdar oder Kammerpräſident, Miniſter der Finanzen, und 3) der Reïs Efendi oder Miniſter des Äußern. Dieſe drei Staatsminiſter heißen vorzugsweiſe die Männer, Ridſchâl, oder Erkân, d. i. die Säulen des Reichs, während die übrigen 42 Beamten des Diwans den Namen Khodſchagan, d. i. Meiſter oder Herren des Diwans, führen. Der Kiajabeg iſt nach dem Großweſſir der erſte Miniſter, und ſein Amt eines der ehrenvollſten im ganzen Reiche. Faſt alle Befehle gehen durch ſeine Hände und er kann nur durch die Einwilligung des Großherrn ernannt werden. Das Miniſterium der Kammer oder der Finanzen wird durch den Defterdar präſidirt. Dieſer hat eine Menge Kanzleien unter ſich, in welche alle Einkünfte fließen, und von denen auch wieder alle Auszahlungen beſorgt werden. Jedes Bureau hat ſeinen beſondern Chef, und dieſer wiederum ſeinen Khalfa, d. i. Adjunct oder Stellvertreter. Die Rechnungen werden in einer abgebrochenen Schrift ſo gedrängt abgefaßt, daß das Verzeichniß der jährlichen Einnahmen und Ausgaben, welches dem Sultan vorgelegt wird, nicht mehr als 24 Seiten einnimmt. Trotz dieſer Anſtalten aber erfährt man weder jene noch dieſe in neuern Zeiten, noch auch die Staatsſchulden oder den Betrag des öffentlichen und kaiſerlichen Schatzes. Sonſt beſtand als ſichere Einnahme des Privatſchatzes die Summe von 2,600,000 Franken, und es iſt allgemein bekannt, daß jeder Sultan es für ſeine Pflicht hält, dieſen ſo groß als möglich zu hinterlaſſen. Solcher Schätze in beſondern Gewölben zählt man bis jetzt, mit Ausſchluſſe des von Mahmud, 22, die wohl verſiegelt für unantaſtbar gehalten werden, wenn nicht die äußerſte Noth zu ihrer Eröffnung zwingt.

Der Reïs Efendi endlich oder der Miniſter des Äußern iſt das Haupt der kaiſerlichen Staatskanzlei und befindet ſich faſt immer bei dem Großweſſir zur Ausfertigung der Befehle, Verordnungen und auswärtigen Berichte, theils für die einzelnen Provinzen des Reichs, theils für die Verhandlungen mit dem Auslande. Seine Geſchäfte ſind ſehr umfaſſend, da er auch die Unterredungen mit den auswärtigen Geſandten abzuwarten hat. Bei der Vorſtellung derſelben, die mit höchſt pomphaften Ceremonien verbunden ſind, ſpielt er eine Hauptrolle.

Zu der zweiten Claſſe der Diwansämter gehören funfzehn Beamte: 1) Der Tſchauſchbaſchi, der Reichsmarſchal, der als Oberhaupt der Tſchauſchen oder Staatsboten die vollziehende öffentliche Gewalt in ſeinen Händen hat. Sonſt ſtand er mit den drei andern Miniſtern in faſt gleichem Range. Er hat alle die einzuführen, die mit den verſchiedenen Miniſtern zu thun haben, und iſt die rechte Hand der Juſtiz. Die Tſchauſche ſind nebſt den Tataren die Überbringer der kaiſerlichen Befehle, und begleiten bei Feierlichkeiten den Kaiſer und die Großbeamten zu Fuß und zu Pferde; 2) Der Riſchandſchibaſchi oder Staatsſecretair für den Namenszug des Sultans; 3) der Aufſeher der kaiſerlichen frommen Stiftungen; 4) der Aufſeher der Münze; 5) der Aufſeher der Pachten; 6) der Aufſeher der Ausgaben; 7) der Aufſeher des Gußwerkes der Kanonen und Bomben; 8) der Aufſeher der Kriegsrüſtungen oder des Zeugweſens; 9) der Aufſeher der Pulverſtampfen; 10) der Intendant (Emîn) der Gerſte, und der Aufſeher (Nafir) des Mundvorrathes; 11) der Aufſeher der Marktvoigtei; 12) der Vorſteher der Kammer des Tagebuchs; 13) der Vorſteher der erſten Rechnenkammer; 14) der Vorſteher der Rechnenkammer der beiden heiligen Städte, Mekka und Medina, mit Zuziehung aller Geſchäfte des ehemaligen zweiten Defterdars; 15) der Aufſeher der Unterthansliſten, der an der Spitze der Kanzlei des ſtatiſtiſchen Büreau's ſteht, und zugleich Intendant der Mauth und der kaiſerlichen Küche iſt. Alle dieſe Ämter gehören nach ihren Beziehungen den verſchiedenen Miniſterien zu. — Zu der dritten Claſſe gehören wiederum 15 Beamte: 1) der Reichshiſtoriograph, der zugleich Aufſeher der Staatszeitung iſt; jetzt Es'ad Efendi; 2) der große oder erſte Bittſchriftenmeiſter; 3) der kleine oder zweite Bittſchriftenmeiſter; 4) der Cabinetsſecretair des Großweſſirs; 5) der Ceremonienmeiſter; 6) der Staatsreferendar; 7) der Cabinetsſecretair des Reïs Efendi; 8) der Cabinetsſecretair des Miniſters des Innern; 9) der Pfortendolmetſch. Dieſe zuletztgenannten acht Beamten gehörten ſonſt als Unterſtaatsſecretaire dem Staatsminiſterium zu; 10) der Vorſteher der Rechnenkammer von Anatoli, der zugleich die Geſchäfte des ehemaligen dritten Defterdars zu beſorgen hat; 11) der Kriegsſecretair; 12) der Aufſeher der Seide; 13) der Einnehmer der Kopfſteuer und Vorſteher der Fleiſchhauer; 14) der Geſchäftsführer des Arſenals; 15) der Geſchäftsführer der Hofgebäude, oder der Bauaufſeher des Hofes. Dieſer Oberſtbaudirector hat auch die ſeit dem 27. Febr. 1834 errichtete und in vier Claſſen — 1) 30 Baubeſchauer, 2) 20 Adjuncten oder Gehilfen derſelben, 3) und 4) die Lehrlinge oder Schagird, die in der Arithmetik, Geometrie, im Zeichnen, in der Grammatik und Syntax unterrichtet werden — eingetheilte Bauſchule unter ſeiner Oberaufſicht. — Die vierte Claſſe endlich zählt folgende eilf Beamte: 1) Den Vorſteher der Pachtungskanzlei der beiden Heiligthümer Mekka und Medina, mit Einſchluſſe der ehemaligen drei Kanzleien der Kammer, nämlich der Hauptpachtungen, der Pachtungen der Krongüter und das Datirungs-Büreau; 2) den Kanzleidiener des öffentlichen Schatzes, der zugleich die Kopfſteuerſcheine auszufertigen hat; 3) den Intendant der Tabaksmauth; 4) den

Digitized by Google

Weinintendanten; 5) den Vorsteher der Kanzlei der Theilpachtungen; 6) den Vorsteher des Taxamtes; 7) den Bittschriftenmeister des Fiscus; 8) den Vorsteher der sieben Kanzleien, nämlich der Controle der Infanterie, des kleinen Tagebuches, des großen Bittschriftenmeisters der Festungen, des kleinen Bittschriftenmeisters der Festungen, der jährlichen Pachtungen, des Wagemeisters der Kammer, des Intendanten der innern Papiere; 9) den Vorsteher der Rechnungskammer der kleinen frommen Stiftungen zugleich mit der Geschäftsführung der vier ehemaligen Kammerkanzleien, nämlich der Pachtungskanzleien von Constantinopel, Brusa, Valona und Rhodus; 10) den Vorsteher der Bischofspachtungen; 11) den Intendanten der äußern Papiere. Durch diese neuesten Verfügungen sind eine Menge Ämter, wie sich aus frühern Listen ersehen läßt, theils ganz verschwunden, theils mit einander vereinigt worden. Außer den genannten Aufsehern, Intendanten und Kanzleien gibt es noch eine Menge niedriger gestellter (s. v. Hammer a. a. O. S. 791), die aber nicht zu den Beamten des Diwans gehören. Letztere haben auch ihre bestimmte Staatskleidung, nach v. Hammer in folgenden Auszeichnungen bestehend: „Für die drei Staatsminister der ersten Classe: Lazurfarbene Oberröcke mit lichtblauen, reichgestickten Kragen, mit goldenen Knöpfen auf der Brust, Säbel mit juwelenbesetztem Griff und mit dem Amtszeichen, nämlich dem Namenszuge. Die Beamten der zweiten Classe tragen lazurfarbene Oberröcke mit violetfarbenem reichgesticktem Kragen, mit goldenen Knöpfen, Säbel mit juwelenbesetztem Griff, und als Amtszeichen das der acht ersten, nämlich vom Tschauschbaschi bis zum Aufseher der Pulverstampfen, ebenfalls den Namenszug in Brillanten, von diesem abwärts aber in Rosen. Die Beamten der dritten Classe tragen ebenfalls wie die der beiden vorigen lazurfarbene Oberkleider mit offenen Ärmeln, aber die Kragen sind wasserfarb, mit silbernen Knöpfen auf der Brust, die Säbelgriffe ohne Juwelen, blos von vergoldetem Silber, und die Amtszeichen blos oben und unten mit Juwelen besetzt. Die Beamten der vierten Classe tragen Oberröcke aus schwarzem Tuche, mit Kragen und Ärmelaufschlägen gleicher Farbe, mit silbernen Knöpfen, wie die der vorigen Classe und ihre Amtszeichen nur oben mit Juwelen besetzt, unten aber nur ein Paar Diamanten." Trotz der durchgeführten Einschränkungen sind doch die Spuren orientalischer Pracht an dieser Staatskleidung nicht verkennbar, und diese wird bei den einzelnen Beamten noch erhöht durch den persönlichen Orden, der für die acht ersten Ämter der zweiten Classe in Brillanten, für die sieben andern in Diamantrosen gegeben wird.

III. Die militairischen Ämter des Heeres und der Flotte. In diesem Zweige sind ebenfalls die bedeutendsten Veränderungen von Mahmud vorgenommen, und der Einfluß des Großweffirs durch die Stellung des Seraskers ebenso wie durch die Ernennung des Aufsehers des Reiches sehr geschmälert worden. Der Serasker vertritt das Oberhaupt der sonstigen Janitscharen und ist Generalissimus der ganze Armee. Auch entscheidet er alle in das Militair-Departement einschlagende Streitigkeiten, und ist überhaupt Richter und Herr der ganzen Truppen. Diese als der Linie zugehörig führen jetzt den allgemeinen Titel: Asakiri mansurei muhammedije, die siegreichen Muhammedanischen Heere, während die Garde den Namen Asakiri chassai schahane, d. i. die ganz eigentlichen oder königlichen Haustruppen, haben. Chef der letztern und der dem Serasker am nächsten stehende Offizier ist der Gardecapitain, der den neuen Titel führt Muschiri asakiri chasse, oder Rath der Haustruppen, und den Divisionair der Garde, Feriki asakiri chassai schahane, welcher den ehemaligen Bostandschibaschi ersetzt, unter sich hat. Gleichen Titel mit dem Divisionair der Garde hat auch der Rath der kaiserlichen Artillerie, Muschiri Topchanei amire. Die Truppen selbst sind jetzt in folgende Gattungen eingetheilt: Infanterie (Piade), Cavalerie (Suwari), Artillerie (Topdschi), Mineure (Laghumdschi), Bombardiere (Khumbaradschi) und Pioniere (Baltadschi). Durch Conscription wird das Heer geworben und vervollständigt, und Alles geschieht, um es immer mehr zu europäisiren. So waren zu Anfange dieses Jahres nicht weniger als vierzig türkische Militairs in den verschiedenen Hauptstädten Europa's mit der Bestimmung, die Früchte ihrer Studien zum Besten des Osmanischen Reiches anzulegen; vom Genieweſen und der Marine sind mehre dabei und alle diese Bestrebungen zielen auf die Bildung eines ausgezeichneten Generalstabes hin. Eine schon unter Selim III. errichtete Ingenieurschule hat viele Verbesserungen erfahren, und die medicinische, nur für das Militair berechnete, ist von Mahmud neugeschaffen worden. Die vier Classen derselben (in der ersten wird Chemie und Physik, in der zweiten Anatomie und Physiologie, die Lehre von den Medicamenten und Therapeutik, in der dritten Grammatik, Syntax und fremde Sprachen, und in der vierten Lesen gelehrt) haben vier militairische Spitäler zu ihrer praktischen Bildung, das der Linientruppen, der Garde, der Artillerie und zu Maldepe. Auch besteht neben dem Arsenal ein Bureau für die Schiffsbauten, wo Offiziere täglich arbeiten, aber nur nach Zeichnungen in europäischen Büchern, ohne den Text derselben zu verstehen, und nach Erinnerungen an die Rathschläge die ihnen französische Ingenieure, wie Leroy, Lebrun, Benoist, gegeben haben. Vorzügliche Fortschritte hat die Militair-Musikschule gemacht. Seit dem J. 1828, wo Donizetti einige Schüler bildete, hat sich der Geschmack an europäischer Musik sehr verbreitet. Der Sultan, der Seraskerpascha, die Paschen des Bosporus und von Smyrna haben ihre eigenen Musikbanden, denen die Symphonien von Mozart und Beethoven und die Märsche von Rossini nicht unbekannt sind.

Jedes Regiment besteht aus vier Bataillons unter einem Oberst (Miri alai), und jedes dieser Bataillons aus acht Compagnien, wovon die vierte Jäger unter einem Major (Binbaschi) sind. An der Spitze jeder Compagnie steht ein Hauptmann, und die acht Züge von jeder derselben (der Zug zählt zehn Mann) befehligt ein Corporal. Die andern Offiziere sind die Tschausche,

viere bei jeder Compagnie, eine Art Ordonnanzen mit einem Baschtschausch (Feldwebel) an der Spitze, ferner zwei Lieutenants und ein Compagnieschreiber oder Fourier. Das Bataillon hat zwei Adjutantmajore, einen Flügeladjulanten, der im Rang unter dem Lieutenant steht, und einen Fahnenträger (Sandschakdar), der als Lieutenant bezahlt, doch den Rang eines Hauptmannes hat. Zu den Stabsoffizieren des Regiments gehört nebst dem Obersten der Oberstlieutenant und der Wirthschaftschef oder Regimentsintendant. Unterlieutenants und Vicekorporale hat nur die Cavalerie. Die Besoldungen des Seraskerpascha's, des Gardecapitains und der Divisionaire sind unbekannt; der Brigadier oder Befehlshaber von zwei Regimentern oder 5120 Mann hat monatlich 2500 Piaster und 32 Rationen, der Oberste 1200 P. und 16 Rat., der Oberstlieutenant 900 P. und 12 Rat., der Wirthschaftschef 800 P. 10 Rat., der Major 750 P. 8 Rat., der Adjutantmajor 400 P. 4 Rat., der Hauptmann 180 P. 1 Rat., der Rittmeister 200 P. 1 Rat.; der Capitain oder zweite Hauptmann 180 P. 1 Rat., der Lieutenant 120 P., bei der Cavalerie 140 P., der Unterlieutenant bei der Cavalerie 120 P., der Flügeladjutant 80 P., der Baschtschausch oder Feldwebel 50 P., bei der Cavalerie 60 P., der Tschausch 50 P., der Fourier 40 P., der Corporal 36 P., der Vicecorporal bei der Cavalerie 36 P., der Gemeine bei der Infanterie 20 P., bei der Cavalerie 24 P. — Noch erwähnt von Hammer als die neueste Einrichtung des Heeres die der Landwehren. Die Größe desselben wird unsicher angegeben, doch waren die neuorganisirten Truppen, welche die Janitscharen vernichteten, gegen 60,000 Mann stark.

Die Flotte hat zu ihrem Oberhaupte den Kapudan-Pascha, der als Pascha von drei Roßschweifen auch den Archipel und das europäische und asiatische Ufer unter seiner Regierung hat. Zugleich stehen alle Marineanstalten und Marinegebäude unter seiner Oberaufsicht. Von seinem Palast aus auf einem nahen Vorgebirge am Hafen beherrscht er das ihm untergebene Element. Seine Macht auf dem Wasser ist fast ebenso groß, wie die des Großweffirs auf dem Lande; er legt in die Seeplätze die Besatzungen und verändert sie, und er entscheidet in seinem Reich als die letzte Instanz. Im Krieg ist er Anführer der Hauptflotte und hält, wo er einfährt, Diwan. Die Einkünfte der Marineabtheilung bezieht er jährlich von mehren Militairlehen, treibt für den Schatz die übrigen Abgaben seines Gebiets ein und hebt die zum Dienste nöthige Mannschaft aus. Da die Regierung im Besitz aller Schiffsbaustoffe ist und nur die Arbeit bezahlt, so ist es erklärlich, wenn man z. B. die Ausgaben des Arsenals von 1815 nur auf drei Millionen Franken anschlägt. Wie das Reich, so sank auch die Osmanische Seemacht nach und nach, und die Folgen der letzten Kriege, sowie der Niederlage bei Navarin sind trotz aller Anstrengungen des Sultans noch nicht verwischt. Die Zahl der Schiffe vermehrt sich jedoch fortwährend und die Galiondschi oder Seesoldaten werden tüchtig geübt. Die Matrosen sind weniger unterrichtet, und werden gewöhnlich gepreßt. Da dem Kapudanpascha der fünfte Theil der Peisengelder gehört, die Peisen aber jetzt für ihn eine seltene Erscheinung sind, so entschädigt er sich um so mehr durch den Theil der Abgaben, die er eintreibt, und durch eine große Menge zufälliger Vortheile, die er geschickt zu benutzen weiß. Selim III. ging auch in dem Marinewesen den jetzigen Einrichtungen voran, die von Jahr zu Jahr fortgesetzt und vervollkommnet werden.

IV. Die Hof- oder innersten Ämter, d. i. die Ämter des Serai und des Harems. — In keinem Departement sind in den neuesten Zeiten größere Reductionen vorgenommen worden, als in diesem. Die Aga der Steigbügel sind sämmtlich abgeschafft und ebenso der Bostandschibaschi mit seinem ganzen Corps von 1500 Gartenwachen. Der Sultan hat nur seinen Oberstkämmerer, seinen Oberstallmeister, Intendanten für die Geschäfte des Oberstholmeisteramts, seinen Khodscha, die beiden Imams, den Oberstleibarzt, Oberstwundarzt, Oberstaugenarzt, Kanzelredner, Bibliothekar und Hofprediger. Die letzten neun genannten sind Ulema. Der Gardedivisionair bildet mit seinen Leuten die Wache an der Stelle der Bostandschi. Außerdem bestehen nur noch zwei Kammern im Serai, die innerste Chanei chassa und die des Schatzes Chasinei humajun. Die 30 Pagen der ersten Kammer besorgen jetzt die Wache des Gemaches des Prophetenmantels, und heißen die Diener des Kleides der Glückseligkeit. Ferner findet sich daselbst der Steigbügelhalter, der Tischtuchbewahrer, zwei Aufseher der Kammer, ein Gebetausrufer, ein Turbanumwinder, und andere Beamte von gleicher Wichtigkeit. Die Stelle eines Cabinetssecretairs des Sultans ist dem Gardecapitain anvertraut, und selbst die Zahl der Kämmerer (Kapidschibaschi) ist auf 30 reducirt. Das Jagdpersonal scheint noch zu bestehen, sowie das der Baltadschi, d. i. Holzhauer und Holzträger des Serai, fortbesteht. Die Hellebardierer mit grünen Federbüschen sind auf 200 Köpfe geschmolzen, dagegen gibt es noch immer ein halbes Tausend Köche. Sonst betrugen die betitelten Beamten des Serai 122 Personen und die Wachen und Innungen über 5500, sodaß mit den Stallknechten, Zwergen, Tänzern und anderm Überflusse der Hofstaat des Sultans recht gern 12,000 Personen betrug. Im Harem spielt der Kislaraga mit dem Ehrennamen des Herrn des Glückseligkeitsthores als Oberstholmeister die erste Rolle. Er ist das Haupt der Beeschnittenen, unter denen die weißen, gegen hundert an der Zahl, jetzt Akagalar, die weißen Herren, heißen. Unter ihm stehen der Oberstschatzmeister mit seinem Personal, der Oberstkaufmann, welcher den Einkauf aller Stoffe für das Haus des Sultans besorgt, der Geschenkvorsteher, der Capuaga oder Vorsteher der weißen Verschnittenen und andern. Auch hier sind die weißen Verschnittenen mit herunterhangenden Locken, die Sülflü Baltadschi, die im Harem die Dienste der Hausknechte versehen, geblieben. Groß ist auch die Zahl der schwarzen Eunuchen, die abscheulich aussehen und auch fast nur im Serai anzutreffen sind. Die weißen dienen nur zum äußern Dienste,

Digitized by Google

dagegen ist der mächtige Kislaraga, der sogar dem Staatsrathe des Sultan beiwohnt, im Serai der stete Begleiter des letztern. Die Frauen und Mädchen des Harem sind in fünf Classen getheilt: 1) Die Frauen (Kadin), vier bis sieben; 2) die Kammerdienerinnen (Gediklú), von denen zwölf der schönsten und jüngsten mit besondern Titeln und Ämtern die Zahl der Frauen ersetzen; 3) die Meisterinnen (Usta) oder Gehilfinnen (Khalfa); 4) die Schagird oder Lehrlinginnen, aus denen die vorhergehenden ersetzt werden, und 5) die Sklavinnen (Dscharije), alle zusammen gegen fünf bis sechshundert Mädchen, die wiederum ihre eigene Oberhofmeisterin und Schatzmeisterin haben.

V. Die Statthalterschaften, Sandschake und Woiwodschaften. — Die Verwaltung der Länder steht unter Beglerbegs oder Generalgouverneuren, Paschas von drei Roßschweifen, deren es aber nur wenige gibt, indem ihre Stellen unbesetzt bleiben, und für gewöhnlich nur die Beglerbegs von Rumili, Anatoli und Damask bestehen. Diese sind in ihren Statthalterschaften unumschränkte Herren oder Vicekönige, welche die vom Großherrn zugeschickten Befehle den Paschas zufertigen und für ihren Vollzug sorgen. Die letztern sind ebenfalls Statthalter, aber vom zweiten Range, weshalb ihnen auch nur zwei Roßschweife vorgetragen werden. Aber auch noch andere Personen am Hofe führen diesen Titel. Die Sandschak- (d. i. Banner) Begs endlich sind ebenfalls Gouverneure, aber vom dritten Range mit der Ehre eines Roßschweifes, obwol auch einzelne dem Titel Pascha und dessen Würden genießen. Die Woiwodschaften endlich machen eine neue Classe von Ländereien untergeordneter Art mit Woiwoden an ihrer Spitze aus. Sie wie die Sandschake bilden eigentlich nur Theile der Statthalterschaften (Ejalet) und Paschaliks, von denen sie abgerissen, bald diesem, bald jenem Statthalter zugewiesen, oder durch besondere Sandschakbegs und Woiwoden verwaltet werden. Jene wie diese dürfen entweder nichts verrechnen, sondern nur bestimmte Summen an den Schatz abliefern, oder sie erhalten ihre Statthalterschaften vom Schatz in Pacht, und müssen als Verwalter des Pachtes Rechnung ablegen. Sie theilen sich also in wirklich Besitzende (Mutesarrif) oder in Pächter auf Zeit (Mutesellim). Kommt zu einer Statthalterschaft noch ein Sandschak hinzu, so heißt der Inhaber in Bezug auf letzteres Muhassil, d. i. Steuereinnehmer. In dem System dieser Länderverwaltung gehen alljährlich durch die Ämterverleihungsliste (Tewdschihât) große Veränderungen vor. Die Sandschake werden willkürlich abgerissen, und bald den Statthaltern als Muhassillik, bald dem Schatz als Mutesellimlik zugeschlagen. Nach von Hammer (a. a. O. S. 706) enthält die Verleihungsliste, für das Jahr 1833—34, 32 Statthalterschaften, allein die des Seraskerpascha, des Muschiri Asâkir und des Muschiri Topchane (des Rathes der Stückgießerei oder Artillerie) existiren nur dem Namen nach, und Algier ist in den Händen der Franzosen, sodaß nur folgende 28 als wirkliche zu betrachten sind: 1) Abyssinien und Dschidda mit der Würde des Scheichel-harem zu Mekka; 2) die des Kapudanpascha, d. i. der Archipel (7 Sandschake); 3) Rumili (16 Sandschake); 4) Damaskus (8 Sandschake); 5) Bagdad (18 Sandschake); 6) Schehrsor (32 Sandschake); 7) Basra (30 Sandschake außer ebenso viel namentlich nicht genannten); 8) Ägypten; 9) Haleb (6 Sandschake); 10) Bosnien (4 Sandschake); 11) Safed, Saida und Beirut; 12) Tripolis in Syrien (5 Sandschake); 13) Erserum (14 Sandschake); 14) Siwas (7 Sandschake); 15) Silistra (8 Sandschake); 16) Candia (3 Sandschake); 17) Trapesun (3 Sandschake); 18) Karaman (7 Sandschake); 19) Adana (5 Sandschake), als Muhassillik wie Siwas; 20) Dijarbekr (26 Sandschake); 21) Rakka (10 Sandschake); 22) Menâsch (6 Sandschake; 23) Tschildir (20 Sandschake); 24) Kars (6 Sandschake); 25) Wan (14 Sandschake); 26 Mosul (6 Sandschake); 27) Tunis; 28) Tripolis. Die Zahl der Sandschake ist nach dem Dschihannuma, soweit dessen Angaben reichen, mit Bezug auf die neuern Verluste an Ländereien bestimmt. Außerdem werden die folgenden 30 Sandschake als besonders verliehen aufgeführt: 1) Jerusalem und Nablus; 2) Widdin und Nikopolis; 3) Tirhala; 4) Janina; 5) Delwino; 6) Awlonia; 7) Scutari; 8) Ilbestan; 9) Ochri (die drei letzten als Muhassillik); 10) Semendra; 11) Karahisâr; 12) Menteschе; 13) Aidin (die drei letzten als Muhassillik; 14) Bigha, mit der Commandantenstelle des Bosporus; 15) Kaisarije; 16) Selanik; 17) Tschorum; 18) Tekke (die drei letzten als Muhassillik); 19) Uskub; 20) Güstendil; 21) Perserin; 22) Klis; 23) Swornik; 24) Herfek; 25) Dukagin; 26) Kanea; 27) Akschehr; 28) Retimo; 29) Alaje; 30) Genia. Durch mehre dieser besondern Sandschake ist die vormalige Statthalterschaft von Anatoli völlig zerrissen worden.

Die Woiwodschaften endlich, die in den neuesten Verleihungslisten zum ersten Mal aufgeführt werden, sind folgende 50: 1) Michalidsch; 2) Edrenos (am Olympus von Brusa); 3) Karahisâr (nicht mit dem Sandschak N. 11. zu verwechseln, das eine ist die Festung in Erserum, das andere das alte Apamea kibotos; 4) Lefke; 5) Köldsche; 6) Kirmendschik; 7) Midschaldschik im Sandschak Khudawendkiar; 8) Edremid; 9) Ajasmend; 10) Tschandrali; 11) Emrudabad; 12) Karadschaschehr im Sandschak von Eskischehr; 13) Siwa; 14) Tarakli; 15) Sifrihisâr, die letzten vier alle in Khudawendkiar; 16) Tomanidsch; 17) Koinik; 18) Biledschik im Sandschak Eskischehr; 19) Akhisâr; 20) Kutabasar Naalli; 21) Kisud; 22) Kutas; 23) Wirankusch; 24) Sögûd; 25) Kermasti; 26) Jarhisâr; 27) Jailakabad; 28) Seraidschik; 29) Karamursal; 30) Aiwadschik; 31) Kisildsche; 32) Tusla; 33) Aidindschik; 34) Modania; 35) Ajasch, im Sandschak von Angora; 36) Somaum Kinghagadsch; 37) Begschehr; 38) Ainegöl, bei Kemlik; 39) Basardschik; 40) Manias, im Sandschak Karasi; 41) Gölbasar; 42) Kelembe; 43) Karasinit sufigürligi; 44) Janghadidsch, im Sandschak Karasi; 45) Sindirgbi; 46) Bergama; 47) Ajurundi; 48) Keresun; 49) Tschandaralû; 50) Basarkui.

Zu vergleichen ist von Hammer a. a. O. IX.

Digitized by Google

38—41, und X, 706, 707. Ohne die dort befindlichen neuesten Nachrichten aus der vielleicht nur in drei Exemplaren in Teutschland vorhandenen Osmanischen Staatszeitung hätte diese hier fast wörtlich wiedergegebene geographische Eintheilung nicht aufgeführt werden können, da die frühern Quellen, selbst die neuern, wegen der bedeutenden freilich alljährlich widerkehrenden und ohne alle geographische Rücksicht geordneten Veränderungen, keine Anwendung mehr finden dürfen. (*Gustav Flügel.*)

OSMANNSTEDT, Dorf im Amte Roßla des großherzogl. sachsen-weimarischen Kreises Weimar-Jena, hat eine Pfarrei und 400 Einwohner, — Begräbnißort Wielands. (*G. F. Winkler.*)

Osmanthus *Lour*, s. Olea *L.*

Osmanzadeh, s. Osman.

OSMAZOM (Fleischextract), 1) animalisches, nennt Thenard den von Rouelle schon gekannten und genannten, von Marcet aber zuerst näher bestimmten thierischen Extractivstoff, welchen Thouvenel in der Fleischbrühe, Thenard u. A. aber auch im Muskelfleische, Hirn und Blutwasser, im Frucht- und Alantoiswasser der Stute und der Kuh, in den Austern ꝛc. fanden. Auch ist er in gewissen krankhaften Geschwülsten und in den hydropischen und andern eiweißhaltigen Flüssigkeiten enthalten, aus denen er sich am reinsten darstellen läßt. Überhaupt trifft man ihn in allen Thierkörpern sehr allgemein verbreitet an. Das beste Entdeckungsmittel desselben in eiweißhaltigen Flüssigkeiten ist, nach Collard von Martigny, die alkoholische Jodtinctur (s. Pharmac. Centralbl. 1831. Nr. 9. S. 141 fg.)

Nach Thenard wird er aus eingedickter Fleischbrühe so erhalten, daß man diese mit Weingeiste zersetzt, um die Gallerte niederzuschlagen, und die filtrirte Flüssigkeit verdunstet, wo dann das unreine Osmazom als eine gelbliche oder rothbräunliche, etwas durchscheinende, scharf und pikant wie starke Fleischbrühe riechende und schmeckende Materie zurückbleibt. Sie wird an der Luft feucht und zerfließt, wahrscheinlich wegen ihres Gehalts an milchsauren Salzen. In Weingeist und in Wasser ist sie mit brauner Farbe leicht löslich. Ihre wäßrige Lösung gelatinirt nicht, sondern hinterläßt, erhitzt und abgedampft, einen festweichen Rückstand, wird durch essig- und salpetersaure Blei- und Queckſilbersalze, gleichwie durch Gallusaufguß, gefällt, nicht aber durch Salpetersäure oder Queckſilbersublimat. Sie säuert von selbst an der Luft, und geht sehr langsam in Fäulniß über. Bei der trocknen Destillation gibt sie, nach Thenard, empyreumatisches Öl, kohlensaures Ammonium und eine aufgeblähte Kohle, welche kohlensaures Natron enthält. Im offenen Feuer schmilzt sie, und schwillt mit scharfem Geruch auf.

Mit milch- und salzsaurem Natron verunreinigt läßt sich das Osmazom, nach Berzelius, aus dem Thierblute darstellen, und zwar aus dessen nach Abscheidung des Eiweiß-, Faser- und Blutfarbestoffs erhaltenem flüssigem Rückstande, welches die Salze des Bluts, sein Wasser und das Osmazom enthält, ein an den Salzen hängendes Eiweiß, was sich beim Eintrocknen zu erkennen gibt, auch wol der darin enthaltenen milchsauren Salze wegen in Weingeist auflöslich ist. Mithin sehen es Manche als ein Gemisch aus mehren nähern Grundstoffen des Bluts, und für keinen besondern nähern Mischungstheil desselben an. Andere halten es für eine Modification der im wäßrigen Weingeiste löslichen Gallerte, die sich von der eigentlichen Fleischgallerte dadurch unterscheidet, daß diese durch Alkohol aus ihrer wäßrigen Auflösung präcipitirt wird. Thomson glaubt, es sei ein durch Wasser leicht veränderter Faserstoff; Berzelius betrachtet es als eine Verbindung von saurem milchsaurem Natron und einer durch Gärbstoff fällbaren thierischen Materie.

Das Osmazom gehört nicht zu den eigentlichen Nährstoffen, aber es wirkt deutlich tonisch excitirend, und begünstigt die Verdauung der Fleischbrühe. Auch unterscheiden sich der Diätfleischbouillon und die ihres Osmazoms beraubte Brühe, wie dieses z. B. bei dem Kalbs-, Hühner- und Knochenbouillon der Fall ist. Wohl ließe sich das Osmazom zur Wiedererweckung des Appetits bei Reconvalescenten arzneilich benutzen. In dem Verhältnisse wie 1 zu 7 mit Gallerte verbunden, bildet es eine Mischung, welche man nur mit Würznelken und Pfefferwürzen, und in kochendem, leicht gesalztem Wasser auflösen dürfte, um eine der Rindfleischbrühe analoge Flüssigkeit zu erhalten.

Die von Cadet de Vaux erfundene Bardetsche Osmazom-Chocolate aus Paris, die jetzt an mehren Orten zu haben ist, gibt ein sehr wohlschmeckendes Nahrungs- und Restaurationsmittel, soll vieles nach Thenard dargestelltes Osmazom enthalten, und ist in der Phthisis und in andern Krankheiten, wo die Verdauungskräfte darnieder liegen, mit großem Nutzen gebraucht worden. Sie paßt in allen Fällen, wo man nähren muß, ohne zu reizen.

2) Vegetabilisches Osmazom will Vauquelin zuerst aus Agaricus campestris, theogalus, bulbosus, muscarius und einigen Champignons abgeschieden haben, als er das wäßrige Extract dieser Schwämme mit Weingeiste, der das Osmazom aufnahm, und dann mit Wasser auszog, als eine braune, stark champignonartig und etwas salzig schmeckende, leicht in Wasser zu einer weder zähen, noch gelatinirenden Flüssigkeit lösliche Substanz, die durch salpetersaures Silber und Gallusaufguß gefällt wird, aber nur im 30gradigen Weingeiste sich auflöst, bei der trockenen Destillation Anfangs mit Champignonsgeruch aufschwillt, und viel kohlensaures Ammonium liefert. Auch soll sich dieses Osmazom, nach Soubeiran, in der Maniocwurzel finden, als ein durch Luft und Wärme veränderter Extractivstoff, gleichwie in andern Vegetabilien, z. B. im Chenopodium vulvar. ꝛc. (Vergl. Thenard i. s. Traité III. p. 447 sq. Vauquelin in Schweiggers Journ. der Ch. u. Ph. XII. S. 253 fg. Berzelius Ebend. X. S. 146 fg. und in Scherers nord. Annal. der Chem. VIII, 3. S. 287 fg.) — H. A. L. Wiggers fand es auch im Mutterkorne. (S. dessen gekr. Preisschrift: Inquisitio in secale corn. Gott. 1831. 4.) (*Th. Schreger.*)

OSMELITH nennt Breithaupt ein Mineral, das trumweise mit Kalkspath und Datolith im Trachyt bei

Digitized by Google

Niederkirchen unweit Wolfstein im Zweibrückischen vorkommt und dem Tremolith verwandt sein möchte. Es findet sich derb, mit groß- und grobkörniger Absonderung und excentrisch faseriger Structur, wenig glänzend oder schimmernd, stark durchscheinend, graulichweiß in Rauchgrau übergehend, fühlt sich etwas fettig an, und gibt beim Befeuchten einen ausgezeichnet thonigen Geruch. Das specif. Gewicht beträgt 2,8 und in der Härte kommt es dem Flußspathe gleich. Eine Analyse ist noch zu erwarten. (*Germar.*)

OSMIA *Panzer* (Insecta). Eine Hymenopteren-Gattung, aus der Abtheilung der Aculeata, Familie Mellifera Tribus Apiaria (*Cuvier* règn. anim. ed. II. tom. V), mit folgenden Kennzeichen: Die Antennen fadenförmig, gegen die Spitze kaum verdickt, fast knieförmig, bei den Weibchen kürzer als das Brustschild, die Mandibeln sehr stark, bei den Weibchen dreieckig, die Maxillen und Lippe bilden einen nach Unten gebogenen Rüssel, die Zunge ist lang und linienförmig. Von den vier Palpen sind die Maxillar-Palpen sehr klein, viergliederig, fast kegelförmig, die Labialpalpen borstenförmig, ebenfalls viergliederig, haben die beiden ersten Glieder sehr groß, die beiden Endglieder sehr klein. Die Lefze ist viereckig, lang, und steht grade herunter. Das erste Glied der hintern Tarsen ist zusammengedrückt, inwendig mit Wolle besetzt, welche bürstenförmig auch die untere Seite des Hinterleibes der Weibchen bedeckt. Die obern Flügel haben eine Radialzelle, welche in die Länge gezogen ist, und zwei Cubitalzellen, von denen die zweite zwei zurücklaufende Nerven aufnimmt.

Die Arten dieser Gattung zeichnen sich durch einen kurzen, gedrungenen Körper aus. Die Antennen haben bei den Männchen 13, bei den Weibchen nur 12 Glieder. Die Augen sind oval oder elliptisch, die Punktaugen stehen in einem Triangel auf dem Scheitel. Auf dem Mundschilde der Männchen steht oft ein weißer oder überhaupt hellerer Haarbüschel. Der Kopf ist bei den Männchen kleiner. Die Weibchen sind mit einem starken Stachel bewaffnet.

Diese Bienen haben lange die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen, und ihr Bauinstinct ist von Reaumur, Degéer, und Andern beobachtet worden. Sie haben an der Stirn oft Hörner, welche ihnen bei dem Bau ihrer Nester zu dienen scheinen. Diese letztern verbergen sie theils in die Erde, theils in Mauerspalten, andere Vertiefungen an Gebäuden, und sogar in Schneckenschalen. Diese Nester sind immer mit einem eigenen Mörtel gebaut, welchen das Weibchen herzustellen weiß. Einige Arten schneiden Blumenblätter ab, und bilden daraus Zellen, alle aber legen auf den Grund der Zelle eine gehörige Menge Speisebrei nieder, und darauf oder daneben das Ei, und schließen dann die Zelle auf dieselbe Weise, wie sie solche erbaut haben. Dieser Speisebrei besteht aus Blumenstaub und Honig. Man kann die Gattung in zwei Abtheilungen bringen.

A. Die Weibchen mit gehörnter Stirn. 1) O. cornuta *Latr.* (Osmia bicornis, *Panzer* Revis. II. 230. — Apis rufa *ej.* Fauna L. VI. 10. Mas. — Ap. bicornis ib. L. V. 5. foem.). Ungefähr sieben Linien lang, schwarz, stark behaart, der Hinterleib bronzirt, aber ganz mit rostrothen Haaren bedeckt, das Kopfschild am vordern Rand aufgebogen mit zweispitzigen, gebogenen Hörnern. Am Männchen sind die Antennen so lang als der Kopf und das Brustschild zusammengenommen, die Färbung ist wie bei den Weibchen, nur ist der Vorderkopf und das erste Fußpaar weiß behaart.

Diese Biene baut ihr Nest in irgend eine Mauer- oder Steinhöhle von Erde, und füllt die Höhlung, wenn sie zu groß ist, auch soweit mit dieser an, daß nur eine kleine Zelle, in Form eines runden Loches, bleibt. Man findet sie im Frühjahr auf Pfirsichblüthen.

B. Das Kopfschild bei beiden Geschlechtern ungehörnt. 2) O. coerulescens *Linné* (Andrena coerul. *Panz.* Fauna 65. n. 18. foem. Andrena aenea ib. 56. nr. 3. mas.). Gegen vier Linien lang, erzfarbig oder schwarzblau, mit weißlichen Haaren besetzt, die obere Seite des Hinterleibes fast nackt, mit weißbehaarten Rändern der Ringe, die Bauchbürste schwarz und dicht. Das Männchen bronzegrün, glänzend, Kopf und Brusthaare gelblichgrau, die übrigen weißlich, der Hinterleib fast kugelig. Das Nest findet sich an Mauern nach der Mittagseite hin, in Form von Halbkugeln, sodaß man meinen sollte, man habe weiche Thonkugeln mit dem Blaserohr angeschossen. Das vollkommene Insect erscheint ebenfalls im Frühjahre.

3) O. papaveris *Latr.* (Genera Crust. et Ins. *Ej.* Hist. nat. des Fourmis. Taf. 12. f. 1. foem. *Reaumur* VI. pl. 13. f. 1—11. Anthophora argentata. *Panz.* F. 99. n. 16. Etwas über vier Linien lang, schwarz, die Mandibeln dreizähnig, Kopf und Brustschild röthlich, grau behaart, der Hinterleib unten grau, seidenartig, oben mit grauen Rändern der Ringe, der zweite und dritte derselben vorn mit einer eingedrückten Querlinie.

Diese Biene gräbt über drei Zoll tief ein Loch in die Erde, das sie mit halbovalen Abschnitten der rothen Blüthenblätter des Feldmohns ganz genau ausfüllt. Sie faltet zuletzt die Anfangs herausstehenden Blätter nach Innen, und bedeckt die Öffnung zuletzt mit Erde. In Teutschland und Frankreich auf Blüthen der Veronica spicata. (D. *Thon.*)

OSMITES *Linne.* Eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Anthemideae *Cass.*, Senecioneae Relhanieae *Less.*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch halbkugelig, vielblätterig; die Blättchen dachziegelförmig über einander liegend, am Rande trockenhäutig; der Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt; die Samenkrone besteht aus Spreublättchen. Die sechs bekannten Arten wachsen als kleine Sträucher oder Staudengewächse von starkem, kampherartigem Geruche (daher der Gattungsname: ὀσμή Geruch), mit einfachen, lanzettlinienförmigen, ungestielten, abwechselnden oder zerstreuten Blättern und weißen, einzeln am Ende der Zweige stehen-

Digitized by Google

den Blüthen am Vorgebirge der guten Hoffnung. Caſſini und Leſſing trennen die Gattung in drei, welche aber nur als Untergattungen gelten können: I. Osmites *Linné*. Die Strahlenblümchen geſchlechtlos, die Samen vierkantig, flachgedrückt. Hierher 1) Osm. dentata *Thunberg* (Fl. cap., Osm. camforina *Gärtner* de fruct. II. p. 442. t. 74.), 2) Osm. hirsuta *Less.* (Syn. comp.) und 3) Osm. aromatica *Spreng.* (Herb. Zeyher. n. 304). II. Osmitopsis *Cassin.* (Dict. des sc. nat. vol. 37. p. 5.). Die Strahlenblümchen geſchlechtslos, die Samen flachgedrückt. 4) Osm. asteriscoides *Linn.* (Leucanthemum fruticosum camforatum *Burmann* afric. p. 161. t. 58. f. 1), 5) Osm. camforina *Linn.* III. Bellidiastrum *Less.* (l. c. p. 383.). Die Strahlenblümchen weiblich, die Samen flachgedrückt. 6) Osm. Bellidiastrum *Thunb.* (Fl. cap. nicht Linné's, deſſen gleichnamige Pflanze vielleicht zu Relhania gehört, Bellidiastrum osmitoides *Less.*).

(*A. Sprengel.*)

OSMIUM iſt eines jener Erzmetalle, welches Tennant, Fourcroy und Vauquelin und Collet-Descotils 1804 in dem rohen Platin von Peru und Domingo neben dem Iridium ꝛc. entdeckt haben, das ſich aber auch im uraliſchen Platin vorfindet. Es wird in dem Platinerze durch das höchſt ſchwer auflösliche Iridium gegen die Wirkung der Säuren geſchützt. Seinen Namen hat es von dem beſondern, ſtarken, ſtechenden Geruche, der ein charakteriſtiſches Kennzeichen ſeines ſehr flüchtigen Oryds iſt, welches nach der Verdampfung, oder vielmehr Verbrennung, ſich kryſtalliniſch verdichtet.

Um das Osmium darzuſtellen, hatte man früher nur ein Mittel angewandt, nämlich: das bei der Behandlung des Platinerzes mit Königswaſſer zurückbleibende ſchwarze Pulver (nach Vauquelin eine Verbindung von Osmium und Iridium) mit Kali zu bearbeiten, hierauf die kaliſche Maſſe mit Waſſer gemengt, und mit Salpeterſäure übersättigt, zu deſtilliren, während das Waſſer, mit Osmiumoxyd geſchwängert, übergeht. Allein die Flüchtigkeit dieſes Oxyds und noch mehr der ausnehmend ſtarke Geruch der überrohen platindeſtillirten Säure ließen Laugier vermuthen, daß dieſe Säure mit einem Theile des Osmiumoxyds leicht verbunden werden könne. Er ſättigte daher die Säure mit Kalk, und erhielt daraus durch Deſtillation viel mit Osmiumoxyd imprägnirtes Waſſer. Dies Verfahren iſt leicht, gut ausführbar, wenig koſtſpielig, und gibt eine Menge Osmium, welche ſonſt verloren ginge, aber hier aus dem Waſſer niederfällt, als ein ſchwarzes oder dunkelblaues Pulver, welches, mit einem polirten Körper geſtrichen, das Kupfrige des Indigo nebſt Metallglanz annimmt, und weder, in dem Grübchen einer Kohle bis zum Weißglühen erhitzt, ſchmilzt, noch auch ſich bei ausgeſchloſſener Luft verflüchtigt. — Der Niederſchlag, welcher ſich bildet, wenn man eine Zinkplatte in eine wäßrige Auflöſung von Osmiumoxyd ſtellt, iſt nach Vauquelin kein Oxyd in einem niedrigen Grade der Oxydation. Erhitzt man Osmium, das in einer kleinen Retorte niedergeſchlagen iſt, ſo entſteht ein Oxyd deſſelben auf der höchſten Stufe der Oxydation in weißen Kryſtallen, hierauf ein blaues Sublimat und ein ſchwarzer Rückſtand, welcher durch Reiben ebenfalls das Kupfrige des Indigo annimmt. Vauquelin glaubt daher, daß dieſes Metall flüchtig iſt. — An der Luft erhitzt erhält es das Maximum ſeiner Oxydation (vergl. Berzelius in Poggendorffs Ann. d. Ph. u. Ch. 1828). Das Osmium läßt ſich auf naſſem Wege, nach N. W. Fiſcher (ſ. bei Poggendorff a. a. O. 1828. Nr. 3. S. 499 f.) am beſten wiederherſtellen durch Auflöſung des Oxyds in mit einer Säure verſetztem Waſſer, worin ſich das Osmium beſonders an Silber legt, und dieſes farbig, zuletzt ſchwarz anläuft.

1) Osmiumoxydul erſcheint, wenn man, nach Vauquelin, Osmium in einer Luft enthaltenden Retorte erhitzt, und Osmiumoxyd ſich vorzüglich ſublimirt hat, ſpäterhin, als ein blauer Körper, welcher bei durchſcheinendem Lichte grün ausſieht. Descotils ſtellte ebenfalls einen blauen, in Waſſer unauflöslichen Sublimat dar, als er rohes Platin in einer Retorte erhitzte. — Dieſes Oxydul ſcheint mit Säuren, z. B. mit Salzſäure ꝛc., grüne Salze zu bilden.

2) Osmiumoxyd erzeugt ſich: a) beim Ausſtellen des Metalles an die Luft in gewöhnlicher Temperatur, daher deſſen Geruch; b) ſchnell beim Erhitzen des Metalls an der Luft; c) beim Einwirken ſelbſt ſolcher Säuren, die keinen Sauerſtoff abtreten können, wie: der Salzſäure, auf das Metall, und d) beim Glühen des Metalls mit Kali oder Salpeter. Wollaſtons Darſtellungsart eines reinen, ſtarren und kryſtalliſirten Osmiumoxyds ſ. in Poggendorffs Ann. 1829. Nr. 5. S. 167 f. und in Kaſtner's Arch. d. geſ. Naturl. 1829. XVIII. 1. S. 87. Es iſt eine ungefärbte, durchſichtige, ſehr glänzende und leuchtende Subſtanz von ſtarkem, kauſtiſchem nelkenähnlichem Geſchmack, und unerträglich ſtechendem Geruche, wie Chlor und Jod. Sie iſt biegſam wie Wachs, und ſchmilzt leichter, als dieſes, zu einer öligen Flüſſigkeit, welche, erkaltend, zu einer feſten, durchſcheinenden Maſſe geſteht. In einer Flaſche eingeſchloſſen, welche Luft enthält, verfliegt das Oxyd ſchnell, wie Kampher, und ſublimirt ſich in ſchönen, glänzenden, durchſichtigen Nadeln. Es röthet das Lackmus nicht, ſchwärzt aber, durch Reduction des Metalls, alle, zumal feuchte, vegetabiliſche und animaliſche, Körper, und iſt leicht löslich in Waſſer. Die Auflöſung deſſelben wird blau durch Glasgalle, Galläpfelaufguß u. a. vegetabiliſche Stoffe; auch durch eine hineingeſenkte Zinkſtange. Es iſt keine Säure, wenngleich die Kalien ſich damit verbinden, und ſeine Eigenſchaften ein wenig neutraliſiren.

3) Wäßriges Osmiumoxyd bildet, nach Tennant eine waſſerhelle Auflöſung des Oxyds von ſüßlichem Geſchmack, aus welcher viele oxydirbare Körper das Osmium metalliſch als ein ſchwarzes Pulver niederſchlagen, nachdem ſie zuvor oft eine purpurrothe und dann blaue Färbung der Flüſſigkeit bewirkt haben, namentlich: Alkohol, Äther, Gallustinctur, Hydrothionſäure, Phosphor, die meiſten Metalle, außer Gold und Platin,

Digitized by Google

namentlich: Zink, Zinn, Kupfer und Queckſilber; auch Silber wird geſchwärzt, entzieht jedoch der Flüſſigkeit nicht allen Geruch.

4) Die Osmiumoxydſalze bilden ſich durch Auflöſung des Osmiummetalls in den Säuren, oder durch Vermiſchung des Oxyds mit einer Säure; ſie haben eine gelblichrothe Farbe, und riechen deutlich nach Osmium.

5) Die mit Kalien gebildeten osmiumſauren Salze ſind gelb gefärbt, riechen nur wenig, und widerſtehen hohen Temperaturgraden, ohne Verflüchtigung des Oxyds. — Vauquelin konnte durch Erhitzung des Osmiums mit Jodin in einer Glasröhre dieſe beiden Stoffe nicht vereinigen.

6) Chlorosmium wird ſo dargeſtellt, daß man in einer Flaſche, mit Chlorgas gefüllt, das Osmium ſchmelzen läßt. Die Verbindung iſt ſchön grün, zerfließt bei mehr Chlorzuſatze, zu einer rothbraunen Flüſſigkeit, die an der Luft ſtarke, weiße, unausſtehlich riechende Nebel ausſtößt, und ſich in Nr. 7. verwandelt.

7) Salzſaures Osmiumoxyd entſteht, wenn man Osmiummetall bei gelinder Wärme in wäßriger Säure auflöſt. Die Auflöſung iſt erſt grün (ſalzſaures Osmiumoxydul?) und wird bald gelbröthlich. Vieles Osmiumoxyd verflüchtiget ſich. — Weit ſchneller erfolgt die Auflöſung in Königswaſſer mit kaum Anfangs bemerkbarer grüner Färbung, wobei aber ebenfalls vieles Osmiumoxyd entweicht, ſelbſt in gemeiner Temperatur. Dieſelbe Verbindung erhält man beim Auflöſen des Chlorosmium in Waſſer und beim Vermiſchen des wäßrigen Osmiumoxyds mit wäßriger Salzſäure. Die Auflöſung iſt nach Vauquelin gelblichroth, riecht nach Osmium, wird durch Glasgalle blau; eine Zinkplatte bewirkt darin ebenfalls eine ſchönblaue Färbung und einen Niederſchlag von Osmium in ſchwarzen Flocken. Die verdünnte Flüſſigkeit wird durch Galläpfeltinctur gebläuet.

8) Sogenanntes osmiumſaures Ammonium, ein gelbliches Salz, nach Tennant, aus wäßrigem Osmium und Ammonium.

9) Osmiumſaures Kali, eine gelbe, nur wenig nach Osmium riechende Auflöſung, die nach Tennant durch das mit Kali oder Salpeter geglühte Osmium ſich bildet, wobei nur ein Theil Osmiumoxyds entweicht.

10) Osmiumſaurer Kalk, eine gelbe Flüſſigkeit, nach Tennant, aus wäßrigem Osmiumoxyd und Kalk

11) Osmiumſaures Zinn fällt nach demſelben aus [illegible] wenn man osmiumſauren Kalk mit ſalz[illegible]

12) Osmiumſaures Bleioxyd wird, nach [illegible] osmiumſauren Kalks und [illegible] niedergeſchlagen.

13) [illegible], eine ſehr dehnbare Legirung, [illegible] in Königswaſſer auflöſt.

14) [illegible] Osmiumoxyd.

[illegible] man, nach eben- [illegible] Osmiumoxyds durch Queckſilber, als weiches Amalgam, das bei Auspreſſung des überſchüſſigen Queckſilbers feſter wird, und beim Deſtilliren das metalliſche Osmium in Pulverform zurückläßt.

15) Goldosmium, eine ſehr dehnbare Legirung, die ſich, nach Tennant, gegen Königswaſſer, wie das Osmiumkupfer verhält.

16) Osmiridium findet ſich, nach Wollaſton, in dem rohen Platin; als platinfarbige, ſpröde Körnergruppe, von 19,5 ſpecif. Gewicht. — Auch das obige ſchwarze Pulver iſt, nach Vauquelin, als ſolches anzuſehen. Nach Tennant hat es ein ſpecifiſches Gewicht von 10,7, und läßt ſich mit Wismuth, Zink, Zinn, Blei, Kupfer, Silber und Gold zuſammenſchmelzen. — Das Osmiridium wird kaum vom Königswaſſer angegriffen; beide Metalle oxydiren ſich, wenn ſie mit Kali oder Salpeter geglüht werden. Leichter wird das Osmiridium, nach R. W. Fiſcher (in Poggendorffs Ann. d. Ph. ꝛc. 1830. Nr. 2. S. 258.), durch ſalpeterſauern Kalk als durch Salpeter aufgeſchloſſen.

Die Verbindungen des Osmium mit organiſchen Säuren ſ. unter dieſen, und die Literatur unter dem Artikel Platin. (*Th. Schreger.*)

OSMIUM-IRIDIUM. In dem Platinſande von Minas-Geraës in Braſilien finden ſich platte und eckige Körner, die ſich in Königswaſſer nicht auflöſen, und durch ihre faſt zinnweiße Farbe von dem Platin auszeichnen. Nach Thomſon[1]) beſtehen dieſelben aus 72,9 Iridium, 24,5 Osmium und 2,6 Eiſen. In Begleitung von Platin und Gold kommen im Sande bei Newianks, Bilimbajewsk, Kyſchtim und Goroplagodatsk am Ural ähnliche Körner vor. Auch hat man in ſeltenen Fällen kleine Kryſtalle bemerkt, die nach G. Roſe[2]) Hexagonalpyramiden mit ſtark abgeſtumpften Polecken und ſchwach abgeſtumpften Grundkanten ſind. Die Winkel der Polkanten betragen 127° 36′, die der Grundkanten 124°, und ein deutlicher Durchgang läuft parallel mit der Abſtumpfungsfläche der Polecke. Das ſpecif. Gewicht beträgt 19, und die Härte kommt der des Feldſpathes gleich. Die Körner ſind wenig dehnbar, beinah ſpröde. Vor dem Löthrohre bemerkt man keinen Geruch.

Bei Niſchnei Tagilsk kommen Körner und Kryſtalle vor, die in Hinſicht der Geſtalt, Textur und Härte nicht abweichen, aber die Farbe iſt bleigrau und das ſpecif. Gewicht beträgt 21,1. Sie werden vor dem Löthrohre dunkler und verbreiten einen durchdringenden Geruch nach Osmium, enthalten daher wahrſcheinlich viel Osmium und wenig Iridium.

Breithaupt[3]) bemerkte unter dem Platinſande von Niſchnei Tagilsk Körner mit Vertiefungen von ſilberweißer Farbe, härter als Feldſpath, und einem ſpecif. Gewicht von 21,52 bis 25, die faſt ganz aus Iridium zu beſtehen ſchienen, und welche er gediegen Iridium nennt. S. Iridium. (*Germar.*)

---

1) Annal. of Philos. New Ser. Vol. XI. p. 17. 2) Poggendorff Annal. 19. B. 1833. S. 452. 3) Schweigger-Seidel Neue Jahrbücher der Chem. 9. B. 1833. S. 1 u. 96.

Digitized by Google

OSMONOSOLOGIE, die Lehre von den Krankheiten des Geruches, Osmonosi, Osmonusi, Morbi olfactus. S. Geruch. (*Wiegand.*)

OSMORRHIZA. Diese Pflanzengattung aus der zweitrn Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Scandicinen der natürlichen Familie der Umbelliferae hat Nuttall (Gen. pl. I p. 192.) zuerst unter dem Namen Uraspermum von Myrrhis getrennt; da aber eine wohlbegründete Gattung Urospermum aus der Familie der Compositae schon von Scopoli gestiftet ist, so hat Rafinesque (*Sillim.* amer. journ. 1821.) für Uraspermum Nutt. den Namen Osmorrhiza (ὀσμὴ Wurzel, ὀσμᾶν riechen) vorgeschlagen. Char. Gemeinschaftliche und besondere Doldenhülle zwei- bis fünfblätterig, oder fehlend; der Kelchrand undeutlich; die Corollenblättchen umgekehrt eiförmig, ihre kurze Spitze nach Innen umgeschlagen; die Frucht solide, langgestreckt, nach Unten zu einem Schwanze verlängert, mit fünf scharfen Rippen auf dem Rücken, gefurchter Naht, ohne sichtbare Saftgänge. Die drei bekannten Arten sind amerikanische Kräuter mit perennirender, spindelförmiger, stark aromatisch riechender Wurzel, ästigem, bis gegen zwei Fuß hohem Stengel und doppelt-gedreiten Blättern, deren Abschnitte eilanzettförmig, eingeschnittengezähnt sind. Die gemeinschaftliche Doldenhülle ist zwei- oder dreiblätterig, die besondere gewöhnlich fünfblätterig; die Blättchen lanzettförmig gewimpert; bei der dritten Art fehlen die Doldenhüllen gänzlich. Die Blüthen sind weiß, in der Mitte der Dolde männlich, im Umfange zwitterig. 1) Osm. longistylis *Candolle* (Prodr. IV. p. 232., Myrrhis Claytoni *Michaux* fl. bor. am. M. longistylis *Torrey* fl. unit. stat., Scandix dulcis *Mühlenberg* ms., Chaerophyllum Claytoni *Persoon* syn., Uraspermum Claytoni *Nutt.* l. c), mit stehenbleibenden Griffeln, die der Breite der Frucht an Länge gleichen. Auf feuchten Wiesen und in schattigen Wäldern Nordamerika's. Die ganze Pflanze, mit Ausnahme der Früchte, hat einen aromatischen Geruch, wie Myrrhis odorata *Scop.*, der sie auch ähnlich sieht; die Wurzeln schmecken süß. 2) Osm. brevistylis *Cand.* (l. c., Myrrhis Claytoni *Torr.* l. c., Uraspermum hirsutum *Bigelow* fl. bost.); die Griffel sind nur halb so lang, als die Frucht breit ist. In den Bergwäldern von Nordamerika. Die Wurzel soll nach Bigelow unangenehm riechen, nach Torrey's Angabe riecht sie wie Anis, und schmeckt süß. 3) Osm. Berterii *Cand.* (l. c.), ohne Doldenhüllen, die Früchte mit silberfarbenen Borsten bedeckt, die Griffel sehr kurz. Am Taguatagua-See in Chile von Bertero gefunden. (*A. Sprengel.*)

OSMUND (Acephalus), schwedischer Erzbischof, und zwar zuletzt von Skava, war von dem Bischofe der Nordmannen (Norwegen) auf die Schule zu Bremen gethan worden, hatte sich aber nachmals von Bremen losgesagt, war nach Rom gegangen, um sich ordiniren zu lassen, aber zurückgewiesen worden. Hierauf schweifte er lange herum, erhielt endlich von einem Bischofe Polens die Ordination, ging nach Schweden, gab vor, er sei von dem Papst als Erzbischof nach Schweden gesandt worden, und ließ das Kreuz nach erzbischöflicher Weise vor sich hertragen. So fanden ihn die Gesandten des Erzbischofs Adalbert I. (des Großen) von Bremen, die er zum König Eymund dem Alten von Schweden geschickt hatte, und hörten auch, daß er die Neubekehrten nicht im rechten Glauben unterrichte; Osmund brachte es dagegen bei dem König und dem Volke dahin, daß die Gesandten zurückgewiesen wurden, da sie das Siegel des Papstes nicht hätten, und behauptete so glücklich die Unabhängigkeit von Erzbisthume Bremen [1]). Durch Stenkill's Beistand ward Osmund Erzbischof von Skava [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

OSMUNDA. Diese Pflanzengattung aus der 24. Linné'schen Classe und eine eigene Familie, Osmundeae, bildend, wird zuerst unter diesem Namen angeführt bei Pena und Lobelius (Stirp. adv. nov. p. 363). Wahrscheinlich ist der Name aus dem Teutschen, von Osmund, gebildet, denn die Ableitung Houttuyns von munda —os, mundreinigendes Mittel, ist wohl nur als Scherz zu betrachten. Char. Kugelige, gestielte, netzförmig gezeichnete, seitlich aufspringende Fruchtkapseln mit einem durchscheinenden Höcker auf dem Rücken, stehen in einer Rispe am Ende des Laubwedels, oder an den Seiten desselben, oder auf einem besondern Wedel (Bernhardi in Schrader's N. Journ. I. 2. t. 3. f. 18.). Von den acht bekannten Arten dieser Gattung kommen vier in Nordamerika, zwei in Japan, eine auf den maskarenischen Inseln und eine in Europa vor. I. Fruchtkapseln und Laub auf einem Wedel: 1) Osm. regalis *Linn.* [Osmunda s. Filix florida s. Filix latifolia Cordi *Lobel.* l. c. stirp. obs. p. 474., icon. p. 813., Trauben- oder Königsfarn, Abb. Schkuhr kryptog. Gewächse T. 145 *)]. Aus dem schuppigen, dichtfaserigen Wurzelstocke kommen die zwei bis fünf Fuß hohen, doppeltgefiederten Laubwedel hervor. Der Stiel ist glatt, die Blättchen sind stumpf lanzettförmig, kurz gestielt, an der Basis geöhrt, an der Spitze etwas gesägt; oberhalb geht das Laub im Sommer in die sehr zusammengesetzte Fruchtrispe über, in welcher die kleinen gelblich braunen Kapseln dicht beisammenstehen. Dieses sehr zierliche Gewächs kommt in feuchten Wäldern, buschigen Torfmooren und Sümpfen im Norden von Europa häufiger als im Süden vor. Alle Theile sind adstringirend. Das weiße Innere des Wurzelstocks (Medulla Osm. reg.), sowie die Fruchtrispen (Juli Osm. reg.) waren ehemals als Wund- und Wurmmittel (besonders gegen den Bandwurm), auch gegen skrofulöse und rhachitische Übel in hohem Ansehen. Ein Lager, aus dem Laube dieser Pflanze bereitet, wurde gegen die letztgenannten Krankheiten empfohlen. Neuerlich hat man

1) *Adamus Bremensis*, Hist. Eccl. Lib. III. Cap. XVI, bei *Lindenbrog*, Scriptt Rer. Germ. Ausgabe von Fabricius. S. 5, 6. 2) Nach *Sibborg*, Sammendrag af Svearikes Religions Historia (Lund. 1793) S. 31, wäre Osmund sogleich von Eymund zum Erzbischofe von Skava gemacht worden. S. dagegen *Neumann*, De fatis primatus Lundensis (Hafniae 1799). p. 50—51.

*) Sturm, Teutschl. Flora. II, 6.

Digitized by Google

wieder das geistige Extract als ein Mittel gegen die englische Krankheit gerühmt. 2) Osm. spectabilis *Willdenow* (sp. pl., Osmunda regalis *Michaux* fl. bor. am., Osm. regalis *β. Linn.*), wie Osm. regalis, aber die Blättchen an der Basis schief abgestutzt. In Nordamerika. 3) Osm. obtusifolia *Willd.* (Herb., *Kaulfuss* syn. fil.), wie Osm. regalis, aber die Blättchen stumpf, eiförmig, fein gekerbt, an der Basis abgestutzt. Auf den maskarenischen Inseln. 4) Osm. Claytoniana *Linn.*, mit doppelt halbgefiederten, rostbraunfilzigem Laub, an dessen Spitze die Fruchtrispen stehen. In Virginien. 5) Osm. interrupta *Mich.* (l. c. Schkuhr a. a. O. T. 144., Osm. basilaris *Spreng.* Anleit.) mit doppelt halbgefiedertem Laub, in dessen Mitte zu beiden Seiten die Fruchtrispen stehen. In Nordamerika. II. Unfruchtbares Laub und Früchte auf verschiedenen Wedeln. 6) Osm. cinnamomea *Linn.* (Sp. pl., Schkuhr a. a. O. T. 146. — Pursh hält diese nur für eine Abart oder andere Form von Osm. Claytoniana) mit doppelt halbgefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Fetzen ablang, stumpf und gewimpert sind, und mit doppeltgefiedertem, rostbraun filzigem, fruchtbarem Wedel. In Nordamerika. 7) Osm. japonica *Thunberg* (Fl. jap.) mit doppelt gefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Blättchen herzlanzettförmig und gesägt sind, und mit dreifachgefiedertem Fruchtwedel. In Japan. 8) Osm. lancea *Thunb.* mit doppeltgefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Blättchen lanzettförmig und gesägt sind, und mit gedreit vielfach zusammengesetztem Fruchtwedel. Ebenda. Hierzu kommen noch drei neue Arten, welche Wallich Osm speciosa, Osm. Leschenaultii und Osm. monticola genannt hat (Ind. herb. soc. angl. ind. nr. 50—52.) und welche in Ostindien und Nepal einheimisch sind. (*A. Sprengel.*)

OSMUNDA. (Vergl. Osmunda, Botan.) Aus dem Pflanzengeschlecht Osmunda kennt man keine fossilen Überbleibsel mit Bestimmtheit, indem, wenn auch fossile Farnwedel mit den lebenden Formen von Osmunda allgemeine Ähnlichkeit besitzen, doch die Fructificationen unbekannt bleiben, welche allein eine definitive Einreihung in dieses Geschlecht rechtfertigen könnten, weil ähnliche Formen der Wedel sich in verschiedenen Geschlechtern wiederholen. Osmundaartige Wedel meist aus der Steinkohlen-Formation enthalten Beongniarts Geschlechter Odontopteris und Neuropteris vorzüglich, und dahin scheinen in der That alle Fossilreste zu gehören, welche man früher unter Osmunda aufgezählt hatte. So

1) O. gigantea *Sternb.* Fl. Fasc. II. 29, 33. t. 22. (Osmunda *Volkm.* Sil. subter. 112. t. XIV. f. 1. t. XV. f. 2. = Filicites lignarius *Schloth.* Petrefk. 411. und Flora der Vorw. t. II. f. 25.) ist wie Neuropteris gigantea *Sternb.* IV, p. XVI und *Brongn.* Prodr. 54.

2) O. gigantea var. *β Sternb.* Flor. Fasc. III. VI, 39. t. 32, f. 2 (Geol. Transact. N. S. I. 45. t. VII f. 2.) ist Neuropteris flexuosa *Sternb.* IV, p. XVI. und *Brongn.* Prodr. 56.

3) O. nummularia *Sternb.* Flor. Fasc. II. p. 29 (Filicites osmundaeformis *Schloth.* Petrefk. 412. Flora der Vorw. t. III. f. 5, 6 a.) wurde später Neuropteris nummularia von Sternberg (Flor. Fasc. IV, XVII). und Odontopteris *Schloth.* von Brongniart (Prod. p. 60.) genannt.

4) Osmunda *Scheuchz.* herb. diluv. t. X. f. 3, Osmunda smilacifolia *Sternb.* Flor. Fasc. IV, 29, 33 (Filicites acuminatus *Schloth.* Petrefk. 412. t. XVI. f. 4) ist nun Neuropteris smilacifolia *Sternb.* IV, XVI. und Neuropteris acuminatus *Brogn.* Prodr. p. 55.

5) Osmundites pectinatus *Jaeg.* Pflanz. S. 29—32 u. 37, t. VI. f. 6, t. VII. f. 1—5 aus der Keuper-Formation bei Stuttgart ist nach Brongniart ein Pterophyllum (Pt. Jaegeri *Brongn.*).

6) Osmunda regalis *Karg.* im öninger tertiären Stinkkalk ist ganz problematisch.

7) O. major ist gleich Nr. 2.

8) O. minor *Beuth.* (Jul. et Mont. Fossil. p. 29) kenne ich nicht*). (*H. G. Bronn.*)

OSMUNDARIA. Eine von Lamouroux aufgestellte, aber noch zweifelhafte Gewächsgattung aus der 24. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Phykoideen der natürlichen Familien der Algen. Den Namen, welcher nach Linné's Grundsätzen (Philos. bot. n. 227; nomina generica ex aliis nominibus genericis, cum syllaba quadam in fine addita, conflata, non placent) nicht zu billigen ist, vertauschte Agardh mit Polyphacum (*φαχὸς* Linse, *πολὺς* viel). Char. Das Laub lederartig, olivenfarbig, an der Spitze mit gestielten, schotenförmigen Fruchtbehältern. Die einzige Art, O. prolifera Lamour. (Ann. du Mus. XX. t. 7. f. 4—6. Polyphacum proliferum *Agardh* syst. alg. p. 274., Sargassum proliferum *Spreng.* syst. veg. IV. p. 325) wächst an den Küsten von Neuholland als eine Alge mit viereckigem Stiele des lanzettförmigen, gesägten, warzigen Laubes, welches junge Seitenschosse treibt und an der Spitze kleine gestielte, lanzettförmige, zusammengehäufte Fruchtbehälter trägt. (*A. Sprengel.*)

OSMUNDEAE. Eine Pflanzenfamilie aus der Abtheilung der Akotyledonen (kryptogamischen Monokotyledonen Candolle's), welche R. Brown (Prodr. fl. nov. holl. p. 161) zuerst so genannt hat, und welche mit Willdenows Schismatopteriden ziemlich übereinstimmt. Bartling vereinigt sie mit den Gleichenieen und Poropteriden; Lindley betrachtet sie als eine Gruppe der Farrn-

*) Karg in den Denkschriften der vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens. I. (Tübingen 1805.) Von Schlotheim, Beschreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke und Pflanzenversteinerungen; ein Beitrag zur Flora der Vorwelt. (Gotha 1804. 4.) Derf. Die Petrefaktenkunde (Gotha 1820.) Von Sternberg, Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung einer Flora der Vorwelt. (Regensb. Fol. 2. Heft 1825, 3. Heft 1824, 4. Heft 1825.) Jäger, über die Pflanzenversteinerungen im Bausandsteine von Stuttgart. (Stuttg. 1827. Fol.) *Ad. Brongniart*, Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles. (Paris 1828.)

kräuter. Die hierher gehörigen Gewächse haben einen kurzen, perennirenden Wurzelstock, aus welchem die Laubwedel sich spiralförmig entwinkeln. Das Laub ist meist doppelt gefiedert, halbgefiedert, oder einfach, zuweilen kletternd (bei Lygodium). Die Fruchtkapseln sind gestielt, kugelig, netzförmig gezeichnet, auf dem Rücken (Scheitel) mit einem durchscheinenden Höcker oder sternförmigen Strahlen, seitlich in einer Längsritze fast halbzweiklappig sich öffnend; sie werden entweder gänzlich aus der Laubsubstanz gebildet, oder sie stehen auf der Rückseite, oder am Rande des Laubes. Die Poropteriden unterscheiden sich durch Fruchtbehälter auf der Rückseite des Laubes, in welchem die Kapseln, die sich in einem Loch öffnen, eingesenkt sind; die Gleichenieen durch einen gegliederten Ring, welcher die Kapseln, wie bei den ächten Farren umgiebt; die Ophioglosseen endlich, welche unvollkommener organisirt sind, durch ungestielte Kapseln von lederartiger Beschaffenheit ohne Höcker, Streifen und netzförmige Zeichnung. Wenn man die Osmundeen auf die Gattungen beschränkt, deren Kapseln einen durchscheinenden Höcker haben, so gehören nur Osmunda *Lob.* und Todea *Willd.* hierher; an sie schließen sich die Gattungen, deren Kapseln auf dem Scheitel strahlig gestreift sind: Mohria *Swartz*, Lygodium *Sw.* Schizaea *Smith* und Aneimia *Sw.* Von diesen zu den Gleichenieen bilden Ceratopteris *Brongniart* (Ellobocarpus *Kaulfuss*) und Parkeria *Hooker*, bei welchen sich schon die Spur eines Kapselringes findet (Parkerieae *Hook.*) den Übergang.

Die Osmundeen finden sich nur in einer Art (O. regalis) in Europa, sonst sind sie in der heißen und warmen Zone der übrigen Welttheile einheimisch.

(*A. Sprengel.*)

Osmundites, s. Osmunda.

OSMUNDSHÜTTE, der Name von Frischhütten, auf welchen die Verwandlung des Roheisens in Schmiedeisen durch die sogenannte Osemund-Arbeit bewirkt wird. Diese Frischmethode hat das Eigenthümliche, daß von dem Roheisenklumpen (der s. g. Ganz) jedes Mal nur der zu einem Kolben erfoderliche Theil eingeschmolzen, dann der Kolben mit der Anlaufstange aus dem Herde genommen, und sogleich unter dem Hammer ausgeschmiedet wird. Die Osemundschmiede erfodert daher ein vorzüglich reines und sehr garschmelzendes Roheisen, und verursacht eine angestrengte Arbeit. Gare Zuschläge sind hierbei sehr nothwendig, und es muß vor Anfange der Arbeit der ganze Frischherd voll flüssiger Garschlacke sein. Man wendet einen sehr heftigen Wind an, und läßt das schmelzende Roheisen tropfenweise durch denselben hinabfallen, um die Verbrennung des mit dem Eisen verbundenen Kohlenstoffs zu beschleunigen.

(*Karmarsch.*)

OSMYLUS *Latreille* (Insecta). Eine Gattung der Neuropteren, aus der Familie planipennes und der Tribus Hemerobini (*Latreille* in Cuvier règne anim. ed. 2. V. 251), welche sich von Hemerobius nur durch das Dasein von drei Ocellen (Nebenaugen) unterscheidet. Typus ist Hemerobius maculatus *Fabricius*, welche Art noch einmal so groß, als H. Perla, schwärzlich mit roströthlichem Kopf und Füßen, großen, behaarten Flügeln, von denen die obern und der Rand der untern schwarz gefleckt. In Teutschland und Frankreich, an Wassern. Vergl. Hemerobius.

(D. *Thon.*)

OSNA, Stadt in der zwischen den asiatischen Provinzen Taberistan, Iran, Kerman, Afghanistan und Khorasan gelegenen Landschaft Adherbeidschan, jetzt gewöhnlich Derbidschan genannt. Sie ward vorzüglich zu Melitene oft erwähnt, seit im 13. Jahrh. ein persischer Christ aus jener Stadt in dem untern Theile des Districtes Guba am Euphrat das berühmte Kloster des h. Sergius gegründet hatte.

(*Gustav Flügel.*)

OSNABRÜCK, Landdrostei, Fürstenthum, Amt, und Stadt im Königreiche Hanover. 1) Die Landdrostei Osnabrück umfaßt außer dem Fürstenthume gleiches Namens auch noch den Kreis Meppen, den Kreis Emsbühren, die niedere Grafschaft Lingen und die Grafschaft Bentheim; wird begrenzt durch Ostfriesland, Oldenburg, Diepholz, die preußische Provinz Westfalen und Holland, und zählt auf 105 Q. Meilen in 40,101 Wohnhäusern 263,624 Einwohner.

2) Fürstenthum Osnabrück; es liegt zwischen 25° 8′ bis 25° 50′ östlicher Länge und 52° 8′ bis 52° 41′ nördlicher Breite, an dem nordwestlichen Theile des teutoburger Waldes, hier Osning genannt, an der obern Hase und obern Hunte, und wird begrenzt im Norden durch Oldenburg und Diepholz, im Osten und Süden durch die preußischen Regierungsbezirke Minden und Münster, und im Westen durch Lingen und Meppen. Das in früherer Zeit dazu gehörige, aber getrennt davon gelegene Amt Reckeberg an der obern Ems mit der Stadt Wiedenbrück ist seit dem J. 1815 an Preußen abgetreten. Der Boden des Fürstenthumes ist im Norden eben, im Süden gebirgig durch einen westlichen Ausläufer des Wesergebirges, der die Quelle der Hase und der Hunte trennt, und sich an der mittlern Hase nach dem Hahnenmoore zu verliert — und durch das Osning-Gebirge, welches in der Richtung von Südosten nach Nordwesten parallel mit dem vorigen sich hinzieht, und an der Quelle der Hase mit demselben sich verbindet. Einzelne bedeutendere Höhenpunkte dieses Gebirgszuges sind der Uhr- Lim-Homsrechen und Petersberg. Steigt man von diesen anmuthigen Gebirgszügen, deren bewaldete Höhe liebliche Thäler einschließen, hinunter ins Flachland des Nordens, dann kommt man in sandige Haiden, Brüche und Moorgegenden, in welchen nur hin und wieder fruchtbare Stellen sich zeigen. Im Norden nach dem Dümmersee zu liegt das große Torfmoor, nicht weit davon das Krammoor bei Huntesburg, südlich davon der essener Bruch, im Nordwesten an der mittlern Hase das Hahnenmoor. Wichtig sind dem Land alle diese Moore wegen des Brennmaterials, welches sie liefern, wodurch das mangelnde Brennholz hinlänglich ersetzt wird. Eine Menge von Flüssen bewässert das Fürstenthum, doch sind sie nicht bedeutend, da sie hier erst alle ihren Ursprung haben. Am wichtigsten ist die Hase, welche am nördlichen Ende der dissener

Digitized by Google

Berge am Petersberg und Klasbrink entspringt und in fast nördlicher Richtung auf einem Wege von acht Meilen, die Krümmungen abgerechnet, das Fürstenthum durchströmt, sich bei Quackenbrük in mehre Arme theilt, bald darauf in zwei Arme, die große und kleine Hase genannt, zusammenfließt, und späterhin wieder zu einem Flusse sich vereinigt. Nebenflüsse dieses Gewässers, die Nette und Düte, nebst mehren andern Flüßchen, führen der Hase soviel Wasser zu, daß diese über ihre Ufer tritt, und besonders unterhalb Quackenbrük Überschwemmungen herbeiführt, die großen Schaden verursachen, deren nachtheilige Wirkungen aber bedeutend verringert sind, seitdem man am Ende des vorigen Jahrhunderts einen Kanal angelegt hat, der das Wasser der Hase von Herbergen bis Aselage in grader Richtung auf Herzlake führt. Merkwürdig bleibt noch, daß die Hase nach der Quelle zu mit der Else in einem Thal und in einer Niederung fließend, in nordwestlicher Richtung zur Ems sich wendet, während die Else in fast östlicher Richtung in die Werre und mit dieser in die Weser sich ergießt, zugleich aber auch durch einen Arm, die alte Else genannt, bei Gesmold mit der Hase verbunden ist. Außerdem ist noch die Hunte hier zu bemerken, welche im nordöstlichen Theile des Fürstenthums an der Nordseite des Kellenberges im Kirchspiele Buer entspringt und in nördlicher Richtung in den Dümmersee fließt, der einen Theil der Nordgrenze des Landes ausmacht. Die Einwohner, deren das Fürstenthum auf 44 Q. Meilen, 155,886 in 22,327 Wohnungen zählt, sind fleißige, arbeitsame Leute, die lieber in einzelnen zerstreut liegenden Gebäuden, zu welchen gewöhnlich mehre Nebenhäuser und Beiwohner gehören, leben, als in Dörfern sich aufhalten. Ihre Wohnungen, von einem niedrigen, abhängenden Strohdach erwärmt, sind vollkommen in ihrer Art. In der Mitte des Hauses findet sich der Feuerherd auf einer großen Diele, mit welcher alle Theile des Hauses, Ställe, Stuben, Schlafstellen ꝛc. in unmittelbarer Verbindung stehen; hier hat auch die Hausfrau ihren steten Aufenthalt genommen, um, selbst am Spinnrade sitzend, mit einem Blicke das ganze Wesen zu übersehen und zu leiten; diese Vortheile haben die Bauern hier auch noch immer abgehalten, sich in Stuben zurückzuziehen. Pumpernickel und Schinken sind kräftige Nahrungsmittel der Bewohner des Fürstenthumes. — Unter den Erwerbszweigen des Volks nennen wir hier zuerst den Ackerbau; der Ertrag desselben, der, wenn er das vierte Korn gibt, den Landmann schon zufrieden stellt, ist für den Bedarf nicht zureichend. Roggen und Hafer wachsen zwar in guten Jahren in hinlänglicher Menge, allein Weizen und Gerste gerathen nur an einigen Orten, und der Bedarf daran muß größtentheils durch Zufuhren aus dem Schaumburgischen und Mindenschen herbeigeschafft werden. Buchweizen säet man in den Moorgegenden. So wie man hier anstatt den Boden zu düngen, ihn durch Verbrennen der obern Erdrinde fruchtbar macht, so weiß man auch hier wie an andern Orten des Fürstenthumes auf eine andere Art den fehlenden Dünger zu ersetzen. Man plagt nämlich das Heideland ab, d. h. man reißt die mit Heidekraut durchwachsenen Erdschollen auf, legt sie in Haufen, bringt Mist dazwischen, läßt sie mit demselben durchbrennen und benutzt sie dann als Dünger. Hanf und Flachs wird in den meisten Gegenden, besonders viel aber in den Ämtern Iburg und Grönenberg, gebauet. Das Lesen von Wachholderbeeren, welches nach bestimmten Gesetzen getrieben wird, gibt manchem Einwohner auch noch guten Verdienst. — Im J. 1806 rechnete man den Ertrag sämmtlicher Feldfrüchte auf 45,000 Wispel Korn, 20,000 Hafer, 25,000 Kartoffeln, 15,000 Gerste, 5000 Weizen, 8500 Erbsen und Bohnen und 20,000 Stein Flachs. — Die Viehzucht ist nicht bedeutend, da es keine fette Weiden gibt; große, schöne und starke Pferde müssen eingeführt werden, das kleine unansehnliche Hornvieh gibt nur wenig Milch und Butter und nöthigt den Bewohner des Landes, Butter einzuführen und Schlachtvieh aus Nachbarländern zu holen. Schafzucht war früher bedeutender als jetzt, so wie auch Bienenstöcke sonst weit mehr gehalten wurden. — Der Viehstand wurde 1818 auf 21,000 Pferde, 55,000 Stück Rindvieh und 110,000 Schafen angegeben. Die Steinbrüche geben Sandsteine, Kalk und Marmor, der sich weiß und grau in der Gegend von Düstrup findet. Salzquellen hat das Land mehre, doch sind manche der angelegten Salzwerke im Lande wieder eingegangen und nur das Salzweek zu Rothenfelde bei Dissen hat sich bis jetzt erhalten. — Steinkohlen trifft man ziemlich viel an, namentlich in den borgloher Bergen, deren Product hauptsächlich zu Rothenfelde bei der Salzbereitung benutzt wird; ferner im Diesberge, von welchem die Stadt Osnabrück Steinkohlen bezieht u. s. w. Auch ein edles Metall kann das Land aufzeigen, es ist dies Silber, welches in dem Hüggel-Stertenbrück und nortruper Bergen angetroffen wird, doch hat man die angelegten Gruben wegen ihrer geringen Ausbeute wieder aufgegeben. — Sehen wir auf die industrielle Thätigkeit des Volks, so steht oben an die Verarbeitung des Flachses und Hanfes. In ihr liegt die Goldgrube dieses Landes und der Fonds zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben. Alles spinnt, Herr und Frau, Knecht und Magd; jeder müßige Augenblick von andern häuslichen Geschäften wird am Rad oder Webestuhle zugebracht — sie sind die Ruhestätte nach gethaner Arbeit. Schon im 15. Jahrh. war der Leinwandhandel hier schon bedeutend und brown Osnabrughs kannte man schon vor 100 Jahren im englischen Handel. Entweder spinnt man Moltgarn, ein gutes Garn, welches zur Verarbeitung von Bändern gebraucht wird, oder man webt Leinwand. Oft ist das Garn zwar theurer, als die Leinwand, aber man webt dessen ungeachtet doch immerfort, um nur zwei Wege zur Ausfuhr des Flachses und Hanfes zu haben. Besonders wichtig ist die Verarbeitung des Löwentlinnen, welches, vorzüglich wenn es aus Hanf verarbeitet ist, so fest ist, daß es keine Näße durchläßt, und deshalb gut zur Matrosenkleidung paßt. Damit die bedeutende Ausfuhr der Leinwand nach England, Spanien, Portugal, Amerika, Afrika ꝛc. nicht durch

Digitized by Google

schlechte Fabrikate leiden möchte, so sind Leggen oder Schauanstalten im Land eingerichtet, auf welchem jedes verarbeitete Stück untersucht und gemessen wird. Außerdem sucht man hier auch die Lust zum Weben zu heben, indem man der besten Weberin eine Prämie aus der Leggekasse gibt. Auf den sieben Leggen, die das Fürstenthum Osnabrück hat, unter denen die in der Stadt Osnabrück schon 1595 eingerichtet war, werden im Durchschnitte jährlich 30,000 Stück besichtigt, von denen jedes 80 Leggeellen mißt, deren 100 ungefähr 175 Brabanterellen ausmachen, und einen Werth von 15 bis 20 Thlrn. Gold hat. Ferner macht man aus Flachs und Wolle ein grobes Zeug, Wollaken genannt, aus welcher die Landleute ihre Kleidung hauptsächlich verfertigen. Die Lohgärbereien haben in der letzten Zeit abgenommen, so wie auch die Verfertigung grober Tuchsorten, wodurch in der Mitte des 17. Jahrh. 300 Meister ernährt wurden, deren Zahl aber am Ende des 18. schon auf fünf bis sechs vermindert war. Strümpfe werden hauptsächlich in der Gegend von Quackenbrück gearbeitet. Eigentliche Fabriken wollen im Lande nicht gut fortkommen, und zwar aus dem Grunde, weil der Arbeiter darin nicht soviel Geld verdienen kann, als wenn er als Tagelöhner nach Holland geht. Jährlich mögen wohl 6000 Menschen im Sommer nach diesem Lande wandern, um durch Garten- und Acker-Arbeiten, durch Torf- und Teich-Graben, durch Grasmähen ꝛc. sich etwas zu erwerben. Mit einem Überschusse von 20—70 Gulden baares Geld kehrt der Hollandsgänger gegen den Winter zu seiner Hütte zurück, um von seiner schweren Arbeit am rasch gedreheten Spinnrad auszuruhen. — Der Handel, der eine Hauptstraße über Bentheim nach Holland, eine andere über Münster nach dem Rhein, und eine dritte über Diepholz nach Bremen und Hanover hat, wird nur zur Achse getrieben, da keine schiffbare Flüsse im Lande sich befinden; er betrifft hauptsächlich die Ausfuhr der Producte, die durch das Spinnrad hervorgebracht werden. Jährlich fließt durch dasselbe dem Land ein Gewinn von einer Million Thaler zu, von welchen $\frac{1}{3}$ wenigstens auf ausgeführtes Löwentlinnen fallen; das übrige auf Wollaken, die man nach Gröningen und Friesland sendet, auf Garn, Strümpfe ꝛc. — Das Wappen des Fürstenthums besteht aus einem rothen, im silbernen Felde liegenden Rade mit sechs Speichen, in einem mit der Königskrone gezierten Schilde. — Außer den Städten Osnabrück, Quackenbrück und Fürstenau umfaßt das Fürstenthum folgende sieben Ämter: Osnabrück, Iburg, Fürstenau, Vörden, Witlage-Hunteburg, Grönenberg und Versenbrück. —

3) Amt Osnabrück; es liegt an beiden Ufern der obern Hase, und zählt in 3021 Feuerstellen 21,900 Einwohner. Der Boden besteht aus einer steten Abwechselung von fruchtbaren Thälern und kleinen Hügeln, und ist besonders an der Hase und deren Bächen vortrefflich bebauet. Früher machte es einen Theil des Amtes Iburg aus, stand aber doch unter einem eigenen Grafen. In dem Bezirke dieses Amtes liegt

4) die Stadt Osnabrück, am linken Ufer der Hase, in einem fruchtbaren Thale, das nur wenig Heide hat. Sie liegt unter 25° 40′ 56″ östlicher Länge und 52° 16′ 45″ nördlicher Breite, und zählt in 1453 Wohnungen 11,531 Einwohner. In der gewöhnlichen Landessprache wird der Ort Osenbrügge genannt, und deshalb haben Einige den Namen der Stadt von Ose, welches der alte Name der Hase gewesen sein soll, und einer über dieselbe gebauten Brücke herleiten wollen; Andere meinen, es habe die Stadt ihre Benennung von einer Brücke erhalten, über welche Ochsen getrieben worden wären; wieder Andere halten dafür, Brücke bedeute soviel als Bruch, und es solle der Name die an der Hase wohnenden Brücher (Bructerer) bezeichnet haben; noch Andere leiten den Namen von dem Gebirge Osning her. Über das Alter der Stadt läßt sich nichts mit Gewißheit sagen. In einem alten Lagerbuche der Stadt steht zwar:

Secla post septem quater atque dena
Lustra tunc anno domini secundo
Juxta Hasam plus struxit Osnabrugam
Carolus urbem.

und danach wäre 772 das Jahr der Erbauung, allein da Karl der Große bald darauf das Bischofthum hier stiftete, wozu er nur bedeutende Örter wählte, so mag Osnabrück wol schon früher bestanden und schon von alter Zeit her zu Religions- und Kriegsversammlungen der Sachsen gedient haben. Daß die Gegend der Stadt schon im Alterthume wichtig war, darauf deutet die Menge der daselbst befindlichen sächsischen Grab- und Denkmäler. Im J. 834 kommt zum ersten Male der Name der Stadt in einer Urkunde vor. Als ältesten Theil des Ortes muß man wol die Binnenburg mit dem Dome betrachten. Später ist die Stadt gegen Westen durch die Butenburg, im Norden durch die Hase-Layschaft und im Süden durch die St. Johannes-Layschaft erweitert worden. Im J. 888 erhielt der Ort Markt-, Zoll- und Münzgerechtigkeit vom Kaiser. Daß die Stadt schon früh befestigt gewesen sein muß, darauf weist die Geschichte des Bischofs Benno II. hin, der vergebens darin belagert wurde; seit dem J. 1280 wurden die Befestigungswerke bedeutend vermehrt, 1626 belagerten die Dänen Osnabrück vergeblich und im J. 1633 konnten die Schweden nur erst nach einer vierwöchentlichen Belagerung den Ort einnehmen; für die jetzige Zeit ist aber der Ort nicht zu einer Festung zu benutzen, da ein Paar Hügel in der Nähe der Stadt liegen, von wo aus dieselbe beherrscht werden kann. Um die Stadt leichter zu vertheidigen, hat man von den neun Thoren, die sonst in dieselbe führten, nur fünf übrig gelassen, nämlich das Herrenteichs-, Hase-, Nortrupper-, Heger- und Johannes-Thor. Früher unterschied man eine alte und neue Stadt, allein seit 1306 sind beide unter einem Rathe vereinigt. Im Ganzen ist die Stadt, ohne grade regelmäßig und schön zu sein, wohl gebaut und gut gepflastert. Neuere Prachtgebäude lassen sich nicht aufführen, dagegen gibt es noch mehre bemerkenswerthe ältere Gebäude. Voran steht der Dom, ein altes, aus gehauenen Steinen aufgeführtes Gebäude, dessen Inneres aus 30 Gewölben besteht, die durch 18 Pfeiler ge-

Digitized by Google

tragen werden. Der erste von Karl dem Großen erbaute Dom ist 1100 abgebrannt und der Bau des jetzigen 1140 begonnen und im 14. Jahrh. beendigt worden, doch scheint nach Brandspuren, die sich später an einigen Mauern noch gefunden haben, zu urtheilen, daß manches Mauerwerk des alten Domes zu diesem zweiten Gebäude benutzt worden ist. Verschiedene Bischöfe liegen hier begraben; an Heiligthümern und Reliquien zeigt man hier mehres, einen eisernen, mit Horn eingefaßten Stab, einen Kamm und ein Schachspiel Karls des Großen, ein Panzerhemd des heiligen Rainer, ganz aus Draht geflochten ꝛc. An der Ecke des Domhofes stand sonst auf einem Pfeiler ein sitzender Löwe, vielleicht ein Andenken an Heinrich den Löwen; später wurde er abgenommen und an eine Ecke des Marktes hingesetzt; von diesem Löwen ist das Gogericht, welches nachher zu einer Landes- und Justiz-Kanzlei umgewandelt wurde, auch wol Löwengericht genannt worden. In der St. Marienkirche, einer evangelischen Pfarrkirche, befindet sich das Grab Mösers. — Das neue Rathhaus, ein im 15. Jahrh. aus gehauenen Steinen 3 Stockwerk hoch aufgeführtes Gebäude, ist deswegen merkwürdig, weil hier vom J. 1643 bis 1648 am westfälischen Frieden gearbeitet wurde. In dem Versammlungszimmer der damaligen Gesandten finden sich die Bildnisse der durch diesen Frieden ausgesöhnten Herrscher; in dem eigentlichen Rathszimmer trifft man die Bildnisse der osnabrückischen Bischöfe von Philipp Siegismund an 200 Jahre hindurch, und in dem Archiv werden außer den kaiserlichen Privilegien auch noch drei von den Wiedertäufern 1534 ausgeworfene goldene Münzen aufbewahrt. Außer diesen Gebäuden sind noch aufzuführen: die St. Johannes- und St. Katharinenkirche, das Schloß, das Leggehaus, die Wage, ein katholisches und ein evangelisches Gymnasium, ein Schullehrerseminar für zwölf Seminaristen, mehre Armen- und Waisenhäuser u. s. w. In der Nähe der Stadt auf einem Hügel liegt das Kloster Gertrudenbueg, welches die Bürger im J. 1180 demolirten, aber, durch einen Kirchbann gezwungen, wieder aufgebaut haben; 1626 setzten die Dänen von hier aus der Stadt stark zu, und ebenso auch die Schweden 1633. Hinter dem Kloster findet sich der Eingang zu einem Gange, der, wie man sagt, ganz bis zum Dome der Stadt führt. — Etwas weiter nach Norden steht das ehemalige Siechenhaus zur Sündelbeck, welches zu Ende des 12. Jahrh. von der Stadt gebaut und zur Aufnahme der aus den Kreuzzügen mit Aussatz behafteten Zurückkehrenden bestimmt wurde; späterhin diente es zur Unterhaltung armer kranker Witwen und 1803 zum Militairmagazin. — Um das Gebiet der Stadt geht eine Landwehr, die schon 1280 angefangen, 1393 fortgesetzt und 1435 vollendet wurde. — Außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben finden sich auch noch einige Fabriken in der Stadt, namentlich vier für Tabak, fünf für grobes Tuch, eine für Fayence, eine Wachsbleiche und eine Seifenfabrik. Der Handel, beträchtlich in Linnen und Tüchern zur Zeit des hanseatischen Bundes, in welchem Osnabrück eine von den westfälischen Quartierstädten ausmachte, hat in neuern Zeiten abgenommen, doch werden noch immer ziemlich bedeutende Geschäfte in Leinwand, Koen, Schinken ꝛc. gemacht. — Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten steht unter einem Magistrat, aus zwei Bürgermeistern, einem Syndicus, zwei Richtern, einem Lohnherrn, vier Senatoren und zwei Secretären. — Osnabrück ist auch der Sitz eines Weihbischofes und mehrer Landesbehörden, namentlich der Landdrostei und der Justizkanzlei, der Administration der geistlichen Güter, des Lehnhofes, des evangelischen und katholischen Consistoriums, der provinziellen Landesstände, eines Oberforstamtes u. s. w. — Südlich von Osnabrück nahe bei Holzhausen liegt der Hüggelberg mit seinen Silberadern; die darauf gebauten Gruben wurden dem Bischofe Konrad I. zu Lehn gegeben; da aber die Ausbeute derselben zu gering gewesen ist, so hat man sie eingehen lassen. Bei dem Doefe Bockholt, nördlich von Osnabrück, ist im J. 779 eine Schlacht zwischen Karl dem Geoßen und den Sachsen vorgefallen, in welcher letztere besiegt wurden. Westlich von dem vorigen liegt das Gut Dörenburg, früher eine kleine Festung zum Schutze gegen die tecklenburgischen Geasen. Zwischen diesem Ort und Osnabrück liegt der Piesberg, so genannt von der Bauerschaft Pie, wichtig für Osnabrück wegen des Steinkohlenbruchs. Nicht weit von dem Dorfe Rulle nördlich von Osnabrück findet man die Überbleibsel eines alten Schlosses, die Wieksburg genannt, vielleicht eines von den Schlössern Wittekinds. Nördlich davon das Dorf Icker, in dessen Nähe ein Bruch, in welchem ein zwölf Fuß hoher, unten acht Fuß breiter Stein sich vorfindet, welcher der Sonnenstein genannt wird. Außerdem zeichnen mehre Erdfälle und der sogenannte unergründliche Kolk, der aber nur 24 Fuß Tiefe hat, diesen Bruch aus. In dem Dorfe Bellm, fast östlich von Osnabrück, soll, nach der Meinung der Einwohner, Wittekind getauft, und seine Gemahlin Geva begraben sein. In der Nähe dieses Ortes liegt die gretescher Burg mit berühmten Steinen am Mühlenbach und mit altteutschen Gräbern. Am düstrupper Berge, südöstlich von Osnabrück, finden sich noch die Überreste eines verschanzten Römerlagers. Weiter südöstlich trifft man im Kirchspiele Holte die Überbleibsel der Burg Holte, deren Dynasten manche Gerechtsame in der Neustadt Osnabrück besessen haben. Im J. 1144 wurden sie in ihrer Burg belagert, und nach der Übergabe derselben gezwungen, das Hochstift zu verlassen; von ihnen sollen die Holtstraße und das Holtthor in Osnabrück ihren Namen bekommen haben. — Außer dem Amt Osnabrück gehören zu dem Fürstenthum Osnabrück:

a) Das Amt Iburg, südlich vom Amt Osnabrück, und seit dem J. 1814 von diesem Amte getrennt, an beiden Seiten der iburgischen Berge, zählt in 3503 Feuerstellen 24,060 Einwohner. Zu merken ist hier der Flecken Iburg, südlich von Osnabrück, mit 1006 Einwohnern in 140 Häusern. Vom J. 1073 an war dieser Ort Residenz der osnabrückischen Bischöfe, bis 1667 Ernst August I. das Schloß zu Osnabrück er-

Digitized by Google

baute und seine Residenz dahin verlegte. In alten Zeiten soll es eine sächsische Festung gewesen sein, welche 753 von dem Franken Pipin belagert worden ist. Der Ort hat eine Legge. Bei dem Kloster Ösede, nördlich von Iburg an der Hase, wurden vor Alters unter einer hohen Linde die osnabrückischen Landtage gehalten; seit dem J. 1659 hat dies aber aufgehört. Nordöstlich von Iburg bei dem Dorfe Borgloh befindet sich ein Steinkohlenbergwerk, dessen Kohlen hauptsächlich bei dem Salzwerke zu Rothenfelde benutzt werden. — Dissen (s. d. Art.) südöstlich von Iburg, ein großes, ansehnliches Kirchdorf, in dessen Nähe das Salzwerk zu Rothenfelde ist. — b) Das Amt Fürstenau, welches in der Geschichte auch Nordland genannt wird, liegt im Nordwesten des Amts Osnabrück und zählt in 2130 Feuerstellen 14,475 Einwohner; es ist reich an Torf, und gut bebaut. — Die Stadt Fürstenau im südwestlichen Theile des Amts hat in 196 Häusern 1230 Einwohner. — Im J. 1402 erhielt sie von dem Bischofe Heinrich von Holstein Weichbildsgerechtigkeit. Im J. 1441 wurde sie von den Osnabrückern belagert und zur Übergabe gezwungen. Der Graf Johann von Hoja, den man hier gefangen bekam, mußte eine Reihe von Jahren in dem sogenannten Bocksthurme zu Osnabrück zubringen. Im J. 1653 ist dieser Ort zur dritten Landstadt des Fürstenthumes erhoben worden. — Das adelige Stift Börstel, nördlich von Fürstenau in der Nähe des Hahnenmoors; als ein Nonnenkloster des Cistercienser-Ordens zu Menslage gestiftet, wurde es 1250 nach Börstel verlegt. Zur Zeit der Reformation haben die Nonnen ihre Ordensregel verlassen und das von der Zeit an weltliche Stift wurde nach dem westfälischen Frieden den Evangelischen zugetheilt, doch mit der Bedingung, daß jederzeit zwei katholische Fräulein darin aufgenommen werden sollten. — c) Das Amt Bersenbrück, nordöstlich vom Amte Fürstenau, zählt 24,948 Einwohner in 3969 Feuerstellen. Hier liegt Quackenbrück, ein reinliches, hübsches Städtchen an der Hase, nördlich von Osnabrück, mit 2279 Einwohnern in 387 Häusern; den Namen hat dieser Ort wol von dem quackenden Moorgrund, auf dem es gebaut ist; seinen Ursprung dankt er dem zerstörten tecklenburgischen Schloß Arkenow, dessen Einwohner zum Anbaue Quackenbrücks gebraucht wurden. Die Stadt handelt mit Leinwand und Strümpfen und treibt gewinnreichen Fischfang in der Hase, in welcher selbst bis hierher der Lachs steigt. — Ankum, südwestlich von Quackenbrück, mit 1200 Einwohnern. — Bersenbrück an der Hase; das hier im J. 1231 gestiftete Nonnenkloster Cistercienser-Ordens ist 1768 in ein weltliches Stift verwandelt; Anfangs war es nur für sechs Pensionisten eingerichtet; seit 1829 ist es aber auf zwölf erweitert, bei deren Aufnahme es weder auf Stand noch Religion ankommt. Im Kirchspiele Menslage ist zur Abhilfe gegen die Überschwemmungen, die dies niedrige Land oft heimsuchten, im J. 1786 ein Kanal gegraben worden, dessen Kosten sich auf 40,000 Thlr. belaufen haben. — d) Das Amt Börden mit ebenem, nicht besonders fruchtbarem Boden, nördlich vom Amt Osnabrück, hat 12,731 Einwohner in 1649 Feuerstellen. — Der Flecken Börden, fast in der Mitte zwischen Osnabrück und Quackenbrück mit 847 Einwohnern in 147 Häusern, erhielt im J. 1387 Weichbildsgerechtigkeit; 1626 wurde der Ort von den Dänen eingenommen und 1633 von den Schweden befestigt, die ihn erst 1652 verließen, nachdem ihre Anfoderungen an das Hochstift Osnabrück befriedigt waren. — Bramsche, nordwestlich von Osnabrück an der Hase, ein nahrhafter Ort mit 1562 Einwohnern in 168 Häusern. Es findet sich hier eine Legge, die seit 1770 angelegt worden ist. Römische Denkmäler bei Vinnenkamp und Dilinghausen weisen auf ein Schlachtfeld des Germanicus hin. — e) Das Amt Vitlage-Hunteburg mit 21,254 Einwohnern in 2813 Feuerstellen, im Osten des Amtes Osnabrück, ist ziemlich gut bebaut. — Ostercappeln besitzt eine Legge. — Bei dem Dorfe Venne sind goldene Augustusmünzen gefunden worden, die vielleicht von Varus' Zeiten noch herstammen. — Lindorf, dessen schon eine Urkunde Ludwig des Frommen erwähnt, war in frühern Zeiten Sitz eines Vehmgerichts. — f) Das Amt Grönenberg im Südosten des Amtes Osnabrück mit 25,697 Einwohnern in 3789 Feuerstellen, ist gut angebaut, besonders in der nördlichen Hälfte. Darin der Flecken Melle an der Else mit 1391 Einwohnern in 191 Häusern. Im J. 1443 wurde der Ort befestigt, und erhielt Weichbildsgerechtigkeit; Woll- und Linnen-Weberei wird hier getrieben, auch findet sich hier eine Legge. In der Nähe trifft man die Ruinen der Burg Grönenberg.

Geschichtliches. Schon früh mag Osnabrück, nach den vorhandenen Denkmälern einer alten Zeit zu urtheilen, den Sachsen ein wichtiger Ort gewesen sein, für die Geschichte tritt es aber erst mit der Zeit Karls des Großen auf, der im J. 783 nach der Besiegung Wittekinds auf dem weißen Felde (das zwischen Engter und Vörden im Norden Osnabrücks noch jetzt befindliche Wittefeld soll Wittekinds Lager gewesen sein, sowie das zwischen Venne und Hunteburg östlich davon belegene Kerlsfeld das Lager Karls des Großen), ein Bischofsthum hier gründete. Der eigentliche Stiftungsbrief ist entweder verloren gegangen, oder hat bis jetzt noch nicht aufgefunden werden können; daß er aber dagewesen ist, geht daraus hervor, daß er von mehren Bischöfen den Kaisern Ludwig dem Deutschen, Arnulf und Heinrich IV. vorgelegt und von diesen bestätigt worden ist. Der erste Bischof ist Wiho, ein Friesländer, gewesen. Da Karl der Große hier noch keine Besitzungen hatte, so konnte er dem Bischofe keine andere Einkünfte anweisen, als den Zehnten, der aber ziemlich bedeutend sein mochte, da zu dem osnabrückischen Stiftssprengel die Länder zwischen der Ems und Hunte gehörten. Im J. 803 überläßt der Kaiser dem Bischof und der Domkirche verschiedene Eigenbehörige und Pflichtige, auch einige Freie, und die weltliche Gerichtsbarkeit über dieselben, schenkt ihm im J. 804 einen Wald zwischen Farnewinkel, Rutanstein, Enger, Osning, Sünethi, Drewanomeri, Etarnarfeld und Dümeri mit der großen und kleinen Jagd, Fischerei und Forstgerechtigkeit, befreit ihn und seine Nachfolger von kaiserlichen Hofdiensten, mit Ausnahme

Digitized by Google

der Gesandtschaften an den griechischen Kaiser, und stiftet eine griechische und lateinische Schule, die stets zu Osnabrück bleiben soll. Im J. 860 wird das erste Kloster im osnabrückischen Kirchensprengel zu Herzebrock von Egbert, dem fünften Bischof, eingeweiht. Egilmarus, der sechste Bischof, ist so glücklich, einige der unter seinen Vorgängern an Corvey und Hervord übergegangenen Zehnten dem Stifte wieder zuzuwenden. Detmar stiftet im Anfange des 11. Jahrh. die in der Neustadt befindliche Kirche Johannes des Täufers. Der gelehrte und gewandte Benno II., ein Freund Heinrichs des IV. und ein treuer Gefährte desselben in allen seinen Unglücksfällen, gründet zu Iburg eine Kapelle, die später zu einem Kloster der Benedictiner umgeschaffen wurde. Udo stiftet im J. 1137 das Kloster zu Gertrudenburg. Der Bischof Philipp zieht gegen die räuberischen Herrn von Holte, erobert ihre Burg 1144, und bringt den größten Theil ihrer Länder an das Stift. Der Streit über den Zehnten mit Corvey, der oft wieder aufgeführt worden war, ist unter ihm seit dem J. 1158 wol gütlich abgemacht worden. Arnold, der mit dem Erzbischofe von Cöln gegen Heinrich den Löwen sich verbindet, wird von diesem 1177 auf dem Halerfeld unweit Dörenburg geschlagen; als aber der Herzog 1180 in die Reichsacht erklärt wird, gewinnt Arnold für das Stift die Örter Melle, Riemschloe und Neuenkirchen. Im J. 1191 stirbt der Bischof auf einem Kreuzzuge zu Akkon an der Pest. In den Urkunden dieses Jahrhunderts kommen zuerst die Zunamen der adeligen Kreuzbrüder vor, wie z. B. die von Bar, von dem Bussche, von Hake, von Mönster, von Schele. Unter dem Bischof Adolf kommen im J. 1222 und 1223 eine Menge von Edelvoigteien durch die Herren von Blankena an das Stift. Engelbert, der ohne päpstliche Bestätigung die Regierung des Bisthumes antritt, erweitert dasselbe ganz bedeutend, indem er im J. 1225 vom römischen Könige Heinrich das Recht erhält, die Gerichte zu Osnabrück, Iburg, Melle, Dissen, Ankum, Bramsche, Damme und Wiedenbrück durch eigene Grafen verwalten zu lassen; in der darüber aufgestellten Urkunde wird der osnabrückische Bischof zum ersten Male Fürst genannt. Die Hälfte des Gogerichts zu Osnabrück verkaufte er aber bald darauf unter dem Namen des Burricht an die Stadt Osnabrück. Engelbert, der sich jetzt noch nicht im Besitze des Bisthumes erhalten kann, muß dem Bischofe Konrad I. Platz machen. Unter diesem wurden in einem Kampfe mit den tecklenburgischen Grafen die Örter Essen und Arkenow zerstört und die Einwohner dieser Ortschaften genöthigt, die Stadt Quackenbrück anzubauen. Nach seinem Tode 1238 kommt der frühere Engelbert endlich zum Besitze des Stiftes. Bruno stiftet 1258 das Capitel zu Wiedenbrück, dessen eigentliche Fundation erst sein Nachfolger Balduin 1259 erlebt. Im J. 1280 erhält die Stadt Osnabrück von Rudolf von Habsburg die Freiheit, sich zu befestigen. Im J. 1285 wird die Voigtei Quernheim an Osnabrück versetzt. Im J. 1306 findet eine Vereinigung der alten und neuen Stadt Osnabrück statt. Der muthige Bischof Ludwig, der tapfer mit Münster kämpft, fällt 1308 in einer Schlacht auf dem haler Felde durch die Hand eines seiner Diener, der ihn wegen der fehlenden weißen Armbinde aus Versehen für einen Feind hält. Engelbert II. baut im J. 1316 das Schloß in Witlage zur Vertheidigung des Stiftes. Im J. 1342 steigt bei einer großen Wasserfluth in der Stadt Osnabrück das Wasser mehre Schuhe hoch. Im J. 1350 wird Osnabrück von der Pest heimgesucht, welche so schrecklich gewüthet haben soll, daß nur sieben Ehepaare ungetrennt geblieben sein sollen. Im J. 1385 wird die Burg zu Vörden gebaut und damit der Besitz der Umgegend gesichert. Im J. 1397 kommt das Gogericht Hunteburg an das Stift. Der Bischof Diederich, der zur Vertheidigung des wehrlosen Fürstenthumes gegen Münster und Minden, besonders aber gegen Tecklenburg, fast immer in den Waffen ist, und keine Zeit zu den bischöflichen Verrichtungen hat, nimmt zuerst einen Weihbischof an. Unter seinem Nachfolger Heinrich I. wird 1402 die Eintheilung des Stiftes in die Ämter Iburg, Fürstenau, Vörden, Witlage, Hunteburg, Grönenberg und Reckenberg gemacht. Bei der Wahl Johannes III. fodern die Landstände, daß ihnen auch einige Mitwirkung bei einer Bischofswahl zugestanden werde; durch die Energie des Bürgermeisters von Osnabrück wird ihnen vom Domcapitel dieses Recht zuerkannt. Johann III. thut Verzicht auf die Gerade und Hergewette, d. h. auf den Nachlaß unehelicher oder herrenloser Personen. Im J. 1429 und 30 sind Unruhen in der Stadt Osnabrück durch einen gewissen Rampendal veranlaßt. Unter Erich I. Kampf der Osnabrücker mit Graf Johannes von Hoja, der endlich gefangen, und im Bocksthurme verwahrt wird (1441). Erich wird abgesetzt. Sein Nachfolger ist Heinrich II. Bei Gelegenheit der soester Fehde müssen die Osnabrücker, auf Betrieb Erichs und gezwungen, durch den Herzog Wilhelm von Sachsen, den gefangenen Grafen von Hoja 1443 wieder freilassen. Unter Konrad IV., Kampf mit dem Herzoge Wilhelm zu Wolfenbüttel, wobei der Bruder des Bischofes gefangen genommen wird. Zur Einlösung desselben versetzt der Bischof mehre Tafelgüter und gibt dann die Regierung des Landes auf. Im J. 1488 Auflauf und Unruhen in Osnabrück wegen der von dem Domcapitel gestörten Weidegerechtigkeit der Bürger. Im J. 1492 große Theurung, und 1493 die Pest im Lande. Erich II., auch Bischof von Paderborn, arbeitet gegen die Reformation und erregt dadurch Unruhen. Während seiner Regierung trifft das Land mancherlei Unglück, als Krankheiten, Feuersbrünste, Windsbraut u. dergl.; Falschmünzer werden ertappt, und in einem kupfernen Kessel mit siedendem Öle gekocht. Sein Nachfolger Franz muß auf die Foderungen der Landstände eingehen, daß er nicht ohne ihre Bewilligung Abgaben eintreiben wolle. Außer dem Bisthum Osnabrück besitzt er zugleich auch noch das zu Minden und zu Münster. An dem letzten Orte beginnen die Unruhen durch die Wiedertäufer, diese suchen den Bischof zu Telgte gefangen zu nehmen, aber vergebens; sie schicken Afterpropheten nach Osnabrück, die Stadt für sich zu gewinnen, diese werden jedoch ge-

Digitized by Google

fangen genommen, und zu Iburg hingerichtet. In Münster gewinnen aber die Wiedertäufer die Oberhand, besonders seitdem der Schneider Bockholt von Leyden an ihrer Spitze steht; Andersdenkende werden verjagt; da rückte im J. 1534 der Bischof vor Münster und belagerte den Ort; durch Hilfe eines Überläufers, Hänsel von der Langenstraße genannt, gelangt der Bischof auf einem verborgenen Weg in die Stadt, bezwingt die Wiedertäufer und läßt ihre Anführer hinrichten. Der Bischof Franz ist der evangelischen Lehre zugethan, und erlaubt sogar dem Rathe, den Superintendenten Herrman Bonn von Lübeck nach Osnabrück zu rufen, der hier im J. 1543 überall neue Einrichtungen im Kirchenwesen macht; die von den Barfüßern und Augustinern verlassenen Klöster werden zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen bestimmt. Auch zum schmalkadischen Bunde tritt der Bischof, da rückten im J. 1547 aber die Kaiserlichen in's Land, und ziehen gegen die Stadt Osnabrück, welche die Belagerung mit 5000 Thlr. abkauft. Nun fordert der Papst den Bischof nach Rom; auf Antrieb des Domcapitels soll er abgesetzt werden, da er aber in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrt, so unterbleibt die Absetzung; doch muß er das Interim annehmen, und die evangelischen Prediger und Lehrer verjagen. Im J. 1553 läßt Herzog Heinrich von Braunschweig, getrieben von einem alten Grolle, seinen Sohn Philippus Magnus in's Osnabrückische rücken; der Bischof flieht nach Münster. Osnabrück kauft mit 29,000 und Münster mit 100,000 Goldgulden die Belagerung ab. Als der Bischof nach Osnabrück zurückkehren will, verweigert man ihm die Wiederaufnahme. Sein Nachfolger Johann IV. drückt die Evangelischen. Im J. 1556 ist Hungersnoth und Pest im Lande. Im J. 1561 werden 61 alte Weiber als Heren verbrannt. Unter dem Bischofe Heinrich III. rafft im J. 1574 die Pest über 7000 Menschen in Osnabrück weg, 1580 ist wiederum Hungersnoth und 1581 geht Iburg fast ganz in Feuer auf. Im J. 1583 und einigen darauf folgenden werden in Osnabrück von Neuem 121 Weiber als Heren hingerichtet; die Herenwuth bemeistert sich auch der umliegenden Gegend, besonders der Örter Iburg und Vörden, wo auch mehre Opfer der Art fallen. Sein Nachfolger Wilhelm hat im J. 1586 mit Holländern und Spaniern zu schaffen, die ins Land fallen, und nach Herzenslust plündern. Der Bischof Philipp Siegismund, Sohn des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg, erwirbt im J. 1594 das vormalige tecklenburgische Gogericht zu Schwagsdorf, Bippen, Bergen, Merzen, Neuenkirchen und Voltlage. Im J. 1599 kommen durch die Pest in Osnabrück 4000 Menschen um. Das Land hat wieder von den Einfällen der Holländer, Spanier und besonders der Meutenirer zu leiden, welche eine Art von Lanzenknechten sind. Im J. 1613 legt eine Feuersbrust 942 Gebäude zu Osnabrück in Asche. Im J. 1615 zieht der Graf Heinrich Friedrich von Nassau mit Morden und Plündern durchs Land. Im J. 1617 wird die erste Buchdruckerei zu Osnabrück angelegt. Der Bischof Itel Friedrich läßt 1625 die ersten Jesuiten nach Osnabrück kommen, um die evangelische Lehre auszurotten. Auf ihn folgt Franz Wilhelm. Der König, Christian IV., von Dänemark, erbittert über die Wahl desselben, rückt 1626 ins Osnabrückische, beschießt die Stadt, läßt einen dänischen Prinzen zum Coadjutor wählen, und zieht dann weg, nachdem man ihm noch eine Summe von 29,000 Thlrn. hat auszahlen müssen. Der Bischof, der dabei eine Verbindung des Raths mit Christian IV. sich vorstellt, will aus Rache das augsburgische Glaubensbekenntniß ausrotten; er legt im J. 1628 die Petersburg in Osnabrück an, um die Bürger im Zaume zu halten, und ruft Tilly'sche Truppen herbei; diese besetzen das Land, bloquiren die Stadt und rücken im J. 1629 in dieselbe. Nun werden die evangelischen Prediger verbannt. Im J. 1630 wird ein neuer Rath gewählt, der ganz aus Katholiken besteht, und, um die katholische Religion noch fester zu gründen, wird vom Bischof eine katholische Universität gegründet. Noch in demselben Jahre rücken aber die Schweden ins Land, zwingen die Stadt im Sept. zur Übergabe, besetzen das Stift und lassen sich 6000 Thlr. auszahlen. Die evangelischen Prediger und Lehrer kommen zurück, und die katholische Universität geht ein. Gustav von Wasaburg nimmt das Land für sich ein, und bleibt bis zum westfälischen Frieden auch im Besitze desselben. Als im J. 1643 Osnabrück und Münster wegen des in denselben stattfindenden Friedens-Congresses zu neutralen Städten erklärt werden, zieht Gustav von Wasaburg aus Osnabrück ab. Zu Folge der Friedensunterhandlungen soll Osnabrück auch säcularisirt werden, allein Franz Wilhelm bringt es durch seinen unermüdlichen Eifer dahin, daß es nicht geschieht, daß er vielmehr noch Bischof darin bleibt und daß erst nach seinem Tode das Bisthum an den Herzog Ernst August zu Braunschweig fallen soll. Für die Folge war dann bestimmt, daß eine zwischen einem Katholischen und einem Evangelischen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg abwechselnde Regierung hier eintreten und Gustav von Wasaburg mit 8000 Thlrn. abgefunden werden soll. Im J. 1647 demoliren die Osnabrücker die Petersburg. Nach langen Unterhandlungen wird endlich am 24. Octbr. 1648 der Friede unterschrieben und am 25. Octbr. mit Pauken und Trompetenschalle vom Rathhause zu Osnabrück bekannt gemacht. Um das Geld für Gustav von Wasaburg und für andere Beiträge, die das Stift Osnabrück zu Folge des Friedens noch zu machen hat, herbeizuschaffen, wird ein Generalkopfschatz ausgeschrieben. Auf dem Congreß zu Nürnberg im J. 1649 wird für Osnabrück die immerwährende Wahlcapitulation ausgefertigt und auch zugleich ein Durchschlag gemacht, durch welchen man die Örter bestimmt, in welchen künftig der katholische oder evangelische Gottesdienst gehalten werden soll. In diesem Jahre ziehen die schwedischen Truppen aus dem Stifte, nachdem ihnen noch erst eine Summe von 5000 Thlrn. ausgezahlt worden ist. Der Bischof Ernst August, Sohn des Herzogs Georg zu Braunschweig-Lüneburg, residirt Anfangs auch zu Iburg, zieht aber später nach Osnabrück, nachdem er hier ein Schloß hat anlegen lassen und bleibt daselbst bis zum J.

Digitized by Google

1680, wo er Kalenberg und Grubenhagen erbt und dann seine Residenz zu Hanover nimmt. Im J. 1670 wird eine Kirchenordnung für die Evangelischen gemacht. In dem Kriege zwischen dem teutschen Reich und Frankreich von 1672 bis 1678 führt Ernst August seine Truppen selbst an, und ist unter andern auch so glücklich, den französischen General Crequi zu schlagen. Am 19. Dec. 1692 wird er zum Kurfürsten ernannt. Auf ihn folgt im Bisthum Osnabrück Karl Joseph Ignaz von Lothringen. An die Stelle der früher niedergerissenen Petersburg legt der Bischof einen Garten und eine Menagerie an. Im J. 1711 wird er Kurfürst zu Trier und stirbt 1715 an den Blattern. Unter dem Bischof Ernst August II., einem Sohne von Ernst August I., werden im J. 1723 die Salzquellen zu Rothenfelde entdeckt. Seine Regierung, während welcher eine feste Ordnung im Lande geschaffen wird, ist wichtig durch die Einrichtung des Geheimenraths-Collegiums, durch eine Reihe von Verordnungen, und durch mehre, dem Lande nützliche Anlagen und Einrichtungen. Clemens August, Kurfürst zu Cöln, wird im J. 1728 auch Bischof von Osnabrück, zieht aber nicht nach Osnabrück, sondern bleibt zu Bonn. Während des österreichischen Successionskrieges, worin es Clemens August mit seinem Bruder Karl VII. hält, den er auch zum Kaiser krönt, kommen französische Truppen nach dem Osnabrückischen. Beim Anfange des siebenjährigen Krieges ziehen im J. 1757 Franzosen quer durchs Land. Im J. 1758 kommen die Truppen der Alliirten ins Stift, und fodern große Contributionen, da sie das Fürstenthum als Feindes Land betrachten, weil Clemens August ein Contingent zur Reichsarmee gestellt hat. Im J. 1759 kommen die Franzosen wieder, werden aber zurückgeschlagen, und nun hat das Stift an die Alliirten neue Contributionen zu bezahlen. Im J. 1761 stirbt der Bischof; die Franzosen, welche das Land wieder besetzen, fodern ihrerseits nun auch Contributionen, da das Stift jetzt kurbraunschweigisch, also feindlich, geworden ist. Georg III., König von England, läßt das ihm zugefallene Osnabrück Anfangs administriren, und verhindert, trotz aller Gegenvorstellungen des Domcapitels, die Wahl eines neuen Bischofes; im J. 1764 wählt man den damals grade geborenen Prinzen Friedrich, Herzog von York, der im J. 1783 nach erlangter Volljährigkeit die Regierung antritt, im J. 1803 aber zu Folge des Reichsdeputations-Hauptschlusses das Bisthum an Hanover abtritt. Bald darauf besetzen Franzosen das Land. — Im Königreiche Westfalen bildet das Fürstenthum den westlichen Theil des Departements der Weser, und, nachdem es 1810 dem französischen Kaiserreich einverleibt worden ist, macht es unter dem Namen des Arrondissements Osnabrück und Quackenbrück einen Theil des Departements der Ober-Ems aus. Nach der Wiederbesetzung des Landes vom Könige von England wird es eine Provinz des neuen Königreichs Hanover. Das Amt Reckenberg wird 1815 an Preußen, und Damme, über dessen Besitz mehr als 400 Jahre mit Münster Streit gewesen ist, im J. 1817 an Oldenburg abgetreten; seit der im J. 1823 neueingerichteten Organisation Hanovers macht Osnabrück mit Einschlusse von Lingen, Bentheim und Meppen eine der sechs Landdrosteien des Königreichs aus. Zu Folge des (1824) mit dem Papst abgeschlossenen Concordates, nach welchem zwei bischöfliche Diöcesen im Königreiche Hanover angeordnet sind, welche die Weser als Scheidungslinie haben sollen, gehören die westlich von der Weser wohnenden Katholiken zum Bisthum Osnabrück, an dessen Spitze ein General-Vicar steht, dessen Einkommen mit dem seiner Geistlichen auf 3000 Thlr. bestimmt worden ist. (*Oppermann.*)

OSNABRÜCKISCHE LEINEN. Die Leinenweberei ist im Osnabrückischen, wie überhaupt in Westfalen, von der größten Bedeutung. Der Flachs, welchen man in jenen Gegenden erzeugt, ist zum Theil von ausgezeichneter Beschaffenheit, so im Amte Grönenberg. Hanf wird im Amt Iburg erzeugt und verarbeitet, woselbst jährlich gegen 5000 Stück Scher- und Segeltuch verfertigt werden. Die Fertigkeit des Feinspinnens wird durch neueingerichtete Spinnschulen immee mehr verbreitet. Die Weberei ist allgemein eine Nebenbeschäftigung des Landmanns, und auf die Verbesserung derselben (durch Webeschulen, Vertheilung von Mustergeräthschaften, Einführung besserer Stühle) ist in der neuesten Zeit mehr die Aufmerksamkeit gewendet worden. Die Damastweberei mit Jacquart-Stühlen wird fabrikmäßig zu Neuenkirchen bei Melle betrieben. Eine ausgedehnte und gut eingerichtete Bleiche, nach Art der bielefelder, besteht zu Melle. Das allgemeinste Erzeugniß der osnabrückischen Leinweberei ist noch immer das sogenannte Löwentlinnen, ein dichtes Gewebe gröberer Gattung, welches starken Absatz (jährlich gegen 14,000 Centner) nach Amerika, Holland und Spanien hat. Zur Sicherung der Qualität, und somit zur Aufrechthaltung des Credits der Leinen, welche in den Handel kommen, bestehen die Schauanstalten oder Leggen zu Osnabrück, Ankum, Berge, Bramsche, Quackenbrück, Melle, Iburg, Essen und Ostercappeln, woselbst die Leinen hinsichtlich der Qualität, Länge und Breite untersucht, und dem Befunde gemäß gestempelt werden. Im J. 1832 wurden auf sämmtlichen Leggen des Fürstenthums Osnabrück 5,979,093 Ellen Leinwand im Werthe von 566,012 Thlrn. gezeichnet. (*Karmarsch.*)

Osnabrückischer Friede, s. Westfälischer.

OSNING (ältere Form Osningi, Osnengi). Der Osning hieß vormals das mächtige, 24 Meilen lange, ganz von Granit und anderer uranfänglicher Gebirgsart freie, auch weder thonartige Steine, noch Erze enthaltende, und deshalb auch nicht zu den Ganggebirgen zu zählende, aber doch unter den Flötzgebirgen einen hohen Rang behauptende Gebirge [1]), von dem der lippische Wald einen Theil ausmacht. Es hängt mit den Gebirgen des Herzogthums Westfalen zusammen, theilt von dem Thale der Diemel an das Fürstenthum Paderborn beinahe in zwei

1) Mehres s. unter: (Closterme ier) Die Granitgeschiebe im Fürstenthume Lippe. Ein Beitrag zur physikalischen Kenntniß desselben, in: Kleine Beiträge zur geschichtlichen und natürlichen Kenntniß des Fürstenthums Lippe (Lemgo 1816). S. 60 fg.

Digitized by Google

gleiche Hälften, tritt hinter der Stadt Horn ins Lippiſche, geht ins Ravensbergiſche und Osnabrückiſche über, und verliert ſich bei Bewergen in der Grafſchaft Tecklenburg nicht weit von der Emſe in der Gegend von Rhöne. Im engern Sinne wurde Osning vorzüglich derjenige Theil des Gebirges genannt, der jetzt der lippiſche Wald heißt. Wol unrichtig legen neuere Schriftſteller, namentlich Schaten, Fürſtenberg ꝛc., dem alten Osning den Namen des teutoniſchen Gebirgs oder des teutoburger Waldes bei. An dem Berg Osnengi, an dem Theotmelli (Detmold) geheißenen Orte, war die erſte der von Karl dem Großen im J. 783 gegen die Sachſen gelieferten großen ſiegreichen Schlachten [2]). Im J. 850 herrſchte zwiſchen den beiden Brüdern, dem Kaiſer Lothar und dem Könige Ludwig dem Teutſchen ſolcher Frieden, daß ſie mehre Tage zuſammen ſich in dem Hosninge an der Jagd ergötzten [3]). Der Wald Osning, auch Osnig und Osnine genannt [4]), kommt nicht minder in Urkunden vor, namentlich in einer Karls des Großen, Otto's des Großen vom J. 965, Heinrichs II. vom J. 1002, und in andern von 1553 und 1338. Endlich iſt auch der Osning der Heldenſage nicht fremd geblieben. So kommt Dietrich von Bern an den Wald Osning, und hört dort in der Gaſtherberge, daß auf der andern Seite eine Burg ſtehe, welche Drachenfels heiße, welche König Druſian beſeſſen hatte ꝛc. [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

OSOGNA, großes Pfarrdorf im eidgenöſſiſchen Canton Teſſin, an der Gotthardsſtraße, ehemals bis 1798 der Sitz des eidgenöſſiſchen Landvoigts in der Riviera (ſ. Herrſchaften, gemeine), jetzt der Hauptort des Kreiſes und Bezirks Riviera. Das Dorf enthält einige ſchöne Gebäude, aber ein Theil der Gegend iſt von frühern Überſchwemmungen her unfruchtbar und ſchlecht angebaut; doch wird etwas Wein und Getreide gebaut; außerdem nähren ſich die Einwohner von dem Waarentransport auf der Gotthardsſtraße. (*Escher.*)

OSOGO, ein Beiname des Zeus bei den Karern von Mylaſa (*Strab.* XIV, 659). Denſelben nennt Pauſanias (VIII, 10, 4) Ogoa. Man hat die eine Form nach der andern emendiren wollen, wahrſcheinlich aber iſt der Name bei Pauſanias griechiſch declinirt und der letzte Buchſtabe nichts als das Zeichen des Accuſativs von *Ὄγως*, wie die Verbindung es fodert: *καὶ Καρῶν οἱ Μύλασα ἔχοντες ἐς τοῦ Διὸς τὸ ἱερόν, ὃν φωνῇ ἐπιχωρίᾳ καλοῦσιν Ὄγωα.* Strabon dagegen ſtellt den kariſchen Namen unverändert hin: *τοῦ Διὸς, τοῦ Ὄσογὼ καλουμένου.* Iſt dieſe Vermuthung gegründet, ſo würde die Form Osogo als ein zuſammengeſetztes Wort erſcheinen, während Ogo die einfachere des Namens wäre. Die Merkwürdigkeit des Heiligthums war ein Teich mit Salzwaſſer, eben wie auf der Akropolis von Athen und im Heiligthume des Poſeidon am Berge Aleſion bei Mantinea, während die Stadt Mylaſa, innerhalb deren das Heiligthum ſich befand (Strabon) 80 Stadien vom Meer entfernt lag (Pauſan.). Da in Griechenland an beiden Orten dieſe Teiche dem Zeus der Gewäſſer Poſeidon heilig waren, iſt auch hier der Gott nicht anders als in Beziehung auf das Gewäſſer zu denken, wie denn die Karer ihren Zeus unter vielfachen Beinamen anriefen, den Heerſcharengott Zeus (*Στράτιος*) im Dorfe Labranda bei Mylaſa ſelbſt, den nach Herodots Angabe (V, 119. Vergl. *Strab.* l. c.) unter allen Menſchen, ſoviel er wiſſe, nur die Karer verehrt[illegible] kariſchen Zeus als den Schutzgott des ganzen V[illegible] deſſen Dienſt auch die Lyder und Myſer als ver[illegible]t Theil nahmen (*Strab.* l. c. *Her.* I, 171), den Gott des Goldſchwerts (*Ζεὺς χρυσαορεύς*) mit einem ebenfalls allen Karern gemeinſchaftlichen Heiligthume bei Stratonicea (*Strab.* XIV, 666), und zu Pedaſos demſelben Gott ein berühmtes Ziegenopfer brachten (*Arist.* Mir. ausc. vers. fin.), ſodaß der Dienſt des Zeus den aller andern Götter dort überwogen und vielfache Ausbildung nach verſchiedenen Richtungen hin erlangt zu haben ſcheint. Iſt nun dieſer Zeus Ogo oder Oſogo ein Gott der Gewäſſer und erſcheint ſeine Macht in jenem Tempel in einem ſeltſamen und heiligen Waſſer, ſo ergibt ſich die Möglichkeit, daß die Wurzel des Namens mit dem griechiſchen Namen des Urſtroms Ogyges, Ogen, Okeanos zuſammenhängt, und die abweichende Quantität des Anfangsbuchſtabens kann bei der Verſchiedenheit der Sprachen nichts dagegen austragen. Der Sylbe *Ως* würde dann eine Bedeutung zufallen, die entweder die Macht des Gottes oder die Bedeutſamkeit des Waſſers angäbe. (*Klausen.*)

OSOPPO, eine Gemeinde im Diſtricte XX. von Gemona in der venetianiſchen Provinz Friaul am linken Ufer des reißenden Tagliamentoſluſſes, unterhalb der Anhöhen, auf denen der Hauptort des Diſtrictes liegt, in der zum Theil mit den Geſchieben des Fluſſes weithin bedeckten Thalfläche, drei Miglien von Gemona entfernt, und an der von Oſpedaletto nach S. Daniele führenden Straße gelegen, mit einer eigenen Pfarre, S. Maria,

---

2) *Einhardi* Vita Caroli Magni Cap. 8 bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 447. Vergl. *Einhardi* Ann. zum J. 785 bei demſelben. T. I. p. 165 und Annal. Laurisa. p. 164. Über die Sage von der wegen dieſes Sieges erbauten Kirche Hilfsberg ſ. *Fürstenberg*, Monum. Paderborn. temgeer Ausgabe von 1714. S. 41, 42. Schaten verſetzt die zum Andenken des Sieges der Franken über die Sachſen erbaute Kirche auf den Tönsberg bei dem gleichnamigen Ort, indem er ſich von dem Mauerwerk einer alten verfallenen Kirche, welche ſich auf dem Berge befindet, beſtimmen läßt; Gloſtermeier (der Königsberg bei Heiligenkirchen, in den genannten Beiträgen. S. 24—49) dagegen nimmt die noch beſtehende Kirche zu Heiligenkirchen unter dem eine halbe St. von Detmold liegenden Königsberg als das von Karl dem Großen geſtiftete Denkmal. 3) Annales Xantenses zum J. 850 bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. T. II. p. 229. 4) Gobelinus Perſona (Cosmodrop. Aetat. 6. Cap. 85. p. 276) nennt um das J. 1398 den zwiſchen dem Schloſſe Drigenberg und Paderborn liegenden Wald Ofing. 5) S. Wilkinasaga Cap. 40 (von der Hagenſche Überſetzung 1. Bd. S. 176). Nach Fr. v. d. Hagen iſt Drachenfels entweder Drachenfels am Rhein, oder Drachenberg an der Weſer in der Grafſchaft Hoya. Nach ihm hat vom Osning oder Dönek, einem Theile des teutoburger Waldes, wo Hermann die Römer ſchlug, wol Osnabrück den Namen. Nach Fürſtenberg S. 47 hat Osnabrück früher vielleicht Osninebruchteria geheißen, und das Oſſenthal, gleichſam Osninthal, und Oſſenkempe, gleichſam Osninkempe.

Digitized by Google

vier Filial- und zwei Nebenkirchen, einer Schule, einem ausübenden beeideten Notar und den meisten städtischen Gewerben, mit welchen, sowie mit dem Feldbaue, die 1249 Einwohner desselben beschäftigt sind. Auf einem 88 Fuß hohen Felsen, der sich an diesem Ort erhebt, liegt das kleine alte, aber von Natur feste und durch die Kunst noch mehr verstärkte Castell und Fort (Fortezza d'Osoppo) mit einer kleinen Garnison, einem Festungs-Commando und einem Artillerie-Districts-Commando. Diese kleine Festung wurde mehrmals eingeschlossen und die Übergabe derselben erzwungen. — Osoppo ist ein sehr alter Ort, der wahrscheinlich schon zur Zeit der Römer ebenso wie das benachbarte Gemona erbauet worden ist. Paulus Diakonus (IV, 38) führt Osoppo auch unter jenen Orten auf, in welchen die Langobarden beim Einfalle der Avaren Sicherheit suchten und fanden. (*G. F. Schreiner.*)

Osorio (Genealogie), s. Ossorio.

OSORIO (Geronymo), Bischof von Sylves in Algarbien, aus einer angesehenen, um das Vaterland verdienten Familie entsprossen, war im J. 1506 zu Lissabon geboren. Schon im Knabenalter bewunderte man seine Fertigkeit in der lateinischen Sprache und zu Salamanca, wohin er sich in seinem 13. Jahre begab, erwarb er sich eine gründliche Kenntniß der griechischen Literatur. Dann studirte er, 19 Jahre alt, zu Paris die Aristotelische Philosophie und zu Bologna die Theologie. Nach der Rückkehr in sein Vaterland erklärte er, dem Wunsche des Königs Johann gemäß, zu Coimbra die heilige Schrift, erhielt dann die Pfarrei von Tavara, wurde nach einiger Zeit [illegible]nus von Evora und endlich Bischof von Sylves. Als der von den Jesuiten zu einem wilden Schwärmer erzogene König Sebastian zur Regierung kam, beschloß er einen Zug nach Afrika zu unternehmen, um die Ungläubigen zu bekämpfen, und verlangte, daß ihn Osorio begleiten sollte. Dieser suchte den König durch dringende Vorstellungen von einem so gefahrvollen Unternehmen abzubringen, und da er es nicht vermochte, begab er sich unter einem scheinbaren Vorwande nach Rom, wo er bei den wissenschaftliebenden Papste Gregor XIII. die günstigste Aufnahme fand. Nach einem Jahre rief ihn Sebastian zurück, und bald darauf erfolgte, was der verständige Prälat befürchtet hatte. Voll von der Hoffnung, Fez und Marokko zu erobern, unternahm der König seinen Zug nach Afrika, allein er selbst blieb in der Niederlage, die seine Armee am 4. Aug. 1587 bei Alkassar erlitt. Das Ungemach, das nun über das Reich kam, war für Osorio um so schmerzlicher, da er seinen Patriotismus verkannt sah, und man ihm unlautere Absichten zur Last legte. Er zog sich zuletzt in die Einsamkeit zurück, und starb zu Tavira den 20. Aug. 1580. Osorio war eine Zierde seines Standes und seines Vaterlandes, durch seinen edlen Charakter, sein würdiges und kluges Benehmen unter oft gefahrvollen politischen Stürmen, seine mannichfaltigen gelehrten Kenntnisse und seine gehaltreichen Schriften, die zum Theil noch jetzt geschätzt und benutzt werden. Dahin gehört vornehmlich seine meisterhafte Geschichte des Königs Emanuel des Großen: De rebus Emmanuelis, Lusitaniae regis invictissimi, virtute et auspicio, annis sex ac viginti, domi forisque gestis, libri XII. (Olyssipone 1571. fol. höchst selten, wie mehre der folgenden Ausgaben Colon. 1574, 75, 76, 81, 86, 97, 1603. 8. Coimbra 1679. Vol. III. Ib. 1791. 12. Teutsch [von Jak. Dominicus] Leipzig 1795. 8. Französisch [von S. Goulart] in Hist. de Portugal. Par. 1587. Holländisch Rotterdam 1663. Zwei Theile. 12. Englisch London 1752. Zwei Theile.) In Hinsicht auf die echt römische Latinität, die geschickte Anordnung und Vertheilung des Stoffes und die Verbindung desselben zu einem harmonischen Ganzen, die Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung, die pragmatische Entwickelung der Begebenheiten nach Ursprung und Folgen, die unparteiische Würdigung wahrer Verdienste und die freimüthige Rüge begangener Ungebühr, die überall durchblickende milde und tolerante Denkart des Verfassers und seiner heiligen Wärme für alles das Wahre und Gute, behauptet dieses Geschichtswerk einen vorzüglichen Rang in der portugiesischen Literatur. Unter seinen didaktischen Schriften sind mehre, die nicht nur der schönen Diction, sondern auch des reichhaltigen, selbstgedachten Inhalts wegen geschätzt werden: De nobilitate civili lib. II. et de nobilitate christiana lib. III. (Olyssip. 1542. 4.), auch mit dem Buche De gloria lib. V. (Florent. 1552. 4.) oft gedruckt, besonders Antw. 1635 mit des Verfassers Leben. De regis institutione et disciplina lib. VIII. (Colon. 1574. ed. *P. Brisonius* Par. 1583. fol.) *). (*Baur.*)

Noch größer ist die Zahl der theologischen Schriften, als: De justitia coelesti libri X; de vera sapientia libri V; in epistolam Pauli ad Romanos libri IV; paraphrasis in Jobum libri III; paraphrasis in Psalmos; comment. in parabolas Salomonis; paraphrasis in Salomonis sapientiam; paraphrasis in Isajam libri V; commentarius in Oseam prophetam; commentarius in Zachariam; oratio in laudem divae Catharinae; in evangelium Johannis libri XI. Hierher gehören auch Admonitio ad Elisabetham reginam Angliae und Epistola ad Elisabetham Angliae reginam, worin Hieronymus sich bemühet, der Königin die Irrthümer der anglikanischen Kirche aus einander zu setzen und sie zu der katholischen Religion zurückzuführen. Die einzige Frucht seiner Bemühung war aber eine Controvers mit Walter Haddon, gegen den Hieronymus schrieb in Gualterum Haddonum, Elisabethae reginae magistrum libellorum supplicum (Maitre des requêtes) de vera religione libri III. Die meisten dieser Schriften erschienen einzeln zu Lissabon, später wurden sie durch des Bischofs Neffen gesammelt und zugleich mit dessen Briefen, der obengenannten Defensio sui nominis,

*) *Antonii* bibl. hisp. nov. T. I. p. 449. *Teissier*, Eloges des hommes sav. T. III. p. 186. *Crenii* animadv. philol. P. III. p. 221, 225. *Gerdes* floril. libr. rar. p. 256. Mém. de Niceron. T. XI. p. 202. XX. p. 30 nach der teutsch. Übersetzung 9. Th. S. 306. *Bayle* Dict. *Chaufepié* Dict. *Meusel.* bibl. hist. Vol. V. P. II. p. 164. Wachters Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. S. 503.

Digitized by Google

und einer Lebensbeschreibung, als Opera omnia (Romae 1592) in vier Bänden Fol. herausgegeben. Hieronymus merkwürdig auch als letzter Bischof von Sylves, denn das Bisthum wurde nach seinem Tode nach Faro verlegt, war ebenso fromm und mildthätig als unterrichtet und fleißig; er unterhielt verschiedene gelehrte und tugendhafte Leute in seinem Palast und ließ sich über der Tafel jederzeit ein Stück aus dem heil. Bernhard vorlesen. — Der Neffe, von dem wir die Gesammtausgabe von des Bischofs Werken haben, Hieronymus Osorio, war Domherr zu Evora und schrieb notationes in Hieronymi Osorii (des ältern) paraphrasin psalmorum; paraphrasin et commentaria in Ecclesiasten et Canticum Canticorum, und vielleicht auch Catalogum Archiepiscoporum ecclesiae Eborensis.

(*v. Stramberg.*)

OSORIUS *Leach.* (Insecta). Eine Gattung Käfer aus der Familie Brachelytra in der Ordnung Pentamera (*Latreille* in *Cuvier* règne anim. ed. 2. IV, 438) zunächst mit Oxyporus und Zyrophorus *Dalmann* verwandt. Sie haben einen cylindrischen Körper, alle Schienbeine sind breit und gezähnt, der Kopf ist so breit als lang, der Thorax hat die Gestalt eines verkürzten Herzens und ist hinten abgestutzt, die Fühler, zum größern Theile schnurförmig, gegen das Ende unmerklich verdickt, sind kürzer als Kopf und Brustschild zusammengenommen; die Mandibeln sind kürzer als der Kopf, stark gekreuzt, endigen in eine einfache Spitze, das Kinn ist groß und schildförmig. Die wenigen Arten leben im französischen Guiana, auf Madagaskar und in Brasilien. Sie sollen durch ihre Lebensweise die Staphylinen mit den Bostrichinen verbinden. O. ater ist abgebildet in *Spix* delectus anim. artic. t. 7, daselbst auch O. brunnipes beschrieben. Dejean (catalogue ed. 2) führt auch an: O. tardus, brasiliensis, americanus und madagascariensis. Von O. incisicrurus *Latr.* s. Abb. und Beschr. in Abhandl. der berl. Akad. aus d. J. 1832. S. 139. t. 1. f. 13. (D. *Thon.*)

OSPEDALETTO auch OSPITALETTO, auf ältern Karten Hospitaletto. 1) Der Hauptort des 2. Districtes der Prov. Brescia des lombardisch-venetianischen Königreichs, von welchem der ganze District den Namen führt, an der von Brescia theils nach Mailand und auch nach Bergamo führenden Haupt-Commercial- und Poststraße, von der Hauptstadt 6¼ Posten oder 52 Miglien entfernt, in der lombardischen Fläche gelegen; mit einer eigenen zur Diöcese von Brescia gehörigen Pfarre a S. Giov. Maggiore, zwei Aushilfskirchen, einem Districtscommissariat, zu welchem 17 Gemeinden gehören, einem Schuldistricts-Inspectorat und zwei Notaren. Hier wird jährlich am 26. Mai eine Fiera gehalten. Die Poststation wechselt Pferde mit Brescia (8 Miglien oder 1 Post), mit Chiari auf der Straße nach Mailand (8 Miglien oder 1 Post) und mit Palazzolo auf der Straße nach Bergamo (12 Miglien oder 1½ Post). Der Boden um diesen Ort ist leicht, die obere Schicht seicht, die untere mit Gerölle angefüllt. Gegen Norden sieht man die Hügel Rodengo, Sajano und Camigone; östlich von diesem Gemeindeorte läuft der dieses Erdreich begrenzende Canal la Seviola vecchia di Chiari vorüber, welcher vom Fluß Oglio hergeleitet ist. 2) Ein Flecken in der venetianischen Provinz Padua, an der von Padua nach Legnago führenden Straße, zwischen Montagnana und Este, nahe bei dem letztern Städtchen gelegen, mit 3080 Einwohnern; östlich von diesem Dorfe geht der Canal di S. Caterina d'Este vorüber. 3) Ein Gemeindedorf im District V. von Casalpaster lengo in der Provinz Lodi und Crema in der Lombardei, südlich in der Nähe der von dem Hauptorte des Districtes nach Pavia führenden Straße vier Miglien von dem ersteren Ort und ungefähr fünf Miglien vom Posfluß entfernt, mit einem Gemeindestand, einer eigenen, zum Bisthume Lodi gehörigen Pfarre di S. Pietro Apostolo, zwei Kapellen und einer Käsemacherei. Ungefähr drei Miglien westwärts fließt der Lambrofluß vorüber, dessen Fluthen zur Bewässerung der Gemeindefluren trefflich benutzt werden. Zu dieser Gemeinde gehören die Frazioni: Cassina di Mozzo, Malpensata, C. di Sopra und C. Mandella. 4) Ein Vorort des venetianischen Districts-Hauptortes Gemona, in der Provinz Friaul, im breiten und durch viele Gießbäche verwüsteten Thale des Tagliamento, in der Ebene an der von Villach über die Ponteba nach Udine und S. Daniele führenden Poststraße gelegen, die im J. 1833 umgelegt und ganz neu gebauet worden ist. Sie hat eine Poststation, welche mit Resciulta (1½ Post), Collalto auf der Straße nach Udine (1½ Post) und mit S. Daniele auf der Straße gegen die Tagliamentobrücke (1½ Post) Pferde wechselt. Der Ort ist freundlich und gut gebaut, der Boden steinig und minder fruchtbar. Der Riobianco richtet in der Dorfflur großen Schaden an. Rings um diesen Ort fiel am 11. Apr. 1809 ein Gefecht unter dem k. k. österreichischen Obersten Volkmann vor, welches er dem französischen General Broussier, der die Vorposten der italienischen Armee commmandirte, lieferte, und worin er ihn zum Rückzuge zwang*). 5) Ein Dorf im Landgericht Ivano im trienter Kreise Südtyrols. Es liegt am linken Brentaufer in Valsugana, zwischen Borgo di Valsugana und Grigno, an der von Trient über Pergine nach Passano führenden Post- und Commercialstraße. Die hier befindliche Expositur mit zwei Priestern gehört zur Pfarre Strigno und liegt im Dekanat Strigno in der bischöflichen Diöcese von Trient, hat außerhalb des Dorfes Ospedaletto eine Kirche der heil. Jungfrau Maria, genannt della Rocchetta, und zählte im J. 1825 665 Pfarrkinder. Der Boden ist theils sandig und theils felsig, die Gegend wird durch viele Wildbäche verwüstet, unter welchen der Chieppena hier der bedeutendste ist. Die Poststraße wird in der Gegend dieses Dorfes sehr oft durch die von der Höhe herabstürzenden Felsenstöcke gefährdet und beschädigt. Hier und in andern Orten des Valsugana wird die Zucht der Seidenraupe

*) S. das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungern. (Leipzig und Altenburg 1817.) S. 57 fg.

Digitized by Google

sehr stark getrieben, viele Salami-Würste gemacht und mit diesen sowol als auch mit Kastanien starker Handel nach Teutschland getrieben. (*G. F. Schreiner.*)

Ospenthal, von, s. Hospenthal.

OSPHAGUS, alter Name eines Flusses in Makedonien, in der Nähe des Flusses Erigone bei *Livius* XXXI, 39. (*H.*)

OSPHROMENUS *Commerson* (Pisces), von ὄσφρομαι, daher nicht Osphronemus wie Lacépède fälschlich schreibt.

Diese Fischgattung gehört zur Ordnung der Stachelflosser (Acanthopterygii) und zur Familie der Pharyngiens labyrintiformes (*Cuvier* règne animal 2. II. p. 228. *Cuvier* et *Valenciennes* histoire naturelle des Poissons. Edit. in 4. VII. p. 282) und hat alle Kennzeichen der Gattung Polyacanthus, nur mit dem Unterschiede, daß die Stirn nach Unten etwas concav ist, die Afterflosse größer ist als die Rückenflosse. An den untern Augenbogen findet sich eine ganz feine Zähnelung und ebenso unten an Vorkiemendeckel; auch ist der erste weiche Strahl der Bauchflossen sehr verlängert, in dem Kiemendeckel zählt man sechs Strahlen, und der Körper ist sehr zusammengedrückt.

Diese Gattung enthält vorläufig nur eine Art, den sogenannten Gurami, denn ein Paar andere sind noch sehr zweifelhaft, diese aber ist merkwürdig durch ihre Größe und ihr vortreffliches Fleisch, in jener übertrifft sie sogar die Scholle und Du Petit-Thouars hat öfters Stücke von 20 Pfund Gewicht gesehen, und es gibt noch größere. Commerson sagt in seinen Schriften, daß er nie etwas Köstlicheres von Fischfleische gegessen habe, weder von Meer- noch von Süßwasserfischen: Nihil inter pisces tum marinos tum fluviatiles exquisitius unquam degustavi. Er fügt hinzu, daß die Holländer in Batavia diese Fische in sehr großen thönernen Gefäßen ernähren, indem sie ihnen jeden Tag frisches Wasser geben und als Nahrung allerlei Wasserkräuter, besonders aber die Pistia natans; auch versichert er, daß man in den Magen und Eingeweiden derselben nie etwas anderes als solche Wassergewächse, in dichten Massen zusammengedrückt, finde. Dagegen bemerkt aber Du Petit-Thouars, daß die Guramis auf Isle de France nicht so delicat sind, vielmehr sich hausenweise in der Nähe der Abtritte sammeln und die frischen Excremente gierig verzehren.

Commerson meint, daß dieser Fisch von China nach Isle de France gebracht worden sei; die Einwohner dieser Insel haben ihn anfangs in Fischbehältern gepflegt, er ist aber daraus in die Flüsse entkommen und findet sich jetzt dort in großer Menge frei lebend, zu denjenigen Fischen gehörend, welche eine wohlbesetzte Tafel schmücken.

Auch die französischen Colonien in Amerika hat man mit diesem Fische zu versehen gestrebt, und es fragt sich nur, wer der Beglücker gewesen sein mag. Cuvier spricht davon, daß der Capitain Philibert, dem der Pflanzengarten in Paris viele schöne Gaben verdanke, diese Fische [illegible] habe, so daß es ihm sogar gelungen sei, ein Stück lebend bis ins Angesicht der französischen Küsten zu bringen; dagegen wird wieder anderwärts bemerkt, daß das Verdienst dieser Verpflanzung dem Ritter Moreau de Jonnés zukomme. Es heißt nämlich im Dictionnaire de sciences naturelles XXXVII. p. 14, daß Moreau de Jonnés dem Seeminister vorgeschlagen habe, Guramis nach den amerikanischen Colonien zu bringen, wo das Klima sich wohl zur Fortpflanzung dieses Fisches eigene. Dieser Gedanke ward mit Lebhaftigkeit ergriffen und es wurden in der That gegen das Ende des Jahres 1819 hundert Stücke dieses Fisches eingeschifft. Während der Überfahrt wurden viele von ihnen blind, aber es gingen nur 23 zu Grunde. Cayenne empfing auf diese Weise 25 Stück, die übrigen wurden zwischen Guadeloupe und Martinique vertheilt. In der erstern und letztern dieser Colonien haben sich die Fische allerdings fortgepflanzt. Zu diesem Berichte fügt der französische Naturforscher Bory de Saint Vincent hinzu (Dictionnaire classique d'histoire naturelle XII. p. 492): Der Name des echten Wohlthäters der Menschheit, der zuerst die Kartoffeln nach Europa brachte, ist unbekannt, aber die Nachwelt soll wissen, daß der Ritter Moreau de Jonnés zuerst den Gedanken gehabt hat, dem Seeminister vorzuschlagen, einen Luxusfisch nach den Antillen zu verpflanzen; sie soll wissen, nach dem Ausdrucke des Berichterstatters, H. Cloquet, daß ein aus so reinen Absichten geäußerter Wunsch erfüllt worden ist, sagen wir vielmehr, fügt dieser Schriftsteller, der einen so hohen Werth darauf legt, daß die Guramis des süßen Wassers zur See reisen, hinzu, welche unschätzbaren Vortheile die Kranken in den Hospitälern davon ziehen werden, denn Alles läßt hoffen, daß man bald in Überfluß in den Militairspitälern Fleisch vertheilen könne in jenen Gegenden, wo eine glühende Sonne ꝛc. Wir lassen, fährt B. de St. Vincent fort, diesen philanthropischen Ideen, welche sich in den von uns ebenangeführten blühenden Phrasen aussprechen, volle Gerechtigkeit widerfahren, zweifeln aber, daß das Fleisch des Gurami einen Gegenstand der Austheilung in den Hospitälern von Cayenne und St. Pierre ausmachen werde. Nur die reichen Liebhaber einer guten Mahlzeit werden es kosten können und einen Gurami so theuer bezahlen als eine Alse (Clupea Alosa) von 6—8 Pf. zu Paris. Als Friedrich der Große, welcher ein ebenso großer Freund der feinen Kochkunst, als großer Feldherr war, Schnöpel (Blaufellchen, Salmo Wartmanni) aus dem Bourgatsee kommen ließ, um sie in die Prennerschen Seen zu verpflanzen, wo sie den Namen Marenen *) empfangen haben, dachte er nicht daran, damit die Hospitäler von Colberg und Stettin zu unterstützen, sondern den philosophischen Soupers ein Mehr zuzufügen, und wir sind der Meinung, daß es einem vernünftigen Gouvernement viel mehr zieme, die Einführung der Vicuña in unsere Pyrenäen zu versuchen, als sich um die Besetzung einiger amerikanischer Flüsse mit Fischen abzugeben. Ob wir gleich während unsers Aufenthaltes

*) Hier irrt der launige B. de St. Vincent, denn Coregonus Maraena und Wartmanni sind allerdings verschiedene Fische.

Digitized by Google

zu Isle de France das Fleisch des Gurami sehr liebten, so ist uns doch nicht in den Sinn gekommen, uns, seines Transports halber, auch nur eines Glases Wassers zu entäußern, dagegen haben wir im J. 1815 dem Ministerium, welches durch unsere Gegenwart in Verlegenheit gesetzt ward, das Anerbieten gemacht, aus unserm ungerechten Exil einen Nutzen zu ziehen, indem man uns den Gefahren aussetzte, welche das Aufsuchen der kostbaren Vicuñas in ihrem Vaterland und der Transport derselben in das unsrige brachte. Der Seeminister, der ohne Zweifel nicht meinte, daß solche Hausthiere, deren Fleisch nicht so kostbar ist, als die Wolle, Guramis werth wären, würdigte unsern Vorschlag keiner Antwort, nahm aber den von Maureau de Jonnés an; es hat also folglich eine Compensation stattgefunden. — Soweit B. de St. Vincent.

Die einzige Art dieser Gattung, O. olfax, hat einen hohen, zusammengedrückten Körper, der von der Seite gesehen länglich ist, die Höhe ist etwas weniger als zwei und ein halb Mal in der Länge enthalten und die Dicke etwas weniger als viermal in der Höhe. Der Mund ist etwas vorstreckbar, seine Spalte geht nicht bis an das Auge, der Unterkiefer tritt etwas hervor. In beiden Kiefern stehen feine, sammtartige Zähne, deren äußere Reihe einige längere, mehr hakenförmige zeigt, im Gaumen stehen aber keine. Die Zunge ist glatt und ihre Spitze nicht frei, die zwei Nasenöffnungen sind klein und stehen von einander. Die Schnauze, von dem Raume zwischen den Augen an gerechnet, ist ohne Schuppen, ebenso die untern Augenbogen und die Kiefern, mit Ausnahme der Wurzel des untern; aber der ganze übrige Kopf, sowie die Kehle und die Haut, welche die Kiemen verbindet, sind beschuppt. Die Rückenflosse fängt über der Mitte der Brustflossen an, Anfangs mit sehr niedrigen Stacheln, die bis zum 14. an Länge zunehmen, die folgenden zwölf weichen Strahlen verlängern sich noch bis zur 5., 6. und 7., welche einen vorspringenden Winkel in dieser Flosse bilden; zwischen derselben und der Schwanzflosse bleibt ein nackter Raum, ungefähr von $\frac{1}{7}$ der ganzen Länge; die Afterflosse, welche auch vor der Rückenflosse entspringt, geht weiter nach Hinten, denn nachdem sie mit ihrem weichen Theil einen Vorsprung gebildet hat, vereinigt sie sich durch einen kleinen Hautrest mit der Schwanzflosse. In ihr stehen eilf Stacheln und 19 weiche Strahlen, welche meist alle lang sind. Die Stacheln sind, wie die der Rückenflosse, zwischen den Schuppen des Rückens verborgen. Die Schwanzflosse ist zugerundet oder gestutzt, und hat 16 Strahlen; die Brustflossen sind länglich und mittelmäßig groß, und haben 14 Strahlen. Die Bauchflossen entspringen etwas weiter hinten als die Brustflossen. Ihr Stachel ist von mittelmäßiger Größe, aber ihr erster weicher Strahl reicht fast bis an das Ende der Afterflosse; der zweite ist nicht größer als der Stachel und die drei andern werden nach und nach kleiner. Dieser Fisch hat große Schuppen, sodaß man nur 30 große und einige kleine auf einer Linie zwischen der Kieme und der Schwanzflosse zählt; senkrecht zählt man in der Mitte des Körpers 18. Die Schuppen reichen nicht weit über die Basis der Schwanzflosse, noch über die weichen Theile der Rücken- und Afterflossen. Sie sind ringsherum zugerundet, am äußern Theile fein punktirt und gefranzt; der verborgene Fächertheil hat ungefähr 15 Striche und die Seitentheile sind so fein gestreift, daß man sie nur unter einer starken Loupe unterscheidet. Die Seitenlinie steht bei dem ersten Drittel der Höhe und reicht bis an die Schwanzflosse ohne Unterbrechung und ohne Bogen.

Commerson gibt die Farbe des lebenden Fisches folgendermaßen an: Kopf, Rücken und alle Flossen sind dunkelröthlich braun, die Schuppen der Stirn und des Bauches haben ein silbernes Mittelfeld und einen braunen Rand, wodurch ebenso viele Flecken oder rhomboidale Maschen entstehen, als Schuppen vorhanden sind. Im Weingeist erscheint die Farbe hellgoldbraun und durch Schiller zeigen sich dunklere, senkrechte, verticale Linien und der Rand der Schuppen scheint dunkler als die Mitte, die Flossen aber sind es wirklich. An der Wurzel der Brustflosse bemerkt man einen braunen Fleck und einen schwärzlichen Strich, der sich vom Auge an das Ende der Schnauze zieht. Bei den meisten zeigen sich 8—10 dunklere und hellere Querbinden und ein runder, schwärzlicher, mehr oder weniger deutlicher Fleck an der Seite des Schwanzes unterhalb der Seitenlinie.

Die Blätter im Labyrinth des Gurami sind fast so complicirt als bei der Gattung Anabas, und weit mehr als bei allen andern Fischen dieser Familie. Es sind nach Hinten zu vier Hauptblätter vorhanden, welche nach Vorn sich auf zwei reduciren, und von denen das äußere fünf bis sechs Querblätter trägt, doch sagt Cuvier selbst, daß das ganze Organ nur durch den Anblick deutlich werde.

Der Gurami gehört zu denjenigen Fischen, welche eine eigene Sorge für ihre Jungen tragen und Hardewike erzählt im Zoological Journal Nr. 15 davon, was er auf Isle de France beobachtet hat. Man hält daselbst in Weihern diesen Fisch, welcher von China und Batavia eingeführt, sich außerordentlich vermehrt hat, und zu den schmackhaftesten Fischen gerechnet wird. Sie laichen am Ufer im hohen Grase, welches sie unter einander wirren. Sie gehen sodann nicht von der Stelle, und jagen jeden andern Fisch weg, auch einen Monat nachher, wo die Jungen in Menge am Ufer herumschwimmen. Die größten messen 19 Zoll, in der Breite 7½ Zoll. Der Fisch ist von großer Wichtigkeit und kommt häufig auf die Märkte. (D. *Thon.*)

Osphya, s. Nothus.

OSPHYALGIE, OSPHYALGIA, der Lendenschmerz, das Lendenweh, Lumbago; auch das Hüftweh, der Hüftgelenkschmerz, Ischias. S. d. Art. (*Wiegand.*)

OSPHYARTHROCACE, der innere Hüftgelenkabsceß, der Hüftgelenkkrebs, Arthrocace ischiadica, Coxalgia. S. d. Art. (*Wiegand.*)

OSPHYTIS, OSPHYARTHRITIS, die Entzündung der das Hüftgelenk constituirenden Theile (Ischias inflammatoria, Coxitis). (*Wiegand.*)

OSPIRU (teutsche Heldensage), die Gemahlin des

Digitized by Google

Königs Attila, räth ihm, um Walthern von Wesichenstein an das Heunenland zu fesseln, und zu verhindern, daß er nicht wie Hagano entfliehe, ihn mit einem heunischen Mädchen zu verheirathen. Ospiru wird Ethels Gemahlin in dem Walthersliede *) genannt. Von den vielen Weibern, die Attila hatte, sind aus der Geschichte bekannt Cerca, Recca und Ildico, und aus der andern teutschen Heldensage Helke oder Erka, und nach ihrem Tode Chriembild. (*Ferdinand Wachter.*)

OSPO, ein Dorf im istrianer Kreise des österreichischen küstenländischen Gouvernements in jener Fläche am Fuße des Gebirges gelegen, welche sich vom Meeresufer bei Zaule in der Nähe von Triest südostwärts dahinzieht, mit einer Dekanats-Pfarre der bischöflichen Diöcese von Triest und Capo d'Istria, welche von zwei Priestern versehen wird und im J. 1830 1360 Eingepfarrte zählte, einem Schuldistricts-Inspectorat und einer Elementarschule. Über die Pfarre steht der Gemeinde das Patronat zu. Zu dem gleichnamigen Dekanat, dessen Sprengel im J. 1830 5736 Seelen umfaßte, gehören die Pfarreien Ospo, Lorghe, Covedo und die unabhängigen Curatien Valmovrasa, Nocerga und Antignano. Durch diesen Ort geht von Zaule und Caresana ein Saumweg über das Gebirge, und die Dörfer Gabrovizza, Lonche, Covedo und Gruischie bis zur Einmündung in die Straße von Capo d'Istria nach Pinguente, welcher von den krainer Weinhändlern und von den aus Istrien direct nach Triest Reisenden häufig betreten wird. Die Gegend ringsum ist steinig, aber eben erst bei Ospo steigt das Gebirge empor. (*G. F. Schreiner.*)

Ospriosporium *Corda*, s. Vermicularia *Tod.*

OSQUIDATES, alter Name eines Volkes in Gallia Aquitanica. Plinius (H. N. IV, 19, 33) nennt O. montani und O. campestres. Etwas Genaueres über die Lage desselben läßt sich nicht ausmitteln; manche Geographen verlegen dasselbe zwischen Bourdeaux und Bayonne. (*H.*)

OSRED, König von Northumberland, des Königs Aldfrids Sohn, folgte nach dem Tode seines Vaters im J. 705 auf dem Thron, als ein Knabe von ungefähr acht Jahren, regierte eilf Jahre bis zum J. 716, wo er von seinem Verwandten Coenred (Konred) des Lebens und Thrones beraubt ward †). (*Ferdinand Wachter.*)

OSROES, OSROENE und OSROENI. Osroene heißt ein Theil des nördlichen Mesopotamiens an der Ostseite des Euphrat. Die Grenzen lassen sich nicht genau bestimmen, aber die Lage der Landschaft kann man aus den Städten entnehmen, welche als dazu gehörig genannt werden. Dahin gehören Edessa, als die Hauptstadt (*Eutrop.* VII, 9), Batná (*Ammian. Marcell.* XXIII, 4) und bei den Kirchenvätern Carrä, Callinicum und Birtha. Dieser Umfang fällt ziemlich mit dem zusammen, was man unter dem Namen Anthemusia begriff. Umfaßt zwar Anthemusia nach der Eintheilung Mesopotamiens bei Ptolemäus nicht das ganze Gebiet des ebenbezeichneten Osroene, sondern nur dessen nördlichste Strecken, so wird doch auch Anthemusia weiter nach Süden ausgedehnt, z. B. bei Ammianus (XIV, 9), der hier Batná so gut zu demselben, wie dort zu Osroene rechnet, sowie Strabon (XVI, 514) den Chaboras in Anthemusia findet, der nach den obigen Angaben auch von Osroene einbegriffen gewesen sein muß.

Anthemusia (die blühende) hatten die Griechen das Land, und zwar mit Recht, genannt. Osroene war der einheimische Name, der von einem arabischen Fürsten Osroes kommen soll (*Procop.* Pers. I, 17). Denn Araber überschwemmten diese Gegenden frühzeitig, sodaß auch diese Theile Mesopotamiens Arabien genannt werden (*Plin.* V, 24). Die Benennung Osroene war hauptsächlich erst in den spätern Zeiten gebräuchlich. Doch kommen schon zu des Crassus (*Dio Cass.* XL, 19) und des Trajan (*Eutrop.* VIII, 2. *Dio* LXVIII, 18, 21) Zeiten Könige der Osroener vor. Ein Osroene bleibt bei den Kirchenvätern in diesen Gegenden bis in das 7. Jahrhundert, mit der Hauptstadt Edessa und ist unterschieden vom eigentlichen Mesopotamien, worunter der nördlichere Theil über dem Berge Masius mit der Hauptstadt Amida verstanden wird. Das Wort wird, nach Art der morgenländischen Namen, verschieden geschrieben: Osroes und Chosroes, Osroeni, Orroeni und Osdroeni, — was weiter keinen Unterschied macht. Wahrscheinlich ist der heutige Name Edessa's: Orfa, Orrhoa, aus demselben Wort entsprungen, wiewol man auch eine andere Ableitung desselben angibt.

Die Natur der Landschaft Osroene ist im Allgemeinen die der übrigen Theile des mittlern Mesopotamiens: das Land beinahe ganz eben, reich und fruchtbar an allen Gewächsen, besonders bei einiger Bewässerung, das Klima im Winter mild, im Sommer heiß, aber der Samum und die Heuschrecken sind auch hier verderbliche Plagen (Rosenmüller, Handbuch der bibl. Alterth. I. 2. S. 136, 140).

Die Geschichte fällt mit der Mesopotamiens zusammen. Perser, die makedonischen Könige in Syrien und dann die Parther und Römer waren die Beherrscher. Durch die Kriege zwischen den Römern und Parthern, durch die Einfälle der Araber und Armenier litt das Land außerordentlich, und konnte weder zu Selbständigkeit, noch zu blühender Cultur gelangen. Nach allen Seiten offen, ohne natürliche Vertheidigungsmittel an den Verbindungsstraßen zwischen dem östlichen und westlichen Asien war sein Schicksal schon durch die äußerlichen Verhältnisse bestimmt. Noch bis auf den heutigen Tag ist

*) *Waltharii* poësis, mit dem andern Titel: Inc. Historia Walthari bei (Molter) Beiträge zur Geschichte und Literatur aus einigen Handschriften der markgräflich-badischen Bibliothek. S. 216; bei *Fischer*, De prima expeditione Attilae Regis Hunnorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis Carmen Epicum saeculi VI. Über den Verfasser des lateinischen Gedichtes entweder Eckhard von St. Gallen oder Gerhard von Fleury s. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 43, 44 und Idephons von Arx bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 118.

†) *Beda*, Hist. Eccles. Lib. V. Cap. 19 (cölner Ausg. von *Bedae* Oper. vom J. 1612. S. 134). Cap. 21 (S. 138). Cap. 25 (S. 146).

Digitized by Google

dieſes nicht geändert, ſondern die Bewohner den Räubereien der Kurden und Araber Preis gegeben. Vom Jahre 137 vor Chr. bis 216 nach Chr. beherrſchten den Staat von Oſroene nach einander 28 Fürſten, deren jeder den Titel Abgar führte, ein Name, der aus dem parthiſchen Wort Awaghair, d. h. ganz vorzüglich, ausnehmend, entſtanden iſt (*Th. S. Bayer*, Historia Osrhoena et Edessena e numis illustrata, Petersb. 1734). Daher bei den römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern mehre Könige unter dem Namen Abgarus vorkommen, namentlich ein ſolcher bei der Niederlage des Craſſus durch die Parther (*Dio Cass.* XL, 19), und der berühmteſte, jener Zeitgenoſſe von Jeſus, welcher den bekannten Brief an Chriſtus geſchrieben haben ſoll, den Euſebius nebſt der Antwort aufbewahrt hat. (Kirchengeſchichte. 1. B. 13. C.) (*Völcker.*)

OSRUN, 1) Ibn Abi (ابن ابي عصرون), mit ſeinem ganzen Namen Abu Sa'd Abdallah Ben Muhammed Ben Hibatallah, gewöhnlich Ibn Abi Osrun genannt, gehörte der Secte der Schafiiten an, und ſchrieb in ihrem Geiſte mehre ausgezeichnete Werke. Unter ihnen heben wir folgende heraus: a) „Leitung deſſen, der die ſchafiitiſche Secte beredt vertheidigen will (ارشاد المعرب في نصرة المذهب)." Doch blieb das Werk wegen ſeines Todes, der ihn plötzlich überraſchte, unvollendet; b) eine Apologie (انتصار) der ſchafiitiſchen Lehrmeinungen, in vier Bänden; c) eine Aufmunterung zum Studium der ſchafiitiſchen abgeleiteten Rechtslehren (تنبيه في الفروع); d) ein Tractat über die Frage, ob ein Blinder zu dem Richteramte zuzulaſſen ſei oder nicht. Er ſchrieb das Büchelchen im Zuſtande der Blindheit und entſchied ſich für das Erſtere; e) die erleichterte Methode in der Dialektik (تيسير في الخلاف); f) eine Fetwaſammlung; g) nützliche Belehrungen über die Anſichten ſeiner Secte (فوائد المذهب), die er urſprünglich von ſeinem Lehrer, dem im J. 528 (beg. 1. Nov. 1133) geſtorbenen Richter Abu Ali Haſan Ben Ibrahim Faricki entlehnte, aber nachher vermehrte, ſo, daß er durch ein Ain (ع) ſeine Zuthaten von dem Eigenthume des Lehrers unterſchied, und das Werk in zwei Bände zerfallen ließ; h) ein Werk, betitelt „Quelle der Speculation (مأخذ النظر);" i) „Leiter zu den ſchafiitiſchen abgeleiteten Rechtslehren (مرشد في فروع الشافعية)." Eine kurze Darſtellung derſelben in zwei mittelmäßig ſtarken Bänden, gegen die in Ägypten ein Fetwa geltend gemacht worden war, ehe der große Rafii dahin kam; k) die Kettenreihe (مسلسلات), d. h. Überlieferungen, die zu einer Kette verbunden ſind; l) ein Auszug in ſieben Bänden unter dem Titel: „Quinteſſenz der ſchafiitiſchen Lehrſätze (صغوة المذهب)," gezogen aus dem Werke: „Endpunkt der Forſchung oder der Wünſche in der Kenntniß der Secte (نهاية المطلب)" vom berühmten im J. 478 (beg. 29. April 1085) geſtorbenen Dſchoweini. — Von den Lebensumſtänden unſers Ibn Abi Osrun wiſſen wir ſoviel, daß er Richter in Damaskus war und dem Stamme der Beni Temim angehörte. Sein Geburtsort ſcheint Moſul zu ſein, da er موصلي heißt. Er ſtarb im J. 585 (beg. 19. Febr. 1189).

2) Ibn Abi Osrun Jakub Ben Abdelrahman, der im J. 665 (beg. 2. Oct. 1266) ſtarb, ſammelte Fragen zu dem Werke: مهذب في الفروع, vom ſchafiitiſchen Imam Abu Iſhak Schirazi. (*Guſtav Flügel.*)

OSRUSCHENAH (أُسْرُوشَنَة), welches die richtige Schreibart iſt, nicht Osruschnah, iſt der Name einer Gegend oder Provinz, die aber nach Ibn Haukal und Hadſchi Khalfa keine gleichnamige Hauptſtadt oder überhaupt irgend eine Stadt gleiches Namens hat, obwol d'Herbelot dieſes behauptet. Sie iſt zum großen Theile gebirgig, liegt jenſeit des Orus und hatte zu Grenzen gegen Oſten Fergana und Famar, gegen Süden Kaſch und Saganijan, gegen Weſten Samarkand und gegen Norden zum Theil Fergana, zum Theil das Gebiet von Schaſch. Ibn Haukal führt außer der Hauptſtadt Bumheketh (بومحكث), die vielleicht nach andern Handſchriften noch anders zu leſen wäre, nur noch Arſaneketh an, und meint, die übrigen wegen ihres barbariſchen Klanges und weil ſie ihm nicht richtig überliefert worden, nicht nennen zu dürfen. D'Herbelot erwähnt noch einige andere, gibt aber ſeine Quelle nicht an. Jene Provinz hat einige ausgezeichnete Schriftſteller aufzuweiſen, die wir nebſt ihren Werken jetzt kurz näher kennen lernen wollen.

1) Der Scheich Madſch-ed-din Abulfath Muhammed Ben Mahmud Osruſcheni, der zur Secte der Haneſiten gehört und im J. 632 (beg. 26. Sept. 1234) ſtarb, ſchrieb: a) احكام الصغار, d. i. die Beſtimmungen der Kleinen, das er auch „Sammler der Kleinen (جامع الصغار)" nannte, welcher Titel aber keinen Umlauf in der gelehrten Welt erhielt; b) das berühmteſte ſeiner Werke unter dem Titel: „Abſchnitte (فصول)," deren es 30 hat, die über die abgeleiteten haneſitiſchen Rechtslehren, aber nur in Bezug auf Handel, Contracte, Zinſen (معاملات) handeln. Er ward im J. 625 (1228) fertig und hatte damit 32 Jahre 7 Monate zugebracht.

2) Der Scheich und aſketiſche Imam Dſchelal-ed-din Mahmud Hoſein Ben Ahmed Osruſcheni, der Sohn des ſoeben genannten Scheich Madſch-ed-din, theilte

Digitized by Google

a) ohne irgend eine Zuthat oder Verringerung das Werk „Auswahl in den hanefitischen Fetwas (ملتقط في فتاوي الحنفية)" vom Imam Nasireddin Abu'lkasim Muhammed Ben Jusuf Hoseini aus Samarkand, der im J. 556 (1161) starb, in Classen oder eigentlich in Arten (genera, جنس) in Osruschenah zu Anfange des Monats Schaban 603 (ungefähr März 1207) ein und brachte es im Safer 616 (April oder Mai 1219) in Samarkand zu Stande; b) er ist Verfasser einer Schrift فوائد, d. i. nützliche Belehrungen.

3) Muhammed Ben Mursil Osruscheni, der Scheich-el-islam, gab ebenfalls ein Werk unter dem Titel: „Nützliche Belehrungen (فوائد)" heraus. (*Gustav Flügel.*)

OSSA, Gebirg in der thessalischen Landschaft Magnesia, im Winkel zwischen der letzten Windung des Peneios und dem ägäischen Meer unter 20° 25′ L. und 39° 45′ n. Br., südöstlich vom Olympos, von dem die Schlucht des Peneios den Ossa trennt, dessen Masse sich dem Laufe des Flusses entgegengestemmt und ihn gezwungen hat, sich nordöstlich zu wenden und durch Eröffnung der Schlucht zwischen beiden Gebirgsmassen sich eine Bahn zu brechen. Südsüdöstlich hängt mit dem Ossa der Pelion zusammen, südlich von der Hauptmasse eröffnet sich der nordöstliche Theil der thessalischen Ebene mit dem dotischen Gefilde und dem böbeischen See [1]), Pelasgiotis genannt. Der Ossa ist niedriger als der Olymp und als der Pelion [2]), nicht so ausgedehnt wie der Olymp, nicht so bewaldet und quellenreich [3]); er erhebt sich allmälig zu einem einzelnen Gipfel von etwa 5000 [4]) oder nach Andern 4000 Fuß über die Ebene, der kegelförmig, in etwas concaven Umrissen emporsteigt [5]). So erscheint er namentlich von Larissa am Peneus aus [6]). An der Südostseite liegt am Fuße des Ossa jetzt eine alte Festung Kastik [7]), am nordöstlichen Abhange gegen das Meer zu hat er einige nicht unbedeutende Städte und Dörfer, die fast ganz von Griechen bevölkert sind. Dort sind auch schöne Waldungen. Schluchten, deren eine sehr tief und steil, zerschneiden seine Umrisse [8]). In Hinsicht auf Vegetation zeichnen ihn, namentlich im Thale Tempe, seine üppigen Epheuranken aus, die schon Älian erwähnt [9]), von denen er auch seinen jetzigen Namen Kissavos (*Κισσαβος*) erhalten hat [10]). Nordwestlich begrenzt den Ossa das Thal Tempe, durch das an seinem Fuße der einzige Weg am Peneus entlang führt. Hier liegt dicht am Flusse, wo der erste Vorsprung des Ossa an denselben herantritt, am Eingang eines schönen Wiesenthals das Dorf Baba. Südsüdöstlich hiervon höher ins Gebirge hinein das Dorf Ampelakia, zu dem aus jenem Wiesenthal ein zweiter Pfad über jenen Vorsprung führt [11]). Das Dorf enthält 400 Häuser, ist blos von Griechen und teutschen Baumwollfabrikanten bewohnt, die Anhöhen rings mit rothem Weine bedeckt, der sich unter den griechischen auszeichnet. Bald unter Ampelakia führt der Weg wieder an den Fluß, wo der von Baba mit ihm zusammentrifft und nun beginnt der Engpaß von Tempe, wo die Felswände an beiden Seiten fast senkrecht emporsteigen [12]). Der Weg ist mühsam aus den Felsen des Ossa ausgehauen [13]), wo er 20—30 Fuß hoch über dem Strome fortläuft, gegen das Ende des Thales noch höher über Felsenvorsprünge hin [14]); jenseits am Olympus findet sich kein Pfad. Bald nach dem Eintritt in die Schlucht findet sich am Wege rechts eine Öffnung im Felsen, drei Fuß im Umfange, woraus eine heftige, kalte Zugluft, wahrscheinlich von einem unterirdischen Flusse herrührend, hervorbraust, genannt das Windloch, *ἀνεμοτρουπα* [15]). Mitten im Thal erhebt sich eine halbrunde Felsenfläche, deren Klippen überall senkrecht und in bedeutender Höhe abfallen [16]), auf derselben Ruinen von römischen Festungswerken, genannt *φραγκοκαστρο* [17]), das die Einheimischen für das Grab einer früh gestorbenen Prinzessin ausgeben [18]), und wovon noch ein viereckiger Thurm steht [19]). Unter diesen Ruinen fällt ein aus den Felsen hervorfließender Bach in den Peneus [20]). Weiterhin findet sich in einer Höhe von zwölf Fuß über dem Weg im Felsen die Inschrift: L. Cassius Longin. Pro Cos. Timpi munivit [21]). An der schmalsten Stelle ist der Paß nur 13 Fuß breit, sodaß eben Raum ist für zwei Wagen [22]). An der Seeküste beträgt die Ausdehnung des Ossa 80 Stadien, soviel wie die des Pelion [23]), und die Fahrt daselbst ist beschwerlich.

Die älteste Erwähnung des Ossa gibt Homer in den berühmten Versen von den Aleiden, die als Knaben schon sich zu der Drohung vermessen, daß sie den Göttern Kampf auf den Olymp bringen wollen, indem sie den Ossa auf den Olymp und auf den Ossa den Pelion setzen wollen, damit der Himmel ersteiglich sei [24]). Die Reihenfolge der Berge erklärt sich daraus, daß der Olymp der massenhafteste und höchste ist, diesen von der Stelle zu rücken also am schwierigsten und zwecklosesten gewesen wäre; der Ossa aber wird auf den Olymp gehäuft, weil er kleiner ist und ihm zunächst liegt; dann geschieht dasselbe mit dem etwas entferntern Pelion, der freilich

1) *Dodwell*, Travels in Greece. II, 97. *Strab.* IX, 442. Wegen dieser Lage des Gebirges schildert Lucan (Pharsal. VI, 331) den Sonnenaufgang über dem Ossa. 2) *Ovid.* Fast III, 441: Pelion altius Ossa. Doch rechnete auch Polybius den Ossa zu den höchsten Bergen Griechenlands XXXIV, 10. 3) *Dodwell* II, 106. 4) Ebend. 5) *Holland*, Travels II, 3. 6) Ebend. 120, wo eine Zeichnung. 7) *Dodwell*. II, 98. 8) *Holland*. II, 22. 9) *Aelian.* Var. Hist. III, 1. 10) *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. III, 54, 2. Vergl. *Dodwell* II, 104. N. 2, 107. *Holland* II, 8. Hawkins in *Walpole* Memoirs on Turkey p. 538 leugnet diesen Epheuwuchs.

11) *Clarke*, Travels II, 3, 231 sq. Vergl. die Karte eb. E. 292. 12) *Clarke* 290 mit einer Zeichnung. *Dodwell* II, 109. 13) Ebend. 111. 14) *Walpole* 531. *Liv.* XLIV, 6. 15) *Dodwell* II, 111. 16) *Holland* 17. 17) *Dodwell* 113. 18) Barthold y, Kenntniß Griechenlands. I, 148. 19) *Walpole* 532. 20) *Holland* 17. 21) *Clarke* 292. 22) *Dodwell* 113 23) *Strab.* IX, 442. 24) Od. XI, 315. Vergl. *Horat.* Od. III, 4, 51: Fratresque tendentes opaco Pelion imposuisse Olympo.

Digitized by Google

etwas höher ist, als der Ossa, aber nicht ausgedehnter und jedenfalls kleiner als der Olymp. So ist die ganze Darstellung poetisch anschaulich, während es an der Darstellung Virgils, der die Titanen den Ossa auf den Pelion wälzen läßt und den Olymp auf den Ossa [25]), mit Recht gerügt ist, daß danach das breiteste Gebirge die höchste Stelle einnimmt und der ganze Bau eine umgekehrte Pyramide wird. Die Meinung der Himmelsstürmer kann aber nicht die sein, die ein neuerer Forscher [26]) ihnen beilegt, den auf dem höchsten Theile des Olymps befindlichen Götterstitz, der allerdings oft Himmel genannt wird, zu erreichen durch diese Aufhäufung; denn kein Dichter, der jene Berge gesehen hatte oder dessen Zuhörer sie kannten, konnte den Olymp als so hoch schildern, daß es der Aufhäufung des Ossa und Pelion auf seine Vorgebirge bedurft hätte, um den höchsten Gipfel zu erreichen, da jene beide sogar viel niedriger nicht sind; sondern die Hauptbeziehung des Gedankens liegt darin, daß den Griechen der, der am höchsten thront, als der Mächtigste erscheint. Das Göttergeschlecht der Kroniden hat seinen Herrscherstitz aufgeschlagen auf dem höchsten Berg auf Erden, wer sie nun stürzen will, muß sich einen höhern bauen, einen so himmelhohen, daß er selbst noch auf sie herabschaut, wenn sie vom Olymp vertrieben, sich mit ihren Götterrossen und Wagen durch die Lüfte schwingen. Tiefere Beziehung liegt in dieser poetischen Hyperbel nicht.

Nächst dieser mythischen Erwähnung finden wir den Ossa als alte Grenze von zwei der berühmtesten Völker der verschiedenen Zeitalter Griechenlands. Während nämlich der Gipfel nebst dem östlichen Abhange zu Magnesia gehörte, nahmen das südwestliche Land in alter Zeit die Lapithen ein, das nördliche aber, namentlich das Thal Tempe, war von den Dorern eingenommen und gehörte zu Hestiäotis. Die dorischen Wohnsitze daselbst sind so alt, daß die Sage dem Doros, Hellens Sohn, selbst sie zuweist [27]). Nachdem die Dorer von hier verdrängt ins Land der Dryoper auswanderten, finden wir in diesen Gegenden, wenigstens nördlich vom Peneus, die Pelagonen wohnhaft [28]). Die Grenzen der einzelnen Völkerschaften waren übrigens in dem einsamen Gebirgslande keineswegs stehend. Strabon legt aus Simonides die Gegend um den Ossa in alter Zeit vermischten Lapithen und Perhäbern bei, und nach Überwältigung dieser den Thessalern von Larissa, daher sich auch eine Bergfestung Larissa im Ossa findet am südlichen Abhang [29]). Außerdem sind die bedeutendsten Orte in Ossa Homolion am nordwestlichen Abhang, im Eingange des Thales Tempe, Erymná und Rhizus an der Seeküste [30]), sämmtlich den Magnetern zuständig. Das Binnenland am Ossa theilt auch Skylax den Perhäbern zu, natürlich unter thessalischer Herrschaft [31]).

Wie wir schon in jener frühern Zeit verschiedene Völker in der Herrschaft über den Ossa und den Eingang Thessaliens durch das Thal Tempe wechseln sehen: so erscheint diese Gegend auch zur persischen Zeit als der Schlüssel Griechenlands, und war daher gegen Xerres Einfall besetzt durch 10,000 Hopliten unter dem Lakedämonier Euenetos und dem Athener Themistokles nebst thessalischer Reiterei, ward aber verlassen, als man erfuhr, daß das persische Heer durch den nördlichen Gebirgsweg über den Olympos heranrücke [32]). So befestigte auch andererseits Perseus, um den von Griechenland her vordringenden Römern den Eingang in Makedonien zu verschließen, den Paß Tempe durch vier Bollwerke, eins in der Mitte des Thals, wo es am engsten ist, offenbar an der obenbeschriebenen Stelle, die beiden andern, Kondylon und Charax, in den Schluchten des Olymp, das letzte Gennos am Eingang in den thessalischen Kessel am linken Ufer des Peneus [33]). Zum Ossa ist demnach von diesen nur das erste gehörig, und dies scheint nach der erwähnten Inschrift Cassius Longinus, den Cäsar vor der Schlacht von Dyrrhachium nach Thessalien geschickt hatte, gegen den durch Makedonien anrückenden Scipio hergestellt zu haben, ohne daß er jedoch sich daselbst vertheidigen konnte [34]).

In neuerer Zeit ist der Ossa durch Räuber unsicher [35]). Der Gipfel ist besonders geeignet zur Übersicht der Umgegend, da er einzeln und kegelförmig emporsteigt, und man überblickt von ihm sowol ostwärts den Lauf des Peneus durch reichbebaute Felder, als auch westwärts die weite thessalische Ebene und die sich in den Peneus mündenden Flüsse, worauf dieser gegen den Ossa anströmt, aber von ihm seitwärts in die Schlucht gedrängt wird [36]), durch die nach der allgemeinen Meinung der Alten ein Erdbeben ihm Bahn gebrochen haben mußte [37]), weil die Wände beider Berge senkrecht abfallen. Eine einzelne Erzählung legt die Trennung des Ossa vom Olymp dem Herkules bei [38]). Ein neugriechisches Volkslied, dessen Anfang von Clarke aufbehalten ist, schildert ein Gespräch zwischen dem Elimpos und Kissavos über die Jahreszeit, während deren sie mit Schnee bedeckt seien [39]). Am Fuße des Ossa erreichte die Hitze bei Walpole's Durchreise 85° Fahrenheit, war aber weder unerträglich, noch machte sie die Luft ungesund [40]). Auch in Elis zeigte man zwei Berge, Ossa und Olympos, zwischen denen auf einer Anhöhe im Thale der Quelle Pisa die alte Stadt Pisa gelegen haben sollte [41]). Die Namen sind offenbar dahin verpflanzt wegen der Beziehung von Olympia auf Olympos. (*Klausen.*)

OSSA, der südwestlichste Kreis des russischen Gouvernements Perm, im Norden an Ochansk, im Osten an

25) *Virg.* Georg. I, 281. 26) Böttcher, Hom. Geogr. S. 9. Im Art. Olympos war diese Ansicht vor letzter Prüfung zugegeben. 27) *Herod.* I, 56. 28) Vergl. Müller Dor. I, 88. 29) *Strab.* IX, 440. Vergl. *Dodwell* II, 105. 30) *Scyl.* Peripl. 66. *Strab.* IX, 442. 31) *Scyl.* 66.

32) *Herod.* VII, 173. 33) *Liv.* XLIV, 6. 34) *Caes.* bell. civ. III, 36. 35) *Pouqueville* III, 65. 36) *Walpole* 530. 37) *Herod.* VII, 129. *Strab.* IX. init. 38) *Lucan.* VI, 345. Diese Trennung einerseits, andererseits die Aufwälzung des Pelion auf den Ossa wird zur stehenden Redensart. *Lucan.* VI, 409. 39) *Martial.* VIII, 36, 6. 40) *Walpole* 529. 41) *Strab.* VIII, 355.

Digitized by Google

Kungur, im Süden an Orenburg und im Westen an Wiátka grenzend. Es hat nach Georgi einen Flächeninhalt von 264,725 Deſátinen, wovon 15,231 auf Wohnplätze, Gärten und Gewässer, 50,042 auf Ackerland, 30,425 auf Wiesen und Weiden und 167,809 auf Baumwaldung kommen, die Kronforsten sind hier nicht gerechnet. Die Volksmenge war 54,871 im J. 1784. Der Kreis ist wellenförmig, mit schönen, weiten Thälern. Durch ihn fließt die Kama und macht lange Zeit die Grenze mit Wiátka; in sie ergießen sich Siwa, Bui. Im Osten fließt der Iren; die Oka entspringt in diesem Kreise. Ackerbau und Bergbau auf Eisen und Kupfer sind die wichtigsten Beschäftigungen. (*L. F. Kämtz.*)

OSSA, eine kleine Kreisstadt im permischen Gouvernement in Sibirien, im Kreis Ossa an der Kama und dem Bach Ossínka, ein geringer Ort mit etwa 1000 Einwohnern, welche größtentheils Landwirthschaft treiben, 2 Kirchen, 1 Hospital und 162 Häuser. Die Umgegend ist reich an Kupfer und Eisen. Sie hat eine alte hölzerne Festung (Ostrog), in welcher eine kleine Kirche, Kanzlei und das Woiwodenhaus ist, wohin seit 1785 die Gerichtsbehörden verlegt sind. (*J. C. Petri.*)

OSSA, OSSABERG, OSSER, ein hoher Berg im Königreiche Baiern, im Landgerichte Kötzting, an der böhmischen Grenze des Unterdonaukreises. Er wird in den kleinen und großen Ossaberg eingetheilt; dieser beträgt 3917,3 par. Fuß über der Meeresfläche, liegt unter 49° 12′ 13,6″ nördl. Br. und unter 30° 46′ 3″ östl. Länge, und ist ein trigonometrischer Hauptpunkt für die Landesvermessung. Es hat sich an diesem Berg ein schönes ausgebreitetes Glimmerschiefer-Gebirge angelegt, und an demselben wurde schon im 15. und 16 Jahrh. der Bergbau betrieben. (*Eisenmann.*)

OSSA oder **Ozza** oder **Uzza** (عُزّى), seiner Form nach ein Femininum von أعزّ mit der Bedeutung „die erhabenste, mächtigste," ist der Name einer der Gottheiten der alten Araber, deren auch im Koran Sure 53, 19 Erwähnung geschieht. Die Angabe der Stämme, welche sie verehrten, ist nicht bei allen Schriftstellern und Commentatoren dieselbe. Ibn Imâdi meint zu obiger Stelle, sie sei ein Götzenbild der Gatafaniden, einer der Stämme Kais (nach Kamus, nicht Gatfanicen, wie gewöhnlich geschrieben wird) gewesen, und hiermit stimmt auch Firuzabadi überein. Nach Dschauhari gehörte es den Koreischiden und dem Stamme Kenânah und nach Schahreſtani den Beni Selim an. Auch über die Gestalt ist man nicht einig, ob es wirkliches Götzenbild oder ein Strauch (سمر i. e. spina Aegyptia, nach anderer Lesart ثمر d. i. Fruchtbaum) war. Als ersten Verehrer dieser Gottheit nennt der Kamus den Tzalim (ظالم) Ben As'ad, der sie oberhalb Dzât-el-irk (ذات العرق) neun Meilen von Bostan in der Wüste (im petraischen Arabien?) errichtete, und über das Gewächs oder das Bild ein Haus unter dem Namen Boß baute. Boß (بسّ) nämlich ist ein Berg nicht weit von ذات العرق, aber auch jenes Haus heißt so, was Tzalim baute, als er die Koreischiden um die Kaaba herumgehen und sie den Zwischenraum zwischen Safa und Merwa durchlaufen sah. Er maß die Kaaba nach der Elle ab, nahm einen Stein von Safa und einen von Merwa, kehrte zu den Seinigen zurück, baute nun ein zweites Haus nach der Größe der Kaaba und brachte an ihm die beiden Steine an mit den Worten: „Das ist Safa und Merwa," sodaß nun sein Stamm nicht mehr nach Mekka wallfahrtete. Das verdroß den Kelbiden Zobeir Ben Dschanab; er überfiel den Tzalim, tödtete ihn und zerstörte seinen Bau. Das Gebäude soll überdies die Eigenschaft gehabt haben, daß man darin einen Laut hörte. Das Schicksal desselben und der Göttin scheint aber durch den Angriff des Zobeir nicht entschieden worden zu sein, denn Muhammed fand sich nach der Einnahme von Mekka im J. 8 der Flucht genöthigt, den Khalid Ben-el-welid dahin abzuschicken. Dieser hieb den Strauch um, und zündete das Haus an, sodaß die Priesterin, welche Scheitâna, d. i. Diabolica, hieß, wenn unter diesem Namen nicht die Idee an eine die Gottheit darstellende Frau verborgen liegt, mit fliegenden Haaren und mit über dem Kopfe zusammengeschlagenen Händen schreiend herausstürzte, aber von Khalid mit dem Schwerte getödtet wurde. Auf die darüber von Khalid an den Propheten gegebene Nachricht befahl dieser, es solle diese Gottheit nie wieder verehrt werden. — Christen scheinen später die Ossa mit einer andern Gottheit verwechselt zu haben, denn nach Assemani (III, 109.) war König Noman, des Mondzir Sohn, ebenfalls ein Verehrer der Ossa, die aber ein Stern und zwar die Venus (Zohra زهرة) genannt wird. Zugleich könnte man daraus schließen, daß ihr Dienst ziemlich weit bis nach Hira und Gassan verbreitet sein mußte. (*Gustav Flügel.*)

Ossa fossilia, lapidea, s. Osteolithi.

Ossa lignosa, s. Osteocolla.

OSSABLIKOWO, Marktflecken im Kreise Murom in der russ. Statthalterschaft Wladimir mit einem Schlosse der Familie Naryschkin, zwei steinernen Kirchen und gegen 3000 Einwohnern. (*L. F. Kämtz.*)

OSSADII, alter Name eines autonomen indischen Volkes bei *Arrhian* Anabas. Alexand. VI, 15, 3. (*H.*)

OSSAEA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Melastomeen hat Candolle so genannt zu Ehren des Spaniers de la Ossa, welcher neuerdings die Pflanzen von Cuba sammelte und untersuchte. Char. Der Kelch fast kugelig oder eiglockenförmig, mit vierzähnigem Saume; die vier Corollenblättchen lanzettförmig, zugespitzt; die Staubfäden gleich kurz; die Antheren fast ohne Anhängsel; die Beere mit den Kelchzähnen gekrönt, vierfächerig; die Samen eckig.

Digitized by Google

Die neun bekannten Arten sind als Sträucher mit drei- oder dreifachnervigen Blättern und kleinen, weißlichen, einzeln oder zusammengehäuft in den Blattachseln stehenden Blüthen und bläulichen Beeren in Westindien einheimisch. 1) Oss. sculpta *Cand.* (Prod. III. p. 168., Melastoma acutipetala *Richard* in *Bonpl.* mel. t. 38., M. oxypetalum *Spreng.* syst. M. glomerata *Vahl* ms., Maieta sculpta *Ventenat* choix t. 33.) auf St. Domingo. 2) Oss. scabrosa *Cand.* (l. c. p. 169., Melast. scabrosa *Linné* sp. pl.) auf den Bergen von Jamaika; 3) Oss. lateriflora *Cand.* (l. c., Melastoma *Vahl* eclog.) auf der Insel Montserrat; 4) Oss. sparsiflora *Cand.* (l. c. Melastoma *Richard* herb.) auf Guadeloupe; 5) Oss. flavescens *Cand.* (l. c. Melastoma *Aubl.* guian. I. t. 164) in Gujana; 6) Oss. multiflora *Cand.* (l. c. Melastoma *Desrousseaux* in *Lamarck* encycl., *Bonpland* melast. t. 37) auf St. Domingo; 7) Oss. acuminata *Cand.* l. c., ebenda; 8) Oss. purpurascens *Cand.* (l. c, melastoma *Swartz* fl. ind. occ.) auf den höchsten Bergen von Jamaika; 9) Oss. amygdalina *Cand.* (l. c., Melastoma *Desrouss.* l. c., *Bonpl.* mel. t. 36) auf Puertorico.

(*A. Sprengel.*)

OSSANNEN oder **OZANNEN** (Werner), oder (Walter) auch **Walter van Assen.** Über die Rechtschreibung des Namens, wie über die Unterscheidung der Künstler, denen er zukommt, herrscht eine große Ungewißheit; doch ist es das Gerathenste, zwei Künstler dieses Namens zu unterscheiden. Nach einigen Katalogen oder andern Kunstautoren gebe es noch einen dritten Künstler dieses Namens, Cornelius von Ozanen.

Fueßli, in seinem Kunstlerikon, führt Werner von Ossannen als niederländischen Kupferstecher und Formenschneider auf. Seine Blätter, sagt er, bestehen in 60 Bl., aus dem Leben Jesu, die Leidensgeschichte in zwölf und einige Reiterzüge aus 18 Stücken, er habe im Anfange des 16. Jahrh. geblüht und werde für Johann Walter van Assen gehalten.

Weniger befriedigt der Nachtrag in dem Fueßli'schen Supplement unter dem Artikel Ossannen; mehr aber das, was für die Richtigkeit stimmt und was auch mit dem Monogramm [1]), auf den Arbeiten, die sich von den genannten zweifelhaften Künstlern herschreiben dürften, ist: daß er W. van Assen geheißen haben müsse, wie unter dem Artikel Assen (s. d.) gesagt ist.

Jene Irrungen, die von einem Autor zum andern übergehen, rühren jedenfalls von dem Abbé de Marolles [2]) und von Florent le Comte her, welche ihn sogar Waer van Hossanen, und Christ in seinem Dictionnaire des Monogrammes: Waer van Ossann nennen.

In der Campe'schen Gemäldesammlung zu Leipzig welche sich durch zum Theil vortreffliche Gegenstände auszeichnete, befand sich ein schönes christlich symbolisches Altargemälde mit Flügelthüren, welches, soviel bekannt, nach Cassel verkauft wurde. Der 1827 erschienene Katalog jener Sammlung nennt unter Nr. 294 jenes Gemälde mit dem Monogramm IAA 1523 unter dem Namen von Joh. v. Mabuse? und Alb. Dürer? oder nach Brulliots Auslegung Cornelius von Ozanen.

Walter van Assen ist im Winklerschen Kupferstichkatalog Tom. III. Ecole des Pays-bas p. 18 als berühmter Formschneider blühend zu Amsterdam 1510 als Zeitgenosse Lucas van Leydens aufgeführt, und wird dort als so charakterisirt, daß er das im Holzschnitte, was Lucas im Kupferstechen war. Dort sind zwei Blätter, Christus mit den Jüngern das Osterlamm essend, rund, im Durchmesser neun Zoll, und St. Hubert knieend vor dem Hirsch, als mit starken Strichen in Holz geschnitten, aufgeführt und als äußerst selten bemerkt.

Jenes runde Blatt gehört wahrscheinlich zu einer Passionsgeschichte, da wir einige ähnliche gesehen haben, die dazu passend wären und wo alles Lucas v. Leydens Charakter in sich trägt. (*Frenzel.*)

OSSARENE oder Tossarene heißt eine der 120 Landschaften, in welche nach Plinius (H. N. VI, 9), Groß-Armenien eingetheilt war; nach Ptolemäus ist sie am Cyrus gelegen, sonst weiter nicht bekannt. (*Völcker.*)

OSSARIUM oder **OSSUARIUM**, Bezeichnung für Beinhaus, Beingefäß, bei *Ulpian* fr. 2. de sepulcr. violat. (47, 12.) und *Gruter.* Inscr. p. 915. nr. 3. (*H.*)

OSSAT (Arnauld Cardinal d') gehört zu den Männern, welche, begünstigt durch die Stellung und Verfassung der katholischen Kirche, sich durch eigene innere Kraft des Geistes aus den niedrigsten Verhältnissen ihrer Geburt bis zu den höchsten Würden der Kirche und einer damit verbundenen großen Wirksamkeit im Staat emporhoben. Am 23. August 1586 zu Laroque-en-Magnoac, einem Dorfe der Diöces Auch, geboren, fand er sich in seinem neunten Jahre so einsam und verlassen in der Welt, daß man nicht einmal wußte, wer seine Ältern gewesen. Ein benachbarter Edelmann nahm sich des Knaben an, indem er ihn mit einem seiner Neffen erziehen ließ, den d'Ossat aber bald an Reife des Geistes und des Charakters so übertraf, daß er seines ehemaligen Mitschülers Lehrer ward, und als solcher jenen und noch zwei andere Neffen seines Wohlthäters im J. 1559 auf die Universität Paris führte. Hier schloß er sich hauptsächlich an den berühmten Ramus an, und vertheidigte auch diesen seinen Lehrer in einer kleinen Schrift: Expositio in disputationem Jacobi Carpentarii de Methodo, siegreich gegen die Angriffe Charpentiers. Von Paris begab sich d'Ossat nach Bourges, um daselbst die Vorlesungen des Cujacius zu besuchen, in Folge welcher Studien er sich für den Stand eines Juristen bestimmte. Doch nur kurze Zeit blieb er diesem Berufe treu. Paul de Foix, damals Rath am Parla-

1) IAA 2) Mich. de Marolles, Abbé und Sohn des berühmten Generals Marolles, hatte eine der größten Kupferstichsammlungen, von mehr als 6000 Meistern in 400 großen und 120 kleinen Bänden, welche über 123,000 Blätter enthielt und wovon er im J. 1666 einen merkwürdigen Katalog, der jetzt sehr selten ist, fertigte. Diese Sammlung, sowie eine zweite, später von ihm angelegte, wurde an die königl. Bibliothek in Paris verkauft.

Digitized by Google

ment zu Paris, erkannte das Talent des jungen Rechtsgelehrten, zog ihn an sich und nahm ihn im J. 1574 mit sich nach Rom, woselbst d'Ossat sich zum geistlichen Stande wandte. Als Paul de Foix im J. 1581 als Gesandter Heinrichs III. von Frankreich wieder nach Rom kam, machte er d'Ossat zu seinem Secretair, welcher sich so in die Behandlung politischer Angelegenheiten fand, daß er bald alle Depeschen des Gesandten abfaßte, und seit dieser Zeit bis an sein Lebensende in diplomatischen Geschäften verblieb. Nach dem Tode Pauls de Foix fungirte er in demselben Amt eines Secretairs bei jenes Nachfolgern im Gesandtschaftsposten, Hippolyt von Este und Cardinal Joyeuse, und wußte sich bei dem König ein solches Vertrauen zu erwerben, daß dieser ihm nach Entfernung Villerois das Amt eines Staatssecretairs anbot. Dankbare Pietät gegen Villeroi, und wol auch die Überzeugung, daß er sich nicht gegen den Einfluß der Guise in Frankreich behaupten würde, bestimmten damals d'Ossat zur Ablehnung des königlichen Antrags.

Bei der nach dem Tode Heinrichs III. in Frankreich eintretenden allgemeinen Parteiung schloß sich d'Ossat an Heinrich IV. an, und seine Bemühungen bei Ausgleichung der Verhältnisse Heinrichs zum päpstlichen Stuhle sind der Glanzpunkt seiner gesammten diplomatischen Thätigkeit. Je mehr Schwierigkeiten bei der gewünschten vollständigen Aussöhnung des Papstes mit dem Könige zu besiegen waren, je wichtiger die Erreichung dieses Wunsches für die ganze Lage des Königs sein mußte; um so größer ist das Verdienst d'Ossats, der diese verwickelte Angelegenheit glücklich zu Ende führte. Den Einfluß der Spanier, für deren Plane in Frankreich durch jene Aussöhnung ein Hauptstützpunkt verloren ging, wußte er geschickt bei dem Papste zu entkräften und selbst das Cardinalscollegium von der Foderung abzubringen, daß sich Heinrich von Neuem durch den Papst in sein Reich einsetzen lassen sollte. Als endlich Alles zum Abschlusse vorbereitet war, ward Duperron nach Rom gesandt, um im Namen des Königs die päpstliche Absolution zu empfangen. Wie sehr beide Parteien den Vermittler ehrten, geht daraus hervor, daß der König denselben 1596 zum Erzbischofe von Rennes ernannte, der Papst aber die kostenfreie Ausfertigung der Bulle befahl. Vom Erzbischofe von Verona ward d'Ossat am 27. Oct. 1596 in der Kirche des heiligen Marcus zu Rom geweiht.

Doch entfernte ihn diese Ernennung nicht von seinem bisherigen Wirkungskreis, indem der König ihn von dem Residiren in seinem Erzbisthum als in Staatsdiensten nöthig, befreite, und ihn schon im September des folgenden Jahres zum Staatsrath ernannte. Alle Unterhandlungen, welche die Verhältnisse Heinrichs zu den italienischen Staaten herbeiführten, wurden größtentheils von d'Ossat geleitet, wenn er auch nicht den Titel eines Gesandten führte und meistentheils andere neben ihm in dieser Stellung zu Rom sich aufhielten. So beendete er glücklich in drei Wochen die Unterhandlungen über die Rückgabe der französischen Inseln If und Paneques, deren sich der Großherzog von Toskana in der Zeit bemächtigt hatte, als die Spanier siegreich gegen Heinrich IV. waren, zeigte in Person dem Senat von Venedig den Abschluß des Friedens von Vervins an, becomplimentirte im Namen des Königs die junge Königin von Spanien in Italien, und übernahm, als der französische Gesandte Herzog von Luxemburg 1598 von Rom abreiste, selbst die oberste Leitung der Geschäfte, unter welchen die Verhandlungen mit Savoyen über den Besitz von Saluzzo die wichtigsten waren. Sie zogen sich bis zum J. 1601 hin und wurden gegen den guten Rath von d'Ossat zum Nachtheile Frankreichs beendet, indem Heinrich die Landschaft abtrat, und sich dadurch eines Ortes beraubte, von welchem aus der Eintritt ins innere Italien ihm stets offen gestanden hätte. — Schon vor Beendigung dieser Angelegenheit war d'Ossat auf Ansuchen seines Königs vom Papst am 3. März 1599, zum Cardinal promovirt worden und blieb auch als solcher dem Interesse seines Herrn ergeben. Seiner Thätigkeit und Umsicht gelang es, den Papst für die Scheidung Heinrichs und Margaretha's von Valois zu gewinnen, die Curie über die in Frankreich verzögerte Publication der tridentiner Beschlüsse, sowie über die Erlassung des Edicts von Nantes zu beruhigen und selbst in der sehr schwierigen Dispensationssache des Herzogs von Bar mit Glück zu unterhandeln, welcher gegen den ausgesprochenen Willen des Papstes die protestantische Prinzessin Katharina von Frankreich, Heinrichs Schwester, geheirathet hatte. Dieses war auch die letzte bedeutende Verhandlung, welche d'Ossat am römischen Hofe für seinen König führte, indem er nicht lange nach Beendigung derselben am 13. März 1604 von Allen geachtet und geliebt starb. Durch Gaben des Geistes, durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Klugheit ersetzte d'Ossat so sehr den Mangel einer vornehmen Geburt, wie Thuanus (Histor. lib. 132) schreibt, daß er in Rom allen durch Geburt oder Glücksgüter Angesehenen gleichgeschätzt, den meisten noch vorgezogen ward. Seine Geschäftsbriefe nach Frankreich erschienen zuerst von den Gebrüdern Dupuy besorgt im J. 1624 Fol., und wurden dann von Amelot de la Houssaye 1697 in zwei Quartbänden mit Anmerkungen neu herausgegeben, welche Ausgabe mit vermehrten und verbesserten Noten zu Amsterdam 1707, 1714, 1732 in fünf Kleinoctavbänden nachgedruckt ward. Man rühmt seine Schreibart als rein, gedrängt und kraftvoll, die Art seiner Unterhandlung aber für den Diplomaten als so lehrreich, daß Chesterfield diese Briefe seinem Sohn als das beste Buch empfiehlt, aus dessen Lectüre er sich einen Takt für Behandlung politischer Verhältnisse bilden könne. — Natürlich enthalten diese Briefe auch einen Schatz von interessanten Notizen und Bemerkungen über allgemeine damalige Zeitverhältnisse *). (*Roepell.*)

*) Silberne Medaille, ½ Loth schwer. Le Cardinal d'Ossat. Brustbild dess. z. Linken. J. D. (d. i. J. Dassier, zu dessen Suite von Medaillen diese gehört). — Ein Grabmonument, auf welchem zwei kindliche Engel sitzen. Der eine hält einen Todtenkopf, der andere bläst die Posaune. Auf der Schrifttafel steht M. 1604. (App. ad Catal. num. vir. doct. per quae serv. Brixiae

Ossau, s. Nieder-Pyrenäen, Departement.

OSSEGG. 1) Eine dem alten Cistercienser-Stifte gleiches Namens gehörige große Herrschaft des leitmeritzer Kreises Böhmens, welche in der Ebene des Bilathales am Fuße des Erzgebirges liegt, deren Bevölkerung im J. 1830 5665 Seelen betrug, welche sich sämmtlich, wenige Protestanten abgerechnet, zur katholischen Religion bekennen und fast durchaus Teutsche sind. Die landwirthschaftlich benutzte Bodenfläche beträgt 14,134 Joch 1055 Q. Kl., davon waren 5380 Joch 613 Q. Kl. obrigkeitliche und 8754 Joch 442 Q. Kl. Rustikal-Gründe und zwar enthält das Dominicale 1532 Joch 1496 Q. Kl., ackerbare Felder, 144 Joch 1127 Q. Kl. mit Äckern verglichene Teiche, 36 Joch 77 Q. Kl. Gärten, 1 Joch 389 Q. Kl. mit Wiesen parificirte Teiche, 239 Joch 1283 Q. Kl. Hutweiden, 10 Joch 1532 Q. Kl. Weingärten und 2858 Joch 272 Q. Kl. Waldungen; — das Rusticale 6997 Joch 1394 Q. Kl. Felder, 9 Joch 103 Q. Kl. als Äcker und Wiesen parificirte Teiche, 3 Joch 165 Q. Kl. Trischfelder, 973 Joch 637 Q. Kl. Wiesen, 126 Joch 34 Q. Kl. Gärten, 423 Joch 654 Q. Kl. Hutweiden und 221 Joch 655 Q. Kl. Waldungen. An größern Hausthieren befanden sich am Ende des Monats April 1830 auf dieser Herrschaft 6 obrigkeitliche und 131 unterthänige Pferde, 431 St. Rinder der Obrigkeit und 3509 St. der Unterthanen, und Schafe besaßen Ende Mai 1828 die Unterthanen 3429 St. und die Obrigkeit 1643 St. Die Einw. treiben außer dem Feldbaue noch eine sehr ausgebreitete Obstbaumzucht, und etwas Schweine-, Bienen- und Geflügel-Zucht, und die Obrigkeit bei Obernitz auch Weinbau. In 28 Teichen wird eine höchst ergiebige Fischerei und bei den vielen und ausgedehnten Forsten auch eine wildreiche Jagd getrieben. Am Fuße des Erzgebirges sind in der Ebene ausgedehnte Braunkohlenflötze, auf welche in sieben rusticalen und drei obrigkeitlichen Brüchen gebaut wird, welche jährlich 30 bis 40,000 Kübel Braunkohlen ausbeuten. Auch mehre bedeutende Fabriken und Gewerbe sind auf dieser Herrschaft im Betriebe, besonders stark wird die Strumpfwirkerei und das Schuster- und Müllergewerbe betrieben. Das Justizamt der Herrschaft wird zu Neu-Ossek verwaltet, wo auch das Wirthschaftsamt seinen Sitz hat. 2) Ein Dorf, welches zum Unterschiede von Alt-Ossegg auch Neu-Ossegg genannt wird, im leitmeritzer Kreise Böhmens auf der gleichnamigen Herrschaft (50° 37′ 29″ nördl. Br., 31° 21′ 23″ östl. Länge und 145½ par. Kl. über der Elbe bei Hamburg, nach David), 4½ Meilen von der Kreisstadt und 1½ Meilen von Teplitz entfernt, am Fuße des Erzgebirges gelegen und vom Riesenbache durchflossen, mit 116 Häusern, 800 teutschen Einw., dem alten, berühmten Cistercienser-Stifte, der schönen Stifts-, und einer zweiten der heil. Katharina geweihten Kirche, einer wilden Fasanerie, Schäferei, einem Jägerhause, zu welchem ein Forstrevier von 987 Joch 671 Q. Kl. Waldboden gehört, einem großen Meierhofe, (Holzmühlhof), einem schönen und großen Stiftsgarten, der mehre hübsche Partien enthält, einem Brauhause, zwei Mahl- und einer Bretmühle. Es befinden sich dort eine Apotheke des Stiftes, drei Wundärzte, zwei Hebammen, zwei Handlungen und die k. k. privil. kloster-ossegger Wollenzeuchfabrik (wovon im folgenden Artikel), welche schon seit dem 17. Jahrh. besteht. Das Gebäude der letztern befindet sich einige hundert Schritte weit außerhalb des Klosters. Das Armeninstitut besaß am Schlusse des J. 1831 eine Stammvermögen von 1071 Fl. 38½ Kr. und die Einkünfte desselben beliefen sich im J. 1831 auf 3620 Fl. 28½ Kr., womit in demselben J. 143 Arme betheilt wurden. In der Nähe dieses Dorfes sind mehre fischreiche Teiche. In Hinsicht der Seelsorge ist das Dorf dem pfarrlichen Sprengel von Alt-Ossegg zugewiesen. 3) Alt-Ossegg, ein östlich von Neu-Ossegg gelegenes Dorf der gleichnamigen Stiftsherrschaft im leitmeritzer Kreise Böhmens, mit einer katholischen Kirche, Pfarrei und Schule, 20 Häusern und 123 teutschen Einw. Die hiesige Pfarre gehört zum biliner Vicariats-District der leitmeritzer Diöcese und steht unter dem Patronat des obrigkeitlichen Stiftes. Eingepfarrt sind außer Alt- und Neu-Ossegg die Dörfer Haan, Deutzendorf, Neudorf, Herrlich und Ladung, und die zur Herrschaft Dux gehörigen Dörfer Riesenberg und Langewiese mit einer Seelenzahl von 3125 Seelen im J. 1830. Die Pfarrkirche, welche den heil. Aposteln Petrus und Paulus geweiht ist, wurde schon im J. 1209 durch den prager Erzbischof Daniel consecrirt. Auf ihrem Kirchhofe befindet sich das Grabmahl des hier im J. 1802 auf einer Reise nach Teplitz verstorbenen Prinzen Joseph von Sachsen, eines Sohnes des Prinzen Xavier. In der Nähe dieses Dorfes befinden sich die Ruinen der Riesenburg, deren Besitzer einst die Herren dieser Gegend waren *). 4) Das Stift Ossek (s. den folgenden Artikel). Der Abt dieses Stiftes ist Prälat und Landstand des Königreichs Böhmen und Visitator in Böhmen, der Ober- und Niederlausitz. Dem Stifte steht das Patronatsrecht über die Pfarreien und Localien zu Alt-Ossegg, Janich, Klostergrab, Robschitz, Ugezd, Wissetschan und Wtelna zu, welche es auch durch Glieder seines Stiftes besetzt **).

(*G. F. Schreiner.*)

OSSEGG, richtiger OSEK (von osekat, abhauen, roden), berühmtes Cistercienserstift ad B. V. Mariam, in dem leitmeritzer Kreise von Böhmen, verdankt seinen Ursprung dem Wladiken Milgost, der im J. 1192 aus Waldsassen einige Mönche, darunter der erste Vorsteher Ruthard berief, sie in das von ihm bei dem heutigen Städtchen Maschau erbaute Kloster einführte, und zum Unterhalte der Stiftung, laut Stiftungsbriefes vom J.

in [Calogera] Raccolta d'opusc. scientif. e filol. T. XL. in Venezia. 1749. 12. p. XXXIV. Museum Mazzuchell. T. I. (Ven. 1761. fol.) p. 436. tab. 98. n. 8, wo n. 4 noch eine Med. desselben abgebildet ist. Appendice alla bibliotheca Firmiana. Mediol. 1789. 4. p. 26. n. 2.) Im Cab. zu Gotha. (*G. Rathgeber.*)

*) S. J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt. 1. Bd. leitmeritzer Kreis. (Prag 1833.) S. 145 fg. **) Jarosl. Schallers Topographie des Königreichs Böhmen ꝛc. (Prag und Wien 1787.) 5. Th. S. 146 fg.

Digitized by Google

1193, eilf Dörfer, worunter Maschau selbst, widmete. Die neue Anlage fand nur kümmerliches Gedeihen, vorzüglich litt sie durch die wiederholten Anfälle benachbarter Räuberbanden. In dem letzten dieser Anfälle wurden die Klosterbrüder lediglich durch das kräftige Einschreiten des Grafen Slawko von Bilin, aus dem Geschlechte der Herren von Riesenburg und Ossegg, gerettet. Dessen mächtigem Schutze für die Zukunft näher zu sein, verließ der größte Theil der Brüder das unheimliche Maschau, und ließ sich in dem von der Riesenburg nur eine Stunde entlegenen, außerdem aber noch durch eine eigene Burg bewahrten Dorfe Ossegg nieder. Die Flüchtlinge fanden bei dem Grafen Slawko die freundlichste Aufnahme, zumal dieser, wie es scheint, schon früher die Absicht gehabt, in Ossegg, wo seiner Ahnen Begräbniß, wo auch sein Bruder, der verstorbene oberste Kämmerer Grebis [1]), ruhete, ein Kloster zu begründen. Eine Kirche war demnach schon vorhanden, und ein nicht unbedeutendes Kirchengut, denn Borso, Slawko's anderer Bruder [2]), hatte als ein solches den Zehnten in Schwintschitz und ein Gut (septimana) in Grebissin gewidmet, und Borso's Sohn, der jüngere Slawko, den Zehnten in Wodolitz hinzugefügt. Diese Kirche nun verlieh der ältere Slawko den maschauer Flüchtlingen, er gab ihnen aus des obersten Kämmerers Nachlasse, hierzu von dessen Söhnen beauftragt, Biedna und Hirnscher, einen Antheil von der Villa Telci (Teltsch) in Mähren, der von einem gewissen Bohuta eingetauscht worden, den Zehnten in Mochta und einen Antheil von der Villa Bognich, wozu Chosata, des Grebis Sohn, noch seinen Weinzehnten in Mochta fügte. Aus seinem persönlichen Eigenthume gab Slawko das Prädium Ossegg, in seinem ganzen Umfange, das halbe Dorf Haan, Herrlich (Hirdloch), Schönfeld, (bei Schlackenwald), Domschlawick, Duban, den Zehnten in Zavidow, Briechin und Bethscow, ein Ackergut in Wodolitz, und zwei Mansen in Fridbach; endlich schenkte sein Sohn Boguslaus die Mühle bei Hostomitz, den Fruchtzehnten in Sirnchow, das Patronat der Kirche in Schlackenwerth [3]), und das Dorf Pasengrün. Alles dieses wurde durch einen Majestätsbrief Przemisl Ottokars I. vom J. 1207 bekräftigt, hatte jedoch die Folge, daß der erste Stifter, Milgost, in dem heftigsten Zorne gegen die Flüchtlinge entbrannte, diejenigen ihrer Gefährten, die in Maschau zurückgeblieben waren, gewaltsam austrieb, und die gesammten Stiftungsgüter wieder an sich zog. Ruthards Nachfolger, der Abt Hermann von Ossegg, führte zwar hierüber Klage bei dem päpstlichen Stuhl, und die Bischöfe von Prag und Ollmütz, und der Propst von Leitmeritz wurden vom Papst Innocentius III. im J. 1201 beauftragt, die Sache auf das Genaueste zu untersuchen, es ist indessen nicht bekannt, ob Hermanns Klage eine weitere Folge hatte. Er lebte noch im J. 1212. Sein Nachfolger, Slawko [4]), legte freiwillig die Inful nieder, und ging 1240 nach Preußen, den christlichen Glauben zu predigen; starb auch daselbst als Bischof. Der vierte Abt Weinhard, war in dem Zwiste zwischen König Wenzeslaw I. und dem Prinzen Przemisl Ottokar auf des Königs Seite; ihn dafür zu bestrafen, wurde das Kloster 1249 von dem Prinzen erstiegen und auf das Härteste behandelt; Weinhard selbst mußte mit dem ganzen Convent die Flucht ergreifen. Der Schaden wurde jedoch unter dem folgenden Abte Giselbert vollständig geheilt, zumal Przemisl Ottokar, der jetzt selbst den Thron bestiegen hatte, sich auf jede Weise bemühte, seine frühere Härte in Vergessenheit zu bringen. Darum beschenkte er auch das Kloster mit dem Zeigefinger des heil. Johannes des Täufers, den er 1252 in Ungern erbeutet hatte. Giselbert war zuletzt Abt in Ossegg und in Waldsassen zugleich. In Ossegg folgte ihm, durch Wahl vom J. 1266, Theoderich I. Im J. 1278 wurde das Kloster von den Völkern Kaiser Rudolfs I. überfallen, ausgeplündert und in Brand gesteckt; der Abt hatte sich nach Dresden geflüchtet, und kam erst im J. 1280 wieder. Im J. 1282 erbaute er in dem durch ihn zugleich mit Wernsdorf angekauften Klostergrab die Pfarrkirche zu St. Barbara; im J. 1284 wurde er als Abt nach Waldsassen versetzt. Auch der zehnte Abt Johann I. Gribelius, ein Mitglied der pariser Sorbonne, starb als Abt zu Waldsassen. Dieses Nachfolger, Ludwig, erwählt 1322, erlangte das Patronat zu Pirna, und starb 1332. Unter seinem Nachfolger Konrad II. wurde das ganze Stift ein Raub der Flammen. Noch Schrecklicheres erlebte der 16. Abt, Johann III., erwählt 1397; zweimal wurde das Kloster, das erste Mal von den Pragern, den 12. Julius 1421, und dann den 23. Sept. 1429 von den Taboriten so vollständig verwüstet und zerstört, daß es lange Zeit im Schutt liegen mußte. Bei dem letzten Überfalle verloren auch viele der Conventualen das Leben, daher es bei Henriquez, in dem Menologium Cisterciense, heißt: Passio Beatorum Martyrum Sanctae Mariae de Ossek, qui in con-

1) Der Name Grebis ist wol nicht entstellt. „Grebis, Camerarius sub Friderico duce. 1183 et 1190, sub Ll. Cladrub" heißt es in Balbins Verzeichnisse der größern und kleinern Reichsbeamten. Ohne Zweifel ist jedoch dieser Grebis eine Person mit dem Rabossa, Camerarius, der, laut des nämlichen Verzeichnisses, in Ll. eccl. Prag. anno 1194 vorkommt. 2) Wir sind, und nicht mit Unrecht, stolz darauf, den Namen dieses dritten Bruders gefunden zu haben. Er war selbst einem Millauer, in dessen Aufsatz über das Geschlecht der Riesenburge, Hesperus 1818, Junius Nr. 33 entgangen. In der Bestätigungsurkunde König Ottokars I. vom J. 1207 bei Jongelin, heißt es aber: „Quae duo borsa, Germanus praedictorum virorum, obtulit et filius ejus Zlauco decimas suas in Odiliz superaddens," während es heißen sollte: „Quae duo Borsa, germanus praedictorum" etc. 3) Des Bruschius Meinung, daß Schlackenwerth von einem Slawko von Riesenburg erbauet worden, dürfte demnach nicht so grundlos sein, wie Schaller annimmt.

4) Dieser Abt möchte wol selbst, wie auch Millauer angenommen, dem Geschlechte von Riesenburg angehörten. In diesem Falle würden wir sein Bisthum in Preußen für jenes von Pomesanien halten, und den Namen des ersten Bischofs von Pomesanien, des frommen Ernst, für die teutsche Übersetzung von Slawko; alsdann würde auch der Bischöfe von Pomesanien Hauptfeste, Riesenburg, nicht von dem Lande Resia, sondern von des Bischofs Stammburg benannt sein. Leider befinden wir uns außer Stand, ein Verzeichniß der Bischöfe von Pomesanien zu Rathe zu ziehen.

Digitized by Google

fessione fidei constanter persistentes, ab Hussitis immaniter interemti, cum palma Martyrii victores evolarunt in coelum. Die folgenden Äbte Franz II. erwählt im J. 1430, und Johann IV. erlagen beinahe der Last des Unglückes, welches der hussitische König Georg noch gar sehr erhöhte, indem er 1460 eilf Stiftsdörfer an Johann von Stambach verpfändete, gleichwie auch Wladislaw II. im J. 1485 die Dörfer Wodolitz, Mnichow und Sunicz, jetzt sämmtlich zu der Herrschaft Liebshausen gehörig, veräußerte. Der Abt Johann IV. starb im J. 1492. Nach ihm regierten Michael, erwählt im J. 1492, Martin, Bartholomäus, Jakob, Balthasar; die Zahl der Capitularen war aber so gering, die Mittel für ihren Unterhalt waren so dürftig, daß der kaiserliche Hof nach Balthasars, des 23. Abtes, Tode, 1579, beschloß, die sechs in Ossegg noch vorhandenen Geistlichen in andere Klöster zu vertheilen, die Klostergüter aber, gleichwie das benachbarte Schwatz, zur Verstärkung der ganz unzureichenden Dotation des Erzbisthums Prag zu verwenden. Solches geschah, mit päpstlicher Genehmigung, durch Urkunde vom 13. Junius 1580, und das Kloster stand verlassen, bis Johann Lohelius zur Regierung des Erzbisthums Prag berufen wurde. Gleich im J. 1614 erließ er ein wehmüthiges Schreiben an den Papst Paul V., um ihm das unverdiente Schicksal der Abtei Ossegg zu klagen, und auf ihre Wiederherstellung anzutragen, und seine unausgesetzten Bemühungen für diesen Gegenstand, hatten die Folge, daß der Orden im J. 1626 wieder in Ossegg eingeführt werden konnte, und zugleich den Besitz der ganzen Herrschaft übernahm. Der Abt von Königssaal, Georg Urath, zugleich Ordens-Visitator und General-Vicar, trat an die Spitze der neuen Gemeinde, und stand ihr bis an sein Ende, im J. 1634, treulich vor. An seine Stelle gelangte Johann V. Greifenfels von Pilsenburg, zugleich auch Abt in Sedlitz, Wellehrad, Königssaal und Saar, der Stolz und die Säule seines Ordens, ein Mann sonder Gleichen in Heiligkeit und Klugheit, in Demuth und Wissenschaft, in eiserner Festigkeit und christlicher Milde. Er starb den 8. März 1650. Sein zweiter Nachfolger, der 27. Abt Benedict Littwerig, erwählt im J. 1691, vollendete den seit Georg Urath begonnenen Neubau des gesammten Klosters durch Einweihung der prachtvollen Kirche, sammelte die wenigen Reste der ersten Stifter in einem eigenen Mausoleum, begründete sowol die Strumpf- als die Zeugfabrik des Klosters, und starb 1726 in hohem Alter. Der 30. Abt, Moritz Elbel, erwählt 9. März 1776, und früher Propst des Königklosters in Alt-Brünn, hatte kaum die Drangsale des bairischen Erbfolgekrieges überstanden (1778 mußte eine Brandschatzung von 40,000 Thlrn. an die Preußen bezahlt werden), als die Reformen Josephs beinahe den Untergang des Stiftes herbeiführten. Die Zahl der Ordensmänner wurde im J. 1785 von 50 auf 18 herabgesetzt, die Verwaltung der Güter dem Abte gänzlich entzogen. Diese Beschränkungen wurden aber im J. 1802 zurückgenommen, und im J. 1818 zählte das Stift 45 Individuen, worunter 1 Noviz, 6 Zöglinge der Theologie, 9 Kapläne, 7 Pfarrer und Localpfarrer, 2 Pedpste, 8 öffentliche Professoren, 3 ökonomische Officialen, 9 Conventualofficialen und Quiescenten. Die stattlichen Klostergebäude liegen an der Südseite des Dorfes, enthalten unter andern eine eigene Apotheke, und gewähren insbesondere von der Prälatur aus die herrlichsten Ansichten. Einige hundert Schritte weiter, außerhalb der Klostermauern, befinden sich die Gebäude der seit dem Ende des 17. Jahrh. bestehenden, von Kaiser Karl VI. gleich zu Anfange seiner Regierung privilegirten klosterossegger Wollenzeugfabrik, welche gegenwärtig 12 Wirker beschäftigt, die sogenannten ossegger Zeuche liefert, und in Prag in dem ossegger Prälatenhause, Altstadt, Egidigasse, Nr. 447, eine Niederlage hat. Diese Fabrik wurde zunächst errichtet, um die hiesige Klostergeistlichkeit zu bekleiden, fand aber auch bald Absatz in den böhmischen und mährischen Cistercienserklöstern, sowie später bei andern Orden und bei der Weltgeistlichkeit. Ihre Glanzperiode fällt demnach in die Zeiten von 1719—1780. Im J. 1787 beschäftigte sie noch 766 Menschen, worunter 23 Wirkergesellen, 33 Kämmer, 27 Steeicher, 21 Wickler, Zwirner, Sortirer, Wäscher, 620 Spinner für feines Wollengarn, 36 Baumwollenspinner, und damals verarbeitete sie jährlich 150 Stein inländische, 450 Stein sächsische Wolle, 5 Centner Baumwolle, für 1100 Fl. Farbezeug, woraus producirt wurden 70 Stück weiße Quinetten, farbige dergleichen 20 Stück, Berkan 20 Stück, Mantelzeuch 80, Kronrasche 170, Tuchrasche 50, Futterrasche, Sardin 90, Multon 15, Brüsselerzeuch 30, Kartinat 30, Kittei 200 Stücke. In den drei Jahren, von 1781—1783, wurden überhaupt für 53,780, von 1784—1786 nur für 38,948 Fl. Waare abgesetzt. Baaren Gewinn mag das Stift wol niemals von dieser Fabrik gehabt haben, in industrieller Hinsicht wurde sie aber für die Stiftsunterthanen sehr wohlthätig. Die Strumpffabrik, in der einst auf 15 Stühlen die so berühmten ossegger, oder wie sie später hießen, durer seinen Strümpfe gefertigt wurden, ist um die Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs eingegangen. Die Klosterherrschaft, größtentheils, obgleich am Fuße des Erzgebirges gelegen, flaches, fruchtbares und obstreiches Land, zählte im J. 1830 in 23 Ortschaften, wobei die in der Geschichte der böhmischen Rebellion so merkwürdige Berg- und Schutz-Stadt Klostergrab nicht eingerechnet, 5665 Seelen und 14,134 Joch Flächenraum; für den Betrieb der obrigkeitlichen Ökonomie bestehen sieben Meierhöfe und drei Schäfereien. Zu Obernitz treibt die Abtei einen nicht sehr bedeutenden Weinbau. Die Braunkohlenbrüche bei Wernsdorf, Ugezd und Strimitz, theils obrigkeitliches, theils Rusticaleigenthum, liefern jährlich 30 bis 40,000 Kübel. Herrlich hat einen sehr merkwürdigen, hepatischen Brunnen, den sogenannten Stänker. Außer dieser eigentlichen Klosterherrschaft besitzt Ossegg auch noch, von den Stiftungszeiten her, das Gut Skyrl, saatzer Kreises, welches in sieben Dorfschaften, auf einem Flächenraume von 4835 Joch, 258 Häuser und 1182 Menschen, auch die berühmte pülnaer Bitterwasser-Quelle enthält. In einem ältern Taxe ist die eigentliche Stiftsherrschaft zu

Digitized by Google

850,000, das Gut Skyrl zu 165,500 Fl. gewürdigt. Im Mittelalter hatte Ossegg auch namhafte Besitzungen in Meißen; eine solche war besonders das für Freibergs Bergbau so wichtige Dörrenthal, woselbst auch bis zum J. 1540 der Gottesdienst von Religiosen aus Ossegg versehen wurde. Gleichwie Dörrenthal, Dorotheae vallis, von der einen Seite auf die St. Dorothea, und folglich auf Preußen, insbesondere Pomesanien, zurückweist, so dient dieser Ort von der andern Seite zum Beweise, daß das benachbarte Purschenstein wirklich von einem Borso (von Riesenburg) erbauet, und nachmals von den Slawkos (Kreysigs Schlanken) von Riesenburg besessen wurde. Endlich müssen wir bemerken, daß das Frauenkloster Marienthal in der Oberlausitz dem Abte von Ossegg unterworfen war. — Vergl. Analecta monasterii Ossecensis. Dresdae, 1750. Micro-Chronicon monasterii B. V. M. de Ossek, ord. Cist. a fundatione usque ad praesentem annum 1709 deductum, per P. *Malachiam Welker*, S. Cist. ord. rel. Ossekiae professum. — Otto Steinbach von Kranichstein liefert in der diplomatischen Sammlung historischer Merkwürdigkeiten aus dem Archiv des gräflichen Cistercienserstiftes Saar in Mähren S. 251—253 das namentliche Verzeichniß der Äbte von Ossegg. (*v. Stramberg.*)

OSSELIN (Charles Nikolas), geb. im J. 1753 in Paris; wegen einiger Jugendsünden war ihm die Aufnahme unter die pariser Notare abgeschlagen worden, ein Urtheil, welches vom Parlament bestätigt wurde, als er an dieses appellirte und selbst seine Sache vor demselben führte. Beim Ausbruche der Revolution war er Advocat, und ergriff, wie so viele andere seines Standes, die Sache des Volks mit dem größten Eifer, trat in die pariser Municipalität von 1789 und dann in die den 10. Aug. 1792 gebildete insurrectionelle Municipalität, die sich damals der Regierung bemächtigte, wie er denn zu den thätigsten Anstiftern des Aufstandes gehörte, der an jenem Tage die Monarchie begrub. Als ein außerordentlicher Criminalhof eingesetzt wurde, um unter dem Titel: „der Verschwörer des 10. Augusts" alle die zu richten, welche an jenem Tage der Volkswuth entgangen waren, ward auch Osselin Mitglied desselben, zeigte aber mehr Mäßigung und Festigkeit als irgend einer seiner Collegen. Bald wurde er als Abgeordneter von Paris Mitglied des Nationalconvents; als solcher zeigte er, wie die andern pariser Abgeordneten, die entschiedenste Feindschaft gegen die Girondisten, stimmte für den Tod des Königs und redigirte die Proscriptionsgesetze gegen die Emigranten, in denen er doch einige mildernde Distinctionen zuließ. Gleichwol konnte er dem Vorwurfe des Moderantismus nicht entgehen und wie sehr er sich auch bald durch harte Anträge von diesem Vorwurfe zu reinigen gesucht hatte, verzieh ihm doch Robespierre nicht die unabhängige Stellung, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Die Gelegenheit, ihn zu vernichten, fand sich bald. Osselin hatte sich für eine junge gefangen gehaltene Dame, eine Frau von Charry, die der gegen die Emigranten ausgesprochenen Strafe verfallen war, interessirt, sie aus dem Gefängnisse befreit und ihr bei seinem Bruder, einem Geistlichen in Saint-Aubin, bei Versailles, ein heimliches Unterkommen verschafft. Als dieses herauskam, wurde eine Anklage gegen ihn beschlossen und er zur Deportation verurtheilt, vorläufig aber in Bicêtre gefangen gehalten. Den 8. Fructidor des zweiten Jahres der französischen Republik wurde er von Neuem als Theilnehmer an einer von den Gefangenen unternommenen Conspiration vor Gericht gestellt, vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, und im 40. Lebensjahre hingerichtet. Man hat von ihm eine kleine Schrift: Almanach du juré. 18. *) (*H.*)

OSSENBEEK (Jan, Johann oder Josse), geboren zu Rotterdam gegen 1627, berühmter Landschafts-, Thier-, auch Bambochiadenmaler [1]) und Kupferätzer oder Radirer. Nach den Studien, die er in seiner Heimath getrieben, begab er sich nach Italien, hielt sich daselbst, besonders in Rom, längere Zeit auf, ein Aufenthalt, der, nach seinen Gemälden zu schließen, den lebhaftesten Eindruck auf ihn zurückließ, sodaß man, weil er in Figuren oder Nebendingen im römischen Geschmacke malte, zu sagen pflegte: „er habe Rom nach Holland übergetragen."

In dem Charakter seiner Figuren als Thiere zeigt sich eine Ähnlichkeit mit P. de Laar, doch hat Ossenbeek mehr Edles, die Composition ist angenehmer, die Formen der Linien sind zarter gefühlt, es ist mehr Großartiges und überhaupt ein großer Reichthum der Ideen, wozu er, wie gesagt, Roms Umgebungen trefflich benutzte. Da er der Zeichnung der Figuren und Thiere sehr mächtig war, so stellte er oft Jahrmärkte, Reitschulen, Volksfeste und ähnliche Gegenstände mit reichen Figurengruppen mit vieler Wahrheit vor [2]). Sein Colorit ist vorzüglich kräftig, die Ausführung fleißig und vollendet; er vereinte die fleißige vollendete Manier der Holländer mit der freien Behandlung der Italiener.

Zum kaiserl. Hofmaler Leopolds I. ernannt, ging er mit Nikolas van Hoye, der denselben Ruf erlangte, nach Wien, hielt sich längere Zeit an dem Hofe des Kaisers auf, wurde mit vielen Aufträgen versehen und hatte Manches von den damaligen Merkwürdigkeiten des Hofes für den Hof oder für andere Kunstliebhaber darzustellen [3]). Später ging er nach andern teutschen Städten, wie z. B. nach Frankfurt a. M., Regensburg, an welchem Ort er 1678 im 51. Jahre verstarb. Als Radirer zeichnete sich Ossenbeek auch aus, indem er nach Bartsch (Peintre Graveur) eine Zahl von 59 Blättern, von welchen 27 nach andern Künstlern, Gemälden und Zeichnungen sind, radirte, und den Kunstsammlern diese

*) Biogr. univ. XXII, 207.

1) Mehre Kunstautoren begreifen unter dem Ausdrucke: Bambochiaden diejenigen Gemälde, welche Bauern und ländliche Scenen, wie sie Peter de Laar, genannt Bambocchio, malte, vorstellten. 2) Wie z. B. das radirte Blatt Bartsch Nr. 25 zeigt. 3) Dahin gehören z. B. die Festlichkeiten der damals zu Wien gehaltenen Vermählungsfeier, wo besonders das Ballet zu Pferde in 14 Bl. von van Hoye radirt ist. Ein wenig gekanntes Blatt von George Bouttats nach Ossenbeeks Zeichnung ist merkwürdig, weil es den 1666 zu Pferde gehaltenen Einzug des Kaisers in Wien darstellt, wo alle Reiter im Profil, und im Moment des Vorbeireitens bei der Kaiserin den Hut abziehen.

Digitized by Google

radirten Blätter hinterließ. Mehre derselben sind äußerst geistreich und sehr zart radirt, einige andere weniger glücklich durch die nicht gelungene Operation des Scheidewassers vollendet. Unter den größern nach seinen eigenen Zeichnungen oder Gemälden radirten Blättern ist, wie schon gesagt, das Campo vaccino und die Ansicht von Caffarelle von der Porta di S. Sebastiano zu Rom hervorzuheben, die Gruppen der Figuren sind äußerst lebendig und geistreich gezeichnet und geätzt. Ebenso gehören zu den bessern die großen Blätter nach Salv. Rosa, die Saujagd nach P. de Laar und besonders auch Christus beim Sturm im Schiffe nach Simon de Vlieger. Die guten Drucke der Blätter sind besonders die vor der Aufarbeitung mit dem Grabstichel und vor dem mit dem Grabstichel gestochenen Namen des Künstlers, und diese werden als selten betrachtet. Dahin gehört auch das Blatt „die Grotte der Egeria oder die Caffarelle" (Bartsch Nr. 25). Hier darf bei den seltenen Abdrücken die Platte oben nicht um drei Zoll abgeschnitten sein, indem die ganze Höhe der Platte acht Zoll beträgt.

Unter den von Ossenbeek nach verschiedenen Meistern radirten Blättern sind eilf Stück in der von D. Teniers zu Brüssel herausgegebenen Galerie des Erzherzogs Leopold von Österreich. Außerdem gibt es noch zwei Blätter nach seinen eigenen Zeichnungen, welche nicht im P. Graveur angezeigt, doch aber im Katalog von Rigal sich finden, nämlich: die Kinder zu Bethel von Bären zerrissen, 1 Zoll 6 Lin. hoch, 2 Zoll breit in quer Oval, und ein Blatt: einige Matrosen um ein Feuer sitzend, 2 Zoll 8 Lin. hoch, 4 Zoll breit. (*Frenzel.*)

OS SEPIAE, sogenanntes weißes Fischbein, (Meerschaum), Os de Seche ou Boufron; the Cuttlefish, Zeeschuim, ist die knochige Schuppe am Rücken des Tintenwurms, namentlich der Seekatze (des Kuttelfisches), Sepia officinalis. Es kommt in großen, manns handstarken, oben und unten bauchigen, auf einer Seite glatten, auf der andern rauhen, ovalen Schalen oder Krusten zu uns, die ganz weiß, locker, mürbe, leicht zerreiblich, wie Bimsstein, sind und scharf schmecken. Größtentheils besteht es (nach Hatchett) aus kohlensaurem Kalk, mit weniger animalischer Substanz verbunden; daneben will Karsten (s. Scherer's a. Journ. d. Chemie. V. S. 661), Spuren von phosphorsaurem Kalk darin gefunden haben.

Das etwa mit Sand, Bimsstein ꝛc., verfälschte Knochenpulver ist schwerer, fällt mehr ins Silber- oder Graulichweiße, und stößt beim Ausglühen nicht den brandigen Geruch des reinen und echten aus.

Das zu Kohle gebrannte, Os Sepiae ustum, Carbo oss. Sep., wurde sonst als ein magensäurewidriges Mittel, desgleichen unter Zahnpulver und, besonders von de Haen, gegen den Kropf gebraucht.

Übrigens kommt es unter die Zusammensetzung des venetianischen Malerlacks ꝛc. (Vergl. d. Art. Sepie.)

(*Th. Schreger.*)

Osser, s. Ossa.

OSSER, Osserkogel, ein durch seine Form ausgezeichneter, aus der südlich von ihm sich ausbreitenden hügeligen Ebene kegelförmig und ziemlich steil emporsteigender Berg im grätzer Kreise Steiermarks. Er liegt in jenem Gebirgszuge, der die Wasserscheide zwischen der Márz und Raab bildet. Der Osser bildet mit dem felsigen Lantsch und dessen nächster Umgebung einen Zug von Alpenkalkstein, welcher, getrennt von dem nördlich von ihm gegen Osten hinziehenden Zuge der nördlichen Kalkalpen, durch das rings umgebende Urschiefergebirge ganz isolirt wird. Sein ganzer Rücken ist mit einer dichten Rasendecke überzogen, und er hat auf seinen trefflichen Almen einen Viehauftrieb von 80 Stück Rindern. In seiner Nachbarschaft befinden sich die mirnitzer Höhle, der an seltenen Pflanzen reiche Lantsch, die Teichalm, durch eine gräßliche Mordgeschichte im Lande berüchtigt, der Tirnaugraben und die Breitenau, ein schönes Thal, das sich gegen das Márzthal ausmündet. Theils auf seinem Rücken und theils auf den benachbarten Höhen und in den genannten Thälern findet der Botaniker die Pettavia alliacea, Campanula pulla, Arabis corymbiflora, Potentilla Clusiana, Saxifraga Aizoon, das Delphinium intermedium, Rhododendron ferrugineum und noch andere viel seltenere Alpenpflanzen*). Von seinem beiläufig 4600 w. Fuß hohen Gipfel hat man eine entzückende Fernsicht über die Hügel und Flächen des grätzer Kreises und des ganzen untern Landes im Süden, und gegen N. NW. W. und SW. reihen sich Berge an Berge, und thürmen sich nahe und fern die mächtigen Hochgebirge von Obersteier, Kärnthen, Krain und Salzburg auf; der erstaunte Blick reicht von diesem Punkte von dem Ovanchiza-Gebirge hinter Varasdin bis in die Nähe des Großglockners und von der Ebene des südwestlichen Ungerns bis an die Landesmarken Italiens um Tarvis und an die Ponteba. (*G. F. Schreiner.*)

Ossera, s. Osicerda.

OSSERO (44° 46′ 35″ n. Br., 33° 18′ 40″ östl. L.), Städtchen auf der südwestl. Küste der Insel Cherso, und im District von Ossero, im Kreis Istrien, im küstenländischen Gouvernement des Königreichs Illyrien, war sonst der Sitz eines eigenen Bisthums, dessen Sprengel aber jetzt der Diöcese von Veglia einverleibt ist, dagegen ist ihr ein noch nicht wieder neu organisirtes Collegiat-Capitel geblieben. Sie hat eine reiche Kirche und Pfarre, mit welcher ein Dekanat verbunden ist, zu welchem außer der Pfarrei von Ossero noch die Local-Kapellaneien S. Giacomo, Punta Croce, Belles, Ustrine, S. Giovanni, Onie und S. Martino in Valle gehören, eine Elementarschule für Knaben, eine Sanitäts-Deputation (Deputazione di Sanità), welche dem Sanitätsamt in Cherso untergeordnet ist, 351 Häuser und 1463 Einwohner, welche einen kleinen Handel mit Bau- und Brennholze treiben. Ungefähr 120 Kl. von der Stadt gegen N. entfernt befindet sich der gegen alle Winde gesicherte Hafen von Biarro, 75 Kl. lang und 100 Kl. breit, mit einem sehr guten Ankergrund, über welchen dem Sani-

*) Steiermärkische Zeitschrift, herausgegeben vom Ausschusse des Lesevereins am Johanneum zu Grätz. (Grätz 1824.) 5. Heft. S. 162 fg.

Digitized by Google

täts-Amte zu Cherso die Hafenaufsicht zusteht. Er dient theils den Küstenfahrern bei widrigen Winden zum Zufluchtsort, und theils wird aus ihm auch Brennholz nach Venedig ausgeführt. Im J. 1824 ist über dem Kanal von Ossero, welcher die Stadt und die westliche Küste der Insel Cherso von der Insel Lussin trennt, eine Aufzugsbrücke zur Verbindung beider Inseln hergestellt, wodurch die Gemeindestraße, welche die Inseln Cherso und Lussin der Länge nach durchschneidet, mit einander verknüpft worden sind. Diese Gemeindestraße ist von ihrem Anfange, zu Faresina auf Cherso gegenüber von dem an der Küste Istriens liegenden Hafen Fianora, bis nach Ossero, auf einer Strecke von 8¾ Meilen und 210 Kl., blos ein Saumweg, der nur theilweise mit Bauerwagen befahren werden kann, von Ossero aber bis Lussin grande, in einer Entfernung von 3¼ Meilen und 110 Kl., ist er ganz fahrbar, eine Verbesserung, welche unter der franz. Regierung in den Jahren 1810 und 1811 ausgeführt wurde. Von Ossero führt ein felsiger Saumweg nach Punta Croce, dem südlichsten Orte der Insel Cherso. Von den Bergen, welche sich in der Nähe der Stadt Ossero erheben, sind mehre bei Gelegenheit der Vermessungen zum Behufe der Einführung des regulirten Grundsteuerkatasters trigonometrisch gemessen worden, als: die Felsenkuppe Velo Strazza 79,14 w. Kl. (südöstlich von der Stadt); nördlich von Ossero die flache Felsenspitze Pescenie 91,98 w. Kl.; in derselben Richtung der Boinak-Berg 116,76 w. Kl.; endlich östlich von der Stadt die Bergkuppe Lose 33,53 w. Kl. über dem Spiegel des adriatischen Meeres. (*G. F. Schreiner.*)

OSSERO, Kanal von, la Cavanella di Ossero genannt, ein 24 Kl. langer und 24 Fuß breiter Kanal (Meeresarm) zwischen der nordöstlichsten Spitze der Insel Lussin und der gegenüberliegenden Küste von Cherso bei der Stadt Ossero, der zur Zeit der Ebbe sehr seicht und dessen südliche Einmündung schon bedeutend vertragen ist. Die Reinigung und Vertiefung dieses Kanals wäre um so nothwendiger, als derselbe zur Winterszeit, wo die Befahrung des quarneriſchen Golfs der Seestürme wegen sehr gefährlich ist, den Handelsfahrzeugen eine gesicherte Fahrt darbietet; überdies bietet er die kürzeste Verbindung zwischen Istrien und Dalmatien dar, und endlich würde auch durch die Erhaltung dieses Kanals den Bewohnern des westlichen Theils der Insel Cherso der Absatz ihrer Producte und die Zufuhr der ihnen fehlenden Bedürfnißmittel sehr erleichtert. Die venetianische Regierung würdigte auch diese Vortheile und erhielt den Kanal mit der größten Sorgfalt, und zwar um so mehr, als durch ihn alle öffentlichen Gelder, welche für die Erhaltung der Truppen in Dalmatien bestimmt waren, transportirt wurden, theils um die damit beladenen Schiffe gegen widrige Winde und Stürme, theils aber auch um sie gegen Corsaren zu sichern. Sie ließ daher die Quai-Mauern an demselben mit bedeutenden Kosten aus großen behauenen Werkstücken aufführen und stets sorgfältig unterhalten. Seit dem Falle der Republik sind aber daran gar keine Arbeiten vorgenommen worden, obgleich ein Theil der Quai-Mauern in den Kanal gestürzt sind und die versunkenen Quadern Hindernisse für Schiffe darbieten, welche ein fünf Fuß tiefes Fahrwasser benöthigen. Es dient daher dieser Kanal gegenwärtig nur den kleinen Küstenfahrern, welche von Albanien und Dalmatien kommen, zu einer immer sichern Fahrt, und wird auch von ihnen sehr häufig benutzt. Mittels dieses Kanals werden auch die zunächstliegenden Bezirks-Insassen mit den benöthigten Bedürfnißmitteln versorgt, und Schafwolle, Käse, Wachs, Lämmer, gesalzene Fische, Lorberbeeren und Blätter, besonders aber Bauholz in einer bedeutenden Menge ausgeführt. Gegen Norden von diesem Kanal, ungefähr 100 Kl. von der Küste entfernt, wird ein Thunfischfang betrieben, dessen Ausbeute meist nach Venedig verführt wird und der gegenwärtig verpachtet ist. In derselben Gegend liegt nördlich von der Punta d'Ossero das Felsenriff Scoglio Levrera, welches sich 101,23 w. Kl. über die Meeresfläche erhebt. (*G. F. Schreiner.*)

OSSERO MONTE, die höchste Felsenkuppe auf der Insel Lussin, welche sich nach der trigonometrischen Messung d. k. k. österr. Grundsteuer-Kataster-Personals 307,42 w. Kl. über den Spiegel des benachbarten quarneriſchen Meerbusens erhebt. (*G. F. Schreiner.*)

OSSET, alter Name einer Stadt in Hispania Baetica, gegenüber von Hispalis, mithin am rechten Ufer des Bätis, mit dem Beinamen Julia Constantia, nach Plinius (H. N. III. 1, 3). Auf Münzen findet man die Aufschrift: OSET, OSSET, OSSAT, OSET und was man COSSET gelesen, ist Colonia Osset zu lesen; vergl. *Eckhel* D. N. I, 1, 27. *Ukert* II, 1, 373. (*H.*)

OSSETEN. Ein in der Mitte des Kaukasus zu beiden Seiten des Schnee-Alpengebirges und des russischen Passes nach Georgien von den Quellen des Terek bis zu den nördlichen Flüssen des Kur wohnendes rohes Gebirgsvolk, welches in ältern Zeiten einen Theil des Vorgebirges an der Kabardei inne hatte, von dessen Fürsten es immer noch in einigen Districten abhängig ist. Denn zu den Osseten rechnet man noch die an die große Kabardei stoßenden Duiguren mit dem kleinen Stamme der Tscherkesseten (welche einem besondern Rittergeschlechte, den Badilleten, unterwürfig bisher die Oberhoheit der kabardinischen Fürsten anerkannten) und ihre trotzigen freiern Nachbarn die Domfars. Die Sprache der Osseten, in der Pronunciation dem slavischen und dem Plattteutschen, in dem Organismus und einzelnen Stammwörtern noch mehr dem Persischen ähnlich (s. Klaproths Anhang über die Sprachen des Kaukasus zu seiner Reise. 2. B.), verdiente eine sorgfältige Untersuchung. Denn da ihr Land Ironistan, sie selbst Iri heißen (was an Iran und an die Ariani erinnert), so hat die Vermuthung Klaproths, daß sie von jenen medischen Sarmaten der alten Geschichte abstammen, viel für sich. Die Meinung Gaerbers und Güldenstädts, hier die Nachkommen der Uzen oder Polowzen, jenes den alten Russen so furchtbaren Räubervolkes, das im 14. Jahrh. bei der Ankunft der Mongolen verschwand, wiederzufinden, wird dadurch minder wahrscheinlich, daß man die uns bekannt gewordenen Wörterreste der uzischen oder polowzischen

Digitized by Google

Sprache vielmehr bei den benachbarten Tscherkessen als bei den Osseten gefunden hat (s. Klaproths Reise. 1. Th. Einleitung. Instructionen). Es ist aber nicht zu übersehen, daß die Osseten, auch Ossi genannt, in den älteren Geschichten der Georgier immer mit dem Volke der Lek, oder Leki zusammengestellt werden (so z. B. soll schon Alexander der Große einen Statthalter über die Ossi und Leki gesetzt haben; beider Völker bedienten sich die alten georgischen Könige gegen Armenien, späterhin waren die Ossi besonders Verbündete der Chasaren und Feinde der Georgier [1]); daß diese Verwandtschaft auch durch die Etymologie des Wortes Lek, welches im Ossetischen Mann bedeutet, bestätigt wird [2]); daß die Osseten jenes an die Stelle der Alanen getretene Gebirgsvolk im östlichen Kaukasus, die Lesgher, noch jetzt Leki nennen; daß diese Lesgher, wenn sie gleich bei Strabon, Plutarch und Zonaras schon Legae (Λεγαι und Λεγες) heißen [3]), sich als Alanen erweisen (s. Ritters Erdkunde. 2. Th. S. 846); sowie hinwiederum die Ossi als Assi oder Asen bei den Schriftstellern des Mittelalters mit den Alanen für gleichbedeutend gehalten werden, und daß also in dieser Hinsicht, wenn man nicht die Alanen (Albanen, Alpenbewohner) ganz allgemein als Bergbewohner erklärt, eine ganz andere Völkerverwandtschaft als die der medischen Sarmaten hier zum Grunde zu liegen scheint. Merkwürdig sind die verschiedenen Versuche zur Einführung des Christenthums, welche man bei den Osseten von jeher gemacht hat. Schon der christliche Kaiser Justinian I. setzte einen Osseten Rostow zum Statthalter von 39 Ortschaften am Flusse Ksani in Georgien. Die Königin Thamar von Georgien (1171—1198) verbreitete das griechische Christenthum über das ganze Gebirge und bis ans schwarze Meer [4]). Als hierauf die Mongolen eindrangen, und die Osseten theils zerstreut wurden, theils sich in das Gebirge versteckten, trat eine völlige Verwilderung ein. Nur die ossetischen Stämme, welche den georgischen Königen unterworfen wurden, blieben in christlicher Tradition. Im J. 1742 stellte der georgische Erzbischof der Kaiserin Elisabeth vor „die seit der Zerstörung des alten georgischen Staates freien Ossetiner, reich an Silber und Gold, seien seither zum Heidenthume wieder übergegangen; wenn man ihnen rechtgläubige Lehrer sende, würden sie wieder christlich werden." Einige Jahre nachher, als auch die Ältesten der Osseten Rußlands Schutz nachsuchten, bauten die hieher gesandten russischen Geistlichen (ein Archimandrit, zwei Äbte und ein Mönch) die Kirche zur Offenbarung des Herrn, und die neuerrichtete russische Commission zur Verbreitung des Christenthums, welche von 1746—1764 über 2000 Osseten taufen ließ, würde mehr Erfolg gehabt haben, wenn die hierauf zu Mosdock errichtete christliche Schule besser verwaltet worden wäre. (Auch soll im J. 1769 ein russischer Geistlicher durch die Schändung einer ossetischen Frau eine Reaction bewirkt haben.) Der Einfluß des krimmischen Khans, mit dem die Muhammedanischen Tscherkessen in Verbindung standen, die Eifersucht der kabardinischen Fürsten, welche eine Oberherrschaft über die nördlichen Osseten ausübten, und die Widerspenstigkeit der Gebirgsvölker überhaupt, welche einige verheerende Kriegszüge der russischen Generale (von Medem, und Zicicmow) in diesen Gegenden zur Folge hatten, waren auch große Hindernisse. Als Spuren des alten Christenthums findet man hier noch mehre alte Kirchen, die in den Monaten bezeichnete Verehrung des heil. Nikolaus (dem bei den Domfars eine alte Höhle gewidmet ist) und Georgs (über welche jedoch Elias [Ilia] als Schutzpatron des Landes, dem sie besonders Ziegen zum Opfer bringen, den Rang behauptet), die Feier des Sonntags (Gottestages), und der Osterfasten, und das Essen des Schweinefleisches. Aber die Taufe ist unter ihnen wieder abgekommen; sie feiern die Erscheinung des Neumondes, indem sie mit ihren Dolchen oder Messern gegen die Sterne und gegen den Mond schlagen, schwören bei Hunden, Katzen und Todten, behalten die alte Sitte der Blutrache, und haben, ungeachtet das Zeichen des Kreuzes bei ihnen eine große Rolle spielt, manchen jüdischen und heidnischen Aberglauben. Um das Vermögen beisammenzuhalten, heirathet der Ossete zu seiner Ehefrau noch die Witwe seines verstorbenen Bruders, bei den Duiguren oder Dugoren ist eine Art Lauberhüttenfest von acht Tagen. Um den Seelen der Verstorbenen Ruhe zu verschaffen (wie man sagt) reiten zwei oder drei Osseten einen schrägen Berg hinan, und der, welcher den höchsten Gipfel erreicht, wird von den übrigen, die hierauf tanzen und schmausen, geehrt und beschenkt. Ihre Kleidung ist Tscherkessisch. In ihren braunen oder lichten Haaren, ihrem röthlichen Bart, und ihrer fast ganz europäischen Gesichtsbildung (blaue Augen sind hier nicht selten) gleichen sie meistens den Bauern des nördlichen Rußlands. Sonst sind sie reinlich, einfach, gastfrei, vortreffliche Schützen, immer bewaffnet, hierdurch und als geborne Räuber furchtbar; doch jetzt, da die russische Oberherrschaft ihnen immer mehr Schranken setzt, ruhiger und der Viehzucht, der Jagd und da, wo es das rauhe Schiefer- oder Kalkgebirge zuläßt, dem Ackerbau ergeben. Ihre Silber- und Bleierze sollen vormals ergiebiger gewesen sein, auch findet sich bei ihnen dem Namen nach ein Goldfluß (Kesil); an Schwefel und Salpeter haben sie Überfluß. Merkwürdig ist der dort im Schneegebirge bemerkte buntgefiederte große Vogel (aus dem Geschlechte der Feldhühner), der den Steinböcken bei der Annäherung eines Jägers ein verrätherisches Zeichen durch Pfeifen gibt. Ihre Ältesten, von denen sie re-

1) Vergl. die georgische Geschichte vom König Wachtang in Klaproths Reise in den Kaukasus. 2. Th. 2) Aus der Gewohnheit kaukasischer Völker, sich in ihrer Sprache Männer zu nennen, habe ich schon an einem andern Orte die Identität der Abassen und der von den Griechen sogenannten Achäer deducirt, denn Agu, Achu heißt im Abassischen Mann. Siehe Caucasinarum regionum et gentium Straboniana descriptio. (Lipsiae 1804.) p. 12. 3) Vergl. meine in der angeführten Schrift (S. 60) vorgetragene Erläuterung des Namens der Lesgher, welcher Ritter in seiner trefflichen Erdkunde, 2. Bd. S. 854, beigetreten ist. Späterhin hat auch Klaproth (Kaukasische Sprachen. 1814. S. 1) dieselbe Erklärung gegeben. 4) Vergl. die 1827 zu München erschienene treffliche Geschichte des Königreichs von Trapezunt, von Fallmerayer. 5. Cap.

Digitized by Google

giert werden, heißen Aldar, Eldar (Herren) und ihre meistens durch die Schneeschmelze wie bei den ältesten Teutschen bestimmten Dörfer Kau, Kow (Gau); welches zur Erklärung des Wortes Kaukasus dient [5]). (Vergl. überhaupt die in der Einleitung zu meiner Caucasiarum regionum descriptio verzeichneten Reisebeschreiber, nunmehr auch Klaproths Reise und übrige Schriften; über die einzelnen Districte der Osseten die zu Weimar 1821 gedruckte Erdbeschreibung von Hassel ꝛc. 4. Abth. 1. B.) (*Rommel.*)

OSSETZ, ein kleiner Fluß im europäischen Rußland, der unweit Glugow, im Gouvernement Tschernigow, entspringt, von hier nach Kursk übergeht und in die Statthalterschaft Rjäsan fließt, wo er in die Okka fällt. (*J. C. Petri.*)

OSSIACH, 1) eine kärnthner Religionsfondsherrschaft im villacher Kreis Oberkärnthens, deren Verwaltungsamt in dem Markte Feldkirchen ist, mit einem Werbbezirk, in dessen Gebiete der Markt Feldkirchen, die Herrschaften Himmelberg, Ossiach und Bregrad, Poitschach und Rattmansdorf, die Güter Dietrichstein, Greifenburn und Lendorf, die Gülten Altendorf, Laab zu Rosenfeld und Schurian, das Pflegamt und Spital Feldkirchen, die Pfarrgülten Feldkirchen, Glanhofen, Himmelberg, Tiefen und Wachsenberg, und die Kirchengülten Glanhofen, Gnesau, Himmelberg, Pernegg, Steuerberg, Teuchen, Tiefen, Wachsenberg und Verschlin liegen und der im J. 1832 eine Bevölkerung von 14,006 Seelen umfaßte, mit einem Ortsgericht und einem Burgfrieden. In dem Territorium dieses Bezirkes liegt der ossiacher See und das Magdalenenbad bei Feldkirchen; es befinden sich Sensenschmieden zu Himmelberg, Kupferhämmer bei Feldkirchen, ebendaselbst auch Streck-, Stahl- und Schwarzblechhämmer und Torfgräbereien. Bezirkswundärzte befinden sich zu Feldkirchen und Himmelberg. Diese Herrschaft war einst ein Eigenthum des aufgelassenen Benedictinerstiftes zu Ossiach, und noch immer steht ihr das Patronatsrecht über die Pfarreien zu Ossiach, St. Joseph an der Tratten und St. Ulrich bei Feldkirchen zu. 2) Ein Dorf in der gleichnamigen Herrschaft im villacher Kr. Kärnthens, am südlichen Ufer des gleichnamigen Sees zwischen Obstbäumen am Fuße bewaldeter Berge gelegen, mit einer kath. Pfarre, Kirche und Schule, zu welcher im J. 1834 417 Einw. gehörten (außerdem acht Protestanten). Die Pfarre liegt im Dekanat Feldkirchen des gurker Bisthums; das Patronatsrecht steht der gleichnamigen Religionsfondsherrschaft zu. Das große Gebäude des ehemaligen Stiftes dient gegenwärtig zur Wohnung für den Pfarrer, Lehrer und das Personale des k. k. Ärarial-Gestütes; bemerkenswerth sind in diesem Gebäude der sogenannte Kaiser- und der Capitelsaal. Die Kirche ist klein und unansehnlich und nur das Grabmal des Polenfürsten Boleslavs des Kühnen, ein aus Holz künstlich geschnitzter Altar und die Fresken am Kirchengewölbe bemerkenswerth. Der 166 Schritte lange Stall des Gestütes ist schön und dient zur Aufnahme der Pferde im Winter; im Sommer werden sie auf die Alpen getrieben. Dieses k. k. Militairgestüte wurde mit einem großen Kostenaufwande hergestellt und eingerichtet, indem viele Moorgründe trocken gelegt, die Wasser abgeleitet, Gestrüppe ausgerottet, Brunnen gegraben werden mußten u. dgl. m. Die vorhandenen Gründe begreifen 142 Joch Äcker, 370 Joch Wiesen und 400 Joch Hutweiden, welche jedoch nicht im Zusammenhange liegen, sondern zu Ossiach, Bregrad, Arnoldstein, am Tauern und auf der Mühlstädter-Alpe zerstreuet liegen. Es sind überdies noch an 1200 Joche vorhanden, die nur zur Weide umgewandelt werden dürften, um bessern Ertrag als bisher zu liefern. Das Klima ist übrigens rauh, der Schnee bleibt oft fünf bis sechs Monate liegen und die Alpen können höchstens vier Monate benutzt werden. Der Zweck dieses Gestütes besteht vorzüglich darin, Hengste für die k. k. Beschäl-Stationen zu ziehen, welche bestimmt sind, im Lande vertheilt zu werden, um die Landeszucht zu verbessern. Die schönsten jungen Stuten werden zu Ergänzung des Gestütsfonds zurückbehalten, die nicht ganz tauglichen oder ältern werden mittels Versteigerung hintangegeben. Die gesammte Anzahl der Pferde belief sich im J. 1816 auf beiläufig 220 Stücke. Das Gestützeichen ist ○ auf dem linken Hinterbacken [1]). 3) Das ehemalige am ossiacher See bestandene, von Kaiser Joseph II. aufgehobene Benedictinerkloster, war das älteste im Herzogthume Kärnthen. Die Zeit seiner Stiftung ist ungewiß. P. A. Eichhorn meint es in das 6. oder 7. Jahrzehent des 8. Jahrh. setzen zu können [2]). Nach der gemeinen Meinung und einer im Kloster erhaltenen Überlieferung zufolge soll es im J. 689 Ozzi, ein heidnischer Wende, Dynast von Treffen und mit Irnburg vermählt, dessen Sohn Poppo, nachheriger Patriarch von Aquileja, zu Rom Christ geworden und der nach des Sohnes Rückkehr auch zum Christenthume bekehrt worden war, auf seinen Besitzungen am See gestiftet und von ihm den Namen Ozziaquae, Ozziak, Oscewach, Ossiach erhalten haben. Nach dem Tode des Herzogs Khetimar, unter dessen Regierung die Stiftung dieses Klosters geschah, vertrieben die Karantaner die Boten des neuen Glaubens und kehrten wieder zum alten Heidenthume zurück, damals zerfiel auch das kaum gegründete Stift wieder. Mehr als 100 Jahre hindurch findet

5) Nach *Isidori* Etymologicon heißt Cas, Casis in der scythischen oder altatarischen Sprache weiß; ich habe früher mit Hinzuziehung des persischen كوه Gkau, Cow, den Kaukasus als Schneeberg erklärt (de nomine Caucasi p. 62 der angeführten Schrift), aber noch näher liegt das ossetische Wort. Die bei Strabon anerkannte Identität von Caspius und Caucasus (Caspi und Caucas) führt auf die auch in Alpen verborgene Wurzel Pi = Berg.

1) S. Michael v. Erdelyi's Beschreibung der einzelnen Gestüte des österreichischen Kaiserstaates, nebst Bemerkungen über Hornviehzucht, Schafzucht und Ökonomie. (Wien 1827.) S. 57.
2) S. Beiträge zur ältern Geschichte und Topographie des Herzogthums Kärnthen. Von Ambros. Eichhorn von St. Blasien im Schwarzwalde, Mitglied des Benedictinerstiftes St. Paul und Präfect des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt. (Klagenfurt 1817.) 1. Sammlung. S. 151 fg.

Digitized by Google

man hierauf keine Spur von dem Daſein deſſelben in der Landesgeſchichte. Erſt im 9. Jahrh. taucht das Kloſter wieder auf. Damals ließ König Karlman unter dem erſten bekannten Abte Verinolf dort eine ganz neue Kirche bauen und vergabte am 9. Sept. 878 im dritten Jahre ſeiner Regierung an dieſelbe einen großen um das Stift herumgelegenen Bezirk. Im 9. Jahrh. wurde das Stift abermals durch die Magyaren zerſtört. Wer es nach dieſer Verwüſtung wieder hergeſtellt, woher es ſeine neuen Bewohner erhalten, und wie lange es in ſeinen Ruinen gelegen ſei, iſt unbekannt; nur ſoviel iſt gewiß, daß es nach der Mitte des 11. Jahrh. wieder in der Blüthe ſtand. Wolfram war damals Abt, er ſoll nachher Biſchof in der treviſer Mark geworden ſein. In jener Zeit kam Gebhard, Erzbiſchof zu Salzburg (zwiſchen 1060 und 1065) nach Kärnthen, um das verfallene Zehntrecht wieder in Ordnung zu bringen. Nach Maria Saal (Zol) beſchied er den hohen und niedern Adel und alle Güterbeſitzer, ſich die Zehntbefreiung durch Geld zu erkaufen, oder ſich zu pflichtſchuldiger Leiſtung deſſelben zu bequemen. Auch Abt Wolfram fand ſich dort mit ſeinem Advocaten Otto ein, und löſete das Zehntrecht in allen Beſitzungen ſeines Stiftes von den Anſprüchen des Erzbiſchofs um zehn Bauernhöfe, die er ihm abtrat [3]). Auf Wolfram folgte als Abt Teucho. Damals ſtarb zu Oſſiach (1089) Boleslaus II., König von Polen, welcher, nachdem er ſeinen Bruder, den heil. Stanislaus, Biſchof von Krakau, in der Kirche am Altar ermordet hatte, vom Papſte Gregor VII. mit dem Kirchenbanne belegt und weil er Allen ſeiner Laſter und Unthaten wegen verhaßt und ſeinem Reich entflohen war, und hier neun Jahre als Stiftsknecht gedient hatte. Erſt vor ſeinem Tode hatte er ſeinen Stand und die Urſache ſeiner Flucht und Buße dem Prieſter entdeckt. Unter dem Abt Ezzelino wurde (1136) zu Villach in der Kirche des heil. Jakob der Streit wegen des Zehentens mit dem Erzbiſchofe Konrad von Salzburg beigelegt. Abt Simon erhielt (1149) von K. Konrad II. die Beſtätigung der alten Privilegien. Dem Abte Hildeward beſtätigte der letzte Trumgauer, Herzog Ottokar VI., die von ſeinem Vater dem Stifte gemachte Schenkung der Kirche zum heil. Jakob (quae sita est in Provincia, quae Rase dicitur) in Gegenwart des Patriarchen von Aquileja Piligrin. Im J. 1262 zur Zeit des Abtes Berthold II. conſecrirte der päpſtliche Legat Thomas von Squillau, welcher vom Papſte nach Salzburg geſchickt worden war (pro reformatione Salisburgensis ecclesiae), die am nördlichen Ufer des See's gelegene Kirche St. Peter. Dem Abte Werner II. (geſt. 30. Apr. 1300), der in den Acten des Stiftes der Heilige genannt wird, ſind nach der Legende von der Mutter des Heilandes jene drei kryſtallenen Kugeln auf den Altar gelegt worden, welche die Mönche bei Beſeſſenen, Raſenden, Tauben, Stummen, Blinden gebrauchten. Der Seſſel, an den die Kranken angebunden, hierauf in die Sonne geſtellt und mit einer durch die Strahlen derſelben erhitzten Kugel gebrannt wurden, wird in einer Seitenkapelle der Kirche noch immer gezeigt. Abt Ulrich II., der 34. in der Reihenfolge der Äbte von Wolfram an, erhielt im J. 1401 vom Papſte Bonifaz IX. den Gebrauch der Inful und das Recht, andere Pontificalien auszuüben, als: den Mönchen die untern Weihen zu ertheilen, die zum Gottesdienſte gehörigen Gefäße einzuweihen u. dergl. Unter Leonhard brannte am Tage des heil. Leonhard im J. 1484 das ganze Stift ab. Von jener Zeit an hörte auch das früher hier beſtandene Nonnenkloſter deſſelben Ordens auf. Noch in demſelben Jahre dankte dieſer Abt ab und erhielt zum Nachfolger den Mönch Daniel, der alſogleich an die Wiedererbauung der eingeäſcherten Stiftsgebäude Hand anlegte, deren Ausbau aber erſt der Abt Erasmus (geſt. 1570) unternahm. Für die Bibliothek ſorgte beſonders Adam (Schrötl) und vermehrte ſie durch viele gute Werke (geſt. 25. Jul. 1595), worin ihm Georg Wilhelm (Schweizer) rühmlichſt nachſtrebte (geſt. 5. Nov. 1628). Unter dem Abte Chriſtoph (Capponigg) gewählt im J. 1656, drohte das Kloſter gänzlich auszuſterben; man traf daher 1672 die Einrichtung, daß die Mönche, der geſündern Luft wegen, in dem neuangekauften Schloſſe Bernberg an der Drau einige Zeit wohnen ſollten. Auch die folgenden Äbte zeichneten ſich meiſt durch ihren Eifer für das Beſte des Stiftes vortheilhaft aus [4]).

(*G. F. Schreiner.*)

OSSIACHER SEE, ein anmuthiger, kleiner Gebirgsſee, zwiſchen Villach und Feldkirchen, im villacher Kreis Oberkärnthens. Dieſer See breitet ſeinen Spiegel, der einen Flächenraum von 700 Joch (zu 16,000 Q. Kl.) bedeckt und eine Länge von 6000 bei einer Breite von 40—350 Kl. hat, in einem ſchmalen, von beiden Seiten mit mäßig hohen Waldbergen eingefaßten Becken aus, deſſen weſtliches Ende den ſchönſten Proſpect gibt, weil ſich dort die ſtattlichen Ruinen der alten Burg Landskron zeigen, gegen Süden die hohen Kalkwände der kärnthneriſch-krainiſchen Grenzgebirge ſich erheben, und das Thal und Schloß von Treffen einen ſehr maleriſchen Anblick gewähren, der durch die Vorberge der görlitzer Alpen noch erhöht wird. Die beiden Endpunkte des Sees ſind flach, ſumpfig und mit Schilfe bewachſen; dem weſtlichen Ende entwindet ſich der Seebach, der das Waſſer dieſes Sees der Drau zuführt. An ſeinen Ufern liegen die Ortſchaften Sattendorf, Stäkweingarten, St. Urban, Thöran, Bodendorf und Steindorf; am nördlichen Ufer, Unternberg, Alt-Oſſiach, Rappitſch, Oſſiach, Oſtriach und Heiligenſtadt. In der Nähe des letztern Ortes ſtrecken ſich zwei Landzungen in den See hinein und bilden zwei Buchten, deren es aber auch noch mehre gibt. Die Schiffahrt auf dieſem See iſt höchſt unbedeutend, dagegen der Fiſchfang um ſo beträchtlicher, da der See einer der fiſchreichſten Kärnthens iſt und viele edle Fiſcharten beherbergt. Die kleinen Kähne der Fiſcher ſind

3) S. Annus Melesimus antiquissimi Monasterii Ossiacensis Ordin. S. Patris Benedicti. Ab Adm. Rev. Religiosissimo etc. P. *Josepho Wallner* (Salisburgi 1749.) p. 60.

4) Die Abbildung des Stiftes findet ſich bei Valvaſor. S. 153.

Digitized by Google

faſt die einzigen Fahrzeuge, welche man auf ſeiner eng eingeſchränkten Waſſerfläche wahrnimmt. An ſeinem ſüdlichen Ufer zieht ſich der oſſiacher Bezirks- und Landweg und am nördlichen Geſtade die feldkirchner Bezirksſtraße hin. In dieſen See ergießen ſich der Steindorf-, Golzillech-, Gaſchlodnig-, Langenerlach-, St. Joſeph-, Tſchöran-, Tiebel- und Tauerbach. (*G. F. Schreiner.*)

OSSIAN, OISIAN, berühmter Barde, der nach der gewöhnlichen, wiewol nicht ganz verbürgten, Angabe, ums J. 300 n. Ch. lebte. Sein Vater Fingal (Fionnghal), ſoll ein kaledoniſcher (hochſchottiſcher), nach Andern ein irländiſcher Held geweſen ſein. Mit vielen berühmten Sängern des Alterthums ſoll Oſſian, einer durch Jahrhunderte unter den Bergſchotten und Hebridiern fortgepflanzten Tradition zufolge, das Schickſal der Blindheit getheilt haben. Der blinde Oſſian [1]) iſt unter jenen Volksſtämmen faſt ebenſo bekannt, wie der ſtarke Simſon oder der weiſe Salomo. Oſſian, der letzte ſeines Stammes, iſt dort zum Sprüchworte geworden, um einen Mann zu bezeichnen, der das Unglück hatte, ſein ganzes Geſchlecht zu überleben, und durch Geſang den troſtloſen Schmerz über den Verluſt ſeines im Kampfe gefallenen Sohnes Oskar zu mildern ſuchte. Daß die Gälen in Hochſchottland und auf den Inſeln Geſänge aufbewahrten, die ihren Stolz ausmachten, wußte man aus Buchanans Historia Scotiae. Aber in ihrer unverſtandenen Sprache blieben jene Lieder andern Völkern lange ein vergrabener Schatz. Den Namen Oſſian erwähnt ſchon im 12. Jahrh. Giraldus Cambrensis. Noch öfter wird in alten engliſchen Handſchriften, unter andern in einer vom J. 1489, Fingals, als eines großen Helden, gedacht. Der Biſchof Carswell klagt in der Vorrede eines 1567 zu Edinburg gedruckten Gebetbuchs und Katechismus, daß das Volk mehr auf weltliche Geſchichten von Kriegern, wie Fingal, achte. Im einem Gedichte vor der von Kirk beſorgten gäliſchen Ausgabe der Pſalmen (Edinburg 1584) wird des Hochlandes und der Hebriden „als des edeln Sitzes des Helden Fingal" gedacht. Ebenſo wird in einem Anhang irländiſcher Gedichte, der ſich bei der von F. O. Molloy herausgegebenen Grammatica Hibernica (Romae 1677. 12.) befindet, Fingal „die Blume der Großen und Helden" genannt.

Der Erſte, welchem die Idee kam, jene Bardengeſänge zu ſammeln, die bisher dem größten Theile der engliſchen Literatoren völlig unbekannt geblieben zu ſein ſchienen, war ein Hochländer, Hieronymus Stone von Dunkeld. Er theilte in dem Scotish Magazine vom J. 1755 mehre jener Geſänge mit, von ihm in engliſche Verſe überſetzt. Die Urſchrift ward durch Chalmers in London bekannt, welcher Stone's literariſchen Nachlaß gekauft hatte [2]). Es war die Geſchichte des Todes Traochs durch die Verrätherei ſeiner Schwiegermutter, welche Stone mit der Homeriſchen von Bellerophon verglichen hatte. Gleichzeitig machte A. Pope, ein Landprediger zu Rea in Caithref, eine Sammlung mehrer Gedichte Oſſians bekannt. Entſchieden lenkte ſich indeß die Aufmerkſamkeit auf jenen berühmten Barden erſt im J. 1759.

Um jene Zeit hatte James Macpherſon, damals Hauslehrer bei Graham, auf Home's Verlangen, einige Bruchſtücke von altſchottiſchen Liedern überſetzt, in denen man die Nachklänge von Oſſians Harfe zu vernehmen glaubte. Dieſe Lieder wurden zu London im J. 1760 in Octav gedruckt unter dem Titel: Remains of ancient Poetry, collected in the Highland of Scotland, and translated from the Galic or Erse language. Nachdem Macpherſon, um noch andere Geſänge ähnlicher Art zu ſammeln, durch Home und Robertſon unterſtützt, zu den Bergſchotten gereiſt war, ließ er im J. 1762 zu London das größere Gedicht Fingal, nebſt 16 kleinen, und 1763 Temora nebſt 5 kleinen, ſämmtlich in Quart, drucken. Im J. 1765 erſchienen die Gedichte, die er auf dieſe Weiſe herausgeben wollte, geſammelt unter dem Titel: The Works of Ossian, the son of Fingal translated, in zwei Quartbänden, welche ſeit dem J. 1773 wiederholt in Octav und Duodez gedruckt wurden. Eine vorzügliche Ausgabe iſt die, welche zu Glasgow 1799 in zwei Bänden in klein Octav unter dem Titel erſchien: *James Imrays* pocket-edition of Ossian's Poems, translated by *James Macpherson*, Esq, with the principal Dissertations, on the Aera and Poems of the author. Die neueſte und beſte Ausgabe führt den Titel: The Poems of Ossian, translated by *James Macpherson*, Esq., authenticated, illustrated and explained by *Hugh Campbell.* (London 1822) 2 Voll. Zur Zierde gereicht dieſer Ausgabe eine Karte, welche die Scenen von Fingals Landungen und Kämpfen erläutert [3]).

Die nähern Umſtände, welche zur Auffindung der Werke Oſſians Veranlaſſung gaben, ſchildert die nachfolgende Stelle eines Aufſatzes in den engliſchen Miscellen. „Die Schotten," heißt es daſelbſt [4]), „hatten ſchon früh, gleich andern rohen Völkern, die Harfe und Sackpfeife. Der Dichter und der Spielmann vereinigten ſich in derſelben Perſon. Man wußte die Lieder Anfangs nicht beſſer, als im Gedächtniſſe aufzubewahren. Aber im 6. und 7. Jahrh. nach Einführung des Chriſtenthums zeichneten theils die Barden, theils die Mönche einige von dieſen Gedichten auf. Die Häuptlinge der ſchottiſchen Hochländer hielten in den folgenden Jahrhunderten noch immer ihre Barden, aber Niemand bekümmerte ſich um die meiſtens gedächtnißweiſe überlieferten Geſänge.

1) Oisian dall. 2) Man findet dieſe Gedichte gedruckt in dem Report of the Committee of the Highland Society of Scotland, appointed to inquire into the nature and authenticity of the Poems of Ossian. Drawn up, according to the directions of the Committee, by *Henry Mackenzie*, Esq. With a copious appendix, containing some of the principal documents, on which the Report is founded. (Edinburgh 1805.) Vergl. Ergänzungsblätter zur Allgem. Literaturzeitung. 1817. Nr. 39. S. 305 fg. Nr. 40. S. 313 fg.

3) Eine neue Ausgabe in einem Band in gr. 8., von dem Buchhändler Ernſt Fleiſcher in Leipzig beſorgt, führt den Titel: The Poems of Ossian, translated by *James Macpherson*, Esq., to which are prefixed a preliminary discourse and dissertation on the Aera and Poems of Ossian. 4) 2. Bd. 1. St. S. 34.

Digitized by Google

Um die Mitte des 18. Jahrh. wollte man die Bibel und andere Erbauungsbücher in das Erſiſche übertragen. Man brauchte Worte und Redensarten. Dieſe waren nirgends zu finden, als in den alten erſiſchen Liedern. Man fand aber mehr, als man ſuchte; die Bardengeſänge ſchienen an und für ſich der Aufmerkſamkeit werth, die ſich entſchieden darauf hinlenkte, ſeit ein bergſchottiſcher Student der Theologie, James Macpherſon, einige gäliſche Bruchſtücke überſetzt hatte."

Wichtig iſt die von Hugh Campbell ſeiner vorhin angeführten Ausgabe der Oſſianſchen Gedichte (London 1822) beigefügte Abhandlung über die Echtheit derſelben, die bald nach ihrer Erſcheinung mehrfach bezweifelt ward. Von Macpherſon waren alle jene Gedichte für Überſetzungen aus den gäliſchen Liedern des alten Barden Oſſian erklärt worden. Er wollte ſie aus dem Munde des Volkes in den ſchottiſchen Hochlanden geſammelt haben. Ihre Überſchriften hatten dieſe Lieder von Helden, deren Thaten, Liebe und Schickſale ſie beſangen, oder von Orten, deren Begebenheiten ſie feierten. In einigen Recenſionen vom J. 1762 hielt man dieſe Gedichte für Macphersons eigene Erfindung. Offenbar würde ihm, wenn er, ungeachtet aller Beweiſe, die man zur Behauptung des Gegentheils aufgeſtellt, der Verfaſſer jener Gedichte wäre, einer der ausgezeichnetſten Ehrenplätze am engliſchen Parnaß gebühren. Denn Niemand, der nicht für wahre Poeſie unempfänglich oder von engliſchen Nationalvorurtheilen eingenommen wäre gegen Alles, was einen Schotten zum Urheber hat, könnte den hohen Werth dieſer merkwürdigen Erſcheinung in der poetiſchen Literatur bezweifeln. Manche Kritiker behaupteten, dieſe Gedichte rührten wenigſtens nicht von Oſſian her, geſetzt, daß ſie auch als alte ſchottiſche Volkslieder zuſammengetragen worden wären.

Nachdem der berühmte Johnſon (1775) ſie für untergeſchoben erklärt hatte, folgten mehre, die ſeiner Meinung beipflichteten, unter andern W. Shaw in der Schrift: Enquiry on the authenticity of the Poems of Ossian (London 1781), und beſonders Malcolm Laing in ſeiner Critical and historical Dissertation on the antiquity of Ossian's Poems (Edinburgh 1805), und in dem vierten Bande ſeiner History of Scotland. In Teutſchland erklärte ſich beſonders Adelung gegen ihre Echtheit [5]). Als Hauptgründe führte man an, daß in ſo frühen Zeiten, um das Jahr 300 n. Ch., ſchwerlich an Gedichte von ſolcher Zartheit, zumal bei dem rothen Naturzuſtande des Volks in Weſtſchottland, zu denken ſei; daß jene Gedichte ſich unmöglich 14 Jahrhunderte durch mündliche Tradition hätten fortpflanzen können, und wenn dies auch möglich geweſen wäre, minder verſtändlich ſein würden.

Gegen dieſe Anſichten erhoben ſich manche Vertheidiger der Echtheit jener Gedichte. Aber ſie gaben ſich manche Blößen in ihren ſchwärmeriſchen Vorſtellungen von dem hohen Alterthume der Kelten und der frühern Bildung ihrer Druiden. Überdies konnten jene Vertheidiger der Echtheit nur beweiſen, daß Macphersons Arbeit nicht etwas von ihm ſelbſt Verfertigtes und Untergeſchobenes ſei, ſondern daß man wirklich Originale zu ſeinen engliſch bearbeiteten Geſängen unter den Bergſchotten finde, und daß man dieſe Geſänge dem Oſſian beilege. Immer aber fehlte noch der Beweis, daß ſie wirklich von jenem Oſſian herrührten, der um das Jahr 300 n. Chr. gelebt haben ſollte.

Zu den angeſehenen Männern von gelehrten Kenntniſſen und Geſchmack, welche für die Echtheit jener Gedichte den Kampfplatz betraten, gehörten: Hugh Blair, Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. A. Beachtet zu werden verdienten beſonders Hugh Blairs Critical Dissertation on the Poems of Ossian, bei den meiſten Ausgaben des Macphersonſchen Textes gedruckt, und A. Macdonalds Preliminary Discourse in answer to Mr. Laing's Dissertation on the antiquity of Ossian's Poems. Dieſe Abhandlung befindet ſich bei Macdonalds Schrift: Some of Ossian's lesser Poems, rendered into verse (Liverpool 1805). Um der Sache auf den Grund zu kommen, bereiſten Johnſon und Boswell, und nach ihnen Faujas de St. Fond und Pennant das Hochland und die Hebriden. Man bemühte ſich, wiewol fruchtlos, auf mehrfache Weiſe, das Alterthum jener Gedichte zu erforſchen. Manche Aufklärung verſprach man ſich auch aus einzelnen Sammlungen gäliſcher Lieder, welche nach Macpherſon von Andern veranſtaltet wurden [6]).

Als dieſer, der ſich zwar anfänglich, in der Folge aber, als er Staatsämter bekleidete, minder lebhaft gegen die Beſchuldigung vertheidigt hatte, Verfaſſer jener Gedichte zu ſein, im J. 1796 mit Tod abging, fand ſich ein Vermächtniß von 1000 Pf. Sterl. für ſeinen Freund Mackenzie zum Abdrucke der von ihm überſetzten Urſchriften. Zwar ſchien die Meinung noch immer die Oberhand behalten zu wollen, daß Macpherſon einen gelehrten Betrug geſpielt, und das, was er als Werke Oſſians ausgegeben, entweder ganz, oder doch größtentheils ſein eigenes Werk ſei. Dabei blieb aber immer das Problem unaufgelöſt, wie ein ſonſt vernünftiger Mann mit einer ſo beiſpielloſen Selbſtverleugnung Werke habe von ſich ablehnen können, die in Hinſicht auf erhabene Simplicität, Neuheit und Mannichfaltigkeit an Bildern und Empfindungen mit allen Werken ähnlicher Art in älterer und neuerer Zeit ſich meſſen konnten.

Um eine Streitfrage, über die eine Reihe von Jahren hin und her geſchrieben worden, der Entſcheidung näher zu bringen, ſetzte die edinburgiſche Alterthumsgeſellſchaft im J. 1797 eine Commiſſion nieder, welche über die Echtheit der Macphersonſchen Sammlung noch eine nähere Unterſuchung anſtellen ſollte. Zu dieſem Behufe ward ein eigener Ausſchuß ernannt, der durch

5) S. Joh. Chr. Adelung's älteſte Geſchichte der Teutſchen. S. 392 fg.

6) Solche Sammlungen veranſtalteten der Major Ballencey, der Oberſt Harold, die Prediger John und Smith (letzterer beſonders in ſeiner Sean Dana, engliſch 1780, gäliſch 1787, teutſch von C. F. Weiſe, Leipzig 1781. 2 Bde.) die Schauſpielerin Miß Brooke, R. J. Sullivan, J. C. Walker, A. Young und S. O. Halloran.

Digitized by Google

einen Umlauf sechs gedruckte Fragen [7]) an mehre sachkundige Männer schickte, sie ersuchend, ihre Anworten mit der Strenge und Genauigkeit einer gerichtlichen Untersuchung abzufassen. Es liefen mehre Nachrichten mit bestätigenden Urkunden ein, unter andern zwei Briefe von Hume an Blair vom J. 1763, worin er ihm von den Zweifeln an der Echtheit jener Gedichte Nachricht gab, und ihn dringend aufforderte, diese Echtheit auch durch Zeugnisse über die von Macpherson angeblich benutzte alte Handschrift zu unterstützen, weil sonst, bei dem Stolz und Eigensinn, womit der genannte Gelehrte jeden Zweifel verachte und darüber spotte, das Ganze für untergeschoben gehalten werden möchte [8]).

Daß Macpherson wenigstens mit jenen alten Liedern äußerst willkürlich, nachlässig, ja unredlich verfahren, zeigte der im Jahre 1807 veranstaltete Abdruck des gälischen Originals [9]), besonders die zum ersten Gesange des Fingal von Roß hinzugefügten Anmerkungen [10]). Eine mit gewissenhafter Treue dem gälischen Original nachgebildete Übersetzung lieferte C. W. Ahlwardt (Leipzig 1811, 3 Bd.), nachdem mehre französische und italienische Gelehrte, besonders aber mehre von Teutschlands ersten Dichtern, unter andern Göthe, Herder und Bürger, den von Macpherson bearbeiteten und vielfach verfälschten Ossian übertragen hatten [11]).

Der vorhin erwähnte Abdruck des gälischen Originals enthält im ersten Band eine Abhandlung Sinclairs über die Echtheit der Gedichte Ossians. Es wird darin behauptet, daß Macpherson nicht Verfasser dieser Gedichte sein könne, weil er, obgleich in einer Gegend geboren, wo das Gälische gesprochen wird, zu wenig Kenntniß vom Gälischen gehabt; weil sich unter seinen hinterlassenen Papieren auch nicht eine Spur vorgefunden, daß er gälische Verse zu machen je versucht habe, und weil er alle Ossianischen Gedichte in einem Zeitraume von zwei bis drei Jahren herausgegeben, und es die Kräfte eines Menschen übersteige, in einer so kurzen Zeit gegen 15,000 Verse zu dichten. Auch durch diese Behauptung, und durch die Ausgabe der Ossianischen Gesänge in der gälischen Sprache, aus welcher Macpherson sie übersetzt haben wollte, ist für ihre Echtheit gar nichts bewiesen. Denn annehmen läßt sich doch immer, daß Macpherson dessen zweite Muttersprache das Gälische war, ein Gedicht nach Gefallen ebenso leicht in dieser Sprache, als in der englischen niederschreiben konnte. Nehmen wir aber die Gedichte so, wie sie im Englischen vor uns liegen, so dürfen wir sie, nach den Gründen der allgemeinen Kritik, ebenso wenig für unveränderte alte Bardengesänge, als für Macphersons eigene Arbeit halten. Zur höchsten Wahrscheinlichkeit steigert sich denn die Vermuthung: daß Macpherson alles, was jene Poesie Originales und Nationales hat, aus den alten Liedern der Hochschotten kennen gelernt, und daß er auf diese Weise eine Menge von poetischen Fragmenten gesammelt, die sich, auch ohne besondere Erfindungsgabe, mit einigen Zusätzen zu einem Ganzen vereinigen ließen. Bei einer solchen Zusammenstellung dessen, was er vorfand, nahm er sich wahrscheinlich bald mehr, bald weniger Freiheit, und bildete auch das Alte in jenen Gedichten ebenso nach dem Styl und Geschmack der neuen Zeit, wie er die rauh erklingenden Namen in lieblichere verwandelte, z. B. Minona. Besonders möchte eine solche Umbildung an den beiden größern Gedichten, Fingal und Temora, wahrzunehmen sein. Eine epische Einkleidung, wie sie Macpherson diesen Gedichten gab, ist dem Original ganz fremd. Manches, was aus diesen Gedichten vorzüglich anzieht, besonders die zarte Schwärmerei der Liebenden und der Edelmuth der Helden, scheint auch erst durch Macpherson ein erhöhtes Interesse erhalten zu haben.

7) S. diese Fragen (Queries) in dem bereits angeführten Report of the Committee of the Highland Society Edinburgh 1805, und in dem Preliminary Discourse vor den Poems of Ossian. (Leipsic 1834.) p. 8. 8) Macpherson, heißt es unter andern in jenem vom 19. Sept. 1763 datirten Schreiben, pretends, that there is an ancient manuscript of part of Fingal in the family, I think, of Clanronald. Get that fact ascertained by more then one person of credit; let these persons be acquainted with the Gaelic; let them compare the original and the translation; and let them testify the fidelity of the latter. — But the chief point, in which it will be necessary to mert yourself, will be, te get positive testimony, from many hands, that such poems are vulgarly recited in the Highlands, and have there long been the entertainment of the people. This testimony must be as particular as it is positive. It will not be sufficient, that a Highland gentleman or clergyman say or write to you, that he has heard such poems, nobody quaestions, that there are traditional poems in that part of the country, where the names of Ossian and Fingal, and Oscar and Gaul are mentioned in every stanza. The only doubt is, whether these poems have any farther resemblance to the poems published by Macpherson. 9) The poems of Ossian in the original Gaelic, with a literal translation into latin, by the late Robert Macfarlane, A. M., together with a Dissertation on the authenticity of the poems, by Sir John Sinclair, and a translation from the Italian of the Abbé Cesarotti's dissertation on the controversy respecting the authenticity of Ossian, with notes and a supplemental essay, by *John M' Arthur*, LL. D. Published under the sanction of the Highland society of London. (London 1807.) 3 Voll. Eine neue Ausgabe, unter dem Titel: Dana Ossian erschien zu Edinburg 1808. Der Abdruck des gälischen Originals, welchen Ahlwardt für Teutschland beabsichtigte und dazu wiederholt aufgefodert worden war, unter andern in der musik. Zeit. 1811. S. 208 fg., unterblieb aus Mangel an Unterstützung. Vergl. die Vorrede zum ersten Bande von Ahlwardts Übersetzung. S. XXXIV. 10) Vergl. den teutschen Merkur 1810. S. 46 fg. Pantheon 1810. 2. Bd. 2. Heft und Ahlwardt's Probe einer neuen Übersetzung der Gedichte Ossians aus dem gälischen Original. (Oldenburg 1807. 4.) Der Verfasser der obengenannten Schrift erkläret ausdrücklich: „daß die Gedichte Ossians alte echte Poesie seien, daß Macpherson bei weitem nicht hinlängliche Kenntniß des Gälischen besitze, daß seine englische Übersetzung nichts weniger als wörtlich getreu, daß er durch Schwulst und nicht selten durch geliehene Gedanken und durch Unsinn sein Original entstellt, und den hohen Geist, der darin athmet, verwischt habe." Wenngleich ein Theil dieses Urtheils sich durch die Übersetzung Ahlwardt's rechtfertigen läßt, obwol dieselbe durch zu treues Nachbilden des Originals etwas Steifes und Gezwungenes hat, so würde es doch von Undank zeugen, die Verdienste Macphersons um die Ossianischen Gedichte durchaus verkennen zu wollen. Er war es, der die Welt zuerst mit diesen Schätzen bekannt machte, und die erste Veranlassung gab, zu genauerer Nachforschung und zu einem gründlichen Studium der gälischen Sprache.

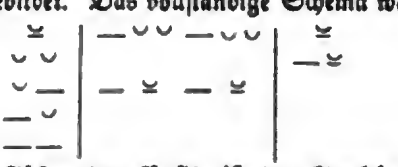
11) Siehe das Verzeichniß der Ossianschen Übersetzungen am Schlusse dieses Artikels.

Digitized by Google

Außer der vorhin erwähnten Abhandlung Sinclairs im erſten Bande der Ausgabe des Originals enthält dieſer Band acht kleinere Oſſianiſche Geſänge, begleitet von Macfarlane's lateiniſcher Überſetzung, nämlich: 1) Cath-Lodwin (bei Macpherſon Cath-Loda) drei Geſänge. 2) Caomb-mhala (Comala); 3) Carraig-thura (Carric-Thura); 4) Carthonn; 5) Oigh-nam-mor-shul (Oina-Morul); 6) Gaolnan-daoine (Colna-Dona); 7) Croma; 8) Oalthon is Caolmhall (Calthon and Colmal) und 9) Anmerkungen zu dieſen Gedichten. Der zweite Band enthält: 1) Fionnghal (Fingal) ſechs Geſänge; 2) Tighmora (Temora) zwei Geſänge und 3) Anmerkungen zu dieſen Gedichten, verſchiedene Abhandlungen, unter andern eine Topographie der merkwürdigſten Gegenden, die in den Gedichten Oſſians erwähnt worden u. ſ. w. Zu bedauern iſt, daß von den eilf kleinern Gedichten, welche Macphersons Überſetzung enthielt, nämlich: 1) von the battle of Lora; 2) The war of Inis-Thona; 3) The war with Caros; 4) Oithona; 5) The songs of Selma; 6) Berrathon; 7) Darthula; 8) The death of Cuchullin; 9) Lathmon; 10) Cathein of Clutha und 11) Sulmalla, die gäliſchen Originale, durch Macphersons Schuld, wahrſcheinlich während ſeines dreijährigen Aufenthalts in Weſt-Florida verloren gegangen ſind; daſſelbe Schickſal hat auch die letzte Hälfte des Gedichtes Carthonn betroffen.

Durch den Abdruck des gäliſchen Originals und die demſelben treu nachgebildete Überſetzung erhielt man zuerſt eine Kenntniß von dem rhythmiſchen Periodenbau Oſſians und von dem Sylbenmaße, deſſen ſich jener berühmte Barde in ſeinen Geſängen bediente. Ohne das gäliſche Original zu kennen, hatte Herder, von Oſſians Geiſte durchdrungen, in den Volksliedern Proben einer metriſchen Überſetzung gegeben, die alles leiſtete, was man ohne Kenntniß des Originals leiſten kann. Der Oſſianiſche Vers, dem Anſcheine nach ſehr regellos, hat bei aller Mannichfaltigkeit und Freiheit des Maßes ſeine ebenſo beſtimmten Geſetze, als die Verſe im Horaz und Pindar. Der Hauptvers, faſt möchte man ſagen, die Grundlage des Oſſianiſchen Verſes, iſt der daktyliſche katalektiſche Trimeter, mit einer Sylbe, auch nicht ſelten mit zweien [12]). Dieſe Daktylen können aber auch mit Spondeen und Trochäen verwechſelt werden [13]). Dieſem Verſe wird gewöhnlich noch eine Sylbe von unbeſtimmter Länge vorgeſetzt [14]), ebenſo häufig aber auch ſtatt einer Sylbe eine Baſis von zweiſylbigen Füßen, woraus dieſe Form entſteht:

nach dieſer Form iſt der größte Theil der Oſſianiſchen Gedichte gebildet. Das vollſtändige Schema wäre dieſes:



unter den Füßen der Baſis iſt der Trochäus der gewöhnlichſte, wodurch eine Menge ſcheinbar vierfüßiger trochäiſcher katalektiſcher und akatalektiſcher Füße entſtehen, die in jedem Fuße, den letzten ausgenommen, Daktylen und Spondeen erlauben. Dieſen Verſen ſind nicht ſelten vierfüßige jambiſche akatalektiſche und hyperkatalektiſche beigemiſcht, welche in den ungleichen, und nicht ſelten auch in den gleichen Füßen, Spondeen aufnehmen, und die ſtatt des Jambus den Anapäſt in den gleichen ſowol als ungleichen Füßen nicht verſchmähen, doch ſo, daß äußerſt ſelten mehr als zwei Anapäſte in einem Verſe vorkommen [15]). Von jambiſchen Verſen findet ſich noch, aber äußerſt ſelten, der vierfüßige katalektiſche (⏑ — ⏑ — ⏑ — —) der dreifüßige (⏑ — ⏑ — ⏑ —) und der zweifüßige (⏑ — ⏑ —) [16]). Lyriſche Stellen werden öfters, zuweilen auch erzählende, durch kleinere katalektiſche Verſe unterbrochen [17]).

Durch die genaue Kenntniß des gäliſchen Originals iſt, wenn auch der Skepticismus und Parteigeiſt einiger engliſcher Gelehrten auch noch länger, wie es wirklich geſchehen, die Echtheit in Zweifel ziehen ſollte, wenigſtens ſo viel gewonnen, daß ſich mit einiger Sicherheit das Zeitalter beſtimmen läßt, dem die Oſſianiſchen Gedichte angehören. Aus Verblendung und misverſtandenem Patriotismus waren dieſe Gedichte von Macpherſon in die Römerzeit hinaufgeſchoben worden. Um dieſer Meinung Glauben zu verſchaffen, hatte er ſich ſogar

12) Thigeadh an oiche le dàin
Komme die Nacht mit Geſang

Ullin, a Carrill a Roinne
Ullin, du Carull, du Roinne.

13) Glas an ciabh na h-aoise.
Grau im Haar des Alters.

14) A h-anam ag ospairn m'an righ.
Die Seel' um den König in Angſt.

Mhic Sheuma, ro'n oidhche dhuibh.
Sohn Seuma's, durch's Graun der Nacht.

Ghlas faobhar nan nial air Cromla.
Grau dämmert Gewölk auf Cromla.

15) Mar mhile sruth bha toirm an t-slulaigh.
Wie tauſend Bäche toſ't das Heer.

Mar thaomas failens dubhra duinte.
Wie Graungewölke Schatten gießen.

Gun fhaicina cha shiubhail i gu mothar.
Beſcheiden, nicht unbemerkt ergeht ſie.

A chiabh 'na gagan an aisre na gaoith.
In Knoten ſchlingt ihm die Haare der Wind.

16) Is doilleir sol.
So dunkel iſt's!

17) Mall air an reidh.
Langſam in's Feld.

Digitized by Google

erlaubt, den Text zu verfälschen. Ein auffallendes Beispiel hiervon findet sich in dem Gedichte Carthonn. Macpherson verwandelte dort einen Gegner Fingals, vermuthlich irgend einen Heerführer oder kleinen Fürsten auf den Hebriden am Carunn, der „Schildburg-Fürst" geheißen, in einen König der Welt (King of the world) und deutete es auf den weltbeherrschenden Cäsar Roms, ohne zu bedenken, daß Ossian jeden einigermaßen wichtigen Häuptling mit dem Namen eines „Königs der Schilde" zu bezeichnen pflegt.

Daß die Ossianischen Gedichte aber nicht in die Römerzeit, sondern in eine viel spätere Epoche zu gehören scheinen, dafür spricht ihr Inhalt. In dem ganzen Sagenkreise, den jene Gesänge bilden, wird als wichtigste Handlung, die zugleich am meisten ein historisches Gepräge hat, in dem Gedichte Fingal, dessen Heldenthat dargestellt, Eirian (Irland) gegen den Angriff des mächtigen Königs Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet zu haben. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geschildert. Ob darunter Jütland oder Norwegen gemeint sei, darüber sind die engtischen Commentatoren uneinig. Beide Ansichten haben etwas für sich. Es werden in dem Gedichte Fingal mehre jütische und dänische Helden und Seekönige erwähnt. Doch scheint die Schilderung Lochlins als ein waldiges, schneebedecktes Felsenland mehr auf Norwegen zu passen. Die shettländischen und orkadischen Inseln erkennen in den Ossianischen Gedichten den König von Lochlin als ihr Oberhaupt. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß diese Gedichte in die Epoche des Königs Harald Harfager fallen, der zuerst Norwegen zu einem Reiche vereinigte. Nach der Haupthandlung des Fingal zu schließen, scheint also Schottland und Irland, gälisch Alba und Eirian, von einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt gewesen zu sein [18]). Demgemäß würden die Ossianischen Gesänge, wie Chalmers im vierten Bande seiner Caledonia (1807) meint, nicht in die römische Periode der ältern schottischen Geschichte (vom J. 80—447) auch nicht in das Zeitalter der Picten (von 446—843), sondern in die schottisch-sächsische Periode zu setzen sein, welche sich von 843 — 1097 erstreckt, und demgemäß dem Zeitalter der Normannen angehören.

Durch diese Versetzung in eine weit spätere Epoche, als Macpherson und Hugh Blair annehmen, werden in jenen Gesängen manche, außerdem fast unauflösliche Schwierigkeiten beseitigt. Zuerst das gänzliche Schweigen und Nichterwähnen des ganzen südlichen Theils der großen britischen Insel. Bei den häufigen Einfällen der Dänen konnten die damals in England herrschenden Sachsen kaum an eine Eroberung Schottlands denken. Beide Nationen trennte ohnedies die Religion. Die Sachsen in England bekannten sich zum Christenthume, welches sich in Schottland noch nicht so allgemein verbreitet haben mochte. Von einer eigentlichen Götterlehre findet sich in Ossians Gedichten keine Spur. Nur die Geister verstorbener Helden erscheinen im Nebel und auf Wolken. Sonst scheint Ossian keine Gottheit zu kennen, als den Loduina, der aber nicht in Schottland und Irland, sondern in Lochlin verehrt ward, und wahrscheinlich mit dem in Scandinavien verehrten Odin ein und dasselbe Wesen ist. Dieser Gottesdienst konnte durch die Normannen auf den orkadischen und shettländischen Inseln eingeführt worden sein. Auch mochte Ossian den Dienst des Odin kennen gelernt haben, durch den bald kriegerischen, bald gastfreundlichen Verkehr zwischen Fingals Geschlecht und den scandinavischen Helden [19]). Zwar blieb die gälische und scandinavische Sinnesart immer wesentlich verschieden. Aber einigen Einfluß auf die Phantasie des schottischen Barden mochte doch der poetische Geist der Normannen gehabt haben, der sich in Sagen und Gesängen von Abenteuern und kühnen Thaten gefiel.

Angenommen — wogegen wenigstens keine innere Wahrscheinlichkeit streitet — daß die Thaten Fingals und die Gesänge Ossians in das neunte oder zehnte Jahrhundert fallen, so gehören sie in eine an andern poetischen Erscheinungen reiche Zeit, unter denen hier nur die damals in Island sich ausbildende Edda genannt werden mag. Mit der oft wiederkehrenden wehmüthigen Erinnerung an die abgeschiedenen Vorfahren besang Ossian als Barde und Held seine eigenen und seines Geschlechts kühne Thaten. An Interesse gewinnt er besonders dadurch, daß er, in die Geschichte selbst verflochten, überall als Mittelpunkt des Ganzen erscheint. Ein Ganzes aber bilden diese Gesänge, ungeachtet der oft lockern Verknüpfung der einzelnen Episoden, in denen sich eine spätere überarbeitende Hand zeigt, schon durch ihren gemeinschaftlichen historischen Inhalt und durch ihre nahe Beziehung auf die Geschichten, Abenteuer und Thaten des Geschlechts Fingal.

Mit Rücksicht auf diesen historischen Inhalt, so wie auf ihre Würde und Gültigkeit, könnte man jene Gesänge in drei Classen eintheilen. Als Kern und Stamm des Ganzen wären diejenigen Lieder zu betrachten, in denen Irlands Befreiung von dem Angriffe der Normannen durch Fingal, folglich die historische Haupthandlung, geschildert wird. Diese rechnet Fr. Schlegel [20]) zur ersten Classe. „In die zweite Classe," sagt er, „gehören die ältern, jener Haupthandlung vorangehenden Abenteuer und Fahrten nach Norwegen, und denen die

18) Vergl. Ahlwardts Übersetzung der Gesänge Ossians. 1. Bd. S. 1.

19) Wie Bande der Liebe, der Freundschaft und selbst der Blutsverwandtschaft beide aneinander knüpften, sieht man aus der nachfolgenden Stelle:

Lochlins Fürst, sprach Fionnghal des Siegs,
Mir fleußt in den Adern dein Blut.
Unsern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Mahls
Umkreiseten froh sie das Horn.

S. Fingal, 6. Ges. Vs. 167—171. Gedichte Ossians, übersetzt von Ahlwardt. 1. Bd. S. 238 fg. 20) S. dessen Aufsatz über nordische Dichtkunst im teutschen Museum. 1812. 1. Bd. S. 16 fg. wieder abgedruckt in Fr. Schlegels sämmtlichen Werken. 10. Bd. S. 65 fg.

Digitized by Google

Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Eirian gerächt habe, welches den Inhalt des Gedichts Temora ausmacht [21]). In die letzte Classe der Ossianischen Gedichte gehören wol alle die übrigen einzelnen Abenteuer, besonders die als Episoden so häufig eingeflochtenen tragischen Liebes- und Mord-Geschichten. Diese letztern haben schon eine ziemlich starke Ähnlichkeit mit den spätern, seit Percy [22]) so häufig gesammelten schottischen Balladen, die meistens auch eine blutige Katastrophe lieben. Nur herrscht in diesen eine treuherzigere Ausmahlung, auch zeigen sich einzeln, obwol der düstere Nationalgeschmack noch derselbe ist, mildere Züge und Strahlen aus den Zeiten der christlichen Rittersitten."

In allen seinen Dichtungen erscheint Ossian als vollkommenes Original, auf eigenthümliche Weise durch die Verhältnisse gebildet, in denen er lebte. Der Inhalt seiner Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, das Preißen vergangener besserer Tage, Klagen über erlittenen Drang, sowie Trauer lieblicher Jungfrauen am Grabe gefallener Heldenjünglinge, die Schilderung von Heldenfesten u. s. w. Aus seinen Werken spricht nicht eine reiche, vielumfassende Phantasie, welche die Natur kühn beherrscht; aber überall tritt doch in seinen Gesängen ein wahrhaft poetischer Geist hervor, der es verstand, mit National- und Local-Wahrheit das Natürliche zu idealisiren. Eine seltene Tiefe des Gefühls, das sich nicht selten zur Schwermuth neigt, charakterisirt seine malerischen, ohne allen Phrasenprunk imposanten und anziehenden Beschreibungen. Seine Bilder und Vergleichungen scheint er der Natur unmittelbar abgelauscht zu haben. Eine vorzügliche Stärke besitzt er in der Schilderung von rührenden und erschütternden, von sanften und zärtlichen Scenen. Den Ausdruck der Leidenschaft haben nur wenige Dichter so glücklich getroffen. Die Erfolge der Begebenheiten werden bei Ossian blos durch die Energie der Helden selbst herbeigeführt, und seine einzige Machinerie ist die Erscheinung von Geistern. Sie erhöhen noch die melancholische Würde, die in Ossians Gedichten herrscht, können aber, da sie keine überirdischen Mächte sind, die das Schicksal der Sterblichen leiten, die fehlenden Götter nicht ersetzen. Schon durch diesen charakteristischen Zug unterscheidet sich Ossian von den meisten Poeten alter und neuerer Zeit, vorzüglich aber von Homer, mit dem er oft verglichen worden. Das Weltgemälde des griechischen Dichters übertrifft an Klarheit der Darstellung, an Reichthum und heiterer Fülle des Lebens die Nebelwelt und die Schattengestalten Ossians. Die ganze Parallele zwischen diesem Dichter und Homer sagt im Grunde nichts weiter, als daß Homer kein Ossian und Ossian kein Homer ist [23]). Gegend, Welt, Sprache, die ganze Denkart und Empfindungsweise der beiden Nationen, denen Homer und Ossian angehörten, sind anders, das verschiedene Zeitalter, in welchem beide lebten, ungerechnet. Homer besingt große, weitläufige Unternehmungen, Ossian kurze, wenig verwickelte Kriegszüge. Homer liebt ausführliche Beschreibungen feierlicher Opfer, Spiele und Feste, ceremonielle Anreden und Botschaften, umständliche Zergliederungen jedes nur einigermaßen erheblichen Gegenstandes. Von alle dem findet sich bei Ossian keine Spur. Selten stellt er andere Gegenstände dar, als die Personen selbst und ihre Thaten. Die für seine Schilderung gewählten Scenen sind im Thale, von einem Flusse durchströmt, eine von Felsen umgebene Seeküste, ein Hügel mit Eichen bewachsen, eine natürliche Grotte, eine Halle oder ein Saal, wo die Fremden bewirthet werden, und wo die Waffen der Krieger, die Harfen der Barden ringsumher an den Wänden prangen. Mit wenig Worten, aber mit meisterhaften und malerischen Zügen wird jeder Gegenstand hervorgehoben. Auch in den Reden der handelnden Personen herrscht dieser Lakonismus, von welchem sich bei Homer keine Spur findet. Die Ossianischen Helden eilen über das Reden hinweg zum Handeln. Ohne auf ein umständliches Erzählen, Beurtheilen und Beweisen einzugehen, begnügen sie sich mit einer kurzen Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen. Eine der wichtigsten Botschaften, welche Homer mit vielem Wortprunk und in künstlichen Perioden ausgesponnen haben würde, überbringt bei Ossian der Herold, der vor der Schlacht mit Friedensanträgen erscheint, mit den wenigen, aber energischen Worten an Cuchullin:

Nimm Suarans Frieden, gib Zins,
Nimm Frieden, wie Herrscheen er gibet,
Wann Heere gefallen im Streit!
Gib Eirian der Ehnen und Stehme,

21) „So wenig auch hier," fügt Schlegel hinzu, „eine innere historische Unwahrscheinlichkeit gegen das Ganze streitet, so kann es doch auch leicht geschehen sein, daß von diesen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, hinzugedichtet worden, nicht blos das Spätere, sondern auch Älteres. In der Poesie sind die Väter oft jünger als ihre Söhne; ist eine berühmte That, ein großer Held der Sage einmal gegeben und im Gesange beliebt geworden, so werden ihm von spätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugesellt, und es wird an dem ersten Gedicht immer mehr fortgedichtet. Derselbe sich an das Gegebene anschließende und nachahmende Bildungstrieb, der sich in Zeiten der künstlichen Poesie durch die Nachbildung alter Formen und Manieren äußert, wirft sich in den ältern Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter entwickelnd und fortspinnend, oft noch lange, nachdem der ursprüngliche Geist verflogen, die erste Kraft schon erloschen ist." 22) In den Relicts of ancient english Poetry.

23) Das Einzige, was Ossian mit Homer gemein hat, sind die Epitheta, um die Eigenschaften der Personen und Dinge zu bezeichnen. Aber die Art der Bezeichnung ist von der Homerischen und noch mehr von der in neuern Sprachen gebräuchlichen wesentlich verschieden. Anstatt ein Adjectiv oder ein Substantiv als Appositition in gleichem Casus zu gebrauchen, z. B. der siegreiche Fingal, der ruhmvolle Oskar, Suaran der Kämpfer, Althan der Sänger, setzt Ossian, nach Art der Orientalen, die Bezeichnung in den Genitiv, verwandelt das Adjectiv in ein Substantiv und sagt: Fingal des Siegs, oder der Siege, Oskar des Ruhms, Suaran des Kampfs, Althan des Lieds ꝛc., eine im Teutschen etwas ungewöhnliche Art sich auszudrücken, obschon sie sich hin und wieder schon bei Luther findet.

Digitized by Google

Dein Weib und die Dogge der Jagd;
Braighgheal [24]) reizend und sanft;
Luath [25]), der überflieget den Wind.
Beut dies, denn dein Arm ist schwach.
Dulde die Strafe! nicht trotz' und du lebst! [26])

Dies ist eine der längsten Reden bei den Botschaften. Noch kürzer ist Cuchullins Antwort:

Sage zu Suaran der Schilde:
Nie gewichen, weich' ich nie.
Sieh, ihm biet' ich das Meer,
Dem Heere Gräber in Eirian.
Nein, nimmer erlebt er den Tag,
Der bring' ihm nach Norden den Lichtstrahl;
Nie fliehet auf Lochlin der Carn [27])
Hochastig ein Hirsch ihm vor Luath.

Ebenso kurz werden die feierlichsten Feste beschrieben, unter andern ein Mahl, welches Fingal nach einem glänzenden Siege seinem Heere gibt:

Am Hang Mora's vieler Höhn
Kamen die siegenden Helden zum Mahl.
Tausend Eichen flammten empor,
Die Kraft der Muscheln [28]) ging umher;
Die Tapfern glühten vor Wonne [29]).

Diese Kürze herrscht überall, mag der Dichter selbst sprechen, oder andere redend einführen. Der Vortrag ist daher mehr lyrisch, als episch. Selbst vieles, was zur Handlung nothwendig gehört, wird, wo es sich errathen läßt, übergangen. Dem Dichter scheint weniger an einer umständlichen, als an einer ausdrucksvollen Schilderung der Haupthandlung und der Nebenumstände gelegen. Die Schilderung seiner Helden ist der Hauptzweck. Daher hat auch das Gemälde, welches Ossian entwirft, ein minder lebhaftes und abwechselndes Colorit als das Homerische Epos, aber die Zeichnung ist kühner, Licht und Schatten sind unter den einzelnen Gruppen regelmäßiger vertheilt. Sehr wesentlich unterscheidet sich auch Ossian von dem ionischen Sänger durch die häufigen lyrischen Ergießungen. Wegen des minder reichhaltigen Stoffs hatte er weniger nöthig, sich streng an die Erzählung zu halten, aus welcher er oft heraustritt, um mit sich selbst zu sprechen. Nicht blos in der Anlage, auch in den Charakteren zeigt sich bei Ossian und Homer der Nationalunterschied. Ossians Helden haben fast nichts von dem heftigen, leicht zum Jähzorne sich neigenden Temperament der Griechen. Sie sind ruhig, kalt, besonnen, und gleichwol tapfer und unüberwindlich, zugleich erfüllt von einer edlen und rein menschlichen Gesinnung, die ans Erhabene grenzt. Ohne Erbitterung streiten sie um den Vorzug der Stärke und Tapferkeit. Ein edlerer Heldencharakter, als Fingal, ist selten geschildert worden. Er ist der veredelte Achilles. Überall, wo er erscheint, begleitet ihn der Sieg, und das Verlorene wird durch ihn wieder gewonnen. Die Größe seines Kriegerruhms, und den Schrecken, den seine Gegenwart dem Feind einflößte, schildert die nachfolgende Stelle in dem Gedichte Temora (Tighmora) [30]), wo Fingal, der auf einer Anhöhe die Schlacht beobachtet und seinen Sohn Fillan hat fallen sehen, beim Einbruche der Nacht sich entschließt, selbst in den Kampf zu gehen, und diesen Entschluß, nach damaliger Kriegersitte, durch ein dreimaliges Klopfen an sein Schild seinem und dem feindlichen Heere kund thut. Die Wirkung dieses Zeichens schildert Ossian mit den Worten:

Am düstern Hange der Höhn
Flohn Scharen der Geister im Wind hin.
Aus braunem, vielgewund'nem Thal
Stieg die Stimme des Todes.
Wieder schlug er den wölkigen Schild:
Krieg schwebt in den Träumen des Heers.
Kampf greulicher Schwerter
Blitzt über die Seelen der Krieger;
Heerführer, die eilen zum Kampf;
Volk, das flieht; Großthaten der Schlacht,
Halb sichtbar im Glanze des Stahles.
Als stieg das dritte Getön,
Sprang Wild aus den Klüften der Höhn;
Schrei'n der Vögel durchscholl die Wildniß,
Wie am Windstoß jeder schwebt.

Aber Fingal, so furchtbar er in der Schlacht erscheint, hat ein Herz, dem die Empfindungen des Edelmuths, der Bescheidenheit und gerechten Anerkennung des Verdienstes nicht fremd sind. Den im Zweikampfe von ihm überwundenen König Suaran übergibt er zweien seiner Helden (Gaul und Ossian) mit der Empfehlung:

Bewachet den König der Meerfluth;
Der Held ist tapfer und stark,
Wie Brandung, die den Strand bestürmt.
Sein Arm ist nicht schwach in der Feldschlacht;
Sein Stamm ist aus altem Geschlecht.
O Gaul, der Tapfern Heerfürst,
Ossian, Fürst der Gesänge du,
Freund meiner ersten Lieb' ist er;
Scheuchet hinweg ihm den Gram [31]).

Daß dieser Gram seines Gegners sich durch nichts besänftigen läßt, schmerzt Fingal. „Auf," ruft er —

---

24) Cuchullins Gattin, die dieser in den gleichfolgenden Versen einen Lichtstrahl nennt. Schöne Frauen mit Sonnenstrahlen zu vergleichen, ist bei Ossian etwas sehr Gewöhnliches. 25) Cuchullins Hund. 26) S. Fingal, 2. Ges. Vs. 178—187. Gedichte Ossians, 1. Bd. S. 79 fg. 27) Große zusammengetragene Steinhaufen, von 50—60 Fuß im Durchschnitte — Begräbnißdenkmale alter Helden und Häuptlinge, deren Asche häufig in einem aus vier grauen Steinen bestehenden Sarge darunter oder daneben gefunden wird. Sie sind zum Theil mit einer drei bis vier Fuß dicken Lage von Erde bedeckt, aus welcher häufig Büsche und Bäume hervorwachsen. S. Faujas Saint-Fond Reise durch Schottland. 2. Bd. S. 4. Pennants Reise durch die Hebriden im J. 1772. 1. Bd. S. 206 u. 208. Engl. Ausg. in Quart und Zusätze hierzu Octavausgabe. S. 15. 28) Die Kraft der Muscheln, mitunter auch die Freude der Muscheln genannt (Fingal, 1. Ges. Vs. 537). Mit diesem Ausdrucke bezeichnet Ossian eine Art Bier, das bei Gastmählern aus großen Kammuscheln, wie sie an den Küsten Schottlands häufig sind, getrunken zu werden pflegte. S. Pennant a. a. O. 1. Bd. S. 344. Faujas Saint-Fond a. a. O. 2. Bd. S. 60. Dies Bier ward aus Heidekraut gebraut. Nach Smith (Gälische Alterthümer. S. 154) war es Birkensaft, den man in Gährung gesetzt hatte, wodurch ein dem Wein ähnliches Getränk entstand. 29) Fingal, 6. Ges. Vs. 32—36. (Gedichte Ossians. 1. Bd. S. 231.)

30) S. Temora, 7. Ges. Vs. 51—66. (Gedichte Ossians. 2. Bd. S. 252 fg.) 31) S. Fingal, 5. Ges. Vs. 75—88. (Ossians Gedichte. 1. Bd. S. 197 fg.)

Digitized by Google

Auf! Ullin, den Friedensgesang!
— — — — — — — —
Hundert Harfen hierher auf die Höh,
Zur Freude des Herrschers der Fluth!
Nicht traurig verlass' er das Land;
Keiner schied voll Gram noch von mir [32]).

Auf edelmüthige Weise tröstet er ihn noch mit den Worten:

Snaran, König des Landes der Waldhöhn,
Wirf hinter dich den Schmerz!
Berühmt auch sind die Besiegten,
Wenn tapfer sie den Feind bestehen.
Sie gleichen der Sonn' im Gewölk,
Die oft sich im Sommer verhüllt,
Um bald zu beglänzen die Höhn [33]).

In ihrer ganzen Größe erscheint Fingals Bescheidenheit in den Abschiedsworten, mit denen er den überwundenen Gegner entläßt:

Heute blüht uns am schönsten der Ruhm;
Wir schwinden dahin, wie ein Traum,
Ohne Preis von der Helden Gefild.
Nicht kennt der Jäger das Grab;
Nicht tönt unser Nam' im Gesang.
Nicht frommt's uns, daß man uns preist,
Kraftlos, farblos uns im Grab'.
Ossian, Cacull, Ullin, ihr,
Denen der Vorzeit Helden bekannt,
Hebt an Lieder von Tagen der Kraft,
Von Helden, die raffte der Tod [34]).

In erhabenem Glanz erscheint der Charakter Fingals in der Anrede, mit welcher er den abtrünnigen Aill empfängt, der gegen die ihn verfolgenden Krieger des scandinavischen Königs Feirgthonn, dessen Gemahlin er entführt, Schutz und Hilfe bei Fingal sucht:

O Aill, du Seele des Stolzes,
Sprach Fionnghal und flammt in Zorn auf,
Soll schirmen ich dich vor der Wuth
Vor Soruchs beleidigtem König?
Und wer wird künftig mein Volk
Aufnehmen in seine Behausung?
Wer wird laden die Fremden zum Mahl,
Seit Aill mit der kleinlichen Seele
Meinen Namen in Soruch entehrt hat?
Fleuch zu deinen Höhen, du Schwächling!
Fleuch! verbirg dich in Klüften der Heimath.
Unselige Schlacht, die uns nah' ist
Mit Soruchs finsterem König!
O Geist des edlen Treunmor,
Wenn wird Fionnghal rasten vom Kampf?
Geboren ward ich unter Schlachten.
Schreiten muß ich zum Grabe durch Blut.
Nie kränkte meine Hand den Schwachen;
Nie traf Wehelose mein Stahl.
Ich sehe deine Stürm', o Morbheinn,
Die meine Hall' einst niederschmettern,
Wenn in Schlachten gefallen mein Stamm,
Und Salma kein Bewohner bleibt,
Dann werden die Schwächlinge kommen;
Aber keiner kennt mein Grab.
Mein Ruhm lebt blos im Gesang.
Dann werden die Thaten von Fionnghal
Sein der kommenden Zeit wie ein Traum [35]).

Charakteristisch für Fingals großartige Gesinnung ist auch die nachfolgende Anrede an seinen Enkel Oskar, als der Jüngling die ersten Proben seiner Tapferkeit abgelegt hatte. Auf rührende Weise gibt er ihm Verhaltungsregeln für den Krieg und für den Frieden, und sucht ihn durch Beispiele seiner Ahnen zu Thaten zu spornen:

Sohn von meinem Sohn',
Oskar, so jung und ein Kampfheld!
Ich sah toben dein Schwert,
Voll Stolz ob meinem Geschlecht.
Folge dem Ruhm der Entschwundnen nach;
Den Ahnen sei gleich auch du,
Wie Treunmor, der erste der Helden,
Wie Trathal, der Tapfern Stamm.
Sie schlugen voll Jugend die Schlacht,
Sie leben im Bardengesang.
Mächtigen sei du ein Strom,
Den Schwachen in Waffen so sanft,
Als auf der Aue Frühlingshauch.
So war Treunmor der Schild,
Und Trathal, der Führer Haupt;
So auch meine Thaten auf Höhn.
Ich stand den Bedrängten zur Seite,
Kühn machte den Schwachen mein Schild [36]).

An der Denk- und Empfindungsweise, die aus den hier mitgetheilten Proben spricht, scheint sich die Ansicht Herders zu bestätigen, der den wesentlichsten Unterschied zwischen Ossian und Homer darin findet, daß dieser rein objectiv, jener rein subjectiv dichtet. „Homer," sagt Herder [37]), „ist blos ein Erzähler, sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm mißt er Helden, Götter und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die ihn belebt, entsprang daher jener Styl Griechenlands, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeugt."

„Bei Ossian geht Alles von der Harfe der Empfindung, von dem Gemüthe des Sängers aus; um ihn sind seine Hörer versammelt, und er theilt ihnen sein Inneres mit. In diese Welt zieht er sie hinein, diese Zauberwelt verbreitet er rings um sich. Daher die Einleitungen in seine Gesänge, durch welche er die Seele der Zuhörer in seine Töne gleichsam stimmt und fügt. Er malt die Gegenstände umher, den Ort, die Tages- und Jahreszeit. Meistens sinds Töne des Ohrs, wodurch er sie malt; denn diese stimmen das Gemüth mehr, als Ansichten des Auges. Jede Sage ist mit seiner eigenen in-

32) S. Fingal, 6. Ges. Vs. 46—53. (Ossians Gedichte. 1. Bd. S. 232.) 33) S. Fingal, 6. Ges. Vs. 283—289. (Ossians Gedichte. 1. Bd. S. 245.) 34) S. Fingal, 6. Ges. Vers 244—255. (Ossians Gedichte. 1. Bd. S. 243)

35) S. die Schlacht von Lora. Vs. 107—134. (Gedichte Ossians. 3. Bd. S. 431 fg.) 36) S. Fingal, 3. Ges. Vs. 426—445. (Gedichte Ossians. 1. Bd. S. 185 fg.) 37) S. den Aufsatz: Homer und Ossian in Schillers Horen (1795), wieder abgedruckt in Herders sämmtlichen Werken zur schönen Literatur und Kunst. 12. Bd. S. 387 fg.

Digitized by Google

dividuellen Empfindung wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet, und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengesang. Auch in den großen Gedichten Fingal und Temora geht alles von Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hangen alle Gefühle des Herzens, sowie die verlebten Schicksale der Väter, und der Gesang ändert sich nach jeder Empfindung."

„Von alle dem weiß Homer nichts. Er ist ein epischer, Ossian ein lyrisch-epischer Dichter. Mit dieser verschiedenen Art des Gesanges aber unterscheidet sich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Lichte hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, leibhaft in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewig festen Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist als das Feld von Troja; unter dem immer heitern asiatischen Himmel geht eine Heldengestalt nach der andern hervor, und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Glied, mit welchem sie wirkt, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorgt, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibt. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte."

„Bei Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten und sollten es sein. Aus dem leisen Hauche der Empfindung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnenden Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihren Tritt oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde, so schlüpfen sie her, so vorüber. Gleichergestalt malt er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt sich bewegt. In ihm sieht man die Handlung, die man in Ossian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur ahnt."

„Was endlich die Exposition der Gedichte betrifft, so hätten Macpherson und Blair sich hüten sollen, hierin beide Dichter auch nur zu vergleichen [38]). Bei Homer erzählt sich Alles selbst; eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen sind Fingal und Temora dunkel zusammengereihte Gedichte, voll Episoden, denen sinnlich zu folgen hier und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyeische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine geistige Schilderei, sein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht blos Macpherson in die größern Stücke gebracht hat, scheint ihm ganz fremd."

„Es ergibt sich hieraus, wie verschiedene Wirkungen und Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist eine Gestalt wie die andere, und für den Künstler eigentlich keine gezeichnet. Der Maler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schöpfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung, und das Helldunkel der Situation anwenden [39]). Dagegen ist Ossian eine Quelle des Gefühls, voll der zartesten sittlichen Gesinnungen, die Homer seinen Helden nicht beilegen konnte."

„Die intensive Kraft des Gesanges, wiewol in einem engern Kreis, ist Ossians; die extensive im weitesten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug. Aus Homer entsprang also, was aus Ossian die Zeit nicht entwickeln konnte. — Er, der letzte des Heldenstammes seiner Väter, Zeuge der Thaten des ruhmreichen Fingals und ihr Mithelfer, jetzt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt — dies ist der Standpunkt des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führt. Er ist die Stimme voriger Zeiten, aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet. — Man sieht, daß die Ossianischen Gesänge in einem duldenden unterjochten Volke fortgesungen sind, das sich am Ruhm und an der Glückseligkeit seiner Vorfahren ohnmächtig labte. Aber auch Klagen sind nicht ohne Anmuth. An wessen Herz ertönte je eine Ossianische Klage des zurückgebliebenen Sohnes und Vaters, der verlassenen Braut des einsamen Gatten, des verschwindenden Heldenstammes vergebens? Der Klageton ist dieser Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Speache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Woete eingedrungen ist."

Die Begeisterung, mit welcher Ossians Gedichte, nach der Macphersonschen Bearbeitung, aufgenommen wurden, veranlaßte Übersetzungen derselben fast in alle europäische Sprachen: 1) Ins Italienische von Cesarotti (Padua 1763. Ebd. 1772 2 Bd. Ebd. 1783 4 Bd. 12. mit Anmerkungen). 2) Ins Französische: Carthon (London 1762). Carthon, Ryno et Alpin, Shilrik, Connal, Oithona, Darthula, Lathmon, Comala in den Variétés littéraires, und in dem Journal étranger (Amsterdam 1774). Sämmtlich von Le Tourneur (Paris 1777. 2 Bd. 12.) sehr

38) S. Macphersons Dissertation concerning the Poems of Ossian und Hugh Blairs Critical Dissertation on the Poems of Ossian; beide Abhandlungen befinden sich fast in allen englischen Ausgaben der Ossianschen Gedichte.

39) Diese Aufgabe hat der Künstler Chr. Ruhl trefflich gelöst in seinen radirten Umrissen zu Ossians Gedichten. (St. Petersburg, Penig und Leipzig 1805.)

Digitized by Google

frei und modernisirt), von J. Lombard (Berlin 1789 nur das Gedicht Fingal); Calthon et Clessamor (Paris 1791), von Jangurs (Ebd. 1801). 3) Ins Spanische von Ortin, (Valladolid 1788). 4) Ins Holländische von Bilderdyck (1806). 5) Ins Polnische von Krasicki. 6) Ins Teutsche: Fragmente hochländischer Gedichte (Hamburg 1763) von J. A. Engelbrecht. Fingal, nebst verschiedenen andern Gedichten (ebd. 1764) von A. Wittenberg. Ossians, eines alten celtischen Dichters, Gedichte, aus dem Englischen von Michael Denis (Wien 1768 — 1769. 3 Theile 4. u. 8.) verbessert unter dem Titel Ossians und Sineds (Denis) Lieder (ebd. 1784. 5 Theile 4. N. A. ebd. 1791—1792. 6 Bd. 4.) (In Hexametern). Ossians, eines alten celtischen Helden und Barden, Gedichte, aus dem Englischen und zum Theil der celtischen Ursprache übersetzt (in Prosa) von E. v. Harold (Düsseldorf 1775. N. A. Mannheim 1782. 3 Bd.). Neue Gedichte Ossians, übersetzt von E. v. Harold (ebd. 1787. N. A. ebd. 1795). Ossians Gedichte, neu verteutscht von J. W. Petersen (Tübingen 1782. N. A. ebd. 1808). Ossians Gedichte, rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. (Berlin 1800. 3 Bd.) Die Gedichte von Ossian, dem Sohne Fingals, übersetzt von F. L. Grafen zu Stolberg. (Hamburg 1806. 3 Bd.) Ossians Gedichte, übersetzt von F. W. Jung. (Frankfurt a. M. 1808. 3 Bd.) Ossians Gedichte nach Macpherson von L. Schubart. (Wien 1808. 2 Bd. N. A. ebd. 1822. 2 Bd. 12.) Ossians Gedichte, neu übersetzt von L. G. Förster. (Quedlinburg 1827. 3 Bdch. 16.)

The Songs of Selma, von Göthe übersetzt in den Leiden des jungen Werther. (In Göthe's sämmtlichen Werken. 16. Bd. S. 166 fg.) Mehre kleinere Gedichte, von Herder übersetzt, in dessen Volksliedern (Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang; Erinnerung des Gesanges der Vorzeit; Derthula's Grabgesang), andere in der Schrift: Vom Geiste der ebräischen Poesie (Ossian an die Morgensonne, die untergehende, den Mond und den Abendstern), noch andere in Herders Schrift vom Lande der Seelen (Ossians und Malwinas Sterbegesang); die Gedichte: Carricthura, Comala und Cath-Loda übersetzt von Bürger. (In dessen sämmtlichen Werken. Berlin 1823. 5. Bd. S. 109 u. f.) Ossians Fingal, von W. Schröder (Erlangen 1800) und von Neumann in drei Programmen, (1802—1805) von J. Gurlitt herausgegeben. Berentdon, metrisch übersetzt von J. H. Kistemaker (Münster 1800). Comala, übersetzt von Ludwig (Königsberg 1801). Außerdem einzelne Gedichte im teutschen Museum, in der Iris von J. G. Jacobi, und in den von Ursinus herausgegebenen Balladen altenglischer und altschottischer Dichtkunst (Berlin 1777. Armyn an Kirmor. S. 137 fg. Kolma S. 291 fg.)[40]). (*Heinrich Döring.*)

40) S. Sulzers allgem. Theorie der schönen Künste. 2. Ausg. 3. Th. S. 651 fg. Nachträge zu Sulzers Theorie. 3. Bd. 2. St. S. 237 fg. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 3. Bd. S. 13 fg. Über Ossian, von Joh. Gurlitt. (Magdeburg 1802. Hamburg 1802.) 2 St. 4. Allgem. liter. Anzeiger. 1796. Nr. 5 und 17. Monthly Magazine. June. 1803. Report of the Highland Society of Scotland, by *H. Mackenzie*. (Edinburgh 1805.) Ergänzungsblätter zur Allgem. Literaturzeitung. 1817. Nr. 39. S. 305 fg. Nr. 40. S. 313 fg. *Hugh Blairs* critical Dissertation on the Poems of Ossian. (London 1763. 4. Teutsch von D. A. H. Ulrichs. Hanover 1785.) Dissertation on the authenticity of Ossians Poems, by *J. Smith*. (Edinburgh 1780. 4. teutsch Leipzig 1781.) By *W. Shaw*. (London 1781. A new Edition. Ibid. 1785.) The Ossian Controversy stated, ein Aufsatz im London Magazine. Nov. 1782. (Teutsch im teutschen Museum. Februar 1783. Mémoire sur la Poesie d'Ossian. (1765. 12.) Osservaz. sopra le Poesie di Ossian, di *A. Filalete*. (Flor. 1765.) *M. Laing*, Critical and historical Dissertation on the antiquity of Ossians Poems. (Edinburgh 1805.) Vergl. A. Macdonalds Schrift: Some of Ossians lesser Poems, rendered into verse. (Liverpool 1805.) Hugh Campbells Abhandlung vor seiner Ausgabe der Gedichte Ossians, nach Macpherson (London 1822), und Sinclairs Abhandlung vor dem Abdrucke des gälischen Originals. (The Poems of Ossian in the original Gaelic. London 1807.) Adelungs älteste Geschichte der Teutschen. S. 392 fg. Ahlwardts Vorrede zu seiner Übersetzung der Gedichte Ossians. (Leipzig 1811. 1. Bd. S. III—XXXV. Herders Werke zur schönen Literatur und Kunst. 8. Bd. S. 3 fg. 12. Bd. S. 339 fg. Fr. Schlegels sämmtliche Werke. 10. Bd. S. 72 fg. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 370 fg. Roltens und Idelers Handbuch der englischen Sprache und Literatur. Poetischer Theil. S. 531 fg.

OSSIERI, Stadt in dem Fürstenthume Montagudo auf Sardinien mit einer Stiftskirche, zwei Mönchs- und einem Nonnenkloster, einem Hospital und 6000 Einwohnern, die gutes Getreide bauen und sich mit Schafzucht beschäftigen. (*L. F. Kämtz.*)

OSSIFICATIONEN. I) Pathologische Verknöcherungen der Weichgebilde, gehören zu den animalischen Concretionen, da ihre Bildung nach denselben Gesetzen geschieht. Am meisten verknöchern krankhafte Extremitäten der Muskeln und die größern Blutgefäße, sehr häufig auch die Stimmritze alter Frauen, deren kreischende Stimme daher rühren mag; die seltensten Verhärtungen und Verknöcherungen kommen in der Krystallinse u. s. w. vor. Überhaupt bilden sie sich vorzüglich bei bejahrten Personen, deren Blut und Säfte mehre phosphorsaure Salze bei sich führen, welche nicht mehr zur Bildung der Knochen verwendet werden.

In der Regel bestehen die verknöcherten Theile aus mehr oder weniger phosphorsaurem Kalk und Thierstoffe. So fand Wollaston z. B. in mehren Ossificationen der Arterien, der Herzklappen, der Bronchien, Venen, Zwerchmuskelsehnen ꝛc. größtentheils basischen phosphorsauren Kalk, denselben Fourcroy auch in den knöchernen Anwüchsen der sehnigen Häute und Muskeln alter Rheumatiker. Aus der Ossification der Nasenmuschel eines rotzigen Pferdes erhielt Lassaigne 45 thierische Materie, 35 unterphosphorsauren Kalk, und 20 kohlensauren Kalk*).

*) Vergl. Calculorum, qui in corpore ac membris hominum innascuntur genera XII depicta descriptaque cum historiis singulorum admirandis, a *Kentmanno*. (Tiguri 1563. 4.) *Wollaston* in Philos. Transact. 1797. V. II. p. 386. *Van den San-*

Digitized by Google

Die bei der Peripneumonie in Form eines Überzugs auf den Brusthäuten, in den Lungen und Lungenbläschen abgelagerten Concretionen bestehen, nach Mascagni, (in den Memorie della societa Ital. delle scienze. IX. p. 635 etc.), blos aus eiweißstoffartiger Materie.

Auch die unter den Hautdecken, besonders an den Gliedmaßen des weiblichen Geschlechts krankhaft gebildeten kleinen, festen, in Farbe und Ansehen constanten, äußerst schmerzhaften Tuberkeln scheinen hierher zu gehören. Sie sind einem Knorpel ähnlich, aber nicht so hart, und lassen sich ausschneiden, (vergl. Wood in Edinburg. Medic. and Surgical. Journal. VIII).

II) Ossificationspunkte, normale, heißen die in einem nicht bleibenden Knorpel, zuerst sich verknöchernden Stellen, von denen die weitere Osteogenese oder Knochenbildung ausgeht (vergl. d. Art. Verknöcherung). (*Th. Schreger.*)

OSSIGI, mit dem Beinamen Laconicum, alter Name einer Stadt bei Hispania Baetica, deren Gebiet, Ossigitania, der Bätis noch vor seinem Eintritt in Bätica durchströmt. (*Plinius* H. N. III, 1, 3.) Harduin hält es für Mengiber, Ukert (II, 1, 369.) für Maquiz. (*H.*)

Ossigitania, s. Ossigi.

OSSIKOW, OSZIKÓ, OSIKO, OSZIKOW, ein im széktlöer (sp. sektschöer) Bezirk an der von Eperies nach Galizien führenden Hauptstraße, zwei Stunden südlich von dem Bade Barthfeld gelegenes, 2¼ Meilen von Eperies nordwärts entferntes Dorf im sároser (sp. scharoscher) Comitat Oberungerns, mit einer zum barthfelder Vice-Archidiakonats-Distrikt gehörigen katholischen Pfarre des Bisthums Kaschau, einer dem h. Michael geweihten, von dem Primas Franz, Grafen von Forgács, consecrirten katholischen Kirche und Schule, über welche der gräflichen Forgacsischen Familie das Patronatsrecht zusteht; mit 109 Häusern und 804 slavischen und 20 jüdischen Einwohnern, welche Feldbau treiben. Die hiesige Pfarre wurde im J. 1621 errichtet und zählte 1831 1577 katholische Pfarrkinder, 6 Protestanten und 68 Juden in ihrem Sprengel, zu welchem die Dörfer Oszikó, Fritske und Vanistótz gehören. Das Dorf liegt am linken Ufer des von Fritske herabfließenden Baches. (*G. F. Schreiner.*)

OSSILAGO, Beinkärte, Verhärtung der Knochen; auch der römische Name einer Göttin, die den Kindern die Gebeine befestige; quae durat et solidat infantibus parvis ossa, Ossilago ipsa memoratur, hat *Arnob.* III, 148, IV, 165 Hard. Man findet auch die Lesart Ossipaga, Ossipanga. (*H*)

OSSILEGIUM (τὸ ὀστολόγιον; bei Diodor. Sicul. ἡ ὀστολογία) war ein Theil der Leichengebräuche im classischen Alterthum. Es ist wol bloßer Zufall, daß der Ausdruck bei keinem Schriftsteller, sondern nur in Glossarien [1]) vorkommt; man müßte denn annehmen, die Classiker hätten eine Zusammensetzung vermieden, in der legere, wie aus Sacrilegium und Sacrilegus ersichtlich, einen der Sache fremden Begriff enthält. In Griechenland und Italien wurden die Todten schon in vorhistorischen Zeit entweder beerdigt, wie es vom Kekrops, Äneas u. A. erzählt wird [2]), oder, nach dem Vorgange der aus dem Orient zu den Abendländern herübergekommenen Brandpyramiden des Herakles [3]), auf einem aus trockenem Brennholze dazu errichteten Scheiterhaufen verbrannt [4]). Der Leichnam wurde so auf den Scheiterhaufen gelegt, daß die übrigbleibenden Gebeine und die Asche des Abgeschiedenen von den Resten der andern oft zahlreich mit ihm verbrannten animalischen und vegetabilischen Substanzen unterschieden waren. Die Meinung, man habe den Leichnam, um die Überreste desto leichter wieder aufzufinden, in indische Leinwand, deren Unverbrennlichkeit Plinius rühmt, oder in Gewänder aus Asbest (Amianthus) gehüllt, wird schon von Kirchmann zurückgewiesen [5]). War die helle Flamme des Holzstoßes verlöscht, so besprengte man, wenn die Götter keinen, in diesem Falle, vorzüglich für glücklich angesehenen Regenguß sandten, das zurückgebliebene Kohlfeuer (favillae) mit Wein [6]), dessen Gebrauch aber schon Numa, aus Rücksicht auf den Weinmangel in Roms Umgegend, verboten haben soll, sofern das angeführte Gesetz wirklich aus jener Zeit abstammt [7]). Hierauf schritten die nächsten Anverwandten und Freunde [8]), selten andere (wie bei der Leichenfeier des Augustus die Angesehensten aus dem Ritterstande) [9]), unter Gebeten und Anrufung der Manen des Verstorbenen zu der frommen Pflicht, die theuern Überreste zu sammeln. Aus Ehrfurcht vor dem Abgeschiedenen nahte man der Brandstätte mit nacktem Fuß, in gürtellos herabfließendem Gewand und mit reinen Händen, in lauterer Quelle gebadet. Die Asche wurde in besondere Krüge (cineraria) gesammelt, die man in dem Columbarium, einem Theile des Sepulcrum, beisetzte; die Gebeine aber las man zusammen in den Faltenwurf des Gewandes (sinus) und legte sie, vorher mit Wein, weißer Milch, wohlriechenden Ölen, sogar mit Thränen befeuchtet, in besondere je nach Stand und Vermögen der Familie aus Thon, Porphyr, Marmor, Erz, Silber oder gediegenem Golde gearbeitete Gefäße (ollae ossuariae, ossuaria, ossaria, ὀστοδοχεῖα, ὀστοθήκαι) [10]), und setzte sie (componere et condere) in

---

1) Gloss. Philox., wo auch ossilegus durch ὀστολόγος erklärt ist. 2) *Cic.* de legg. II, 25, 63. *Liv.* I, 2. 3) Böttiger, Vorlesungen über Kunstmythologie. S. 68 fg. 4) Über griech. Gebräuche. *Hom.* Iliad. XXIII, 127 sq. XXIV, 790 sq. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde. II. 2. S. 78—83. 5) *Plin.* H. N. XIX, 1. XXXVI, 19, 31. *Dioscorid.* V, 156. *Casaub.* Sueton. Aug. 101. *Kirchmann* de funeribus III, 7. p. 372 sq. 6) *Hom.* l. c. πρῶτον μὲν κατὰ πυρκαϊὴν σβέσαν αἴθοπι οἴνῳ πᾶσαν, ὅσσον ἐπέσχε πυρὸς μένος. 7) *Plin.* H. N. XIV, 14, 24. Bip. 8) Ὄστεα λευκὰ λέγοντο χαλιγνητοῖ σ' ἑταῖροι τε. *Hom.* l. c. Vor allen *Tibull.* III, 2, 9—30 und daselbst die Erklärer. 9) *Sueton.* Aug. 100. 10) Ossuaria olla bei *Orelli*, Inscr. Lat. 2896. Ossuarium, das. 4511. 4556. Ossarium *Ulpian* Dig. XXXXVII, 12, 2. Inscript. bei

---

de, in v. *Mons* Journ. de Ch. et de Ph. IV. p. 181 sq. Walter in Baumé's Versuchen ꝛc. S. 105 fg. *Fourcroy* in dem Mém. de la soc. R. d. med. (à Par. 1788.) p. 488. Teutsch in von Crell's chem. Ann. II. S. 359.

Digitized by Google

der Todtengruft bei. Ein solches Sammeln der Gebeine heißt ossilegium, von ossa mortui legere. Vor dem Zwölftafel-Gesetze war es außerdem Sitte, daß man dem Leichname, bevor er verbrannt wurde, kleinere Glieder, z. B. einen Finger, abschnitt und aufbewahrte [11]). Man nannte dies homini mortuo ossa legere [12]), eine Redensart, die von der bei Chirurgen üblichen „ossa vivis legere," d. h. ossa extrahere, decidere, entlehnt ist [13]). Das Gesetz der Zwölftafeln hob den Gebrauch auf: homini mortuo, heißt es, ne ossa legito, quo post funus faciat. Doch gestattete die Folgezeit jenes Abschneiden eines Gliedes bei Römern, die außerhalb ihres Vaterlandes starben, und von denen man einen Überrest in der heimischen Erde beizulegen wünschte [14]).

(*Schadeberg.*)

OSSILEGIUM. In anatomischer Bedeutung bezeichnet Ossilegium das kunstgemäße Verfahren, ein Gerippe zu bereiten. (*Wiegand.*)

OSSINGEN, reformirtes Pfarrdorf im eidgenössischen Canton Zürich, im Oberamt Andelfingen; das ganze Kirchspiel zählt 1120 Seelen. Es hat bedeutenden Weinbau, aber meist von geringerer Qualität. Das Pfarrhaus und der Gottesacker sind zu Hausen, ungefähr eine Viertelstunde von dem Dorf Ossingen, wo die Kirche steht. Der Ort ist bemerkenswerth als Geburtsort des berühmten zürcherischen Philologen und Kritiker J. Jakob Hottinger (s. d. Art.), der 1819 starb.

(*Escher.*)

Ossipaga, Ossipanga, Ossipagina, s. Ossilago.

Ossiten, s. Osteolithen.

Osskol, s. Oskol.

OSSLOWAN. 1) Eine dem Freiherrn von Scharf gehörige Herrschaft des brünner Kreises Mährens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamt und einer grundobrigkeitlichen Berggerichts-Substitution. Gegenwärtig enthält sie 486 Häuser und 3133 Einwohner, an unterthänigen Gründen über 3000 Joche größtentheils mehr als mittelmäßig fruchtbares, theilweise aber auch sehr gutes Ackerland, gegen 500 Joche an Wiesen, 20 Joche Weinberge und einen guten Waldstand; die obrigkeitliche Schätzung betrug nach der Josephinischen Steuerregulirung 37$\frac{1}{2}$ Lahnen, 3748 Fl. 41$\frac{1}{4}$ Kr. Die ganze Herrschaft ist landtäflich auf 172,996 Fl. 55 Kr. geschätzt. Die Einwohner sind sämmtlich Slaven, wohnen in sieben Dörfern und sind größtentheils mit Ackerbau und der Hilfeleistung bei dem bedeutenden Bergbaue beschäftigt, den die Herren Johann und Anton Müller auf Steinkohlen und Alaun betreiben. Der Bergbau auf dem Gebiete dieser Herrschaft ist schon sehr alt; schon in einer Urkunde des Königs Ladislaus vom J. 1457, in welcher er der Stadt Brünn eine vom Könige Wenzel im J. 1297 ausgestellte Bergfreiheit bestätigt, wird der Bergwerke bei Oßlowan gedacht. Außer dem noch im Betriebe stehenden nicht unbedeutenden Alaunwerke, welches im J. 1783 angelegt wurde, ist vorzüglich die Gewinnung der Steinkohlen von großer Wichtigkeit. Die hier vorkommende Kohle ist Schieferkohle, deren Grundgebirge Sandstein, das Kohlendach Thonschiefer und Kiesel ist; das Kohlenlager ist 2"—1° 5′ mächtig; die Seigerteufe des Baues betrug im J. 1819 13—26°. Die Ablagerung der Kohle ist zu Oßlowan weniger als zu Rossitz durch Rückensprünge und Querklüfte gestört und unterbrochen. Im J. 1819 wurden zu Oßlowan von 91 Bergknappen 26,625 Ctr. Kohlen gewonnen; gegenwärtig soll sich die jährliche Ausbeute über 30,000 Ctr. belaufen. Der Localpreis der Kohle war in dem genannten Jahre 34 Kr. und der Gelobetrag der ganzen Ausbeute 15,087 Fl. 30 Kr. Als erste Besitzerin von Oßlowan und mehren andern Dörfern erscheint Hedwig, eine edle Matrone, die Stifterin des hier bestandenen Nonnenklosters, welche dieses Dorf mit mehren andern Orten dem neu gestifteten Kloster vergabte. Nach der Zerstörung desselben durch die Hussiten verlieh König Wladislaw im J. 1471 den Genuß der Klostergüter dem Herrn Wilhelm von Pernstein, und im J. 1490 dehnte er die Verleihung dieses Genusses auch auf dessen Söhne aus; im J. 1509 übergab er diese Stiftsgüter dem Wilhelm von Pernstein abermals und im J. 1512 trat er ihm alle seine landesfürstlichen Rechte auf das Stift ab. Während dieser und in der Folgezeit scheint das Stift von der Gnade der Herren von Pernstein abhängig gewesen zu sein. Gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrh. hatte das Gut schon seine Besitzer gewechselt und ging durch die Hände mehrer Eigenthümer *), bis es in den Besitz der Herren Kragirz von Greigk kam; Kathacina, die letzte ihres Geschlechts, brachte es um den Anfang des 17. Jahrh. ihrem Gatten Wolf Dietrich von Althann zu, bei dessen Familie die Herrschaft bis gegen die Mitte des Jahrhunderts verblieb, in welcher Zeit sie durch Kauf an das adelige Geschlecht Mollart überging. Im J. 1713 wurde das Gut von Peter Ernst von Mollart an das cistercienser Nonnenstift zu Altbrünn verkauft, in dessen Besitz es bis zur Aufhebung des Convents im J. 1782 verblieb. Im J. 1789 wurde die Herrschaft dem k. k. Hofrath Johann von Scharf für jährlich 9290 Fl. 55$\frac{1}{4}$ Kr. in Erbpacht überlassen, und später ganz verkauft. 2) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriger Markt im brünner Kreise Mährens, am Oslawaflusse, von dem er durchschnitten wird, drei Stunden von Schwarzkirchen entfernt, mit einem

---

Gruter 1048, 1. Zur Kritik des ossuarium die bemerkenswerthe Schreibart ossua statt ossa auf Inschriften, siehe *Orelli* 2906, 4361 etc.

11) *Fest.* membrum abscindi mortuo dicebatur, cum digitus ejus decidebatur, ad quod servatum justa fierent rellicuo corpore combusto. Vergl. *Kirchmann* l. c. p. 366 sq. 12) *Cic.* de legg. II, 24, 60. 13) *Senec.* cons. ad Mar. 22. de benef. V, 24 unrichtig emendirt von *Dav.* ad Cic. de legg. II, 24. *Quinct.* VI, 1, 30 (nicht funeribus statt vulneribus), VIII, 5, 21. 14) *Cic.* l. c. daselbst die Erklärer in der Ausgabe von Moser und der Excurs S. 506. *Jac. Raevard.* ad legg. XII. Tabb. c. XV. *Merul.* de legg. Romm. IX, 9. *Boxmann*, De Legg. sumptuariis. p. 26. Dirksen, Zwölftafel-Fragmente. S. 672. *Kirchmann* l. c.

*) Fr. Jos. Schwoy, Topographie vom Markgrafthume Mähren. (Wien 1793.) 2. Bd. S. 284 fg.

Digitized by Google

alten Schloß, einem Meierhof und einer Schäferei, 169 Häusern und 945 Einwohnern, worunter 481 weiblichen Geschlechts sind, welche die mährische Sprache sprechen, Ackerbau und städtische Gewerbe treiben, einer Kirche, Schule und Pfarre. Diese gehört zum rossitzer Dekanat der brünner Diöcese, wird von zwei Priestern besorgt, steht unter dem landesfürstlichen Patronat und zählt in ihrem Sprengel 2169 Katholiken und 11 Akatholiken. In diesem Markte werden jährlich 3 Märkte der vierten Classe gehalten, welche nach dem Patent vom 22. Oct. 1774, zwei Tage dauern und auf welchen Tuch, Leinwand, Stoffe für weibliche Kleidung, Vieh, Schneidewerkzeuge u. dergl., verhandelt werden. Hier war vormals ein um den Anfang des 13. Jahrh. gegründetes Nonnenkloster des Cisterzienser-Ordens, dessen Stiftung König Przemisl Ottokar I. im J. 1228 bestätigte. Die Äbtissin des Klosters hatte das Patronatsrecht über die Pfarrkirche St. Jakob in Brünn. Im J. 1423 überfielen die Taboriten unter ihren Anführern Ziska und Prokop dem Kahlen auch dieses Stift, ersäuften die Nonnen in dem Oslawafluß und zerstörten die Gebäude bis auf den Grund. Später wurde das Kloster zwar wieder hergestellt, aber der Genuß seiner Güter den Herren von Pernstein überlassen, die höchst wahrscheinlich dafür die Verpflichtung übernahmen, die Nonnen zu erhalten. Zur Zeit der sich ausbreitenden Kirchenreformation ging endlich das Stift ganz ein. — In der Nähe dieses Marktes nimmt die Oslawa den Jamostnybach auf, in ihrem Flußbette finden sich sehr reine Bergkrystalle und Granaten und in dem benachbarten Gebirge schöne Jaspis, Feldspath, Trippel und andere Fossilien. (*G. F. Schreiner.*)

Ossogna, s. Riviera.

OSSOLENGO, ein Gemeindedorf in der Provinz Cremona des lombardisch-venetianischen Königreichs, eine Stunde von Cremona, an der nach St. Vito führenden Straße im District V. von Robecco gelegen, mit 1200 Einwohnern, einem eigenen Vorstand und einer eigenen Pfarre S. Maria Annunziata und einer Kapelle. Die ganze Umgebung ist eben, reich bewässert und gut bebaut. (*G. F. Schreiner.*)

OSSOLINSKY. Als den ersten Ahnherrn des Geschlechts nennt Okolsky einen Topor, mit dem Beinamen der Alte (Starza), der ein Zeitgenosse der ersten polnischen Fürsten gewesen sein soll. Unter dessen Nachkommen erwähnt der nämliche Schriftsteller vornehmlich den Großgrafen von Panigrod, Luckina (Lucina, unweit Pulawy?) und Denaborz. Zbyluta, magnus comes de Panigrod, soll 1153 das Kloster Wangrowiec an der Wartha, Cistercienserordens, gestiftet haben, eine Angabe, der wir jedoch, mit aller Ehrfurcht für des Okolsky Autorität, widersprechen müssen. Dieses Kloster wurde vielmehr 1145 von dem Herzoge Miecislaus von Großpolen gegründet, aus Dankbarkeit für den über seinen Bruder, den Herzog Wladislaus von Krakau, erfochtenen Sieg, und mit Mönchen aus dem berühmten bergischen Kloster Altenberg besetzt. Diese Fremden wußten sich hinwieder dem frommen Stifter so wohlgefällig zu machen, daß Miecislaus verfügte, es sollten in sein Kloster nur cölnische Kinder, gleichviel aus der Stadt oder der Diöcöse, aufgenommen werden. Bis in die Mitte des 15. Jahrh. wurde dieses Gebot genau befolgt. Mit besserm Rechte möchte Okolsky hier, statt des angeblichen Stifters Zbyluta, anführen den Setegius (Siecich), vir nobilis et comes, mit dessen Bewilligung und auf dessen Grund, in anmuthiger und waldiger Stelle an der Weichsel im Sendomirschen, König Boleslaus im J. 1010 das Benedictinerkloster Sieciechow, vielleicht nach diesem Siecich genannt, gründet und welchem Siecich aus seinem Eigenthume zwölf Meierhöfe schenkte. Ein Abkömmling dieses ältern Siecich war Siecich, der Woywode von Krakau, der mit Ruhm des Herzogs Wladislaus Kriege gegen die Pommern (1092) und Mährer (1094) führte, allmälig aber zu so großer Macht gelangte, daß in Polen nur sein Wille galt. Die Söhne des alten Herzogs, Boleslaus und Zbignew, sahen das mit großem Unwillen; sie fürchteten, daß der Mann, der beinahe alle Schlösser des Landes selbst, oder durch seine Brüder innehatte, ihnen wol gar die Krone streitig machen könne. Es entbrannte zwischen dem Vater und den Söhnen darüber eine erbitterte Fehde (1098), die zu beendigen, der Vater eidlich versprechen mußte, er wolle den Günstling für immer von sich entfernen, ihn auch nie mehr zu seinen vorigen Würden gelangen lassen. Siecich ritt von dannen, und floh nach einer Burg, die er sich auf dem linken Weichselufer, zwischen Pulawy und Maciejowice erbaut, mit mehren Gräben und starken Werken verwahrt, und nach seinem Namen, wie das nahe Kloster, Sieciechow genannt hatte. Augenblicklich wurde er durch die Prinzen belagert. In der Nacht ersah der Vater, den sie gezwungen hatten, ihren Zug mitzumachen, seine Gelegenheit; entfloh mit nur drei seiner Getreuen, warf sich in ein Schifflein, und kam glücklich über die Weichsel in des Siecich Burg. Der Krieg empfing hierdurch neues Leben, und verbreitete sich durch alle polnische Provinzen; als endlich der Prinzen Übergewicht nicht mehr zweifelhaft und sie eben mit der Belagerung von Plock beschäftigt waren, vermittelte der ehrwürdige Erzbischof Martin von Gnesen einen neuen Vergleich. Der geächtete Siecich suchte Zuflucht bei den Russen, wurde nach mehren Jahren von Boleslaus zurückgerufen, konnte aber mit aller seiner Gewandtheit niemals auch einen Schatten der vorigen Wichtigkeit wieder erlangen. Ein Sohn von ihm könnte wol der königliche Mundschenk Sieciech gewesen sein, der sich bei dem Angriff auf der Pommern Stadt Sczecin (1167), durch verwegene Tapferkeit auszeichnete, plötzlich aber, — so erzählt die Sage — wie von dem Engel des Todes getroffen, aus dem Kampfe schied, und seine Gefährten durch die Versicherung überraschte, er werde sein Schwert nicht mehr ziehen gegen die Stadt, er habe denn zuvor durch reumüthige Beichte seiner Sünden Vergebung erlangt. Doch, als am andern Morgen die Trompete den Angriff verkündigte, da war Sieciech nicht vermögend, dem Rufe der Ehre zu widerstehen, und abermals schloß er sich den Stür-

Digitized by Google

menden an, bis die Stadt der Gewalt erlag und ihre Thore sich dem Sieger öffneten. Nirgends ferner Gefahr oder Feinde ahnend, spottete nun Sieciech selbst der empfundenen Gewissensangst, nicht umsonst, rühmte er sich gegen seine Waffenbrüder, habe er Buße und Beichte aufgeschoben, da er dieser Zögerung sein Leben verdanke, während augenblicklicher Gehorsam ihm das Leben gekostet haben würde. Beifällig lauschten die Jünglinge seines Gelichters der frechen Rede, während die erfahrnen Männer ihm scheu den Rücken kehrten. Sieciech legte sich schlafen, da stand ein ehrwürdiger Greis vor ihm, in dem er, noch nicht gänzlich entfremdet den Erinnerungen der Kinderwelt, alsbald den heiligen Abt Ägidius erkannte: „Du Sieciech hast geprahlt, du seist durch deine Zögerung zu Beichte, Gebet und Buße dem Tod entgangen, ich aber verkündige dir nahen, sehr nahen Untergang." Das Gesicht war verschwunden, Sieciech erschreckt, nicht gebessert. Er folgte dem Herzoge Boleslaus zur Jagd in den Forst Usosin, von Alters her durch die Menge der Auerochsen berühmt. Manches edle Wild wurde erlegt, endlich ein Stier aufgetrieben von ungeheurer Größe und Wildheit, dergleichen man vorzugsweise Odiniec zu nennen pflegt. Das Thier, durch Jäger und Hunde ohne Zahl erschreckt, wollte fliehen, und hatte sich schon dem Kreis entrückt, da stößt zufällig der Mundschenk Sieciech ihm auf. Im Angesichte des Herrn und des Hofes zu fliehen, oder auszuweichen, konnte dem Jünglinge nicht einfallen, er steigt vom Pferde, des Willens, den Stier mit dem Jagdspieße zu empfangen. So fest er aber auch stand, dem Kampfe war er nicht gewachsen: das Unthier, durch das Eisen nur gereizt, nicht verletzt, wirft ihn zu Boden und wüthet gegen seinen Feind, wie der Stier gegen den Gefallenen zu wüthen pflegt, tritt ihn mit Füßen, faßt ihn auf die Hörner, schleudert ihn zu wiederholten Malen in die Lüfte, und läßt ihn endlich mit gebrochenen Gliedern, mehr todt als lebendig, in einem Dornbusche liegen. Einige Jäger kommen dazu, Sieciech wird mühsam erhoben und nach dem nächsten Hause gebracht, um dort zu sterben, denn es schien unmöglich, daß er den Tag überlebe; den Blutverlust wußte Niemand zu stillen, und furchtbarer Wahnsinn, die Folge der heftigen Erschütterung, verzehrte die letzten Kräfte. Sichtlich lag Sieciech im Todeskampfe, da erschien ihm der heilige Ägidius, genau wie er ihn früher gesehen, und sprach: „Wenn du mich nicht als deinen Fürbitter anrufst, so bist du dem Tode verfallen." Der Sterbende in dem Heiligen Gottes gleichsam einen Bekannten erblickend, fühlte sich urplötzlich mit freudiger Hoffnung erfüllt, und lispelte kaum vernehmbar: „Demüthig bitte ich dich, den Auserwählten des Herrn, du wollest mir vor allem meine Genesung erwerben, dann aber bei dem Gotte der Barmherzigkeit mein Fürsprecher sein, damit ich die Gnade erlange, mein Leben, meine Sitten und Werke zu bessern; ich meiner Seits, um die begangene Sünde zu büßen, will sobald, wie möglich, zu Fuße dein Grab und dein Kloster besuchen." Und abermals sprach der Heilige: „Du hast mich gebeten, und ich bin bei dem Allerhöchsten, der keinen verderben, sondern Alle erretten will, dein Fürsprecher geworden, ich schenke dir von seinetwegen die volle Gesundheit wieder. Hüte dich aber zu sündigen und der alten Last eine neue hinzuzufügen, deine Strafe müßte dann viel härter werden." Es zerfloß die Erscheinung, der Mundschenk aber fühlte sich in allen seinen verletzten, gebrochenen und verlornen Gliedmaßen auf der Stelle geheilt und ergänzt, zum größten Erstaunen der Anwesenden, die sich nicht zu erklären wußten, wie ein Sterbender so schnell, ohne die mindeste Anwendung menschlicher Hilfsmittel, genesen könne. Zur Stunde trat er auch die versprochene Wallfahrt an. Einsam und zu Fuße wanderte er nach der Provence, nach dem Kloster St. Gilles, wo des heiligen Ägidius Leib ruht; er brachte Geschenke dar, verkündigte die Wunder, die der Heilige an ihm gethan, und kehrte nach der Heimath zurück, um seine Sünden im Staub, in zerknirschtem und gedemüthigtem Herzen zu beweinen.

Im J. 1241 erscheint als des gesammten Stammes Oberhaupt Zegotha, und er und sein Stamm waren für den Herzog Konrad von Masovien, als dieser den Versuch machte, mit gewaffneter Hand die Provinzen Krakau und Sendomir einzunehmen. Ein anderer Zegotha, aus demselben Stamm entsprossen, und sein Vetter Otto unternahm es auf des Herzogs Boleslaus des Schamhaften Betrieb, den pflichtvergessenen Bischof Paul von Krakau aus seiner Residenz zu Kunow zu entführen, und ihn zu sicherer Haft nach Sieradz zu liefern. Als aber der Herzog sich mit dem Bischofe versöhnte, mußte er versprechen, die beiden, den Otto, wie den Zegotha, von seinem Hofe zu entfernen; nicht zufrieden damit, ließ er sie in Fesseln schlagen, und einen ganzen Monat lang, so lange hatte der Bischof aushalten müssen (1271), einkerkern. Demnächst auf ihrer Brüder und Freunde Anhalten entlassen, schien es ihnen thöricht, ferner einem Fürsten angehören zu wollen, der empfangene Dienste so schnöde belohnte, darum verkauften sie ihr Eigenthum in dem Krakauischen und Sendomirschen, und zogen zu Herzog Wladislaus von Oppeln, in dessen Gebiete sie auch Landbesitz erwarben. Ein dritter Zegotha, Woywode von Krakau, führte in der Schlacht bei Rowne (1283), denjenigen Flügel des polnischen Heeres, der zuerst die barbarischen Feinde, die Lithauer, zum Weichen brachte. Von einem der Söhne dieses Zegotha stammt das große Geschlecht der Herren von Pilcza (man vergl. d. Art.); ein anderer, Navogius, Woywode von Sendomir, Graf von Przeginca, in dem Krakauischen, wurde um das Jahr 1319 der Erbauer der berühmten Burg Tenczyn, westlich von Krakau, von der sein älterer Sohn, Andreas, den Namen annahm, und demnach der Ahnherr der Grafen von Tenczyn geworden ist (vergl. d. Art.). Des Woywoden Navogius jüngerer Sohn, Johann oder Jasko, gewöhnlich von Balice genannt, nach einem Gute dieses Namens, das er in der Nähe von Krakau besaß, wurde der Vater von Nikolaus, dem Castellan von Wislica, der zuerst das Schloß Ossolin, in dem Sendomirschen, 3¼ Stunde von Opatow,

Digitized by Google

erbaute, darum mehrentheils Nicolaus de Oſſolin heißt, und in des Königs Ludwig von Polen und Ungern Zuge gegen die Lithauer (1377) einen abgeſonderten Heerhaufen befehligte. Dieſes Sohn, Johannes, der abwechſelnd von Tenczyn, von Balice, von Oſſolin, benannt wird, und zugleich als Caſtellan von Radom erſcheint, wurde der Vater von Andreas de Oſſolin, Caſtellan von Radom und Erbherrn von Klimontow (in dem Sendomirſchen, vier Stunden von Opatow), und der Großvater von Johann Oſſolinsky, dem Caſtellan von Wiślica, der kurz vor dem J. 1459 erſchlagen wurde, als er ſich bemühte, das Eigenthum ſeines Sohnes Johannes, des Kanonikus zu Sendomir, gegen den unruhigen Lucas Slupeczky zu vertheidigen. Johannes Urenkel Zbignew, Woywode von Sendomir, beſuchte in der Jugend den Hof König Karls IX. von Frankreich, und verdankte vorzüglich dieſem Umſtande die Oberſt-Kammerherrenwürde bei Heinrich von Anjou, der nach der Stände Willen den Thron der Jagellonen einnehmen ſollte. Mehr als einer ſeiner Landsleute gewann Zbignew, der ſeit Kurzem die große Grafſchaft Tenczyn an ſich gebracht hatte, des Monarchen Vertrauen, und er war daher der erſte, der Heinrichs Abſicht zu entfliehen argwohnte. Als die Flucht wirklich angetreten wurde, ſetzte er mit einer ſtarken Reiterſchar dem Könige nach, er konnte ihn aber erſt bei Pitſchen, auf öſterreichiſchem Boden, erreichen. Rührend ſtellte Oſſolinsky dem Flüchtlinge das Unglück vor, welches aus ſeinem Schritte für Polen entſtehen könne; flehentlich bat er um des Monarchen Rückkehr. Allein ſeine Vorſtellungen waren vergeblich, Heinrich verſprach zurückzukehren, ſobald es die Lage von Frankreich erlauben werde, empfahl dem Oberſt-Kammerherrn die in Polen zurückgebliebenen Franzoſen, ſchenkte ihm zum Andenken einen Diamant von Werth, und jagte mit verhängtem Zügel davon. Später fand Zbignew an König Siegismund III. einen Herrn, der ſeine Treue beſſer zu ſchätzen wußte. Er ſtarb im J. 1623, in dem Alter von 67 Jahren, mit Hinterlaſſung der drei Söhne Chriſtoph, Maximilian und Georg. Chriſtoph, Woywode von Sendomir, war ein Vater von mehren Söhnen, von denen Balduin in dem bei Zborow, den 15. Auguſt 1649, den Tataren und Koſaken gelieferten Treffen den Tod fand. Von Chriſtophs Enkeln kommt Adam Wenceslaus, Graf von Tenczyn-Oſſolinsky, 1699 als Landeshauptmann des Fürſtenthums Teſchen, und Chriſtoph Balduin 1717 als k. k. Kammerherr vor. Maximilian, des Ober-Kammerherrn Zbignew anderer Sohn, war Hofſchatzmeiſter und Staroſt von Marienburg, auch Großvater des Grafen Franz Maximilian von Tenczyn-Oſſolinsky, der als Kronſchatzmeiſter, Caſtellan von Chmielnik und Oberſter bei der Kronarmee ſich durch unverbrüchliche Treue für den zum andern Male zum König in Polen gewählten Stanislaus auszeichnete, auch an deſſen Seite in Danzig und Königsberg bis zum Ende aushielt. Gezwungen, jeder Hoffnung eines Glückswechſels zu entſagen, verzichtete Oſſolinsky durch Schreiben vom Junius 1736 auf die Schatzmeiſterſtelle, um ſeinem Könige nach Lothringen zu folgen, und ſchon im Mai 1737 trat er als Oberſt-Hofmeiſter und Gouverneur des Schloſſes zu Luneville an die Spitze des in Luneville gebildeten neuen Hofſtaates. Um die nämliche Zeit erkaufte er auch von dem Banquier Paris-Duvernet die große, unweit Barle-duc gelegene und damals etwa 40,000 Livres jährlich eintragende Herrſchaft Ligny, in Betracht deren er in Frankreich zum Herzog ernannte wurde, gleichwie er in der Promotion vom 1. Januar 1737 den heiligen Geiſtorden erhalten hatte. Vom Kaiſer Karl VII. wurde er in des heil. röm. Reiches Fürſtenſtand erhoben. Er ſtarb zu Malgrange bei Nancy den 1. Julius 1756, nachdem er in ſeiner Ehe mit Katharina Jablonowska, der Muhme des Königs Stanislaus, vermählt zu Warſchau den 21. März 1732, geſtorben den 5. Januar 1756, zwei Söhne und eine Tochter gezeugt. Das erlauchte Ehepaar ruht zu Nôtre-Dame-de-Bonſecours, zu Nancy in der königlichen Gruft, im Tode wie im Leben von dem geliebten König unzertrennlich. Ligny hatte König Stanislaus längſt eingelöſt, die Güter in Polen, obgleich anfänglich ſequeſtrirt, blieben den Kindern, aus denen der Graf Joſeph im J. 1752 als Kronhofjähndrich vorkommt. Von deſſen fernern Schickſalen wiſſen wir aber nichts zu berichten, ſo wenig als von der neuern, merkwürdigen Geſchichte des Hauſes, und ſeinen mannichfachen, großartigen Stiftungen. Dagegen haben wir noch von Georg Oſſolinsky zu ſprechen, dem dritten Sohne jenes Zbignew, der bei König Heinrich die Ober-Kammerherrenſtelle bekleidete. Georg, geboren im J. 1595, erhielt ſeine Bildung auf der Univerſität zu Grätz, die, von den Jeſuiten geleitet, ſich der ganz beſondern Aufmerkſamkeit des Landesherrn, des Erzherzogs Ferdinand erfreute; vor allen Studenten wurde aber der geiſtreiche und wißbegierige Pole von dem Erzherzog ausgezeichnet. Nach zurückgelegten Univerſitätsjahren bereiſte Georg die Niederlande, England, Frankreich und Italien, um ſich ſodann dem Prinzen Wladislaw, dem älteſten Sohne König Siegismunds III. anzuſchließen. Er machte die Feldzüge gegen die Moskowiter bis zu dem Waffenſtillſtande von Deulina mit, und ging 1621, als des Königs Siegismund Abgeſandter nach England. Die lateiniſche Rede, in welcher er bei der erſten Audienz den König begrüßte, fand rauſchenden Beifall, und wurde in die engliſche, teutſche, franzöſiſche und ſpaniſche Sprache überſetzt. Der Zweck der Sendung war, für den blutigen Zwiſt mit Schweden König Jakobs Vermittelung anzurufen, und zugleich die Erlaubniß zur Anwerbung von 5000 Engländern zu erhalten, die gegen die Türken gebraucht, und auf Koſten Jakobs nach Danzig geliefert werden ſollten. Gegen dieſe Vergünſtigung wollte Polen ſich bei dem Kaiſer für die Rückgabe der Rheinpfalz verwenden. Als einer der Commiſſarien für die Conferenzen von Altmark hatte Oſſolinsky weſentlichen Antheil an dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes vom 8. Oct. 1629, wodurch Polen eine ſechsjährige Ruhe erkaufte. Nach Siegismunds Tode half er nach Kräften die Wahl des Prinzen Wladislaw befördern, darum er auch auserſehen wurde, ſie dem päpſtlichen

Digitized by Google

Hofe zu notificiren. Seit langen Zeiten hatte Rom keinen Einzug gesehen, der dem seinigen (1633) an Ordnung und Pracht zu vergleichen; aber noch mehr als durch alle die Pracht, durch den Reichthum der ungewohnten, halbmorgenländischen Tracht, durch die 300 arabischen oder persischen Rosse, die hier zur Schau gestellt waren, fühlten die Römer sich angezogen durch die martialische Haltung der im Glanze so vieler Siege (über Russen und Türken erfochten) erscheinenden Sarmaten. Allein nicht blos glänzen sollte der Kron-Großschatzmeister, denn das war Ossolinsky seit längerer Zeit, auch Geschäfte hatte er mit dem heil. Vater abzumachen, vornehmlich betrafen sie die wegen der Zehnten zwischen Adel und Klerus entstandenen Streitigkeiten, dann auch eine reichlichere Türkenhilfe. Auf der Rückreise besuchte Ossolinsky den großherzoglichen Hof in Florenz, desgleichen die stolze Republik in den Lagunen; er schloß auch einen Vertrag, nach welchem die Venetianer die von Sandbänken verstopften Mündungen des Dnieper reinigen, und längs derselben einige Forts errichten sollten, damit ihre Schiffe frei einlaufen, und zur Vertheidigung der fruchtbaren Ukraine gebraucht werden könnten. Der Krieg um Candia nöthigte die Venetianer an andere Dinge zu denken. Zum Schlusse seiner Reise mußte Ossolinsky auch noch den kaiserlichen Hof in Wien besuchen, und er fand an Ferdinand II. jenen huldreichen Gönner wieder, der ihm schon in Grätz so nützlich gewesen war. Bei einer zweiten Gesandtschaft nach Wien von ihm schon im nächsten Jahre 1634 verrichtet, wurde er von dem Kaiser in des heil. röm. Reichs Fürstenstand erhoben, gleichwie Papst Urban VIII. ihn 1633 zum Fürsten von Ossolin gemacht hatte. In Wien scheint er auch die Idee von seinem Kriegsorden von der unbefleckten Empfängniß gefaßt zu haben; in Polen entwarf er jedoch erst die Statuten, und sie wurden von König Wladislaw gutgeheißen. Auf dem Reichstage von 1635, wo der mit den Russen am 15. Junius 1634 zu Wiasma abgeschlossene Friede, und zugleich die Erwerbung von Kiow, Severien und Czernigow sanctionirt wurde, bekleidete Ossolinsky das Marschallamt, und er benutzte die Gelegenheit, um dem Reichstage den Entwurf zu einer Verbindung der Ostsee mit dem schwarzen Meere, mittels des Muchawiec und der Pina, wovon diese in den Bug, jener in den Przypiec sich ergießt, vorzulegen. Der Entwurf wurde genehmigt, und in spätern Zeiten mit einem von der Republik bestrittenen Aufwande von 40,000 Dukaten ausgeführt; es darf dieser Kanal aber keineswegs mit dem Oginskyschen, der ein Privatunternehmen, der die Szczara und Jasiolda benutzt, verwechselt werden. Der Waffenstillstand mit Schweden lief indessen zu Ende, und es wurde einige Anstalt zu Wiederaufnahme der Feindseligkeiten getroffen, Ossolinsky namentlich als Kriegsgouverneur nach Preußen geschickt (1635). Sichtlich war eben jetzt, wo Schweden in dem prager Frieden den wichtigsten seiner Alliirten in Teutschland, den Kurfürsten von Sachsen, verloren hatte, der Augenblick gekommen, die alte Unbild zu rächen, und den rastlosen, unversöhnlichen Feind für immer nach dem Nordpole zurückzuschicken. Es bedurfte hierzu lediglich eines kräftigen Zusammenwirkens mit Österreich. Aber Ossolinsky wußte das nicht zu fassen, ihm genügte der augenblickliche Vortheil, und die Schweden ließen gern ihre Eroberungen in Preußen fahren, um den Krieg gegen den Kaiser mit ungetheilten Kräften fortzusetzen. So kam am 12. Sept. 1635 zu Stummsdorf eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf 26 Jahre zu Stande; Polen aber hat es grausam büßen müssen, daß seine zwei ausgezeichnetsten Großkanzler, Zamoisky und Ossolinsky, sich so schwer in ihrer auswärtigen Politik gegen Türken und Schweden irren konnten. Den Dienst, der für Österreich so wichtig, für Polen so ersprießlich gewesen wäre, hatte König Wladislaw verweigert, zu einem andern, den Niemand foderte, Niemand bedurfte, war er williger; als sein Gesandter ging Ossolinsky zu dem Kurfürstentage nach Regensburg, um die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige zu befördern. Von 80 Personen und 60 Pferden prächtig begleitet, hielt er am 28. Julius 1636 seinen feierlichen Einzug, und da der Zweck seiner Sendung sobald erreicht gewesen, benutzte er seine Muße, um den Ehevertrag der Erzherzogin Cäcilia Renata mit seinem König aufs Reine zu bringen. Nach seiner Rückkehr legte er das Kronschatzmeisteramt nieder, um die Woywodschaft Krakau anzutreten; als Woywode wurde ihm die Ehre, im Sept. 1637 die königliche Braut nach Warschau zu geleiten. Auf dem Reichstage von 1638 hatte er große Anfechtungen zu bestehen; die Ritterschaft machte ihm den Vorwurf, er habe die Grundsätze der republikanischen Gleichheit verletzt, indem er vom Papst und Kaiser den Fürstentitel angenommen, und dem Könige die Stiftung eines Ritterordens angerathen. Die Vertheidigung blieb er nicht schuldig, aber doch erfolgte ein Reichstagschluß, der es allen Polen ohne Unterschied untersagte, von fremden Mächten Titel anzunehmen, auch wurde der Ritterorden von der unbefleckten Empfängniß aufgehoben. In der unwandelbaren Gunst seines Königs fand Georg für solche Widerwärtigkeiten indessen reichlichen Trost; im J. 1639 empfing er das Amt eines Vicekanzlers, 1643 wurde er Krongroßkanzler, und nach Koniecpolsky's Tode mußte er, wenn auch nur für kurze Zeit, zugleich das Kronen-Großfeldherrenamt bekleiden. Im J. 1645 wohnte er, Namens des Königs, dem Colloquium charitativum in Thorn bei. Im J. 1647 wurde auf seinen Betrieb die erste Post für Polen angelegt. Im J. 1648 bot er seinen ganzen Einfluß auf, um die Wahl des Prinzen Johann Kasimir durchzusetzen, sie war aber kaum vollbracht, als die Siege der empörten Kosaken und der Tataren dem Reiche selbst den Untergang drohten. Durch geschickte Unterhandlungen wußte Georg die Tataren zu bethören, daß sie nach Hause gingen; dann wirkte er mit gleichem Erfolg auf die Anführer der Kosaken, und der ebenso nothwendige als vortheilhafte Friede vom 17. August 1649 war ganz eigentlich sein Werk. Nochmals sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Wien und Rom gehen, schon hatte er sich bei dem Könige beurlaubt, aber wenige

Digitized by Google

Stunden darauf vom Schlage getroffen, starb er zu Warschau den 9. August 1650. Am besten hat sein Leben beschrieben Thadäus Mostowsky, in dem 3. Bde. der polnischen Biographie (Warschau, 1805). Mostowsky konnte des Großkanzlers Tagebuch benutzen, und wußte durch einen Anhang von 57 Urkunden seiner Arbeit noch größern Werth zu geben. In diesen Urkunden sind nämlich die dem Kanzler in seinen verschiedenen Gesandtschaften gegebenen Instructionen, sowie seine Gesandtschaftsberichte, mitgetheilt. Die von Georg bei seinen Gesandtschaften gehaltenen Orationes oder Anreden, sechs an der Zahl, hat Georg Förster 1640 (oder 1647) zu Danzig in Quart drucken lassen. Man hat auch eine zu Krakau, in Quart gedruckte lateinische Beschreibung von Georgs großer Gesandtschaftsreise vom J. 1633. Aus seiner Ehe mit Isabella, des Krongroßschatzmeisters, Nikolaus Danielowiz Tochter, hinterließ Georg einen Sohn, Franz, der als Starost zu Bromberg vorkommt.

(*v. Stramberg.*)

OSSOLINSKY, Joseph Maximilian von Tenczyn, Graf von, Commandeur des königlichen ungrischen St. Stephanordens, k. k. wirklicher geheimer Rath, Präfect der k. k. Hofbibliothek, Oberst-Landhofmeister in dem Königreiche Galizien und Lodomerien, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften ꝛc., war aus einem alten, in Polen historischen edeln Geschlecht, auf dem väterlichen Gute Wola Mielecka in der vormaligen Woywodschaft (Palatinat) Sendomir, oder dem heutigen galizischen tarnower Kreise geboren. Die Pfarrbücher geben den 8. Juni 1754 als den Tag der feierlichen Taufe an; da aber diese nach der damaligen Sitte, und wie er selbst öfters seinen Freunden versicherte, mehre Jahre der Geburt nachfolgte, so mochte Ossolinsky, als er am 17. März 1826 starb, ein Alter von beinahe 80 Jahren erreicht haben. Seine Ältern, Michael Graf von Tenczyn-Ossolinsky, und Anna, geborne Szaniawska, wollten dessen Erziehung keinen andern als geistlichen Händen anvertrauen, sendeten ihn aus diesem Grund in das adelige Collegium der Jesuiten zu Warschau, und empfahlen den geliebten Sohn der besondern Obhut des berühmten polnischen Geschichtsforschers Adam Stanislaus Naruszewicz, welcher eine Zierde der Gesellschaft Jesu war. Die erste Jugend des durch Kenntnisse und alle Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichneten Polen fiel in die verhängnißvolle Zeit der Unruhen seines Vaterlandes, welches trotz der Conföderation von Bar und trotz der Constitution vom 3. Mai 1791 durch beklagenswerthe Anarchie im Innern und den unheilbringenden Einfluß der Politik von Außen seinem Untergang entgegenreifte. Ohne in öffentliche Verhältnisse zu treten lebte er im väterlichen Hause den Wissenschaften, und nahm nur wie ein weiser Dulder an dem Schicksale der unglücklichen Heimath Theil. Eine mit der Gräfin Therese Jablonowska geschlossene, und später getrennte Ehe blieb kinderlos, und Graf Ossolinsky nach so manchen für sein ganzes Leben wichtigen Erfahrungen unvermählt.

Nach dem Tode des Kaisers Joseph II. kam Graf Ossolinsky mit der ständischen galizischen Deputation nach Wien, und seine rege warme Thätigkeit für die Angelegenheiten des Landes, besonders für die Erziehung adeliger Jünglinge aus Galizien in den österreichischen Instituten jeder Art, ward mit Erfolge gekrönt. Nach dieser Sendung und seit dem J. 1793 hatte er die Hauptstadt der österreichischen Monarchie zu seinem bleibenden Aufenthalte bis an seinen Tod gewählt. Wo konnte er auch mehr zum Nutzen seiner galizischen Mitbürger, der hier studirenden Jugend, und für die Befriedigung seiner wissenschaftlichen Neigungen wirken? Sein Haus stand nun allen gebildeten Männern der Hauptstadt, einheimischen und fremden Gelehrten gastfreundlich offen. Schon im J. 1794 nahm Graf Ossolinsky, nachdem er eine Büchersammlung besonders für slavische Literatur, anzulegen begonnen hatte, den nunmehrigen Director des warschauer Lyceums, Samuel Gottlieb Linde, aus Thorn, als Bibliothekar zu sich, der mit staunenswürdigem Fleiß, und mit Benutzung von mehr als 800 polnischen Schriftstellern das vergleichende Wörterbuch der polnisch-slavischen Mundart, gleich den gelehrten Werken des Engländers Johnson und des Teutschen Adelung verfaßte, eine Arbeit, welche schon durch den außerordentlichen Schatz von Gelehrsamkeit als das Werk eines einzelnen Mannes um so mehr in Erstaunen setzte, als sie der angestrengtesten Thätigkeit einer ganzen Akademie Ehre machen würde [1]). Linde widmete dieses Werk dem Grafen Ossolinsky, und seinem zweiten erlauchten Mäcen, dem verstorbenen k. k. Feldmarschall Adam Fürsten Czartorysky. Dankbar erkannte er die große Unterstützung des Grafen bei diesem Unternehmen, theils durch eigene literarische Mitwirkung, theils durch großmüthige Aufopferung. Andere hoffnungsvolle Studirende, Joseph Siegert und Dr. Karl Joseph von Hüttner, fanden nach Linde eine Stelle in der Ossolinskyschen Bibliothek; beide hat der Tod der österreichischen Literatur entrissen, und zwar den letztern als Professor der europäischen Staatenkunde an der lemberger Universität, und als Mitglied der krakauer gelehrten Gesellschaft, welcher seine literarischen mit Beifall aufgenommenen Arbeiten ebenfalls diesem Gönner zueignete [2]). So vielfache Verdienste blieben nicht unbeachtet. Sie wurden nicht nur von der gelehrten Welt, sondern auch von dem Staat in reichlichem Maße gewürdigt. Sein Landesherr, Kaiser Franz I., ertheilte dem Grafen die Würde eines geheimen Rathes (5. Jan. 1808) und ernannte ihn zum Präfecten der k. k. Hofbibliothek (17. Febr. 1809), eine ebenso ehrenvolle als den Neigungen des nur für die Wissenschaften lebenden Mannes höchst willkommene Bestimmung. Im J. 1817 erhielt er das Commandeurkreuz

1) Slownik Jezyka Polskiego „Wörterbuch der polnischen Sprache." 6 Thle. 4. (Warschau 1807—1814.) in der Druckerei der Piaristen; das vollständigste Sprachdenkmal, das irgend ein slavischer Volkszweig bisher aufweisen kann. 2) Hüttner, über die rückwirkende Kraft der Gesetze. (Wien 1817.) Ausführliche Entwickelung der Lehre von der gesetzlichen Erbfolge. (Wien 1809.) S. Mat. für Gesetzkunde und Rechtspflege in den österreichischen Staaten. 6. Bd. S. 431.

Digitized by Google

des St. Stephanordens, und die ständische Würde eines Oberst-Landmarschalls, sowie (am 5. Oct. 1825) jene eines Oberst-Landhofmeisters in dem Königreiche Galizien und Lodomerien. Schon früher war ihm auch vom J. 1805—1823 die Curatel des galizischen Landwirthschafts-Instituts in Wien übertragen.

Nicht minder bezeugten ihm auch die gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereine des In- und Auslandes durch Ehrendiplome ihre Achtung. Die lemberger Universität ernannte ihn honoris causa zum Doctor der Philosophie; die Landwirthgesellschaft in Wien (28. Dec. 1828), die mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Länderkunde (6. Sept. 1824), die Gesellschaft der Wissenschaften in Prag und das vaterländische Museum in Böhmen (23. März 1825), die Akademie der bildenden Künste zu Wien, dann die auswärtigen gelehrten Gesellschaften in Göttingen (25. Aug. 1808), in Warschau (28. April 1811), Krakau und Wilna, sowie die Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde (1820) nahmen ihn als Mitglied auf.

Diese allseitige Anerkennung einer unermüdlichen literarischen Thätigkeit liefert den Beweis, daß Graf Ossolinsky die Fortdauer seines Andenkens seiner eigenen Persönlichkeit, und nicht den glücklichen Verhältnissen seiner Lage in der Gesellschaft verdanken wollte; — Verhältnisse, die nur allzuoft zum Übermaß im Genuß und einem zerstreuten Leben verlocken. Das ruhmwürdigste und schönste Denkmal hat er sich noch bei seinen Lebzeiten gesetzt, welches von hochherziger Gesinnung eingeflößt und mit Beharrlichkeit ausgeführt, für sich allein dem polnischen Mäcen ein bleibendes Andenken sichern würde; so gewiß eine edelmüthige Erhebung über alltägliche Gemeinheit und kleinliche materielle Interessen den Beifall der Gegenwart und Zukunft erwarten darf. Graf Ossolinsky hatte die Wahrheit erkannt, und oft eindringend ausgesprochen, daß die Wohlfahrt der Menschen nur auf dem Wege der Civilisation zu erreichen sei, und daß alle Anstalten und Versuche, sollen sie nicht fehlschlagen oder gar mit Unheil enden, auf diese einzige Grundidee zurückgeführt werden müssen. Er wollte daher, von diesem Gedanken lebhaft ergriffen, seinen slavischen Mitbürgern ein dauerndes Vorbild und zugleich ein mächtiges Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zweckes zurücklassen. Schon im J. 1804 faßte er den Entschluß, in Verbindung mit dem Grafen Stanislaus Zamoysky, Besitzer der Ordniazin (Majorat) Zamosc, eine öffentliche Bildungsanstalt in Zamosc zu begründen. Die Kriegsereignisse des Jahres 1809, und die darauf folgende Territorial-Veränderung mit Zamosc mußten eine andere Wahl herbeiführen; sie fiel auf Lemberg, als die Hauptstadt des Königreichs Galizien. Seine mit vieljähriger Sorgfalt und Aufopferung geschaffene Bibliothek sollte, nebst den Sammlungen an Kupferstichen, Karten, Medaillen ꝛc. nach seinem Tode dem öffentlichen Gebrauche für alle Zeiten geweiht, und zur ersten Grundlage eines Nationalinstituts für Galizien gemacht werden, zu dessen Erweiterung und Theilnahme Graf Ossolinsky, mit völliger Verzichtung auf ausschließende Eitelkeit, alle Mitbürger aufforderte. In seinem Sammlereifer soll er, nach der Aussage seiner eigenen Landsleute, soweit gegangen sein, daß er häufig seltene oder wenigstens ihm noch fehlende Bücher aus andern Bibliotheken mitgenommen, und als er nach Bekanntwerdung solcher Vorfälle von den Bibliothekaren beobachtet wurde, dieselben zum Fenster hinausgeworfen haben, wo sie alsdann ein Diener in Empfang nahm. Wäre auch diese Beschuldigung begründet, so stände sie nicht einzig in ihrer Art da; die Geschichte der menschlichen Gesittung kennt selbst bei sonst ganz edeln Menschen mehre Beispiele ähnlicher Verirrung. In dem Entwurfe der Stiftungsurkunde, und den nachgefolgten Ergänzungen hat der großmüthige Stifter zur Erhaltung und allmäliger Ausbildung der Anstalt eine für seine mäßigen Vermögensumstände sehr beträchtliche jährliche Rente von siebentausend rhein. Gulden in Metallgeld auf seinen Besitzungen in Galizien versichert, einen bedeutenden Beitrag zum Ankaufe des schicklichen Locals und zur ersten Baufführung gewidmet, und das Institut als erfahrner Literator mit zweckmäßigen Reglements versehen, von denen wir, mit Übergehung vieler anderer, als das Wichtigste hervorheben, daß der Stifter eine zweifache getrennte Curatel und Leitung anordnete. Die literarische umfaßt die Erhaltung und Erweiterung der Bibliothek, die Wahl des Personals und alles zur Literatur und Kunst Gehörige; sie ward von einem andern hohen Gönner der slavischen Literatur, dem Fürsten Heinrich Lubomirsky, für sich und seine Nachfolger in dem Majorat Przevork ohne allen eigenen Vortheil übernommen. Die ökonomische Curatel beschränkt sich auf die Verwaltung der Bibliothekgüter und die Leistung der jährlichen Rente; sie ist vom Stifter mehren Familien, nach einer bestimmten Reihefolge (zuerst seinem Neffen und Erben, Theodor Broniewsky) zugedacht. Das Ganze der Anordnung stellte Ossolinsky in der Urkunde unter die Aufsicht der Behörden und seiner galizischen Mitstände; mehre Begünstigungen wurden bewilligt, und auf seine Bitte nahm Kaiser Franz I. mit Wohlgefallen das Protectorat des Instituts huldreich an [3]).

Das Beispiel fand bald eine rühmliche Nacheiferung; schon früher (1807) hatte eine polnische Dame, Marcella, Gräfin Worcell, dem Institut eine großmüthige Unterstützung zugesichert, und dazu später (23. Juni 1824) das Gut Rakowiec in Galizien gewidmet; der obenerwähnte Curator, Fürst Heinrich Lubomirsky, erklärte edelmüthig, seine eigenen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen mit demselben vereinigen zu wollen, anderer Beiträge nicht zu gedenken. Diese ausgezeichnete Anstalt, besonders reich an Werken über polnische Geschichte und Literatur, ist jetzt schon über 30,000 Bände angewachsen,

3) Die von S. M. dem Kaiser am 4. Jun. 1817 vollzogene Stiftungsurkunde ist vollständig in der lemberger Monatschrift Pamietnik (der Erinnerer), Nr. 5 und 6 des Jahrg. 1818 abgedruckt. Eine weitere höchste Entschließung vom 23. April 1825 genehmigte die spätern Anordnungen.

Digitized by Google

und hat an dem Bibliothekar Slotwinsky einen ebenso fleißigen als gelehrten Pfleger. Die öffentliche Theilnahme gab sich schon bei Lebzeiten des Stifters kund, obgleich die Ausführung noch nicht begonnen hatte; die galizischen Stände ehrten die Unternehmung in einer geprägten Medaille mit dem Bildnisse des Grafen und der Aufschrift um einen Tempel: Musis patriis Bibl. Publ. Leopoli Fund. MDCCCXVII. Später erschien ein gestochenes Bildniß mit der polnischen Devise: „Für die Anlegung der öffentlichen Bibliothek in Lemberg — Die Mitbürger" 1820.

Bis in die letzte Zeit seines Lebens blieb er selbst literarisch thätig. Von seinen zahlreichen gelehrten Arbeiten mögen die wichtigsten hier eine Stelle finden. Vollständigkeit dieser Angabe war bei dem Mangel an polnischen Hilfsquellen in Teutschland nicht zu erreichen. Nach kleinern Artikeln in der warschauer Zeitschrift: Zabawy (Unterhaltungen) 1775—1777, erschien ebenda eine dem Könige Stanislaus August gewidmete polnische Übersetzung der Trostreden Seneca's ad Helviam, ad Marciam und ad Polybium in Quart. Im J. 1784, ebenda, seines Urgroßvaters Georg Ossolinsky (unter Wladislaw IV. Kronkanzler, vom Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben) „Gesandtschaftsreden, aus dem Latein. vom Urenkel ins Polnische übersetzt." Nach einer mehrjährigen Forschung wurden 1815—1822 in Krakau vier Bände: Wiadomosci historyczno-krytyczna do dzieiow literatury Polskieey o pisarzach polskich, takze postronnych, ktorzy w Polsczo albo o Polsczo pisali (Historisch-kritische Nachrichten zur Literaturgeschichte Polens, von den polnischen Schriftstellern, ingleichen von den Auswärtigen, die in Polen oder über Polen geschrieben haben) herausgegeben; gleichsam die erste Probegabe einer Bearbeitung der höchst zahlreichen Collectaneen des Grafen im geschichtlichen Fache, die sowol in seiner Heimath, als im Ausland eine dankbare Aufnahme fand (s. Revue encyclopédique Tom. 5. année 1820. p. 552. und Götting. gel. Anzeig. 1822. S. 1377, 1636 und 1823. S. 737). Dies Werk ist eine der wichtigsten neuern Erscheinungen nicht blos für die polnische Literatur, sondern im Felde der historischen Kritik überhaupt. Ist ihm die Beweisführung gelungen, so fällt ein guter Theil von Schlözers sonst höchst verdienstvollen Untersuchungen über slavische Geschichtsforschung zusammen. Schon allein die kritischen Arbeiten über Kadlubek haben ein neues Licht in den dunkeln Regionen der frühern slavischen Geschichte angezündet. Der erste Band jener historisch-kritischen Nachrichten enthält die Lebensbeschreibung des durch seine Annales ecclesiastici bekannten Dominikaners Abraham Bzovius (Bzowsky), Melchior aus Moscisky, Lucas von Lemberg, Sewerin aus Lubomla (der Hebräer genannt), Fabian Birkowsky, Simeon Okolsky (durch sein Wappenbuch: Orbis polonus auch im Auslande bekannt), Johann Kanus Berdzinsky, Stanislaus Maschiwitky, Hieronymus und Andreas Moskorzewsky, Martin Polonius, Erasmus Vitellius, Martin und Joachim Bielsky, Bernhard Maporsky, Stanislaus Gorsky, Octavian Woltzner (Baumeister zu Krakau). Den zweiten Band eröffnet: Bernardin Ochinus, Laur. Goslicky, Paul Piasecky, Petrus Royzinus Maureus, Anton Schneeberger, Christ. v. Dorohostay; dann folgen die Abhandlungen über den Gebrauch des römischen Rechts in Polen, und über Vincenz Kadlubek. Der dritte Band beschäftigt sich ausschließlich mit dem Leben und den Schriften des berühmten Stanislaus Orzechowsky. Ein fünfter Band, enthaltend die Biographien: Michael Friedwalds, Gregor Pauly's, Peter Goniadz', Raph. Skrzitusky's, Andreas dell' Acqua's, Stanislaus Lutomirsky's, Martin Krowicky's, Hieronymus Ossolinsky's, Thomas Perkowicz's, Franz Stancar's, Adalbert Senkowsky's, Alexander Lorencowicz's, Joseph Wachalsky's, Andreas Pickarsky's, Theoph. Butha's, Kaspar Wilkowsky's, Clemens Janicky's und Koribut Kossyrsky's, lag bei seinem Tode beinahe vollendet und druckfertig da. Andere Geschichtmaterialien und Biographien fanden sich gleichfalls unter seinem Nachlasse, lauter Früchte eines anhaltenden Quellenstudiums, welches Ossolinsky als Prodromus jedes literarischen Versuches zu betrachten gewohnt war. Nicht nur biographische Notizen und kritische Beurtheilung der Werke, sondern auch Andeutungen über die Ursachen vieler wichtigen Begebenheiten, des Ganges der Cultur und der Wissenschaften in Polen, verbunden mit einer genauen Bekanntschaft des ganzen europäischen Mittelalters, bilden den Hauptinhalt derselben. Für die warschauer Gesellschaft der „Freunde der Wissenschaften" hatte er die älteste Periode der Geschichte Polens, die Origines polonicas, die bekanntlich Naruszewicz wegen ihrer Dunkelheit unberührt gelassen, und deshalb seine Geschichte der polnischen Nation mit dem zweiten Band (ohne den ersten) begonnen hatte, zu bearbeiten übernommen.

Alle diese Materialien sind bestimmt, in einer von dem Institut statutenmäßig herauszugebenden Zeitschrift benutzt zu werden; denn der Verfasser selbst ward durch den gänzlichen Verlust des Augenlichtes seit dem Jahre 1822 gehindert, seine historischen Forschungen in den zerstreuten Quellen fortzusetzen und zu berichtigen. Allein weder diese fühlbarste aller Entbehrungen, noch andere Gebrechlichkeiten des Greisenalters vermochten ihn, den Studien ganz zu entsagen, und mit heiterer Resignation wiederholte er oft den Ausspruch des weisen Römers: haec studia senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent etc. Er wählte als blinder Greis lateinische Classiker zu Übersetzungen und zu Dictaten ins Polnische, worunter Livius bis zum 30., Plinius Briefe bis zum 4. Buch und Juvenal bis zur sechsten Satyre vorgefunden worden.

Nach einer kurzen Krankheit, und nachdem Graf Ossolinsky die Tröstungen der Religion empfangen hatte, verschied er sanft am 17. März 1826 in seinem Hause in einer Vorstadt Wiens, wo er so lange einer glücklichen Abgeschiedenheit von den politischen Stürmen der Zeit und des Umganges aller Stände genoß. Seiner Dienerschaft und seinen Unterthanen bewies er sich noch in seinen letzten Anordnungen wohlthuend. Seine Hülle

Digitized by Google

wurde zu Wien mit großer Feierlichkeit von seinen zahlreichen Landsleuten und Freunden zur letzten Ruhestätte begleitet, und von ihnen selbst mit Wehmuth ins Grab gesenkt.

Soviel uns bekannt geworden ist, hat das lemberger Blatt Rozmaitowscy („Varietäten") vom 18. April (Nr. 17.) und vom 26. Mai (Nr. 21) 1826 einige Notizen über den Grafen Ossolinsky mitgetheilt, die hier und da einer Berichtigung bedürfen. Den ersten literarischen Denkstein hat ihm der um die slavische Literatur so hoch verdiente Kopitar, Custos der k. k. Hofbibliothek zu Wien, durch einen gutgeschriebenen Nekrolog im österreichischen Beobachter gesetzt. (*Karl Falkenstein.*)

Ossone, s. Ossuna.

OSSONOBA, alter Name einer Stadt in Lusitanien bei *Plinius* IV, 35, 22. *Antonin.* Itiner. 426. *Pompon. Mel.* III, 1, 6, während sich bei Ptolemäus Ὀσσόνοβα und anderswo Ὀσόνοβα findet; eine Inschrift hat Resp. Osson. Man hält es für das heutige Estoy oder für Estombar. (Vergl. *Ukert* II, 1, 387.) (*H.*)

OSSORIO. Des großen Hauses Stammvater, soll nach des großen Genealogen Ludwig de Salazar y Castro System, der Graf Don Ossorio, der um das J. 1149 vorkommt, gewesen sein. Des Ossorio und der Donna Theresia Sohn, Gonsalvo Ossorio, war des Königs Ferdinand II. von Leon Majordomo, besaß auch die väterliche Herrschaft Villalobos. Sein Sohn Rodrigo Gonzalez Ossorio, Rico hombre, wurde in seiner Ehe mit Major Alvarez de Asturias Tochter ein Vater von vier Söhnen. Einer, Gonsalvo Rodriguez, war Bischof von Zamora, ein anderer, Alvarez Perez Ossorio, war des Ordens von S. Jago Dreizehner und Comthur zu Mora, ein dritter Rodrigo Alvarez Ossorio stiftete die Linie der Marquez von Astorga, von der alsbald. Der älteste endlich, Nuno Ruiz Ossorio, ist lediglich wegen seines Sohnes merkwürdig. Dieser Alvaro Nuñez Ossorio, Herr der weitläufigen Gebiete von Cabrera und Ribera, wurde von König Alfons XI. zu seinem Majordomo ernannt, und gewann bald unbegrenzten Einfluß auf seines Gebieters jugendliches Gemüth. Im J. 1328 wurde ihm die Grafenwürde, zugleich mit der Grafschaft Trastamara, verliehen, unter folgenden von dem Geschichtschreiber Mariana aufbewahrten Feierlichkeiten: „Man that drei Brodschnitte in einen Becher mit Wein; der König und der Graf nöthigten einander, dreimal davon zu nehmen, nachmals nahm der König einen davon und der Graf einen andern, hierauf wurde dem Don Alvaro die Erlaubniß gegeben, für seine Leute in des Königs Lager eine eigene Küche zu haben, nicht weniger eine besondere Fahne, ein Wappen und Sinnbild zu führen; auch wurde für ihn ein Feldgeschrei ausgemittelt. Zur Stunde wurde auch die Urkunde, worin diese Standeserhöhung ausgedrückt, der Versammlung vorgelesen, worauf der Ruf erscholl: Es lebe der Graf!" Hiermit nicht zufrieden, wußte sich Alvaro auch noch den Besitz der Grafschaft Lemos und Sarria, in Galicien, zu verschaffen und hiermit dem Glücke die letzte Gunstbezeugung abzulocken. Wie es der Günstlinge gewöhnliches Schicksal, war er dem Volk und den Höflingen gleich verhaßt, und als der König nach Valladolid schickte, um seine Schwester, die Infantin Eleonore, von dort zu entfernen, wußte man das Gerücht zu verbreiten, es geschehe solches, um sie an den Grafen von Trastamara zu verheirathen. Es erneuerten sich die Auftritte, die früher in Soria stattgefunden, wo Garcilasso de la Vega, nächst dem Juden Joseph der einzige, mit dem der Graf von Trastamara sich in des Königs Gunst zu theilen hatte, während der Messe ermordet worden. Es brach in Valladolid, um die Abreise der Infantin zu verhindern, ein heftiger Aufruhr aus, und Ferdinand Rodriguez de Balboa, der Prior des Johanniterordens, war sogleich bei der Hand, um die Aufrührer mit gewaffneter Macht zu unterstützen. Der König, eben mit der Belagerung von Escalona beschäftigt, hob sie auf, um alle seine Kräfte gegen die Rebellen von Valladolid zu wenden. Sie geriethen durch mehre heftige Angriffe in solche Noth, daß der Prior Balboa schon daran dachte, sich heimlich davon zu schleichen, weil er aber den Hof kannte, beschloß er zuvor noch zu versuchen, inwiefern der Haß der Großen gegen den Günstling ihm förderlich sein könnte. Ein vertrauter Bote wurde an Johann Martinez de Leyva abgeschickt, um ihm zu eröffnen, daß sich die Stadt ergeben würde, sobald der König den Don Alvar weggeschafft habe. Dieser, der Alles nach seinem Willen lenke, sei die einzige Ursache aller Unruhen in Castilien. Der Bote fand es nicht schwierig, den Martinez de Leyva und auch noch Andere zu gewinnen, daß sie dem Grafen eine Ungnade zu bereiten, suchten und es wurde von ihnen bei dem König Audienz begehrt, mit dem Zusatze, daß der Graf hierbei nicht zugegen sein dürfe. Den König befremdete ein solcher Antrag, der Graf aber, dem nicht unbekannt, was man damit bezwecke, suchte noch in der nämlichen Nacht den Leyva auf, um ihn niederzustoßen. Der Bedrohte war auf seiner Hut, den andern Morgen nahm er die königliche Standarte zu sich, dann verließ er, von mehren andern Herren und ihren Banderien begleitet, das Lager. Alsbald entsank dem Könige der Muth, und er bewilligte den Misvergnügten die Unterredung unter der vorgeschlagenen Beschränkung. Leyva, ihr Wortführer, klagte, daß der Graf Don Alvar die Person des Monarchen und das Königreich gewaltsamer Weise beherrsche, und alle seine Kunst aufbiete, um den Adel überhaupt zu demüthigen und die Unruhen in den Provinzen zu unterhalten; aus diesem Grund allein hätten die Städte Zamora, Toro und Valladolid sich empört, und den Entschluß gefaßt, sich nicht eher zu unterwerfen, bis der König den Grafen von sich gewiesen haben würde. Wolle er darauf bestehen, diesen Tyrannen bei sich zu behalten, so würden noch viele andere Städte dem Beispiele der genannten folgen, er selbst, der Sprecher, aber mit allen seinen Begleitern nach Hause ziehen. Diese kühne Rede, welcher der gesammte Hof beipflichtete, vollendete den Eindruck, zumal der König nicht vergessen haben konnte, welches eiserne Joch der Graf und sein College, der Jude Joseph, ihm aufgelegt, „wie sie ihn zu Zeiten

Digitized by Google

gar mit Schlägen tractiret," und Don Alvar erhielt den Befehl, das Hoflager zu verlassen. Er begab sich nach dem Schlosse Belber, versah dasselbe mit einer starken Besatzung, verordnete in den übrigen Schlössern und Festungen, die er für den König inne hatte, starke Kriegsrüstungen, und suchte mit dem rebellischen Don Juan Emanuel ein Bündniß zu errichten. In solcher Beschäftigung mochte er auf des Königs Gebot, seine Festungen zu übergeben, nicht viel achten; König Alfons gerieth in Verlegenheit, aus der ihn Don Juan Ramirez de Guzman bald errettete. Dieser erbot sich, den Grafen zu tödten, und erhielt dafür nicht nur die königliche Genehmigung, sondern auch das Versprechen einer angemessenen Belohnung. Sie zu verdienen, suchte er Zuflucht in dem Schlosse Belber, vorgebend: es verfolge ihm des Königs Zorn. Alvar, der schon früher sein Freund gewesen, empfing ihn gütig und gab ihm während der Tage, die sie mit einander zubrachten, vielfältige Beweise von Werthschätzung. Als endlich ein günstiger, unbewachter Augenblick kam, ersah Ramiro ihn auf der Stelle, und der unglückliche Graf fiel von seiner Hand, die Besatzung aber unterwarf sich. Zur Belohnung wurde das Schloß Belber dem Mörder zum Eigenthume verliehen, die Schätze aber, die der Graf Alvar zu Tordehumos aufgehäuft hatte, nahm der König an sich. Die Herrschaften Cabrera und Ribera blieben dem Sohne des Ermordeten, dem Ruiz Alvarez Osorio, dessen Sohn Alvaro Ruiz Balcarcel im J. 1388 testirte. Des Alvaro Ruiz und der Maria del Balcarcel Sohn, Ruiz Alvarez Osorio, war mit Aldonça Henriquez, des ersten Amirante von Castilien, Tochter verheirathet, und Vater von Peter Alvarez Osorio, dem Herrn von Cabrera und Ribera, der als einer der mächtigsten Herren des Landes von dem Erzbischofe von S. Jago, von Rodrigo de Luna, gewonnen wurde, ihm in seiner Fehde mit dem Grafen von Trastamara beizustehen (1459), gleichwie er schon früher (1457) von König Heinrich IV. zum Grafen von Lemos ernannt worden war. Diese Herrschaft nämlich, die schon einmal in seinem Hause gewesen war, hatte Peter mit seiner ersten Gemahlin, Beatrix de Castro, erheirathet. Peters und der Beatrix Sohn, Alvaro de Castro Osorio, starb vor dem Vater, als der Donna Eleonore Pimentel, einer Tochter des vierten Grafen von Benavente, Bräutigam; die Erbfolge schien daher der ältesten Tochter aus Peters anderer Ehe mit Maria de Bazan, der an Ludwig Pimentel, den ältern Sohn des vierten Grafen von Benavente, verheiratheten Beatrix Osorio zu gebühren. Allein ihr Bruder, Don Alvaro, hatte einen natürlichen Sohn, den Rodrigo de Castro Osorio, hinterlassen; diesen ließ der Großvater durch den Papst legitimiren, um ihm nicht nur die Besitzungen des Hauses Castro, sondern auch die eigenen zuwenden zu können. Darüber gerieth aber Rodrigo, jetzt zweiter Graf von Lemos, mit dem Hause Pimentel in schwere Fehde, er eroberte Ponferrada (1486), besiegte die Pimentel, obgleich ihnen eine Verstärkung von königlichen Truppen zugekommen, in offener Feldschlacht, und verübte so argen Unfug, daß, ihm zu steuern, die katholischen Könige selbst nach Galicien kommen mußten. Weiter wollte der Graf das gefährliche Spiel doch nicht treiben, er warf sich zu Palazios de Valduerna den Königen zu Füßen und erhielt Verzeihung, unter der Bedingung, daß er Galicien für eine Zeit lang meide, Ponferrada räume, und Cabrera, Ribera und Villafranca del Bierzo an Ludwig Pimentel abtrete; die Gelegenheit, in dieser Art des Hauses Osorio große Gewalt in den festen, von einem streitbaren Geschlechte bewohnten Gebirgen zu theilen, war den Königen ohne Zweifel erwünscht. Rodrigo, der zweite Graf von Lemos, vermählte sich mit Theresia Osorio, des Peter Alvarez, zweiten Marquez von Astorga, Tochter, hatte von ihr aber nur eine Tochter, Beatrix, die sich in erster Ehe mit Dionys, des dritten Herzogs von Braganza jüngerm Sohne, vermählte, und hierdurch die Staaten von Lemos in das Haus Portugal trug.

Rodrigo Alvarez Osorio, von den vier Söhnen des Rodrigo Gonsalez der dritte, und folglich ein Oheim von des Königs Alfons XI. Mayor domo, war mit Elvira, der Tochter des Bischofs Nuno von Astorga, verheirathet. Sein Sohn, Johann Alvarez Osorio, kommt als Merino Mayor von Leon und Asturien vor, und wurde in seiner Ehe mit Maria Fernandez de Biedma der Vater jenes Peter Alvarez Osorio, der bei Peter dem Grausamen in besondern Gnaden stand, und von ihm zum Adelantado mayor des Königreichs Leon gemacht wurde. Sein Verhalten in dem Treffen bei Araviana (1359), wo Peters Liebling, Hinostrosa, von dem Grafen Heinrich von Trastamara geschlagen und erlegt worden, machte ihn jedoch dem König in hohem Grade verdächtig. Er suchte in Leon dem Sturm auszuweichen, allein dahin kam auch der König in Verfolgung des Pedro Nuñez de Guzman. Osorio sah sich genöthigt, dem Monarchen aufzuwarten und fand ziemlich geneigtes Gehör, als er seine Entweichung von der Grenze zu entschuldigen suchte. In seiner eingebildeten Sicherheit nahm er eine Einladung nach Villanubla, zu Diego de Padilla, dem Großmeister von Calatrava, an, kaum hatte man sich aber zur Tafel begeben, als einige Massirer (Keulenführer) des Königs erschienen, um den Kopf des Gastes zu verlangen, und der Großmeister willfahrte ihnen auf der Stelle (1360). Peter Alvarez soll, wie Alfons de Haro berichtet, den Titel eines Herzogs von Agujar geführt haben. Gewisser ist, daß er neben andern Herrschaften auch Fuentes de Ropel besessen und mit Maria Rodriguez de Villalobos, Roderichs Tochter, Villalobos, Antillo und andere Orte erheirathet hat. Von seinem jüngern Sohne, Rodrigo Alvarez Osorio, dem königlichen Montero Mayor, stammt das Haus de las Regueras in Astorga ab. Der ältere, Alvarez Perez Osorio, Herr des gleichnamigen Hauses und von Villalobos, vertheidigte (1387) Benavente mit gleichviel Muth und Glück gegen den König von Portugal und den Herzog von Lancaster, wiewol seine eigenen Festen, Villalobos und Pialos, von den Portugiesen eingenommen wurden, und starb im J. 1396 mit Hinterlassung der Söhne Johann, Alvarez und Garsias. Von diesem, als dem jüngern, stammen die Linien in Cerralvo und Abarca,

Digitized by Google

deren wir am Schlusse gedenken. Der ältere, Johann Alvarez, Mayor domo des Königs Heinrich III., starb im Jahre 1417, aus seiner Ehe mit Aldonca de Guzman einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Der Sohn, Peter Alvarez Osorio, Herr von Villalobos, wurde (1445) vom Könige Johann II. zum Grafen von Trastamara ernannt, führte (1452) wegen des Besitzes einiger Plätze eine hartnäckige Fehde mit dem Grafen von Benavente, und suchte im J. 1458 den Grimm der Insassen des Erzstiftes S. Jago gegen ihren ruchlosen Erzbischof Rodrigo de Luna, zu benutzen, um diese reiche Pfründe seinem Sohne Ludwig zuzuwenden. Wirklich wurde ihm die Stadt S. Jago mit allen ihren festen Punkten nach Rodrigo's Vertreibung überliefert, und von dem Domcapitel Ludwig zum Coadjutor und Verweser des Erzbisthums erwählt; wirklich gelang es ihm, S. Jago gegen die von dem Erzbischofe zusammengebrachte Armee zu behaupten (1459), allein nach des Erzbischofs Tode verlieh der König das Erzbisthum dem Erzbischofe von Sevilla, und dieser war mächtig genug, seine Ernennung mit Waffengewalt durchzusetzen. Nach einigen unentschiedenen Gefechten mußte der Graf seines Sohnes Ansprüche aufgeben. Er starb den 11. Jun. 1461 an Gift, das ihm sein Haushofmeister gereicht. König Johann soll sich nämlich, wie Alfons de Haro erzählt, seiner haben bedienen wollen, um einige ihm gehässige Große aus dem Wege zu räumen. Zur verabredeten Stunde habe sich auch der Graf mit seiner Mannschaft am Hof eingefunden, um die ihm verfallenen Schlachtopfer in Empfang zu nehmen. Mittlerweile habe der König aber Reue gefühlt, und sie recht anschaulich zu machen, habe er seinen Gästen Alles erzählt, sowol sein böses Vorhaben, als des Grafen von Trastamara Willfährigkeit, und sie sodann unverletzt entlassen. Die so wunderbar Errretteten hätten aber dem Grafen seine gute Meinung niemals verziehen und am Ende seinen Haushofmeister erkauft, daß er ihre Rache übe. Von Peters vier Söhnen ist der jüngste, Ludwig, bereits genannt worden. Er erhielt in spätern Jahren (1482) als Archidiakonus von Astorga, das Bisthum Jaen und starb 1496 in Brabant, wohin er die Infantin Johanna geführt hatte. Isabelle de Losada hatte ihm vier Kinder geboren. Der jüngste Sohn, Alvaro, des S. Jago-Ordens Ritter, war der Beatrix de Castro Osorio, der dritten Gräfin von Lemos anderer Gemahl, und hatte von ihr mehre Kinder, worunter Rodrigo de Castro, Bischof von Zamora, und nachmals Erzbischof von Sevilla, im J. 1583 den Cardinalshut erhielt, und im J. 1600 das Zeitliche gesegnete. Franz, Ludwigs ältester Sohn, besaß Valdonquillo, das seine Enkelin Katharina Osorio an ihren Gemahl Ferdinand de Valdes brachte. Von Diego, des ersten Grafen von Trastamara drittem Sohne, stammt das Haus Villacis, von Peter, dem zweiten Sohne, das Haus Altamira ab, beide werden an ihrer Stelle besprochen werden. Der älteste Sohn, Alvaro Perez, zweiter Graf von Trastamara, Herr von Villalobos, wurde im J. 1465 vom Könige Heinrich IV. zum Marquez von Astorga ernannt und erhielt die bedeutende Stadt Astorga und den gesammten Umfang ihrer Gerichtsbarkeit, der sich auch über mehre Marktflecken erstreckte, zum Geschenk. Im J. 1466 befehdete er die Grafen von Benavente und Luna als Bundesgenossen des Infanten Don Alfons. Seine Reiter stießen im Laufe dieser Fehde auf eine Schar von 300 Mann, die der Graf von Benavente ausgesendet hatte, und verfolgten dieselben bis an die Kirche von Gordoncillo, darin verrammelten sich die Benaventiner, denen sich auch die Einwohner, sammt ihren besten Habseligkeiten, angeschlossen hatten. Die gehoffte Freistätte fanden sie aber nicht, denn die Sieger legten Feuer an den Thüren an, und verbrannten die Kirche sammt Allem, was sich darin befand. Der Marquez von Astorga starb im J. 1471, aus seiner Ehe mit Eleonora Henriquez, einer Tochter des zweiten Amirante von Castilien, drei Kinder hinterlassend. Der jüngere Sohn, Friedrich, besaß die Herrschaft Villarin, die seine Tochter Isabella an ihren Gemahl, Diego von Carvajal, den Herrn von Jodar, brachte. Der ältere Sohn, Peter Alvarez, folgte dem Vater als zweiter Marquez von Astorga, als dritter Graf von Trastamara, und als Herr von Villalobos, und starb im August 1505, aus seiner Ehe mit Beatrix von Quiñones, des Grafen Diego Fernandez von Luna Tochter, vier Kinder hinterlassend. Der jüngere seiner Söhne, Diego, wurde mit Losada abgefunden, der ältere, Alvarez Perez, dritter Marquez von Astorga, erheirathete mit Isabella de Sarmiento die bedeutende Grafschaft S. Martha, östlich von Ferrol und Cap Ortegal in Galicien, und wurde der Vater von Peter Alvarez, dem vierten Marquez von Astorga, der am 1. Nov. 1566, mit Hinterlassung von vier Söhnen starb. Einer, Peter Alvarez war Comthur von Biboras, in dem Orden von Calatrava, ein anderer (unehelicher Sohn) Diego, war Abt von Alcala de Henares. Der älteste Alvaro Perez, fünfter Marquez von Astorga, starb in dem Alter von 30 Jahren, den 29. Sept. 1567; seine Gemahlin, Beatrix de Toledo, des dritten so berühmten Herzogs von Alba Tochter, hatte ihm nur einen einzigen Sohn geboren, den sechsten Marquez von Astorga, Anton Peter Alvarez, der mit Maria de Quiñones, einer Tochter des fünften Grafen von Luna, in kinderloser Ehe lebte, und am 12. Februar 1589 starb. Sein Oheim und Nachfolger in dem Majorat, Alfons Perez, siebenter Marquez von Astorga, war ebenfalls kinderlos, diesem succedirte daher am 25. Dec. 1592 seines Bruders, des Comthurs von Biboras und der Constantia de Castro Osorio Sohn, Peter Alvarez, achter Marquez von Astorga ꝛc., auch Comthur von Almadobar, in dem Orden von Calatrava. Dieser starb den 28. Jan. 1613, nachdem er in seiner Ehe mit Blanca Manrique de Aragon, des vierten Marquez von Aguilar Tochter, einen Sohn und zwei Töchter erzeugt. Der Sohn, Alvaro Perez Osorio, neunter Marquez von Astorga, zehnter Graf von Trastamara, achter Graf von S. Martha und Villalobos, Comthur von Almadobar, und Herrera in dem Orden von Calatrava, geb. den 28. Febr. 1600, war dreimal verheirathet, starb jedoch ohne Nachkommenschaft, den 21. Nov. 1659, daher das Ma-

Digitized by Google

jorat an den Sohn seiner ältern Schwester Constantia, die mit Anton Sanchez de Avila, dem dritten Marquez von Velada und S. Roman verheirathet gewesen, an Anton Sanctius Peter de Avila y Ossorio fiel. Dieser zehnte Marquez von Astorga, Velada und S. Roman, Graf von Trastamara und S. Martha, Comthur von Manzanares, war nach einander Gouverneur von Oran, Vicekönig von Navarra und Valencia, Gesandter am päpstlichen Hofe, Vicekönig von Neapel, und endlich General-Capitain der spanischen Artillerie, Staatsrath und Oberstthofmeister der Königin Marie Louise, Gemahlin Karls II. Von ihm erzählt die Gräfin von Aunoy Folgendes: „Der Marquis von Astorga war einer der liebenswürdigsten Männer seines Zeitalters gewesen, und blieb es noch trotz der Bürde von 68 Jahren, die auf ihm lastete. Sein Geist war höchst ergötzlich, er wußte von allen Dingen mit Anmuth und Scharfsinn zu sprechen. Er war der jungen Königin Oberst-Hofmeister (s. d. Art. Orleans). Ein ausgezeichnet schönes Mädchen, das er sich zur Geliebten erwählt, reizte seiner Gemahlin Eifersucht; sie überfiel in Begleitung mehrer Taugenichtse das arme Kind, tödtete das wehrlose Geschöpf und riß ihm das Herz aus dem Leibe, um solches als Ragout bereiten zu lassen. Das Ragout wurde dem Marquis aufgetischt, er speisete davon und fand es wohlschmeckend. Das glaube ich gern, versetzte die Furie, die ihn darum befragt hatte, es ist ja Feinsliebchens Herz. Und damit zog sie das blutige Haupt unter der Schürze hervor und ließ es auf den Tisch kollern, an dem der Marquis mit vielen Freunden Platz genommen hatte. Man wird sich denken, wie dieser Anblick auf ihn wirkte. Sie entkam nach einem Kloster und verließ dasselbe nicht mehr, denn Wuth und Eifersucht hatten sie wahnsinnig gemacht. Des Marquis Schmerz grenzte an Verzweiflung. Er war unmäßig reich." Sein Ende erfolgte den 27. Febr. 1689, und da er ebenfalls ohne Kinder, so gelangte die Erbfolge in dem Majorat an seine Schwester Anna de Avila, die mit Don Emanuel Ludwig de Guzman y Zuniga, viertem Marquez von Villamanrique und Ayamonte, verheirathet war. Sie starb den 20. Jul. 1692 und hatte ihren ältern Sohn, Melchior, zum Nachfolger. Dieser, zwölfter Marquez von Astorga, war in erster Ehe mit Antonia de la Cerda, des achten Herzogs von Medinaceli Tochter, in anderer Ehe mit Mariana Fernandez de Cordova, einer Tochter des sechsten Marquez von Priego, verheirathet, regierte die Provinz Galicien als Gouverneur und General-Capitain, war nachmals Staatsminister und starb den 15. April 1710. Einige Tage vorher hatte er eigenhändig an König Philipp V. geschrieben, und dieser Brief, der, wie er gewollt, unmittelbar nach seinem Tod übergeben wurde, soll zuerst dem Könige die geheimen Umtriebe des Herzogs von Medinaceli (Schwager des Briefstellers) enthüllt und ihn veranlaßt haben, denselben nach der Festung zu schicken. Melchiors einzige Tochter zweiter Ehe, Anna de Guzman Ossorio Avila y Zuniga, 13. Marquez von Astorga, Velada, S. Roman, Villamanrique und Ayamonte, Gräfin von Trastamara, S. Martha und Villalobos, wurde an Anton de Moscoso Ossorio, den neunten Grafen von Altamira verheirathet, und hat ihre sämmtliche Majorate in dieser Linie des Hauses Ossorio vererbt.

Die Linie von Altamira wurde von Peter Alvarez Ossorio, dem zweiten Sohne von Peter Alvarez, dem ersten Grafen von Trastamara, begründet, nachdem derselbe in der brüderlichen Theilung mit Navia, Buron und Valle de Lorenzana (alle drei in dem nördlichen Galicien, an den Grenzen von Asturien, unweit Mondoñedo) abgefunden worden. Er vermählte sich mit Urraca de Moscoso, Roderichs de Moscoso und der Johanna de Castro, der Erbin von Altamira, Tochter, der nach ihres Neffen, des Lopo Sanchez de Moscoso Ulloa, kinderlosem Abgange die wichtige Grafschaft Altamira anheimfiel. Peters jüngerer Sohn, Alvaro, war Dominikanermönch, des Infanten, nachmaligen Kaisers Ferdinand Lehrer und zuletzt Bischof von Astorga; der ältere, Roderich de Moscoso Ossorio, dritter Graf von Altamira und Herr des Hauses Moscoso, fand in dem glorreichen Feldzuge nach Bugia im J. 1510 den Tod und zwar durch einen Pfeil, der unversehens seiner Armbrust entfuhr, als er eben aus seines Dieners Händen das gespannte Gewehr ergreifen wollte. Sein Urenkel, Lopo, sechster Graf von Altamira, Herr von Moscoso, Comthur des S. Jagoordens, Stallmeister und Mayordomo der Königin Margaretha von Österreich, starb den 15. Sept. 1636, aus seiner Ehe mit Eleonora de Sandoval y Roxas fünf Söhne hinterlassend. Der jüngste, Anton, war Domherr zu Toledo, resignirte, um sich mit Francisca Portocarrero, der Erbin des Marquezado Villanueva del Fresno, zu verheirathen, starb jedoch ohne eheliche Nachkommenschaft. Melchior war Archidiakonus von Alarcon, Roderich Prior von Soriano und Domherr zu S. Jago. Balthasar, Bischof zu Jaën, erlangte durch den Einfluß des Hauses Lerma das Erzbisthum Toledo, sowie im J. 1615 den Cardinalshut, und starb in dem Alter von 76 Jahren, im Sept. 1665. Kaspar endlich, der älteste von des Grafen Lopez fünf Söhnen, siebenter Graf von Altamira, erhielt im J. 1622 die Ehren eines Grande von Castilien, nachdem er durch seine Vermählung mit Antonia de Mendoza, des Franz Hurtado de Mendoza, des zweiten Marquez von Almazan Erbtochter, seinem Hause eine große Erwerbung zugesichert, und starb im J. 1672, daß er demnach Sohn und Enkel überleben mußte. Der Sohn, Lopez Hurtado de Mendoza Moscoso, in seiner Mutter Rechte vierter Marquez von Almazan und achter Graf von Monteagudo (zwei sehr bedeutende Gebiete der Provinz Soria, zwischen Medinaceli und Soria) vermählte sich mit Johanna de Roxas y Cordova, fünfter Marquezin von Poza, der Witwe von Franz von Cordova, die zum zweiten Mal im J. 1668 Witwe, sich in dritter Ehe mit Diego Messia Felipez de Guzman, erstem Marquez von Leganez verheirathete. Ihr Sohn zweiter Ehe, Kaspar de Moscoso y Mendoza, fünfter Marquez von Almazan und neunter Graf von Monteagudo, fiel nur 33 Jahre alt im Zweikampfe mit Dominic de Guzman, dem Bruder des Herzogs von Medina de las Torres, den 23. Mai 1664,

Digitized by Google

aus seiner Ehe mit Agnes Messia de Guzman einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Der Sohn Ludwig de Moscoso Ossorio Mendoza y Roxas, geb. im J. 1656, folgte dem Urgroßvater als achter Graf von Altamira, war auch zugleich Marquez von Almazan und Poza, Graf von Monteagudo und Lodosa, Herr des Hauses Villalobos; er bekleidete den Posten eines Vicekönigs von Valencia, ging sodann als Gesandter nach Rom und starb daselbst den 23. Aug. 1698. Er war in erster Ehe mit Mariana de Benavides Ponce de Leon, des Marquez Ludwig de Fromista und Caracena Tochter, in anderer Ehe mit Angelika de Aragon, einer Tochter Ludwigs, des sechsten Herzogs von Segorbe und Cardona, verheirathet, und wurde von der letzten Frau um viele Jahre überlebt. Sie starb im Nov. 1736, nachdem sie seit 1716 der Königin Oberst-Hofmeisterin gewesen. Ihr älterer Sohn, Anton de Moscoso Ossorio, geb. im J. 1690, folgte dem Vater als neunter Graf von Altamira ꝛc., erbte auch, nach dem im J. 1710 erfolgten Tode des dritten Marquez von Leganez, dessen sämmtliche Majorate: Leganez, Morata, Mayrena, Azarcollar, das Herzogthum S. Lucar la mayor, vermählte sich mit Anna de Guzman Ossorio Avila y Zuniga, der 13. Marquezin von Astorga, starb aber kinderlos als königlicher Obermundschenk den 3. Jan. 1725. Sein Bruder Joseph wurde sein Nachfolger in den Majoraten, hat auch, wie es scheint, seine Witwe geheirathet, und Kinder mit ihr erzeugt, wenigstens finden wir, daß Bonaventura Moscoso Ossorio Fernandez de Cordova, Marquez von Astorga, Graf von Altamira, Herzog von Sessa und Atrisco, Fürst von Aracena *), Ritter des goldenen Vließes und des Ordens Karls III., erster Stallmeister des Prinzen von Asturien, sehr plötzlich zu Madrid den 6. Januar 1776 in einem Alter von 42 Jahren verschied. Die Güter der Herzoge von Sessa hatte er ohne Zweifel von seiner Mutter ererbt. (Vergl. den Art. Cordova.) Nach solchen Erbschaften ist es nicht zu verwundern, wenn der Graf von Altamira im J. 1806 überhaupt 1500 Güter besaß.

Diego, des ersten Grafen von Trastamara dritter Sohn, stiftete die Linie in Villacis, also genannt von einer Herrschaft, die Diego von dem Vater, zugleich mit Cervantes, in Galicien, an der Grenze von Asturien und Leon, ererbt hatte. Sein Urenkel, Alvarez Perez Ossorio, vierter Herr von Villacis, Cervantes, Villace und andern Orten, führt den Beinamen El grand Justador. Dieses Enkel, Anton, sechster Herr von Villacis, wurde zugleich fünfter Graf von Villanueva de Cagnedo, durch seine Vermählung mit Anna Maria de Fonseca und starb im J. 1650, mit Hinterlassung eines Sohnes, Alvaro Perez Ossorio de Fonseca y Guzman. Dieses Sohn, Emanuel Joseph Ossorio de Guzman, siebenter Graf von Villanueva de Cagnedo und achter Herr von Villacis, war mit Maria Aloysia de Cardenas, der ältesten und Erbtochter von Lorenz de Cardenas, Ulloa y Zuniga, achtem Grafen von la Puebla del Maëstre, von Villalonso und Rieva, auch Marquez de la Mota de Auñon und Bacares verheirathet.

Die Linie in Cerralvo stammt von Garsias Alvarez Ossorio, dem Oheime des ersten Grafen von Trastamara, ab. Des Garsias Sohn, Johann Alvarez, hatte zwei Söhne. Der jüngere Ludwig de Ossorio y Acuña, war Abt zu Valladolid, perpetuirlicher Administrator des Bisthums Segovia und endlich Bischof von Burgos, hinterließ aber auch Nachkommenschaft, die Linie von Abarca, welche mit einem andern Ludwig, dem fünften Herrn von Abarca und Villaramiro, erloschen ist. Die Güter trug dieses Ludwigs Tochter, Louise, in das Haus Ayala, durch ihre Vermählung mit dem zweiten Grafen von Villalva. Des Bischofs von Burgos älterer Bruder, Alvaro Perez Ossorio, erheirathete Cerralvo mit des Stephan Pacheco Tochter Maria, weshalb seine Nachkommen auch den Namen Pacheco angenommen haben. Unter denselben sind besonders seine Urenkel Roderich und Franz Pacheco zu merken. Franz wurde als Domherr zu Toledo von Papst Pius IV. den 26. Febr. 1561 zum Cardinalpriester, bald darauf zum Protector von Spanien, zuletzt zum Erzbischofe von Burgos, als welche Kirche um seinetwillen zu einem Erzbisthum erhöht worden, ernannt, und starb zu Burgos den 23. Aug. 1579. Sein Bruder Roderich, sechster Herr und nachmals durch Karls V. Ernennung erster Marquez von Cerralvo, war auch Statthalter von Galicien und Gesandter am römischen Hofe. Ihm folgten in Cerralvo sein Sohn Johann und sein Enkel Roderich Pacheco, von denen letzterer, gleichwie der Großvater, Gouverneur und General-Capitain von Galicien und mit Franziska de la Cueva, des sechsten Herzogs von Albuquerque Tochter, verheirathet war. Dieses Sohn, Johann Anton Pacheco y Ossorio, vierter Marquez von Cerralvo, Graf von Villalobos, Vicekönig von Catalonien, früher aber General-Capitain der dünkirchner Flotte und Oberst-Stallmeister des Don Juan d'Austria, starb ohne Kinder den 29. Jul. 1680, und es wird ihn seine Tante, Victoria Pacheco, die an Gabriel de Velasco y Cueva, den siebenten Grafen von Siruela, verheirathet war, beerbt haben.

Auch in Portugal hat sich ein Zweig des Hauses Ossorio niedergelassen, und gehört einem derselben an, der bekannte Geschichtschreiber, Hieronymus Osserio, Sohn von Johann Ossorio Fonseca und von Franziska Agidia de Gouvea, geboren zu Lissabon im J. 1506 (über ihn s. unter Osorio). (*v. Stramberg.*)

Ossory (Thomas Butler, Graf von), Sohn Jakobs, Herzogs von Ormond, s. Ormond.

OSSOVA BITISEKKA. 1) Eine Herrschaft des Grafen v. Haugwitz im iglauer Kreise Mährens, dicht an der Grenze des znaymer und nicht fern von der des brünner Kreises. Die Gegend dieser Herrschaft ist hügelig und zum Theil von Mittelgebirge durchzogen, der Boden mittelmäßig fruchtbar, hier und da sandig und trocken, aber dafür reich an Föhrenwäldern. Die ganze

*) Wahrscheinlich hat der Zeitungsschreiber, dessen Nachricht wir hier benutzen, falsch gelesen und muß es statt Atrisco und Aracena, Fromista und Caracena heißen. Fromista liegt unweit Carrion, in der Provinz Palencia, Caracena in der Provinz Cuenca, südöstlich von Huete. Beide sind Marquezados.

Digitized by Google

Herrschaft zählt 320 Häuser und 2400 slavische Einwohner und ist mit 3231 Fl. 26½ Kr. obrigkeitlicher Schätzung im Kataster verzeichnet. Zu ihr gehören die Dörfer Borownik Brżezy, Hrzemarzow, Mileschin, Neudorf, Ondrußky, Rogetin, Roby, Rosetsch, Widomi, Wiczkow und Wikowy. Im 15. und 16. Jahrh. gehörte dieses Gut den Herren von Dubrawitz, welche davon den Beinamen annahmen und fortführten, bis es im J. 1613 in der Person des Saul Osowsky von Dubrawitz auf Trebitsch ausstarb.

2) Ein Marktflecken der gleichnamigen Herrschaft, eine Stunde nordwestwärts von Groß-Bittesch und von der von Brünn nach Iglau führenden Poststraße gelegen, mit 72 Häusern und 531 Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Eine Viertelstunde von dem Ort entfernt liegt das alte Schloß Ossowa, welches mehre Beamtenwohnungen und einen Meierhof enthält. (*G. F. Schreiner.*)

OSSTROG, ist in Rußland eine hölzerne, mit Pallisaden umgebene kleine unhaltbare Festung oder Fort. Solche dienen gemeiniglich zum Straf- und Verwahrungsorte für Gefangene. (*J. C. Petri.*)

OSSTROGOSCHISK, eine hübsche Kreisstadt an der Ostrogotschka und dem Don, im Gouvernement Woronesch, im europäischen Rußland (51 Gr. 41 Min. n. Br. und 56 Gr. 40 Min. L.), 188 Meilen von St. Petersburg. Sie ist schon im 17. Jahrh. erbaut worden, hat 850 Häuser, mehre Kirchen, einen ansehnlichen Kaufhof und über 4000 Einwohner, welche viele Branntweinbrennereien unterhalten, ländliche und städtische Gewerbe auch ziemlichen Handel treiben. Die hiesigen drei Jahrmärkte werden stark besucht, selbst von Kaufleuten aus den entferntesten Gegenden und auch von Griechen, welche viele türkische Waaren in den Handel liefern. — Am rechten Donufer, wo die Sosna einmündet, etwa 2½ Meilen von der Stadt sind sonderbar gestaltete Kreideberge, auf welchen viele Säulen stehen, die ihnen ein seltsames Ansehen geben, welche daher von den Russen den Namen Diwni gori (wunderbare Berge) erhalten haben. In denselben sind auch vormals bewohnt gewesene Zellen, welche zu dem dabei liegenden und davon benannten Kloster Dwingorskoi Monastir (zum wunderbaren Berge) gehören. — Dreiviertel Meile von der Stadt ist auch eine im J. 1769 angesiedelte teutsche Colonie von einigen 70 Lutherischen Familien, welche meistens Landbau treiben, aber auch Handwerke und eine Fabrik thönerner Tabakspfeifen unterhalten, die den holländischen gleichkommen sollen. (*J. C. Petri.*)

Ossuaria, s. Osteodes.

Ossulago, s. Ossilago.

OSSUN, Marktflecken im Bezirke von Tarbes, Departement der Oberpyrenäen in Frankreich, an der Sardane liegend, mit 400 Häusern und 1800 Einwohnern. In der Nähe befinden sich Überreste eines römischen Lagers; auf der benachbarten Ebene Lanne-Mourine wurde im Anfange des 8. Jahrh. eine Schlacht gegen die Sarazenen geliefert; in der Erde werden hier viele Gebeine gefunden. (*L. F. Kämtz.*)

OSSUNA (Geogr.), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes in der Provinz Sevilla in Spanien, unweit des Solado liegend. Sie ist ummauert, hat ein Schloß, eine Pfarr- und Stiftskirche, 15 Klöster, drei Hospitäler und ein Collegium, welches von der ehemaligen Universität übriggeblieben ist, eine ökonomische Gesellschaft und 15,000 Einwohner. Die Stadt ist reinlich, die öffentlichen Gebäude und Brunnen gut gebaut und gehalten. In der Nähe auf der Grenze von Granada breitet sich ein mehre Meilen großer Wald von hohen Rosmarinstauden aus. Gute Bienen- und starke Schafzucht. (Vergl. auch den folgenden Artikel.) (*L. F. Kämtz.*)

OSSUNA (Genealogie), im Alterthum Ursao, Urson, Orsona, bedeutende Stadt (zu Anfange des 18. Jahrhunderts wurden zwischen 4—5000 Feuerstellen gezählt) der span. Provinz Andalusien, Hauptort einer davon benannten Tesoreria, hat eine von Johann Tellez Giron im J. 1535 für 36 Chorherren gegründete, und mit ausgezeichnet kostbarem Ornat beschenkte Collegiatkirche, zehn Manns- und fünf Nonnenklöster, worunter Clarissen, die des Johann Tellez Gemahlin, die Gräfin Maria, als ihre Stifterin verehren, drei Hospitäler, das Findelhaus mitgerechnet, und eine nicht unberühmte Universität, welche der nämliche Johann Tellez Giron im J. 1549 anlegte und reichlich ausstattete. Auch hat er ihr alle die Auszeichnungen und Privilegien verschafft, welche von den Universitäten Salamanca, Valladolid und Alcala besessen werden. In frühern Zeiten galt Ossuna für eine Festung, zumal sich in seinen Mauern eine reichliche Quelle befindet, während der ganze Umkreis von mehren Meilen Wassermangel erleidet, wie namentlich Julius Cäsar bei der Belagerung von Ursao erfuhr. Wasser und andere Bedürfnisse mußten ihm aus weiter Ferne zugebracht werden. Des Alfons Tellez Giron, des Herrn von Frechoso und Belmonte jüngerer Sohn, Peter Giron, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Marquez von Villena, der Urheber aller der greuelvollen Unordnungen während Johanns II. und Heinrichs IV. Herrschaft, benutzte die Schwäche der Regierung und seine Stellung als Großmeister des Ordens von Calatrava, um sich mächtigen Güterbesitz zu erwerben. Nicht nur Moron, unweit Marchena, Pegnafiel, in der Provinz Valladolid, Briones, in der Rioja, Santivagnos, nördlich von Burgos, und das durch ihn 1462 den Mauren entrissene Archidana ließ er sich zu Eigenthume schenken, sondern auch sein eigener Orden mußte eine seiner wichtigsten Comthureien, Ossuna, aufgeben, damit der Großmeister sie dem von ihm gestifteten Majorat hinzufügen könne. Nach viel Höherm noch strebte Peter; er stand im Begriffe, sich die Infantin Isabella, die Erbin von Castilien, trotz ihres entschiedenen Widerspruchs, antrauen zu lassen, als der Tod ihn auf der Brautfahrt, zu Villarubia de los Ojos de la Guadiana, am 2. Mai 1466 überraschte. Isabella de las Casas, eines adeligen Geschlechts aus Sevilla, hatte ihm, bevor sie seine Gemahlin geworden, drei Söhne geboren. Den jüngsten, Roderich, erwählten die Dreizehner von Calatrava zum Nachfolger seines Vaters in dem Großmeisterthum, er

Digitized by Google

blieb vor Loja den 23. Julius 1482. Der älteste, Alfons Tellez Giron, erhielt vom Könige Heinrich IV. die Grafschaft Urueña, westlich von Medina de Rioseco und Tordesillas, succedirte auch in dem von dem Vater gestifteten Majorat in Ossuna, Peñafiel, Gumiel, Briones und Moron; starb aber nicht lange nach dem J. 1469 unvermählt, wiewol er mit Blanca de Herrera, Frau auf Pedraza, verlobt gewesen. Es folgte ihm als zweiter Graf von Urueña sein Bruder, der mittlere von Peters Söhnen, Johann Tellez Giron, der, wie sein Bruder, der Großmeister in dem Kampf um das Erbrecht von Castilien, die Partei des Königs von Portugal ergriff, und diesem namentlich seine Feste Urueña öffnete. Nach der Schlacht bei Toro (1476) fanden die beiden Brüder es jedoch gerathen, der katholischen Könige Verzeihung zu suchen, und sie wurde ihnen um so williger, da Johann sich anheischig machte, des ersten Connetable von Castilien Tochter, die Eleonora de la Vega Velasco, zu heirathen. Johann wurde der Vater einer zahlreichen Familie, aus der uns besonders die Söhne Peter, Roderich, Johann Tellez, dann die Tochter Maria interessiren. Letztere war an Heinrich de Guzman, den vierten Herzog von Medina-Sidonia, verlobt, als es dem Könige Ferdinand beliebte, sich diesen Herzog zum Gemahle seiner Enkelin Johanna, der Tochter des Erzbischofs von Saragossa, auszuersehen. Der König unternahm zu dem Ende selbst eine Reise nach Andalusien, erweckte aber dadurch Verdacht, und Peter Giron, des Grafen von Urueña ältester Sohn, der in Hinsicht seiner Vermählung mit Mencia de Guzman, der Tochter des dritten Herzogs von Medina-Sidonia, dem jungen Herzoge zum Vormunde gegeben war, eilte um so mehr, die Vermählung seines Mündels mit seiner Schwester vollziehen zu lassen. Der König empfand das sehr übel, wußte sich jedoch zu beherrschen und entbot den Herzog und seinen Vormund zu sich nach Sevilla. Sie gehorchten, und der Herzog wurde zum Handkusse gelassen, empfing auch von dem König andere Gnadenbezeugungen. Nicht so ehrend wurde Don Pedro Giron empfangen, vielmehr erhielt er den Befehl, die Stadt zu verlassen, die Vormundschaft niederzulegen und mehre Festungen des Herzogs von Medina-Sidonia der königlichen Hut zu überliefern. Wegen dieses letzten Punktes verwies Peter an den Herzog selbst, indem er zugleich Zuflucht in dem Kloster las Cuevas suchte. Aber auch da hielt er sich vor des Königs Zorne nicht sicher; noch in der nämlichen Nacht kehrte er nach Sevilla zurück, er ließ den Herzog von Medina-Sidonia wecken und sprach mit demselben soviel von des Königs bösen Absichten, und wie kein anderes Mittel vorhanden, sich gegen dieselbe zu schützen, als augenblickliche Flucht nach Portugal, daß der Jüngling sich blindlings seiner Leitung überließ. Sie stiegen demnach augenblicklich zu Pferde und erreichten die portugiesische Grenze (1508), während die königlichen Truppen alle Plätze des Herzogthums Medina-Sidonia einnahmen. Nicht zufrieden hiermit, verlangte König Ferdinand des Giron Auslieferung, und als diese verweigert worden, ließ er ihm den Proceß machen. Die Sache wurde noch sehr verschlimmert, da der König im Laufe derselben die Gewißheit erlangte, daß Peters Vater, der Graf von Urueña, sowie der Groß-Capitain und der Herzog von Najera, mit dem Kaiser geheime Verbindungen unterhalte; dessenungeachtet sah sich Ferdinand am Ende veranlaßt, Gnade für Recht zu üben, und Peter und der Herzog von Medina-Sidonia erhielten im J. 1510 die Erlaubniß, nach Castilien zurückzukehren. Die Stadt Ossuña wurde Peters und auch des Herzogs gewöhnlicher Wohnsitz, und letzterer starb daselbst den 20. Jan. 1513 ohne Kinder, jedoch mit Hinterlassung mehrer Brüder, aus seines Vaters zweiter Ehe. Diese Brüder, von denen der älteste Alvaro Perez de Guzman noch dazu geistesschwach, konnten einigermaßen als Kinder einer ungesetzlichen Ehe betrachtet werden, alsdann war Mencia de Guzman, des verstorbenen Herzogs vollbürtige Schwester, auch seine nächste Erbin. Die Sache war aber zum Mindesten zweifelhaft, und Peter Giron fühlte die Nothwendigkeit, dem Rechte seiner Gemahlin durch ein rasches Verfahren zu Hilfe zu kommen. Daher verheimlichte er den Tod seines Schwagers auf das Sorgfältigste, zugleich aber brachte er einige Truppen zusammen, mit denen er sich der Stadt Medina-Sidonia und anderer Plätze bemeisterte. Hierdurch erregte er zuerst Verdacht, und der Erzbischof, der Seneschall und die Gemeinde von Sevilla schickten nach Ossuña, zu dem alten Grafen von Urueña, und verlangten, er solle der Unruhe ein Ende machen, ihren Abgeordneten, den Herzog von Medina, vorzeigen, wenn derselbe, wie er und seine Beamten behaupteten, noch am Leben sei; der Graf meinte aber, es sei nicht nöthig, sie den Herzog in seinen Fieberschauern sehen zu lassen. Inzwischen rüstete man sich von beiden Seiten; Giron rief den Marquez von Cenete um Beistand an, erhielt auch Truppen aus Ubeda, Baëza und Guadix, und die verwitwete Herzogin von Medina-Sidonia hatte an den Herzogen von Arcos und Bejar und an dem Grafen von Ayamonte mächtige Helfer. Inzwischen sollte es ihr wol schwer gefallen sein, ihren Gegner aus dem Besitze von Medina-Sidonia zu verdrängen, denn er hatte den Ort mächtig befestigt, und hielt ihn mit seinen Haustruppen aus Moron und Ossuña besetzt, gleichwie er längs dem Rio Salado, die von dem Marquez von Cenete und dem Herrn von Teba erhaltenen Hilfstruppen aufgestellt hatte, allein die Herzogin wußte den König für sich zu interessiren und die Kanzlei von Granada erhielt den Befehl, sie als Vormünderin in den Besitz aller Plätze des Herzogthums einzuweisen. Zu S. Lucar de Barrameda, Chiclana und anderwärts, wurde das ohne Mühe bewerkstelligt; in Ansehung von Medina-Sidonia fanden aber die Räthe von Granada einige Vorsichtsmaßregeln nothwendig. Der Doctor Tello, einer aus ihrer Mitte, ging mit einem Corps Cavalerie und mehren Compagnien Bogen- und Büchsenschützen dahin ab, und foderte die Übergabe der Stadt, zugleich eilte der Graf von Urueña dahin, um seinen Sohn von unnützer Widersetzlichkeit abzuhalten. So geschah es denn, daß die königlichen Truppen ohne Blutvergießen

Digitized by Google

Stadt und Caſtell in Beſitz nehmen konnten (1513). Seinem Rechte hatte aber Peter keineswegs entſagt, und nicht ſobald ſchloß König Ferdinand die Augen, als er abermals im Feld erſchien, um daſſelbe durchzuſetzen. Er berennte San Lucar de Barrameda, belagerte Gibraltar, dem er aus dem groben Geſchütze heftig zuſetzte und brachte, von dem Herzoge von Arcos unterſtützt, ganz Andaluſien in Aufruhr, benahm ſich auch höchſt übermüthig gegen die Commiſſarien, welche die Kanzlei von Granada an ihn abgeſchickt hatte, um Frieden zu gebieten, ſowie gegen einen königlichen Steuereinnehmer. Wie er im Süden, ſo trieb es ſein Bruder Roderich im Norden. Ihr Vater, der Graf von Urueña, lag mit Suttier Quijada, dem Herrn von Villa-Garcia, im Proceß wegen der Herrſchaft Villar de Frades, ganz nahe bei Urueña. Die Entſcheidung fiel zu Gunſten des Quijada aus, und zwei Diener der Kanzlei von Valladolid erhielten den Auftrag, das Urtheil zu vollſtrecken. Allein Roderich Giron zog ihnen entgegen und ſpielte ihnen ſo übel mit, daß ſie froh waren, nach Valladolid zurückzukehren. Der Präſident von Valladolid, Anton de Roxas, Erzbiſchof von Granada, ließ aber ein ſtarkes Truppencorps anrücken, und ſetzte ſich damit gegen Urueña in Bewegung, des Willens, die Frevler zu züchtigen. Der Connetable eilte ihm nach, ſtellte die That als das Werk jugendlichen Leichtſinnes dar, und erhielt ſoviel, daß ihm vergönnt wurde nach Urueña vorauszugehen, um ſeinen Neffen ihre Thorheit begreiflich zu machen. Seine Ermahnungen fruchteten ſoviel, daß Roderich und die vornehmſten Theilnehmer ſeiner That ungeſäumt die Stadt verließen, und ſie wurde von den Truppen des Präſidenten ohne Widerſtand genommen. Hiermit aber nicht zufrieden, ließ der Präſident unter dem Vorwande, daß die Einwohner an der Mishandlung der Commiſſarien Theil genommen hätten, an mehren Stellen Feuer einwerfen. Eine ſolche Execution, verbunden mit dem Streit um Medina-Sidonia, war nicht geeignet, die Familie Giron mit der Regierung zu verſöhnen, und Peter war alsbald bereit, die Unruhen der Gemeinheiten zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Vorzüglich gelang ihm dieſes zu Valladolid, deſſen Bürgerſchaft ihm ſchon früher ſehr zugethan geweſen. Durch ihren Einfluß gelang es ihm insbeſondere, ſich von der Verſammlung von Tordeſillas, zu welcher alle conföderirte Städte ihre Deputirten abgeſendet hatten, zum General-Capitain der Conföderation wählen zu laſſen (1520), ſo ſehr ſich auch Padilla und Laſo hierdurch gekränkt fühlten. Ein Heer von 10,000 Fußgängern, 400 Lanzen und 800 leichten Reitern wurde ſeiner Anführung übergeben, er nahm das von einer guten Beſatzung vertheidigte Tordehumos mit Gewalt (27. Nov. 1520), und zeigte ſich am 30. Nov. vor Rioſecco, um den Königlichen eine Schlacht anzubieten. Dieſe erwarteten aber noch wichtige Verſtärkungen, verhielten ſich daher ganz ruhig, und Giron ſcheint die Kunſt nicht verſtanden zu haben, den Gegner zum Schlagen zu zwingen. Nachdem er drei Tage lang vor Rioſecco in Parade geſtanden, und ſein grobes Geſchütz auf den Platz abfeuern laſſen, führte er ſeine Truppen in ihre Quartiere um Tordehumos zurück, daß es ihm unmöglich wurde, den Marſch des Grafen von Haro, der den Königlichen ein bedeutendes Corps zuführte, zu beunruhigen. Aber auch um Tordehumos war kein Bleiben für die Conföderirten, die Lebensmittel waren aufgezehrt, und dabei mistrauete Giron der Stimmung ſeiner Armee, die ihn eines geheimen Verſtändniſſes mit den Leitern der königlichen Partei, mit dem Connetable und dem Amirante, beſchuldigte. Er verordnete daher (2. Dec.) eine rückgängige Bewegung nach Villalpando, die der Graf von Haro alsbald benutzte, um das von den Inſurgenten beſetzte Villagarcia wegzunehmen, und ein noch weit wichtigeres Unternehmen gegen Tordeſillas einzuleiten. Dort hauſete nämlich die Königin Johanna, die zwar wahnſinnig, jedoch die wahre Erbin des ſpaniſchen Thrones war, deren Beſitz alſo der Rebellion eine ganz andere Farbe geben konnte. Giron allein ſcheint das überſehen zu haben. Zögernd ſetzte er ſich in Bewegung, um der bedrohten Stadt zu Hilfe zu kommen, und als er auf dem Marſche hörte, daß ſie nach einem fünfſtündigen Sturme genommen worden, daß neun oder zehn der ſtädtiſchen Deputirten von den Siegern gefangen ſeien, kehrte er alsbald nach Valladolid zurück. Dieſe Stadt ſelbſt gerieth bald durch die von den Königlichen ausgeſendeten Parteien in ſolche Noth und Unruhe, daß der Gemeinderath, um ſie wenigſtens von einer Seite ſicher zu ſtellen, den Befehl gab, die Piſuergabrücke zu Simancas abzubrechen. Selbſt in die Vollziehung dieſes Befehls wußte Giron die ſtrafbarſte Nachläſſigkeit zu legen, obgleich er zu dem Ende mit ſeiner ganzen Armee ausgezogen war. Die Unordnung, die zugleich in der Armee ausbrach, benutzte er, um ſie heimlich zu verlaſſen und in Peñafiel Zuflucht zu ſuchen (Ende Decembers 1520). Padilla wurde an ſeine Stelle gewählt, er aber erfuhr keine weitern Anfechtungen von Seiten des Hofs, was den gegen ihn gerichteten Argwohn gar ſehr zu beſtätigen ſcheint, und ſuccedirte ſeinem Vater, als derſelbe am 21. Mai 1528 das Zeitliche geſegnete, als dritter Graf von Urueña, Herr von Oſſuna ꝛc. Er ſelbſt ſtarb den 25. April 1537, mit Hinterlaſſung einer einzigen, an Innigo de Velasco y Tovar, den Marquez von Berlanga, verheiratheten Tochter Maria; in dem Majorat folgte ihm daher ſein Bruder, Johann Tellez Giron, ebenderjenige, von deſſen großartigen Stiftungen in Oſſuna bereits die Rede geweſen. Der nämliche hat ſich daſelbſt auch eine Begräbnißkapelle erbaut, deren bedeutende Aufſchrift: Si vivere pulchrum est, mori utile est, von ihm ſelbſt herrührt. Johann, ebenſo geehrt, um ſeiner Frömmigkeit willen, als ſein Bruder gefürchtet geweſen, ſtarb den 19. Mai 1558. Seine Gemahlin Maria de la Cueva, des zweiten Herzogs von Albuquerque Tochter, hatte ihm vier Kinder geboren. Der Sohn, Peter, fünfter Graf von Urueña, widmete ſich von früher Jugend an dem Staatsdienſte, ließ im J. 1562 Oſſuna, als die bedeutendſte ſeiner Beſitzungen, zu einem Herzogthum erheben, ging 1579 als außerordentlicher Geſandter nach Portugal, um ſeines Königs Anſpruch auf die Erbfolge

Digitized by Google

in diesem Reich auszuführen, und wurde im J. 1581 Vicekönig von Neapel. Eine Theurung, durch übermäßige Getreideausfuhr nach Spanien veranlaßt, erzeugte einen wüthigen Aufruhr in der Hauptstadt, der doch endlich durch des Vicekönigs Versprechen, daß man der Noth reichlich abhelfen würde, besänftigt wurde (1585). Nachdem er sich aber durch Ankunft neuer Truppen hinlänglich gesichert glaubte, ließ er eine große Menge der Strafsälligen einziehen, und 70 hinrichten. Ein solches Blutbad machte aber die Herrschaft des Tyrannen, wie Peter seitdem in Neapel hieß, vollends unerträglich, und Philipp II. sah sich genöthigt, ihn abzurufen, bevor noch die gewöhnliche Wechselzeit gekommen war. Peter war zweimal verheirathet, 1) mit Eleonora Anna de Guzman, des sechsten Herzogs von Medina-Sidonia Tochter, 2) mit Isabella de la Cueva, hatte aber nur in der ersten Ehe Kinder. Der ältere seiner Söhne, Johann Tellez Giron, zweiter Herzog von Ossuna, sechster Graf von Urueña, Marquez von Peñafiel, geb. d. 20. Oct. 1554, ist einzig darum merkwürdig, daß er in seiner Ehe mit Anna Maria de Velasco, einer Tochter des fünften Connetable von Castilien, der Vater des so berühmten Peter Tellez Giron [1]), des dritten Herzogs von Ossuna, wurde. Peter, geboren zu Valladolid, den 17. Dec. 1574, konnte noch nicht buchstabiren, als der Großvater ihn mit nach Neapel nahm, und wurde demselben durch eine finstere schweigsame Trägheit oft ein Gegenstand des Verdrusses. Weder die Verweise des alten Herzogs, noch die von dem Lehrer aufgegebenen Strafen vermochten den Knaben aus seiner Apathie zu wecken. „Nehmet mir doch," so seufzte er eines Tages, „diese langweiligen Pedanten weg, und gebt mir Lehrer, deren Unterricht mich ergötzt. Vielleicht könnte dann etwas aus mir werden." Der Großvater war sogleich willig, den Versuch zu machen, und Peter wurde, gleichwie ein mächtiger König unserer Zeit, der Aufsicht einer Gouvernante, einer muntern Frau, übergeben, während der Spanier Savona, ebenso reich an Kenntnissen, wie an guter Laune, sein einziger Lehrer sein sollte. Savona brachte ihm das Lateinische spielend bei und entwickelte zugleich in seinem Schüler jene Lachlust, jenen Hang zur Satyre, die sein ganzes Leben erheiterten, ihm aber auch Feinde ohne Zahl erweckten. Savona führte ihn im J. 1588 auf die Universität Salamanca, wo er vorzugsweise Geographie, Mathematik und Architektur, sowie später unter einem zweiten Hofmeister Geschichte trieb. Mit ungewöhnlichen Kenntnissen, gänzlicher Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und großer Dreistigkeit, trat er an dem Hofe Philipps II. auf, und er brauchte nicht gar viele Zeit, um sich den Haß der Höflinge und die Ungnade des Monarchen zuzuziehen. Wegen einer ungeziemenden Antwort nach Saragossa exilirt, kam er dort in Berührung mit dem vormaligen Staatssecretair Antonio Perez, und er blieb nicht ohne Antheil an der aufrührischen Bewegung, welche diesem Verbrecher die Mittel reichte, nach Frankreich zu entkommen. Auch Peter fand es gerathen, sich jenseit der Pyrenäen umzusehen, bereisete Portugal, und befand sich hierauf im Gefolge der Gesandtschaft, die nach Frankreich ging, den Frieden von Vervins zu schließen. Durch den Tod Philipps II. aller Besorgnisse enthoben, kehrte er nach Spanien zurück, um das Majorat seines Hauses anzutreten, sich mit Katharina Henriquez de Ribera, der Tochter des zweiten Herzogs von Alcala de los Gazulos, zu verheirathen, und eifrig um die Gunst des Herzogs von Lerma zu buhlen. Er misfiel dem allmächtigen Minister nicht, vergaß sich aber so sehr gegen den König, daß er es wagte, diesen wiederholt und öffentlich den Groß-Tambour der Monarchie zu nennen. Solche Frechheit mußte ihm den Hof verschließen und zugleich jede Aussicht, seine Talente anzuwenden. Voll Verdruß über eine Unthätigkeit, die durch ihn selbst veranlaßt, beschloß er in den Niederlanden Kriegsdienste zu nehmen; er reisete in Gesellschaft des Connetable von Castilien, der an dem Hofe Heinrichs IV. eine Botschaft auszurichten hatte. In der feierlichen Audienz stand der Herzog von Ossuna dem Connetable zur Seite. Da nun der König diesem befahl, sich zu bedecken, setzte Ossuna als Grande von Spanien ebenfalls den Hut auf, obgleich die anwesenden Prinzen von Geblüt alle unbedeckt waren. Diese entsetzten sich ob solcher Verwegenheit nicht wenig, und hielten sie für eine Beschimpfung, verbargen aber doch ihren Unwillen, aus Ehrfurcht für den König, bis zum andern Tage, wo sie dann vorstellten, welche große Verkürzung in ihrem Range sie durch des Herzogs von Ossuna Verfahren erlitten. Es erfolgte hierauf eine Entscheidung, wodurch den Prinzen das Recht, sich zu bedecken, wie sie es bis zu den Zeiten Franz I. geübt, wiedergegeben wurde. Übrigens fand Heinrich IV. an des Herzogs witzigen Einfällen soviel Geschmack, daß er ihn mehrmals an seine Tafel zog. In den Niederlanden angekommen, warb Peter auf eigene Kosten ein Regiment, an dessen Spitze er sechs Feldzüge machte, und sich besonders in der Belagerung von Ostende, sowie vor Groll, auszeichnete. Groll, seit längerer Zeit von dem Prinzen Moritz belagert, war dem Falle nahe, da durchbrach Ossuna mit nur 4000 Mann die feindlichen Linien; was ihm vorkam, wurde geschlagen, eine Verstärkung von 800 Mann, ein Vorrath von Kriegs- und Lebensbedarf in die Festung geschafft, dann verschwanden die Sieger, Groll aber war auf lange Zeit gerettet. Peter besuchte auch, eine augenblickliche Waffenruhe benutzend, den Hof Jakobs I. und fand dort die nämliche günstige Aufnahme, wie in Paris, und mußte mehrmals mit dem König in lateinischer Sprache disputiren. In der Zwischenzeit hatte aber der Herzog von Lerma Mittel gefunden, Ossuna's Kriegsdienste in den Niederlanden in dem günstigsten Lichte darzustellen, und hierdurch die Bosheit der Höflinge zu entwaffnen. Ossuna wurde 1607 zurückgerufen, mit dem Kammerherrenschlüssel und dem Orden des goldenen Vließes beehrt, und in den Rath von Portugal eingeführt. Außerdem wurde bei allen wichti-

1) Nicht aber Tellez y Giron, wie die Biographie universelle meint, indem sie aus dem Vornamen Tellez einen Zunamen macht.

Digitized by Google

gen Angelegenheiten sein Rath gefodert, und es läßt sich derselbe in dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit den Holländern (1609) und der hierin ausgesprochenen Anerkennung der neuen Republik keineswegs verkennen. Auch wegen Austreibung der Morisken wurde er befragt, und er widerrieth sie in zwei Denkschriften, die man bewunderte, aber doch bei Seite legte und die der Inquisition Anlaß gaben, eine Untersuchung gegen ihn anzustellen. Man wollte die Reinheit seines Glaubens verdächtig machen, und sogar eine Neigung zu den Lehren Muhammeds bei ihm finden, fand aber nicht hinreichenden Stoff, um ein Verdammungsurtheil gegen ihn zu begründen (1610). Im nächsten Jahre (1611) wurde Ossuna zum Vicekönige von Sicilien ernannt, mit doppelt so viel Gehalt, als je einer seiner Vorgänger gehabt; er erhielt nämlich monatlich 4000 Dukaten. Er fand die Insel in der kläglichsten Verwirrung, unterdrückt durch die großen Barone, mishandelt und geplündert durch Scharen von Banditen, welche in der Barone Schutz oder Sold standen, und alle Zweige der Verwaltung in bedauernswerthem Verfall. In kurzer Zeit war die Macht und der Stolz der Barone gebrochen, das Heer der Banditen gesprengt, eine regelmäßige Justizpflege hergestellt, und die Ruhe kehrte nicht sobald wieder, als Ossuna begann, dem Ackerbau und dem Handel der Insel seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eins allein stand dem Wiederaufblühen des Landes noch im Wege, die stets erneuerten Raubzüge der Türken. Ossuna untersuchte auf das Genaueste den Zustand sämmtlicher Küsten, ließ verfallene Festungswerke erheben, neue anlegen, war bemühet, eine Seemacht anzuschaffen, und das mit solchem Erfolge, daß er bereits im J. 1613 den Octavio d'Aragon mit acht sicilischen Galeeren gegen die Türken aussenden konnte. Octavio's Siege bei der Insel Chios und an den Küsten von Valencia sind ganz eigentlich als des Vicekönigs Werk zu betrachten, bei Chios wurden sieben Galeeren genommen, 400 Türken, worunter Sinan Pascha, getödtet, 600 gefangen und 1200 Christensklaven befreiet. Noch bedeutender waren die Erfolge der sicilischen Flotte im J. 1615 und namentlich gehört der dreitägige Kampf, den ihr Anführer Francisco de Ribera, vom 14. Juli an, unweit der Küste von Karamanien, mit einer Flotte von 55 Galeeren bestand, in die Reihe ausgezeichneter Großthaten. Sechszehn Galeeren wurden genommen und 2000 Türken erschlagen, obgleich Ribera nur sechs Gallionen gehabt hatte. Von dem an wurde Sicilien nicht weiter durch die Barbaren beunruhigt, Ossuna aber, dessen drei Jahre zu Ende gingen, berief einen Reichstag nach Palermo, empfing von demselben die schmeichelhaftesten Huldigungen, und schiffte sich sodann nach Spanien ein. Das freundliche Andenken, das er den Sicilianern hinterließ, ist noch heute nicht erloschen, obgleich er neue Auflagen eingeführt, jede Gelegenheit, sich zu bereichern, aufgesucht, und zu Zeiten die Vorurtheile des Landes wahrhaft mit Füßen getreten hatte. Im J. 1616 kam er als Vicekönig nach Neapel, und seine ersten Schritte waren sämmtlich berechnet, sich jene Popularität zu verschaffen, deren seine Vorgänger sämmtlich entbehren mußten. Er that einige Schritte, um den Preis des Brodes herabzusetzen und die ungeheuern auf dem Volke ruhenden Lasten zu erleichtern. Er bezeigte den Großen und den Collegien ungemein viele Rücksichten, während er von der andern Seite kräftig einschritt, um den gemeinen Mann gegen die launenhafte Willkür des Adels zu schützen, auch in den ersten zwei Jahren seiner Herrschaft nicht weniger als 30 Edelleute hingerichtet wurden. Er verwendete seine Besoldung, 2000 Dukaten monatlich, zur Unterstützung der Nothleidenden, und namentlich zur Erlösung armer Schuldner; daß er sich diesen Aufwand reichlich ersetzen ließ, dürfen wir wol nicht erinnern. Gleich im J. 1617 mußten die Reichsstände ihm ein freiwilliges Geschenk von 40,000 Dukaten machen. Es war eben das Jahr, in welchem die langverhaltene Feindschaft zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Grätz und den Venetianern zum Ausbruche kam, wobei der spanische Hof kein müßiger Zuschauer bleiben konnte. Ossuna erhielt den Befehl zu einer reichlichen Truppensendung nach Mailand, glaubte aber für sich selbst mehr Ehre einzulegen, und die Republik am schmerzlichsten zu verwunden, indem er ihre Herrschaft in dem adriatischen Meere störte. Den Anfang machte er mit der Wegnahme eines venetianischen Schiffes, das ungeachtet der von dem Gesandten Gritti erwirkten königlichen Befehle nicht zurückgegeben wurde. Zugleich erlaubte er den räuberischen Uskoken, daß sie frei von der gewöhnlichen Abgabe in die neapolitanischen Häfen einlaufen und die den Venetianern abgenommenen Waaren öffentlich verkaufen durften. Die Vorstellungen der Zollbedienten, daß auf diese Weise die Einnahme bei den königlichen Zöllen geschwächt, und die Betrachtung, daß der neapolitanische Handel selbst durch die Unsicherheit des adriatischen Meeres gar sehr leide, machten auf ihn keinen Eindruck. Er drohte vielmehr, die Zöllner, die ihn noch einmal mit Klagen behelligen würden, aufknüpfen zu lassen, und schmeichelte den Uskoken, welche in dem Kapern venetianischer Schiffe am glücklichsten waren, auf alle Weise. Dieses Verfahren insbesondere fand in dem Ministerium zu Madrid große Misbilligung; es scheint aber, daß sie nicht aufrichtig gewesen, daß der Hof sich nur eine Thüre offen halten wollte, um die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, mittlerweile aber den scheinbar ungehorsamen Vicekönig seine Taktik fortsetzen ließ, in der Hoffnung, durch dieselbe von der Republik die Annahme auch der härtesten Bedingungen zu erhalten. Des Herzogs Anstalten waren in der That ernstlich genug. Er drohte, die istrischen Häfen zu überrumpeln, die Inseln zu verwüsten, und bis in die Stadt Venedig selbst einzudringen, zu welchem Ende er eigene Fahrzeuge bauen und Maschinen verfertigen ließ, durch die er die Lagunen überschreiten, und in die Kanäle gelangen könnte. Wenn er sich auch trotz aller seiner Eitelkeit nicht verhehlen konnte, daß er so große Dinge auszuführen kaum vermöge, so erreichte er doch mittelbar seinen Zweck, indem er der Republik noch größere Unkosten verursachte und sie abhielt, ihre ganze Macht ge-

Digitized by Google

gen den Erzherzog zu wenden, oder den unruhigen Ehrgeiz des Herzogs von Savoyen zu unterstützen. Der Vicekönig versuchte sogar den türkischen Hof gegen die Republik zu bewaffnen. Diese Unterhandlung hatte keinen Fortgang, aber mittlerweile waren die Rüstungen in den neapolitanischen Häfen soweit gediehen, daß eine Flotte von zwölf vollkommen ausgerüsteten Schiffen in See gehen konnte. Sie wurde von Francisco de Ribera befehligt, führte nicht die spanische Flagge, die fortwährend neutral bleiben sollte, sondern des Herzogs angeerbte Flagge, und begann ihren Kreuzzug durch das adriatische Meer, sobald man erfuhr, daß ein neapolitanisches, nach Triest bestimmtes Schiff aufgebracht worden sei. Ihre Bestimmung war die Küste von Friaul, wo sie die Operationen des Erzherzogs unterstützen sollte, sie sah sich aber, nachdem sie kaum die Höhe von Ragusa erreicht, durch eine weit überlegene feindliche Flotte bedroht, und eiligst kehrte Ribera nach Brindisi zurück, bis wohin ihn der venetianische Admiral verfolgte. Ein zweiter Seezug lief ebenso unfruchtbar ab, obgleich der Vicekönig des Ribera Geschwader durch 19 von Pedro de Leiva befehligte Galeeren hatte verstärken lassen. Ribera versäumte die Gelegenheit, bei Lesina zu siegen und begnügte sich mit der Wegnahme von zwei geringen Schiffen. Dafür wurde er des Oberbefehls verlustig, und obgleich die Türken den Venetianern zum Besten eine Landung an den Küsten von Calabrien bewerkstelligten, mußte die Flotte zum dritten Male von Brindisi aus unter Segel gehen. Bei Lesina bestand sie eine Kanonade mit den Venetianern, und während diese sich vorsichtig in den Hafen zurückzogen, landete Ottavio d'Aragon, jetzt des Vicekönigs Admiral, in der Nähe von Trau vecchio, und die unbewachte Küste würde arger Verheerung kaum entgangen sein, hätte nicht des Vicekönigs ausdrücklicher Befehl zu einem Unternehmen auf Pola, oder einen der andern Häfen Istriens getrieben. Indem die Flotte bei der dalmatischen Klippe Morter vorbeisegelte, wurde sie zweier Kauffahrteischiffe, die von sieben Galeeren escortirt, ansichtig. Von der Stärke der Bedeckung auf den Reichthum der Ladung schließend, gab der spanische Admiral das Zeichen zum Angriffe, dessen es doch kaum bedurft hätte; denn die Galeeren verschwanden alsbald in einem der zahllosen Kanäle jenes Inselandes, bis auf eine, die sammt den Kauffahrern und einer starken Anzahl geringerer Fahrzeuge den Neapolitanern in die Hände fiel. Ebendiese große Anzahl der eroberten Schiffe und die reiche Beute wurden jedoch dem Sieger in weitern Unternehmungen hinderlich, und er sah sich gezwungen, nach Brindisi zurückzukehren, um dort seiner Bürde ledig zu werden. Mit so geringen Resultaten war nun abermals der Vicekönig höchst unzufrieden; nichtsdestoweniger ließ er die erbeuteten Waaren und Schiffe nach Neapel bringen, und erstere, meist türkische und persische Producte, öffentlich zur Schau ausstellen, wobei er ebenso öffentlich der Venetianer spottete. In Venedig aber erregte der so unerwartete, für einzelne Kaufleute sehr fühlbare Verlust große Gährung, die nicht wenig dazu beitragen mochte, den Abschluß des Friedens (6. Sept. 1617) zu beschleunigen. Nach einer mündlichen Zusage von dem spanischen Gesandten in Venedig, dem Marquez de Bedmar, dem Senat ertheilt, sollten die von dem Herzoge von Ossuna genommenen Schiffe und Waaren zurückgegeben werden; statt dessen drohte er mit einem neuen Angriffe zur See, als dessen Vorwand ihm die holländischen Schiffe auf dem adriatischen Meer, und der Venetianer angeblicher Festungsbau zu S. Croce dienen mußte. Sein Admiral Ribera erschien mit 19 Kriegsschiffen im Angesichte von S. Croce, beschränkte sich jedoch auf eine bloße Kanonade. In der Nacht suchte er sich den Küsten von Apulien zu nähern, er wurde aber lebhaft von der gesammten venetianischen Flotte verfolgt, und es begann eine neue Kanonade, bis ein heftiger Sturm die Streitenden trennte. Fünf venetianische Galeeren scheiterten an den Klippen von Melada, Ribera aber erreichte nicht in den besten Umständen die Rhede von Manfredonia. Hiermit hätte Ossuna sich überzeugen können, daß er allein den Venetianern nichts anhaben werde, allein stolz auf die von dem Erzherzoge Ferdinand empfangenen Beweise von Huld glaubte er sich verpflichtet, diesem Fürsten zum Vortheil, einen entscheidenden Streich gegen die Venetianer zu führen. Die kühnsten Häuptlinge der Uskoken, aus ihrem Vaterlande durch den Frieden vertrieben, fanden Schutz in den neapolitanischen Häfen; Schiffe, in Holland und England gemiethet, sollten Ossuna's Flotte verstärken, und seine geheimen Unterhändler mußten nochmals in Constantinopel das Äußerste versuchen, um die Pforte gegen Venedig zu bewaffnen. Ein nach Venedig bestimmtes Handelsschiff wurde zu Tarent angehalten und nicht frei gegeben, obgleich der König selbst solches geboten, und von Brindisi aus schickte die neapolitanische Flotte ihre Kreuzer bis nach Triest. Jetzt rieth auch der Papst ernstlich zum Frieden, allein unumwunden erklärte Ossuna, er werde ihn nicht vollziehen, die Republik habe denn die holländischen Hilfsvölker nach Hause geschickt und auf alle Abgaben verzichtet, welche von spanischen Unterthanen an sie, als die Gebieterin des adriatischen Meeres, entrichtet werden mußten. Hierdurch auf das Äußerste gebracht, ließ der Senat seine ganze Flotte, wobei sich auch viele englische und holländische Schiffe befanden, überhaupt 42 Galeeren, 6 Galeassen und 36 andere Schiffe auslaufen, mit dem Befehle, alle spanische Schiffe, die ihr aufstoßen möchten, wegzunehmen. Die neapolitanische Flotte hatte sich aber in den Hafen von Brindisi zurückgezogen und trotzte den Anstrengungen der Feinde; die Venetianer wurden genöthigt, das Weite zu suchen, und diesen Moment benutzte Ossuna, um seine Flotte nach Neapel zu rufen.

Große politische Ereignisse hatten nämlich mittlerweile stattgefunden. Wol hatte Ossuna, obgleich seine Verwaltung im Innern ebenso willkürlich, als seine Politik war, obgleich er ohne Bedenken Gesetze, Vorrechte und Verträge verletzte, eine Verlängerung seiner Würde für drei Jahre erlangt, allein der Staatsrath in Madrid schien doch nicht länger geneigt zu dulden, daß ein Vi-

Digitized by Google

cekönig die Rechte des Monarchen sich anmaße. Das erste Zeichen hiervon war der Befehl, die neapolitanische Flotte nach Spanien zu senden; ihm folgte schnell eine Verfügung, wodurch der Cardinal Borgia beauftragt wurde, statt des Herzogs das Geschäft mit den Venetianern wegen Rückgabe der Schiffe und Waaren zu beendigen. Diese Zeichen waren von zu ernster Bedeutung, um misverstanden zu werden. Zum andern mußte der unerwartete Ausgang der großen Bewegung in Venedig selbst, von der Ossuna Kenntniß gehabt haben wird, ohne daß er darum nöthig gehabt hätte, mit Bedmar und Toledo an ihrer Spitze zu stehen, seine Hoffnung für den günstigen Ausgang des Zwistes gar sehr niederschlagen. Deshalb zog er seine Flotte aus dem adriatischen Meere zurück, und geraume Zeit mußte er seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Verhandlungen mit dem Ministerium zuwenden. Vorzüglich hatte er es mit dem venetianischen Gesandten in Madrid zu thun, der alle seine Kräfte aufbot, um den Feind seines Vaterlandes zu stürzen und hierbei durch die Klagen vieler vornehmen Neapolitaner und fast des ganzen Adels unterstützt wurde; Stolz, ausschweifende Lebensart und Bedrückungen hatten dem Vicekönig eine Unzahl von Feinden geweckt. Glücklicher, als sein College in Mailand, wurde er für dieses Mal noch durch den Herzog von Lerma gerettet, und alsbald schien das alte Spiel mit den Venetianern wieder zu beginnen. Die Auslieferung der Waaren wußte er zu verzögern, seine Galeeren lagen stets segelfertig, und hierbei ließ er die Welt in Zweifel, ob seine Rüstungen wider die Türken in Albanien, die in dem mittelländischen Meere zu mächtig wurden, oder wider die Venetianer in Dalmatien gerichtet wären. In beiden Provinzen unterhielt er geheime Verständnisse, und seine Truppen hielten sich an den Küsten von Apulien zum Einschiffen bereit. In Venedig zweifelte Niemand, daß es auf die Republik abgesehen sei, und man sagte öffentlich, daß der Herzog dem Muhammed geneigter sei, als dem h. Marcus. Alles beschränkte sich aber zuletzt auf einen Seezug nach dem Archipel und auf einen Vorrath Pulver, den der Uskoke Ferletich zur See nach Triest schiffte. Es scheint, daß Ossuna die Feindseligkeiten nur scheinbar fortgesetzt, um einen Vorwand zu haben, die Truppen, die er auf die Beine gebracht, zusammenzuhalten, und sich hierdurch in den Augen des Ministeriums ein Gewicht zu geben. Denn seine Stellung im Lande selbst, das mußte er fühlen, war sehr zweifelhaft geworden. Die Neapolitaner ertrugen seine Herrschaft nur mit dem äußersten Widerwillen. Sein Stolz und seine Ehrsucht waren unermeßlich, seine Aussprüche willkürlich, und die Gesetze, Rechte und Freiheiten des Königreiches kamen bei ihm nicht in die geringste Betrachtung. Er begegnete den Großen verächtlich, und selbst die Geistlichkeit fand bei ihm in billigen Dingen keinen Schutz. Seine Lebensart war höchst ärgerlich; es war ihm nicht genug an dem Verkehre mit liederlichen Weibspersonen, er verführte auch die Weiber und Töchter in den vornehmsten Familien, wodurch die Zahl der Misvergnügten nicht wenig zunahm. Nur das gemeine Volk der Hauptstadt und die Soldaten waren mit ihm zufrieden. Das Volk beschützte er in allen Fällen gegen den Adel, und er wußte ihm auch den Glauben beizubringen, als sollten die Abgaben vermindert werden, obgleich Ossuna selbst sich rühmt, daß er die Abgaben um 1,100,000 Dukaten jährlich erhöhet habe, obgleich er sogar die Bank plündern ließ. Diesen Glauben zu erhalten, wußte er verschiedene Kunststücke anzuwenden, wie das auch wol in der neuern Zeit geschehen soll; so hieb er einst mit dem Degen die Stricke der Mehlwage entzwei, um anzudeuten, daß er die Mehlsteuer für unbillig achte. Die Soldaten, großentheils Landstreicher von allen Nationen, waren ihm nicht minder ergeben, indem er ihnen zur Last der Bürger und des ganzen Landes alle ersinnliche Freiheit verstattete, und ihrem Muthwillen keinen Einhalt that. Alle Versuche der Großen um Abhilfe ihrer Beschwerden waren bisher an dem Einflusse des Erzherzogs Ferdinand und des Herzogs von Lerma, dessen Stelle seit kurzem sein Sohn, der Herzog von Uzeda, einnahm, gescheitert; jetzt versuchten sie ihre Klagen durch den Capuciner, den P. Laurentius von Brindisi, unmittelbar vor den König bringen zu lassen. Laurentius war als ein heiliger und untadelhafter Mann berühmt, und dem Könige selbst als ein solcher bekannt. Nicht ohne Mühe konnte er die Reise machen, denn der Protector des Franziskanerordens, der Cardinal von Montalto, ließ ihn, dem Herzoge von Ossuna gefällig zu sein, geraume Zeit in Genua festhalten. In Madrid angekommen, warf er sich dem Könige zu Füßen, und schilderte mit der ganzen Tiefe seines Geistes, mit unwiderstehlicher Redegewalt die tyrannische Regierung des Vicekönigs, und sein gefahrvolles, unheildrohendes Beginnen; — Philipp III. wurde bis in sein Innerstes erschüttert. Zwar bediente sich der Herzog von Uzeda, dessen Tochter mit dem Sohne des Herzogs verheirathet war [2]), alles seines Ansehens, um ihm zu helfen, und auch der Erzherzog Ferdinand ließ durch Khevenhiller vorstellen, wie nützlich Ossuna der gemeinsamen Sache sein würde, wie nothwendig es sei, ihn wenigstens bis zur Beendigung der teutschen Unruhen in Neapel zu lassen; der von Laurentius gemachte Eindruck war unauslöschlich, und es ward fest beschlossen, den Herzog seiner Würde zu entsetzen und ihn nach Spanien zur Rechenschaft zu fodern (Ende 1619). Nur kam es darauf an, wie man ihn aus Neapel herausbringen könnte, ohne sich einen Feind im Innern zu erwekken, denn dem Hofe waren auch des Vicekönigs neueste Handlungen nicht verborgen, man kannte seine Kühnheit und seinen unermeßlichen Stolz, und man wußte, daß ihm der Pöbel, die Soldaten überhaupt und vornehmlich die fremden Truppen gewogen waren, und daß er große Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen aufgehäuft hatte. Denn Ossuna, sobald er die Reise des Pater Laurentius nicht mehr verhindern konnte,

2) Die Biographie universelle läßt die Tochter des Herzogs von Ossuna den Sohn des Herzogs von Lerma heirathen, irrt sich aber damit gröblich.

Digitized by Google

hatte sich nicht begnügt, seinen vertrauten Freund, den Ottavio d'Aragon, mit den prächtigsten Geschenken für den König und die königliche Familie nach Madrid zu schicken, um hierdurch die Bemühungen Uzeda's zu unterstützen; er hatte, wie man glaubt, auch auswärtige Hilfe gesucht, und deshalb Unterhandlungen mit der Pforte, mit Venedig [3]) und Savoyen angeknüpft, und war überall abgewiesen, zuletzt doch von Savoyen dem Könige von Frankreich und dem berühmten Lesdiguières empfohlen worden. Lesdiguières, der alles Außerordentliche liebte, schickte einen Vertrauten nach Neapel, um sich nach dem eigentlichen Zustande der Dinge zu erkundigen, blieb aber unthätig, sowie sein Hof. Ossuna überzeugt, daß er auf ausländischen Beistand nicht hoffen dürfe, verzichtete auf jeden Gedanken, sich gegen den Willen der Regierung in seinem Posten zu erhalten, und war nur bemühet, den Hof zu überreden, daß ihm von Savoyen und von Lesdiguières der Antrag geschehen sei, sich zum Könige von Neapel aufzuwerfen, daß er aber diesem Antrag, als ein treuer Unterthan, niemals Gehör gegeben habe. Ohne sich darüber auszusprechen, fand es der Staatsrath doch nicht räthlich, einen neuen Vicekönig aus Spanien abzusenden, indem die Länge der Reise dem Herzoge von Ossuna Zeit zu neuen Anschlägen leihen konnte. Man hielt es für besser, dem in Rom residirenden Cardinal Borgia den Befehl zu ertheilen, daß er in möglichster Eile sich nach Neapel verfüge und zusehe, wie er sich der Regierung bemächtigen könne. Borgia wußte aber weder zu schweigen, noch zu eilen; Ossuna erhielt Nachricht von dem ihm gewordenen Auftrage und suchte ihn zu bewegen, daß er seine endlich für den Mai 1620 festgesetzte Reise abermals bis zum October verschiebe. Als der Cardinal davon nichts hören wollte und bereits zu Gaëta eingetroffen war, versuchte Ossuna ihn nach Pozzuolo zu locken, hielt auch daselbst eine Wohnung für ihn in Bereitschaft, die wahrscheinlich nicht sobald zu verlassen gewesen wäre. Dem Cardinal misfiel aber die Einladung, und er zog es vor, eine Spazierfahrt nach der Insel Procida zu machen. Mittlerweile hatte Julio Genovino, des Herzogs Vertrauter, der als einer der städtischen Eletti großen Einfluß übte, sich mit seltener Thätigkeit bemüht, zu des Herzogs Vortheil eine Empörung einzuleiten, und seine Reden machten starken Eindruck auf das Volk. Die Massen hielten sich überzeugt, daß mit Ossuna's Entfernung nicht nur die bisher empfangenen Wohlthaten aufhören würden, sondern daß auch von den Spaniern die härteste Behandlung zu erwarten stehe, und darum erhoben sich alle zum Widerstande. Der Cardinal fühlte, daß er nicht länger zögern dürfe; er warf sich in einen Kahn, landete zu Pozzuolo, und erschien zur Nachtzeit vor dem Castel Nuovo, dessen Commandant ihm alsbald die Thore öffnete. Am Morgen gaben die Kanonen des Castells den Einwohnern das herkömmliche Zeichen von der Ankunft eines neuen Vicekönigs.

Offenbar war Ossuna überrascht. Ob wirklich noch ein Versuch gemacht wurde, das Volk und die Soldaten durch Versprechungen und Geschenke zu bewaffnen, mag bezweifelt werden, gewiß aber ist, daß der Herzog zur Stunde noch eine weitläufige Denkschrift an den König entwarf, worin er sich vor Allem beklagte, über die Art und Weise, wie sich der Cardinal in das Castel Nuovo eingeschlichen, ungeachtet er ihm die Galeeren angeboten, um ihn nach der Hauptstadt zu bringen. Er könnte sich wegen dieser Beleidigung rächen, er zöge es aber vor, ein neues Opfer den wichtigen der Krone geleisteten Diensten hinzuzufügen; und wie es ihm leicht gewesen sein würde, dem Cardinal die Thore von Neapel zu verschließen, so würde es ihm auch jetzt nicht schwer fallen, mit Hilfe der Flotte und einer ihm gänzlich ergebenen Besatzung von 6000 spanischen Veteranen, ihn zu zwingen, daß er das Castel verlasse. Des Cardinals Besitznahme von seiner Würde könne er nur als eine gewaltsame und unrechtmäßige Handlung ansehen, die noch überdies an einem ungewöhnlichen Ort, und ohne die herkömmlichen Ceremonien vorgenommen worden. Auch führte er Beschwerde über das Verhalten des Commandanten vom Castel Nuovo, welcher ohne sein Vorwissen die Thore des Castells in der Nacht offen gelassen habe, wie über die ihm beigegebenen Räthe und Eletti, welche sich das Recht, die Vicekönige abzusetzen und neue einzuführen, anmaßten. Und ob er wol befugt wäre, sie wegen solcher Vergehungen zu bestrafen, so wolle er dennoch auch diese Klage dem Wohle des Reichs opfern, und die Reise nach Madrid antreten, um sich und seine Handlungen vor dem Könige zu rechtfertigen. Wirklich trat er am 14. Jun. 1620 in Begleitung des Don Ottavio d'Aragon die Reise an, sie ging aber äußerst langsam vor sich, denn der Herzog wünschte Zeit zu gewinnen, und es dauerte zwei Monate, ehe die kleine Flotte Marseille erreichte. Hier wollte Ossuna auf gute Nachrichten aus Madrid warten, wodurch sich Ottavio veranlaßt fand, mit seinen Galeeren nach Neapel zurückzukehren. Ossuna mußte zu Lande seine Reise fortsetzen, unter mancherlei Zögerungen, die er auf Rechnung des Podagras schrieb, die aber vielleicht lediglich durch die großen Schätze, die er mit sich führte, veranlaßt worden. In Madrid angelangt, fand er, daß die Zeit und der Herzog von Uzeda nicht ermangelt hatten, günstig auf des Königs Gemüth zu wirken. Er erhielt Audienz und wußte sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß es sogar im Werke war, ihn auf seinen Posten nach Neapel zurückzusenden, und daß dieses nur durch die äußersten Anstrengungen des P. Laurentius verhindert werden konnte. Doch wurde der Cardinal Borgia zurückgerufen und an seine Stelle der Cardinal Zapata gesetzt. Ossuna durfte sich aber seiner trüglichen Sicherheit nicht

3) Die Venetianer wollten von ihrem Erzfeinde nichts hören, und Daru meint, sie seien schon 1618 mit ihm einig gewesen, und die berühmte Verschwörung sei nur eine Maske gewesen, ihr beiderseitiges Einverständniß zu verbergen. Was soll man aber von einem Rebellen denken, der, nachdem er seine Rüstungen beendigt, und jeden Augenblick gewärtig, abberufen zu werden, noch zwei volle Jahre verstreichen läßt, und dann ruhig abzieht? Gewiß ging sein Ehrgeiz nicht weiter, als zu dem Wunsche, sich in seinem Posten zu behaupten.

Digitized by Google

lange erfreuen. König Philipp III. starb den 31. März 1621 und alsbald mußte der Herzog von Uzeda den Hof verlassen. Acht Tage später, den 7. April, wurde Ossuna in seinem Hause verhaftet und zwar durch die königliche Leibwache, ein Vorzug, den er dem Umstande verdankte, daß er auf seine Würde als Vicekönig noch nicht verzichtet hatte. Öffentlich wurden die schon mitgetheilten Beschuldigungen als Grund hierzu angegeben, eigentlich aber wollte der neue Minister Olivarez sich des kühnen und gefährlichen Mannes, doppelt gefährlich durch seine Anhänglichkeit zu Lerma und Uzeda entledigen. Diese Anhänglichkeit hatte sich besonders in der Krankheit Philipps III. ausgesprochen. Denn als der Herzog von Cea an seinen Großvater, den Cardinal-Herzog von Lerma, einen Courier abfertigte, mit der Meldung, daß er schleunigst sich bei dem sterbenden König einzufinden und sich als ernannter Executor wieder in Ansehen zu bringen habe, so schickte Ossuna dem Cardinal nicht nur Wagen und Sänfte entgegen, um dessen Ankunft zu beschleunigen, sondern er schrieb ihm auch: Nichts dürfe ihn von dieser Reise abhalten, seine alten Freunde würden seine Partei wieder ergreifen und ihn zu seiner Feinde Verdruß in seine vorige Würde wieder einsetzen. Dieser Brief kam dem Könige zu Händen, davon unterrichtet, erbat sich Ossuna in geheimer Audienz die Erlaubniß, auf vier Monate nach Neapel zu gehen. Der König versprach sein Begehren in dem Staatsrath in Erwägung zu ziehen, da erwiederte Ossuna trotzig, wenn er ihn nicht länger in seinen Diensten haben, und nach Neapel reisen lassen wollte, so wären andere Könige vorhanden, welche ihm gern Dienste geben würden. Dieser Ausfall erzürnte den König dergestalt, daß er den Verwegenen stehen ließ und sich entfernte, worauf der Herzog zu den Umstehenden noch in höchst ungeziemenden Ausdrücken von des Königs Person und Jugend sprach. Seine Worte blieben aber nicht verschwiegen und beschleunigten die Ausfertigung des Verhaftsbefehls. Zugleich wurde eine Commission niedergesetzt, um ihm den Proceß zu machen. Alle seine Handlungen sowol in Sicilien als in Neapel wurden untersucht; aus dem ersten Lande kamen nur Lobsprüche für den alten Vicekönig, aber zu dem Klaglibell der Neapolitaner wurden 17 Rieß Papier verbraucht. Erschreckt über diese Papiermassen erkalteten die Richter in ihrem Eifer, und Olivarez, der den Herzog wohl verwahrt zu Almeyda wußte und ihn darum nicht mehr fürchtete, fand keine Veranlassung, ihren Eifer zu wecken. Die Untersuchung wurde nur schläfrig betrieben, Langeweile, Gemüthsunruhe und Ungeduld verkürzten den Lebensfaden des Gefangenen, und er starb, wol schwerlich an dem ihm angeblich von seiner Frau zugesendeten Gifte, den 25. Sept. 1624, nachdem er sich mit großer Gottseligkeit zum Tode bereitet hatte. Jetzt endlich wurde sein Urtheil verkündigt, wonach er von allen Beschuldigungen frei und für des Königs treuen Diener erklärt wurde. Gewiß geht wenigstens aus diesem Spruche hervor, daß er niemals des Willens gewesen, das Königreich Neapel zu usurpiren.

Der Herzog hinterließ einen einzigen Sohn, Johann Tellez Giron, der dem Vater in allen Majoraten succedirte (sie waren durch das Urtheil gerettet) und als Vicekönig von Sicilien zu Palermo den 12. Oct. 1656 das Zeitliche gesegnete, nachdem er in seiner Ehe mit Isabella de Sandoval y Roxas, des ersten Herzogs von Uzeda Tochter, einen Sohn gehabt. Dieser Kaspar Tellez, fünfter Herzog von Ossuna, Marquez von Peñafiel, Graf von Urueña, Clavijo des Ordens von Calatrava, Generalgouverneur von Mailand, Mitglied des Staatsraths und des Raths von Aragonien, Präsident des Ordensrathes, Obrist-Stallmeister (Cavallerizzo major) der Königin, starb plötzlich, als er sich eben zu einer Conferenz in dem königlichen Cabinet niedergelassen, den 2. Jun. 1694. Seine erste Gemahlin, Felicia de Sandoval, die jüngere Tochter des Herzogs Franz Gomez von Lerma und Uzeda, und als solche Erbin des Majorats von Uzeda hatte ihm nur Töchter geboren, von welchen die älteste, Isabella Maria de Sandoval y Giron Uzeda, an ihren Gemahl, Johann Franz Pacheco, den dritten Grafen von Montalvan, trug. Des Herzogs Kaspar andere Gemahlin, Anna Antonia de Benavides Carillo y Toledo, Marquezin von Fromista und Caracena, vermählt im J. 1673, hatte ihm vier Kinder gegeben. Der ältere Sohn, Franz Maria de Paula Tellez Giron, sechster Herzog von Ossuna, Marquez von Peñafiel, Fromista und Caracena, Graf von Urueña, vermählte sich den 7. März 1695 mit Maria de Velasco y Benavides, des achten Connetable von Castilien Tochter und Allodialerbin, mit der er zwar nicht die vergnügteste Ehe führte, war einer von den vier Hauptleuten von den Gardes-du-corps, erschien auf dem Friedenscongreß zu Utrecht, als erster spanischer Gesandter, in außerordentlicher Pracht und starb zu Paris den 3. April 1716, seine Witwe den 1. Dec. 1734. Er hatte nur Töchter, von denen die ältere, Maria Dominika, früher dem Bruder ihres Vaters bestimmt, im J. 1727 dem Marquez von Belmonte angetraut wurde. Auf die Majorate ihres Hauses scheint sie aber keinen Anspruch gehabt zu haben, denn es folgte ihrem Vater, als siebenter Herzog von Ossuna ꝛc., sein jüngerer Bruder, Joseph Tellez Giron, der bisher Graf von Pinto geheißen hatte, nach einer von der Mutter ererbten Grafschaft. Joseph, geb. den 25. Mai 1685, hatte ein sehr lockeres Leben geführt, besserte sich aber, nachdem er seines Bruders Titel, Güter und ungeheure Schulden ererbt. Im J. 1721 kam er als außerordentlicher Gesandter nach Frankreich, um die Hand der Mademoiselle de Montpensier für den Prinzen von Asturien zu begehren. Im J. 1723 wurde er Obrist-Hofmeister der dem Infanten Don Carlos verlobten Mademoiselle de Beaujolais. Er war auch des Königs Camarero major, Obrister eines Regiments von der spanischen Garde und Generallieutenant. Eine Feuersbrunst, die im September 1723 seinen Palast in Madrid verheerte, verursachte ihm einen Schaden von 30,000 Pistolen. Im J. 1724 erhielt er den h. Geistorden, neben dem er auch das goldene Vließ besaß. Er starb zu Madrid den 18. März 1733. Er war seit dem 21. Sept. 1722 mit Francisca de Guzman, des zwölften

Digitized by Google

Herzogs von Medina-Sidonia Tochter, verheirathet, und hatte von ihr mehre Kinder, von denen doch nur ein Sohn, geb. im Juli 1728, den Vater überlebte. In der neuern Zeit hat das Besitzthum des Hauses durch mehre glückliche Heirathen außerordentlichen Zuwachs erhalten, ohne daß doch die Einkünfte durch den Erwerb so vieler und großer Majorate, wie z. B. Benavente, Gandia, Arcos, Bejar in gleichem Verhältnisse zugenommen hätten. Im J. 1792 wurden sie zu 600,000 Gulden berechnet, es waren aber auch bei der Buchhalterei 29 Rechnungsbeamte angestellt, und vier Equipagen mußten allein für den Advocaten, den Leibarzt, den ersten Secretair und den Schatzmeister gehalten werden. Die bedeutendsten Besitzungen, die zu dem Majorat von Ossuna selbst gehören, sind Moron, Urueña, Peñafiel, Gumiel, Briones, Archidona; letzteres hatte Napoleon in dem Krieg in der Halbinsel für gut gefunden, seinem Domaine privé anzueignen. Der älteste Sohn führt bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Marquez von Peñafiel. (Vergl. die Art. Giron und Pacheco.)

(*v. Stramberg.*)

OST (Osten, franz. Est), eine der vier Hauptweltgegenden, auch der Morgen oder Aufgang (le levant) genannt. Der Schiffer, dem die genaue Bestimmung der Richtung, woher der Wind kommt, nothwendig ist, theilt diese Weltgegend nicht nur in Nordost und Südost, sondern unterscheidet auch:

Ostnordost	die Gegend zwischen	Nord und	Nordost
Ostsüdost	—	—	Ost und Südost
Ost gen Nord	—	—	Ost und Ostnordost
Ost gen Süd	—	—	Ost und Ostsüdost
Nordost gen Ost	—	—	Nordost und Ostnordost
Südost gen Ost	—	—	Südost und Ostsüdost;

und benennt danach auch die daher kommenden Winde. Auf der Windrose besteht jede dieser Richtungen wieder aus drei Strichen (s. Strich und Windrose) *).

(*v. Carisien.*)

OSTA, nach Ptolemäus Stadt der Parapioten, auf der Ostseite des Flusses Namadus in India intra Gangem, unter 22° 30′ der L. und 23° 30′ der Br., sonst unbekannt. (*Völcker.*)

OSTACIA (teutsche Heldensage), eine gewaltige Zauberin, Tochter des Königs Runa's von Ostenreich [1]), Gemahlin des Königs Hernit von Wilkinaland, war von ihrer Stiefmutter so in der Zauberkunst unterrichtet worden, daß sie darin ebenso mächtig als diese war, kam, als Hernit die Feldschlacht mit dem König Isung von Bertangenland schlug, mit allerlei Thieren, Löwen und Bären und großen fliegenden Drachen, die sie durch Anrufung der Götter zu sich beschworen, ihrem Gemahle zu Hilfe, und kämpfte selbst als fliegender Drache, verschlang den König Isung, brachte auch seine Söhne um, ward aber im Kampfe mit Dietlieb dem Dänen, bevor dieser den Tod fand, mit der Lanze in den Rachen gestoßen, sodaß sie drei Tage darauf starb [2]).

(*Ferdinand Wachter.*)

OSTÂD (أستاذ oder إستاذ), eigentlich Lehrer, aber auch Künstler, welche letztere Bedeutung z. B. der Ostâd Osman, d. i. der Künstler oder Maler Osman, beweist, von dessen Hand sich einige Bildnisse in dem dresdener Codex Nr. 373 befinden. Dann ist es Beiwort mehrer Erzieher, wie des weißen Eunuchen Abu'lfotuh Berdschewan, welcher der Führer des Prinzen und nachmaligen Herrschers und Drusengottes Hakim (Chrest. Arab. I, 131), aber auch vom J. 387 (997 Chr.) sein Minister zwei Jahre acht Monate lang war, nach welcher Frist er sein Amt mit dem Tode bezahlte — und größerer Gelehrten, von denen hier folgende genannt sein mögen:

1) Schihâb-ed-din Abu Dschafar Ahmed Ben Ahmed Ben Abd-el-rahman, gewöhnlich Ibn Ostâd, des Lehrers Sohn, genannt und aus Tilimsan in Afrika gebürtig, der einen großen Commentar mit beigefügtem Text unter dem Titel: „Hinlänglichkeit des Werkes (كفاية العمل)" zu dem logischen Werk: „Inbegriff, ein Auszug aus dem Endpunkte der Hoffnung (جمل في مختصر نهاية الامل)" auch „Inbegriff der Grundlehren (جمل القواعد)" genannt, schrieb. Dieser „Endpunkt der Hoffnung" hat den Ibn Merzuk aus Tilimsan zum Verfasser, und es machte sein Schüler Asdhal-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Namur unter dem Titel: „Inbegriff" den Auszug daraus.

2) Ibn-elostâd Kemâl-ed-din Ahmed Ben Abdallah aus Haleb oder wie Andere wollen, aus Hamat, ist Verfasser eines Commentars in vier Bänden zu des schafiitischen Imams Abu Hamid Muhammed Ben Muhammed Gazâli Werk über die abgeleiteten Rechtsvorschriften seiner Secte unter dem Titel: Wesid „Das Mittlere," das eines der sechs kanonischen Rechtsbücher der Schafiiten ist. Gazâli starb im J. 505 (beg. 10. Jul. 1111) und Ibn Ostâd im J. 721 (1321).

3) Ostâd Abu Bekr Muhammed Ben-elhasan Ben Turek, Metaphysiker, Grammatiker und Paränet (واعظ), aus Isfahan, der eine Zeit lang in Irak lehrte, dann nach Rei ging und dort mehre ausgezeichnete Neuerer hörte. Hierauf wünschten die Gelehrten Nisaburs ihn in ihrer Mitte zu haben, und er gab ihrem Gesuche Gehör. Man baute ihm daselbst ein Collegium und ein Haus, worauf er eine Menge Wissenschaften mit dem glänzendsten Erfolge lehrte. Als nun die Zahl seiner Schriften über die Grundlehren des Rechts und der Religion (Osul-ed-din, daher auch Osuli genannt) und über die Gedanken des Korans das volle Hundert beinahe erreicht hatte, erhielt er eine Einladung nach Gazna, wo er viele merkwürdige gelehrte Streite führte. Auf

*) Die sich hier nicht findenden Composita von Ost- und Osten s. m. unter den Hauptwörtern.

1) Der Küstenstrich von Esthland, Livland und Kurland.

2) Wilkina-Saga. c. 355. (Übersetzung durch v. d. Hagen, 3. Bd. S. 20, 21.) c. 329, 350. (S. 27—32.)

Digitized by Google

seiner Rückkehr nach Nisabur wurde er unterwegs vergiftet, darauf nach Nisabur gebracht und daselbst im J. 406 (beg. 21. Juni 1015) begraben. Seine Grabesstätte ward dem Volk eine heilige Stätte. Unter seinen Werken nennen wir a) einen Commentar, nicht nach gewöhnlicher Art, sondern in Fragen unter der Form von Dictaten zu den „Anfängen der Beweise über die Grundlehren der Religion (اوائل الادلّة في اصول الدين)" vom Scheich und Imam Abu'lkâsim Abdallah Ben Ahmed Balchi, der im J. 319 (931) starb; b) einen Commentar (تفسير) zum Koran, von dessen Anfang er erst seinen Schülern einen ausführlichen Theil dictirte, dann auszog, und das Ganze in Fragen und Antworten zusammendrängte, bis er auf diese Weise zum Ende kam; c) Classen, d. h. Biographien der Metaphysiker (طبقات المتكلّمين); d) das Schwierige der Überlieferungen (مشكل الآثار); e) ein Werk über die Grundlehren der Religion unter dem Titel: „Das Nisamische (النظامي)," weil er es dem berühmten Vesir Nisam elmulk geschrieben hatte. (*Gustav Flügel.*)

OSTADE (Adrian van) geb. zu Lübeck [1]) 1610, gest. zu Amsterdam 1685, Schüler des Franz Hals zu Harlem, von welchem er viel in der Behandlung des Pinsels behielt, Mitschüler und vertrauter Freund von Adrian Brouwer. Ostade hatte jedoch, abgesehen von seinem künstlerischen Talent, zarteres Gefühl und einen viel edlern Charakter als Brouwer, der bei aller Gerechtigkeit, die man ihm angedeihen läßt, dennoch, wie in seinen Darstellungen so in der Ausführung zwar originell genug, aber weit weniger Ausbildung als Ostade hat.

Über die Jugendzeit Ostade's und den Aufenthalt in Harlem wird von den Kunstautoren wenig, und nur soviel berichtet, daß er dem Brouwer, da beide bei dem geizigen Lehrmeister ein schlimmes Joch zu tragen hatten, immer Muth zum Vorwärtsgehen eingeflößt habe.

Ostade hatte seinen Aufenthalt zu Harlem mit vielem Erfolg und nicht geringem Ruhme benutzt, als er durch den Ausbruch des holländisch-französischen Kriegs und die Annäherung der Alles verheerenden und viele Grausamkeiten ausübenden französischen Truppen diese Stadt zu verlassen und nach seinem Vaterlande zurückzukehren beschloß.

Er ging nach Amsterdam, um sich nach Lübeck einzuschiffen, als eben ein freundlicher Kunstliebhaber ihm dort sein Haus anbot. Dieses Anerbieten verursachte, daß er seinen Reiseplan aufgab. Er erwählte Amsterdam zu seinem Aufenthaltsort und blieb daselbst bis an seinen Tod, der im J. 1685 erfolgte.

Ostade gehört zu den größten Malern, die sich für das Fach der Bauernscenen, Tabagien und dergleichen Scenen bildeten; seine Compositionen und die einzelne Zeichnung seiner Figuren, deren Verhältnisse etwas gedrängt oder kurz erscheinen, sind voller Lebendigkeit und Ausdruck. Er verstand es, die Naturen aus den Classen des Landmanns und der eigentlich für das Volksleben geschaffenen Menschen von der niedern Stufe der Ausbildung auf die wahrste Art mit Treue und freundlicher Auffassung zu geben, ohne in eine ganz gemeine Art der Darstellung, die vielleicht Ekel erregend wäre, zu fallen.

In ihm findet man bei den verschiedenartigsten Scenen die gewisse wahre Behaglichkeit des Lebens und der frohen Laune, wo jene Classen die niederländischen oder holländischen Bauern ganz ohne irgend einen Gedanken der Unruhe im Gemüthe bemerken zu lassen, ganz sorglos sich dem Augenblick ihres Seins beim Spiele, beim Glas oder sonst bei der komisch-launigen Unterhaltung, die nach ihrer Art mit Witze gepaart ist, hingeben. Man sehe z. B., welche vortreffliche Laune der alte Trinkbruder besitzt, um einer schon etwas genährten Bäuerin den Hof zu machen, von Corn. Visscher gestochen. Man sehe den Bretspieler oder den Musiker von Suyderhoef gestochen, oder das Blatt le tatonneur von J. Visscher u. s. w. Andererseits ist er in der Darstellung von Raufereien und Zänkereien, von Trinkern, Rauchern oder in der Darstellung sich unter einander zankender Frauen, in dem ernsten handelnden Tone, man sehe das Messergefecht von Suyderhoef gestochen. Kurz man sieht den Handlungen jener kurzstämmigen Figuren an, daß die Außenwelt sie nichts angeht, sie sorgen blos für den heutigen Tag. Besonders sprechen sich die Köpfe seiner Figuren wie ganz aus dem Leben genommen aus; wahrhaft treu stehen sie vor uns und scheinen uns ihre Handlungen vortragen zu wollen.

Nächst diesem wußte der Künstler die Figurenscenen seiner Gemälde mit Nebendingen höchst reich auszuschmücken, die entweder einen Bauerhof, oder das Innere eines Hauses, eine Schenke oder Kneipe (guinguette) mit allen darin befindlichen Gegenständen auf die trefflichste Art wiedergeben.

Ostade war ein trefflicher Colorist, besonders verstand er das Studium vom Helldunkel und die Harmonie eines Gemäldes auf höchst magische Art zu geben, wobei man, wenn man die eigentliche Behandlung der Töne und die Art, wie er seine Gemälde übermalte, genau beteachtet, in die größte Verwunderung gesetzt wird, mit wie anspruchslosen Mitteln er die große Zahl kleiner sich abstufender Töne in ein Ganzes zusammenbrachte und bei alledem eine freie und doch zugleich höchst zarte Handhabung des Pinsels ihm eigen war. Alle in dem Gemälde dargestellten Körper sind mit einem solchen Luftkreis umgeben, daß jeder sich auf die leichteste Art von dem andern frei und los abhebt.

Will man nun von der großen Zahl seiner Gemälde, welche die ersten öffentlichen und Privatsammlungen zieren, nur etwas im Charakter seiner merkwürdigen Gaben im Helldunkel kennen lernen, so betrachte man nur das

1) Daher rechnen auch manche Sammler ihn zu den teutschen Meistern, aber diese Ansicht ist nicht ganz richtig, da die Lehr der Malerei ihm in Holland zu Theil wurde.

Digitized by Google

auf der dresdener Galerie befindliche Bild, was ihn selbst in seiner Werkstatt vorstellt. Man wird über die zarte, höchst geniale Vollendung, über das darin herrschende Helldunkel erstaunen und sogar hinsichtlich der wahren, sinnreichen Anordnung und Auffassung des Gegenstandes eine Art poetischer Tendenz finden, wodurch dieses Werk allein ihn als einen großen Meister verkündet.

Über den Künstler sind von verschiedenen Kunstautoren so verschiedene Urtheile abgegeben, daß für die, welche mit ihren Werken nicht genau vertraut sind, Zweifel entstehen kann, wem sie als dem gerechten folgen sollen. Descamps [2]) sagt kurz von ihm das Beste: „Er copirte die Natur immer nach dem Häßlichen, aber in seinen grotesken Figuren herrscht ebenso ein großer Geist als Zartheit und Wahrheit, daß man die unzärtlichen Gegenstände vergißt, um sein Talent zu bewundern."

Taillasion [3]) sagt: Daß er viel Wahrheit und Nachahmung des Häßlichen und Niedrigen in die Figuren legte, und er habe sich im Gegensatze zu dem Antiken, zum Erhabenen der Häßlichkeit und der Niedrigkeit in den Figuren erhoben, seine Gegenständ sind fast niedriger als die des D. Teniers. Seine Helden sind Handwerker, frohe Bauern, Trinker, Raucher und Spieler. Die Frauen sind ihrer immer würdig, indem er sie zuweilen im Tanze beim kreischenden Tone der Dorfgeigen darstellte, neben ihrer freien und lärmenden Lustigkeit ihre naive und komische Anmaßung zu gefallen, mit der größten Wahrheit ausdrückte ꝛc.

Watelets [4]) Urtheil, ist kürzlich: „Wenn auch er niedrige Gegenstände bei der Wahl einer schlechten Natur, die er noch verschlechterte (?), darstellte, so läßt er den Beschauer dennoch vergessen, daß dieselben der gemeinen Natur entnommen sind, indem der Geist, die Zartheit und Wahrheit, welche er seinen komischen Figuren gab, dieses alles verbergen." Seine Gemälde stehen in außerordentlich hohem Preis und werden in Holland, England, Frankreich zu den höchsten Summen bezahlt.

Sowie seine Gemälde geschätzt werden, ebenso sucht man seine Originalzeichnungen, die er theils mit der Feder sehr leicht und geistreich umrissen und mit Bister, zuweilen auch mit Wasserfarben, leicht colorirt und getuscht vollendete [5]). Auch diese werden besonders in Holland zu den höchsten Preisen bezahlt.

Nächst seinen Malereien erhob sich Ostade auch zu einem hohen Range durch seine radirten Blätter, deren nach *Bartsch*, Peintre Graveur 50 Blätter, nach Rigals Katalog aber 51 Blätter und zwei Stück als zweifelhaft, vorhanden sind (von letztern ist eines in Bartsch unter den 50 Blättern notirt). Basan sehr ungewiß, da er einige Blätter, die nicht von Ostade sind, ihm zueignet, gibt 52 Blätter an.

Bartsch theilt diese Blätter in drei Classen 1) in die Büsten, 2) in die halben und 3) in die ganzen Figuren; jede dieser Classen wieder in einzelne Unterabtheilungen, und gibt von allen eine genaue Beschreibung, sowie er die seltenen Abdrücke mit den besondern Eigenheiten bezeichnet. Jedoch findet sich darüber in Rigals und später in Wilsons Katalog eine vortreffliche Nachlese, worin die Zahl derselben mit Abänderungen in den Drücken weit größer als in Bartsch ist, und dieser Artikel als ein vorzügliches Supplement jenes Werks dienen kann.

Wie so viele der holländischen radirten Blätter sich durch den darin herrschenden Geist aussprechen, so sind auch Adrian van Ostade's Blätter durch den Charakter der Scene und des Vortrags mit Geist und viele mit sehr zarter Nadel gegeben, und dabei ist in der Zeichnung mit wenigen Zügen ein vollendeter Ausdruck der Handlung und die höchste Wahrheit, ohne Anspruch einer sich blos dem Auge zeigenden Mechanik der Behandlung. Somit rechtfertigt sich für die Liebhaber der radirten Blätter die geistige Arbeit, da sie gewiß in jeder Sammlung besonders in alten Drucken, die jetzt sehr selten sind, eine wahre Zierde ausmachen [6]).

Bartsch sagt sehr richtig, daß man, was Descamps in der Lebensbeschreibung des Künstlers behauptet, durchaus auch von diesen Radirungen, da sie kleinen Gemälden gleichen, sagen und anwenden könne.

Von der Mehrzahl dieser Blätter gibt es recht gute und einige sogar als betrüglich zu nennende Copien.

Außer jenen genannten, von ihm eigenhändig radirten Blättern sind sehr viele nach ihm gestochen worden, worunter als von ältern Kupferstechern die vortrefflichen Blätter von Cornel. de Visscher und Johann. de Visscher, von Jonas Suyderhoef, von Dankerts, dann die von Wille, G. Fr. Schmidt, Aliamet, Beauvarlet und vorzüglichen andern französischen und englischen Kupferstechern, sowie von neuern die Blätter zu dem Musée Napoléon von Bovinet, Chataigner u. s. w. gehören [7]). Unter den in Zeichnungsmanier gegebenen Blättern, die gleichsam Facsimiles sind, sind die vorzüglichern von Ploos van Amstel, Janninet und Katharina Chalon mehr als vortrefflich zu nennen. (*Frenzel.*)

OSTADE (Isaac van), Adrians jüngerer Bruder und Schüler, geb. gegen 1612, widmete sich auch dem Fache seines Bruders, doch mehr für das Landschaftliche, worin er Vieles vollendete, aber ohne den Ruf seines ältern Bruders zu erreichen. Verschiedene Kunstautoren

---

2) *Descamps*, Vie des peintres Flamands etc. 3) Von Taillasion gibt es eine Charakteristik der holländischen Maler. 4) *Watelet*, Dictionnaire des arts etc. Vol. IV. p. 408. 5) Wer nicht Gelegenheit hatte, Originalhandzeichnungen Ostade's zu sehen, kann für colorirte besonders sich leicht eine Ansicht in den vortrefflichen Facsimiles von Ploos van Amstel verschaffen. Das königl. Handzeichnungscabinet zu Dresden unter der Leitung des Verfassers besitzt einen Schatz Zeichnungen von Ostade, als auch von seinen Schülern Bega und Corn. du Sart.

6) Eins der seltensten Blätter, das in vielen Sammlungen fehlt, ist unter dem Namen die Lauferin (Bartsch Nr. 35) bekannt. Man bezahlte zuweilen einen solchen Druck mit 25—30 Thlrn. Fast ebenso theuer bezahlte man die ersten Abdrücke des Blattes der Maler (Bartsch Nr. 32), wo die ersten Drücke mit spitzer hoher Mütze sein müssen. 7) Die königl. Kupferstichgalerie zu Dresden besitzt nach ihm 151 Stück. Das Musée Napoléon von Laurent und Peronville enthält 6 schön gestochene Blätter. Die kleine Ausgabe von Filhol 10 Blätter.

Digitized by Google

schildern ihn als einen guten Coloristen von warmem Tone, welcher wirklich in seinen Gemälden zu finden ist. Dessenungeachtet liegt etwas Unbestimmtes in den Formen und in der Vollendung.

Seine landschaftlichen Gemälde, oft mit Figuren geziert, enthalten ebenfalls immer Wirthshäuser, vor welchen sich Bauern mit Trinken oder Tanzen belustigen. Keinesweges aber sind diese Figuren mit demselben Geist und Charakter als die von Adrian van Ostade erfaßt; es liegt bei zwar sehr gefälliger Manier, doch ein gewisser gleichgültiger Ausdruck in ihnen, der den Kenner wenig befriedigen kann. Isaak van Ostade starb sehr jung. (*Frenzel.*)

OSTAMA, nach Ptolemäus eine Stadt in dem Innern des glücklichen Arabiens, sonst unbekannt. (*Völcker.*)

OSTANKOWO, ein ansehnliches Kirchdorf, eine kleine halbe Meile von Moskau, mit einem prächtigen, aber überladenen Palast und Garten, dem reichen Grafen Scheremetjew gehörig. (*J. C. Petri.*)

OSTAR, OSTER, OSTERA, wurde nicht blos früher [1]) als Göttin der Sachsen, sondern wird auch noch in neuester Zeit als solche aufgestellt [2]); soll eins mit der Astarte sein, und aus dem Morgenlande herübergebracht, von dem altnordischen Ast, Liebe, den Namen haben, oder auch ihr Name aus dem Namen der Freia Astardis (d. h. Liebesgöttin), Astargod (Liebesgottheit) entstanden, und sie eins mit Freia und Venus, und Luna und dem Monde sein, und auch der Mond Ostar geheißen haben [3]), und vorzüglich unter den größten Eichen verehrt worden, und die Benennungen vieler Orte, Wälder und Berge noch deutliche Spuren ihrer ehemaligen Verehrung sein, z. B. Osterholt, ein Holz, in welchem die Oster, Ostera, verehrt worden, der Osterberg bei Brunshausen, auf welchem ein Hain der Ostar sich befunden, Osterrode [4]), bei welchem die Verehrung der Oster stattgehabt habe u. s. w. Doch ist man zur Ostar nur durch Vermuthung gelangt, nämlich durch die angelsächsische Göttin Eostre, nach welcher, wie Beda berichtet, der Eosturmonath (Ostermonat, April) genannt war [5]). Vergleichen wir den Eosturmonath der Angeln mit dem Ostarmanoth der Franken, und das Angelsächsische eastron, Ostern, und das Altbochteutsche ostrun, Ostern, so muß die Eostra, welche die Angeln aus Germanien mit nach Britannien gebracht hatten, in den andern teutschen Mundarten allerdings Ostar oder Ostur gelautet haben. Auch mag die der Verehrung der Ostar zugeschriebene Osterfeier von ihr ihren Ursprung haben. Aber die Oete nachzuweisen, wo die Ostar verehrt worden, ist schon als Vermuthung ausgesprochen sehr ungewiß, und als Thatsache vorgetragen ganz unstatthaft, da ostar, später oster (Altnordisch austr) nach Osten hin bedeutete, so z. B. in Ostarriche (regna Orientalia bei Otfrid), Österreich (Österreich, marchia orientalis), Ostarland (oriens, das Morgenland, Tatian), Osterland (terra orientalis), Ostervorsten (principes orientales), Osterherren (s. d. Art.), Osterfranken [6]). Folgerecht zu bleiben müßte man alle diese Namen der Verehrung der Ostar, Oster zuschreiben. Daß bei Namen von Orten, Bergen, Wäldern, die nach Ostar, Oster genannt sind, nicht allemal ein Gegensatz von Wester sich mehr findet, oder je gefunden, dieser Einwand kann nicht gelten, da z. B. auch zu Osterherren und Osterfürsten, als Gegensatz keine Westerherren genannt, wenn auch gedacht, sich finden. Ähnlich kann ein Ort recht gut ein Osterholz oder einen Osterwald, einen nach Osten liegenden Wald haben, ohne daß sich jedesmal als Gegensatz ein Westerwald findet [7]). Das dem Osterholz entgegengesetzte Holz oder der dem Osterberg entgegengesetzte Berg hatte dann einen andern Namen, der den Gegensatz zwar nicht ausdrückte, aber zur Bezeichnung des Berges oder Waldes hinreichte.

(*Ferdinand Wachter.*)

OSTARBURG, OSTERBURG, ein Gau in Sachsen, welcher schon im neunten Jahrh. vorkommt, nämlich eine Adsuit von dem Gau Ostarburg, aus dem

1) Sowol in eigenen Schriften, als von *Mushardus* de Ostera Saxonum (Bremae 1704. 4.) und *Theodor Hoseus* de Saxonum Idolo Ostera, als auch anderwärts, z. B. in *Pauli Hogenbergii* Germania Media, dissert. VIII. de Religione Gentili. Cap. X. Edit. III. *Guilielm. Turck* p. 186. *Cluverus*, Germ. Ant Lib. I. c. XXVII. p. 237. *Meinders*, Tract. hist. de statu religionis et reipublicae sub Carolo Magno et Ludovico Pio in veteri Saxonia. p. 23. *Crusius*, De Vita et rebus praeclare gestis Witikindi. Cap. XII, bei *Leuckfeld*, Scriptt. Rer. Germ. p. 104 und Leuckfeld selbst, Antiq. Gandersheim. p. 3. 2) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 650. Siegel und Wilhelmi, Einladung zur Theilnahme an den Ausgrabungen der Stadt Sinsheim im Sophronizon von Paulus (10. Bd. 3. H. S. 118), wo es heißt: „das einst der Göttin Ostar geweihte Osterholz zwischen der Elsenz, Elz und Schwarzbach." 3) S. außer den in Not. 1 angeführten Schriftstellern z. B. Hummel, Compendium teutscher Alterthümer. S. 62, wo Ostar, Oster unter den Namen des Mondes aufgeführt werden; jedoch ist dagegen zu bemerken, daß der Mond, wie sowol die Sprache, als auch die Götterlehre der Nordmannen zeigt, eine männliche Gottheit war. 4) Nach dem Mährchen von Bonifacius zerstörte dieser an dem Orte, wo nachmals Osterrode erbaut ward, den Götzen Astarod. *Serrarius*. Moguntt. Rer. Lib. III. N. 21. p. 474, bei Osterrode hat man sich auch gestritten, auf welchem Berge die Ostar verehrt worden, s. das Nähere bei *Leuckfeld*, Antiq. Gandersh. p. 4.

5) *Beda Venerabilis*, de temporum ratione. Cap. 13. de mensibus Anglorum, *Bedae* Op. Colner Ausg. von 1612. T. II. p. 68. 6) S. die Nachweisungen bei F. Wachter, Gesch. Sachsens. 3. Bd. S 275 und Forum der Kr. 1. Bds. 1. Abth. S. 91, 92. 7) Außer dem Westerwalde findet sich bekanntlich auch ein Westerwold (niederteutsch), Westerholz (Dorf im Amte Gifhorn), Westerholt (Dorf ebendaselbst), Westerfeld (Dorf zwischen Schwolt und Haselt und Dorf unweit Römhild), Westerode (für Westerrode, Dorf auf dem Eichsfeld und Dorf am Harz), wer wollte bei diesen und vielen andern mit Wester zusammengesetzten Ortsnamen an eine Göttin Wester denken, und doch soll man Osterrode, Osterholz ꝛc. als vormalige Verehrungsplätze der Göttinn Ostar annehmen! — Über die Ostar als Göze, und die von ihr genannten Berge siehe außer den bereits angeführten Schriften Falkenstein, Nordgauische Alterthümer. S. 161. Kreußler, Altsächsische und Sorbische Alterthümer. (Leipzig 1825.) S. 82 fg. Trommler, Sammlungen zur Geschichte des beidnischen Voigtlandes. Schwabe, historisch-antiquarische Nachrichten von der kaiserl. Pfalzstadt Dornburg an der Saale. (Weimar 1825.) S. 11.

Digitized by Google

Orte Baldrikeswich [1]). Ferner schenkt im Gau Osterburg ein Hrorih von Sachsen dem Stifte Fulda Güter. Unser Gau ward sonst gewöhnlich [2]) in der Altmark gesucht, weil hier an der Ucht Schloß und Stadt Osterburg sich findet. Aber dieses Osterburg lag im Gaue Belisem; und man hat den Beweis geführt, daß der Gau Osterburg in der Grafschaft Schaumburg und im Stifte Minden [3]), oder näher bestimmt an der Weser, um Blotho und Rinteln, gelegen habe [4]).

(*Ferdinand Wachter*).

OSTARIA. 1) Ein Dorf im josephsthaler Bezirk des oguliner Regiments, im karlstädter Generalat der österreichischen Militairgrenze am Mreznicza-Flüßchen, das gleich dem josephsthaler Bache sich nach einem kurzen Lauf in die Erde verliert, an der von Zengg nach Karlstadt führenden sogenannten josephinischen Hauptpost- und Commerzialstraße zwischen Josephsthal (2047 Kl. entfernt) und Thum (1896 Kl. davon entfernt) gelegen mit einer zur katholischen Diöcese Zengg und Modrussa gehörigen katholischen Pfarre und Kirche, 210 Häusern und 1264 katholischen Einwohnern. Von Josephsthal im Cervojwlie- oder Maniava-Thale führt bis Ostaria eine Allee, die von hier auf der Seitenstraße weiter bis zum Stabsquartierort Ogulin fortgeführt ist. Das ehemals in Ostaria befindliche Hauptmannsquartier ist jetzt nach Josephsthal verlegt. 2) Ein Dorf im liccaner Bezirke des gleichnamigen Regiments, im karlstädter Generalat der croatischen Militairgrenze, mit einer katholischen Pfarre und Kirche, 18 Häusern, und 90 katholischen Einwohnern. Dieses Dorf ist auf der Höhe des Vellebith-Gebirges an der von Gospich nach Carlopago führenden Absatz- und Commerzialstraße zwischen Brusane und dem letztern Hafen, von Brusane eine Meile und von Carlopago 2 Meilen entfernt gelegen, auf welcher Strecke die Straße chausseemäßig gebaut ist. Zwischen Brusane und Ostaria liegt der 1½ Stunde lange Berg Takolicze und zwischen diesem Dorf und Carlopago erhebt sich der Vellebith, über den die genannte Straße sehr steil bergab führt. (*G. F. Schreiner.*)

OSTASCHKOW, Kreis im russischen Gouvernement Twer, den westlichen Theil desselben bildend und an die Gouvernements Nowgorod und Pskow grenzend. Seine Oberfläche beträgt gegen 540,000 Desátinen, worauf 70,000 Menschen wohnen. In ihm befindet sich eine stark bewaldete Hügelreihe, mit vielen Sümpfen und Moräſten, aus denen die Wolga und Düna entspringen. Außer diesen beiden Flüssen befinden sich in ihm der Zna, Koscha, Walkola u. s. w.; sodann die Seen Seliger, Wseluk, Wolgo, Peo, Glubokoe, Sig, Sonina, Sterz, Sabro u. s. w. Die Waldcultur beschäftigt viele Bewohner, indem diese theils Barken bauen, theils Theer schwelen; einige Dörfer beschäftigen sich fast nur mit Böttcherarbeit, andere machen Schlitten u. s. w. Auf den Seen wird viel Fischerei getrieben; weniger bedeutend sind Ackerbau und Viehzucht.

(*L. F. Kämtz.*)

OSTASCHKOW, eine bedeutende Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Twer, unter 57° 9′ nördl. Br. und 50° 52′ L., 69 Meilen von Petersburg und 48 Meilen von Moskau, auf einer Halbinsel des Seliger-Sees, in welchem auf einer Insel ein schönes Kloster liegt. Sie ist regelmäßig gebaut, hat über 900 Häuser, unter welchen 100 steinerne, 6700 Einwohner, welche durch Handel und acht Lederfabriken gute Nahrung haben, sonst aber wenige städtische Gewerbe treiben. Ihr Handel ist fast blos auf Landeserzeugnisse eingeschränkt, die meistens nach St. Petersburg gehen und einen Gegenstand von mehr als 300,000 Rubel ausmachen; auch werden viee besuchte Jahrmärkte gehalten. Die öffentlichen Gebäude sind das Stadthaus, einige Gerichtshäuser, eine Schule für 250 Kinder, eine kaufmännische Lehranstalt und ein Findelhaus. (*J. C. Petri.*)

OSTE (Peter Dall' Oste), gest. am 26. Febr. 1822, ward den 17. Junius 1790 in Oberzo geboren. Er studirte Medicin in Padua, und daselbst zum Doctor creirt, besuchte er mehre Hochschulen Italiens. In Mailand wurden ihm Locatelli und Moscati, in Pavia Scarpa und Raggi besonders gewogen. Als er sich eben in Venedig als praktischer Arzt niederlassen wollte, berief ihn die Regierung nach Padua zum Assistenten und zweiten klinischen Lehrer. Hier wurde er bald vertrauter Freund Brera's, dessen klinische Jahresberichte er abfaßte, und in dessen Journal mehre Abhandlungen von ihm, mit und ohne seinen Namen, eingerückt stehen. Auch besorgte er zwei Ausgaben des Brera'schen klinischen Receptaschenbuchs mit zwei verschiedenen Vorreden, worin er über die Grundsätze seines Lehrers und Freundes vieles Licht verbreitet.

Zunächst nahmen ihn die gelehrten Vereine in Padua, Treviso, Bologna und Ferrara zu ihrem Mitglied auf; von der Regierung ward er bald darauf zum medicinisch-klinischen Lehrer bei der chirurgischen Schule in Padua ernannt. Als solcher zeichnete er sich besonders aus, und wirkte viel für Wissenschaft und Kunst, überbot sich aber in seinen Anstrengungen, und starb in der Blüthe seines Lebens an der Luftröhrenschwindsucht, als grade sein Scharfsinn und seine Kenntnisse zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. (Vergl. A. v. Schönberg in d. allgm. medic. Annal. des 19. Jahrh., 10. Quartalheft des Supplementbandes. 1821 — 1825. S. 1414 fg.) (*Th. Schreger.*)

OSTEIN, Dörfchen, vormals in die oberelsassische Herrschaft Isenheim, gegenwärtig in das franz. Departement des Oberrheins und den Canton Sulz des Bezirks von Kolmar gehörig, ist das Stammhaus des zu-

1) De pago Ostarburge, ex villa nomine Baldrikeswich. (Vita S. Willehadi. Cap. 9. bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 387. Ostarburge ist Beugung für Ostarburg. *Everhardus Fuldensis* Cap. V. Nr. 67 führt unter den Schenkungen von Sachsen auf: Hohrih de Saxonia tradidit bona sua in villis Nortfeld, Elisungen, Rintehi, Bichlingen, Welize, item bona sua in Rota in pago Osterburga; Osterburga ist als Beugung für Osterburg zu betrachten. 2) So vom Chron. Gottwicense. p. 724. *Beckmann* Chron. Brandenburg. T. I. p. 112 und andere. 3) S. *Falke*, Tradit. Corbej. p. 11. *Gercken*, Fragmenta Marchica. T. 6. p. 180—182. 4) Pertz zur Vita S. Willehadi l. c. p. 387.

letzt gräflichen Hauses Ostein; fälschlich hatte man bisher das viel bedeutendere, an der Landstraße zwischen Kolmar und Schlettstadt gelegene Pfarrdorf Ostheim dafür gehalten. „Karl Ferdinand von Ostein hat," so erzählt man, „im J. 834 unter dem Papst Paschali und dem römischen Kaiser Lothario das Schloß Ostein im Elsaß erbauet. Er hinterließ einen Sohn, Namens Ludwig Ferdinand von Ostein, welcher im J. 859 gedachtes Schloß vermehret, auch einen Sohn zurückgelassen, dessen Namen man aber nicht weiß." Wir glauben diesen Unsinn, denn als solchen verräth er sich auf den ersten Anblick, mittheilen zu müssen, indem es noch grade wieder Mode werden will, das Publicum mit dergleichen Dingen zu unterhalten. Die Wahrheit zu sagen, so reichen die Nachrichten von dem ursprünglich ritterbürtigen Geschlechte kaum bis zum Anfange des 15. Jahrh. hinauf. Maximin oder Schmasmann von Ostein soll drei Söhne hinterlassen haben. Einer, Peter, trat im J. 1390 zu Murbach in den Benediktinerorden, wurde Propst zu St. Leodegar in Lucern und zuletzt, 1427, nach Wilhelms von Wasselnheim Tode, zum gefürsteten Abt in Murbach erwählt. Als solcher errichtete er Bündnisse mit den Städten Kolmar, Ruffach und Sulz, und die Bürger halfen ihm die Raubschlösser Hohenhattstatt und Freundstein einnehmen und zerstören. Er erweiterte auch des Stiftes Gebiet durch Erwerbung der Schlösser Hugstein, Hungerstein und Friedburg, und starb im J. 1434. Sein Bruder Bernhard oder Benedikt diente dem Stifte Murbach in mehren Fehden und war mit einer von Mörsberg verheirathet. Bernhards Urenkel, Johann Jakob von Ostein, fürstl. murbachscher Rath und Amtmann zu Gebweiler, wurde in seiner Ehe mit Apollonia von Hallweil ein Vater von drei Söhnen. Einer, Johann Heinrich, geboren im J. 1579, wurde 1629 zum Bischofe von Basel erwählt, und hatte sammt seinen Unterthanen im 30jährigen Kriege viel Ungemach zu erleiden: abwechselnd wurde das Stift von Kaiserlichen, Schweden und Franzosen verheert. Besonders schrecklich war das Jahr 1637, als der Herzog von Sachsen-Weimar hier Winterquartiere nahm, ungeheure Contributionen erhob und seinen Soldaten die ärgsten Frevel erlaubte. Auch im J. 1639 wurde das Stift in gleicher Weise heimgesucht, obgleich der größte Theil der weimarschen Armada in Hochburgund stand und der Herzog selbst sein Hauptquartier in Pontarlier hatte. Von dort aus entsandte er eine Besatzung nach dem Schloß Erguel, von dort aus kamen auch die streifenden Parteien, die, nicht zufrieden mit der wiederholten Ausplünderung der zum teutschen Reiche gehörigen Gebiete des Stiftes, jetzt auch in die der Eidgenossenschaft zugewandten Orte einbrachen, und vornehmlich das St. Immerthal mit Feuer und Schwert verwüsteten, die Archive und die öffentlichen Kassen wegnahmen, und die fürstlichen Beamten absetzten. Als die Räuber endlich, auf die wiederholten Vorstellungen der sieben katholischen Cantone wenigstens diesen Theil des Hochstiftes verließen, legten sie an mehren Orten Feuer an, namentlich ging das Dorf Renan großentheils in Flammen auf. Der Fürst selbst hatte längst schon Bruntrut verlassen müssen, um abwechselnd seine feste Burg Birseck, oder der Solothurner Haus Dornach zu bewohnen, und der Wahlspruch, den er sich erwählte: Nasci, pati, mori, bezeichnet genugsam das Klägliche seiner Lage. Er starb zu Delsberg den 18. Nov. 1646. Der ältere seiner Brüder, Johann Georg, österreichischer Statthalter zu Ensisheim, vermählte sich den 7. Oct. 1602 mit Agnes Faust von Stromberg und starb im J. 1635, mit Hinterlassung eines Sohnes und zweier Töchter. Die ältere Tochter, Maria Esther, wurde an Franz Friedrich von Sickingen, die jüngere, Maria Agnes, an Johann Christoph von Stadion verheirathet. Der Sohn, Johann Jakob, fürstl. baselscher Geheimerath und Landhofmeister zu Bruntrut, starb im J. 1664, nachdem er in erster Ehe mit Anna Margaretha von Kippenheim, Witwe von Sandizell, in anderer Ehe mit Anna Magdalena von Dalberg, Witwe von Sickingen, verheirathet gewesen. Eine seiner Töchter, Maria Regina, geb. 1643, hat sich als gefürstete Äbtissin des Stiftes St. Fridolin zu Sickingen, in dem von ihr neuerbauten Münster ein stattliches Monument gesetzt und starb im J. 1718. Von seinen Söhnen erster Ehe starb Johann Heinrich, geb. im J. 1642, als Domcustos zu Würzburg und Dechant des Ritterstiftes zu Komburg, den 2. Febr. 1695. Der ältere, Franz Georg, war des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tyrol Obrist-Silberkämmerer und mit Anna Maria Franziska von Freiberg verheirathet, hatte aber nur eine Tochter, Maria Franziska, die das siebente Jahr nicht erreichte. Von Johann Jakobs Söhnen anderer Ehe war der ältere, Johann Franz Karl, Graf von Ostein, den 4. Oct. 1649 geboren, und hat derselbe als Domherr zu Bamberg, Würzburg und Komburg, kurmainzischer, fürstl. bambergischer und würzburgischer Geheimerath und Consistorial-Präsident, durch weise Sparsamkeit den Grund zu dem Reichthume seines Hauses gelegt, wie er denn überhaupt ein erfahrener Geschäftsmann gewesen ist. Er starb den 20. März 1718. Der jüngere, Johann Franz Sebastian, erster Freiherr und Graf von Ostein, Herr zu Heinsbrunn, geb. zu Bruntrut den 4. Nov. 1652, war kurmainzischer Geheimerath, Kammerherr und Oberamtmann zu Amorbach, verkaufte den zerstörten Stammsitz in Ostein um 12,000 livres an die Antoniter-Comthurei zu Isenheim, erkaufte dagegen im J. 1710 um 400,000 Gulden die große, in dem fruchtbarsten Theile des czaslauer Kreises von Böhmen gelegene Herrschaft Maleschau, empfing am 22. Dec. 1711, dem Krönungstage Kaiser Karls VI., von dessen Hand den Ritterschlag, wurde im J. 1712 sammt seinem Bruder in des h. R. R. Grafenstand erhoben, und starb zu Aschaffenburg den 24. Jun. 1718. In seiner Ehe mit Anna Charlotte, des Grafen Melchior Friedrich von Schönborn Tochter, verm. den 12. Jan. 1687, gest. zu Aschaffenburg im J. 1746, hatte er 18 Kinder gesehen, von denen aber nur neun, Johann Friedrich Karl, Ludwig Karl Johann Egbert, Johann Franz Heinrich Karl, Johann Franz Wolfgang Damian, Lothar Johann Hugo Franz, Maria Anna Char-

Digitized by Google

lotte Franziska, Johann Philipp Karl Franz, Ludwig Wilhelm Johann Maximilian und Maria Antonia Franziska, den Vater überlebten.

1) Johann Friedrich Karl, geb. den 6. Jul. 1689, wurde von Jugend auf dem geistlichen Stande bestimmt und daher mit besonderer Sorgfalt zu dem Studium der gelehrten Sprachen angehalten. Er war des Erz- und Hochstiftes Mainz und Würzburg, wie auch des Ritterstiftes St. Alban zu Mainz Capitular, als er durch Wahl vom 20. Oct. 1724 auch noch die Propstei des St. Bartholomäusstiftes zu Frankfurt erlangte. Nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, Philipp Karl (27. März 1743), wurde der Graf von Ostein als Domcustos, mit noch zwei andern Domherren ernannt, um Namens des Domcapitels die Interimsregierung zu führen. Sie war aber von sehr kurzer Dauer, denn Kaiser Karl VII., von dem französischen Hofe mächtig unterstützt, wollte durchaus dem Domcapitel seinen Bruder, den Bischof Johann Theodor von Freysingen und Regensburg, aufdringen, während die seit dem Februar 1743 durch das Jülichsche und Cölnische gegen den Main vorrückende pragmatische Armee nicht undeutlich die Absicht merken ließ, eine solche Wahl durch alle Mittel zu hintertreiben. Um der Ungewißheit so schnell wie möglich ein Ende zu machen, versammelte sich das Domcapitel am 22. April 1743, und noch an demselben Tage wurde der Graf von Ostein zum Kurfürsten erwählt. Die pragmatische Armee hatte dabei wenigstens nicht geschadet; ihre Generale eilten, dem neuen Kurfürsten, dem bekannten Anhänger Österreichs, ihre Huldigungen und Glückwünsche darzubringen. Auch König Georg II. erhob sich am 24. Aug. nach Mainz, um den Besuch, den er am 16. in Biberich von dem Kurfürsten empfangen, zu erwidern. Als der König sich beurlaubte, sprach er, den Kurfürsten traulich an der Hand fassend: „Ew. Lbd. werden jederzeit ein wahrhaft teutsches Gemüth in mir finden." Am 15. Sept. empfing der neue Kurfürst in dem Dome zu Mainz von dem Kurfürsten von Cöln die erzbischöfliche Weihe. Hierdurch vollständig in seiner Würde befestigt, säumte Friedrich Karl nicht länger, seine Neigung für Österreich auch durch die That zu bewähren. Die Königin von Ungern hatte ihn durch Schreiben vom 27. Aug. 1743 ersucht, alle bisher von der österreichischen oder böhmischen Gesandtschaft zur Verwahrung ihrer Gerechtsame bei dem Reichsdirectorium übergebene Schriften zur Dictatur zu bringen, und er ließ wirklich am 23. Sept. diese königliche Verwahrungsurkunden durch seinen Directorial-Gesandten zu Frankfurt, wohin der Reichstag verlegt worden, zur Dictatur bringen. Dieses nahm der Kaiser so übel auf, daß nicht nur der bairische Comitialgesandte bei dem kurfürstlichen Collegium eine Beschwerde gegen Kurmainz eingeben und behaupten mußte, es sei durch diese Dictatur der neuesten Wahlcapitulation zu nahe getreten worden, sondern er gab auch selbst am 28. Sept. ein nachdrückliches Circulare heraus, worin dargethan werden sollte, daß der wiener Hof nichts anderes gesucht habe, als sich den Weg zu wirklicher Activität bei der gegenwärtigen Reichsversammlung zu bahnen, welches doch unmöglich statt finden könne, so lange dieser Hof das Reichsoberhaupt nicht anerkannt habe. Verschiedene Kurhöfe, besonders Hanover, suchten in der Beantwortung des kaiserlichen Circular-Rescripts sowol die Königin als den Kurfürsten zu rechtfertigen; nichtsdestoweniger wurden durch kaiserliches Commissions-Decret vom 11. Dec. 1743 die obgedachten Schriften nicht nur pro non dictatis, ja für null und nichtig erklärt, sondern auch den sämmtlichen Reichsständen angetragen, besagte Schriften auf gleiche Weise anzusehen, und sie daher durch einen gemeinsamen Reichsschluß sowol pro non dictatis zu erklären, als auch von den Reichsacten abzusondern und als nichtig zu verwerfen. Dieser Reichsschluß ist aber nicht erfolgt, vielmehr wurden den 3. und 6. Julius 1744 der Königin von Ungern fernere Schriften durch Kur-Mainz zur Dictatur gebracht, welches den Kaiser dergestalt erbitterte, daß er am 12. Sept. ein nachdrückliches Schreiben an den Kurfürsten ergehen ließ, darin er ihm den vermeinten Mißbrauch des unter kaiserlicher und Reichsautorität zu verwaltenden Reichs-Directorialamtes zu erkennen gab, ihn ermahnte, künftig eine genauere Beobachtung seiner Amtsschuldigkeit zu erweisen, auch zu ernstlicher Abstellung von dergleichen Directorial-Gebrechen wirklich Hand anzulegen, und dadurch zu verhüten, daß Sr. Maj. genöthigt würden, durch andere Mittel und Wege Dero höchst kaiserliche Würde und Ehre sowol, als des Reiches Hoheit gegen alle weitere Beleidigungen zu vindiciren. Hierauf antwortete der Kurfürst in einem am 30. Sept. zur Reichsdictatur gebrachten Schreiben, gleichwie er schon vorher gethan hatte, als er am 21. Sept. zu Frankfurt dem Kaiser seine Aufwartung machte. Er wurde mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten empfangen, und von dem Kaiser mit in sein Zimmer genommen, wo der Kurfürst sein bisheriges Verfahren bestens entschuldigte. Der Kaiser hörte seine Rede mit ernster Miene an, ohne ein Wort zu sagen — wahrscheinlich wollte ihm nichts einfallen — und zog darauf den Kurfürsten an seine Tafel. Er kam zwischen die Kaiserin und die älteste Prinzessin in einen Armsessel zu sitzen, und präsentirte nach der Tafel das aus den Händen einer Dame empfangene Handtuch. Am 23. Sept. erfolgte der kaiserliche Gegenbesuch, incognito, und am folgenden Tage kehrte der Kurfürst in seine Residenz zurück.

Ausgesöhnt war er mit dem Kaiser nicht; dazu war keine Möglichkeit vorhanden, nachdem Karl Friedrich schon im April 1744 mit Großbritannien einen Subsidienvertrag abgeschlossen hatte, kraft dessen er, gegen eine jährliche Subsidie von 18,000 Pf. Sterl., eine Besatzung von 6000 Mann in seiner Residenzstadt unterhalten, und den Übergang über den Rhein keinen andern, als den alliirten Truppen verstatten wollte. Der Zwist sollte aber gar bald ausgeglichen werden; Karl VII. starb den 20. Januar 1745, und der Kurfürst von Mainz als Director des kurfürstlichen Collegiums ließ sämmtliche Kurfürsten, auch die Königin von Ungern, wegen Böhmen, zur Kaiserwahl, nach Frankfurt auf den 1. Junius

Digitized by Google

1745 einladen. Ebendamals und seit der Mitte des vorigen Jahres, litten die mainzischen Kurlande unendlich durch ein französisches Occupationsheer, das schwere Contributionen und fast unerschwingliche Lieferungen an Fourage, Proviant und sonstigen Kriegsbedürfnissen eintrieb, in den Quartieren auf Kosten der Unterthanen gewaltig zehrte, und dabei noch arge Frevel verübte, wahrscheinlich um den Unterschied zwischen Franzosen und Engländern recht fühlbar zu machen. Kurz vorher hatte nämlich König Georg II., den durch die englischen Truppen in dem Kurfürstenthume Mainz während des Feldzuges von 1743 angerichteten Schaden zu vergüten, 43,000 Pf. Sterl. übermacht. Indessen, je näher der Wahltermin herbeikam, je mehr näherte sich auch die alliirte Armee den mainzischen Landen und der Stadt Frankfurt, um die Wahl zu bedecken, wodurch die Franzosen genöthigt wueden, sich über den Rhein nach der Pfalz zurückzuziehen. Der Großherzog von Toskana kam hierauf selbst, in Begleitung vieler Generale, nach Mainz, dem Kurfüesten einen Besuch abzustatten. Der französische Hof nahm hiervon Anlaß, in einer öffentlichen Schrift zu behaupten, der Kurfürst habe, die Wahl des Großherzogs zu befördern, seine Residenz den österreichischen Truppen einräumen, und ihnen damit den Rhein öffnen, die Wahlversammlung aber nach Erfurt, oder anderswohin verlegen wollen, um nöthigenfalls die Stimmen der Kurfürsten für den Großherzog zu erzwingen; die vornehmsten Minister des mainzischen Hofes seien erkauft worden, um solchen Projecten ihren Beifall zu geben u. s. w. Es bedurfte indessen dieser ausschweifenden Projecte keineswegs, um die Kaiserkrone dem Großherzoge zu verschaffen; die Wahl kam am 13. Sept. zu Stande, und am 4. Oct. wurde der neue Kaiser von dem Kurfürsten von Mainz, unter Beistande des Kuefürsten von Trier und des ersten kurcölnischen Wahlbotschafters, des Grafen von Hohenzollern, gesalbt und gekrönt. Ehe Karl Friedrich nach Mainz zurückkehrte, mußte er noch den neuen Reichshofrath eröffnen, und den Kurfürstenverein bestätigen. Von Mainz aus aber schrieb er einen Directorial-Congreß der vier vorliegenden Reichskreise, Ober- und Niederrhein, Schwaben und Franken nach Frankfurt aus, um die Berathschlagungen, die jeder Kreis bisher einzeln gehalten, gemeinschaftlich fortzusetzen, und sich wegen der immer näher rückenden Kriegsflamme genauer zu verbinden; die Association dieser Kreise kam auch vornehmlich durch des Kurfürsten Bemühungen zu Stande. Jetzt endlich in etwas gegen äußere Angriffe geschützt, begann der Kurfürst, den innern Angelegenheiten des Erzstiftes seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Um die Universität zu Mainz in größere Aufnahme zu bringen, erneuerte und vermehrte er im J. 1746 ihre Verfassung, Rechte und Freiheiten; er schenkte derselben zum öffentlichen Gebrauche seine zahlreiche Bibliothek, legte einen botanischen Garten, ein Theatrum anatomicum und eine Reitbahn an, brachte vornehmlich das juridische und medicinische Studium in bessere Ordnung, sorgte aber auch für tüchtige Lehrer in andern Fächern. Am 29. Dec. wurden die erneuerten akademischen Gesetze und Privilegien publicirt. Dagegen konnte der Kurfürst die Balia eligibilitatis, die er in Rom gesucht, um zu dem durch den Tod seines Oheims des Grafen Friedrich Karl von Schönborn, erledigten Bisthume Bamberg zu gelangen, nicht erhalten. Im Februar 1748 überließ er den vereinigten Niederlanden doch nur für die Dauer eines Jahres, einige Bataillone von seinen Truppen. Der Hauptstadt Mainz bewilligte er drei Messen, wovon die erste den 26. Mai 1748 den Anfang nahm. Um auch in anderer Beziehung den Flor der Handlung zu befördern, setzte er eine Commercien-Commission nieder, auch erhielt die Stadt Mainz eine Börse und ein Pfandhaus, oder eine Leihbank. Am 7. Oct. 1748 wurde Karl Friedrich zum Coadjutor des Bisthums Worms erwählt. Im Nov. 1749 gerieth er mit dem Fürstbischofe von Würzburg in große Irrungen, indem der von Wolfskehl, der den Forst Gaisbach von Würzburg zu Lehen trug, darin eigenmächtig einen Holzschlag vornahm, ohne den mainzischen Hof darum zu begrüßen, während dieser nicht nur die Hoheit, sondern selbst das Eigenthum des Forstes in Anspruch nahm. Beide geistliche Fürsten ließen schon Truppen marschiren, doch wurde die Sache noch vor Ausgange des Jahres gütlich beigelegt. Als der Papst am 4. Dec. 1752 die Abtei Fulda zu einem Bisthum erhob, dem Bischof von Würzburg aber das Pallium verlieh, widersetzte sich besonders Karl Friedrich, sowol als Reichsdirector, wie als Erzbischof, diesen Neuerungen, in denen er den Untergang der teutschen Hierarchie erblicken wollte. Seine Beschwerden, so nachdrücklich sie auch vorgetragen wurden, machten jedoch in Rom den gehofften Eindruck nicht. Im J. 1754 gründete er zu Erfurt die Akademie nützlicher Wissenschaften, die auch nach seinem Namen die Friedrichs-Akademie hieß. Am 24. Julius 1755 verkündigte er das „Kurfüestlich-mainzische Landrecht und Ordnungen für sämmtliche kur-mainzische Landen, ausschließlich deren erfurtischen und eichsfeldischen, sodann deren gemeinherrschaftlichen Orten," und man muß gestehen, daß er sich durch dieses Werk als Gesetzgeber großes Verdienst erworben hat. Im J. 1756 fiel ihm durch den am 18. Januar erfolgten Tod seines Oheims, des Kurfürsten von Trier, das Bisthum Worms zu. Als Reichsdirector hatte er an den Verhandlungen der Reichsversammlung, wodurch der König von Preußen für einen Feind des Reiches erklärt, auch gegen ihn ein Reichs-Executionskrieg beschlossen wurde, sehr thätigen Antheil nehmen müssen. Diese Thätigkeit und seine bekannte Anhänglichkeit an Österreich reizten jedoch den Unwillen des großen Friedrich. Er gab dem Kurfürsten öffentlich Schuld, daß er dem preußischen Comitialgesandten zu Regensbueg bei jeder Gelegenheit zuwider gewesen sei, daß sein vornehmstes Bestreben dahin gegangen, dem König an dem Reichstage Feinde zu erwecken, daß er sogar einen Theil seiner Truppen in fremden Sold gegeben habe, um sie gegen Preußen fechten zu lassen. Eine Folge dieses Unwillens war, daß des Erzstiftes Mainz Lande in Thüringen, und besonders die Stadt Erfurt, zu verschiedenen Malen, und

Digitized by Google

besonders im Junius 1757, und im Februar 1759, von den Preußen sehr hart heimgesucht wurden. Auch das Eichsfeld, abwechselnd von den Franzosen oder von den Alliirten eingenommen, litt unendlich, und wurde von Freund und Feind gleich sehr mißhandelt. Im J. 1760 wurde der Stadt Frankfurt, wegen der Herstellung des verfallenen Münzwesens, durch eine kaiserliche Commission, deren Anerkennung zwar der Magistrat verweigerte, sehr hart zugesetzt. In seiner Bedrängniß stellte der Magistrat vor dem Reichshofrathe die Behauptung auf, es gehe die Steigerung der guten Geldsorten größtentheils von den Mainzer Messen aus; diese Beschuldigung gab dem Kurfürsten Veranlassung, dem oberrheinischen Kreisconvent ein Memorial zu übergeben, darin er sich über das Anbringen der Stadt beschwerte, und dabei bezeugte, der Magistrat habe solches lediglich in der Absicht ersonnen, um sein in dem Münzwesen gebrauchtes unverantwortliches Betragen wegen des den häufigen Münzverbrechern in den Ringmauern der Stadt bisher ertheilten Schutzes mit ungebührlicher und der Wahrheit zuwiderlaufender Verunglimpfung seiner, als eines Reichs-Erzkanzlers und Kreisdirectors, zu beschönigen. Den hubertsburger Frieden überlebte Karl Friedrich nicht lange; er starb an der Wassersucht zu Mainz, den 4. Juni 1763, und wurde am 25. Juni unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. — Er war ein Fürst von großer Einsicht und vielen guten Eigenschaften, liebte Künste und Wissenschaften, besaß die Kunst, Menschen zu beherrschen, und hatte in Verwaltungsangelegenheiten viele Erfahrung gesammelt. In seiner Politik hielt er sich streng zu Österreich, und war daher seine Erhebung auf den mainzer Stuhl für Österreich ein wahrer Glücksfall; er, als Reichsdirector, hat den siegreichen Waffen der Königin von Ungern zuerst auch den Anstrich der Gesetzlichkeit verliehen. Als leidenschaftlicher Jäger machte er zu Zeiten große Pausen in den Regierungsgeschäften, und dann befand sich der Staat in den Händen einiger Günstlinge, die ihre Erhebung lediglich dem Zufalle zu verdanken hatten. Bis zu dem letzten Athemzuge blieb dem Kurfürsten die vollkommenste Geistesgegenwart. Am 4. Juni kamen der Kanzler und der geheime Secretair noch zur Audienz; ihnen sagte Karl Friedrich: „Ich bin 20 Jahre ein hiesiger Einwohner gewesen, 20 Jahre ein Domherr und 20 Jahre ein Erzbischof; ich bin nun nahe an dem Ende des 74. Jahres, und ich habe nicht die geringste Ursache, mein Leben zu bedauern; da ich bereit bin, vor dem Richterstuhle des Höchsten zu erscheinen, so übergebe ich meine Seele in seine Hände." Wenige Minuten darauf war er verschieden. Drei oder vier Millionen Gulden, die er erspart, wurden seinem Neffen zu Theil.

2) Ludwig Karl Johann Egbert, Domherr zu Bamberg, des Ritterstiftes St. Burkard zu Würzburg Capitular, kurmainzischer und fürstlich-bambergischer Geheimerath und Kammerpräsident, war geb. den 6. August 1694 und starb den 10. Oct. 1734. 4) Johann Franz Wolfgang Damian, geb. den 3. Mai 1694, war Domscholaster zu Würzburg, Scholaster zu Komburg, Propst zu St. Burkard in Würzburg und zu St. Peter in Mainz, k. k. und kurmainzischer Geheimerath, Oberamtmann zu Amorbach; er starb den 5. Januar 1778. 5) Lothar Johann Hugo Franz, geb. den 21. Juni 1695, war Domherr zu Eichstädt und Augsburg, Propst zu St. Moritz in Augsburg, Capitular zu St. Burkard, k. k. kurmainzischer, fürstlich-augsburgischer, eichstädtischer und fuldischer Geheimerath, und starb den 27. Febr. 1759. 6) Maria Anna Charlotte Franziska, geb. den 3. Oct. 1700, starb unvermählt, den 5. Mai 1766. 7) Johann Philipp Karl Franz; Domherr zu Trier und Lüttich, geb. den 3. Oct. 1697, starb zu Paris, den 9. Dec. 1719, und fand daselbst seine Ruhestätte. 8) Ludwig Wilhelm Johann Maximilian, geb. den 6. Dec. 1705, empfing als k. k. Oberstlieutenant und Generaladjutant, am 19. Febr. 1736 den Kammerherrenschlüssel. Seit dem 27. Juni 1745 Generalmajor von der Cavalerie, befand er sich in der Armee, welche in demselben Jahre Frankfurt und die Kaiserwahl bedecken mußte, und wurde ausersehen, um in Gesellschaft des Reichserbmarschalls, des Grafen von Pappenheim, die Nachricht von der Wahl dem Großherzoge nach Heidelberg zu überbringen. Ein sehr kostbarer Ring war der Lohn der willkommenen Botschaft. Am 13. April 1750 ward Ludwig Wilhelm Reichs-General-Feldmarschall-Lieutenant, 1753 k. k. Feldmarschall-Lieutenant, und den 14. Dec. 1755 k. k. Geheimerath. Er starb unverheirathet zu Wien, den 29. Aug. 1757. 9) Maria Antonia Franziska, geb. den 8. Jun. 1710, vermählte sich den 30. Jun. 1726 mit dem Grafen Rudolf Johann Walpot von Bassenheim und starb zu Coblenz, den 8. Oct. 1788 (nicht 1738), nachdem sie seit dem 29. Juni 1731 Witwe gewesen. Wir haben demnach nur noch von

Nr. 3) dem Grafen Johann Franz Heinrich Karl zu sprechen. Geb. den 2. Februar 1693, trat er als Kammerrath und des böhmischen Hoflehenrechts Beisitzer, in k. k. Dienste. Im J. 1725 wurde er in den Reichshofrath eingeführt. Im J. 1734 ging er als k. k. Gesandter nach Petersburg, wo er bis zum 22. Febr. 1739 verweilte, nur daß er inzwischen auch den zu Niemierow, im J. 1737 abgehaltenen Friedenscongreß, als erster k. k. Bevollmächtigter besuchte, und denselben mit einer zierlichen lateinischen Rede eröffnete. Im J. 1740 wurde er an den König von England nach Hanover abgesendet, er folgte dem Monarchen sogar nach England, wurde aber im J. 1741 zurückgerufen. Das scheint ihn verletzt zu haben, denn schon im folgenden Jahre trat er in Kaiser Karls VII. Dienst als Geheimerath und Reichshofraths-Präsident. Am 17. März 1742 eröffnete er zu Frankfurt den neubestellten Reichshofrath, nachdem er zuvor sämmtliche Räthe in Pflicht genommen; sechs Wochen später war er schon eine Leiche. Er starb zu Frankfurt den 30. April 1742. Er hatte im J. 1728 die wichtige, in dem iglauer Kreise von Mähren gelegene Herrschaft Datschitz von dem Grafin Franz Maximilian von Fürstenberg um 430,000 Gulden erkauft, und mit seiner ersten Gemahlin, der Gräfin Maria Karolina von Berlepsch, die zu dem westfälischen Kreise gehörige

Digitized by Google

[illegible] an den Duberg, nämlich: das einzige Dorf[illegible] in der Grafschaft Hoya, und auch diesem Falle, dem Grafen von Bassenheim gefallen, [illegible] nach der Verlust, das Lehnsrecht anzusprechen, mit dem Verluste des Lehns [illegible]. Der Graf lag sich aber der Grafschaft von Hoya mit Gewalt ermächtigen, [illegible] in seinem Namen das Lehnsrecht [illegible], und einigte sich im Jahr 1810, einer Vergleichsurkunde mit dem Duberg dem, außer Dorf[illegible], auch noch die sämmtlichen im Kirchspiele belegenen adeligen Lehngüter, namentlich der Ostenwald, Ostmar, und Lagerhof in nahen Beige der Herrlichkeit Dudensen, und das adeliche Gut Ostmar zu Nienhagen mit Heisterholz verblieb. Dasselbe mag gegenwärtig an die 100,000 Gulden, in Zusammenhang, werth sein, und Dudensen, mit den einverleibten Gütern Jeinsen, Marienau, Marienwerder, Oberwerder und Wohlenhagen, ist immer noch eine der bedeutendsten Herrschaften in Hannover, wenngleich der vormalige Graf von dem damals in genommenen westphälischen System, von der damaligen Notabelsheit ergriffen, von [illegible] an beinahe alle seine mächtigen Meierhöfe cassirt, und gegen Grundzins an die Interthanen vererbt hatte. Nach dem Willen des Letzteren mußte der von Duberg den Namen Osten annehmen, und heißt er, bei der Standeserhöhung von 1810, Graf von Osten-Duberg. Auf dem Grunde besaßen die Grafen Osten das Gut Bernterode mit jurisdict, es ist dasselbe aber mit ihrem Erlöschen an den Landesherrn zurück. Es trug jährlich 7000 Thlr. ein. Die Güter in dem Dorfe zu Oberschafhausen und Sottenheim und das Haus zu Freiburg hat der Graf Bassenheim verkauft. (v. Stramberg.)

Ostreira, Ostreines, s. Ostreocilla.

Ostreis, s. Knochenentzündung.

OSTEN, ein k. hannoverisches Gericht unter der Landdrostei Stade, das nur aus einem einzigen Kirchspiele besteht, 698 Häuser und 3824 Einwohner hat, und an der schiffbaren Lühe und dem Kehdinger Moore liegt. Gegen Norden stößt es an Oberndorf im Amte Neuhaus, gegen Süden an Gressenwörden. Das Kirchspiel wird in die Bauerschaften Altendorf, Hülle und Isensee abgetheilt. In alten Zeiten war in dieser Gegend das feste Schloß Ostenhagen und gehörte einer Familie gleiches Namens. Joh. Rode zählt in seinem Registro bonorum etc. Mst. die vom Osterhagen unter die Burgmänner zu Bremervörde, sagt aber auch von ihnen, sie sind ausgestorben. Wo das Schloß gestanden, ist nicht mehr bekannt. Es war den bremischen Erzbischöfen ein Dorn in den Augen und sie ruhten nicht eher, bis sie es zerstört hatten. Wahrscheinlich geschah es vom Erzbischof Otto II., welcher von 1395 bis 1407 regierte. Das Gericht ist ein rechter Kern von fruchtbarem schönem Lande, und es werden hier alle Arten Korn und viel Rapssaat mit gutem Nutzen gebaut. Vielen Schaden richtet zuweilen der isenseer Moor, etwa acht Morgen Landes groß, an, wenn er von vielem Regen überfließt. Nach Vogts Monument. inedit. Tom. I. p. 169, war hier schon eine dem Apostel Petrus im 14. Jahrh. gewidmete Kirche. Sie wurde 1745 abgebrochen. Die

Gemeine und die Eingepfarrten bauten eine neue auf ihre eigene Kosten und aus ihren eigenen Mitteln. Der Bau hat 30,000 Rthlr. gekostet, und sie ist die schönste und regelmäßigste im ganzen Lande. Beide Pfarrstellen werden vom Consistorium in Stade besetzt. (*Rotermund.*)

OSTEN *), OSTEN-SACKEN. Die Urstände dieses berühmten und weit verbreiteten Geschlechts glaubt man in dem Erzstifte Bremen, an den Ufern der Oste, wo heute das Gericht Osten, wiederzufinden; gewiß ist es wenigstens, daß es unter den Ministerialen der bremer Kirche, gleichwie unter den Burgmännern von Horneburg, ein Geschlecht von der Osten gab, und wenn dieses Geschlecht auch nicht das Kämmeramt bei den Erzbischöfen von Bremen bekleidete, der Schlüssel in derer von der Osten Wappen mithin auch nicht das bremensche Kämmeramt bezeichnen kann, so ist es doch immer von einiger Bedeutung, daß zwei silberne Schlüssel im rothen Felde das bremensche Wappen ausmachen. Von den Ufern der Oste hat sich die Familie nachmals durch Holstein, Mecklenburg und Pommern bis nach Polen verbreitet. Nach Mecklenburg scheint sie zwar aus Pommern gekommen zu sein, als der Fürst von Rügen Witzlaw, im J. 1303 dem Geschlechte den Goraus machen wollte, und dasselbe bei Nikolaus II., dem Fürsten zu Wenden, Schutz

*) Osten, von der (Geneal.), ein edles Geschlecht, das im nördlichen Teutschland, Kurland, Livland, und Dänemark schon seit den ältesten Zeiten reich begütert war, und noch ist. Die Abstammung der verschiedenen Linien von einander hat bis jetzt noch nicht nachgewiesen werden können, doch läßt das, einige Abweichungen abgerechnet, ziemlich gemeinsame Wappen auf gemeinsame Abstammung schließen.

I. Die Linie in Westfalen und in Niedersachsen. Hermanns I. von dem Osten (ab Oriente) Unterschrift erscheint in einer Urkunde v. J. 1216, worin der Bischof Bernhard von Paderborn dem Kloster Abdinghofen Güter schenkt. Seine Brüder waren Eginhart (1220) und Bernhard, letzterer hat im J. 1230 als Zeuge den Vergleich zwischen dem Erzbischofe von Cöln und dem Abte von Corvey wegen der Stadt Eresberg bestätigt. Verheirathet waren sie wahrscheinlich alle drei, da mehre von diesem Geschlecht in den Urkunden vorkommen, die nicht Brüder sind. So war Albert v. d. O. Ritter, Zeuge, wie der Bischof Bernhard von Paderborn die Klöster Wilbach und Hardehausen mit Gütern ausstattet (1243). Johann v. d. O., Ritter, kommt ebenfalls als Zeuge vor, als der Bischof Simon von Paderborn den Einwohnern zu Warburg die Erlaubniß ertheilt ihre Stadt zu befestigen (1260). Heinrich I. v. d. O. war Vasall des Erzbischofs von Bremen, und half in dieser Eigenschaft den Vergleich zwischen dem Erzbischofe Hildebold von Bremen mit der Stadt Stade zu Stande zu bringen (1272). In der nämlichen Eigenschaft verglich er und sein Bruder Augustin mit mehren andern bremischen Vasallen den Erzbischof Giselbert mit Herzog Otto dem Strengen von Braunschweig und war einer der Bürgen, daß das Bündniß in allen seinen Theilen in Ausführung kommen sollte (1286). Letzterer kommt noch bis zum Jahre 1301 vor. Der Erzbischof hatte ihnen das wichtige Schloß und die Stadt Horneburg anvertraut, welche ihre Enkel Heinrich V. und Hermann IV. als Burgesessene in den Jahren 1380 und 1397 noch besaßen. Ihr Vater Webdig (Webdecce) v. d. O. zeichnete sich als tapferer Ritter in dem Heere des Grafen Gerhards von Holstein gegen den König Christoph von Dänemark aus und half die Schlacht (1331) gewinnen, verlor aber auch sein Leben dabei, worüber der Graf Gerhard untröstlich gewesen sein soll, daß er lieber den Sieg als seinen Freund verloren hätte. Heinrich IV. v. d. O. war Reichsrath und Schloßhauptmann in Wesenburg auf der Insel Samsoe. Im J. 1370 besiegelt er den Vergleich, welchen der König Christian IV. von Dänemark mit den Hanseestädten abschloß. Einer seiner Nachkommen, Karl Heinrich v. d. O., starb 1678 als k. dänischer Obrister und Gouverneur von Christianstadt. Dessen Enkel waren ebenfalls in k. dänischen Diensten; die Brüder Otto Christoph und Johann Wibbe v. d. O. waren Generalmajore der Infanterie und Kammerherren bei dem Könige Christian VII. Letzterer war Commandant in Norwegen und der dasigen Festungen, auch Ritter der königlichen Orden. Der dritte Bruder, Adolf Siegfried v. d. O., wurde in den dänischen Grafenstand erhoben und war geheimer Conferenzrath, Kammerherr und Ordensritter. Sein Sohn Jakob Friedrich v. d. O. starb als Generalmajor und Inhaber des oldenburgischen Infanterieregiments im J. 1796. — Diese Linie, welche auch noch im Königreiche Hanover blüht, besitzt die Rittergüter Hörne und Wetterdieck daselbst. Friedrich Ludwig v. d. O. war im J. 1770 Oberappellationsgerichtsrath in Celle und seine Söhne stehen im k. handv. Dienste. Die noch blühende Linie in Mecklenburg auf Arendshagen und Kappelow stammt von einem der Söhne von Webdige I. v. d. O. In der fünften Generation war Webdige Reimar v. d. O. mit Katharina von Schwerin, aus dem Hause Grellenberg vermählt, dessen Sohn Hieronymus II. k. dänischer Geheimerath und Landdrost der Grafschaften Oldenburg und Delmhorst war. Joachim v. d. O., mecklenburg-schwerinischer Oberjägermeister, pflanzte sein Geschlecht weiter fort.

II. Die Linien in Pommern, in den Marken, auf Rügen und in Preußen theilen sich in mehre Seitenlinien. Die Hauptstämme sind: 1) zu Plüggetin auf Rügen, mit den Nebenästen zu Barth und Penckun in Pommern; 2) zu Woldenburg, mit den Nebenästen zu Platen und zu Karsdorf; 3) zu Schildberg in der Neumark und 4) zu Hasensier mit den Nebenästen zu Pinkow und zu Eulenburg. — Als Stammvater aller dieser Zweige nennt Micrälius in seiner Beschreibung des alten Pommerlandes Jerus oder Gerd ab Osta, welcher (1160) der erste Christ aus diesem wendischen Geschlechte gewesen sein soll. Er bemerkt auch ferner, daß dieser das Stift zu Wollin nach Camin verlegt und die Klöster Brode und Wennack, im Mecklenburgischen, (1176) gestiftet habe. Die Brüder Johann I. und Burkard, die Osten genannt, schenken (1254) einen Theil ihres Grund und Bodens bei Stralsund den Grafen von München, zum Baue des Johanniskloſters daselbst. Johann II. v. O., Ritter, war Rath und Marschall des Fürsten Witzlaff von Rügen; in dieser Eigenschaft besiegelt er (1290) die Schenkung vom Bischofe Jaromir von Camin, an das Kloster Doberan. Als Brüder von demselben werden genannt: 1) Henning, advocatus de Osten (1292), 2) Heinrich, Ritter, welcher als Rath und Marschall bei dem Herzoge Wratislaw von Pommern (1294) und 3) Bertold, welcher in der nämlichen Eigenschaft bei dem Herzoge Bogislaw um dieselbe Zeit vorkommt. Alle vier Brüder pflanzten ihr Geschlecht fort und ihre Nachkommen treten öfters in den Urkunden mit den nämlichen Würden ihrer Väter bekleidet auf. So war Otto v. d. O. Ritter, Zeuge, als der Herzog Otto von Pommern der Kirche zu Selcis zwei Hufen Land (1304) schenkt. Ulrich v. d. O. bestätigt die Schenkung des nämlichen Herzogs mit dem Dorfe Cunow an die Stadt Wollin (1309). Nikolaus und Arnold v. d. O. Ritter, wovon der erstere Marschall des Fürsten Szambor, wie auch Diederich v. d. O. Rath des Herzogs Bogislaus von Pommern war, bekräftigen mit ihrer Unterschrift die Schenkung des Dorfes Plötzin an das Kloster zu Wollin (1306). Die Brüder Wittig (Webdige, Wittekind) und Bernhard v. d. O. kommen ebenfalls als Zeugen in einer stralsundschen Urkunde vor (1331). Detlaf v. d. O. wurde (1342) zum Burgemeister in Danzig erwählt und nach seinem Tode traf die Wahl seinen Vetter Stephan v. d. O. (1347). Dobergast v. d. O. erhielt von den Herzogen von Pommern die Oberaufsicht über die Oder (1361), und sein Bruder Konrad v. d. O. der Ritter, erscheint als geheimer Rath dieser Herzoge. Vices (Vincenz) und Claus v. d. O. kommen als Hofdiener (1451) der Herzoge Swantebor und Bogislaus vor, und

Digitized by Google

fand. Schon im J. 1307 kommt Cosmus Bernd in einer Urkunde des Fürsten Nikolaus II., über den Kauf des güstrower Sees gegeben, unter den Zeugen vor. In viel späterer Zeit werden die Güter Ahrenshagen und Koppelow, beide in dem Amte Gadebusch, als derer von der Osten Besitzungen genannt, und aus dieser mecklenburgschen Linie war entsprossen Karl Heinrich von der Osten, königlich-dänischer Generalmajor und Danebrogsritter, der sich besonders durch die tapfere Vertheidigung von Christianstadt, in Schonen berühmt gemacht hat. Die Belagerung dauerte volle 6 Monate, 4 Monate lang war der Soldat auf 1 Pfund Brod täglich beschränkt, in den letzten 6 Wochen lebte er einzig von Pferde- und Katzenfleisch. Als auch dieses völlig verzehrt, erfolgte die Übergabe am 14. August 1678. Später kommt Karl Heinrich als Commandant zu Kronenburg, und zuletzt in gleicher Eigenschaft zu Danzig vor. Sein Sohn Christian Günther, auf Ahrenshagen, Oberletztrer fand später als Burgemeister in Greifswald seinen Tod, wo er 1461 bei einem Aufruhre der Bürger erschlagen wurde. Seine Söhne Heinrich v. d. O. standen als Kanzler, und Gotthard (Godeke) v. d. O. als heimlicher Rath bei dem Herzoge Wratislaus in großem Ansehen. Sie waren Stifter der Linien zu Plüggetin und Beccun, und ihre Nachkommen theilten sich wieder in die Seitenäste zu Unrow, Strowe und Lüsseritz auf Rügen, desgleichen zu Klückswitz, Wüstenge und Globe in Pommern, welche aber alle am Ende des 17. Jahrh. ausgestorben sind. — Die Linien zu Woldenburg und Platen nennen Hermann und seinen Sohn Friedrich v. d. O. als ihre Ahnherren; jene kommen als Zeugen in einer Urkunde vor, durch welche der Herzog Bogislaus von Pommern den Städten Stettin und Stargard gewisse Privilegien ertheilte (1283). Friedrich soll auch am Hofe des Kaisers Rudolf sehr gelitten gewesen sein und der Kaiser ihn als Rath gebraucht haben. Ulrich v. d. O., sein Sohn, wurde von dem letzten rügischen Fürsten Witzlaff so hart gedrängt, daß er zu Nikolof III., einem wendischen Fürsten, seine Zuflucht nahm, der ihn mit einem Heer unterstützte, worauf er seine Besitzungen wieder erhielt. Als Rath des Herzogs Bogislav tritt er in einem Vertrage zwischen diesem und dem Stifte Camin als Bevollmächtigter auf (1304). Wittekind (Weddige) v. d. O., Erbburg- und Schloßgesessener auf Platow und Woldenburg, war Rath bei dem Kaiser Ludwig (1338). Seine Söhne Arend, Heinrich und Henning waren in dem Bündnisse mit aufgenommen, welches die Grafen von Eberstein und andere von Adel mit den Städten Stargard, Greifenberg und Treptow (1354) abgeschlossen. Seine zwei Söhne, Weddige und Tönnies, theilten sich in die Linien zu Pinkow und zu Platow. Sie kauften von dem Grafen Albrecht von Eberstein die übrigen ⅔ von der Herrschaft, Stadt und Schloß Platow (1448). Tönnies erhielt in der Theilung diese Herrschaft, erheirathete mit Arabella von Brüsewitz, der letzten ihres Geschlechts, das Städtchen Schildberg in der Neumark, und erkaufte oder erhielt durch Vertrag nach einer glücklichen Fehde mit dem Grafen Albrecht von Eberstein das Schloß Woldenburg, welchen Vergleich er vom Kaiser Friedrich III. (1472) bestätigen ließ. In seiner Jugend war er eine lange Zeit an dem Hofe dieses Kaisers und zog auch mit demselben nach Rom zu dessen Krönung, wo ihn der Kaiser auf der Tiberbrücke mit mehren andern zum Ritter schlug und den Helmschmuck seines Wappens mit einer goldenen Krone und zwei Adlerflügeln vermehrte. Als Herzog Erich I. von Pommern in Folge von Verwandtschaft den Thron der drei nordischen Reiche, freilich nur auf kurze Zeit, bestieg, so wurde Tönnies vom Könige zu einem der Reichsverweser ernannt, als er nach Pommern wieder zurückging (1450). Einer seiner Söhne, Ewald v. d. O., Ritter und Geheimerath des Herzogs Bogislaus von Pommern, machte mit demselben eine Wallfahrt nach Jerusalem, wo er zum Ritter des h. Grabes geschlagen wurde (1496). Er starb als Landvoige zu Greifenberg im J. 1533. In der dritten Generation nach ihm zeichneten sich David v. d. O. aus, der k. schwedischer Obrist im 30jährigen Kriege war. Mit seinem Sohn Andreas, der in kinderloser Ehe mit Kunegunde von Dewitz lebte, erlosch diese Linie, nachdem er seine Herrschaft Platow ohne Agnaten-Consenz an Vincenz von Blücher (1660) verkauft hatte. Peter Christoph v. d. O., ein Enkel von Heinrich, der Bruder von David, Johanniter-Comthur zu Suhlenberg, war k. dänischer Obrist der Fußgarde und wurde darauf vom Könige Christian IV. zu seinem Oberhofmeister und Obermarschall (1694) ernannt. Nach dessen Tode trat er in die Dienste des Königs Friedrich I. von Preußen, als Geheimerath und Statthalter des Fürstenthums Minden. Einer seiner Söhne, Jakob Franz, starb im J. 1760 als k. dänischer Geheimerath und Amtshauptmann. Aus der Linie zu Pinnow ist noch zu bemerken: Mathias Konrad v. d. O. (im J. 1691 geboren), welcher k. preußischer Kammerherr und Chef-Präsident der kurmärkischen geheimen Finanz-, Kriegs- und Domainen-Kammer war. Dieser reclamirte die widerrechtlich verkaufte Herrschaft Platow von der Familie von Blücher und erhielt sie auch wieder. Aus der Linie zu Schildberg, die von Christoph v. d. O. gegründet wurde (1530), zeichnete sich Alexander Friedrich aus. Er war zu Karsdorf im J. 1638 geboren, ging in seiner frühesten Jugend in kaiserliche Kriegsdienste, wohnte von der Belagerung von Belgrad bis zum J. 1712 allen Schlachten bei, bis ihn der König von Preußen zum Staats- und Kriegsminister ernannte (1718). Er starb 1736 und hinterließ von seinen zwei Gemahlinnen Dorothea von Malzahn und Eva von Barfuß mehre Kinder, deren Nachkommen bis auf die jetzige Zeit ihr Geschlecht fortgesetzt haben. — Das Wappen: ein in der Länge getheiltes Schild, das rechte Feld silbern mit einem rothen Schlüssel, das linke ebenfalls silbern mit drei blauen Schrägbalken, auf dem Helm eine goldene Krone, woraus ein Pfauenwedel wächst, und worauf zwei kreuzweise gelegte Schlüssel ruhen. Dieses scheint das älteste Wappen gewesen zu sein. Später haben die Linien die Insignien der Felder und ihre Farben verwechselt, desgleichen auch den Helmschmuck: so ist das Wappen der Linie zu Platen-Woldenburg auf dem Helme mit zwei rothen Adlerflügeln vermehrt und die Insignien sind in den Feldern umgekehrt; eine andere Linie führt ein rothes Feld mit blauen Schrägbalken und auf dem Helm eine goldene Säule, woraus drei Pfauenfedern ragen und die zwei Schlüssel kreuzweis auf der Säule ruhend; wieder eine andere in einem blauen Feld einen rothen Schlüssel und in einem rothen Felde drei silberne Schrägbalken, auf dem Helme keine goldene Krone, sondern einen Wulst. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Digitized by Google

scher Generalmajor das erledigte Regiment Zweibrücken, wurde im Januar 1759 Generallieutenant, im Nov. 1762 Gouverneur der Festung Düsseldorf und zugleich commandirender General in den Herzogthümern Jülich und Berg, erhielt auch im Junius 1766, in Betracht der Verdienste seines Vaters, den russischen St. Alexander-Newskyorden, war aber 1778 nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte mehre Kinder, worunter Karl Joseph, Freiherr von der Osten, kurpfälzischer Kammerherr seit dem J. 1743, Generalmajor seit 1767, noch 1787 als Generallieutenant und Inhaber eines Infanterieregiments vorkommt.

Als derer von der Osten eigentliches Vaterland muß indessen Pommern, insbesondere Hinter-Pommern, betrachtet werden; hier haben sie am tiefsten gewurzelt und am weitesten sich verbreitet; hier hat sogar ein ganzer Kreis von ihnen den Namen erhalten. Jer und Hermann von der Osten standen, nach des Micrälius Berichte, schon zu den Zeiten des Herzogs Bogislav IV. in hohem Ansehen. Ihre Nachkommen gelangten Anfangs gemeinschaftlich mit den Grafen von Eberstein und mit denen von Blankenburg, von Plötz und von Troyen, aber seit dem 15. Jahrhunderte, zum alleinigen Besitze der Stadt Plathe. Claus von der Osten wurde im J. 1462 an des erschlagenen D. Rubenow Stelle Bürgermeister in Greifswald, und im nämlichen Jahre begann Dionys von der Osten auf Woldenburg, was er kurz vorher von Henning von Lockstedt erkauft, jene denkwürdige Fehde mit der von dem Bischofe von Camin gebannten Stadt Kolberg, in deren Laufe Kolberg selbst von denen von der Osten bestürmt, aber durch die Standhaftigkeit des Bürgermeisters von Schlieffen gerettet wurde, wogegen die Kolberger im J. 1465 Plathe einnahmen, und das Städtchen, gleichwie die feste Burg, den Flammen übergaben. Im J. 1470 kommt Heinrich von der Osten als Kanzler der Universität Greifswald, und gleichzeitig Alexander als Domdechant zu Camin vor. Nachgehends theilte sich das Geschlecht in die vorpommer- und rügische und in die hinterpommerische Hauptlinie. Von jener war David im J. 1576 herzoglich-pommerischer Landrath, ein Amt, welches auch sein Sohn Friedrich bekleidete. Von dieses Friedrichs Söhnen blieb der eine, Georg Friedrich, als schwedischer Rittmeister, den 20. Dec. 1635, der andere, David (nicht Georg Wilhelm) war König Gustav Adolfs von Schweden Kammerherr, auch eine Zeit lang schwedischer Statthalter in dem Hochstift Augsburg, der Markgrafschaft Burgau und dem Fürstenthume Neuburg. Dieser vorpommerischen Hauptlinie gehörte ferner an Henning von der Osten, fürstlich-pommerischer Hof- und Landrath, Erbherr auf Plüggentin, auf der Insel Rügen, und auf Bartevitz, in dem franzburg-barthschen District, wozu er auch noch das Städtchen Penkun und die Güter Radewitz, Wollin, Stecklin, Luckow, Schönenfeld und Petershagen, randowschen Kreises, durch Vertrag vom 2. April 1615, erblich von Joachim von der Schulenburg zu Lieberose, um 122,333 Gulden erkaufte. Henning, der Zeitlebens auch fürstlicher Hauptmann zu Berchen gewesen, starb den 10. April 1626. Einer seiner Söhne, Henning, blieb als schwedischer Capitainlieutenant vor Hameln, den 13. August 1633; durch seinen letzten Willen hat er 1000 Thlr. auf die penkunschen Güter verschrieben, wovon die Zinsen armen Theologen zu Gute kommen sollen. Des Landrathes Henning anderer Sohn, Heinrich, fürstlich-pommerischer Landrath, Erbherr auf Penkun, Plüggenlin, Bartevitz und Dubkevitz, auf Rügen, starb den 18. August 1659, dessen Witwe, Ilsabe Katharina, geb. von der Osten, den 11. März 1670. Heinrichs Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, Oberst in herzoglich-holsteinschem Dienste, verbesserte die penkunschen Güter durch Anlegung der Vorwerke Battingsthal und Friedefeld, erwarb theils tauschweise, theils durch Kauf den alleinigen Besitz des Dorfes Storkow, hinterließ jedoch bei seinem Tode, im J. 1722, seine Angelegenheiten in großer Unordnung. Die Besitzungen auf Rügen und von den penkunschen Gütern Grünz, Luckow, Neuhof, Petershagen, Radewitz, Sommersdorf und Stecklin wurden subhastirt, und des Obersten Söhnen Christian und Heinrich blieben allein Penkun, Wollin, Storkow, Battingsthal und Friedefeld. Auch diese Güter hat Christians Sohn, Heinrich Karl, durch Vertrag vom 25. Sept. 1756, tauschweise gegen Frauenhagen und Kuhweide, in der Ukermark, und eine hinzugefügte Summe von 30,000 Thlrn., an die verwitwete Gräfin von Hacke, geb. von Creutz, abgetreten. Ob Heinrich Karl Nachkommenschaft hinterlassen, können wir nicht sagen, Frauenhagen und Kuhweide sind aber längst ein Eigenthum der Grafen von Arnim zu Boytzenburg.

Von der hinterpommerischen Hauptlinie, die bei weitem die zahlreichere ist, können wir nur einzelne Personen anführen, zunächst die drei Brüder Peter Christoph, Franz Jakob und N N, die alle drei in Dänemark ihr Glück suchten. Franz Jakob, früher königlich-dänischer Oberküchenmeister, dann geheimer Conferenzrath, Amtmann zu Ringsted und Sorce, des Danebrogordens Ritter, starb den 8. Nov. 1739, sein Bruder, N. N. königlich-dänischer Generalmajor und Commandant zu Drontheim, im J. 1728. — Der dritte Bruder, Peter Christoph, königlich-dänischer Hofmarschall, wurde später und schon 1699, preußischer Landdrost zu Minden und Geheimerath. Aus seiner Ehe mit Louise Benedicta von Reichow kamen fünf Töchter und sechs Söhne. Einer derselben, Wilhelm August, starb den 15. Januar 1764, als königlich-dänischer geheimer Conferenzrath, Director des Sundzolles und Ritter des Elephanten-, Union parfaite- und Danebrogordens. Wie nahe mit diesem der insbesondere aus Struensee's Katastrophe bekannte Graf Adolf Siegfried von der Osten verwandt gewesen, ist uns unbekannt. Adolf Siegfried war im J. 1754 als Kammerjunker in Dienste getreten, erhielt im Januar 1757 den Kammerherrenschlüssel, und ging zugleich als Gesandter nach Rußland, wo er bis zum Jahre 1761 verblieb, dann in gleicher Eigenschaft nach Polen. Nach Peters III. Tode mußten die Verhältnisse zu Rußland neu angeknüpft werden, und dieses zu bewerkstelligen, schien Adolf Siegfried vor Allen andern tüchtig.

Digitized by Google

Er hatte seine erste Audienz bei der Kaiserin am 7. Juli 1763, verließ Rußland erst mit dem Jahre 1766, und die ihm nachgesendeten Alexander-Newsky- und Stanislausorden scheinen anzudeuten, daß er in Rußland so wenig wie in Polen mißfiel. Vom April 1766 bis zum Oct. 1770 stand er als Gesandter an dem neapolitanischen Hofe, dann aber wurde er zurückgerufen, um einer der vier Minister zu werden, welche das neu gebildete geheime Conseil ausmachen sollten. Ihm insbesondere wurde das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und das Directorium der öresundschen Zollkammer, mit 4000 Thlrn. Gehalt, übergeben. Im J. 1771 wurde er in den dänischen Grafenstand erhoben, und im April 1773 zum Stiftsamtmanne zu Aalborg ernannt. Er starb gegen Ende des 18. Jahrh., als geheimer Conferenzrath, Assessor des höchsten Gerichtes und Ritter des Elephantenordens. Otto Christoph von der Osten wird den 31. März 1762 Generalmajor in dänischen Diensten, und erhält sogleich das jütländische Regiment zu Fuß; Generallieutenant von der Infanterie seit dem Juni 1773, starb er zu Fridericia, den 5. Juli n. Jahres. — Johann Wibbe, Freiherr von der Osten, Oberst des westerlehnschen National-Infanterieregiments, erhält im Juli 1755 den Kammerherrenschlüssel, wird im J. 1758 Commandant zu Friedrichstein, im Mai 1764 Generalmajor, und kommt noch 1796 als Generallieutenant und Commandant von Drontheim vor. Und soviel von der Nachkommenschaft von König Christian V. Hofmarschall, von Peter Christoph von der Osten.

Christoph von der Osten auf Schildberg und Kerkow, in dem königsbergschen Kreise der Neumark, auf Wartin, in dem randowschen Kreise von Vorpommern, starb den 8. Sept. 1631, Joachim Bernd von der Osten, königlich preußischer Geheimrath und Erbherr auf Wartin den 12. Dec. 1757; seine Erben haben das Gut Wartin, den 6. Oct. 1784, um 70,000 Thlr. verkauft. Heinrich Adam, kurbrandenburgischer Generalquartiermeister, auf Schildberg, erb- und auf Wildberg pfandgesessen, starb den 2. Aug. 1682. — Alexander Friedrich, geb. zu Stölitz, den 16. Juli 1668, that in der Jugend Kriegsdienste, namentlich vor Belgrad, 1688, und in mehren Feldzügen am Rheine, quittirte aber als Oberstlieutenant, um des Markgrafen Albrecht Friedrich Hofmarschall zu werden. Im J. 1712 wurde er Vicepräsident des lithauischen Kammercollegiums zu Tilsit, und im J. 1718 wirklicher geheimer Staatsminister. Nach einigen Jahren ging er auf seine Güter, und blieb den Geschäften fremd, bis zum Tode des von Hamraht, wo er dann neuerdings, Anfangs 1727, als geheimer Staatsminister und Präsident der Regierung zu Halberstadt in Dienste trat. Sein Posten wurde aber von 1733 an sehr unruhig, und er mußte es sogar geschehen lassen, daß ihm einer von Lüderitz, 1736, als Adjunctus beigegeben wurde. Dieses Ereigniß überlebte er nicht lange, er starb sehr plötzlich, den 10. Nov. 1736, aus zwiefacher Ehe, 1) mit einer von Maltzahn, 2) mit Eva Katharina von Barfuß, sieben Kinder hinterlassend. Seine Güter Stölitz und Retzlitz fielen in Concurs, und wurden 1740 um 27,000 Thlr. verkauft. — Ägidius Christoph, Landrath und Hofkriegsbeisitzer in Pommern, hatte die Söhne Matthias Konrad, Johann Otto Heinrich und Valentin Bodo. Valentin Bodo blieb als Oberst von der Artillerie in der Schlacht bei Breslau, den 22. Nov. 1757. Johann Otto Heinrich, geb. den 2. August 1693, starb zu Stendal, den 14. Juni 1749, als Oberst und Commandeur des Regiments Jung-Kleist. Matthias Konrad, geb. den 16. Nov. 1691, ward den 14. Mai 1714 Kammerjunker, den 15. Juni 1717 Commissariatsrath bei der hinterpommerischen Regierung zu Stargard, den 5. Dec. 1718 Kammerherr, den 28. Nov. 1720 Vicedirector bei dem Commissariat zu Magdeburg, den 15. Juni 1727 Kammerdirector zu Königsberg, den 5. Dec. 1732 Präsident der kurmärkischen Kammer, und den 25. Januar 1733 geheimer Ober- Finanz- Kriegs- und Domainenrath bei dem zweiten Departement. Am 7. Sept. 1727 erkaufte er die Hälfte von Bandekow um 1233 Thlr. 8 Gr.; und am 9. März 1731 und 28. Oct. 1739 um 20,000 Thlr. von Christian Ludwig von Blücher das große Schloßgut in Plathe und das Dorf Zowen. Er hat auch die bisher armselige Kirche in Plathe in eine Kreuzkirche verwandelt, und mit einer Orgel versehen. Er starb den 16. Febr. 1748, aus seiner ersten Ehe, mit Clara Sophia von Blücher, einen Sohn, aus der andern Ehe, mit Helene Charlotte von Eickstedt, drei Töchter hinterlassend. Der Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. im Febr. 1721, war der Kammerherr und Johanniterritter von der Osten, der sich durch seine reiche und gewählte Sammlung ebenso verdient um die pommerische Geschichte, als berühmt gemacht hat. Diese Sammlung bestand: 1) aus einer beinahe vollständigen pommerischen Bibliothek, in allem etwa 3000 Druckschriften zählend; 2) aus einer guten Anzahl von Handschriften, Pommern betreffend; 3) aus einer Kartensammlung. Der Kammerherr kannte ungefähr 200 Karten von Pommern, und besaß hiervon die große Mehrzahl; 4) aus topographischen Karten von pommerischen Städten, in unglaublicher Anzahl, zum Theil aber nur in sehr kleinen Stichen, dergleichen, besonders die der großen lubinischen Karte beigefügten Abbildungen. Von Stettin allein waren 40 Abbildungen vorhanden; 5) aus pommerischen Münzen; eine starke Sammlung, die dessenungeachtet der Besitzer selbst nicht für vollständig hielt; 6) aus Portraits pommerischer Herzoge, die mit Wratislaw IX. (starb 1457) beginnen; 7) aus Kupferstichen von pommerischen Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten, in großer Anzahl; 8) aus verschiedenen, zum Theil in der Nähe von Plathe aufgefundenen slavischen Alterthümern. Der Kammerherr war aber nicht nur Sammler, sondern auch Schriftsteller: das von ihm entworfene Verzeichniß aller adeligen Geschlechter, welche seit dem 12. Jahrh. bis auf gegenwärtige Zeiten Landgüter in dem Herzogthume Pommern, mit Einschließung des schwedischen Pommern, besessen haben und seine Abhandlung von den pommerschen Karten, sind in Brüggemanns Beschreibung von Pommern, 1. Bd. S. XCVIII — CXVIII und S. I — XXI abgedruckt. Ungleich wichti-

Digitized by Google

tiger sind aber die zwei Werke, die er in der Handschrift hinterlassen hat, nämlich Geschlechtstafeln von allen pommerischen Adelsgeschlechtern, mit historischen Erläuterungen über alle männliche Erben, dann ein raisonnirendes Verzeichniß über sämmtliche pommerische Münzen und Medaillen. Letzteres allein würde einen ziemlich ansehnlichen Band ausmachen. Die „kurze Nachricht zur pommerischen Münzwissenschaft, abgefaßt von Friedrich Wilhelm von der Osten, königlichem Kammerherrn, Johanniterordens-Ritter und Landrath [Greifswald, 1782. 4.] 2½ Bogen)", ist hiervon nur ein Auszug. Die Geschlechtstafeln, zum Theil nur Berichtigungen der Elzowschen Genealogien, füllen eine ganze Reihe von Folianten aus. Wider die Weise der meisten Sammler hatte Friedrich Wilhelm sein Vermögen sogar vermehrt; durch seines Vaters Cession, vom 21. Oct. 1745, besaß er, als Äquivalent für mütterliche und andere erbschaftliche Forderungen, im Gesammtbetrage von 56,000 Thlrn., die alten Ostenschen Lehen Altenhagen, Justin, Bandekow, Muddelmow, Pipenburg und Heydebreck, wie auch die Korn- und Schneidemühle in Plathe, sodann ließ er sich durch Rechtsspruch vom 12. Julius 1751, nach des Vaters Tode, das große Gut in Plathe und das Gut Zowen für 10,000 Thlr. zuerkennen. Endlich erkaufte er um 2000 Thlr. am 3. Juni 1777 das kleine Gut in Plathe und den Antheil in Heydebreck. Er starb im J. 1793. Seine zwei Söhne haben sich in die Güter getheilt und mehre davon veräußert. — Heinrich Levin von der Osten, bisher Oberst in preußischen Diensten, wird im Februar 1755 Generalmajor bei der kursächsischen Armee. Julius Levin Heinrich wird den 4. Febr. 1763 Oberhofmeister der regierenden Herzogin von Würtemberg. — Der Ostensche oder genauer der Osten-Blüchersche Kreis, indem die von Blücher 1577 von denen von der Osten das große Gut in Plathe und das Dorf Zowen erkauft hatten, außerdem auch Neuenhagen, und Antheil an Mackvitz und Liezow besaßen, grenzte nördlich mit dem greiffenbergschen, östlich und südlich mit dem borkschen, westlich mit dem daberb- und dewitzschen Kreis, enthielt eine Mediatstadt, Plathe, 22 Dörfer (Bandekow, Kardemin, Kummerow, Geiglitz, Gruchow, Heydebreck, Justin, Kutzer, Liezow, Mackvitz, Muddelmow, Natelvitz, Pinnow, Pipenburg, Radduhn, Reselkow, Wisbow, Witzmitz, Woldenburg, Groß-Zapplin, Zimmershausen, Zowen), sieben einzelne Vorwerke (Altenhagen, Gramhausen, Neuenhagen, Groß-Rübenhagen, Klein-Rübenhagen, Sorenburg und Stölitz), war vor der Classification zu 217¼, seitdem zu 164$\frac{\text{?}}{\text{?}}$ Landhufen angeschlagen, und entrichtete an Steuern und Abgaben in die Kriegskasse, nach dem Etat von 179¾ in Summa 3888 Thlr. 2 Gr. Hierunter befanden sich, als Ablösung für die 15 von dem Kreise zu stellenden Lehenspferde, 267 Thlr. 23 Gr. 6 Pf. Lehens- und Allodificationskanon. Bei der Generaldirection der Feuersocietät für Hinterpommern war das platte Land im J. 1799 mit 108,530, bei der städtischen Feuersocietät die Stadt Plathe für 18,510 Thlr. versichert. Alles dieses war einst der von derer Osten Eigenthum. Als Schloß- und Burggesessene in Hinterpommern hatten sie auch Afterlehnleute, unter welchen wir die von Borntin, die von Loppenow und die von Manteufel zu Rottenow nennen können; dieser Lehenhof war ebenfalls mit denen von Blücher gemeinschaftlich geworden. Vergl. genealogische Beschreibung des Hochadeligen Geschlechtes von der Osten, Burg- und Schloßgesessenen in Pommern. Gedruckt 1738. 4. 10½ Bogen. — Zur Wappens- und Alterthumskunde des Geschlechts der von der Osten. In Gesterdings pommerschem Museum, 3. Thl. S. 417—428.

Aus Pommern waren die von der Osten frühzeitig nach Polen gewandert, wo sie, ihre Lage an einer zweifelhaften Grenze benutzend, bald zu den Markgrafen von Brandenburg, bald zu den sarmatischen Fürsten sich hinneigend, allmälig zu großem Besitz und Einflusse gelangten. Burkard und Heinrich von der Osten wurden im J. 1317 von Woldemar, dem Markgrafen zu Brandenburg und Lausitz, mit der Stadt Driesen, in der heutigen Neumark, belehnt, wogegen der Graf von Driesen (Bodcze oder Ulrich von der Osten) im J. 1365 bekennt, daß die Schlösser Driesen und Zantoch, in dem landsbergschen Kreise der Neumark, von Alters her zu Polen gehörten, und daß er dieselben, nebst ihrem Gebiete, von Polen zu Lehen trage. Bodcze de Ordzen unterhielt auf eigene Kosten während mehrer Jahre den Thronprätendenten Wladislaw den Weißen, verschaffte ihm auch zuletzt die Mittel, sein Erbherzogthum Gniewkowo mit bewaffneter Hand wieder einzunehmen, während des Bodzce Sohn, Ulricus de Osthen, mit einer abgesonderten Schar, das Unternehmen zu unterstützen, die Belagerung von Raciazeck führte, dort abgewiesen, plötzlich vor Gniewkowo selbst erschien, und durch einen kühnen, von mancherlei Zufällen begünstigten Angriff, die Besatzung zur Übergabe nöthigte (1375). Im J. 1402 huldigte Ulrich, Herr von Driesen, dem Könige Wladislaw von Polen, als seinem einzigen und wahren Herrn. Ihre zweifelhafte Politik trug denen von der Osten indessen die nämlichen Früchte, wie ihren Nachbaren, denen von Wedel; ihre Besitzungen unter brandenburgischer, wie unter polnischer Hoheit gingen verloren, und wir wagen kaum die Vermuthung, daß die von der Osten-Sacken, die 1792 und 1805 als Besitzer der Güter Battrow, Landeck, Radownitz und Ratzow, in dem kaminschen Kreise des Netzdistricts vorkommen, schwache Überbleibsel jener mächtigen Grafen von Driesen sein könnten, und daß sie den Beinamen Sacken angenommen hätten, um der polnischen Indigenatsrechte eines andern, in Kurland ansässigen, Zweiges ihres Geschlechtes theilhaftig zu werden.

Die von der Osten-Sacken in Kurland betrachten als ihren Stammvater einen Friedrich von der Osten, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. mit Sophia, der Tochter von Johann dem Friedfertigen, dem Fürsten zu Wenden und Herrn von Rostock, verheirathet gewesen. Ein Abkömmling dieses Friedrichs, Weddich von der Osten, soll 1380, oder 1436 nach Kurland gekommen sein, um sich in dem Stifte Pilten niederzulassen. Hier bestand schon früher eine reichbegüterte Familie von Sacken, aus welcher Otto und Weddich, als Gevollmächtigte der Rit-

Digitized by Google

ter- und Mannschaft des Stiftes Pilten, am Samstag nach Dorothea 1457 zu Wolmar, das auf zehn Jahre errichtete Bündniß sämmtlicher Stände von Livland besiegelten (ihr Siegel enthält drei Sterne). Diese Familie erlosch, wie es scheint, vor Ausgange des 15. Jahrh. und ihre Besitzungen kamen, vermuthlich durch Heirath, an die von der Osten, die hierdurch mit einem Male den reichsten Geschlechtern des Landes gleichgestellt waren. Noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. besaßen sie innerhalb des Stiftes Pilten, das Haus Sacken, in dem sackenhaus'schen; Bathen, Oselden, Grösen und Elkesem, in dem ambothenschen Calwen, in dem neubausschen Kirchspiel, und wenige Jahre später auch noch Appricken und Lahnen, in dem durbenschen, und Lehnen, in dem ambothenschen Kirchspiele. Heinrichs, alias Johanns, von der Osten genannt Sacken, sechs Söhne theilten sich im J. 1522 in den väterlichen Nachlaß. Der älteste von ihnen, Johann, der den Kehr- (Loos-) Zettel gemacht hatte, erhielt zu seinem Antheil Appricken. Otto nahm Oselden, Martin das Stammhaus Sacken, Arndt Lehnen, Heinrich Lahnen, Alexander Bathen. Martin und Arndt hinterließen keine Nachkommenschaft. Von Alexander ging die apprickensche und die zuletzt fürstliche Linie aus. Otto's Nachkommenschaft, oder die oseldensche Linie, hat sich in die Häuser Elkesem, Wangen, Dubenalcken, Kaltenbrunn, Oelsen und Grösen vertheilt. Der Linie von Lahnen gehören die Sacken von Schnepeln, der Linie von Bathen die Häusrr Waynoden und Kalisten an. Hier kann nur von der Nachkommenschaft des ältesten und des jüngsten Bruders gehandelt werden.

Die zuletzt fürstliche Linie. Johann Ulrich von der Ostrn genannt Sacken, königlich-polnischer Kammerherr, Landrath von Pilten, Erbherr auf Bathen und Lehnen, hatte zwei Söhne. Der ältere, Ewald, fürstlich-kurländischer Kanzler und Oberrath, Erbherr auf Dondangen und Pfandherr zu Pilten, starb vor dem Jahre 1729 Der jüngere, Johann Ulrich, hessen-casselscher Oberstlirutenant, Starost von Piltrn, Erbherr von Dondangen und Bathen, war 1685 geb., und starb den 6. Aug. 1731, aus seiner Ehe mit Benigna Elisabeth von Fircks einen Sohn und fünf Töchter hinterlassend. Der Sohn, Karl, geb. 13. Nov. 1726; königlich preußischer Oberkammerherr, grheimer Etats- und Kriegsminister, früher kursächsischer Cabinetsminister, des schwarzen Adler-, St. Andreas- und Alexander-Newskyordens Ritter, Starost von Pilten, Erbherr von Dondangen, Groß- und Alt-Bathen, Neucampen, Gulben und Lardien, wurde (1762?) von dem Kaiser Franz I. in des heil. röm. Reichs Grafenstand, und von König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bei dessen Thronbesteigung 1786 in den Fürstenstand erhobrn. Er starb den 31. Dec. 1795, und wurde zu Dondangen in der lettischen Kirche beigesetzt. Seine erste Gemahlin, die Gräfin Henriette Erdmuthe Eleonora von Brühl, verm. den 27. Febr. 1753, starb zu Stockholm, wo ihr Gemahl als königlich-polnischer Gesandter residirte, im Wochenbette, den 19. April 1762. Die einzige Tochter, die sie den 17. April 1762 geboren, Christiana Henriette Maria Elisabeth, starb den 29. Januar 1766. Am 10. Nov. 1771 schritt Karl hierauf zur zweiten Ehe mit Christiana Charlotte Sophie von Dieskau, des Grafen Ludwig Gebhard von Hoym zu Droyßig Witwe; von ihr hatte er keine Kinder, gleichwol erbte sie ihres Gemahls großes Vermögen, insbesondere die prachtvollen Güter in Kurland, die sie jedoch vor ihrem zu Brrlin, den 6. Julius 1811 erfolgten Ableben an einen Grafen von der Osten-Sacken zurückgab (vielleicht an den Grafen Friedrich Ludwig von Osten-Sacken, den zweiten Gemahl ihrer Tochter erster Ehe).

Aus Alexanders Nachkommenschaft nennen wir einen spätern Alexander, der als königlich-schwedischer Commissarius und Waisenherr in Esthland, auch Erbherr auf Kabist, Wenneser, Peude und Kaunispäh vorkommt, und 1653 starb, mit Hinterlassung der Söhne Georg und Alexander. Georg, geb. 1617, Mannrichter und Rittmeister, hierauf öselscher Landrath, endlich Statthalter auf Ösel, auch Präsident in dem Oberlands- und Consistorialgerichte, Erbherr auf Kaunispäh, Eiefer, Grita, Jorsund und Cölljall, wurde zu Folge königlicher Briefe am 17. Sept. 1675 auf dem stockholmschen Ritterhause untrr Nr. 832 introducirt, und starb den 27. August, 1690, sein einziger Sohn, Johann Gustav, im J. 1717. Dieser, Oberstlieutenant in schwedischen Diensten, brsaß Kaunispäh und Cölljall, auf Ösel, Eiefer, in Esthland, und Kymmenegard, in Finnland, hatte aber in seiner Ehe mit Wilhelmine Gertrude von Fersen keine Kinder. Georgs jüngerer Bruder, Alexander, war der Vater von Alexander Friedrich, der Großvater von Johann Gustav, dieser Landrath, Landrichter und Consistorialdirector der Provinz Ösel, Erbherr auf Kaunispäh, Cölljall, Eiefer, Zerel, Mepäh, geb. den 6. März 1692, starb den 13. Juni 1778, nachdem er in seiner Ehe mit Hedwig Beata von Nolcken zehn Kinder, darunter die Söhne Reinhold Friedrich, Johann Gustav, Otto Georg, Karl Magnus, Ludwig Christoph und Lorenz Gottlieb gesehen. Alle sechs haben Nachkommenschaft hinterlassen, die zum Theil in der neuesten Geschichte Rußlands eine bedeutende Rolle spielt; Johann Gustav insbesondere, Erbherr auf Kirna und Engdes, war kursächsischer Generallieutenant, Chef eines Regimentes Chevaux-legers und bevollmächtigter Minister an dem russischen Hofe, Karl Magnus russischer Geheimerath und Gouverneur des Großfürstrn Constantin. Dieses Karl Magnus (uneheliche) Nachkommenschaft führt den ebenfalls nicht unberühmt grwordenen Namen Nekas (Sacken rückwärts gelesen).

Die von der Osten in Pommern führen in dem der Länge nach getheilten Schilde, in dem rothen Felde zur Rechten, einen silbernen Schlüssel; in dem blauen Felde zur Linken drei silberne Flüsse. Das Wappen derer von der Osten genannt Sacken ist geviertrt; 1 und 4 Osten, 2 und 3 drei goldene Sterne im blauen Felde. (Vergl. S. 464. *(v. Stramberg.)*

OSTENBURG, Burgruine in der Nähe des Städtchens Wölstein, im gleichnamigen Canton der großherzog. hess. Provinz Rheinhessen. Am Eingang in das roman-

Digitized by Google

tische Münsterthal, durch welches sich der Weg nach Neubamberg zieht, erheben sich die grauen Trümmer. Das nahe Wöllstein gehörte in den ältesten Zeiten der Abtei St. Maximin bei Trier, welche 1125 noch im Besitze war. Ob damals schon die Ostenburg vorhanden, ist nicht bekannt. Erst nachdem Wöllstein an die Raugrafen gekommen, findet sich auch jene in deren Besitz, aus welchem sie in den der Wildgrafen überging. Als die Franzosen 1690 die Uferlande des Mittelrheins gleich Kannibalen verwüsteten, sank durch sie auch die Ostenburg in Trümmer. (*G. Landau.*)

OSTENDE, Bezirk und Stadt im Königreiche Belgien. In der Provinz Westflandern liegt der Bezirk Ostende, der eine Stadt und 27 Gemeinden enthält und in der neuesten Zeit von beinahe 37,000 Menschen bewohnt war (36,991 ist die genauere Angabe). Er hat seinen Namen von der Stadt Ostende, die, an der Nordsee, unter 51° 13′ 57″ Br. und 20° 34′ 53″ L., gelegen, stark befestigt und mit Außenwerken umgeben, den wichtigsten Hafen Belgiens besitzt. Er ist zwar, obgleich er zwei Bassins hat, nur klein und dabei wegen der davor liegenden Sandbänke schwer zugänglich, allein seine Lage und der Mangel besserer Häfen geben ihm eine große Bedeutung. Die Stadt ist gut gebaut, hat grade und reinliche Straßen, 1820 Häuser und 11,390 Einwohner. Zu den öffentlichen Gebäuden, unter denen das 1711 erbaute Rathhaus das ansehnlichste ist, gehören zwei Hospitäler und zwei Kirchen, und zu den sehenswerthen Bauwerken das Pfahlwerk zur Befestigung der Seedämme, und der Leuchtthurm. Ein Übel für die Stadt ist der Mangel an süßem Wasser, welches man ¼ Stunde weit aus dem Kanale von Brügge herbeiholen muß. An Handel und Betriebsamkeit ist sie sehr bedeutend. Sie hat Schiffswerfte, acht Brauereien, vier Seilereien, drei Talglichter- und drei Wachskerzenfabriken, vier Tabaksfabriken, eine Segeltuchfabrik, Taudrehereien, Salzraffinerien und viele Sägemühlen. Sehr bedeutend war ehemals der Handel. Joseph II. hatte ihn dadurch sehr belebt, daß er die Stadt 1781 für einen Freihafen erklärte. Am meisten nahm er im englisch-amerikanischen Kriege zu; aber er sank auch bald wieder, als die Franzosen die Niederlande besetzten und die Engländer den Hafen blockirten. Durch Kanäle, welche Ostende mit Brügge und Nieuport verbinden, wird er beträchtlich unterstützt. Die Stadt selbst hat eine Börse, zwei Jahrmärkte und drei Wochenmärkte, und setzt besonders Vieh, Butter, Farbehölzer und Getreide um. Andere Erwerbszweige sind das stark besuchte Seebad, die Austernfischereien, die Seefischerei und der Kabljaufang. Von öffentlichen Behörden befinden sich hier ein Friedensgericht, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Geschichte ist Ostende vornehmlich durch seine Belagerung von 1601 bis 1604 bekannt, welche einer ungeheuern Menge Menschen das Leben kostete und mit ihrer Übergabe an den spanischen General Spinola endigte *). (*Eiselen.*)

*) Man sagt, daß Ostende seinen Namen erhalten hätte im Gegensatze gegen das eine Stunde davon gelegene Westende. Es wurde erst im J. 1470 von Karl dem Kühnen mit Mauern umgeben und dadurch zur Stadt gemacht. (*H.*)

Ostendienst, soviel wie Hostendienst (latein. Hostenditia) s. d. Art. Hostenditiae.

OSTENGAU, im bremenschen Sprengel an der Oste gelegen, welcher der Gau seinen Namen verdankt. Es wird seiner im J. 804 zum ersten Male gedacht, wo es heißt, daß Karl der Große seine Scharen gegen Wimodia, Hostingabi und Rosogavi gesandt habe [1]). Ebenderselbe Gau wird uns, wiewol in sehr entstellter Form und in zwei verschiedenen Lesarten, in einer Urkunde des Klosters Kemnade von 1004 genannt, nämlich als Gau Hostrunga mit den Örtern Holana und Aunsetila [2]), welche wir unbedenklich für Hollen und Abbenseth in der Börde Lamstedt erklären würden, wenn nicht die zweite Lesart [3]), die den Gaunamen in Hogtrunga verunstaltet, aus jenen zwei Ortsnamen drei machte, nämlich Holana, Aun und Setila, welche Theilung der Namen nicht allein in der Bestätigungsurkunde von 1017 eine Stütze findet [4]), sondern auch in dem Umstande, daß sich in ebender lamstedter Börde sowol ein Ahn als ein Seth findet. Da nun zu dem Gaue Wigmodi bereits die Kirchspiele Ihrel [5]) und Beverstädt [6]) gehörten, in dem verdenschen Gaue Woltsaten das Kirchspiel Wilstedt [7]) genannt wird, worin aller Wahrscheinlichkeit nach auch Rahde und Selsingen als zum verdenschen Sprengel gehörig, gelegen haben [8]); da ferner die Kirchspiele Heeslingen, Mulsum und Bargstedt in dem Gaue Heilanga [9]) lagen, und die kleinen Gaue oder Lande Kehdingen, Hadeln und Wursten den Ostengau ostnord- und westwärts einschlossen, so bleibt für diesen Gau nur der kleine Landstrich an den Ufern der Oste, den die Börden Lamstedt und Ringsstedt und das Gericht Osten einnehmen. (*Leopold v. Ledebur.*)

OSTENGERN, darunter ist der auf der Ostseite der Weser gelegene Theil Engerns, im Gegensatze zu dem am Westufer des Flusses gelegenen Westengern zu verstehen (vergl. Ostfalen). Es ist dies eine rein geographische, nicht auf politischen Eintheilungen beruhende, oder durch Rechtsverschiedenheiten begründete Bezeichnung, welches schon daraus hervorgeht, daß der Strom, nicht

1) Et deinde misit imperator scaras suas in Wimodia et in Hostingabi et in Rosogavi, ut illam gentem forna patriam transduceret. (Chronic. Moissiac. ap *Pertz* I, 307.) 2) Der Abdruck der Urkunde in *Grupen*, Orig. Pyrmont. p. 11. 3) Der Abdruck nach dem Autograph in *Falke*, Cod. trad. Corbej. p. 905. 4) Ap. *Schaten* ann. Paderb. 5) In pago Unimoti (l. Uuimoti) in comitatu Wigmari in duo loca Urlaha et Ottingha. 937. (Künig, Reichsarchiv. 16. B. 2. Abth. 3.) 6) De Wigmodia ex villa Westristan-Beverigiseti (vita S. Willehadi ap. *Pertz* II, 383). Es ist dies Wester-Beverstedt. 7) Ex Waldsatia ... de villa Williamstedi (vita S. Willehadi ap. *Pertz* II, 387). 8) v. Wersebe, Beschreibung der Gaue zwischen Elbe und Weser. S. 240. 9) In loco Heslingoa in pago Kilangon 1040 (Staphorst, Hamb. Kirchengesch. I, 590). Widila, Waldersidi, Kokarbiki in Heilanga 1001 (*Falke*, Trad. Corbej. p. 905) welches die Dörfer Wedel im Kirchspiele Mulsum, ferner Wohlerstedt und Kakerbeck, im Kirchspiele Bargstedt sind.

Digitized by Google

reres und bei weitem nicht so zweideutiges Rettungsmittel der Kranken besitzen. Diese Heilmethode, der innere Gebrauch des Sublimats — nach Andern des salpetersauern Queckſilbers — sowie der gleichzeitige von diaphoretiſchen Mitteln: der warmen Theeaufgüſſe, des Liq. amm. acet., vor Allem des Mohnsaftes und des Kamphers, der Sarsaparilla, des Guaiaks, der Spießglanzpräparate, — zumal in der Form des Pollini'ſchen Decocts — leiſten, beſonders wenn die Wirkung dieſer Mittel noch durch allgemeine warme Bäder angemeſſen unterſtützt wird, Alles, was unter ſo ungünſtigen Umſtänden von der Kunſt erwartet werden kann, und führen oft in den verzweifeltſten Fällen dennoch ſelbſt die vollſtändige Geneſung der Kranken herbei. Kalmus, Seidelbaſt, Sadebaum, Färberröthe, Stinkſant und Phosphorſäure ſind dagegen Heilmittel, welche laut der Erfahrung am ſchicklichſten für diejenigen Fälle aufbewahrt bleiben, in denen die Gefahr des Überganges des vorhandenen Knochenleidens in den Beinfraß dringender wird, oder welche doch wenigſtens in dieſen Fällen ſich noch am öfterſten heilſam bewähren.

Das chirurgiſche Verfahren, welches bei offenbar vorhandenem ſyphilitiſchem Beinfraße nothwendig werden kann, die Trepanation des corrodirten Knochens, gehört nur inſofern hieher, als Aſtruc empfohlen hat, bei übermäßiger Heftigkeit und ſehr langer Dauer des ſyphilitiſchen Knochenſchmerzes den Knochen mit dem Trepan zu durchbohren und im Fall alsdann Eiter zum Vorſcheine kommt, die Operation fortzuſetzen und die kranken Knochenſtücke zu entfernen, in neuerer Zeit aber Callerier dieſelbe Operation unter denſelben Umſtänden angeſtellt wiſſen möchte, jedoch in der Abſicht, gleichſam ein neues productives Leben in dem leidenden Theile zu erwecken. Dieſe Operation iſt indeſſen unter dieſen Umſtänden und lediglich zu dieſem Zwecke bis jetzt, auch von ihm ſelbſt, noch nicht angeſtellt worden, und es liegt wol am Tage, daß ſie für ſich allein bei vorhandenen ſyphilitiſchen Allgemeinleiden keine gründliche Hilfe gewähren könnte. (S. noch d. Art. Syphilis.) (*C. L. Klose.*)

OSTEODERMI, *Dumeril* (Pisces), Knorpelfiſche aus der Ordnung der Teleobranchier, mit Kiemendeckel und Kiemenhaut; ohne Bauchfloſſen, die Haut mit einer ſchaligen Bedeckung oder Knochenpunkten verſehen. Es gehören hierher die Gattungen: Ostracion, Tetrodon, Ovoides, Diodon, Orbis und Syngnathus. — *Dum.* Zoologie analytique überſ. von Froriep, S. 108. (D. *Thon.*)

OSTEODES (Ὀστεώδης), alter Name einer kleinen, faſt unbewohnten Inſel, in der Nähe von Sicilien, bei Lipara, Plinius (H. N. III, 14, 8. *Mela* II, 7, 18) rechnet ſie zu den äoliſchen Inſeln, worüber ihn Cluver tadelt. Nach Diodor (V, 11) hätte die Inſel davon ihren Namen, daß die Karthager während ihrer Kämpfe mit den Syrakuſanern, um ſich vor den Forderungen ihrer unbezahlten und deshalb aufrühriſch gewordenen Miethſoldaten zu ſchützen, dieſe auf die Inſel ausgeſetzt und dem Hunger preis gegeben hätten; ſo wäre die kleine Inſel ein Beinhaus geworden. Ostodis wird ſie in der Peutingerſchen Tafel, Ostodos beim Geogr. Ravenn. genannt. (*H.*)

Osteogangraena, ſ. Knochenbrand.

OSTEOGENIE (Ὀστέον-γένεσις), die Lehre von der Entwickelung des Knochenſyſtems im thieriſchen und vorzugsweiſe im menſchlichen Körper, die — obwol der Gegenſtand ſchon die Aufmerkſamkeit der Forſcher des Alterthums beſchäftigt hat, wie die Schriften des Ariſtoteles, Hippokrates und Galens beweiſen — dennoch Jahrhunderte lang, beinahe nur in einem Aggregat vorgefaßter Meinungen und unhaltbarer Hypotheſen beſtand, und den Standpunkt, auf dem ſie ſich gegenwärtig befindet, vorzüglich erſt Haller, Scarpa und Bichat verdankt. Ihn näher, obwol in gedrängter Kürze, zu bezeichnen, halten wir für die eigentliche Aufgabe des gegenwärtigen Artikels, während wir in Betreff der einer verdienten Vergeſſenheit bereits überlieferten, die Knochenbildung betreffenden Anſichten des Alterthums auf die genannten Schriftſteller (*Aristoteles*, De partib. animal. *Hippocrates*, De alimentis — de fracturis. *Galenus*, De aliment, de nat. facult.) zu verweiſen uns begnügen.

Die Ausſcheidung einer feſten Gallerte, welche den Umriß des künftigen Gerippes darſtellt, aber noch keine Abtheilung deſſelben in einzelne Glieder wahrnehmen läßt, bezeichnet den Anfang des Proceſſes der Knochenbildung. Es verwandelt ſich dieſe Gallerte aber zunächſt in Knorpel, das heißt, in eine glasartige, allmälig feſterhart werdende, auf der Schnittfläche glatte, gleichförmige Maſſe, die weder Zellen, noch Blutgefäße wahrnehmen läßt, und deren Ausbildung am Umfange nach der Tiefe hin, von Außen nach Innen, vorſchreitet, ſodaß beim Hühner-Embryo am dritten Tage, beim menſchlichen Embryo in der fünften Woche die Knorpel ſichtbar werden, was im nächſten Verhältniſſe zur Entwickelung des Herzens zu ſtehen ſcheint, indem grade in den dieſem Organe nächſtgelegenen Theilen des künftigen Gerippes, in den Wirbelbeinen, den Rippen und dem Bruſtbeine, die Knorpelbildung zuerſt beginnt. Gleichzeitig wird auch die erſte Spur der Gliederung des ſich bildenden Gerippes wahrnehmbar, indem die erwähnte Metamorphoſe der Gallerte an getrennten Punkten der Maſſe, wo nämlich künftige Gelenkverbindungen ſtattfinden ſollen, erfolgt, während da, wo ſpäterhin eine unbewegliche Knochenverbindung ſtattfinden ſoll, z. B. am Schädel und am Becken, der Knorpel eine gleichförmige, ungetrennte Maſſe darſtellt. Hierauf bilden ſich nun Blutgefäße, welche durch die fibröſe Hülle, mit welcher jeder Knorpel bekleidet iſt, in denſelben eintreten und ſich in ihm verzweigen; die Stellen, an welchen dies geſchieht, werden undurchſichtig, weiterhin gelblichroth, beim Trocken weiß, die Biegſamkeit des Knorpels vermindert ſich allmälig, es bilden ſich Faſern, welche entweder in ſpitzen Winkeln zuſammenfloßen, oder mit einander parallel laufen, durch Querfaſern verbunden ſind, und auf dieſe Weiſe ein zelliges Gewebe darſtellen. Hiermit iſt der Anfang der eigentlichen Verknöcherung gegeben, die im Weſentlichen auf dem Zutritte des

Digitized by Google

bunden zu sein pflegen. Charakteristischer als der Sitz des venerischen Knochenschmerzes ist indeß noch die deutliche Periodicität desselben, indem er am Tag entweder gänzlich schweigt, oder doch nur im geringern Grade wahrgenommen wird, in den Abendstunden aber sich jedesmal von Neuem einstellt, an Heftigkeit meistens bis Mitternacht zunimmt, und nachdem er eine oder zwei Stunden auf seiner Höhe verweilt hat, gegen den Morgen allmälig nachläßt, endlich beim Anbruche des vollen Tages meist gänzlich verschwindet, ein Verhältniß, dessen Grund zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden angegeben worden ist. Irrigerweise glaubten die Ältern es durch die von ihnen angenommene Kälte der materia peccans einerseits, wie durch die Kälte der Nacht im Gegensatze zu den erwärmenden Sonnenstrahlen andererseits, durch die bei Nachtzeit sich schließenden, am Tage geöffneten Hautporen erklären zu können. Was manche Neuere für die Ursache jener nächtlichen Exacerbation des venerischen Knochenschmerzes halten, daß nämlich die Stille und Einsamkeit der Nacht zu dem körperlichen Schmerze das Gefühl der Verlassenheit hinzufüge und überhaupt empfänglicher für die Empfindung mache, würde, wenn es zur Erklärung überhaupt hinreichte, auch den Stachel jedes andern Schmerzes zur Nachtzeit schärfen, was doch augenscheinlich der Fall nicht ist. Viel trägt dagegen ohne Zweifel zum nächtlichen Auftreten des syphilitischen Knochenschmerzes die Bettwärme bei, da sich nicht blos in der Regel die Kranken außer dem Bette mehr oder weniger erleichtert fühlen, sondern diese Erleichterung oft auch schon dadurch gewinnen, daß sie den leidenden Theil von einer erwärmten Stelle des Bettes auf eine kühlere legen. Wir räumen indessen gern ein, daß auch dies zur vollständigen Erklärung der fraglichen Thatsache noch nicht ausreicht, und gestehen, daß wir uns bei jedem Kranken dieser Art an eine wissenschaftliche Lücke erinnert sehen. (Vergl. *A. Murat*, De l'influence de la nuit sur les maladies. Paris 1806.)

Mit andern Knochenschmerzen können venerische in der Regel nicht leicht verwechselt werden, da — abgesehen von dem bisher Gesagten — der rheumatische oberflächlicher zu sein pflegt, oft von einem Theil auf den andern überspringt, immer mit einem bedeutendern Leiden der nahe gelegenen weichen Theile verbunden ist, und in der Wärme nachläßt, der gichtische vorzugsweise die Gelenke ergreift, die von dem venerischen sehr selten und niemals gleich Anfangs befallen werden, der skorbutische nur auf dem Gipfel des ausgebildeten, nicht zu verkennenden, Scharbocks vorkommt, und die den Krebs begleitenden Schmerzen — nächst der Eigenthümlichkeit der krebsartigen Verderbniß des leidenden Theiles — sich schon dadurch auszeichnen, daß sie auch in den leidenvollsten Stunden den Kranken Augenblicke der Erholung gönnen, und nur von Zeit zu Zeit ihn aufschrecken, während der syphilitische zur Nachtzeit ununterbrochen wüthet. Indessen stehen diese Unterscheidungsmerkmale theils an und für sich nicht so fest, daß keines von ihnen Ausnahmen zulassen sollte, theils und insbesondere wird die Diagnose doch nicht selten durch die häufigen Complicationen der Lustseuche mit Gicht, Scharbock ꝛc. bedeutend getrübt, und wir können auch hier einem Irrthume nur durch die treue Beherzigung des Galenschen: *χρὴ πάντα θεάσασθαι τὰ σημεῖα*, und durch die sorgfältige Erwägung des ganzen Verlaufes der Krankheit entgehen. Complicirt mit dem rheumatischen oder arthritischen Knochenschmerze namentlich kommt der syphilitische häufig bei Individuen vor, die sich nach vorangegangener venerischer Ansteckung noch längere Zeit jedem Einflusse einer übeln Witterung bloßzustellen genöthigt waren, wie z. B. Soldaten.

Syphilitische Knochenschmerzen bezeichnen nach dem vorher Gesagten die Höhe der Lustseuche, und sind schon in dieser Hinsicht, und wegen ihrer nächsten in Vorstehenden angeführten Wirkungen auf den Organismus ein Krankheitszufall von größter Bedeutung. Außerdem sind aber noch die Zerstörungen zu fürchten, welche die diesen Schmerzen zum Grunde liegende Entzündung in den Knochen so oft hervorbringt, und aus welchen die Gummigeschwülste (Gummata), Knochenerweichungen (Osteosarcosis), die Tophi, die syphilitischen Exostosen, eine ungewöhnliche Sprödigkeit der Knochen und häufig selbst der Beinfraß hervorgehen, ohne daß nach dem Eintritte dieser Wirkungen jene Schmerzen nachließen. Die Prognose ist vielmehr in Bezug auf diese letztern am ungünstigsten, wenn der Schmerz in Exostosen wüthet, bereits Beinfraß eingetreten ist ꝛc.; etwas günstiger im entgegengesetzten Fall, auch wenn die Ursache eine complicirte wäre (wenigstens gilt dies von einigen Complicationen und namentlich den rheumatischen) am günstigsten verhältnißmäßig bei dem einfachen und noch nicht veralteten venerischen Knochenschmerze.

Die Unbekanntschaft mit der Natur des Übels und der Aberglaube haben früher auch gegen syphilitische Knochenschmerzen manches Mittel angewandt, welches wir hier der verdienten Vergessenheit nicht entreißen wollen. Wir müssen vielmehr daran erinnern, daß diese Schmerzen, Folge einer Entzündung, zunächst ein antiphlogistisches Heilverfahren fodern, und daß namentlich gleich Anfangs das Ansetzen von Blutegeln an die schmerzhaften Stellen, kleine Gaben von Mittelsalze, und besonders von Salpeter, örtliche lauwarme Bäder aus Milch oder den Abkochungen schleimiger Vegetabilien mit Zusatze von Mohnköpfen, Schierling oder Bilsenkraut bereitet, manchmal treffliche Dienste leisten. Auf gleiche Weise nützen oft narkotische Kataplasmen, oder mit einer Opiumauflösung befeuchtete Compressen, warm auf den leidenden Theil gelegt u. dergl. m. Wesentliche und gründliche Hilfe kann jedoch begreiflicherweise nur eine schickliche Behandlung des gesammten kacheltischen Leidens versprechen, als dessen Wirkung der Knochenschmerz auftritt. Wenn man aber in dieser Beziehung gegen denselben früherhin vorzugsweise Merkurialräucherungen anwandte, so sind diese dagegen jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen, und ihre gefährlichen Nebenwirkungen lassen um so weniger die Erneuerung dieses Heilverfahrens wünschen, als wir in den jetzt gebräuchlichen Inunctionsmethoden, namentlich der Russischen, ein weit sich-

Digitized by Google

der zweite Halswirbel in vier, das Kreuzbein in 21 Stücke. Manchen Knochen fehlen noch einzelne Verknöcherungspunkte, namentlich am Riechbeine die senkrechte Platte, am Schulterblatte die Fortsätze, am Oberarm und an den Finger- und Zehengliedern das obere Endstück, sowie das untere am Schienbeine, den Mittelhand- und Mittelfußknochen; ferner am Oberschenkel das obere Endstück und die zwei Rollhügel, das hintere Endstück an den Rippen; das obere und untere am Ellbogen, der Speiche und dem Wadenbeine, am Atlas der Körper. Die obern Hörer des Zungenbeines, die Kniescheibe, die untern Schwanzbeine, die vier Knochen der obern Reihe in der Handwurzel, das große und kleine viereckige Bein, das Kahnbein der Fußwurzel und die drei Keilbeine zeigen alsdann noch gar keine Spur der Verknöcherung. Die Knochenbildung des Organismus zu vollenden ist demnach dem Leben nach der Geburt vorbehalten, während dessen immer mehr und mehr erdige Theile in die knorpelige Grundlage der Knochen niedergelegt werden. Ohne in eine genauere Schilderung dieses spätern allmäligen Fortschreitens der Knochenbildung nach der Geburt einzugehen, welche die Leser ausführlich bei Mende (Ausf. Handb. der gerichtl. Med. IV. S. 74—92) nach Beclard und vorzüglich nach Meckel geschildert finden, bleibt uns über diesen Gegenstand noch Folgendes im Allgemeinen zu bemerken. Die knorpeligen Zwischenstücke der aus mehren Stücken bestehenden Knochen werden nach der Geburt allmälig mit Knochenstoff ausgefüllt, und diese Stücke dadurch zuletzt in Eins verwandelt, und die Ansätze — obwol nicht alle zu gleicher Zeit, und früher in stärkern (daher auch in männlichen), als in schwächlichen, kranken Körpern, zumal bei vorhandener Rhachitis — im Fortsatz, an denen zuletzt jede Spur der früher vorhandenen knorpeligen Verbindung verschwunden ist. Im gleichen Verhältnisse sehen wir Hervorragungen und Vertiefungen, welche früher an den einzelnen Knochen gar nicht wahrnehmbar waren, entstehen, oder früher vorhandene stärker werden, z. B. den Zitzenfortsatz, die Tuberosität der Speiche, die Vertiefungen auf der innern Fläche der Hirnschale u. dergl. m., welche Erscheinungen man einerseits vom Zuge der Muskeln, welche an solche allmälig stärker hervortretende Punkte der Knochen angeheftet sind, wie namentlich des Biceps und des Sternocleidomastoideus, andererseits vom Drucke weicher Theile, wie namentlich der Schlagadern, der Hirnhäute und des Gehirns, abgeleitet hat, — gewiß nicht ganz mit Unrecht, obwol diese allerdings rein mechanische Ansicht die von manchen Neuern dagegen erhobenen Einwürfe, daß man nämlich Erhabenheiten auch an solchen Stellen der Knochen wahrnimmt, an denen gar keine Muskelinsertion stattfindet, daß andere vorhanden sind, ehe die Muskelkraft jene Höhe erreicht hat, auf welcher sie die in Rede stehende Wirkung hervorbringen könnte, daß es sich auf ähnliche Weise mit den Knochenvertiefungen verhält, und daß insbesondere bei Anencephalen das Schädelgewölbe und der Schädelgrund dieselben Eindrücke wahrnehmen lassen, welche beim Vorhandensein das Gehirns als Wirkungen desselben angesehen werden ꝛc., nicht ganz zu erledigen vermag. Wie dem aber auch sein mag, allmälig werden die Oberflächen der Knochen unebener, die Röhrenknochen nehmen mehr oder weniger eine prismatische Gestalt an. Es bilden sich allmälig die innern Höhlen der Knochen, z. B. die Stirnhöhlen, die Nähte der Schädelknochen, die Größe des Kopfes tritt nach und nach in ein richtigeres Verhältniß zum übrigen Körper, indem das Wachsthum des Kopfes sich gegen jenes des Beckens und der Beine verändert, bis endlich im männlichen Alter das Gerippe seine höchste Entwickelung erreicht hat, von welcher es im höhern Alter wieder herabsteigt. Die Knochen, welche in diesem höhern Alter eine gelbe Farbe annehmen, werden zugleich, sowie die Starrheit der Faser im Körper überhaupt allmälig immer größer wird, die kleinern Schlagadern unwegsam werden, und die Ernährung mangelhaft wird, allmälig dünner und beträchtlich leichter, besonders die weiblichen; die Diploe der flachen Knochen verschwindet nach und nach ganz, und die zunehmende Menge der erdigen Theile im Körper erhöht die Sprödigkeit der Knochen, weshalb Brüche dieser letztern im Greisenalter so leicht erfolgen. Wenn Ribes (Bulletin de la faculté de Paris, 1819. nr. 11.) diese größere Brüchigkeit der Knochen nicht, nach dem Beispiel anderer Physiologen, dem Übermaß an phosphorsaurer Kalkerde beimessen zu dürfen glaubt: so fehlt es zur Zeit noch diesem Widerspruch an triftigen, entscheidenden Gründen, während es unbezweifelte Thatsache ist, daß bei den Knochen alter Leute auch die Markzellen verschwinden, und das Mark, wenn auch seine Menge sich nicht überhaupt vermindern sollte, eine mehr dünne und wäßrige Beschaffenheit annimmt. Aber auch der bisher beschriebene eigentliche Verknöcherungsvorgang ist dem Greisenalter keineswegs fremd; er geht alsdann vielmehr in gewissen Theilen sehr lebhaft von Statten. Die Knorpel namentlich, welche ebenfalls mit dem Alter dichter und spröder werden, daher auch ihre Federkraft verlieren, verknöchern in dieser Zeit des Lebens sehr häufig, die sogenannten unbeständigen meistens bald nach dem 60. Jahre, die beständigen in der Regel erst später, oder sie werden, wenigstens Anfangs, wie von einer Art von Knochenrinde überzogen, wobei jedoch eine genauere Untersuchung meistens einen Knochenkern in ihrer Mitte nachweist. Ähnlichen Veränderungen sind alle Gewebe des Körpers, das Zellengewebe, die Muskelsubstanz, die Sehnen, besonders auch die Häute der Schlagadern ꝛc. im Alter unterworfen, und so häufig ist in dieser Lebenszeit die Verknöcherung der Knorpel des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Rippen ꝛc., daß Morgagni (De causs. et sedib. morbor. epist. 236) es bei einer Frau von 64 Jahren als sehr auffallend bezeichnen durfte, daß an ihrer Leiche keine Verknöcherung der Rippenknorpel wahrnehmbar war. Freilich fand Harvey (Philosoph. Transact. Lond. 1669. p. 887) selbst in der Leiche eines Mannes, der ein Alter von 152 Jahren erreicht hatte, und dessen Körper fleischig und fett bis zum Tode geblieben war, die Eingeweide gesund und keinen Knorpel verknöchert; ja es scheint überhaupt

Digitized by Google

eine erwiesene Thatsache, daß grade bei Individuen, die ein ganz ungewöhnlich hohes Lebensalter erreichen, diese Verknöcherungen der Knorpel ꝛc. nicht wahrgenommen werden. Nichtsdestoweniger ist dieser Vorgang im Allgemeinen als ein charakteristischer des Alters anzusehen, und es ist mit Recht schon von Andern als sehr bemerkenswerth bezeichnet worden, daß er mit einem entzündlichen, mindestens congestiven Zustande des verknöchernden Theiles im wesentlichen Zusammenhange zu stehen scheint, indem er dem Greisenalter keineswegs ausschließlich zukommt, man vielmehr oft in den Leichen jüngerer Personen die Knorpel des Larynx nach entzündlichen Affectionen desselben, die der Rippen nach chronischen Pneumonien ꝛc. findet, auch diesen Befunden analog viele Erscheinungen genannt werden müssen, welche wir in Folge arthritischer Affectionen ꝛc. zu sehen gewohnt sind.

Ihre letzten Umwandlungen erleiden die Knochen nach dem Tod, obwol sie, als die härtesten Theile des Körpers, der Verwesung am spätesten anheimfallen. Zuerst wird die thierische Materie unter Einwirkung der Luft und des Wassers zerstört und verflüchtigt, und nachdem später auch die Phosphorsäure zum Theil ausgelaugt oder zersetzt ist, wird der Knochen mürbe, leicht zerreiblich und zerfällt endlich in Staub. Daß dies, besonders unter gewissen Umständen, oft erst sehr spät geschieht, ist bekannt, und wir beschränken uns darauf, noch zu bemerken, daß man in Knochen, welche 700 Jahre in der St. Genovefen-Kirche gelegen hatten, ein purpurrothes Pigment und Krystalle von phosphorsaurem Kalk mit Überschuß von Phosphorsäure und etwas phosphorsaurem Talk angetroffen hat. (*Fourcroy* und *Vauquelin*, Annal. du muséum national d'hist. nat. Paris. Vol. X. p. 1 sq. *Rob. Nesbitt*, human osteogeny explained. (London 1736.) *A. de Haller*, Deux mémoires sur la formation des os. (Lausanne 1758. 12.) *Scarpa*, De penitiori ossium structura. *Bichat*, Anatomie générale. T. III. K. F. Burdach, Die Physiologie als Erscheinungswissenschaft. 2. Thl.) (*C. L. Klose.*)

OSTEOGLOSSUM *Vandelli* (Pisces). Eine von Cuvier angenommene Gattung mit Sudis nahe verwandt, besonders durch zwei Bartfäden unterschieden, welche von der Verbindung des Unterkiefers herabhängen, die Afterflosse mit der Schwanzflosse vereinigt, die Zunge knochig, durch eine Menge kleiner, kurzer, grader und abgestutzter Zähnchen so raub, daß man sie benutzt als Raspel, um Früchte zu zerkleinern. Typus dieser Gattung ist ein ziemlich großer Fisch aus den brasilischen Gewässern. O. Vandelli *Cuv.* zu dem Cuvier als Synonym Ischnosoma bicirrhosum *Spix* Taf. 25 zieht. Gehört zur Familie Clupeidae. (D. *Thon.*)

OSTEOLEPIS (Paläozoologie). Der Name Osteolepis (von *ὀστέον*, Knochen, und *λεπίς*, Schuppe = Knochenschuppe) bezeichnet, nach Valenciennes' Vorschlag, ein Geschlecht fossiler Fische, wahrscheinlich dem Süßwasser angehörig und mit Lepisosteus verwandt, welches Sedgwick und Murchison in den zwischen Oldred Sandstone und Zechstein liegenden Schiefern von Caithneß gefunden, Agassiz aber nur mit Zweifel in sein System der Ganoiden aufgenommen hat, da es nach seiner Vermuthung wol zu Amblypterus oder Palaeoniscus gehören könnte. Eine Diagnostik davon ist bisher noch nicht gegeben worden. Osteolepis hat die Schuppen von Lepisosteus, die Bauchflossen sehr weit nach Hinten, die Afterflosse fast ganz unter der Rückenflosse, welche mithin selbst weit nach Hinten steht. Schwanzflosse [?] gabelförmig, wodurch dieses Genus besonders von Lepisosteus abweicht. Zwei Arten: O. macrolepidotus und O. microlepidotus *Valenc.*, *Sedgwick* et *Murch.* p. 144 sind nur durch die Größe der Schuppen von einander verschieden *). (*H. G. Bronn.*)

OSTEOLITHI (Paläozoologie), Knochensteine (aus *ὀστέον*, Knochen, und *λίθος*, Stein) ist die üblichste Benennung zur Bezeichnung der fossilen Knochen im Allgemeinen und ohne Rücksicht auf Thierart und Versteinerungszustand.

Luyd und Andere haben jedem dieser Knochen, die sie nach Glied und Thierart gar oft nicht zu deuten wußten, nach ihrer Form und allerlei Zufälligkeiten einen besondern Namen beigelegt, als: Cartilago, Craticulum, Locularia, Maxillaria, Scapularia, Solearia, Vertebella, Xylosteon etc. Andere theilten die fossilen Knochen ein in Osteolithi hominum, mammalium, avium etc. (S. Linné, Gmelin ꝛc.) Vorzüglich durch die Bemühungen Cuviers, von Sömmerings, Goldfuß', Rosenmüllers ꝛc. sind spätere Oryktozoographen zur bessern Deutung fossiler Gebeine in Stand gesetzt worden.

Die Classen und Ordnungen der Thiere sind nicht wohl durch Charakter zu erkennen, welche allen Knochen einer ganzen Classe oder Ordnung gemeinsam wären. — Was den chemischen Bestand der fossilen Knochen anbelangt, so ist solcher, abgesehen von den Zersetzungen und der Imprägnation mit Mineralsubstanzen, welche sie im fossilen Zustand erfahren haben, mehr von der Nahrung eines Thieres, als von der Classe und Ordnung abhängig, der es angehört, wie folgende Zusammenstellung der Analysen von de Barros [1]) ergibt, welche vorzüglich auf den Gehalt von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalke gerichtet waren.

	Kohlens. Kalk.	Phosphors. Kalk.
Löwe	0,025	0,950
Hammel	0,193	0,800
Huhn	0,104	0,886
Frosch	0,024	0,952
Fische	0,053	0,919

Doch ist insbesondere bei den aus den Säugethieren entnommenen zwei Beispielen ersichtlich, wie die von animalischer Kost lebenden Thiere noch mehr phosphorsau-

*) Sedgwick und Murchison in den Transact. of the geological Society of London. New Series. 1829. III, 144. *Woodward*, Synoptical Table of British organic remains, p. 37. *Agassiz*, Recherches sur les poissons fossiles. (Neufchâtel. 4.) II, 5. Jahrb. f. Min. 1833. S. 472. v. Meyer, Palaeologica (Frankf. 1832.) S. 305.

1) Journ. de Chim. médic. 1828, Juin, p. 289.

Digitized by Google

ren Kalk in der Zusammensetzung ihrer Knochen enthalten, als die bloßen Herbivoren.

Dem Gefüge nach erscheint die zellige Structur der Knochen unterer Classen gröber (was besonders im verwitterten Zustande mehr hervortritt) als die der Säugethiere, während bei den Vögeln die Röhrenknochen größtentheils, vorzüglich die der Flügel von Textur dichter, innen hohl, die Höhle mit glatten Wänden versehen sind, wodurch theils ihre zum Fluge bei ihrer verhältnißmäßigen Länge nöthige Stärke ohne Vermehrung der Schwere zunimmt, theils eine Art von Respiration auch im Innern der Knochen möglich wird, indem aus dem Körper Luft durch besondere Öffnungen in jene Knochen treten und sich darin erneuern kann. Der Schädel zerfällt bei den drei niedrigern Wirbelthierclassen in eine viel größere Anzahl durch Nähte mit einander verbundener, und auch in hohem Alter sich nicht vollständig vereinigender Knochenstücke, als bei den Säugethieren, sodaß jedes Schädelbein dieser letztern bei erstern wieder aus mehren zusammengesetzt ist und der Schädel sich weniger leicht vollständig erhalten hat.

Man ist häufig in Verlegenheit, die erst neuerlich in die Erde gekommenen Knochen rücksichtlich ihres geologischen Alters von denen der Diluvial- und ganzen Tertiärzeit zu unterscheiden, da beide auf ähnliche Art vorkommen können, nämlich blos calcinirt, mehr oder weniger ihrer organischen Bestandtheile (die im frischen Zustande bis zu 0,40 betragen können) beraubt, mürbe oder hart — oder (in Tropfsteinhöhlen und Breccien) mit Kalksinter so durchdrungen, daß dieser nur einen Theil der Knochenzellen ausfüllt, und die ursprüngliche Knochensubstanz und Textur immer sichtbar erscheint. Enthalten die kalkhaltigen Wasser noch andere Erdbestandtheile chemisch, oder in sehr fein zertheiltem Zustande mechanisch aufgelöst, so werden die Knochen auch davon imprägnirt (Talkerde ꝛc.). Liegen die Knochen an freier Luft, der Sonne und dem Regen wechselsweise ausgesetzt, so zersetzen sie sich schneller, büßen schneller ihre organischen Bestandtheile ein, als im beständigen Schatten, unter Dach, oder in der Erde, und hier in der Luft und Wasser durchlassenden Sandschichten schneller, als in undurchlassendem Thone. Werden sie von mineralhaltigen und absetzenden Wassern durchzogen (was aber wieder eine lockere Mergel- oder Kalksanderde vorauszusetzen pflegt), so verlieren sie ihre organischen Gemengtheile um so schneller, je rascher aus jenen sich Erdbestandtheile in ihnen absetzten. Daher ist weder das Imprägnirtsein der Knochen mit Kalkerde, noch jenes mit in dem sie umschließenden Boden nur höchst spärlich vorkommenden Erdarten (M. de Serres), noch der Mangel an organischen Elementen und das hievon bedingte Anhängen derselben an die feuchte Lippe (Buckland) ein sehr sicheres Kennzeichen des geologischen Alters der Knochen. Jene sehr durchlassenden oberflächlichen Erdschichten können in wenigen Decennien weiter zersetzt sein, als die seit Jahrtausenden in dichten Bodenschichten eingeschlossen waren, wie durch Marcel de Serres aus vergleichenden Analysen erwiesen worden gegen Buckland, der die Behauptung aufgestellt hatte, daß das Anhängen an der Zunge oder Lippe bei den Knochen der Breccien und Diluvial-Niederschläge ebenso beständig, als das bei denen der Alluvionen, Torfmoore, römischen Gräber und Druidenhügel (zu Pairland und Wokey-Hall) selten sei [2]).

Die kleinen, innen dichten, nach allen Richtungen ungefähr gleichgroßen Beine der Hand und des Fußes pflegen sich gegen mechanische Zerstörung jeder Art am besten zu erhalten; ebenso die mit Schmelz überzogenen Zähne, welche von größern Raubthieren nie mit gefressen werden, aber ihrer ungleichen Zusammensetzung wegen, wenn sie einmal stärker abgenutzt worden, sich auch ungleich zusammenziehen und ausdehnen, und daher leicht bersten und sich zersplittern; sie sind glücklicher Weise die zum Erkennen der Thiere nach Classe, Genus und Art am meisten geeigneten Theile. Schwieriger erhalten sich die Unterkiefer und die langen Röhrenknochen, welche letztere ihres markigen Inhaltes wegen von Raubthieren immer gern angenagt werden. Die flachen Knochen (Schulterblatt, Schädel und Beckentheile) werden durch jeden auf ihre große Fläche wirkenden mechanischen Druck am meisten zerstört. Schulterblatt und Becken kommen daher nur selten vor. (*H. G. Bronn.*)

Osteolithus, s. Osteocolla.

OSTEOLOGIE (*Ὀστέον — λόγος*), Knochenlehre, derjenige Theil der Anatomie, welcher sich mit der Untersuchung und Beschreibung der Knochen, sie mögen sich im frischen oder getrockneten Zustande befinden, beschäftigt, weshalb die Erweiterung des medicinischen Lehrgebäudes durch eine Osteographie, wie sie von Manchen als eigenthümliche Doctrin angenommen worden ist, schwerlich nothwendig genannt werden, wenigstens in dem allgemein angenommenen Begriffe der Osteologie ihre Rechtfertigung nicht finden kann. Dieser älteste Zweig der anatomischen Wissenschaften — denn er ist der einzige, mit welchem schon die Alten vertraut waren, welche Schwierigkeiten auch ihren Forschungen in diesem Gebiet entgegenstanden — ist zugleich, wenn überhaupt irgend einem dieser Zweige der Vorzug vor den andern gegeben werden könnte, der wichtigste von allen insofern zu nennen, als auf ihm ebenso die gesammte Anatomie ruht, wie das Skelet die Grundlage des Körpers ausmacht. Gründliche osteologische Studien bahnen daher am sichersten allen anatomischen den Weg, und da dem Hippokratischen Irrthume, nach welchem die Anatomie dem Maler nützlicher sein soll, als dem Arzte, Rolfink ganz richtig die Behauptung entgegenstellte, daß die Anatomie das Auge der Medicin genannt werden dürfe: so bedarf es keines Beweises, daß osteologische Studien, wie trocken sie auch an sich selbst unleugbar sind, dem ganzen medicinischen Studium die sicherste Basis gewähren, abgesehen von dem besondern Nutzen, welchen sie dem Wundarzt und dem Geburtshelfer bringen.

Die Knochen des menschlichen Körpers, denn von

2) *Buckl.* in Ann. of Philos. 1827, August, und *James.* in n. Edinb. philos. Journ. 1827, July, p. 382, 383.

Digitized by Google

diesen kann hier nur wieder vorzugsweise die Rede sein, übertreffen an Festigkeit und Härte alle andern Theile desselben, wovon der Grund darin zu suchen ist, daß in ihnen Leim und Faserstoff mit erdigen Theilen, dem eigentlichen Knochenstoffe (phosphorsaurer Kalkerde), verbunden sind. Anhaltendes Kochen der Knochen im Wasser, wodurch jener Leim aufgelöst und der Faserstoff abgetrennt wird, läßt diesen Knochenstoff, als eine spröde, dürre Masse zurück, und verdünnte mineralische Säuren, welche den Knochenstoff auflösen, verwandeln ebendadurch den Knochen in eine biegsame, knorpelartige Masse. In den Röhrenknochen liegen diese eigentlichen Knochenfasern mehr oder weniger gleichlaufend, in den flachen Knochen — wie am deutlichsten an den platten Schädelknochen der Frucht und den Wasserköpfen kindlicher Leichen wahrgenommen wird — laufen sie strahlenförmig aus einander, das Zellgewebe der Knochen aber läßt, wie in andern Theilen, Zwischenräume wahrnehmen, die bald größer, bald geringer, oft nur dem bewaffneten Auge sichtbar sind und von deren Größe die verschiedene Dichtigkeit der einzelnen Knochen abhängt, wonach denn auch die sogenannte netzförmige Masse in den Markröhren der Röhrenknochen die lockerste, die Masse der Zähne und des Felsenbeines die härteste ist. Die Ernährung der Knochen erfolgt durch Schlagadern, die daher auch ernährende (Arteriae nutritiae) heißen, und durch eigene Löcher (Foramina nutritia) in den Knochen eindringen, wo ihre Äste sich größtentheils in der innern schwammigen Masse verbreiten; jeder Knochen hat wenigstens ein solches ernährendes Gefäß, doch ist das Knochensystem im Ganzen mit um so zahlreichern Schlagadern versehen, je jünger der Körper ist, und umgekehrt, weil das Alter auch diese Gefäße verstopft, und die Ernährungslöcher selbst zuletzt durch Knochenstoff schließt. Den ernährenden Schlagadern stehen Venen zur Seite, und wenn das Vorhandensein der Saugadern in den Knochen noch nicht vollständig erwiesen ist: so machen doch mannichfaltige Erscheinungen, z. B. die Dünne der Hirnschädelknochen im Alter und besonders die Knochenerweichung (Osteosarkosis) es in hohem Grade wahrscheinlich. Dagegen besitzen die Knochen an sich keine Nerven, zeigen sich daher auch bei Verletzungen, beim Durchsägen, bei der Trepanation ꝛc. unempfindlich, und der Schmerz, welchen manche Krankheiten dieser Organe hervorrufen, kommt daher lediglich auf Rechnung jener im gesunden Zustand unbeträchtlichen Nervenmasse, welche die Schlagadern den Knochen zuführen und welche pathologischen Veränderungen unterworfen ist. Die Farbe der Knochen ist nach den Verhältnissen des Alters, des Temperaments, des Gesundheitszustandes und anderer Momente verschieden. Im Fruchtalter und Kindesalter, wie in den Leichen der an Schlagflüssen verstorbenen Erwachsenen, sind die Knochen röthlich oder bläulich, im reifen Alter werden sie weiß und zwar in vorzüglichem Grade bei Subjecten von lymphatischer Constitution, und die Röhrenknochen in ihrem mittlern Theile; die glänzendste Weiße zeigt der Schmelz der Zähne, der übrigens von aller andern Knochensubstanz bedeutend verschieden ist, ebenso zeigen die Leichen verbluteter Individuen eine auffallende Weiße, sowie es andererseits bekannt ist, daß bei hohen Graden der Gelbsucht die Knochen eine gelbe, und nach dem Genusse der Färberröthe (rubia tinctorum) eine rothe Farbe annehmen. Bei scorbutischen Subjecten nehmen sie eine graue Farbe und ebendieselbe pflegt ihnen im höhern Alter eigen zu werden. Nach dem Tod endlich geben ihnen die ranzig gewordenen fetten Theile ein gelbes Ansehen, welches sie indessen unter fortwährendem Einflusse des Lichtes wieder verlieren.

Von besonderer Wichtigkeit für das osteologische Studium ist die Gestalt der Knochen, von welcher nämlich, nächst ihrer Festigkeit, der Nutzen dieser Organe hauptsächlich abhängt. Man unterscheidet in dieser Beziehung Röhrenknochen, flache und rundliche Knochen. Die erstern sind lang und ihr Mittelstück (Diaphysis) zeigt in jüngern Körpern eine mehr cylindrische, in ältern eine mehr prismatische Form; in seinem Innern stellt es eine hohle Röhre (tubus medullaris) dar, welche in einer netzförmigen Masse das Mark des Knochens einschließt. Gegen die beiden Enden (Fortsätze, Apophysis) hin verdicken sich die Röhrenknochen unter der Gestalt einer Kugel oder Rolle von lockerer Substanz, erfüllt von einem flüssigern Marke, und äußerlich von einer dichtern Substanz überzogen. Es gehören hierher der Oberarmknochen, Schenkelknochen und ähnliche. Die flachen, d. h. ungleich breitern als dicken, Knochen bestehen aus zwei Knochenlagen (laminae), zwischen welchen sich ein schwammichtes, mit Mark erfülltes Zellgewebe (diplos) befindet, und man unterscheidet an ihnen, wie z. B. den Schädelknochen, eine obere und untere Fläche, wie die Rinne, durch deren Zusammentreffen Winkel gebildet werden. Die rundlichen, bald vieleckigen, bald kugelförmigen Knochen endlich, wie z. B. die Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes, bestehen aus einem schwammigen, mit einer Knochenrinde überzogenen Gewebe. Es wird aber außerdem noch die Gestalt der einzelnen Knochen durch manche an der Oberfläche derselben wahrnehmbare Eigenthümlichkeiten der Bildung bestimmt, welche die osteologische Terminologie mit den Worten: Knopf (condylus), Höcker (tuber), Kamm (crista), Stachel (spina), Grube (fovea), Rinne (fossa), Furche (sulcus), Gang (canalis), Loch (foramen) ꝛc. bezeichnet; Bezeichnungen, deren Unterscheidung nur demjenigen kleinlich und überflüssig erscheinen könnte, welcher den Einfluß derselben auf gegenseitige Verständigung im ärztlichen Verkehr übersähe, und nicht wüßte, welche Hilfe beim Studium der weichen Theile des Körpers der Auffassung und dem Gedächtnisse dadurch zu Theil wird, daß ebendiese Theile mit den Knochen in genauer Verbindung stehen, indem diese den erstern bald zur Stütze dienen, bald Durchgangspunkte darbieten, Bewegungen derselben vermitteln ꝛc.

Außer der eigentlichen Knochensubstanz, von welcher im Vorstehenden und in dem Art. Osteogenie die Rede gewesen, müssen als die zum Knochen gehörigen Theile noch die Beinhaut, der Knorpel und das Knochenmark betrachtet werden. Die Beinhaut (periosteum) ist

Digitized by Google

eine aus fibröſen Theilen und Zellſtoffe gebildete, in der Frucht locker, im ältern Körper dichter den Knochen bekleidende, das ganze Gerippe überziehende Haut, von welcher nur die Gelenkflächen freibleiben, und welche am feſteſten an denjenigen Punkten des Knochens ſitzt, wo der Körper eines Knochens mit dem Anſatze deſſelben grenzt, oder Flechſen angeheftet ſind. Sie iſt ſehr gefäßreich, zumal in jüngern Individuen, beſitzt auch höchſt wahrſcheinlich zahlreiche einſaugende Gefäße, läßt aber keine in ſie eindringende Nerven wahrnehmen, weshalb ſie auch wenigſtens die von den Alten ihr beigemeſſene hohe Empfindlichkeit jedenfalls nicht beſitzt. An der Färbung der Knochen durch Färberröthe nimmt ſie keinen Antheil. — Der Knorpel (cartilago), ein halb durchſichtiger Körper von milchweißer Farbe, glatt, in einem hohen Grade mit Federkraft begabt, deſſen Natur zwar noch nicht genügend bekannt iſt, der aber aus einem feſten, mit zäher Lymphe angefüllten Zellgewebe zu beſtehen ſcheint, und wenig Blutgefäße und keine Nerven beſitzt, deſto reichlicher aber mit Haargefäßen verſehen zu ſein ſcheint, durch welche er ernährt wird. Er iſt mit der weſentlich von der Beinhaut nicht verſchiedenen Knorpelhaut (perichondrium) überzogen. Der Knorpel ſelbſt unterſcheidet ſich aber deſto weſentlicher vom Knochen dadurch, daß er weder Knochenſtoff, noch Mark enthält, durch Färberröthe nicht gefärbt, durch Säuren nicht angegriffen wird, gebrochen nicht, wie der Knochen, durch eine Schwiele (callus), ſondern durch eine Narbe heilt, auch vom Beinfraße nicht verzehrt wird. Im ausgebildeten Knochen befinden ſich die Knorpel an den Enden deſſelben, doch beſtehen auch viele andere Theile: die Ohrmuſchel, die äußere Naſe, der Kehlkopf ꝛc. aus Knorpelſubſtanz, und da urſprünglich alle Knochen Knorpel ſind, und nur ein Theil dieſer letztern zu verknöchern beſtimmt iſt: ſo ergibt ſich hieraus von ſelbſt der Unterſchied der verknöchernden von den bleibenden Knorpeln (cart. ossescentes — permanentes). Die nähere Unterſuchung beider hat man zuweilen einer eigenen Doctrin, der Knorpellehre, Chondrologia (χόνδρος — λόγος) überweiſen zu müſſen geglaubt. — Das Knochenmark, eine fette, ölige Subſtanz, welche ſich in der Höhle der Röhrenknochen und der Diploë der flachen befindet, oder genauer in den mit der Markhaut, der ſogenannten innern Beinhaut (tela medullaris *Blumenb.*, periostium int.) überzogenen Zellen der Knochen. Dieſe Subſtanz, deren Maſſe in den Röhrenknochen am größten iſt, erſcheint in den Knochen der Embryonen nur als eine Gallerte, die ſich aber allmälig in Fett verwandelt, zeigt in Erwachſenen eine grüngelbe, im Alter eine dunkelgelbe — beim Genuſſe der Färberröthe unverändert bleibende — Farbe. Zahlreiche Blutgefäße, Zweige der ernährenden Schlagadern des Knochens, verbreiten ſich in jener Markhaut, welche durch das dieſe Gefäße bekleidende Zellgewebe mit der äußern Beinhaut gewiſſermaßen zuſammenhängt, dagegen iſt es unerwieſen und unwahrſcheinlich, daß das Knochenmark Nerven beſitze.

Auch die Verbindung der Knochen unter einander iſt ein lehrreicher Theil der Oſteologie, insbeſondere ein ſehr fruchtbarer für die Kunſt des Wundarztes. Es ſind aber im Allgemeinen die Knochen theils unter einander ſo verbunden, daß dadurch Bewegung derſelben vermittelt wird (Diarthrosis), theils dergeſtalt, daß eine ſolche Bewegung der verbundenen Knochen unmöglich iſt (Synarthrosis). Dieſer letztere Fall findet ſtatt, wo entweder zwei Knochen mit ihren zackigen Rändern ineinander greifen (wahre Nähte, Suturae verae), oder wenigſtens mit rauhen Rändern aneinanderſtoßen (falſche Nähte, Suturae spuriae, harmonia), oder wo ein Knochen in den andern, wie dies jedoch ausſchließlich von den Zähnen gilt, eingekeilt iſt (Gomphosis), oder wo zwei Knochen, wie z. B. die Schambeine unter ſich, durch einen Zwiſchenkörper — Knorpel, ſtarke ſehnige Bänder — unbeweglich verbunden ſind (Symphysis). Die zur Bewegung beſtimmte Verbindung zweier Knochen iſt nach dem Grade der ſtattfindenden Beweglichkeit verſchieden, und dieſe letztere am geringſten bei der Amphiarthrosis, z. B. zwiſchen den Rippen und den Wirbelbeinen, größer beim Ginglymus, der eine Beugung und Ausſtreckung erlaubt, noch freier bei der Rotatio, die einen Knochen ſich um den andern in einem Halbkreiſe bewegen läßt, am freieſten bei der Arthrodia, die eine völlig kreisförmige Bewegung zuläßt. In dieſen verſchiedenen Fällen der Diarthrosis finden ſich an den Verbindungsſtellen der Knochen, dem Gelenke (junctura) gewiſſe Theile, welche jene Bewegung der Knochen befördern, und es gehören namentlich dahin die Gelenkkapſel, der Gelenkſaft und die ſchon erwähnten überknorpelten Gelenkenden der Knochen. Die erſtgenannte (Ligamentum capsulare) beſteht da, wo die Bewegung ſehr ſtark iſt, aus einem äußern durch dichte fibröſe Faſern gebildeten Theile, und der unter dieſen befindlichen Synovial-Membran, welche letztere in allen Gelenken gefunden wird und einen verſchloſſenen Sack bildet, deſſen innere Fläche feucht und daher glatt iſt. Dieſe Membran iſt es, welche den Gelenkſaft abſondert, eine eiweißähnliche Feuchtigkeit, die aus der Gelenkkapſel, wenn ſie geöffnet wird, ſogleich hervorquillt, und es iſt nicht weniger die Synovial-Membran, welche die überknorpelten Gelenkenden der Knochen beſtändig ſchlüpfrig erhält, wobei noch der Umſtand die Bewegung erleichtert, daß die Wölbung des Endes eines der beiden verbundenen Knochen mit dem flachen oder ausgehöhlten Ende des andern grenzt, wodurch die Reibung beider vermieden wird. Außerdem iſt die Bewegung mancher Gelenke auch noch durch die innern Knochenbänder, welche die Knochenenden ſtärker vereinigen und den Meniscus (Cartilago interarticularis), einen ſelbſtändigen Knorpel von zwei glatten, etwas ausgehöhlten Oberflächen, die von der Synovial-Membran überzogen und den überknorpelten Enden beider Knochen zugekehrt ſind, mithin den gegenſeitigen Druck derſelben vermindern, erleichtert. — Wie nahe ſich übrigens bei dieſer ganzen Angelegenheit Knochenlehre und Bänderlehre (Syndesmologia, ſ. d. Art.) berühren, bedarf nicht erſt der Bemerkung; doch ſcheint in ſyndesmologiſcher Hinſicht hier nur noch ſoviel angeführt werden zu müſſen, daß die Knochenbänder weiße faſerige

Digitized by Google

Bündel darstellen, die an mehren Stellen schichtenweise über einander liegend ein gestreiftes Ansehen erhalten, und nach Maßgabe ihrer Bestimmung und der hiernach verschiedenen Stärke ihrer Fasern auch einen verschiedenen Grad von Federkraft zeigen.

Schon nach allem bisher Gesagten dürfte es nicht zweifelhaft erscheinen, daß wir im Obigen mit Recht die Rolle, welche das Knochensystem im thierischen Haushalte spielt, als eine sehr wichtige bezeichnet haben, und Näheres über diesen Gegenstand bleibt billig der Physiologie überlassen. Einige Worte über denselben mögen uns indessen hier noch vergönnt sein. Wenn die Knochen im Allgemeinen — theils mittelbar, theils unmittelbar — allen weichen Theilen zur Stütze, zum Befestigungspunkte, vielen edeln Organen (dem Gehirne, dem Herzen ꝛc.) zum Schutze gegen Angriffe der Außenwelt dienen, wenn sie — wie vornehmlich Krankheitszustände zeigen — einen entschiedenen Einfluß auf die Gestalt, die Beweglichkeit ꝛc. der weichen Theile haben, und wenn, wie sich von selbst versteht, die Muskeln nur vermittels der Knochen ihrem vielumfassenden Zwecke genügen können; so ist unverkennbar, daß auch die einzelnen Theile jedes Knochens wichtigen Bestimmungen ihre eigenthümliche Beschaffenheit verdanken. Die Fortsätze der Knochen z. B., abgesehen davon, daß sie oft eine wesentliche Bedingung der Bewegung sind, dienen den Muskeln und Knochenbändern zur Befestigung, und sind daher auch meistens erst die Frucht der Wirksamkeit dieser Theile. Auf ähnliche Weise bilden sich und nutzen die Gruben der Knochen. Die Löcher und Kanäle derselben bieten den Gefäßen und Nerven Durchgangspunkte aus einer Höhle in die andere dar. Die Beinhaut, aus welcher freilich nicht, wie die Alten glaubten, der Knochen selbst entspringt, erleichtert doch bedeutend die Bewegung, indem sie die äußere Fläche der Knochen, an welcher die Muskeln unmittelbar befestigt sind, glatt macht, und trägt überdies zur Ernährung der Knochen bei, indem sie den in dieselben eindringenden Gefäßen zur Befestigung dient. Das Mark vermindert jenes Gewicht, welches die Knochen nothwendig haben müßten, wäre ihre Höhle mit Knochenstoff oder einem andern schweren Körper erfüllt. Ob sich indeß der Nutzen des Knochenmarkes, wie Sömmering annahm, hierauf beschränkt, ist noch unentschieden. Wol möglich, daß es, wie Andere meinen, auch dazu Einiges beiträgt, die Sprödigkeit des Knochens, dessen Poren er durchdringt, zu vermindern, wovon der Gegenbeweis wenigstens darin nicht gesucht werden kann, daß die Knochen des Embryo, ehe sie Mark enthalten, grade am wenigsten spröde sind. Sie verdanken offenbar in diesem Zeitraum ihre Geschmeidigkeit nicht dem Mangel des Markes, sondern lediglich ihrem geringen Gehalt an Knochenstoff.

Die Zahl der Knochen des menschlichen Körpers ist — auch abgesehen von dem Unterschiede, welchen in dieser Hinsicht der Körper der Frucht von dem des Erwachsenen darbietet, bei welchem letztern viele in der Frucht getrennte Knochenstücke in eins verschmolzen sind — nicht ganz genau zu bestimmen, da die Individualität der Bildung zahlreiche Anomalien (mitunter so häufig, daß sie kaum diesen Namen erhalten können) mit sich führt. Doch kann man ungefähr jene Zahl auf 249 bestimmen, von denen 59 auf den Kopf, 58 auf den Rumpf und 132 auf die Gliedmaßen zu rechnen sind. Durch ihre Ligamente in Verbindung erhalten, stellen sie ein natürliches Gerippe, durch Draht mit einander zur Form desselben vereinigt aber ein künstliches dar *).

(*C. L. Klose.*)

---

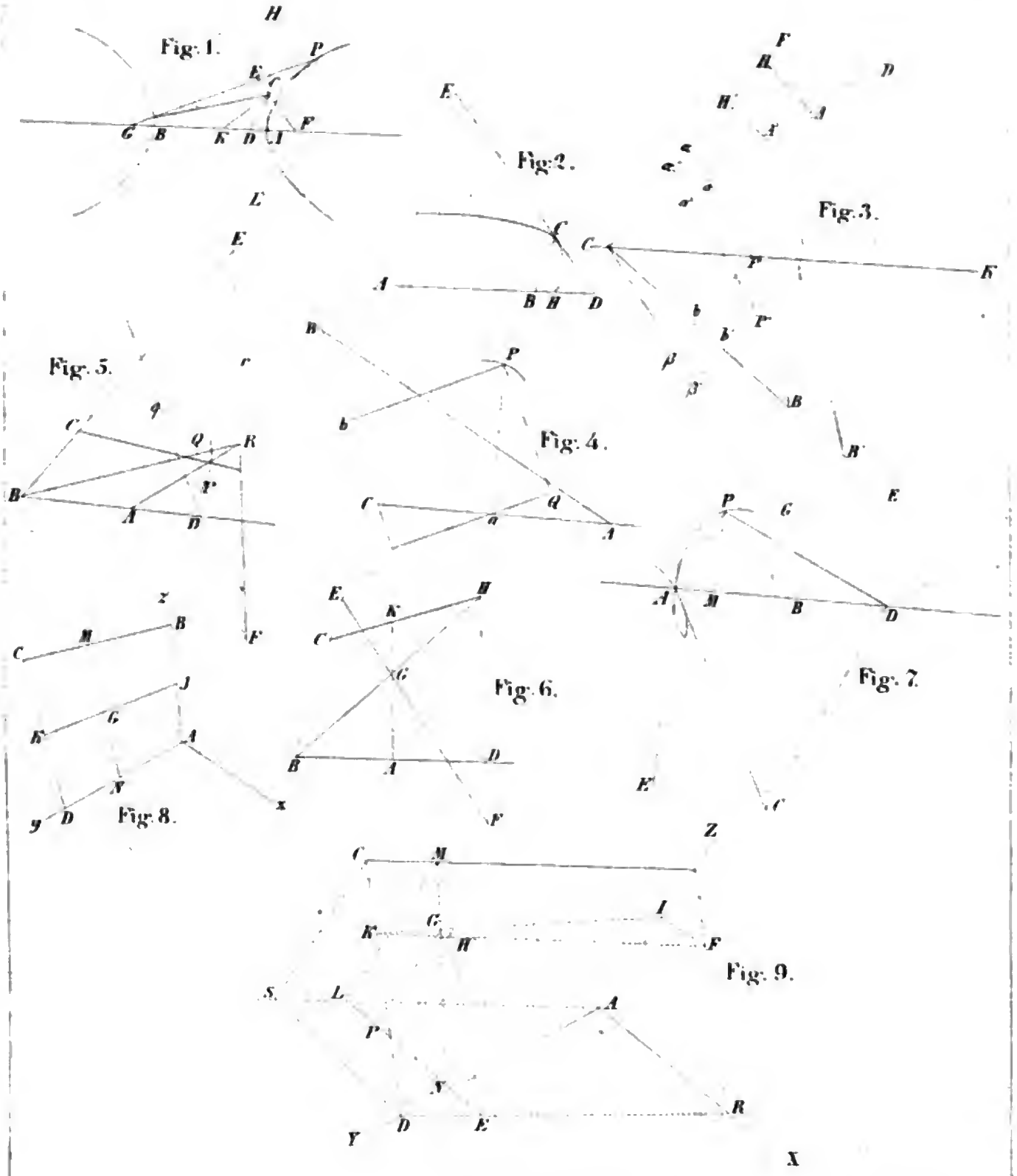
*) *Albinus*, De ossibus c. h. (Vindob. 1756.) De sceleto humano. (Lugd. Bat. 1762. 4.) Icones ossium foetus humani. (Lugd. Bat. 1757. 4.) Tabulae sceleti et musculorum. c. h. (Lugd. Bat. 1747. fol.) Tabulae ossium. (1753. fol.) J. F. Blumenbach, Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers. 2. Aufl. (Göttingen 1807.)

Ende des sechsten Theiles der dritten Section.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum Artikel **Ort**, *(geometrischer)*



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 810 514

AE
27
A6
Sect. 3
v. 6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 810 514

AE
27
A6
Sect. 3
v. 6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries

3 6105 014 810 514

AE
27
A6
Sect. 3
v. 6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google